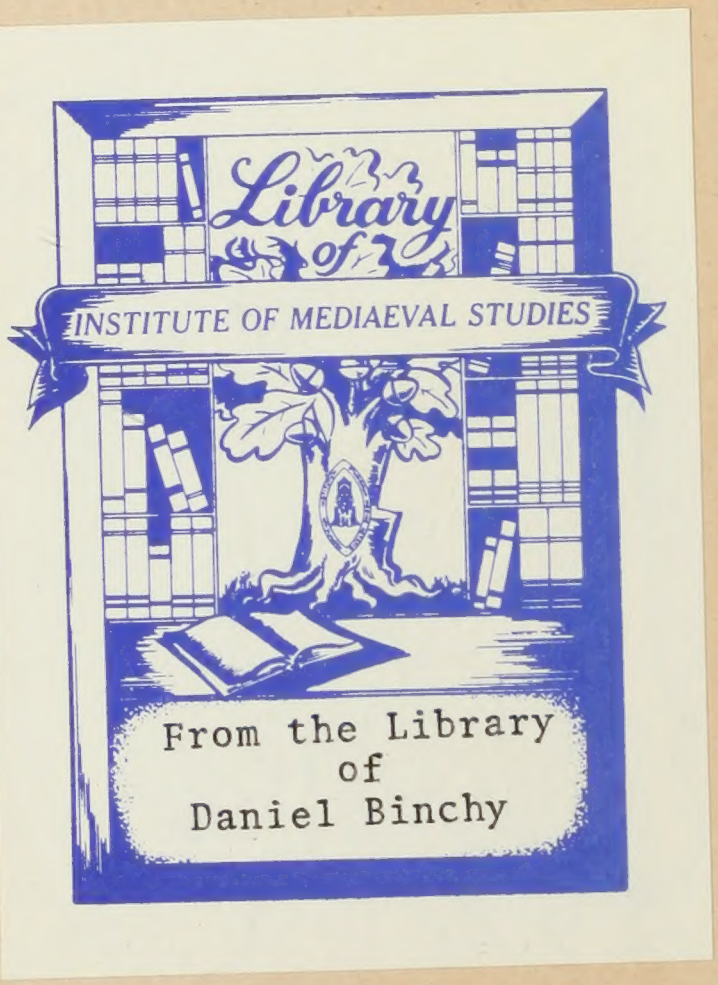

Library of
INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
From the Library
of
Daniel Binchy

The Institute of Mediaeval Studies
LIBRARY
Toronto, Ontario

Deutsche Geschichte

Deutsche Geschichte

Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben

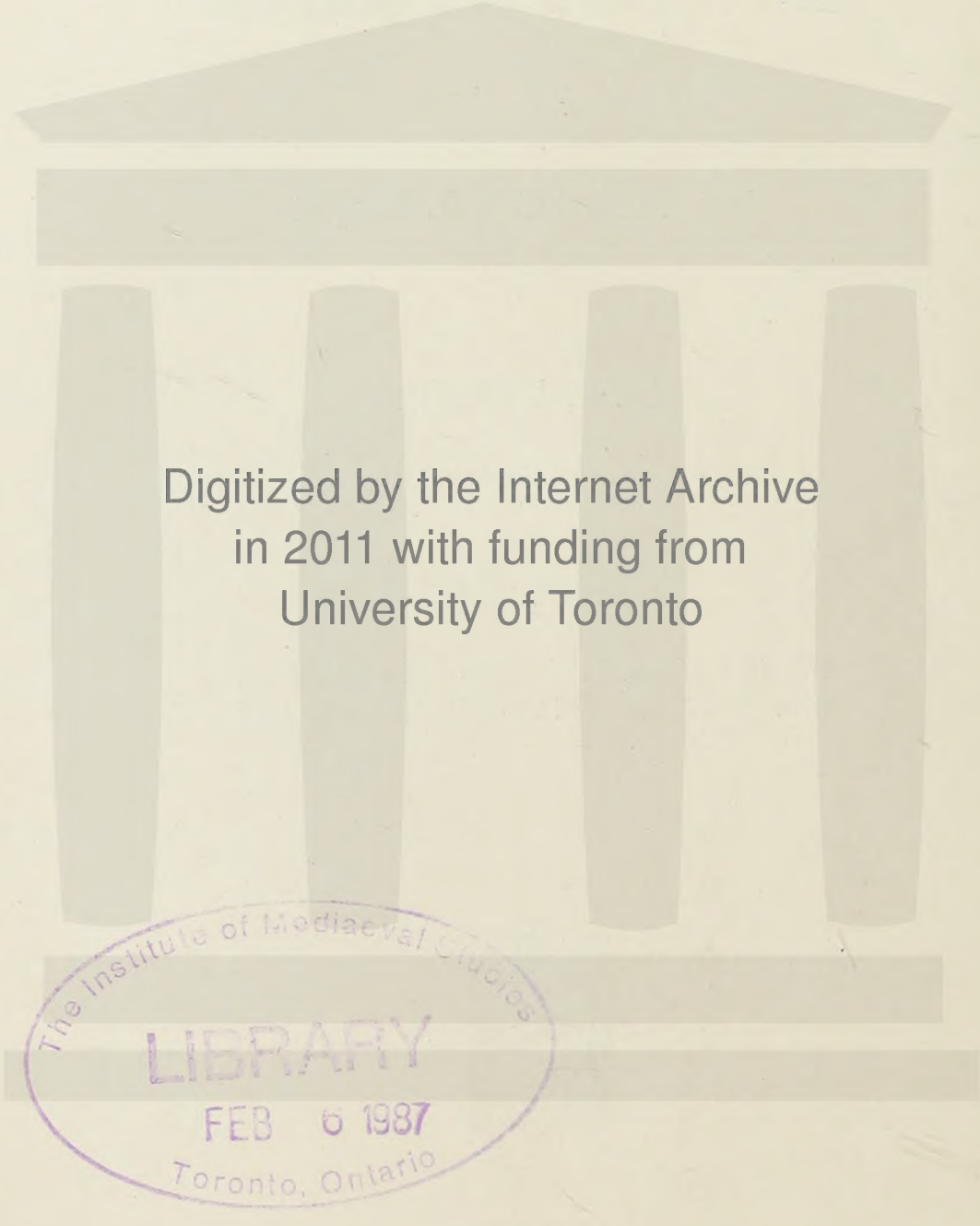
Von Prof. Dr. Ed. Heyck

In drei Bänden

Dritter Band

Mit 16 Beilagen in Schwarz- und Farbendruck,
2 farbigen Karten und 356 Abbildungen im Text

Bielefeld und Leipzig 1906
Verlag von Velhagen & Klasing



Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/deutschegeschich03heyc

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Regententafeln 1
Könige und Kaiser 1
Päpste 2
Königreich Burgund. Bayern. Österreich 4
Schwaben. Württemberg. Haus Zähringen 5
Lotringen 6
Pfalz bei Rhein. Mainz 7
Trier. Köln. Sachsen 8
Thüringen. Hessen 9
Hannover. Mecklenburg 10
Brandenburg-Preußen. Ordensland Preußen. Polen 11
Böhmen 12

Das Werden des neuen Deutschland (1648—1871) 13

XII. Die Lage nach dem Westfälischen Frieden 13
1. Das Reich 13
2. Partikularismus und Kosmopolitismus 16
3. Die materielle Lage 20

XIII. Die Territorien 23

XIV. Deutschland zur Zeit des Großen Kurfürsten 113
1. Friedrich Wilhelm bis zur Souveränität in Preußen 113
Der Kurprinz 113
Die Anfänge des Kurfürsten 115
Brandenburg im schwedisch-polnischen Kriege 123
2. Friedensjahre und Friedenstätigkeit 130
Deutsche Kolonialpläne und Großhandelsprojekte 135
3. Deutschland im Zeichen Ludwigs XIV. 139
Rheinbund von 1658 139
Der erste Raubkrieg 140
Der zweite Raubkrieg und die Schlacht von Fehrbellin 144
Der Krieg in Pommern und Preußen gegen Schweden 158
Nimwegen und St. Germain 162
Die Reunionen und der Raub von Straßburg 166
Österreich, Ungarn-Siebenbürgen und die Türkei 173
4. Überseeische Unternehmungen des Großen Kurfürsten 178
5. Ausgang des Großen Kurfürsten 180

XV. Die Zeit des Anschlusses von Preußen an Österreich 187
1. Reichsereignisse 187
Der dritte Raubkrieg Ludwigs XIV. 188
Die Kurwürde Hannovers 192

Seite

Der Friede von Rijswick 194
Fortgang des Türkenkriegs 195
Die polnische Krone Kursachsens 198
2. Das Königtum der Hohenzollern 201
3. Der Spanische Erbfolgekrieg 210
Kaiser Josef I. 216
4. Der Nordische Krieg 221
Der Thronwechsel in Preußen 1713 225
Fortgang des Nordischen Krieges 228
5. König Friedrich Wilhelm I. 231
6. Kaiser Karl VI. und das Reich 239
Vorgänge im Leben der Bekenntnisse 243
7. Ausgang Karls VI. und Friedrich Wilhelms I. 247

XVI. Das Zeitalter Friedrichs des Großen 259
1. Der Kronprinz 259
2. Die Kriegszeit 1740—1748 266
Der erste Schlesische Krieg und der Österreichische Erbfolgekrieg 266
Der zweite Schlesische Krieg und der Ausgang des Erbfolgekrieges . . . 276
3. Preußische Friedensjahre 278
4. Der Siebenjährige Krieg 286
5. Die erste polnische Teilung 299
6. Der bayrische Erbfolgekrieg und der Fürstenbund 302
7. Die spätere Friedensregierung Friedrichs des Großen 308
8. Die Ära Josefs II. 314
9. Abhängigkeit und Verselbständigung der neueren deutschen Kultur 316
Die Höfe 317
Pietismus und religiöse Sonderbildungen 323
Philosophie und Rationalismus, gelehrter Universalismus und deutsch-gerichtete Gelehrte 326

XVII. Deutschlands geistige Erhebung zur Nation 329
1. Friedrich Wilhelm II. von Preußen 329
2. Die Deutschen und die französische Revolution 334
Friedrich Schiller 339
3. Der erste Koalitionskrieg und die Verwicklungen im Osten 341
Der Feldzug von 1792 und die zweite polnische Teilung 342
Der Baseler Friede und die dritte polnische Teilung 346
Ausgang des ersten Koalitionskrieges 349
4. Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. 351
5. Der Untergang des heiligen römischen Reiches 354
Der zweite Koalitionskrieg 356
Der Friede von Lüneville und der Reichsdeputationshauptschluß 357
Der dritte Koalitionskrieg 362
Der Rheinbund 367
6. Das Unterliegen Preußens 369
7. Vorbereitungen der Befreiung 378
Vorgänge im Deutschtum 378
Preußische Reformen 381
Deutsche Programme und Traumideen 385
Der Krieg und die Erhebungen von 1809 388
8. Der letzte Anstieg des napoleonischen Machtgedankens 395
Weitere Reformen in Preußen 397
Der Feldzug gegen Rußland. 1812 400

Seite
9. Der Befreiungskrieg 403
Tauroggen und Kalisch 403
Das Morgenrot der Befreiung 405
Preußische Siege und österreichische Führung 406
Von Leipzig bis Paris 411
10. Der Wiener Kongreß 417
Die Rückkehr Napoleons und der Feldzug von 1815 418
Ergebnisse des Wiener Kongresses 421
Gründung der Burschenschaft 426
11. Verfassungen und Neuformungen 426
Heilige Allianz und Bundestag 430
XVIII. Die Kampfzeit von Völkerwillen und Amtsgewalt 433
1. Beginn der Reaktion 433
Kaiser Franz, Metternich und Gentz 433
Das Wartburgfest 1817 436
Der Aachener Kongreß 439
2. Die Zeit der Kongresse und der heiligen Allianz 444
Die Karlsbader Beschlüsse 444
Preußen 448
3. Ermutigungen gegen die Reaktion 449
König Ludwig I. von Bayern 450
4. Die Julirevolution 458
Das wirtschaftliche und soziale Erwachen des deutschen Bürgertums . . . 461
Der deutsche Zollverein 462
Soziale Gegensätze und Wandlungen 464
Pfizer und List 466
5. Geistige Wendungen und Wirkungen 468
6. Politische Strömungen und Bewegungen der dreißiger Jahre 472
Der hannöversche Verfassungsbruch 475
Preußen und die katholische Kirche 477
7. Die Anfänge Friedrich Wilhelms IV. 478
Der Vereinigte Landtag 484
Vorboten der Stürme von 1848. Schleswig-Holstein 486
XIX. Die Zeit der deutschen Einigungsversuche und der neuen Reaktion . . 491
1. Die Märzvorgänge von 1848 491
Die Revolution in Berlin 493
2. Die Frankfurter Nationalversammlung und deutsche Zentralgewalt 499
Die Erhebung Schleswig-Holsteins 504
Parlament und Monarchie in Preußen 508
Die Reichsverfassung und ihre Ablehnung durch Preußen 510
3. Neue Volkserhebungen 512
Die badisch-pfälzische Revolution 512
Erneuerung des Kampfes der Schleswig-Holsteiner 514
4. Dreikönigsbündnis und Union 518
Der Tag von Olmütz und die Herstellung des Bundestages 520
5. Ermattung und Reaktion in den fünfziger Jahren 522
Deutschland und der Krimkrieg 526
XX. Die Gründung des Deutschen Reiches 529
1. Die Regentschaft des Prinzen von Preußen 529
2. König Wilhelm und die Berufung Bismarcks 532
3. Der dänische Krieg 1864 534
4. Die Entscheidung von 1866 539
Die schleswig-holsteinische und die deutsche Frage 539

Der Krieg
Die Friedensschlüsse. Die Gründung des Norddeutschen Bundes
5. Die Zeit des Norddeutschen Bundes
Staatsrechtliche und gesetzgeberische Einrichtung im Bunde
Der Luxemburger Handel
6. Der deutsch-französische Krieg
Vorbereitungen und Ausbruch des Krieges
Von Weißenburg bis Metz
Sedan
Die Zeit der Belagerung von Paris
Die Gründung des Deutschen Reiches
Das Ende des Krieges

Das neue Deutsche Reich

XXI. Die Zeit Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks
1. Ausbau des Reiches und der Staatsbürger-Monarchie
Das Deutsche Reich und das deutsche Volkstum in Mitteleuropa
Gesetzgebung und Organisation
2. Staat und Kirche. Der Kulturkampf
3. Die auswärtige Politik 1871—1879
4. Soziales und Wirtschaftsleben
Die Sozialdemokratie
Der Umschwung zur Schutzfürsorge des nationalen Staates
Erwerbung deutscher Kolonien
5. Die letzten Jahre Kaiser Wilhelms I.
6. Kaiser Friedrich III.

XXII. Die Regierung Kaiser Wilhelms II.
1. Die Entlassung Bismarcks
2. Die Zeit des Reichskanzlers v. Caprivi
3. Die Reichskanzlerschaft Hohenlohes
4. Das Reich seit der Reichskanzlerschaft Bülows
5. Die Einzelstaaten
6. Gesetzgebung und Vollendung der deutschen Rechtseinheit

Schluß

Regententafeln.

Die nachfolgenden Regentenreihen wollen lediglich dem Gebrauchzweck im Rahmen der Ausführlichkeit dieses Buches gerecht werden. Zu welcher nutzlosen und ermüdenden Überfülle, bei vielfach unmöglicher Durchführung der Aufgabe, eine grundsätzliche Vollständigkeit führen würde, darauf braucht nur hingedeutet zu werden, wenn man sich die zahlreichen „Teilungen" jeglicher Hoheitsrechte oder auch wiederum die ungesonderten Gemeinsamregierungen, ferner das lückenhafte und problematische Quellenmaterial für die Anfänge der meisten regierenden Häuser gegenwärtig hält. Durch solche Verhältnisse wird auch die (überhaupt erst nachträgliche) Zählung der älteren gleichnamigen Fürsten sehr verwirrt. Die nachfolgenden Tafeln werden durch die darstellenden territorialen Abschnitte im Buche erläutert oder ergänzt und beschränken sich, je nachdem es angemessen und praktisch erschien, auf Auswahl, Übersicht oder Auszüge.

Könige und Kaiser.

Die verbundenen Zahlen bedeuten die tatsächliche, nichttituläre Regierung, die durch Imp. bezeichnete Zahl das Jahr der Kaiserkrönung.

Merowingen —751.
Pippin 751—768. (Hausmeier 741—751.)
Karl d. Gr. 768—814. Imp. 800.
Ludwig I. der Fromme 814—840. Imp. 813.
Ludwig II. der Deutsche 840—876.
Karlmann 876—880.
Ludwig III. 876—882.
Karl III. der Dicke 876—887. Imp. 881.
Arnulf 887—899. Imp. 896.
Ludwig IV. das Kind 899—911.
Heinrich I. 919—936.
Otto I. d. Gr. 936—973. Imp. 962.
Otto II. 973—983. Imp. 967.
Otto III. 983—1002. Imp. 996.
Heinrich II. 1002—1024. Imp. 1014.
Konrad II. 1024—1039. Imp. 1027.
Heinrich III. 1039—1056. Imp. 1046.
Heinrich IV. 1056—1106.
Rudolf von Schwaben 1077—1080.
Hermann von Lützelburg 1081—1088.
Konrad 1087—1093.
Heinrich V. 1106—1125. Imp. 1111.
Lotar von Supplinburg 1125—1137. Imp. 1133.
Konrad III. 1137—1152.
(Heinrich 1147—1150.)
Friedrich I. 1152—1190. Imp. 1155.
Heinrich VI. 1190—1197. Imp. 1191.
Philipp von Schwaben 1198—1208.
Otto IV. 1198—1215. Imp. 1209. † 1218.
Friedrich II. 1212—1250. Imp. 1220.
Heinrich (VII.) 1221—1235.
Heinrich Raspe 1246—1247.
Konrad IV. 1250—1254.

Wilhelm von Holland 1248—1256.
Richard von Kornwallis 1257—1272.
Alfons von Kaſtilien 1257—1284.
Rudolf von Habsburg 1273—1291.
Adolf von Naſſau 1292—1298.
Albrecht I. 1298—1308.
Heinrich VII. 1308—1313. Imp. 1312.
⎧ Friedrich der Schöne 1314—1330.
⎩ Ludwig der Bayer 1314—1347. Imp. 1328.
Karl IV. 1346—1378. Imp. 1355.
Günter von Schwarzburg 1349.
Wenzel 1378—1400. † 1419.
Ruprecht 1400—1410.
⎧ Siegmund 1410—1437. Imp. 1433.
⎩ Jobſt von Mähren 1410—1411.
Albrecht II. 1438—1439.
Friedrich III. 1440—1493. Imp. 1452.
Maximilian I. 1493—1519. Imp. 1508.
Karl V. 1519—1556. Imp. ſeitdem mit dem Regierungsantritt.
Ferdinand I. 1556—1564.
Maximilian II. 1564—1576.
Rudolf II. 1576—1612.
Matthias 1612—1619.
Ferdinand II. 1619—1637.
Ferdinand III. 1637—1657.
(Ferdinand IV., röm. König, 1653—1654.)
Leopold I. 1658—1705.
Joſef I. 1705—1711.
Karl VI. 1711—1740.
Karl VII. 1740—1745.
Franz I. 1745—1765.
Joſef II. 1765—1790.
Leopold II. 1790—1792.
Franz II. 1792—1806. † 1835.

* * *

Wilhelm I. 1871—1888.
Friedrich III. 1888.
Wilhelm II. ſeit 1888.

Päpſte.

(Eingeklammert die Namen der als Gegenpäpſte gerechneten.)

(Als 65. Papſt zählt:)
Gregor I. 590—604.
Sabinianus 604—606.
Bonifaz III. 607.
Bonifaz IV. 608—615.
Deusdedit 615—618.
Bonifaz V. 619—625.
Honorius I. 625—638.
Severin 640.
Johann IV. 640—642.
Theodor I. 642—649.
Martin I. 649—653.
Eugen I. 654—657.
Vitalianus 657—672.
Adeodat 672—676.
Donus I. 676—678.
Agathon 678—681.
Leo II. 682—683.
Benedikt II. 684—685.
Johann V. 685—686.
Conon 687. Theodor II. 687.
Sergius I. 687—701.
Johann VI. 701—705.
Johann VII. 705—707.
Siſinnius 708.
Konſtantin 708—715.
Gregor II. 715—731.
Gregor III. 731—741.
Zacharias 741—752.
Stefan II. 752.
Stefan III. 752—757.
Paul I. 757—767.
Konſtantin II. 767—768.
Philipp 768.
Stefan IV. 768—772.
Hadrian I. 772—795.
Leo III. 795—816.
Stefan V. 816—817.
Paſchalis I. 817—824.
Eugen II. 824—827.
Valentin 827.
Gregor IV. 827—844.
Sergius II. 844—847.
Leo IV. 847—855.
Benedikt III. 855—858.
Nikolaus I. 858—867.
Hadrian II. 867—872.
Johann VIII. 872—882.
Marinus I. 882—884.
Hadrian III. 884—885.
Stefan VI. 885—891.
Formoſus 891—896.
Bonifaz VI. 896.
Stefan VII. 896—897.
Romanus 897.
Theodor III. 897.
Johann IX. 898—900.
Benedikt IV. 900—903.
Leo V. 903.
Chriſtof 903—904.
Sergius III. 904—911.
Anaſtaſius III. 911—913.
Lando 913—914.
Johann X. 914—928.
Leo VI. 928—929.
Stefan VIII. 929—931.
Johann XI. 931—936.
Leo VII. 936—939.
Stefan IX. 939—942.
Marinus II. 942—946.
Agapit II. 946—955.
Johann XII. 955—963.
Leo VIII. 963—965.
Benedikt V. 964.
Johann XIII. 965—972.
Benedikt VI. 972—974.
Benedikt VII. 974—983.
Johann XIV. 983—984.
Bonifaz VII. 974, 984—985.
Johann XV. 985—996.
Gregor V. 996—999.
(Johann XVI. 997—998.)
Silveſter II. 999—1003.
Johann XVII. 1003.
Johann XVIII. 1003—1009.
Sergius IV. 1009—1012.
Benedikt VIII. 1012—1024.

(Gregor 1012.)
Johann XIX. 1024—1033.
Benedikt IX. 1033—1044.
(Silvester 1044—1046.)
Gregor VI. 1045—1046.
Klemens II. 1046—1047.
Damasus II. 1047—1048.
Leo IX. 1048—1054.
Viktor II. 1054—1057.
Stefan X. 1057—1058.
Benedikt X. 1058—1059.
Nikolaus II. 1058—1061.
Alexander II. 1061—1073.
(Cadalus 1061—1064.)
Gregor VII. 1073—1085.
(Wibert, Klemens III. 1080 bis 1100.)
Viktor III. 1086—1087.
Urban II. 1088—1099.
Paschalis II. 1099—1118.
(Theodoricus 1100.)
(Albertus 1102.)
(Silvester IV. 1105—1111.)
Gelasius II. 1118—1119.
Calixt II. 1119—1124.

(Gregor VIII. 1118—1121.)
(Cölestin 1124.)
Honorius II. 1124—1130.
Innocenz II. 1130—1143.
(Anaklet II. 1130—1138.)
(Viktor 1138.)
Cölestin II. 1143—1144.
Lucius II. 1144—1145.
Eugen III. 1145—1153.
Anastasius IV. 1153—1154.
Hadrian IV. 1154—1159.
Alexander III. 1159—1181.
(Viktor IV. 1159—1164.)
(Paschalis III. 1164—1168.)
(Kalixt 1168—1178.)
(Innocenz 1178—1180.)
Lucius III. 1181—1185.
Urban III. 1185—1187.
Gregor VIII. 1187.
Klemens III. 1187—1191.
Cölestin III. 1191—1198.
Innocenz III. 1196—1216
Honorius III. 1216—1227.
Gregor IX. 1227—1241.
Cölestin IV. 1241.

Innocenz IV. 1243—1254.
Alexander IV. 1254—1261.
Urban IV. 1261—1264.
Klemens IV. 1265—1268.
Gregor X. 1271—1276.
Innocenz V. 1276.
Hadrian V. 1276.
Johann XXI. 1276—1277.
Nikolaus III. 1277—1280.
Martin IV. 1281—1285.
Honorius IV. 1285—1287.
Nikolaus IV. 1288—1292.
Cölestin V. 1294.
Bonifaz VIII. 1294—1303.
Benedikt XI. 1303—1304.
Klemens V. 1305—1314.
Johann XXII. 1316—1334.
(Nikolaus V. 1328—1330.)
Benedikt XII. 1334—1342.
Klemens VI. 1342—1352.
Innocenz XI. 1352—1362.
Urban V. 1362—1370.
Gregor XI. 1370—1378.

In Rom:	In Avignon:	In Pisa:
Urban VI. 1378—1389.	Klemens VII. 1378—1394.	
Bonifaz IX. 1389—1404.	Benedikt XIII. 1394—1416.	
Innocenz VII. 1404—1406.		
Gregor XII. 1406—1415.		Alexander V. 1409—1410.
		Johann XXIII. 1410—1415.

Martin V. 1417—1431.
(Klemens VIII. 1424—1429.)
Eugen IV. 1431—1447.
(Felix V. 1439—1449.)
Nikolaus V. 1447—1455.
Kalixt III. 1455—1458.
Pius II. 1458—1464.
Paul II. 1464—1471.
Sixtus IV. 1471—1484.
Innocenz VIII. 1484—1492.
Alexander VI. 1492—1503.
Pius III. 1503.
Julius II. 1503—1513.
Leo X. 1513—1521.
Hadrian VI. 1522—1523.
Klemens VII. 1523—1534.
Paul III. 1534—1549.
Julius III. 1550—1555.

Marcellus II. 1555.
Paul IV. 1555—1559.
Pius IV. 1559—1565.
Pius V. 1566—1572.
Gregor XIII. 1572—1585.
Sixtus V. 1585—1590.
Urban VII. 1590.
Gregor XIV. 1590—1591.
Innocenz IX. 1591.
Klemens VIII. 1592—1605.
Leo XI. 1605.
Paul V. 1605—1621.
Gregor XV. 1621—1623.
Urban VIII. 1623—1644.
Innocenz X. 1644—1655.
Alexander VII. 1655—1667.
Klemens IX. 1667—1669.
Klemens X. 1670—1676.

Innocenz XI. 1676—1689.
Alexander VIII. 1689—1691.
Innocenz XII. 1691—1700.
Klemens XI. 1700—1721.
Innocenz XIII. 1721—1724.
Benedikt XIII. 1724—1730.
Klemens XII. 1730—1740.
Benedikt XIV. 1740—1758.
Klemens XIII. 1758—1769.
Klemens XIV. 1769—1774.
Pius VI. 1775—1798. † 1799.
Pius VII. 1800—1823.
Leo XII. 1823—1829.
Pius VIII. 1829—1830.
Gregor XVI. 1831—1846.
Pius IX. 1846—1878.
Leo XIII. 1878—1903.
Pius X. seit 1903.

Königreich Burgund.

A. Niederburgund.

Boso von Vienne 879—887.
Ludwig d. Blinde 887—923.
Hugo 923—930.

B. Hochburgund.

Rudolf I. (Welfe) 889—911.
Rudolf II. 912—937, seit 930 auch von Niederburgund.
Konrad I. 937—993.
Rudolf III. 993—1032.

Bayern.

Garibald I., Herzog, ca. 550 bis ca. 589.
Tassilo I. ca. 589—597/8.
Garibald II. 597/8—610.
Theodo I. — —.
Theodo II. † 728.
Theodibert — —.
Hugbert † 737.
Odilo 737—748.
Tassilo III. 749—788.
(Theodo III. 777—788.)
Luitpold I. 900—907.
Arnulf 908—937.
Eberhard 937—938.
Bertold I. 938—947.
Heinrich I. 947—955.
Heinrich II. 955—995.
Heinrich IV. (K. Heinrich II.) 995—1018.
Heinrich V. v. Lützelburg. 1018—1026.
K. Konrad II. 1026—1027.
K. Heinrich III. 1027—1049.
Konrad II. 1049—1053.
K. Heinrich IV. 1053—1061.
Otto von Northeim 1061—1070.
Welf I. 1070—1101.
Welf II. 1101—1120.
Heinrich der Schwarze 1120—1126.
Heinrich der Stolze 1126—1138.
Heinrich der Löwe 1138—1180.
Otto von Wittelsbach 1180—1183.
Ludwig der Kelheimer 1183—1231 (auch Pfalzgraf).
Otto der Erlauchte 1231—1253 (auch Pfalzgraf).
Ludwig, der Strenge 1253—1298.
Heinrich 1253—1290.
1255 Teilung in Oberbayern und Niederbayern.
1340—1349 Wiedervereinigung von Ober- und Niederbayern.
Linien Ingolstadt (bis 1447), München, Landshut (bis 1503), Straubing (bis 1425).
1506 Unteilbarkeit und Primogenitur.
Albrecht IV. 1465—1508.
Wilhelm IV. 1508—1550.
Albrecht V., der Großmütige 1550—1579.
Wilhelm V., der Fromme 1579—1597.
Maximilian I. 1597—1651, Kurfürst 1623.
Ferdinand Maria 1651—1679.
Max Emanuel 1679—1726.
Karl Albert (K. Karl VII.) 1726—1745.
Maximilian Josef 1745—1777.
Karl Theodor 1777—1799 (auch Pfalzgraf).
Max Josef 1799—1825, König 1805.
Ludwig I. 1825—1848, † 1868.
Maximilian II. 1848—1864.
Ludwig II. 1864—1886.
Otto I. seit 1886.
Regent: Luitpold seit 1886.

Österreich.

Leopold I., Markgraf 976—994.
Heinrich I. 994—1018.
Adalbert 1018—1055.
Ernst I. 1055—1075.
Leopold II. 1075—1096.
Leopold III. 1096—1136.
Leopold IV. 1136—1141.
Heinrich II. Jasomirgott 1141—1177, als Herzog Heinrich I. seit 1156.
Leopold I. (V.) 1177—1194.
Friedrich I. 1195—1198.
Leopold (VI.) 1198—1230.
Friedrich II. 1231—1246.
Ottokar (von Böhmen) 1253—1278.
Albrecht (von Habsburg, K.) 1282—1298.
Rudolf 1298—1307.
Friedrich der Schöne (K.) 1307—1330.
Leopold III. 1307—1326.
Albrecht II. 1326—1358.
Rudolf IV. 1358—1365.
Albrecht III. 1365—1395.
Leopold IV. 1365—1386.

Albrecht IV. 1395—1404.
Albrecht V. (K.) 1404—1439.
Friedrich IV. (K.) 1439—1493 (Erzherzogtum).
Maximilian (K.) 1493—1519.
Karl (V., K.) 1519—1522.
Ferdinand I. (K.) 1522—1564.
ſ. weiter „Könige und Kaiſer“.

Schwaben.

Herzöge.

Liuthari und Butilin, beide † 553.
Leudefried.
Uncilen 588—607.
? Kunzo 613.
Chrodebert 630.
Leuthar 642.
Gottfried † 708 oder 709.
Willehari.
Nebi und Bertold um 724.
Lantfried † 730.
Burchard I. 917—926.
Hermann I. 926—949.
Ludolf 950—953.
Burchard II. 954—973.
Otto I. 973—982.
Konrad I. 982—997.
Hermann II. 997—1003.
Hermann III. 1003—1012.
Ernſt I. 1012—1015.
Ernſt II. 1015—1029.
Hermann IV. 1030—1038.
K. Heinrich III. 1038—1045.
Otto II. 1045—1047.
Otto III. 1048—1057.
Rudolf von Rheinfelden 1057—1079, † 1080.
(Bertold 1079—1090.)
(Bertold II. von Zähringen 1092—1098.)
Friedrich I. von Staufen 1079—1105.
Friedrich II. 1105—1147.
Friedrich III. (K. Friedrich I.) 1147—1152.
Friedrich IV. 1152—1167.
Friedrich V. 1167—1191.
Konrad II. 1191—1196.
Philipp (K.) 1196—1208.
Otto IV. (K.) 1208—1212.
K. Friedrich II. 1212—1216.
Heinrich II. (als röm. K. VII.) 1216—1235.
K. Konrad IV. 1237—1254.
Konrad (Konradin) 1254—1268.

Württemberg.

Burg W. genannt 1083; Herren von W.
Grafen ſeit Heinrich V. (?), ſpäteſtens 1134.
Eberhard I. der Erlauchte 1265—1325.
Ulrich III. 1325—1344.
⌠ Eberhard II., der Greiner 1344—1392.
⌡ Ulrich IV. 1344—1366.
Eberhard III., der Milde 1392—1417.
Eberhard IV. der Jüngere 1417—1419.
⌠ Ludwig I. 1419—1450.
⌡ Ulrich V. 1419—1480.
1442 Teilung: Urach und Stuttgart.
Urach: Eberhard V. (I) im Barte, 1450—1496.
Stuttgart: Eberhard VI. 1480—1482.
Wiedervereinigung, Unteilbarkeit, Primogenitur: 1482, unter Eberhard im Barte.
Herzogtum 1495.
Eberhard II. (VI., ſ. o.) 1496—1498.
Ulrich I. 1498—1550.
Chriſtof I. 1550—1568.
Ludwig I. 1568—1593.
Friedrich I. 1593—1608.
Johann Friedrich 1608—1628.
Eberhard 1628—1674.
Wilhelm Ludwig 1674—1677.
Eberhard Ludwig 1677—1733.
Karl Alexander 1733—1737.
Karl Eugen 1737—1793.
Ludwig Eugen 1793—1795.
Friedrich Eugen 1795—1797.
Friedrich II. 1797—1816, Kurfürſt 1803, König 1806.
Wilhelm I. 1816—1864.
Karl I. 1864—1891.
Wilhelm II. ſeit 1891.

Haus Zähringen.

Herzogliche Linie.

Bertold I. 1061—1078.
Bertold II. 1078—1111.
Bertold III. 1111—1122.
Konrad 1122—1152.
Bertold IV. 1152—1186.
Bertold V. 1186—1218.

Badiſche Linie (Markgrafen).

Hermann I. 1061—1074. — —
Rudolf I. 1268—1288. — —

Rudolf VI. 1353—1372.
Bernhard I. 1372—1431.
Jakob I. 1431—1453.
{ Karl I. 1453—1475.
| Bernhard II. der Heilige 1453—1458.
Christof I. 1475—1527.
Teilungen; 1535: Baden-Baden und Baden-(Pforzheim)-Durlach.

Baden-Baden.

Bernhard 1535—1536.
Philibert 1536—1569.
Philipp II. 1569—1588.
Eduard Fortunatus 1588—1600.
Wilhelm V. (1600) 1622—1677.
Ludwig Wilhelm 1677—1707.
Ludwig Georg 1708—1761.
August Georg 1761—1771.

Baden-Durlach.

Ernst 1535—1553.
Karl II. 1553—1577.
Ernst Friedrich 1577—1604.
Georg Friedrich 1604—1622. † 1638.
Friedrich V. 1622—1659.
Friedrich VI. 1659—1677.
Friedrich VII., Magnus 1677—1709.
Karl Wilhelm 1709—1738.
Karl Friedrich 1738—1811.
Wiedervereinigung mit Baden-Baden 1771.
Kurfürstentum 1803.
Großherzogtum 1806.
Karl 1811—1818.
Ludwig 1818—1830.
Leopold 1823—1852.
Friedrich I. seit 1852.

Lothringen.

Herzöge.

Reginhar 895—904.
Gebhard I. 904—910.
Giselbert 910—939.
Heinrich I. 939—940.
Otto I. 940—944.
Konrad d. Rote 944—953.
Bruno (Erzb. v. Köln) 953—959.

Teilung.

Oberlothringen:

Friedrich I. 959—984.
Dietrich I. 984—1026.
Friedrich II. 1026—1033.
Gozelo 1033—1044.
Gottfried 1044—1046.
Albrecht I. 1047—1048.
Gerhard I. 1048—1070.
Dietrich II. 1070—1115.
Simon I. 1115—1141.
Matthäus 1141—1176.
Simon II. 1176—1205.
Friedrich III. 1205—1206.
Friedrich IV. 1206—1213.
Dietbald I. 1213—1220.
Matthäus II. 1220—1251.
Friedrich V. 1251—1303.
Dietbald II. 1304—1312.
Friedrich VI. 1312—1328.
Rudolf I. 1328—1346.
Johann I. 1346—1390.
Karl I. 1390—1431.
Renatus (René) I. 1431—1453.
Johann II. 1453—1470.
Nikolaus I. 1471—1473.
René II. 1473—1508.
Anton II. 1508—1544.
Franz I. 1544—1545.
Karl II. 1545—1608.
Heinrich III. 1608—1624.
Franz II. 1624—1625.
Karl III. 1625—1675.
Karl IV. 1675—1690.
Leopold Josef Karl 1690—1729.
Franz III. Stefan 1729—1736. (1737 Grh. v. Toskana, 1745 Kaiser.)
Stanislaus (Leszczynski) 1736—1766.

Niederlothringen:

Gottfried I. 959—976.
Karl I. 976—991.
Otto I. 992—1011.
Gottfried II. 1012—1024.
Gozelo I. 1024—1044.
Gozelo II. 1044—1046.
Friedrich I. 1046—1065.
Gottfried der Bärtige 1065—1070.
Gottfried der Höckrige 1070—1076.
Konrad I. 1076—1088.
Gottfried von Beulen (Bouillon) 1088—1100.
Heinrich I. 1101—1107.
Gottfried VI. 1106—1142.
Gottfried VII. 1142—1186.
Heinrich II. 1186—1235 (nunmehr Herzogtum „Brabant").

Pfalz bei Rhein.

Hermann I., Pfalzgraf 950—996.
Ezzo I. 996—1034.
Otto I. 1035—1045.
Heinrich I. 1045—1061.
Hermann II. 1061—1085.
Heinrich II. 1085—1095.
Siegfried I. 1095—1113.
Gottfried I. 1113—1129.
Wilhelm I. 1129—1140.
Heinrich III. 1140—1141.
Hermann III. von Stahleck 1142—1156.
Konrad von Staufen 1156—1195.
Heinrich IV. (Welfe) 1195 - 1214.
Ludwig I. (von Bayern) 1214—1228.
Otto der Erlauchte (v. Bayern) 1228—1253.
Ludwig d. Strenge 1256—1294 (vgl. Bayern).
Rudolf I. 1294—1319.
(Ludwig [K.] 1301—1329.)
Rudolf II. 1319—1353.
Ruprecht I. 1319—1390.
Ruprecht II. 1390—1398.
Ruprecht III. (K.) 1398—1410.
Ludwig III. 1410—1436.
Ludwig IV. 1436—1449.
Friedrich d. Siegreiche 1449—1476.
Philipp d. Aufrichtige 1476—1508.
Ludwig V. 1508—1544.
Friedrich II. 1544—1556.
Otto Heinrich 1556—1559.
Friedrich III. d. Fromme (Linie Simmern) 1559—1576.
Ludwig VI. 1576—1583.
(Johann Kasimir, Administrator, 1583—1592.)
Friedrich IV. 1583—1610.
Friedrich V. 1610—1622. † 1632.
(Maximilian I. von Bayern 1623—1648.)
Karl Ludwig 1648—1680.
Karl I. 1680—1685.
Philipp Wilhelm (Linie Neuburg) 1685—1690.
Johann Wilhelm 1690—1716.
Karl Philipp 1716—1742.
Karl Theodor (Linie Sulzbach) 1742—1799. (s. Bayern.)
Max Josef (Linie Zweibrücken-Birkenfeld) 1799—1803. (s. Bayern)

Mainz.

Erzbischöfe, Reichserzkanzler für Deutschland und Kurfürsten.

(Auszug aus der vollständigen Reihe.)

Winfrid-Bonifatius 747—754.
Lullus 754—786.
Hrabanus Maurus 847—856.
Hatto 891—913.
Willigis 975—1011.
Arnold von Seelenhofen 1153—1160.
Konrad von Scheiern 1161—1165, 1183—1200.
Christian 1167—1183.
Siegfried von Eppenstein 1201—1230.
Siegfried 1230—1249.
Christian 1249—1251.
Gerhard (Wildgraf) 1251—1259.
Werner von Eppenstein 1259—1284.
Gerhard von Eppenstein 1289—1305.
Peter von Aspelt 1306—1320.
Heinrich von Virneburg 1328—1353, abgesetzt 1346.
(Balduin von Lützelburg-Trier 1328—1336.)
Gerlach von Nassau 1346—1371.
Johann von Lützelburg 1371—1373.
Ludwig von Meißen 1373—1381.
Adolf von Nassau 1378—1390.
Johann von Nassau 1397—1419.
Konrad von Duna 1419—1434.
Dietrich von Erbach 1434—1459.
Dietrich von Isenburg 1459—1463, 1475 bis 1482.
Adolf von Nassau 1461—1475.
Albrecht von Wettin 1482—1484.
Bertold von Henneberg 1484—1504.
Albrecht von Brandenburg 1514—1545.
Daniel Brendel 1555—1582.
Wolfgang von Dalberg 1582—1601.
Johann Schweikard 1604—1626.
Anselm von Wambold 1629—1647.
Johann Philipp von Schönborn 1647—1673.
Lotar von Metternich 1673—1675.
Damian von der Leyen 1675—1678.
Karl von Metternich 1678—1679.
Anselm von Ingelheim 1679—1695.
Lotar von Schönborn 1694—1729.
Franz von Wittelsbach-Pfalz 1729—1732.
Philipp von Elz 1732—1743.
Johann von Ostein 1743—1763.
Friedrich von Erthal 1774—1802.
Karl von Dalberg 1802—1803. † 1817.

Trier.

Erzbischöfe und Kurfürsten.

(Auszug)

Als Bistum 314 genannt, Erzbistum 814.
Hetti 814—847.
Radbod 883—915.
Robert 930—956.
Heinrich 956—964.
Arnold 1169—1183.
Johann 1191—1212.
Dietrich von Wied 1212—1242.
Arnold von Isenburg 1242—1259.
Dieter von Nassau 1300—1307.
Balduin von Lützelburg 1307—1354.
Johann von Baden 1456—1503.
Jakob von Baden 1503—1511.
Richard von Greifenklau 1511—1531.
Johann von der Leyen 1556—1567.
Jakob von Elz 1567—1581.
Johann von Schönburg 1581—1599.
Lotar von Metternich 1599—1623.
Philipp Christof von Sötern 1623—1652.
Karl Kaspar von der Leyen 1652—1676.
Johann von Orsbeck 1676—1711.
Karl von Lotringen 1711—1715.
Franz von Pfalz-Neuburg 1716—1729.
Franz von Schönborn 1729—1756.
Johann von Walderdorf 1756—1768.
Klemens Wenzel von Sachsen 1768—1802.

Köln.

Erzbischöfe und Kurfürsten.

(Auszug)

Als Bistum im 4. Jahrhundert genannt, Erzbistum 785.
Bruno, Ludolfinge 953—965.
Anno 1056—1075.
Arnold von Wied 1151—1156.
Rainald von Dassel 1159—1167.
Philipp von Heinsberg 1167—1191.
Adolf von Altena 1193—1205.
Engelbert von Berg 1216—1225.
Konrad von Hochstaden 1238—1261.
Engelbert von Falkenberg 1261—1274.
Siegfried von Westerburg 1275—1297.
Wikbold von Holte 1297—1304.
Heinrich von Virneburg 1304—1332.
Walram von Jülich 1332—1349.
Wilhelm von Gennep 1349—1362.
Adolf von der Mark 1363—1364.
Engelbert von der Mark 1364—1369.
Friedrich von Saarwerden 1370—1414.
Dietrich von Mörs 1414—1463.
Ruprecht von Wittelsbach-Pfalz 1463 bis 1480.
Hermann von Hessen 1480—1508.
Hermann von Wied 1515—1546.
Adolf von Schaumburg 1546—1556.
Gebhard Truchseß von Waldburg 1578 bis 1583.
Ernst von Bayern 1583—1612.
Ferdinand von Bayern 1612—1650.
Maximilian von Bayern 1650—1688.
Josef Klemens von Bayern 1688—1723.
Klemens August von Bayern 1723—1761.
Maximilian Friedrich von Königseck-Aulendorf 1761—1784.
Maximilian Franz von Österreich (Habsburg-Lotringen) 1785—1801.

Sachsen.

Herzöge.

Otto der Erlauchte 896—912.
Heinrich I. (K.) 912—936.
K. Otto I. 936—961.
Hermann Billung 961—973.
Bernhard I. 973—1011.
Bernhard II. 1011—1059.
Ordulf 1059—1071.
Magnus 1071—1106.
Lotar von Supplinburg (K.) 1106—1137.
Heinrich der Stolze 1137—1138.
Heinrich der Löwe 1138—1180.
Bernhard (Askanier) 1180—1212.
Albrecht 1212—1260.
1260 Teilung in Linie Lauenburg (—1689) und Wittenberg (diese danach mit der Kurwürde).
1423 Nachfolge des Hauses Wettin-Meißen in Sachsen-Wittenberg.
1485 Teilung Kursachsens in Kurlinie (Ernestiner) und Meißnische Herzogslinie (Albertiner).

Ernestiner:

Ernst 1485 (1464)—1486.
Friedrich der Weise 1486—1525.
Johann der Beständige 1525—1532.

Johann Friedrich der Großmütige 1532 bis 1554.
Teilungen, 1547 Verluſt der Kur. —

Weimar.

Johann Friedrich der Mittlere 1547—1567.
Johann Wilhelm 1567—1573.
⌠ Friedrich Wilhelm 1573—1602.
⌡ Johann 1573—1605.
Johann Ernſt 1605—1626.
Wilhelm 1626—1662.
Johann Ernſt 1662—1683.
Wilhelm Ernſt 1683—1728.
Ernſt Auguſt 1728—1748, von Eiſenach 1741.
Ernſt Auguſt Konſtantin 1748—1758.
Karl Auguſt 1758—1828, Großherzog 1815.
Karl Friedrich 1828—1853.
Karl Alexander 1853—1901.
Wilhelm Ernſt, ſeit 1901.

Altenburg.

Johann Wilhelm 1572—1573.
⌠ Friedrich Wilhelm 1573—1602.
⌡ Johann 1573—1603.
Johann Philipp 1603—1639.
Friedrich Wilhelm 1639—1669.
Friedrich Wilhelm 1669—1672.
bei Gotha 1672—1825.
Friedrich (bisher von Hildburghauſen) 1826—1834.
Joſef 1834—1848.
Georg 1848—1853.
Ernſt, ſeit 1853.

Meiningen.

Bernhard (aus dem Hauſe Gotha) 1681—1706.
Ernſt Ludwig 1706—1724.
⌠ Ernſt Ludwig 1724—1729.
⌡ Karl Friedrich 1724—1743.
⌡ Friedrich Wilhelm 1706—1746.
Anton Ulrich 1746—1763.
⌠ Karl 1763—1782.
⌡ Georg 1763—1803.
Bernhard 1803—1866, von Hildburghauſen 1826. † 1882.
Georg, ſeit 1866.
Koburg-Gotha entzieht ſich tabellariſchen Verſuchen.

Albertiner:

Albrecht I. 1485—1500.
Georg I. 1500—1539.
Heinrich I. 1539—1541.
Moritz 1541—1553 (Kurfürſt 1547).
Auguſt I. 1553—1586.
Chriſtian I. 1586—1591.
Chriſtian II. 1591—1611.
Johann Georg I. 1611—1656.
Johann Georg II. 1656—1680.
Johann Georg III. 1680—1691.
Johann Georg IV. 1691—1694.
Friedrich Auguſt I. der Starke 1694—1733 (König von Polen 1697).
Friedrich Auguſt II. 1733—1763 (König von Polen 1734).
Friedrich Chriſtian 1763.
Friedrich Auguſt III. (I.) 1763—1827. (1806 König von Sachſen).
Anton I. 1827—1836.
Friedrich Auguſt II. 1836—1854.
Johann I. 1854—1873.
Albert I. 1873—1902.
Georg I. 1902—1904.
Friedrich Auguſt, ſeit 1904.

Thüringen.

Landgrafen.

— — — — — — — — — —

Ludwig I. 1130—1140.
Ludwig 1140—1172.
Ludwig 1172—1190.
Hermann I. 1190—1217.
Ludwig 1217—1227.
Hermann II. 1227—1241.
Heinrich Raſpe 1241—1247.

Heſſen.

(bei Thüringen, ſeit 1263 eigene Landgrafen aus dem Hauſe Brabant.)
1458 Teilung in Marburg und Kaſſel.
1500 Vereinigung.
Philipp I., der Großmütige 1509—1567.
1567 Teilung in Marburg, Kaſſel und Darmſtadt.

Kaſſel.

Wilhelm IV. 1567—1592.
Moritz I. 1592—1627. † 1632.
1604 Wiedervereinigung von Marburg und Kaſſel.
Wilhelm V. 1627—1637.
Wilhelm VI. 1637—1663.
Wilhelm VII. 1663—1670.

Karl I. 1670—1730.
Friedrich I. 1730—1751.
Wilhelm VIII. 1751—1760.
Friedrich II. 1760—1785.
Wilhelm IX. 1785—1807, 1813—1821.
(„Churfürſt" Wilhelm I. 1803.)
(zum Königreich Weſtfalen 1807—1813).
Wilhelm II. 1821—1847.
Friedrich Wilhelm I. 1847—1866. † 1875.

Darmſtadt.

Landgrafen 1567—1806.

Großherzöge.

Ludwig I. 1806 (1790)—1830.
Ludwig II. 1830—1848.
Ludwig III. 1848—1877.
Ludwig IV. 1877—1892.
Ernſt Ludwig, ſeit 1892.

Hannover.

Spätzeit, die Kurfürſten und Könige.

(Vergl. dieſen Band, S. 67.)

Ernſt Auguſt 1692—1698. (Herzog 1679.)
Georg Wilhelm 1698—1727. (1714 König Georg I. von Großbritannien und Irland.)
Georg II. 1727—1760. (König von Großbr. und Irland.)
Georg III. 1760—1820. (König von Großbr. und Irland, 1815 König von Hannover.)
Georg IV. 1820—1830. (König von Großbr. und Irland.)
Wilhelm 1830—1837. (König von Großbr. und Irland.)
Ernſt Auguſt 1837—1851. (Herzog von Cumberland.)
Georg V. 1851—1866. † 1878.

Mecklenburg.

Niklot um 1125—1160.
Pribislaw 1160—1178, Reichsfürſt 1170.
Heinrich Burwy oder Borwin 1179—1227.

(Linien Mecklenburg, Werle-Güſtrow, Roſtock, Parchim uſw.)

Mecklenburg:
Johann I. 1226—1264.
Heinrich der Pilger 1264—1302.
Heinrich II. der Löwe 1287—1329.

(Linien Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Stargard.)

Schwerin:
Albrecht II. 1329—1379, Herzog 1348.
Heinrich III. 1379—1383.
Albrecht III. 1383—1388, 1395—1412, König von Schweden 1363—1389.
Albrecht IV. 1383—1388.
Albrecht V. 1412—1423.
Johann IV. 1383—1422.
Heinrich IV., der Dicke 1422—1477, auch von Stargard 1471.
Albrecht 1477—1483.
Magnus II. 1477—1503.
Heinrich V. 1503—1552 zu Schwerin.
Albrecht VII., der Schöne (1503) 1534 bis 1547 zu Güſtrow.
Johann Albrecht I. 1547—1576 zu Güſtrow, 1552—1555 auch zu Schwerin.
Ulrich 1555—1603 zu Schwerin.
Johann VII. 1585—1592 zu Schwerin.
Teilung 1621 in Schwerin und Güſtrow (letzteres bis 1695).

Schwerin:
Adolf Friedrich I. 1592—1658.
Chriſtian (Louis) 1658—1692.
Teilung 1701 in Schwerin und Strelitz.

Schwerin:
Friedrich Wilhelm 1692—1713, von Güſtrow 1695.
Karl Leopold 1713—1747.
Chriſtian Ludwig II. 1747—1756.
Friedrich 1756—1785.
Friedrich Franz I. 1785—1837, Großherzog 1815.
Paul Friedrich 1837—1842.
Friedrich Franz II. 1842—1883.
Friedrich Franz III. 1883—1897.
Friedrich Franz IV, ſeit 1897.

Strelitz:
Adolf Friedrich II. geb. 1658; 1701 bis 1708.
Adolf Friedrich III. 1708—1752.
Adolf Friedrich IV. 1752—1794.
Karl II. 1794—1816, Großherzog 1815.
Georg 1816—1860.
Friedrich Wilhelm 1860—1904.
Adolf Friedrich ſeit 1904.

Brandenburg-Preußen.

Albrecht der Bär (Askanier), Markgraf, 1134—1170.
Otto I. 1170—1184.
Otto II. 1184—1205.
Albrecht II. 1205—1220.
Johann I. von Stendal 1220—1266.
Otto III. von Salzwedel 1220—1267; Linie bis 1317.
Johann II. von Stendal 1266—1282.
Otto IV. von Stendal mit dem Pfeil 1266 bis 1309.
Wiedervereinigung 1317.
Waldemar (anf. von Stendal) 1309—1319.
Heinrich das Kind 1319—1320.
Ludwig der Ältere (von Wittelsbach) 1324 bis 1351.
Ludwig der Römer 1351—1365.
Otto der Faule 1351—1373.
Karl (von Lützelburg-Böhmen, deutscher Kaiser) 1373.
Wenzel von Böhmen 1373—1378.
Siegmund 1378—1415.
Friedrich (von Zollern-Nürnberg) 1415 (1411) bis 1440.
Friedrich II. (Eisenzahn) 1440—1470.
Albrecht Achilles 1470—1486.
Johann Cicero 1486—1499.
Joachim I. Nestor 1499—1535.
Joachim II. Hektor 1535—1571.
Johann Georg I. 1571—1598.
Joachim Friedrich 1598—1608.
Johann Sigismund 1608—1619, 1618 Herzog von Preußen.
Georg Wilhelm 1619—1640.
Friedrich Wilhelm (der Große Kurfürst) 1640—1688.
Friedrich III. (I.) 1688—1713, 1701 König von Preußen.
Friedrich Wilhelm I. 1713—1740.
Friedrich II. der Große 1740—1786.
Friedrich Wilhelm II. 1786—1797.
Friedrich Wilhelm III. 1797—1840.
Friedrich Wilhelm IV. 1840—1861.
Wilhelm I. 1861—1888; Deutscher Kaiser 1871.
Friedrich III. 1888.
Wilhelm II., seit 1888.

Ordensland Preußen.

Verlegung des Hochmeistersitzes von Venedig nach Marienburg 1309.
Siegfried von Feuchtwangen 1309—1311.
Karl von Trier 1311—1324.
Werner von Orseln 1324—1330.
Lüder von Braunschweig 1331—1335.
Dietrich von Altenburg 1335—1341.
Ludolf von Weitzau 1342—1345.
Heinrich von Arffberg 1345—1351.
Winrich von Kniprode 1351—1382.
Konrad von Rotenstein 1382—1390.
Konrad von Wallenrodt 1391—1393.
Konrad von Jungingen 1393—1407.
Ulrich von Jungingen 1407—1410.
Heinrich von Plauen 1410—1413.
Michael von Sternberg 1414—1422.
Paul von Rußdorf 1423—1440.
Konrad von Erlichshausen 1441—1449.
Ludwig von Erlichshausen 1450—1467.
Heinrich von Plauen 1467—1470.
Heinrich von Richtenberg 1470—1477.
Martin von Wetzhausen 1477—1489.
Johann von Tieffen 1489—1497.
Friedrich von Sachsen 1498—1510.
Albrecht von Brandenburg-Ansbach 1511 bis 1568, Herzog 1525.
Albrecht Friedrich 1568—1618.
Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, 1618—1619.
Vergl. Brandenburg-Preußen.

Polen.

Mieczyslaw I. um 962—992, deutscher Lehnsherzog.
Boleslaw der Tapfere (Chrobry) 992—1025.
Mieczyslaw II. 1025—1034.
Otto † 1032.
Kasimir 1034—1058.
Boleslaw der Kühne (Smialy) 1058—1081.
Wladislaw Hermann 1081—1102.
Boleslaw Schiefmaul (Krzywousty) 1102 bis 1139.
Zbygniew 1102—1111.
Teilungen, Prinzipat.
Wladislaw II. 1139—1146.
Boleslaw IV. Kraushaar 1142—1173.

Mieczyslaw der Alte (Stary) 1173—1177.
Kasimir der Gerechte (Sprawiedliwy) 1177 bis 1194.
Wirren und Prinzipatstreitigkeiten.
(Leszek der Weiße [Bialy] 1194—1227.)
(Wladislaw Dünnbein [Laskonogi] —1229, † 1231.
(Wladislaw Sohn Ottos [Odonicz] † 1239.)
Boleslaw der Keusche (Wstydliwy) 1242 bis 1279.
Leszek der Schwarze (Czarny) 1279—1288.
Heinrich von Breslau 1288—1290.
Przemyslaw 1290—1296.
Wenzel 1292—1305, König von Böhmen.
Wenzel 1305—1306, König von Böhmen.
Wladislaw Ellenlang (Lokietek) 1306—1333, König 1320.
Kasimir der Große 1333—1370.
Haus Anjou 1370—1386.
Wladislaw II. 1386—1434 (Großfürst Jagello von Litauen).
Wladislaw III. 1434—1444, von Ungarn 1440.
Kasimir II. (IV.) 1444—1492.
Johann Albrecht 1492—1501.
Alexander 1501—1506.
Siegmund 1506—1548.
Siegmund August 1548—1572.
Heinrich von Anjou 1573—1575.
Stefan Bathori 1575—1586, Fürst von Siebenbürgen.
Siegmund Wasa 1586—1632.
Wladislaw IV. 1632—1648.
Johann Kasimir 1648—1669.
Michael Wisniowiecki 1669—1673.
Johann Sobieski 1674—1696.
August II. 1697—1733, Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen.
August III. 1734—1763, Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen.
(Stanislaus Leszczynski 1704—1709, 1733 bis 1736).
Stanislaus Poniatowski 1764—1795. † 1798.

Böhmen.

Borziwoj um 874. (Przemyslide, Herzog)
{ Spitihniew.
| Wratislaw.
Wenzel der Heilige † 935.
Boleslaw I. 935—967.
Boleslaw II. der Fromme 967—999.
Boleslaw III. der Rote 999—1002. † 1037.
Wladiwoj von Polen 1002—1003.
Boleslaw Chrobry von Polen 1003—1004.
Jaromir 1004—1012.
Ulrich 1012—1037.
Bretislaw 1037—1055, von Mähren 1028.
Spitihniew II. 1055—1061.
Wratislaw II. 1061—1092, König 1086.
Bretislaw II. 1092—1100.
Borziwoj 1100—1107.
Swatuplok 1107—1109.
Wladislaw I. 1109—1125.
Sobieslaw 1125—1140.
Wladislaw II. 1140—1174. König mit erblichem Titel 1158.
Zehn Thronansprecher —1197.
Ottokar I. 1197—1230.
Wenzel I. 1230—1253.
Ottokar II. 1253—1278.
Wenzel II. 1278—1305, von Polen seit 1292 und 1300.
Wenzel III. 1305—1306, von Ungarn 1301, von Polen 1305.
Rudolf (Habsburger) 1306—1307.
Heinrich von Kärnten 1307—1310.
Johann von Lützelburg 1310—1346.
Karl (deutscher Kaiser) 1346—1378.
Wenzel (deutscher König bis 1400) 1378—1419.
Siegmund (deutscher Kaiser) 1419—1437.
Albrecht (Habsburger, deutscher König) 1437 bis 1439.
Wladislaw Posthumus 1439—1457.
Georg von Podiebrad 1458—1471.
Wladislaw (Jagellone) 1471—1516, von Ungarn 1490.
Ludwig 1516—1526, gleichzeitig von Ungarn.
Ferdinand (Habsburger, deutscher Kaiser) 1526—1564. Vgl. Österreich.

Abb. 1. Von einem Flugblatt aus dem Jahre 1675. Sammlung Louis Meder in Berlin.

Das Werden des neuen Deutschland.

1648—1871.

Die Lage nach dem Westfälischen Frieden.

Das Reich.

Die Generation, die den Westfälischen Frieden abschloß und erlebte, hat kaum schon ganz klar und rücksichtslos erkennen mögen, wie viel — oder wie wenig — dieser von dem alten Reichsbegriff übrig gelassen hatte. Denn über die erbarmungslosen Amputationen, die die auswärtige und mit ihr verbündet die ständische Diplomatie an den siechen und ohnedies absterbenden Organen der Zentralgewalt vorgenommen hatten, suchten immer seitdem noch wieder die Definierungskünste der Staatsrechtler und jene eigentümliche Begabung des konstruktionslustigen deutschen Geistes hinwegzuhelfen, die so trefflich mit Worten ein System zu bereiten vermag. Ihnen kam zu Hilfe, daß die äußerlichen Formen des alten Kaisertums in ungeminderter historischer Ehrwürdigkeit in Bestand erhalten wurden. Noch immer rief bei Erledigung des kaiserlichen Thrones des Reiches Erzkanzler die Kurfürsten zusammen, damit ihre Wahl dem heiligen römischen Reiche ein Oberhaupt und der Kirche der abendländischen Christenheit ihren durch geistlich-katholische Weihen dem Hohenpriestertum genäherten weltlichen Schirmvogt setze; als der Knabe Goethe am 3. April 1764 die Krönung Josefs II. in Frankfurt erlebte, den Kaiser Franz und den neuen römischen König in Purpur und Edelgestein daherschreiten sah unter dem Baldachin und mit den Insignien, an denen das Andenken Karls des Großen haftete, von Kurfürsten und Erbämtern umgeben, da blieb ihm nach der symbolische Eindruck dieser sichtbaren Reichsrepräsentation als einer geschlossenen Masse, die von nur Einem Willen bewegt werde und als etwas Geheiligtes über die deutsche Untertanenschaft hinausstrahle. Und wie all diese Formen, an die man sich, weil sie leer waren, in unbewußter Ängstlichkeit desto enger anklammerte, so mochte auch der abendländische Vorrang der Sacra Caesarea Majestas vor den übrigen Gekrönten darüber wegtäuschen helfen, daß von allen diesen Gekrönten der Kaiser als solcher am wenigsten Monarch und das Reich ein Spielball der internationalen Politik geworden, seine Ansprüche und geographischen Grenzen ins Wesenlose und Unbestimmte zerflossen seien.

Zwar schon Pufendorf, zur Zeit da er an der Heidelberger Hochschule Professor des Natur- und des Völkerrechts war, nahm dem lesenden und gebildeten Teil der

Zeitgenossen die Binde von den Augen hinweg, zerstörte mit scharfer, unwiderleglicher Logik die Legende tiftelnder Zunftjuristerei von der weisen und unübertrefflichen „Mischung", die die Verfassung des Reiches darstelle. Es geschah dies in seiner 1667 angeblich in Genf, tatsächlich im Haag, und unter dem Pseudonym eines Italieners Severin von Monzambano veröffentlichten Schrift „De statu Imperii Germanici". Sie ist, im Gegensatz zu der Bd. II. S. 664 besprochenen des Hippolytus a Lapide, ohne aktuelle und politische Tendenz, sie verkehrt, bei kleinen Einzelirrtümern, nirgends empfindlich das Historische, sondern erweist und erklärt das Gewordene, die Gegenwart seit 1648, objektiv und zutreffend aus den Entwicklungen, die die deutsche Geschichte genommen. Aber so ruhig und bedacht ihre Ausführungen sind, so sorgfältig sie in alle Gebiete des Reichsbestandes und des Reichsrechts hineinleuchten, so vernichtend sind sie für die beruhigte Auffassung der definitionsfrohen Staatsrechtler von dem zeitgenössischen Reiche und zumal für die Fiktion einer durch „Zumischung" weiterer Formen und Kräfte hervorragend weise geordneten und für Dauer gegründeten Monarchie.

„Es bleibt also," führt Monzambano als Ergebnis aus, „nichts übrig, als zu sagen, Deutschland sei, wenn man es nach den Regeln des Staatsrechts und nach dem Vorbild anderer Staaten klassifizieren will, ein unregelmäßiges Staatsgebilde, das seinesgleichen auf der ganzen Welt nicht hat. Es ist im Laufe der Zeit durch die energielose Nachgiebigkeit einiger Kaiser, den Ehrgeiz der Fürsten, die Agitation der Pfaffen, die Parteiungen der Stände und die dadurch hervorgerufenen inneren Kämpfe aus einer regelrechten Monarchie in eine so ungeschickte Gestalt verkehrt, daß es nicht einmal mehr eine beschränkte Monarchie ist, wenn auch äußere Zeichen darauf deuten, noch auch ein Föderativstaat, sondern ein zwischen beiden Liegendes und Schwankendes. Das nun ist der Anlaß zu einer verzehrenden Krankheit und beständigen Zuckungen, da auf der einen Seite der Kaiser auf eine monarchische Gestaltung des Reichs hinarbeitet, auf der anderen Seite die Stände nach Erhaltung der erworbenen Freiheit trachten. Wie es aber die Natur aller Degenerationen ist, daß sie, wenn sie sich weit genug von dem ursprünglichen Zustand entfernt haben, in unaufhaltsamem Lauf und wie von selbst dem anderen Extrem nähern, zu ihrer früheren Form aber nur unendlich schwer zurückführen lassen; und wie man einen einmal angestoßenen Felsblock sehr leicht zur Ebene, aber nur mit äußerster Anstrengung zum Gipfel zurückwälzen kann, so wird Deutschland ohne gewaltige Umwälzungen und ungeheure Verwirrung sich in wahrhaft monarchische Form nicht wieder bringen lassen, es neigt sich von selbst zum Staatenbund. Ja, wenn man die gegenseitige Reibung zwischen Kaiser und Ständen fortdenkt, so gleicht Deutschland schon einem Föderativstaat von Staaten, die durch ungleiches Bündnis miteinander verbunden sind, weil nämlich die sogenannten Stände dem Kaiser Ehrfurcht schuldig sind, da er nicht nur die Symbole der königlichen Macht hat, sondern auch durch Ansehen und höhere Machtbefugnisse vor den übrigen hervorragt." (Nach der Übersetzung in Reclams Universalbibliothek.)

Indem das Westfälische Friedensinstrument den Reichsständen das Bündnisrecht unter sich und mit dem Auslande zugestand, indem er ihnen ferner die Landeshoheit in den religiösen und in den weltlichen Angelegenheiten verbriefte, hatte man das Reich am ehesten in einen Staatenbund aufgelöst, der eben noch mit einigen Anomalien behaftet war, die von der vormaligen Monarchie herrührten. Das Alte war tot, das Neue unfertig, durch Zwirnsfäden gefesselt und seiner selbst noch nicht wirklich bewußt. Wohl strebte die Gründlichkeit der Deutschen von vornherein danach, den durch 1648 veränderten oder enthüllten Zustand in ein neues System zu klären und in formulierte Paragraphen zu binden. Da die Westfälischen Friedensurkunden zwar viel mehr staatsrechtliche Festlegungen und Umformungen in sich schlossen, als je ein früherer Friedensvertrag der deutschen Geschichte, aber durch sich selbst keine Verfassungsurkunde waren und sein konnten, so wurde in ihnen bestimmt, daß ein baldiger Reichstag — er sollte in sechs Monaten nach dem Frieden zusammentreten — dieses Werk nachholen und die neu anerkannte Stellung der Reichsstände mit

dem Fortbestande des Kaisertums in theoretischen Einklang setzen werde. Aber dieses Seiltänzerkunststück auf der Doktrin ist nicht mehr unternommen und gar nicht ernstlich versucht worden. So blieb es bei der „unregelmäßigen" Verfassung Pufendorfs, bei der tatsächlichen Monstrosität des Reichsgebildes. Bis endlich Kaiser Franz II. im schneidenden Luftzuge der Bonapartischen Respektlosigkeit und der siegreich vordringenden französischen Kunst der einfachsten Formulierungen, der Reduktion auf klare Übersichtlichkeit, sich gezwungen sah, das römische Reich nebst all seinen Antiquitäten und Theoriewirrsalen ohne Sang und Klang zu den Akten der Geschichte zu legen.

Erst damit wurde endlich unumwunden anerkannt, was tatsächlich und in allem Wesentlichen schon 1648, wenigstens nach dem Willen und der zielbewußten Logik der fremden Mächte, geworden war. — Es blieben, wie gesagt, 1648 noch Fesseln übrig, die nicht erlaubten, schon von einer vollen Souveränität der Territorialfürsten im Reiche zu sprechen. Da waren die Zeremonien und Ehrenrechte, die den Kaiser noch über sie erhöhten und die ihm scheinbar auch weiterhin zusprachen, das Oberhaupt über jene zu sein; er allein hatte niemand „über sich". Da war die formelle Belehnung der neu sukzedierenden Fürsten mit ihren Reichsterritorien durch den Kaiser, ohne die sie zwar ebenfalls regierten, aber die sie doch, zur Vermeidung von Anfechtungen und Schwierigkeiten und zur Wahrnehmung daran geknüpfter Befugnisse, gerne glatt und bald ins Reine brachten. Da waren insbesondere die aus der Zeit Maximilians I. stammenden Reichsinstitute, das Reichskammergericht und die Reichskreise mit ihrer Kreisverfassung. Aber sie schon waren, wenngleich sie der Souveränität der Einzelnen Abtrag taten, nicht kaiserliche und monarchische, sondern vielmehr Bundesorgane. So sehr, daß das Kaisertum fortfuhr, dem Reichskammergericht durch den Wiener Reichshofrat, den zuletzt Matthias 1614 neu organisiert hatte, Konkurrenz zu machen, zu welchem Zweck dieser Wiener Gerichtshof sich sogar zu einer gewissen empfehlenden Schnelligkeit in der Erledigung von Prozessen aufzuraffen imstande sein mußte. Denn von dem Kammergericht zu Speyer galt schon um diese Zeit: Spirae spirare processus nunquam expirare. Und im übrigen, wie der Monzambano sich ausdrückt, pflegten in Speyer nur die kleinen Fliegen ins Netz gefangen zu werden; so viel Mutterwitz hatten die dortigen Richter zumeist, daß sie keine Entscheidungen gegen die mächtigeren Herren fertig werden ließen, die diese doch nur verlacht hätten. Und ähnlich stand es mit der Kollegialität in den Kreisen: wo ein Kreisgenosse die übrigen Glieder weit überragte, diente eher der Kreis ihm, als er unter diesem stand. Nur wo am Rhein, in Franken und Schwaben das dichte Gewölk von Kleinherrschaften die Kreise erfüllte, haben diese als Verfassungseinrichtung eine gewisse Autorität gehabt und ihren Zweck in anerkennenswertem Maße erfüllt. So bleibt denn noch der Reichstag als diejenige Verfassungseinrichtung, die allenfalls die unbekümmerte Souveränität der Fürsten binden, alle in ein Ganzes und in gemeinsame Richtungen zusammenzwingen konnte. Hätte er dieses vermocht, so wäre das damalige Deutschland wenigstens ein Bundesstaat und kein bloßer Staatenbund gewesen. Aber dasselbe, was endgültig die Monarchie zertrümmerte, eigene Politik, Bündnisrecht, Landeshoheit, Exemtionen der Fürsten, verhinderte auch den Reichstag, eine gemeinsame und obere Vertretung des Reiches zu bleiben oder zu werden. Vielmehr auch er war schon nichts Besseres, als ein Überbleibsel. Daß ein geschichtliches Leben der Nation in der Stadt Regensburg, die zum dauernden Sitz des Reichstags wurde, sich entwickelt hätte, daß die sich regenden politischen Kräfte versucht und einen Zweck darin gefunden hätten, sich in erster Linie am Reichstag zu Ansehen und Geltung zu bringen, davon kann keine Rede

sein. Es ist in der Sache nicht ungerecht, wenn die leidenschaftliche Ausdrucksweise eines unserer größten Geschichtschreiber den ganzen Reichstag dieser Jahrhunderte mit all seinen Wichtigkeiten und seinem vorsichtigen Kanzleipatriotismus einen dichten Nebel von Phrasen und Lügen genannt hat.

Partikularismus und Kosmopolitismus.

Das Reich war für alle, die die Dinge beim rechten Namen nannten, ein Spottbegriff geworden. Nicht blos für das Ausland; auch in den größeren deutschen Binnenstaaten verwendete man vielfach das Wort „Reich" gleichwie einen außerhalb liegenden Begriff, indem man darunter die bunten Gegenden des Ständegemengsels in Franken und Schwaben verstand. Und allein noch dort, wo man sich mit diesem unwillkürlichen Sprachgebrauch gewissermaßen vom Reiche ausnahm, bei den größeren Territorien, den kraftvolleren Fürstenhäusern, lag die Zukunft der deutschen Geschichte. Freilich ohne Gefühl und Gewissen einer Gemeinschaft waren sie gänzlich; wenn die bundesstaatliche Neuschöpfung von 1866 und 1871 der Territorialpolitik der Einzelstaaten gegeneinander ein Ende gemacht hat, so war damals für die gelockerten „Glieder" des alten Reiches das erste Ziel geworden, möglichst Gut vom Nachbar zu erwerben. Bei alledem, so wie jenes Reich beschaffen war, lag in dieser wenig verhüllten Begehrlichkeit sogar das Gesunde und Vorwärtsführende; überhaupt war die praktische Lage geklärter und befreiter gegenüber der Zauderei in unversöhnbaren Gegensätzen und der gegenseitigen Kräftelähmung, die vor dem großen Kriege herrschte. Nur durch das bewußte Streben des territorialen Fürstenstandes nach Macht und Gebietsvermehrung ist unsere Geschichte zum Aufräumen, zu ihren Befreiungen und Erlösungen gekommen. Wenn auch ganze anderthalb Jahrhunderte in dieser Beziehung nicht von fern so viel geleistet haben, wie danach die Säkularisationen und Mediatisierungen zur Zeit Napoleons und schließlich die Kriegseroberungen des preußischen Staates. Und in den bedeutenderen weltlichen Territorialstaaten, wo die Bevölkerung einen Staatsgedanken sowohl nach außen, wie nach innen als tätig empfand, da war auch oder bildete sich, so wenig der Untertan in die Regierung drein zu reden hatte, ein Gefühl von Zusammengehörigkeit, von Schicksalsverbundenheit zwischen Fürst und Volk. Es war doch bei weitem nicht alles bloß devote und nach Gnadengeldern lüsterne Heuchelei, was im 17. und 18. Jahrhundert an Treue in Vers oder Prosaschwulst vor den Thronen der Landesherren versichert worden ist. Und eben jetzt bildete sich das alte partikulare Stammgefühl, das fast in allen Teilen des Reiches den realen geographischen Boden der Stämme unter den Füßen verloren hatte, endgültig und inwendigst — eben so, inwendigst, bis ins Unbewußte — in einen württembergischen, pfälzischen, kursächsischen, mecklenburgischen usw. Patriotismus um.

Ein Vaterlandsgefühl oberhalb des stammlichen und partikularen, ein Nationalbewußtsein, das annähernd wie das einzelstaatliche den Deutschen schon in Fleisch und Blut übergegangen wäre, gab es nicht. Man darf nicht sagen: nicht mehr. Richtig und allgemein hatte es nie bestanden, es war von der inneren politischen Begriffserziehung der deutschen Gesamtheit noch nie erreicht gewesen. Die Zeit Barbarossas und Heinrichs VI. hatte echte nationale Strömungen wirksam werden sehen, dann wieder die des Humanismus und der Reformation. Aber durch alle Schichten zu dringen, das ganze politische Denken zu durchsäuern und sich dauernd zu befestigen, waren sie nicht imstande gewesen. Sie waren nicht gänzlich verloren, aber waren in die zweite und dritte Linie, in die betrübte Verteidigung gedrängt. So ist es erst dem 19. und 20. Jahrhundert und dem neuen Reiche vorbehalten geblieben,

Abb. 2. Deutschland im 17. Jahrhundert (1648). Aus Putzgers Historischem Schulatlas, bearbeitet von Baldamus und Schwabe.

das geschichtliche Bewußtsein, die Unwillkürlichkeiten in dem politischen Auffassen und Denken unseres Volkes aus den territorialen Sphären in die größere der Nation zu gewöhnen, ihm letztere und deren Bestand, deren Glück und Zukunft zur Selbstverständlichkeit zu machen. Und damit das geschichtliche Werden einer deutschen Nation, das Ineinanderwachsen der zufälligen karolingischen Eroberungen, den inneren Ausgleich von Bayern, Schwaben, Franken, Sachsen, Friesen zu einer volklichen Einheit weiter zu fördern und der Vollendung näher zu führen.

Nach 1648 schien man von dieser Entwicklungslinie weiter denn je abgeirrt zu sein. Nicht bloß in der Richtung des altbekannten, nun neu legitimierten Partikularismus. Sondern auch auf neue Weise, sowohl ganz äußerlich, wie ganz innerlich. Erstlich durch die viele Entfremdung und Fremdherrschaft. Urdeutsche Gebiete waren in aller Form abgetrennt worden, wie die Schweiz und die nördlichen Niederlande, um eigene europäische Staatswesen zu sein und in dem Worte deutsch den fast feindlichsten Gegensatz zu sich selber zu empfinden. Lediglich kulturgeschichtliche Einflüsse haben verhindert, daß sich nicht auch die Schweiz aus ihren Alamannendialekten eine eigene gesonderte Schriftsprache formte, so wie sie in den Niederlanden (Bd. II. S. 550) entstand. Die allgemeine Umgangsprache, mit Einschluß der Gebildeten, blieb und ward auch in der Schweiz die einheimisch-alamannische, auf dem mündlichen Sprachgebiet vollzog sich auch hier die Loslösung von dem deutschen Hauptkörper, den sich eben jetzt über die partikularen Binnenmauern hinweg die „neuhochdeutsche" Sprache eroberte. Andere urdeutsche Gebiete, wie im Elsaß, waren gänzlich fremdländischer Herrschaft und Kulturbeeinflussung ausgeliefert worden. Die Mündungen der großen deutschen Ströme waren sämtlich in den Händen der Fremden, der Niederländer, die nunmehr auch amtlich zu den Fremden zählten, der Schweden, der Dänen in Holstein, abermals der Schweden und endlich der Polen. Aber auch am Oberrhein und diesseits von ihm, mitten zwischen deutschen Reichslanden, waren schon die kanonenbewehrten Zitadellen der Franzosen eingerichtet.

Und Kasernen der Fremdherrschaft, in keineswegs bloß geistiger, sondern durchaus auch in politischer Beziehung, waren ferner die wohlbesetzten Kollegien und Drillanstalten der Jesuiten in Bayern und anderen weltlichen, sowie in den geistlich beherrschten Staaten. In allen diesen war es vollends ein Leichtes, an die Stelle nationaler Gewissensmöglichkeiten eine fremdelnde, von auswärts resultierende Weltanschauung zu setzen und durch sie die politische Verwendung dieser Staaten für Zwecke des Auslandes von allen inneren Hemmungen zu befreien.

Aber auch im protestantischen Deutschland starb viel Deutsches ab. Luthers im innersten Kern deutsche Art und Persönlichkeit erzog nicht mehr und noch nicht wieder. Man war nicht bloß theologiemüde, sondern unverkennbar auch, bis zu allerlei Verkennungen und Ungerechtigkeiten, luthermüde; durch manche Schriften bester deutscher Männer, die keineswegs etwa enge Kalvinisten sind, klingt eine gereizte Kritik seines persönlichen Wirkens. Und der Hort der deutschen Sagen, der Epen, der mittelhochdeutschen Dichtung, woran sich die den Staufern nachfolgenden Jahrhunderte noch in epigonischen Nacherzählungen und Volksbüchern erhoben hatten, lag jetzt verschüttet und vergessen. Teils infolge der generationenlang einseitig religiös in Anspruch genommenen geistigen Beschäftigung bis zu den letzten Lesenden hinab, teils infolge der seit dem großen Kriege eingedrungenen und seitdem immer mehr um sich greifenden Alamoderei. Was durch die Volksschule der Reformation für die allgemeine Bildung, das Lesen, die geistigen Interessen der unteren und mittleren Schicht, den Niveaustand des Wissens und Wissenwollens hinzugewonnen war, das

nahm lebhafter und ausschließlicher denn je die auch schon früher bei den Deutschen immer beliebte Richtung auf das Fremde, Ferne, die weite Welt.

Zustände und Sitten entlegener Königreiche, Abenteuer kecker Weltfahrer zu Wasser und zu Lande, der „jetzt regierende große sinesische Kaiser Xunchius als ein umschweifender Ritter vorgestellet, dessen und anderer asiatische Liebesgeschichte", Zieglers „blutiges doch mutiges Pegu" und ähnliche „mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckte" historisch-geographische Belehrungschriften, wofür sie sich selber hielten und gehalten wurden, waren die gelesenen Bücher der Zeit, und ihr Erfolg, so abschreckend auf uns ihre Weitschweifigkeit und Dickleibigkeit fällt, rief denn gegen sie auch schon die Satire und Parodie, z. B. durch Chr. Reuters köstlichen „Schellmufsky", in die Schranken.

Die alte deutsche Kühnheit und Tatenlust war nicht tot. Aber daheim glaubte sie kein Feld mehr zu finden; war doch eben jetzt, da die Welt von Niederländern, Franzosen, Engländern aufgeteilt wurde und die großen nationalen Handelskompagnien dieser Völker reich und mächtig wurden, der Deutsche mit seinem unbegrenzten Wissens- und Wanderverlangen von seinen Meeren abgeschnitten und in binnenländische Enge eingepfercht worden. Da wollte man wenigstens mitlesen von all diesen fernen Wundern und konnte nicht genug davon haben; und die schlechtesten Deutschen waren es nicht, die davonliefen und den Abenteurern der fernen Erdteile halfen, Frankreich oder England groß zu machen und für deren Handelshäuser Tüchtigkeit und Tapferkeit einzusetzen. Man hat über die Hemmungen und Menschenverluste gejammert, die die deutsche Geschichte durch die italienische Politik der mittelalterlichen Kaiser erlitten hat; diese hatte aber doch immerhin bewußte Ziele, die in den Richtungen, ja in den Notwendigkeiten der Zeit und des Kaisertums lagen. Und was haben jene Verluste zu bedeuten gegenüber der gänzlich entgeltlosen Kräftevergeudung unseres Volkes in Gestalt der Scharen deutscher Kriegsleute, die, seit dem Vertrage mit Bernhard von Weimar dauernd in deutsche Regimenter Frankreichs zusammengefaßt, für diese uns feindliche Nation gefochten haben, oder der ganzen Massen von Deutschen, die im Handel und der Kolonisation der Seemächte mitgewirkt? Endlich in Gestalt jener Auswanderer-Hunderttausende, die die überseeischen Länder zu Kraft und Wohlstand bringen geholfen und in deren Volkstum, ihr eigenes verlierend, die besten der deutschen Fähigkeiten hinzugemischt haben!

Daheim in der zerstückelten Welt war der Deutsche der unfrei gehorsamende Untertan oder der knechtische Streber gegenüber den Partikulargewalten mit ihrer überwiegenden Enge und ihrer Rückständigkeit; draußen ward er durch sich selbst etwas, kam in Krieg oder Handel durch seinen freien Mut empor. Kein Wunder, daß man mehr denn je die Verhältnisse der anderen Nationen und die Zugehörigkeit zu ihnen zu bewundern hinneigte. Mehr denn je suchte man alles Fremde nun aber auch in der Heimat mitzugenießen, auf dem deutschen Boden, der durch die dreißigjährige Einlagerung der fremden Kriegsvölker hierfür genugsam vorbereitet und vorgewöhnt war. Damals, während des Krieges, war auch schon das stolz gemeinte Wort à la mode aufgekommen, das als Selbstcharakteristik der Geschmacksneigungen nicht ergänzt zu werden braucht.

Im 16. Jahrhundert hatte die spanische Steifheit, Grandezza und Etikette an Erscheinung und Haltung der Deutschen zu meistern gesucht, ganz ähnlich wie sie auch Italien in Fesseln schlug und den schönen Individualismus, den die Renaissance dort zu Ehren gebracht hatte, wieder ausrottete. Nun war im großen Kriege der Vorrang Habsburg-Spaniens erfolgreich durch Frankreich streitig gemacht worden, und schon gleichzeitig begannen Kunst, Kostüm, Geschmack, Literatur des französischen Barock (das dort eigentlich in allen Hauptsachen eine Herübernahme aus Italien war) ihre modische Herrschaft über Deutschland. Aber bis auf den heutigen Tag versteht der

Deutsche keine Mode mit leichtem Anstand zu tragen, und vollends das aus jener großen Kriegszeit stammende Geschlecht machte sich und seine Sprache lächerlich. Daher ist die Alamodezeit bis heute die am meisten bespöttelte von allen Phasen geblieben, die die deutsche Kulturbeeinflussung durch das Ausland aufweist. Immerhin hat sie den Wert gehabt, eine Art äußerer Ersatz für die, zwischen den menschenalterlangen Drangsalen und Roheiten des Krieges verloren gegangene heimische Zucht zu sein und an der deutschen Natur zu polieren. Wenn sie auch wiederum der leeren Weltbürgerei Vorschub geleistet hat, die sich angesichts einer mangelnden, weil gegenstandslosen Vaterlandsfreude bis zum 18. Jahrhundert immer mehr verbreitete und durchsetzte.

Durchsetzte gegenüber bemerkenswerten und nicht uneifrigen Bestrebungen eines heimisch-deutschen Empfindens, das doch auch gerade in den beiden Menschenaltern nach dem Dreißigjährigen Kriege hervortritt. Es gibt schlechtweg deutsche Gesinnung in dieser Zeit, und wir werden sie weiterhin sogar als Quelle politischer und wirtschaftlicher Bemühungen zu betonen haben. In der Hauptsache aber hatte dieser deutschgerichtete Widerstand gegen die alamodische Fremdtümelei sein Kampffeld auf dem Gebiete der Sprache.

Die unausrottbare deutsche Lust und Selbstgefälligkeit, in etlicher Kenntnis fremder Sprache zu schwelgen, die Verwechslung von Fremdplapperei mit Bildung feiert auch heutzutage keine schlimmeren Orgien, als im 17. Jahrhundert. Wir blicken in die Aktenbestände der Archive, lesen Berichte von damals und fragen uns, warum in aller Welt wohl dieser Deutsche an jenen Deutschen französisch, unter Umständen auch italienisch geschrieben haben möge, ganz abgesehen vom altüberlieferten Latein, womit sich aber manche deutsche Unterrichtsanstalten und Kreise ja noch heute zieren. Und daneben ist alle deutschgemeinte Akten- oder Literaturprosa voller gehäufter und unvergorener fremder Sprachbrocken, die man in Schrift und Druck noch besonders durch sogenannte Lateinschrift und Antiqua hervorhebt, gleich Edelsteinen in geringerer Fassung.

Schließlich gingen auch die auf Reinhaltung der deutschen Sprache gerichteten Vereinigungen auf ein fremdes Beispiel zurück, die 1582 gestiftete Florentiner Accademia della Crusca, die das Weizenmehl des guten Italienisch von der Kleie (crusca) säubern sollte. Schon 1617 war auf Betreiben des wackeren weimarischen Hofmarschalls Kaspar von Teutleben die „Fruchtbringende Gesellschaft" gegründet worden, welche ihre Hauptförderer in den Fürsten von Köthen und Weimar hatte und, dem Kastengeist der Barockzeit Rechnung tragend, außer fürstlichen Mitgliedern und ganz hervorragenden Gelehrten und Dichtern durchweg nur Adlige zuließ. 1651 wurde sie von Köthen wieder nach Weimar verlegt, wobei sie auch den Namen des Palmenordens beigelegt erhielt, und hat späterhin ihren Sitz noch in Halle gehabt. Ihr Zweck war, ganz entsprechend der Florentiner Akademie, „daß man die Hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder ausländischer Wörter, aufs möglichste und tunlichste erhalte und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als der reinsten Art im Schreiben und Reimedichten befleißige." Man darf ihren Einfluß nicht zu sehr unterschätzen, u. a. sind von ihr eine ganze Anzahl eingebürgerter Verdeutschungen von Fremdwörtern geschaffen worden, und bei dem allen darf man zumal rühmen, daß es Zugehörige der oberen Gesellschaftskreise waren, die hier mit ihrem jederzeit wirksamen Beispiel vorangingen. Wenn sich am ehesten die gebundene Sprache der Poesie von der Alamoderei fern gehalten hat, so half hier freilich schon der Umstand, daß das Fremdwort in der dichterischen Sprache einem von vornherein vorhandenen Gefühl als Unmöglichkeit widerstrebend ist. Unter den nach dem Muster der „Fruchtbringenden" gestifteten Gesellschaften seien hier die 1643 in Hamburg von dem Dessauer Philipp von Zeesen gegründete „Teutschgesinnte Genossenschaft" und der 1644 in Nürnberg entstandene „Gekrönte Blumenorden" der Schäfer an der Pegnitz, der heute noch besteht, als die wichtigsten hervorgehoben. An Trivialitäten fehlte es freilich nicht, zumal in der Wahl der gutgemeinten Beinamen für die Mitglieder, und auch nicht an der Wichtigkeit der Abzeichen, Bänder usw. der überhaupt nachgebildeten Ordensverfassungen. Die subjektive Mißhandlung der Sprache und Neigung zu willkürlichster, verwegenster Etymologie, die auch zu anderen Zeiten den an sich bestgemeinten deutschen Bestrebungen Widerspruch und Ärgerlichkeit über sie zu erwecken pflegt, begegnet schon im 17. Jahrhundert, und die Philologie des Turnvaters Jahn stammt recht eigentlich von hier.

Die materielle Lage.

Zeigt das geistige Deutschland nach dem großen Kriege ein gegen früher verändertes, in manchem gegen früher sogar gänzlich verkehrtes Wesen, so galt es auf den wirtschaftlichen Lebensgebieten, vielfach ganz von vorne wieder anzufangen.

Die strengere, wachsamere Methodik der modernen Geschichtsforschung vermag nicht mehr ohne weiteres die landschaftlichen Klagen und Beschreibungen des durch den Dreißigjährigen Krieg hervorgebrachten Ruins in allen Angaben hinzunehmen und weiterzugeben. Sie sagt sich, daß diese Statistiken der Entvölkerung und Zerstörung doch eben nicht auf Zählung, sondern auf Schätzung beruhten, daß sich mit diesen Berichten vielfach der Zweck, landesherrliche Hilfen und Befreiung von Lasten zu erreichen verband, daß die Verfasser der früher meistbeachteteten Schilderungen, überwiegend Geistliche, nicht Beamte, von ihrer Seelsorge und ihren theologischen Händeln her an einen möglichst beweglichen, eindrücklichen und verallgemeinernden Stil gewöhnt waren und die deutsche Sprache jener Zeit überhaupt auf den Superlativ gestimmt war. Man hat seither wissenschaftlich begonnen, die Schädigungen durch den Krieg auf Grund der zuverlässigen Finanzakten und anderer Archivalien für enger umgrenzte Gebiete oder für einzelne Ortschaften unter die Lupe zu nehmen. Erst wenn eine solche Mikroskopierarbeit imstande wäre, unzählige topographische Einzelbeobachtungen zur Verrechnung zu stellen, könnten mit größerer Zuverlässigkeit die allgemein gehaltenen Aufstellungen der Leidensschilderer nachgeprüft werden, Behauptungen, wie die, daß die Bevölkerung der Pfalz von 500000 auf 50000 Köpfe zurückgegangen, oder die, daß in Sachsen in den beiden Jahren 1631 und 1632 über 900000 Menschen umgekommen seien. Dann erst würde man eine Übersicht über das Erhaltengebliebene gewinnen, wovon die Schilderungen meist schweigen, und einen prozentualen Maßstab für die Verwüstung in den einzelnen Gegenden erlangen.

Bei alledem darf man auch so den wirtschaftlichen Rückgang infolge des Krieges als einen fürchterlichen bezeichnen. Gänzlich verschont geblieben war so gut wie keine Gegend, wennschon das „Kriegstheater" für einzelne Landschaften eine besondere Vorliebe gehabt und sich in ihnen besonders schrecklich inszeniert hatte. Zu den Gebieten, die am meisten gelitten haben, am schlimmsten drangsaliert worden sind, gehören Württemberg, die Pfalz und die Elbgegenden. Zeitlich betrachtet, haben sich die Roheit und die systematische Habsucht, womit die Heere und ihre Marodeure die einzelnen Gegenden aussogen und verdarben, im Laufe des Krieges gesteigert, nicht gemäßigt, entsprechend der abnehmenden Zahlungsfähigkeit der Kriegführenden und der schon in Verbindung damit beständig sinkenden Disziplin. Schwer gelitten hatten alle Stände und Berufskreise. Ihre Wehrbarkeit durch Mauern und Türme hatte den Städten doch nur einen beschränkten Schutz geboten, sehr viele von ihnen waren ganz oder teilweise in Flammen aufgegangen. Wenn in einzelnen Gegenden die Straßen und Häuserreihen heutiger Kleinstädte älterer Bauten gänzlich ermangeln und anstatt des nacheinander historisch Gewordenen und der individuellen Freude am liebevollen Häuserschmuck eine nüchtern bescheidene Gleichartigkeit besteht, so ist dies häufig auf den Wiederaufbau nach dem Kriege zurückzuführen. Ferner waren der Handel und das Gewerbe durch den Krieg und die allgemeine Unsicherheit tief herniedergedrückt worden. Nur wenige Handelsinteressenten waren einflußreich und zahlungsfähig genug gewesen, den Versuch zu machen, durch erlangte Salvaguardia ihren Transporten die Wege zu sichern, und schließlich waren solche glücklicheren Erfolge

doch wieder nicht zu der gehofften Verwertung gelangt. Zwar stellten sich nach dem Frieden die großen Verkehrzüge wieder her; die Leipziger Jahrmärkte, die ihren Charakter als große Messe seit dem Ende des 15. Jahrhunderts haben oder seit 1507, wo Maximilian I. der Stadt Stapel- und Niederlagerecht verlieh, erblühten bis zum Jahr 1700 immer stattlicher und begannen die übrigen ost- und mitteldeutschen Plätze des über Land gehenden Großverkehrs zu überflügeln, so daß sich im 18. Jahrhundert auch der Schwerpunkt des Buchhandels von Frankfurt am Main nach Leipzig und auf dessen Messe verlegte. Aber manches alte deutsche Gewerbe kam nicht wieder auf. Am sichtbarsten war dies in der Tuch- und Leinenweberei der Fall; früher hatte Deutschland hiervon ins Ausland ausgeführt, jetzt drangen Holland und England in Deutschland selber vor. Auch der Bergbau und die ihn verwertenden Gewerbe lagen nach dem Kriege sehr darnieder und waren nicht imstande, dem fremden Wettbewerb die Spitze zu bieten. Die zünftischen Einrichtungen, die einst in Zeiten deutscher wirtschaftlicher Selbständigkeit und Expansion, durch Erziehung, Ordnung und Zwang, die Tüchtigkeit der Schaffenden und den Wert der Objekte gesteigert hatten, wurden in diesen Zeiten des Rückgangs und des überschweren fremden Wettbewerbs zur Beengung und Lähmung, während diese fremden Wettbewerber daheim die Gunst freierer, vorgeschrittenerer Formen wirtschaftlichen Zusammenschlusses genossen. Am Kolonialwesen und Überseehandel erlangte Deutschland keinen aktiven Anteil mehr. Es war und blieb hier nur das abnehmende Hinterland der fremden Seemächte und Seeplätze, und die Kompagnien der Merchant adventurers, die sich an der ganzen Küste bis Preußen hin eingenistet hatten, fuhren bei wenig Widerstand fort, den mittleren und südöstlichen festländischen Bereich in das Absatzgebiet der englischen Industrie und die deutschen Großkaufmannsgeschäfte in Agenturen des fremden Imports umzuwandeln. Ferner waren Münzverschlechterung und Münzwucher, an sich keine Neuerscheinung, durch den Krieg allgemein geworden und notgedrungen rücksichtslos gehandhabt worden. Massen von Bargeld und Kleinodien waren durch das fremde Kriegsvolk ins Ausland geschleppt worden. Viel davon lag auch vergessen in der Erde; die davon gewußt, waren verdorben und gestorben, so daß man noch heute von Zeit zu Zeit von gefundenen Schätzen liest, die nach Sorte und Gepräge der Münzen offenbar im Dreißigjährigen Kriege versteckt und vergraben worden sind.

Aber am allermeisten gelitten hatte doch das platte Land, hatte, wie immer in der Kriegsnot, der Bauer. Wertvolle Anlagen, wie die Weingärten der Pfalz und Schwabens, waren aus sinnloser Lust und Wut zerstört oder waren bei mangelnder Pflege verkommen; die armen Menschen waren eben einfach davon gelaufen, und genug davon waren auch niedergemacht worden, an Martern, Krankheiten, Elend zugrunde gegangen. Nicht alle „abgegangenen", d. h. verschwundenen Ortschaften, deren Name und einstiges Bestehen sich aus Archivalien und Flurbezeichnungen, auch wohl hier und da aus Resten im Boden feststellen läßt, sind dem Dreißigjährigen Kriege zur Last zu schreiben, aber viele davon. Entsprechend deren Verschwinden und den Nöten der sich durchfristenden Dörfer waren die Felder vielfach verwildert, mit Disteln und Gestrüpp zugewachsen, manche fleißige Rodungen älterer Zeit waren wieder Busch und Bruch oder auch Wald geworden und sind es geblieben. Aber weit erheblicher als dieser gewisse Zuwachs ist doch wiederum der Schade, den der ältere Waldbestand durch die rücksichtslose Streunutzung der Anwohner erfuhr, die nach dem Dreißigjährigen Kriege mehr oder weniger aus Not allerorten einriß. Durch sie in erster Linie kam der deutsche Waldbestand so herunter, daß das 18. Jahrhundert seine übelste Zeit darstellt; erst von da ab beginnt wieder die Periode des Schutzes, der zweckbedachten Aufforstung und zugleich der modernen Forstwirtschaft.

Daß den Bauern ihre Häuser und Gehöfte, zuweilen öfter als einmal, niedergebrannt worden waren, war nicht das Schlimmste für sie. Das Ärgste war die Vernichtung ihres Viehs, das man auch dann wegholte, wenn man es nicht einmal brauchte oder verkaufen konnte; wir erwähnten es schon, betriebsame Obristen und Rittmeister haben, wenn sie auch nur die Felle verhandeln konnten und die Kadaver liegen lassen mußten, das Vieh, das aufzutreiben war, den Bauern wegschlachten lassen. Um von den eigentlichen Marodeuren und Landstörtzern gar nicht zu reden, wurde auch von den regulären Kriegsleuten aller Grade der Krieg, zumal in der zweiten Hälfte, direkt als gewinnbringende Beschäftigung aufgefaßt und als solche mit allen Mitteln und neuen Erfindungen ausgenutzt.

Die Entvölkerung und die Entziehung der wirtschaftlichen Mittel war nach dem allen auf dem platten Lande weitaus am sichtbarsten; die Städte, wenn auch viele empfindlich an Haushaltungen eingebüßt hatten, hatten zu anderen Teilen für ihre Verluste an Einwohnern einen Ersatz durch die während des Krieges erhebliche Flucht vom Lande hinter die schützenden Mauern.

Teils deswegen, teils weil der Krieg und das Soldwesen die redliche, mühselige Arbeit verdorben hatten, blieb auch nach dem Frieden ein schwerer Gesindemangel auf dem Lande übrig. Die Landleute, die sich wieder einrichteten und emporwirtschafteten, waren zu Löhnen und Entgelten genötigt, die zu ihren Mitteln in keinem Verhältnis standen; allgemein und aus allen Gegenden wird geäußert, daß Knechte und Mägde es viel besser hätten als der Bauer und seine Frau. Und für das, was man baute und erzeugte, war der Absatz verschlechtert; die Bürger in den Städten waren auch knapp daran und der ganze Verkehr verwirrt und geschädigt. Das Tollen und Derben, der Trotz, die festfröhliche und trunklustige Unbändigkeit des deutschen Bauern war, von einzelnen unverwüstlichen Gegenden abgesehen, jetzt gänzlich zu Ende, die Zeit nach dem Kriege sah magere, knausernde, mürrische und geduckte Bauern; nur das Gesinde sang jetzt noch die Volkslieder und Sprücherl und hatte, wie es einmal heißt, allein „noch Freud".

Bei solcher Lage kam auch der über den Bauern lastende größere ländliche Grundbesitz sehr schwer wieder auf. Er war vom Kriege her aufs äußerste verschuldet und in schier hoffnungsloser Lage; so sind vielfach unter Mitwirkung und Autorität der Landesherrschaft endlich Kompromisse herbeigeführt worden, die durch Nachlässe und Aufschübe allen Teilen etwas Befriedigung und Hilfe zu bringen suchten.

Abb. 3. Wappen von Tirol und Alt-Österreich.

Die Territorien.

Heute gehört es zum Gemeingut des geschichtlich-vaterländischen Denkens, daß, seit 1648 vollends, die politische Regeneration Deutschlands, die Wiederzusammenfassung des tatsächlichen Staatenbundes zu einer strafferen Form nur von einem der größeren und innerlich gefestigten deutschen Einzelstaaten unter Wegräumung der alten Verfassungsruinen ausgehen konnte und daß von allen diesen zum Reiche gehörenden Einzelstaaten Österreich bereits der mindestgeeignete für diese Aufgabe geworden war. Der Generation nach dem Kriege konnte dies noch nicht bewußt sein, ihre klarsten Geister konnten höchstens die Fiktionen und Unwahrheiten der staatsrechtlichen Lage mit schneidendem Wort betonen, das Wort Staatenbund aufwerfen, aber über diesen hinaus und gegen diesen unmöglich schon das Heilmittel der Zukunft nennen. Pufendorf widerlegte den Hippolytus a Lapide, der die Vernichtung Habsburgs und die Umwandlung Österreichs in Reichsland empfohlen hatte. Aber er selber hatte nur Mittelchen und Ermahnungen zu weiser Bravheit, um die gewordenen Zustände erträglich und ungefährlich zu machen, d. h. ihnen eine resignierte Dauer zu sichern. Indessen auch der nachträglich die Lage und das aus ihr Hervorgegangene überblickende Historiker findet in dem Menschenalter nach dem Kriege noch nicht die sicheren Punkte, auf die er verweisen könnte, daß es ihretwegen so hätte kommen müssen, wie es gekommen ist. Einige Fürstenhäuser überragten hoch und frei das dichte Unterholz der kleinen Herrschaften und Stände; welches aber von ihnen einmal die innere Kraft und die Zuversicht entwickeln werde, sich über alle hinweg zu erheben und seinen Schatten über sie zu breiten, das vermag man aus ihrem damaligen Bestande und Wachstum selbst mit dem nachträglichen Wissen von heute noch nicht für damals prophezeiend zu deuten.

Bei der unmittelbaren Bedeutung und dem Range, den die Territorien nicht bloß in der neueren Geschichte, sondern auch im neuen Reiche einnehmen, schulden

wir ihrer einzelstaatlichen Entwicklung in diesem Buche wenigstens einen Überblick, der mit in die Zeiten zurückgreift, da sie oder vielmehr ihre Dynastien, die hier vollkommen die geschichtlichen Träger sind, ihre Stellungen einnehmen. Eine Aufgabe, die sich sogleich wieder durch die Unklarheiten und Unschlüssigkeiten des Reichsrechtes vor Fragen und Verwirrung gestellt sieht.

Sollen wir z. B. auf **Savoyen** eingehen, das Karl IV. 1361 vom Arelat abgelöst und zum unmittelbaren Bestandteil des deutschen Reiches erklärt hatte, das dementsprechend in der Reichsmatrikel stand, Reichslasten ausgeschrieben erhielt? Aber, wenn Savoyen auch politische Gründe hatte, diese formelle Zugehörigkeit nicht zu bestreiten, wenn es das Reich benutzte, ohne sich für dieses in Unkosten zu stürzen, und den Westfälischen Frieden als Reichsstand mit verhandelt hat, so hat es doch keinerlei wirklichen aktiven noch passiven Anteil an der deutschen Entwicklung seit 1648, an unserer Erlösung aus der alten Misere in den gleichen neuesten Jahrhunderten, die jenem Hause das selbständige Emporsteigen zur Krone von Piemont-Sardinien und von Italien brachten. Nur das mag hier erwähnt sein, daß der Ursprung des savoyischen Hauses aus einem sächsischen Grafengeschlecht

Abb. 4. Die Pfalz bei Kaub, pfälzische Zoll- und Wehrburg im Rhein. Am Ufer der Ort Kaub und darüber Gutenfels.

(Bd. I. S. 339) noch im 17. Jahrhundert in Deutschland unvergessen war; die Ernestiner, die bei der gewissen Verunklarung dieser Kenntnis das sächsische Haus Wettin an die Stelle des tatsächlich-historischen von Walbeck schoben, haben daraufhin noch gelegentlich eine etwaige Erbberechtigung ihres Hauses in Savoyen betont. In neuester Zeit dagegen hat der deutsche Ursprung der italischen Dynastie den Historikern erst wieder durch den erstaunlichen genealogischen Scharfsinn eines erblindeten schweizerischen Gelehrten (W. Gisi in Solothurn) klar gemacht werden müssen.

Volles Recht dagegen hat auch diejenige Betrachtung, die die neuere vaterländische Geschichte nicht aus der Reichsgeographie der Ottonen und Salier, sondern des heutigen deutschen Volkes und sodann des Deutschen Reiches von 1871 ansieht, nach **Lotringen** zu fragen. Obwohl das neue Reich, zu dessen Bestande der Name Lotringen jetzt wieder gehört, keineswegs das Herzogtum, wie es um 1648 war, zurückerobert, sondern unter jenem Namen nur einen kleinen Teil dieses Herzogtums nebst der von ihm unabhängigen Bistumstadt Metz und anderen uns entfremdeten reichsständischen Gebietsteilen zusammengefaßt hat.

Seit es den Herzogstitel von Niederlotringen nicht mehr gab (Bd. II. S. 29), wurde als Lotringen schlechtweg die durch die Teilung von 953 entstandene obere Hälfte bezeichnet. Es ist das Land, das geographisch durch die Städte Bitsch, Saarburg, das in seiner baulich-topographischen Anlage bis heute deutsch anheimelnde St. Dié (Sankt Deodat, wo einst Waldseemüller lebte), durch Epinal, Nanzig bezeichnet wird. Zu dem Herzogtum gehörte auch seit alters die Grafschaft Bar an der Mosel. Sie löste sich zu territorialer Selbständigkeit los, mußte aber dafür 1301 für einen Teil ihres Gebietes, den mit der Hauptstadt Bar (-le-Duc), — für Barrois royal oder mouvant, wie man später sagte — eine Lehnsherrschaft Frankreichs anerkennen, die sich auf „Barrois non mouvant" nicht bezog. Seit Mitte des 14. Jahrhunderts führten die mit dem Königshaus von Frankreich verwandten Grafen von Bar den Herzogstitel; wie am meisten einleuchtet, aus eigener Verleihung, während später auch Verleihungen durch das deutsche Reich und durch die Krone Frankreich behauptet worden sind. — Das Reich nach dem Interregnum hat sich auch um Lotringen nicht viel mehr gekümmert, als um Bar, und wenn es von jenem um Vertretung oder Hilfe angegangen wurde, es meist im Stich gelassen. Auch die alten Lehnsverhältnisse kamen in Verfall und Unklarheit. So erwuchsen die Herzöge zu einer Art tatsächlicher Unabhängigkeit, die sie in der Hauptsache durch politische Parteigängerschaft an der Seite Frankreichs zu erhalten suchten; sie trugen hohe militärische Würden Frankreichs und fochten mit gegen England, gelegentlich auch gegen ihre Genossen in der deutschen Reichsstandschaft. 1431 sollte auf Herzog Karl seine mit Renatus von Anjou und Bar, dem bekannten König René (Bd. II. S. 371) verheiratete Tochter Isabella folgen, auf Grund einer Festsetzung über das Erbrecht der Töchter, die 1306 von Herzog und Ständen vereinbart worden war. René hatte das Herzogtum Bar dadurch erhalten, daß der letzte Vertreter der heimischen Linie es ihm als seinem Großneffen 1419 übertragen hatte. René überließ Lotringen und Bar 1453 seinem Sohne Johann, dessen Linie 1473 ausstarb, so daß nun der 1431 bei Seite gesetzte Mannesstamm des alten lotringischen Hauses wieder folgte, mit Renatus II. (1473 bis 1508). Seine Nöte durch Karl den Kühnen sind Bd. II. S. 358 geschildert worden.

Abb. 5. Symbol am Ruprechtsbau des Heidelberger Schlosses. (Der Zirkel deutet auf die Erbauung; die Engel tragen das vom Rosenkranz umschlossene Sinnbild des Baus zur Jungfrau Maria empor.)

Der burgundischen Gefahr folgte die französische, so daß unter Anton II. (1508—44) eine Wiederannäherung an das Reich erfolgte, um dessen Schutz zu gewinnen. 1542 kam nach langen Verhandlungen der Nürnberger Vertrag zustande, welcher Lotringens Verhältnis zum Reiche neu regelte. In der Hauptsache wurde das Land Lotringen und Bar als „freies" Herzogtum anerkannt, d. h. von dem Rückfall nach Lehnrecht freigesprochen; der Herzog trug vielmehr nur einzelne Gebiete des Gesamtkomplexes vom Reiche zu Lehen, wie u. a. die Markgrafschaft Pont-à-Mousson, die Grafschaft Blankenberg oder Blamont, die Herrschaft Bellisthein (Bilstein), die Reichsvogtei über die Stadt Toul. Die Lehnsabhängigkeit von Frankreich für einen Teil von Bar wurde durch den Vertrag natürlich nicht berührt. So war der Herzog teils souverän, teils deutscher, teils französischer Lehnsmann. Das Reich sagte ihm nun 1542 für das Ganze seinen Schutz zu und gewährte ihm für das Ganze die sonstigen Rechte der deutschen Reichsstände, wofür der Herzog zu einem Reichsmatrikularbeitrage in der Höhe von zwei Drittel eines Kurfürstenanschlages verpflichtet wurde. Vom Reichskammergericht blieb das Herzogtum als solches ausgenommen. Daß Frankreich 1552 das Land besetzte und es erst 1559 dem Herzog Karl II. (1545—1608) zurückgab, hat der Nürnberger Vertrag freilich nicht verhindert. Von Besitzungen dieser Herzöge, die kein Teil von Lotringen waren, seien noch die Grafschaft Fleckenstein am Donnersberg, die 1567 zur Reichs-Markgrafschaft erhobene, früher vom Bistum Metz gehende Herrschaft Nomeny und die 1583 dem Hause Pfalz-Veldenz abgekaufte Herrschaft Pfalzburg erwähnt. Der Verlauf des Dreißigjährigen Krieges löste wieder die franzö-

fische Gefahr aus, 1632 rückten die Franzosen ein und unterwarfen während der nächsten beiden Jahre das Land vollständig. Dem vertriebenen Herzog Karl III. (1625—1675) konnte all seine eifrige und tapfere Parteigängerschaft für Österreich und Spanien nicht dazu verhelfen, daß der Westfälische Friede ihm sein Land zurückgab. Frankreich war diesmal entschlossen, den Raub festzuhalten, und schob die Bemühungen des Kaisers beiseite. So war Karl nicht in dem allgemeinen Frieden enthalten und deckte sich mit seiner Bundesbeziehung zu Spanien, das noch von 1648 bis 1659 gegen Frankreich weiterkämpfte. Aber er war nicht bloß gegen Frankreich, sondern auch gegen Kaiser und Reich furchtbar erbittert; mit den wilden Mannschaften, die in seinem Solde standen, hielt er verschiedene Plätze in den Rheingegenden besetzt und blieb eine ständige Gefahr und Geißel dieser Gegenden, die somit trotz der westfälischen Verträge noch nicht zum richtigen Frieden kamen.

Von Osten sich mit lotringischen Gebieten berührend, begegnet uns nun als eines der wichtigsten Territorien unter den unzweifelhaften und vollkommenen Reichsständen die **Kurpfalz**, an deren im Überblick zu verfolgende Geschichte die Gebiete der pfälzischen Nebenlinien angeschlossen seien.

Für Jahrhunderte trennte der Hausvertrag von Pavia i. J. 1329 (Bd. II. S. 296) die beiden von den Wittelsbachern regierten großen Reichslande Pfalz und Bayern, indem Ludwig des Strengen gleichnamiger Sohn, der spätere Kaiser Ludwig der Bayer, die Pfalz den Söhnen seines älteren Bruders Rudolf, Rudolf und Ruprecht, zugestand und ihnen auch von dem bayrischen Gebiet einen Teil des Nordgaus überließ, der daher und seitdem den Namen der Oberpfalz bekommen hat. Der Kurfürstenhut, so wurde damals festgesetzt, sollte von Pfalz und Bayern abwechselnd getragen werden. Diese Bestimmung ist 1355 von Karl IV. zu Gunsten des alleinigen Rechtes von Pfalz aufgehoben worden, wofür sich der kaiserliche Lützelburger den nördlichen Teil der Oberpfalz an Böhmen abtreten ließ. Von den beiden genannten Neffen Kaiser Ludwigs ist Ruprecht I., der nach seines Bruders Rudolf i. J. 1353 erfolgten Tode noch bis 1390 regierte, besonders bekannt geblieben durch die 1386 erfolgte Gründung der Hochschule in seiner Residenz Heidelberg. Er erwarb Zweibrücken und Bergzabern im linksrheinischen Haardtgebirge, und sein Neffe Ruprecht II. (1390—1398) brachte von König Wenzel die oberpfälzische Abtretung zum Teil wieder heim. Den Rest gewann Ruprecht III. (1398—1410), der i. J. 1400 gewählte deutsche König, zurück; er erwarb auch die Grafschaft Kirchberg am Hunsrück und schloß den frühesten der pfälzischen Erbschaftsverträge über die zwischen Nahe, Mosel und Rhein gelegene Grafschaft Sponheim, deren bekanntester Ort, in der „vorderen" Grafschaft, Kreuznach ist.

In der Kurwürde lag die Nötigung, die gemeinsame Landesregierung durch Brüder oder Agnaten abzustellen, während Teilungen eines Kurlandes ja schon durch die Goldene Bulle ausgeschlossen waren. Aber die im Spätmittelalter, hier früher, dort später, von den Territorialdynastien eingeführten Primogeniturbestimmungen sind erstlich nicht immer unverbrüchlich gehalten worden. Zweitens aber blieb der Ausweg, und er wurde namentlich gerne benutzt, Sonderherrschaften aus dem Gesamtbesitz der Dynastie noch wieder zur Ausstattung jüngerer Söhne zu verwenden. So entstanden nach Ruprechts Tode in der Pfalz drei hier zu nennende Linien: die von Ludwig III. (1410—36) fortgesetzte, später sogenannte „alte Kurlinie", eine zweite (s. u.) mit dem Besitz von Simmern und Zweibrücken, und eine 1499 wieder erloschene zu Mosbach. In der Kurlinie folgte auf Ludwig IV. (1436—49) sein Bruder, der berühmte Pfälzer Fritz und Sieger von Seckenheim (Bd. II. S. 351), Friedrich der Siegreiche (1449—1476), der für seinen Neffen Philipp regierte, aber selber den Kurhut trug. Er war nicht bloß in den Fehden und Reichsereignissen des Westens der angesehenste und gefürchtetste Herr, sondern auch nach innen ein straffer, persönlicher Regent und durchgreifender Verwalter. Von ihm rührt die schon moderne und nicht mehr mittelalterliche Einteilung des Landes in achtzehn Ämter her, deren Amtsvorstände Vögte oder vielmehr im besonderen pfälzischen Sprachgebrauch Fauthe hießen; er schützte Straßen und Verkehr, richtete das pfälzische Hofgericht ein und führte bei Sparsamkeit gutes Regiment. Die schöne und gebildete Augsburgerin Klara Tott oder Töttin, Dettin, war des frischen und hochgenialen Mannes Gemahlin, und ihrer Ehe entstammt die heute mehrfach verzweigte Familie der Fürsten von Löwenstein.

Nach ihm kam der erwähnte Neffe, Philipp, zu selbständiger Regierung (1476—1508). Er ragt, wenn auch durchweg diese Fürsten geistig angeregte Herren und Förderer ihrer Hochschule waren, als persönlicher Gönner des Humanismus hervor, der freilich an der Hochschule noch nicht gleiches Entgegenkommen fand wie bei dem Kurfürsten und dem ihm

Abb. 6. Aus dem Heidelberger Schloßhof. Rechts der Ottoheinrichsbau in steiler Verkürzung.

darin verbundenen Johann von Dalberg (Bd. II. S. 494). Im Landshuter Kriege war er, wie berichtet wurde, wenig glücklich und verlor überdies darin denjenigen jungen Sohn, für den er den Krieg führte, Ruprecht. Für des letzteren Nachkommen wurde nur erreicht, daß ihnen aus dem umstrittenen Erbe das Fürstentum Neuburg an der Donau, die sog. junge Pfalz, eingerichtet wurde.

In Kurpfalz folgte Ludwig V. (1508—1544), ein Mann des Ausgleichens, des Mittelweges, wie ihn auch sein Beiname „der Friedfertige" kennzeichnet. Er blieb der Reformation noch fern, sah sie ungern, hinderte aber ihr Eindringen nicht. Am Heidelberger Kurfürstenschlosse auf dem unteren Hügel, das sich teils aus Bauten des 13. Jahrhunderts, teils, mehr nach der südlichen Bergwand zu gelegen, aus solchen des Königs Ruprechts und anderer Kurfürsten zusammensetzte, hat er die vielen und bedeutenden Gebäude und Befestigungswerke errichtet, mit denen die Spätgotik an dieser Stätte abschließt: den Frauenzimmerbau, die Wirtschaftsgebäude im Hof mit der malerischen Brunnenhalle aus karolingischen Syenitsäulen (Bd. I. S. 188), den Bibliotheksbau mit dem hübschen Erker,

das Zeughaus, den großen Torturm an der Südseite, und nach Nordwesten den dicken Turm. Sein Bruder Friedrich II. (1544—1556) führte eine gewaltsame katholische Reaktion herbei. Er hat am Heidelberger Schlosse den gläsernen Saalbau in der Nordostecke erbaut. Mit ihm erlosch die direkte Linie, und Ottheinrich, Kurfürst Philipps Enkel, folgte, derjenige, für den die „junge Pfalz" (Neuburg) errichtet worden war. Die letztere überließ der also erhöhte Fürst i. J. 1557 den Zweibrückner Verwandten. Nur noch drei Jahre (1556—1559) hat Otto Heinrich den Kurhut getragen, aber diese kurze Frist bildet nächst den Jahren des siegreichen Fritz den berühmtesten Abschnitt der pfälzischen Geschichte. Die lutherische Reformation ward in Kirche, Schule und Universität durchgeführt, der tüchtig gebildete Fürst, dessen einnehmende Züge uns gute Bildnisse (Bd. II. Abb. 414) aufbewahrt haben, stand in ungeheuchelter Freude seines Verkehrs mit Gelehrten, Poeten und Künstlern, vermehrte die Bibliothek beträchtlich und in echt humanistischer Weise besonders durch eifrig gesammelte Handschriften. Die Ostseite der Heidelberger kurfürstlichen Residenzbauten schloß sich unter seiner Ägide durch den edelsten, wenn auch technisch nicht sorgfältigsten Bau aller Renaissance auf deutschem Boden, den Ottheinrichsbau, den nach ganz neuen Forschungen ein oberitalienisch, durch den Palazzo Ravello zu Ferrara angeregter Nürnberger, Peter Flettner oder Flötner, das Vorbild übertreffend, entworfen, dann der Niederländer Alexander Colins aus Mecheln beim Abschluß des Baus beeinflußt hat und dessen dekoratives Skulpturenwerk jedenfalls von Colins herrührt.

Otto Heinrich beendet die alte Kurlinie. Die ihr nächst berechtigte Linie (s. o.) hatte sich 1459 in Simmern und Zweibrücken geteilt. Simmern erwarb 1444 durch Heirat die Grafschaft Veldenz bei Trier. Die älteren Grafen von Veldenz waren ein Zweig der alten Wild- oder Raugrafen im Nahegau; in ihre Grafschaft folgte 1271 durch Erbtochterheirat ein Herr von Geroldseck nach. An dies neuere Veldenz und an Baden zu gemeinschaftlicher Herrschaft vermachte durch den Beinheimer Entscheid von 1425 der letzte Graf Johann von Sponheim seine künftige Hinterlassenschaft, so daß das Sponheimer Kondominat bei seinem Tode 1437 seinen Anfang nahm. In dieses Mitherrschaftsrecht trat sodann für Veldenz 1444 die simmernsche Linie des pfalzgräflichen Hauses. Ein fehlendes Fünftel von Sponheim war schon 1416 an Kurpfalz gesondert überlassen worden. Wir werden diesem pfälzisch-badischen Kondominat, ohne sonst auf seine recht verwickelte und wirrungsvolle Geschichte einzugehen, noch in späterer Zeit wieder zu begegnen haben. Noch sei erwähnt, daß durch Abzweigung von Simmern wieder 1514 bis 1694 eine eigene Linie Pfalz-Veldenz entstand. — Als nun das Haupt der Linie Simmern 1559 durch Erbgang berufen wurde, als Friedrich III. in der Kurpfalz zu regieren, überließ er seine bisherige Herrschaft einem Bruder, so daß bis 1674 eine regierende Linie Simmern weiter bestand. Der neue Kurfürst war ein ebenso frommer wie durchgebildeter und eifriger Kalvinist, und die übrigen protestantischen Reichsfürsten, die nicht selten ein Mühlraddrehen im Kopf von den dogmatischen Abendmahlssubtilitäten ihrer Theologen empfanden, für die sie doch auf den großen Tagungen des Reiches eintraten, bewunderten aufrichtig den Pfälzer, der das alles wirklich bis in den Kern verstand. So hat Friedrich die Pfalz kalvinisch gemacht, den Heidelberger Katechismus veranlaßt und gerne französische Hugenotten aufgenommen; einer davon hat zu Heidelberg das rotsandsteinerne Haus „zum Ritter" erbaut, das noch heute und zwar — wenigstens bis 1905 — unzer-

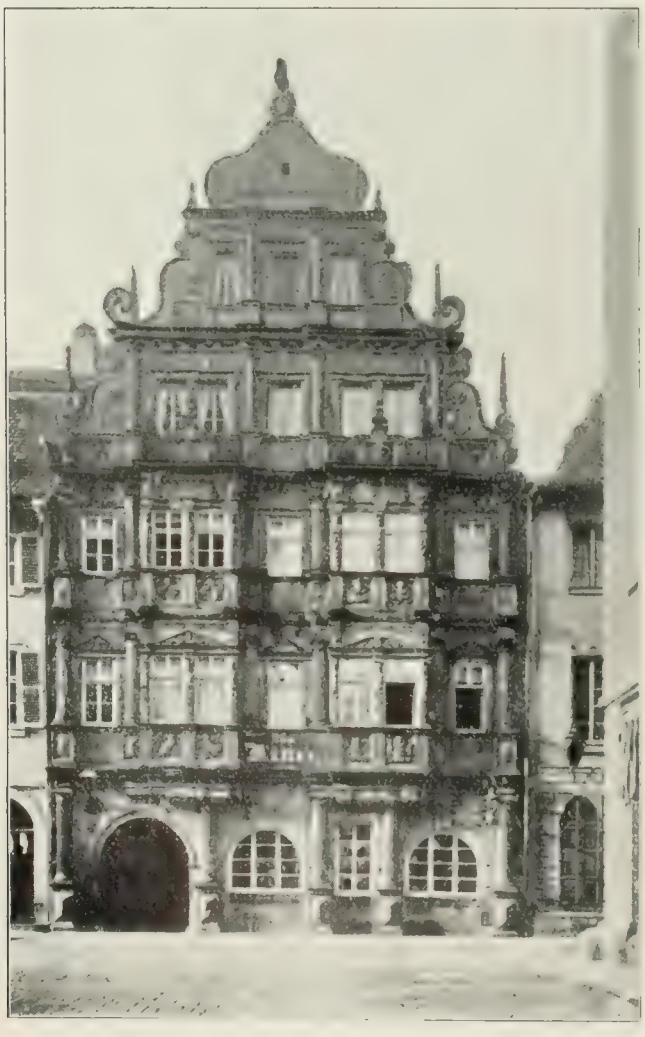


Abb. 7. Haus „Zum Ritter" in Heidelberg.

Abb. 8. Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz.

renoviert, als schönstes Bürgerhaus der Stadt erhalten ist. Dann brachte Friedrichs Bruder Ludwig VI. (1576—1583) eine lutherische Reaktion, aber Johann Kasimir, der 1583—1592 für Ludwigs minderjährigen Sohn Friedrich IV. als Administrator regierte, stellte wieder den Kalvinismus her. Konfessionell zu ruhender Dauer ist die Kurpfalz freilich eigentlich nie mehr gekommen. Mit dem Dreißigjährigen Kriege und später mit der Neuburger Nachfolge wurde sie noch wieder katholisierenden Maßregeln, teils gewaltsamen, teils unter der Hand, unterworfen, und die dazwischen liegende Periode war auch keine entschieden kalvinische mehr. — Mit Johann Kasimir beginnt die Reihe der geschmückten oder „großen" Fässer im Heidelberger Schloßkeller, für die das reisende oder sich erzählen lassende Deutschland so viel liebevolles Interesse hat; sie waren zur Aufnahme der an die Herrschaft gelieferten Weinzinse bestimmt. Johann Kasimir war sonst kein hervorragend trunklustiger Herr, eher schon kam sein Mündel oder Nachfolger Friedrich IV. (1592—1610) in die Lage, nach allen guten und diesmal ganz festen Vorsätzen doch von neuem in sein Tagebuch eintragen zu müssen: „Gestern wieder voll gewest" — was übrigens in der fröhlichen Pfalz keine ärgere Schande war. Dieser Friedrich ist der Erbauer des Friedrichsbaus am Heidelberger Schlosse, der, ragender, kompakter und vertikaler als der mit italienischer Vornehmheit sich breitende Ottheinrichsbau, von diesem beeinflußt ist, aber ihn an Feinheit im ganzen und im einzelnen Steinmetzenwerk bei weitem nicht erreicht. Von Friedrich V. (1610 bis 1623) und der durch ihn veranlaßten Kriegsgeschichte der Pfalz war im allgemeinen Teil zu reden. Dieser Kurfürst schuf den Englischen Bau, westlich neben dem Friedrichsbau, und hoch droben über dem nordwestlichen „dicken" Turm einen lustig-lustigen runden Festsaal mit Fenstern und dünneren Wänden. Die Westbasteien wandelte er in einen Ziergarten um, der seine Gemahlin erfreue, und im Osten des Schlosses, wo er mit Hilfe gewaltiger Futtermauern des Salomon de Caus mächtig an den Berglehnen planierte, entstand der weltberühmte Hortus Palatinus, der Heidelberger Schloßgarten im künstelnden Spätrenaissancegeschmack (Bd. II. Abb. 420). Die Entfestigung kam wie ein Symbol gerade zur tragisch rechten Zeit, denn mit Friedrich V. beginnt die Geschichte der Kriegsleiden, welche Schloß und Stadt im 17. Jahrhundert so fürchterlich erfahren haben. Als nach dem Westfälischen Frieden Friedrichs ältestüberlebender Sohn Karl Ludwig 1649 in das zurückgeschenkte Land seiner Väter einzog, mußte das Schloß überhaupt erst wieder wohnlich gemacht werden.

Karl Ludwig († 1680) ist neben Friedrich Wilhelm von Brandenburg der beachtenswerteste Reichsfürst der Generation nach 1648. Die Aufgabe, nach dem verheerenden langen Kriege landesherrlich aufzuräumen, wiederherzustellen und aufzubauen, die Untertanen wieder zu Arbeit zu erziehen und zu Wohlstand zu fördern, hat in ihm ihren vielleicht besten, jedenfalls interessantesten Vertreter. Er hatte die Jahre des Exils, soweit er nicht, mit wenig Glück, in den Krieg einzugreifen vermochte, in Holland und England verlebt und hatte dort viel nüchterne Klugheit und Praxis gelernt. Sie unterscheiden ihn von seinen die Kindheit überlebenden acht Geschwistern, die wir alle nicht als rechte Deutsche rechnen können: darunter von dem bildschönen,

Abb. 9. Altes Schloß Baden oder Hohenbaden.

genialen Ruprecht, dem „Kavalier", wie ihn die Engländer nennen, dem heißspornigen, feldschlachtglücklichen Verteidiger von Karls I. Königtum gegen die Heere der Parlamentsrevolution, nachmals englischem Flottenführer wider van Tromp und de Ruyter. Oder von Ludovika Hollandina, mit der sich der große Kurfürst in seiner holländischen Jugendzeit verlobt hätte, wenn es nach ihm gegangen wäre, und die er möglicherweise zu einer ganz vernünftigen Frau gemacht hätte.

Aber auch Karl Ludwig hatte von dem heißen Stuartblut. Als auf einem Kurfürstentage der kurbayrische Rat Dr. Oechsle über den armen Winterkönig spottete, schleuderte der Sohn ihm das nächste Tintenfaß an den taktlosen Kopf; dem Franzosenmarschall Turenne, der die kaum wieder erblühende Pfalz aufs neue verwüstete, erwies sein auflodernder Schmerzenszorn die Ehre, ihn zum persönlichen Zweikampf zu fordern. Mit seiner Frau, Charlotte Elisabeth von Hessen-Kassel, kam er nicht zurecht, seine liebebedürftige Herrennatur brauchte eine minder störrische Gefährtin. So gab er einer Neigung nach zu der sanften, anmutigen Hofdame Luise von Degenfeld, die in der Literatur der fürstlichen Liebesromantik seit alters einen bevorzugten Platz eingenommen hat, schritt, da die Kurfürstin von Scheidung nichts wissen wollte, wie einst Philipp von Hessen, kraft oberbischöflicher Autorität zur Doppelehe und ließ sich das Fräulein, das dabei den an die Pfalz gelangten alten Herrschaftstitel einer Raugräfin erhielt, zur linken Hand antrauen. Die Kurfürstin lebte fünf Jahre abgesondert im Schloß, ging dann nach Kassel und hat Gemahl und Rivalin überlebt. Mit Luise ist Karl Ludwig glücklich gewesen; eigentümliche minnige Romantik im Barockstil webt sich um Briefwechsel, Abenteuer und Liebesbund des „Ritters Montecelso" und der „Signora Rosalinde"; zwanzig Jahre durch blieben sie das unwandelbar treue und zärtliche Paar, bis sie der Tod trennte, und an vielen kleinen Raugrafen und Raugräfinnen fehlte es auch nicht, deren befriedigende Versorgung freilich Kopfzerbrechen machte.

Sparsam, staatsmännisch, mit theoretischem und praktischem Blick für wirtschaftliche Angelegenheiten hat Karl Ludwig sein Land wieder in die Höhe gebracht. Die Prämie zeitweiliger Steuerbefreiung wurde auf Urbarmachungen, Wiederherstellung von Weinbergen, Häuserbau gesetzt; sie tat in dem gescheiten, raschbereiten Volke ihre Wirkung, und der fruchtbare Boden der Rheinebene, die feuchte Milde des Himmels über diesen Gebieten machten alles leichter. Aus

der Schweiz, aus Frankreich, Holland zog der Kurfürst Ansiedler herbei, die neue landwirtschaftliche und namentlich merkantil-industrielle Fähigkeiten mitbrachten; jetzt kam in der Pfalz der Anbau der Handelsgewächse auf, Hanf, Flachs, Raps, Tabak, bald auch der Kartoffel, die freilich noch so rasch keine Volksnahrung wurde. Verschiedene, mit der nüchtern-regelmäßigen Systematik des mathematikstarken Zeitalters angelegte künstliche Städte entstanden, in erster Linie im Zusammenflußwinkel von Rhein und Neckar an der Stelle eines früheren Dorfes das bedeutsame Experiment Mannheim, 1652 gegründet, bestimmt, das Zentrum des oberrheinischen Handels und der Stromverbindung mit Holland und dem Meere zu werden, ausgerüstet, was unerhört war, mit völliger Handelsfreiheit, Abgabenfreiheit und völliger Gewerbefreiheit ohne Zünfte. Diesem prinzipiellen Manchestertum — um das Wort vorauszunehmen — und der in Karl Ludwig hervorstechenden religiösen Toleranz, einer Toleranz, die aber schon eher Indifferenz ist, entspricht es, wenn der Kurfürst alle drei Konfessionen und die Sekten obendrein gleichermaßen zu Mannheim willkommen hieß. Einer antik-allegorischen oder jedenfalls damals christlich noch unbekannten „Concordia" ward die Mannheimer Hauptkirche erbaut und nacheinander durch reformierte, lutherische und katholische Predigt eingeweiht. Sie war seine Lieblingskirche, hier ließ er i. J. 1677 die Raugräfin Luise mit Gepränge bestatten und wollte er selber an ihrer Seite ruhen. Aber auch in seiner reformierten Residenz Heidelberg hat er den Lutheranern ein Gotteshaus, die Providenzkirche, verstattet und zum Bau geholfen. Wenn Mannheim noch nicht alles hielt, was beabsichtigt war, so sind, abgesehen davon, daß alle derartigen Schöpfungen Frist brauchen, die bösen Zeiten nach Karl Ludwig schuld; daß an sich sein wirtschaftspolitischer Blick richtig gesehen hatte, hat dann im 19. Jahrhundert die glänzende Entwickelung der badisch gewordenen Pfälzergründung bewiesen.

Karl Ludwig war geistreich und gebildet; dem halben Engländer stellte sich unschwer ein Wort des göttlichen Falstaff ein, um die Ironie des eigenen Witzes zu sparen. Für die Wiederherstellung der seit 1630 verödeten Universität war er der rechte Mann, und ebenso dafür, auch hier eine unerhörte Modernität zu entfalten. Er berief nach Heidelberg 1661 den klaren, scharfen Samuel Pufendorf (geb. 1632 im sächsischen Dorf-Chemnitz), der sich soeben durch seine im Haag erschienenen „Elementa jurisprudentiae universalis" hervorgetan hatte und bis 1668 in Heidelberg blieb, von wo aus er den Monzambano unter die Deutschen schleuderte; für Pufendorf wurde durch Karl Ludwig der erste aller Lehrstühle des Naturrechts zu Heidelberg gegründet. Ja, auch den holländisch-jüdischen Philosophen und Monisten Spinoza wollte der Kurfürst 1672 an seine Hochschule ziehen, und sein Wunsch ist lediglich gescheitert an der mangelnden Neigung des berühmten Denkers, der akademischen Jugend Vorträge zu halten und seine Unabhängigkeit voraussichtlich doch in Reibungen zu bringen.

Wir werden Karl Ludwig von der Pfalz in der Reichsgeschichte des 17. Jahrhunderts noch wieder treffen und wenden uns in das kleine, aber durch seine jüngere Geschichte allen Deutschen werte Nachbarland Baden.

Die gescheiterte Aussicht des älteren, aber nur markgräflichen und mit dem kleinen Besitz im Breisgau und an der Dos ausgestatteten Zweiges der Zähringer auf Österreich ist Bd. II. S. 20 behandelt worden. Eben der glücklichere Eroberer der Ostmark, König Rudolf von Habsburg, wandte sich aber auch im Westen gegen das Markgrafenhaus, weil es in der schwäbischen Koalition zur Verteidigung der im Interregnum errafften Gebietsetzen und zur Abwehr einer habsburgischen Wiederherstellung des Herzogtums Schwaben mit in der Führung stand. Der damalige Markgraf Rudolf I. (1268—88) ist es, der durch Kauf eines Anteils zuerst die Hand auf das Murg-Schloß (Alt-)Eberstein und die gleichnamige Grafschaft im nördlichen Schwarzwald gelegt hat, die weiterhin durch Käufe und Verträge in den Besitz seines Hauses gelangt ist. Nach ihm setzen auch hier Teilungen ein, wobei neben Baden u. a. schon Pforzheim als Residenz auftritt; erst in der Hand Rudolfs VI. (1353—72) treffen wir die nördlichen badischen Lande wieder vereinigt. Dagegen stand ein Teil der Gebiete und Gerechtsame im Breisgau schon seit 1190 unter einer Sonderlinie, die sich nach dem Schlosse Hachberg oder, wie man später den Namen zurecht gemacht hat, Hochburg unweit Emmendingen benannte. Rudolf VI. kaufte von den urachischen Grafen von Freiburg (Bd. I. S. 481), die im Kampfe mit der aufsässigen Dreisamstadt Geld brauchten, die altzähringischen Lehnshoheiten in der Ortenau, von Habsburg die Landvogtei im Breisgau. In den Kriegen der Zeit gegen Städte und Herrenbünde führte ihn das ebersteinische Interesse auf die Seite gegen den Greiner von Württemberg, mit dessen Hause dasjenige von Baden sonst eine gewisse Parallelität des Emporsteigens aufweist und seit alters überwiegend gute Freundschaft gehalten hat. Rudolfs Söhne Bernhard I. (1372—1431) und Rudolf VII. († 1391) nahmen eine Teilung vor durch den Hausvertrag von 1380, der unter Mitwirkung des Kurfürsten

Ruprecht und der Grafen von Sponheim auf dem Heidelberger Schlosse abgeschlossen wurde und mehr grundsätzlich für die Landesgeschichte wichtig ist, da bei Rudolfs Kinderlosigkeit die Anteile diesmal noch wieder an Bernhard zusammenkamen. Der Heidelberger Vertrag teilte in eine untere Markgrafschaft Bernhards (unterhalb von dem Flusse Alb) mit Durlach, Pforzheim, Mühlburg und Graben und eine obere mit Schloß und Stadt Baden; danach schloß er weitere Teilungen aus und setzte in beiden Gebieten die Primogenitur fest. Es ist bezeichnend für jene Zeit, daß, als 1391 die obere Markgrafschaft wieder an Bernhard fiel, man doch nicht die Konsequenz hatte, die letztgenannte Weisheit des Heidelberger Vertrages bei so guter Gelegenheit für die wiedervereinte Markgrafschaft durchzuführen; so haben die badischen Teilungen bis ins 18. Jahrhundert Bestand gehabt. — Bernhard nimmt in der Reichsgeschichte seiner Zeit eine geachtete Stellung ein. Seine Landesherrschaft hat er durch kleinere Erwerbungen gemehrt oder innerlich verstärkt, letzteres indem er Güter von Hintersassen zu unmittelbarem Besitz kaufte. Besonders zu erwähnen aber ist, daß er wieder einen Teil der breisgauisch-hachbergischen Be-

Abb. 10. Hachberg oder Hochburg bei Emmendingen.
Nach einer Photographie von G. Röbcke in Freiburg.

sitzungen an die Hauptlinie brachte. Die hachbergische Linie hatte sich i. J. 1300 in Hachberg und Sausenberg geteilt. Erstere erlosch, nachdem sie den Besitz eines aussterbenden uralten breisgauischen Edelgeschlechts, der Herren von Üsenberg am Kaiserstuhl und bei Kenzingen, hinzuerworben hatte, i. J. 1418. Der Hachberg-hachbergische Nachlaß kam aber nicht an Sausenberg, sondern war durch Kaufvertrag schon 1415 an den entfernteren Badener Vetter abgetreten worden. Die Hachberg-Sausenberger hatten auch die Landgrafschaft im Breisgau inne, den Zellkern gewissermaßen der badischen Geschichte, da dieses zähringische Grafenamt im 11. Jahrhundert von Herzog Bertold I. auf seinen ältesten Sohn Hermann, den Ahnherrn der Markgrafen, kam, worauf es von den Markgrafen an die Hachberger Linie, von dieser an die Sausenberger abgezweigt worden war. Sie erwarben 1315 durch Heirat die schöne, bisher freiherrliche Herrschaft Rötteln in den Gegenden des unteren Wiesentals, ferner am Anfang des 15. Jahrhunderts Badenweiler von den Grafen von Freiburg. Der ehemalige Bäderort der Römer hat also im Mittelalter folgenden Kreislauf durchgemacht: Zähringer Herzöge, Welfen (Bd. I. S. 423), Staufer (ebenda), Urach-Freiburger Grafen (sie ergatterten den Ort aus dem Untergang des Staufergutes), Baden-Hachberg-Sausenberger. Die Herrschaften der letztgenannten, deren Linie 1503 ausstarb, kamen damals nun ebenfalls an den badischen Hauptstamm, dessen „Markgräflerland" im alten zähringischen Breisgau damit zur stattlichen Abrundung gelangte.

Die Bedeutung Jakobs I. von Baden (1431—53) liegt in seiner auch von Aeneas Silvius gerühmten Verwaltung. Unter ihm realisierte sich 1437 die 1425 durch den Beinheimer Entscheid festgesetzte Teil-Erbschaft von Sponheim: das Kondominat in vier Fünfteln dieser Grafschaft, deren Mitbesitzer sonst das pfälzische Haus teils war, teils wurde (s. S. 28). Auch die Herrschaften Lahr und Mahlberg erledigten sich damals durch das Aussterben der sie besitzenden Linie des Hauses Geroldseck, und Jakob, der den einen Ansprechern des Erbes 1442 ihr Recht abkaufte, konnte mit der zweiten Partei, den Grafen von Mörs, eine Teilung in die Herrschaft vereinbaren.

Von Jakobs jüngeren Söhnen ist das Andenken des 1771 selig gesprochenen Bernhards des „Heiligen" nicht bloß in katholisch-badischen Kreisen lebendig geblieben. In seiner klausnerisch-frommen Persönlichkeit schien die Anlage des alten Hermann I., des Stammahnen, der zu Cluny starb, sich zu wiederholen; später hat er, wie ein zweiter Bernhard von Clairvaux, zur Zeit Kaiser Friedrichs III. die Kreuzzugidee wider die Osmanen schwärmerisch begeistert vertreten, ist aber auf einer Reise von Paris nach Rom in Moncalieri bei Turin 1458 gestorben, ohne die von ihm betriebene Erhebung Europas gegen den türkischen Islam schon von sichtbarem Erfolge begleitet zu sehen oder auch nur die große europäische Versammlung zu erleben, die Pius II. zu diesem Zweck 1459 nach Mantua zusammenrief.

Abb. 11. Schloß Rötteln.
Nach einer Photographie von G. Röbcke in Freiburg.

Markgraf Karl (1453—75) trafen wir unter den Gegnern und Gefangenen des siegreichen Pfälzer Fritz. Dies Mißgeschick lastet überschwer auf der Erinnerung an den kriegstüchtigen, landesväterlichen und auch in Reichssachen rührigen Mann, den Kaiser Friedrich mit Vorliebe auf Tagungen zu seinem Bevollmächtigten bestellt hat. Die Regierung seines Sohnes Christof I. (1475—1527) kennzeichnet sich durch das selbständig überzeugte Verharren in den Bahnen des Vaters: Anschluß des mittleren Fürstentums an den Kaiser zur gemeinsamen Abwehr gegen die kurfürstliche Oligarchie. Dies und die wackere Unterstützung Maximilians in dessen burgundischen Händeln und Kriegen trug Christof i. J. 1488 die Statthalterschaft in Luxemburg ein, das 1444 von dem Herzogtum Burgund verschluckt worden, wenn auch von Habsburg als Rechtsnachfolger der kaiserlichen Lützelburger nicht aufgegeben war. Und 1492 übertrug der Habsburger dem Badener zu dauerndem Lehn seines Hauses mehrere burgundische Herrschaften deutscher Bevölkerung, Rodemachern, Unseldingen, Reichenberg, Herspringen und Bolchen. So erweiterte sich nicht unbeträchtlich die Stellung Badens in den Moselgegenden, wohin dasselbe schon durch das Sponheimer Kondominat gezogen worden war. Die Sausenburgisch-Röttelnschen Lande fielen, wie schon gesagt, durch Aussterben des Mannesstammes 1503 unter Christof heim; dagegen gelang es diesem nicht, die Hand auf die Grafschaft Neuenburg (den jetzt schweizerischen Kanton) zu legen, die die Sausenberger vor etlicher Zeit erheiratet hatten. Hier mußte er dem Gemahl der letzten Sausenbergerin, einem Herzog von Longueville, weichen, gegen den er sogar nur mit Not

und endlichem Kompromiß die breisgauischen Besitzungen, obwohl hier unzweifelhaft kein Weibererbrecht galt, behauptete. Christofs Klugheit war bedächtig; den Pfälzer ließ er trotz der Gelegenheit des Landshuter Krieges in Ruhe, half vielmehr den Frieden vermitteln und hat dadurch, nach vielen alten nachbarlichen Reibungen, dauernd gutes Einvernehmen und mehrmalige treue Bundesgenossenschaft mit der Kurpfalz eingeleitet.

Christof hatte zehn Söhne und fünf Töchter, so daß nach Kräften die Versorgung mit geistlichen Pfründen in Anspruch genommen werden mußte. Einer der Söhne, Jakob, wurde Erzbischof und Kurfürst von Trier, das überhaupt 1456—1511 mit Badenern besetzt gewesen ist, während im benachbarten Metz 1459 1484 Georg, der Bruder Markgraf Karls und Oheim Christofs, Bischof gewesen war (vgl. Bd. II. S. 350). Die Regierung wollte Christof ungeteilt einem der jüngeren Söhne, dem tüchtigen Philipp, hinterlassen. Aber dies ließ sich um so weniger durchführen, als Philipp eben nicht Träger einer Primogenituridee, nicht der älteste der weltlich gebliebenen Söhne war; es war kaum möglich, den ältesten Bruder Bernhard nicht zu berücksichtigen. Aber auch Gott Amor mengte sich in diese Pläne und Vorhaben. Der siebte der Söhne, Ernst, der gar nicht an Nachfolge denken konnte, verliebte sich sterblich in die schöne Elisabeth von Brandenburg-Ansbach; deren Vater, mehr um der Werbung ledig zu werden, sagte: niemals, solange er kein Fürstentum habe; denn wie sollte er vermählt sonst auch standesmäßig leben? Nun aber begann der um seine Liebe ringende junge Markgraf heftig bei dem Vater zu agieren, und wie derlei manchmal geht, schließlich half der Ansbacher Schwiegervater in spe selber mit Sturm laufen gegen Heidelberger Hausvertrag und darüber hinausgehende grundsätzliche Einheitsideen; das Ende war die Festsetzung einer Dreiteilung für Bernhard, Philipp und Ernst. Ernst aber und die schöne Hohenzollerin sind auf diese Weise die Stammeltern des heutigen badischen Hauses geworden.

Die Verfügung über die Teilung ward 1515 getroffen. Allmähliche Geistestrübung Christofs I. führte hierzu schon zwölf Jahre vor seinem Tode; die letzte Zeit mußte der einst so klare und bedeutende Fürst, dem das Land vieles verdankt, auf dem von ihm erbauten unteren Badener Schlosse in strenger Pflege gehalten werden. Bei der Dreiteilung von 1515 wurde der Komplex von Herrschaftsrechten und Lehen in den Moselgegenden (Sponheim, Rodemachern usw.) für Bernhard, die mittlere Markgrafschaft an Alb, Murg und Oos, mit Pforzheim, Durlach und Baden für Philipp, das Markgräflerland im Breisgau für Ernst ausgemacht. Sie währte bis 1533; damals starb Philipp, dem vier Söhne in jungen Jahren vorausgegangen waren, und nur seine Tochter Jakobäa überlebte ihn, die mit Herzog Wilhelm IV. von Bayern vermählt war. Philipps Gebiet, die mittlere Markgrafschaft und längst das eigentliche Hauptland, wurde nach allerhand vergeblichen Verhandlungen und einer höchst uneinigen gemeinsamen Regierung durch Bernhard und Ernst — eine Denkmünze „Fratrum concordiae sacra" erinnert peinlich daran — 1535 aufgeteilt; der ältere Bruder nahm nach einem viel angewendeten Modus die Teilung vor, und der jüngere wählte. Dabei kalkulierte Bernhard, daß Ernst die ihm vom Breisgau aus näheren Gebiete südlich der Alb doch auf jeden Fall wählen werde, und machte den andern, nördlichen Teil zu dem finanziell begünstigten. Aber Ernst nahm fröhlich die besser ausgestattete untere Markgrafschaft mit Pforzheim und Durlach, so daß die vier Anteile der zwei Brüder, Markgräflerland + Baden-Pforzheim (Durlach) und Baden-Baden + Sponheim-Rodemachern seitdem übers Kreuz durcheinander lagen, was bis 1771 gedauert hat. Natürlich beklagte sich Bernhard hinterher, sein Bruder habe zu viel bekommen, und das landesgeschichtlich bekannte „Laudum Palatinum", der Pfälzer Rezeß von 1536 hat neben diesen Querelen dann auch die lehnrechtlichen und andere Punkte geordnet.

Wie am ganzen Oberrhein die humanistische und die reformreligiöse Bewegung des 15. Jahrhunderts eines ihrer Hauptgebiete gehabt hatte, so drang auch die Reformation früh bei der Bevölkerung des mittelbadischen Landes ein. Der hier bis 1533 regierende Philipp gestand denen, die es begehrten, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu, nahm auch wohl vertriebene evangelische Geistliche auf und hielt im übrigen sich und das Land, doch ohne Zwang und Kampftendenz, bis zum künftigen Konzil, das allen vorschwebte, zur alten Lehre. Schon einen Schritt weiter ging Ernst. Gerade er im Breisgau hatte die propagandistischen Bestrebungen der eidgenössischen Reichsglieder jenseits des Rheins und die verbreitete nachbarliche Hinneigung zur Eidgenossenschaft klug zu beachten. Es gelang ihm, ähnlich wie im Bauernkriege, die Dinge in der Hand zu behalten und auch gegenüber der eindringenden Reformation die landesherrliche Autorität zu wahren, während er andererseits selber schon zu Säkularisationen schritt und sich, wie Philipp auch, eifrig und versöhnlich an den Tagungen und Verhandlungen im Reich über die konfessionellen Fragen beteiligte. Bernhard dagegen, der älteste, Baden-Badener Bruder, war ein ganz entschlossener Förderer der lutherischen Sache.

Als Bernhard 1536 starb, hinterließ er, der sich erst geraume Weile nach gesicherter Regierung nach einer legitimen Lebensgefährtin umgesehen hatte, den einjährigen Philibert und Christof, der als posthumus zur Welt kam. Hitzig wurde um die Vormundschaft gestritten, weil davon abhing, ob Bernhards lutherische Maßregeln Bestand behalten würden; den Sieg trug die katholische Partei davon, mit Herzog Wilhelm von Bayern als Gemahl der badischen Jakobäa an der Spitze. So erlebte die Markgrafschaft Baden-Baden durch Wilhelm als Hauptvormund und durchgreifenden tatsächlichen Alleinregenten die erste heftige katholische Reaktion. Philibert und Christof, die 1557 endlich zu eigener Herrschaft kamen, hatten schon vorher, 1536, wieder geteilt: der ältere bekam Baden-Baden und das Sponheimer Kondominat, Christof begnügte sich mit den Rodemachernschen Gebieten. Beide waren im Gegensatz zu ihren Vormündern Bekenner der Reformation geworden, Christof heiratete denn auch die Tochter des evangelischen Schwedenkönigs Erich XIV., Cäcilie, und führte das lutherische Bekenntnis entschieden durch. Auf die wenig ausdauernde Person Philiberts gelang es dem Münchener Hofe wieder Einfluß zu gewinnen und ihn durch Vermählung mit Mechthild, der Tochter Wilhelms und Jakobäas, also der Schwester Herzog Albrechts V., an sich zu ketten; das durch Philibert geförderte lutherische Bekenntnis der Markgrafschaft wurde hiervon zunächst nicht betroffen. Nachdem aber Philibert — eine der deutschen Condottierenfiguren dieser Zeit, als welcher er auch für Habsburg schon in Ungarn gefochten hatte — als Mitkämpfer im französischen Hugenottenkriege 1569 verschollen war, ohne daß man jemals Genaues über seinen Tod hat feststellen können, stand über seinen jungen Sohn Philipp II. abermals die Frage der Vormundschaft an, und abermals ward diese nach jahrelangem Streit in bayrische Hände gespielt, gegen alle Bemühungen der pforzheim-durlachischen Linie und Christofs von Rodemachern. An der Spitze der vormundschaftlichen Regierungsbehörde führte Graf Otto Heinrich von Schwarzenberg, der sich schon in Bayern bei den Landesvisitationen einen gefürchteten Namen als Ausrotter der Häresie gemacht hatte und der an seiner Seite den Pater Georg Schorich aus dem Jesuitenorden hatte, das Baden-Badener Land zum zweiten Male mit härtester Konsequenz und Raschheit zum Katholizismus zurück und ließ sich weder durch die

Abb. 12. Markgraf Christof I. von Baden und seine Familie. Auf einem von ihnen gestifteten Votivbilde von der Hand Hans Baldungs.

Einsprüche der Agnaten, noch durch die Anrufung von Reichsinstanzen, noch endlich auch durch die abenteuerlichen Versuche irre machen, von heimkehrenden Pilgersmännern aus Sant' Jago de Compostela die Nachricht verbreiten zu lassen, daß Philibert auf einem Pyrenäenschlosse noch in Gefangenschaft lebe. Der junge Markgraf Philipp II. aber wurde in Ingolstadt erzogen, und dem entsprach dann seine spätere selbständige Regierung. Auf ihn, der 1588 noch jung und ohne Erben starb, folgte als nächster Agnat des protestantischen Christofs von Rodemachern Sohn Eduard Fortunatus. Diesen jungen Verwandten hatte die alte Herzoginmutter von Bayern, Jakobäa von Baden, vorher schon in ihren Bereich gezogen, so daß er die auf ihn gesetzten Hoffnungen der in gedrückter Stille in Baden-Baden noch vorhandenen Protestanten enttäuschte. Aber auch die durch Philipps luxuriösen Hofhalt entstandene Schuldenlast steigerte er nun zu unerträglicher Höhe. Eine gänzlich unfähige, haltlose Natur, lebte Eduard Fortunatus in wildem Taumel dahin, war in den Händen widerwärtiger ausländischer Hofschmarotzer, brachte schließlich mit den unsaubersten Mitteln Geld auf und fügte zu allem seine Vermählung mit Maria von Eicken, der Tochter eines oranischen Beamten, was eine legitime Sukzession ausschloß. Da nun für beide Markgrafschaften ein gewisse gemeinsame Schuldenbürgschaft seit 1515 festgesetzt war, rückte im November 1594 Markgraf Ernst Friedrich von Durlach, aus der badisch-ernestinischen Linie, mit Gewalt in Baden-Baden ein und übernahm, womit die vielberufene oberbadische Okkupation beginnt, die Regentschaft. Den tollen Vetter jagte er davon; im Jahre 1600 ist dieser mit seinem schönen Namen Fortunatus unglückseligste der Baden-Badener Fürsten durch einen erniedrigenden Unglücksfall ums Leben gekommen. —

In der ernestinischen Linie von Baden war auf deren Begründer i. J. 1553 Karl II. (bis 1577) gefolgt, der die Residenz von Pforzheim in die neuerbaute „Karlsburg" nach Durlach, also aus dem Hügellande an den Rand der Rheinebene hinaus verlegte. Er hat nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 mit großer Entschiedenheit die lutherische Reformation, die bei den Untertanen schon längst Eingang gefunden hatte, landeskirchlich durchgeführt. Sein Sohn Ernst Friedrich (1577—1604), derselbe, der die soeben erwähnte oberbadische Okkupation vornahm, überließ seinen Brüdern Jakob die ehemaligen hachberg-hachbergischen Teile und Georg Friedrich das südlichere Markgräflerland im Breisgau. Jakob hat den dubiösen Ruhm, daß er, geschmeichelt von persönlichen Bekanntschaften und Reisen in den romanischen Ländern und beeinflußt von seinem Rat Pistorius, welcher selber Konvertit war, der erste Konvertit in der Reihe evangelischer Fürsten geworden ist, die also aus Gründen oder auch bloß aus einer Art Eitelkeit sich dem Katholizismus in die Arme geworfen haben. Folgen hatte dies insofern nicht, als Jakob, während noch die Gratulationen aus München und Rom unterwegs

Abb. 13. Standbilder württembergischer Grafen in der Stiftskirche zu Stuttgart.

Abb. 14. Altes Schloß zu Stuttgart.

waren, schon ohne Leibeserben starb und sein Land an Georg Friedrich kam, den treuen Lutheraner. Ernst Friedrich wiederum trat 1599 zum Kalvinismus über. Seine Okkupation und stellvertretende Verwaltung des Baden-Badener Landes hatte ihn, wennschon er sich dem Reiche verpflichtete, die Religion daselbst nicht von sich aus zu ändern, in die Reihen des politischen Protestantismus geführt, d. h. der pfälzisch-kalvinischen Partei genähert. Dazu hatte ihn bei eingehendem Studium der theologischen Streitschriften eine ehrliche Unlust gegenüber dem nachlutherischen Orthodoxentum durchdrungen, wovon zwei Denkschriften, die er persönlich in seinem Schlosse Staffort abgefaßt und in Druck gegeben hat, Zeugnis ablegen. Die Erregung, die seine kalvinisch reformierenden Maßregeln im Lande und namentlich heftig in Pforzheim erregten, dämpfte der Tod; auf dem Marsche gegen Pforzheim starb Ernst Friedrich am Schlagfluß und als Leichenzug kam diese bewaffnete Expedition in Pforzheim an, wo der Markgraf bestattet wurde. Da auch er kinderlos war, folgte nun auch hier Georg Friedrich (bis 1622), so daß das ganze Land beim Luthertum blieb.

Wir sahen (Bd. II. S. 640), wie dennoch Georg Friedrich seine Stellung als entschiedenes Glied der Union und an der Seite des Winterkönigs genommen, wie er deswegen auf die Regierung verzichtet und in Krieg, Unruhe, Exil sein Leben beschlossen hat (1638). Sein Sohn und Nachfolger Friedrich V. (1622—59) mußte infolge der Wimpfener Niederlage des Vaters die Administration oder Okkupation in Baden-Baden und Sponheim aufgeben, wo nun Wilhelm, des Eduard Fortunatus inzwischen herangewachsener Sohn, dessen Ebenbürtigkeit die Durlacher mit Recht bestritten hatten, die Regierung im Sinne des strengen Katholizismus ausübte (bis 1677). Nach Bedrohungen und Depossedierungen, die der Krieg noch wieder beiden Linien brachte, wurde deren Nebeneinander als katholisches Markgrafenhaus Baden-Baden und evangelisches Markgrafenhaus Baden-Durlach durch den Westfälischen Frieden gesichert. Auf diesen folgte für beide Regierungen eine Zeit der mühsamen Arbeit an der Wiederaufrichtung ihrer Lande, die sehr schwer gelitten hatten. Freilich auch hier, wie in Karl Ludwigs Pfalz, mit dem Ende, daß durch die Raubkriege Ludwigs XIV. das meiste wieder zerstört wurde, was in Baden-Durlach Friedrich V. und Friedrich VI. (1659—77), in Baden-Baden der sparsame und hausväterliche Wilhelm erreicht hatten.

Württemberg. Die Dynastie, die vom freundlich-fruchtbaren Neckarlande aus in stetigem und mählichem Erfolge über schwäbische Täler und Hochflächen bis an den Schwarzwaldkamm, über die Rauhe Alb, den Jura hinweg, südlich über die Donau weg ans Schwäbische Meer und nördlich auch ins fränkische Gebiet hinein sich ausgebreitet hat und heute die Königskrone trägt, ist hervorgegangen aus einem edelfreien Herrengeschlecht.

Nämlich den Herren von Beutelsbach, die wahrscheinlich mit den Grafen von Veringen gleichen Ursprungs sind. 1083 ließ der Beutelsbacher Konrad die Kapelle seiner Burg Wirtenberg einweihen, die wahrscheinlich eben damals von ihm neu erbaut worden war, auf rebenumkränztem Bergvorsprung über dem Neckar, nicht sehr weit von Stuttgart bei dem heutigen Dorfe Rottenberg. Die Beutelsbacher oder Wirtenberger, wie sie weiterhin bald hießen, hielten in den Reichskämpfen jener Zeit zur salierfeindlichen Partei; jenes Konrads Bruder war selber einer der Äbte von Hirsau, dem in Schwaben die Opposition gegen Heinrich IV. führenden Kloster. Unter Konrad III. erweisen neue Erwähnungen ihre Familie als eine nunmehr gräfliche, und ihre Grafschaft, worin jene neuere Stammburg lag, wird bereits selber Wirtenberg genannt. Sie ist eine aus älterem umfassenderem Grafschaftsbezirk selbständig gemachte Abzweigung, für die man sich zuerst mit den Teilbezeichnungen Remstal oder auch Filder (beide gehören eben dazu) beholfen hatte. Die Grafen, die jetzt zu den Staufern, den Eingesetzten und Erben der Salier, hielten, erwarben weitere Gerechtsame und Gebiete, und im Interregnum sahen sie, was sie bekommen konnten. Für ihre Zukunft in erster Linie ist es wichtig und befreiend geworden,

Abb. 15. Hof des Alten Schlosses zu Stuttgart.

daß den Habsburgern die Herstellung des Herzogtums Schwabens nicht gelang. Dagegen richtete König Rudolf drei Landvogteien ein, eine oberschwäbische, eine niederschwäbische und die sog. augsburgische. Von diesen erhielt Graf Eberhard I. (1265–1325) durch König Albrecht I. die niederschwäbische, die weiterhin gewöhnlich die schwäbische Landvogtei genannt wurde. Von den Erwerbungen des Hauses ist hervorzuheben, daß dasselbe namentlich die Besitzungen der Herzöge von Teck, überhaupt das im heutigen Württemberg belegene zähringische Gut durch eine lange Reihe von Einzelverträgen, sowie das ältere Stammgut der Uracher Grafen (Bd. I. S. 481) an sich gebracht hat. Zu den Habsburgern wechseln die Beziehungen der Grafen in viel Fehde und etlichem Zusammengehen ab. Mit der Regierung Heinrichs VII. kam der erwähnte Eberhard in scharfen Konflikt, fiel in Reichsacht und gelangte erst nach dem Tode des Kaisers, als nun die Doppelwahl erfolgte, wieder in sein Land. Es ist schon etwas von großfürstlicher Politik in der unbekümmerten Art, wie dieser schwäbische Graf sich wider den Kaiser mit den Guelfen Italiens und dem Anjou von Neapel ins Benehmen setzt. Er ist es auch, der anstatt der in diesen Kämpfen zerstörten Burg Wirtenberg zuerst den Ort Stuttgart im Talkessel des Nesenbachs, wo unweit bei Cannstatt der Neckar vorüberfließt, zum Wohnsitz gewählt hat; die Stadt führt ihren Namen und ihr Wappen nach ihrer Entstehung aus einer Gestütsweide, die hier im Talgrunde innerhalb der umkränzenden Höhen angelegt war.

Aus der Reihe von Eberhards Nachfolgern ist Eberhard II. (1344—92), der Greiner, derjenige Fürst, dessen zeitübliche Kämpfe mit Städten und Adelsbünden durch Schiller und noch wirksamer durch Uhland in ganz Deutschland berühmt und schulvolkstümlich geworden sind. Die Ebersteinische Fehde, die auch die Badener zwang, ihr Interesse gegen Eberhard zu wahren, fällt in die Jahre von 1367 ab; die Städte besiegte er 1372 bei Altheim, erlebte aber 1377 die böse Niederlage seines Sohnes Ulrich bei Reutlingen, dessen Bürger und Gesellen mit ihrer Überzahl die Gräflichen in wildem Handgemenge erbarmungslos vernichteten; erst durch die Döffinger Schlacht von 1388 wurde dieser schlimme Tag wieder wettgemacht, wovon Bd. II. S. 316 die Rede war.

Eberhard IV. (1417—19) war mit der Erbtochter des aussterbenden Hauses Montfaucon verheiratet, das die zur Freigrafschaft Burgund gehörige Herrschaft Mömpelgard als Reichslehn innegehabt hatte, wodurch diese 1397 an Württemberg kam. Seine Söhne Ludwig und Ulrich teilten das Reich 1442 in einen Stuttgarter und Uracher Landesteil. Aus Ludwigs von Urach Linie stammt Eberhard V. im Bart (1450—1496), dem 1482 im Vertrag von Mün-

Abb. 16. Der Marktplatz von Stuttgart.

singen der leichtherzige und sehr verschuldete Eberhard von Württemberg-Stuttgart sein Gebiet überließ, bei welcher Gelegenheit unter Mitwirkung der Landstände, also relativ früh, die Unteilbarkeit Württembergs festgesetzt wurde; auch wirklich festgehalten hat man hier an ihr insofern, als seitdem nur noch Mömpelgard als Sekundogenitur benutzt worden ist. 1495 erhob Maximilian Württemberg zum Herzogtum; aus welchen Gründen hauptsächlich, ist Bd. II. S. 377 dargelegt worden. Nach des kinderlosen Eberhard im Bart Tode folgte nun doch wieder jener Vetter Eberhard aus der Uracher Linie, ward aber 1498 von den Landständen mit Zustimmung des Kaisers abgesetzt; die Regierung gelangte nun an seinen Neffen, den minderjährigen Ulrich, den Sohn eines geisteskranken Grafen Heinrich.

Unter Herzog Ulrich ist 1514 der für die weitere Verfassungsgeschichte Württembergs grundlegende Tübinger Vertrag geschlossen worden: die Landstände übernahmen die drückend angewachsenen Schulden des Landesherrn, erhielten aber dafür beaufsichtigende Mitwirkung ihres Landtags in Kriegs- und Finanzsachen sowie Strafpflege. Den im ausgehenden Mittelalter überall auftauchenden Landständen und ihrem auf die Landesverhältnisse erlangten Einfluß ist es sonst durchweg eigentümlich, eine wildgewachsene Tatsächlichkeit zu bleiben, was eben auch ihre Wiederbeseitigung durch den ansteigenden Absolutismus des 16. und 17. Jahrhunderts erleichtert hat. Demgegenüber hatten sie nun in Württemberg eine geschriebene Verfassungsurkunde erlangt,

Abb. 17. Rathaus von Markgröningen in Württemberg. Auf die Stadt hatte sich das Recht der Schwaben, im Reichsaufgebot voran zu kämpfen, als Amt der Reichssturmfahne lokalisiert, das von ihr an Württemberg kam.

eine Charte, um modern (oder vielmehr altenglisch) zu sprechen, die ihren Bestand und Widerstand bis ins 19. Jahrhundert gestählt und noch die heutige Verfassung mitgemodelt hat. Die Besonderheit der württembergischen Landstände ist das Vorwiegen von Prälaten und Städten, während der Adel, hier im zerschlagenen alten Herzogtum Schwaben, zumeist reichsunmittelbar geworden war. Als Organ der Landstände bildeten sich die Stuttgarter Tagungen der permanenten Ausschüsse (eines größeren und eines engeren) heraus. Die Mitwirkung in Finanzsachen geschah auf dieselbe Art, wie überhaupt in altständischen Verfassungen und noch heute in Mecklen-

burg: über das Stammgut verfügte der Herzog frei, wo er aber zu dessen Einnahmen hinzu für allgemeine Zwecke Zuschüsse begehrte, beschlossen darüber die Stände als diejenigen, die sie zu leisten hatten.

Die Ereignisse von 1515 ab, die Tötung des Hans von Hutten und was sich daran schließt, bis zur Rückführung Ulrichs in sein Land, sind im Zusammenhange der allgemeinen deutschen Geschichte zu erzählen gewesen. Neue schwere Zeiten und Gefahr für die Selbständigkeit des Landes brachte der Schmalkaldische Krieg. Auf Ulrich folgte 1550 — oder 1553, wenn man von der Rückgabe des Landes seitens Habsburgs rechnet, das sich eine aufgejochte österreichische Lehnshoheit vorbehielt — sein Sohn Christof (bis 1568), einer der trefflichsten Herren dieses Landes und der Fürsten des Jahrhunderts. Berühmt ist sein kluger und redlich bemühter Briefwechsel (vgl. Bd. II. S. 617) mit vielen fürstlichen Zeitgenossen, der, wie sein eifriger Allgemeinsinn überhaupt, der protestantischen Eintracht und der konfessionellen Versöhnlichkeit diente. Als Landesherr hat er, neben der Ausarbeitung eines Landrechtes, nun insbesondere die lutherische Kirche nach all den Wirren durchgreifend organisiert, sie finanziell fundiert und ihre Bildungsanstalten geschaffen. Das wirkungsvolle alte Schloß in Stuttgart mit seinem schönen Innenhof ist von ihm erbaut worden. Auf seinen Sohn Ludwig (1568—93) folgte dessen Oheim Friedrich (1593—1608), der Sohn von Herzogs Ulrichs Bruder Georg, dem Mömpelgard überlassen war. Er konnte i. J. 1599 die Lehnsabhängigkeit von Österreich dem Kaiser Rudolf II. durch hohe Geldentschädigung abkaufen, versuchte aber vergeblich, sich daraufhin nun auch von den konstitutionellen Fesseln des Tübinger Vertrages zu lösen. Sein Sohn Johann Friedrich (1608—28) suchte im Dreißigjährigen Kriege nach der Weise und Gesinnungsrichtung so vieler Lutheraner mit Neutralität hinzukommen. Als sein Nachfolger Herzog Eberhard III. (1628—74) diese aufgab und dem Heilbronner Bündnis beitrat, hat sich freilich gerade an Württemberg dieser freudigere Entschluß fürchterlich gerächt. Nach der Nördlinger

Abb. 18. Kirche in Ober-Wittelsbach, neuerbaut 1418.
Nach: Kunstdenkmäler Bayerns.

Abb. 19. Der Alte Hof zu München, die von Ludwig dem Strengen zuerst erbaute, von Kaiser Ludwig 1324 bis 1327 und von Späteren umgeformte älteste bayrische Herzogresidenz.

Schlacht besetzten kaiserliche Truppen und Beamte aufs neue dieses Land der jahrhundertelangen habsburgischen Sehnsucht, das von der Amnestie des Prager Friedens (1635) ausdrücklich ausgenommen wurde. Das Restitutionsedikt von 1629 wurde hier aufs schärfste gehandhabt, in Scharen kamen die Mönche noch wieder ins Land und wurden mit Klosterbesitz ausgestattet, auch kaiserliche Generale erhielten Güterdotationen auf Kosten der bisherigen Landesherrschaft und des lutherischen Kirchengutes. Der Westfälische Friede vereitelte dann doch die Aufteilung des Landes zwischen Habsburg und Bayern, deren alte Rivalität sich hierüber zu einigen bereit geworden war, und gab es Eberhard zurück. Dieser war übrigens ein ziemlich leichtherziger Mann und nicht von weitem wie Karl Ludwig von der Pfalz befähigt, die Schäden der schweren Kriegsjahre auszuheilen. — In Württemberg ist es wesentlich die lutherische Bevölkerung, die sich durch die Selbsthilfe der Tüchtigkeit wieder emporgearbeitet und gleichzeitig seit dem Jahrhundert

der Reformation sich jene fortbildende Selbsterziehung gegeben hat zu einem hervorragend gescheiten, denkenden, arbeitsamen, soliden, nicht eigentlich beweglichen, etwas selbstzufriedenen Volke für sich, von dem sich bis zur allmählichen Unähnlichkeit und Verdeckung der alten stammlichen Zusammengehörigkeit die katholischen und habsburgisch gewesenen Schwaben ringsum unterscheiden.

Bayern. Im Jahre 1255 teilten Ludwig der Strenge, der Bd. I. S. 501 genannte Oheim Konradins, und sein Bruder Heinrich so, daß dieser Niederbayern, den bis heute das derbste bajowarische Gepräge tragenden Landesteil um die Donau mit Landshut und Straubing, Ludwig Oberbayern und die Pfalz (S. 26) nebst ihrer Kurwürde erhielt.

Ludwig ist derjenige, der München zur Residenz gemacht und die Stadt an der Isarbrücke dadurch zum weiteren Aufblühen gebracht hat. Wir überlassen die verästelten spätmittelalterlichen Teilungen und Teilvereinigungen des Landes oder vielmehr beider, des oberen und niederen Landesteiles (und die zugehörigen Gebietverschiebungen zwischen den letzteren) — wobei außer München und Landshut auch Straubing und das an sich oberbayrische, aber zeitweilig mit Niederbayern verbundene Ingolstadt den Linien Residenz und Namen geben — um so beruhigter der reinen Partikulargeschichte, als letztere in den bayrischen Schulen eine ihr sonst in mittleren deutschen Bundesstaaten nicht gleichartig vergönnte liebevolle Berücksichtigung findet. Was mit allgemeinem Interesse darüber hinaus geht, der Hausvertrag von Pavia 1329, der die Pfalz von Bayern löste, das territoriale Umsichgreifen Wittelsbachs durch Kaiser Ludwig den Bayern nach Brandenburg, den Niederlanden, Kärnten, Tirol hin, endlich der Landshuter Erbfolgekrieg, das ist wiederum in den größeren Zusammenhängen von uns behandelt worden. Tragisch-novellistische Berühmtheit hat das Geschick der Augsburger Baderstochter Agnes Bernauer erlangt, welche 1432 der Sohn Herzog Ernsts von Bayern-München (1397—1438), sein späterer Nachfolger Albrecht III. (1438–1460) heiratete. Nicht gegen eine Geliebte, aber gegen eine unebenbürtige Gattin des Sohnes und Nachfolgers richtete sich der Zorn des

Abb. 20. Grabmal des Herzogs Ludwig des Gebarteten von Bayern-Ingolstadt, 1447.

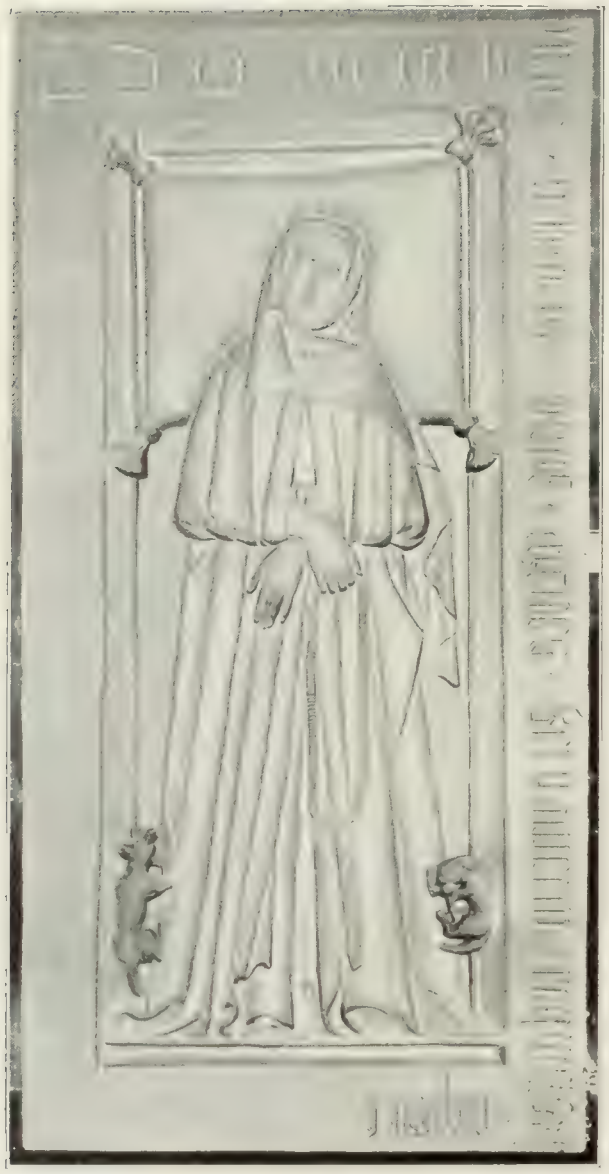


Abb. 21. Grabstein der Agnes Bernauer zu Straubing, † 1435.

regierenden Herzogs, und um den Verwandten von Landshut und Ingolstadt künftigen Erbanspruch zu verderben, wählte er zwischen der Lösung durch päpstliche Dispense und der durch Justizmord den kürzeren und billigeren Weg. In Abwesenheit Albrechts ließ er Agnes 1435 wegen trankmischerischer Künste verhaften, verurteilen und in der Donau bei Straubing ertränken. Albrecht heiratete dann 1436 eine braunschweigische Prinzessin, die ihm sein Vater schon früher zugedacht hatte. — Nach dem Landshuter Kriege, also seit 1504—5, war, bis auf die damaligen Abtretungen, Bayern unter der Münchener Linie wiedervereinigt und blieb es nun. Jene Teilungen und allerlei Wirren waren auch in Bayern dem sich geltend machenden Einflusse der Landstände, die sich 1392 zu diesem Zweck zusammentaten, auf Steuererhebung und Gesetzgebung günstig gewesen. Sie haben noch im 16. Jahrhundert eine gewisse Hemmung für die scharf katholische Haltung der Regierung gebildet und sind erst von Maximilian I abgeschüttelt worden, der sie 1612 zum letzten Male sich versammeln ließ.

Wilhelm IV. (1508—50; Abb. 370 in Bd. II) lernten wir als Stifter und Schutzherr der Hochschule zu Ingolstadt, als entschiedenen Gegner der Reformation, als Urheber der katholischen Reaktion auch in Baden-Baden, als Berufer der Jesuiten in sein Land (1541) kennen. Seine landesherrliche Stellung gegenüber den Bistümern und Abteien in Bayern, die ihm durch das Bündnis mit dem Papsttum 1524 eingebracht wurde, war eine für deutsche Fürsten ungewöhnliche Machterweiterung; auf dem Gebiete der öffentlichen Ordnung und der Rechtspflege bildet seine Regierung die Vorläuferin für Maximilian. Albrecht V. (1550—79) hielt sich anfänglich eine Schattierung toleranter, wozu ihn Rücksichten auf die Stände zwangen, verschaffte dann aber doch mit Nachdruck den Tridentiner Konzilbeschlüssen Geltung. Er ist, wenn man die Epoche der bayrischen Kunstpflege suchen will, als deren fürstlicher Ahn in Anspruch zu nehmen. Unter ihm kam das Italienertum in bildender Kunst und Musik nach Bayern, wurde ferner der hauptsächliche Grundstock zu den herrlichen, durch Einzelwert erlesenen Kunst- und Kunstgewerbeschätzen gelegt, die im Besitz des bayrischen Königshauses (neben den jüngeren öffentlichen Sammlungen) sind. Damals gingen auch vom Hofe die schönheitsinnigen Anregungen aus, die Altbayern bis in die kleinen Städte und zu den Bauern hinaus zu einem so schmuckfrohen Lande in Kirchen- und Profanbau machen, im Gegensatz zu der absichtlichen Nüchternheit des Kalvinismus, ja in denselben neueren Jahrhunderten des Protestantismus überhaupt. Freilich diese zahlreichen, stattlichen, durchweg wohlgebauten, sauberen bayrischen Landstädte mit ihren in Spätrenaissance und Barock bemalten Fassaden und ihren monumentalen Wirts- und Ackerbürgerhäusern — sehr selten weisen sie einmal irgend eine Tat oder irgend eine Persönlichkeit auf, durch die sie der allgemeinen Geistes- und Kulturgeschichte angehören. Eben deswegen bleiben sie dem Nichtbayern sogar dem Namen nach zumeist gänzlich unbekannt, wovon nur wenige als Sommerfrischen oder Badekurorte, wie etwa Tölz (Abb. 276 im Bd. II), Aibling oder Rosenheim, neuerdings eine Ausnahme machen.

Wilhelm V. (1579—97) ist der Erbauer weitläufiger großer Jesuitenkollegien im Lande und der prächtigen Münchener Michaelishofkirche im römischen Spätrenaissancestil, neben dem damaligen Jesuitenkollegium der Hauptstadt. 1597 entsagte er, um gänzlich sich dem religiösen

Leben zu widmen, zu Gunsten seines Sohnes Maximilian I. (1597—1651). Dieser hat die sowohl durch den prächtigen Albrecht wie den frommen Wilhelm allzusehr angespannten Finanzverhältnisse des Landes gebessert und die Bewilligungen, die er 1612 noch einmal von den Landständen beschließen ließ, weiterhin als dauernde gehandhabt. Ja, er hat es fertig gebracht, nach dem Dreißigjährigen Kriege, den er ganz durchlebt hat, noch Geld zu haben. 1616 erließ er eine umfassende Landrechts-, Polizei-, Gerichts- und Malefizordnung; er hat ein tüchtiges Beamtentum seines absolutistischen Regiments heranerzogen, die Landesverteidigung auf Grundlage eines Miliz- oder Landsturmsystems geordnet und auch wirtschaftlichen Bestrebungen, soweit die Kriegszeit dies übrig ließ, Vorschub geleistet. Zielbewußt, festhaltend und ruhig in Glück und Unglück, kämpft er die Kriegsjahrzehnte durch, keineswegs der Mann des Kaisers, vielmehr der der römischen Kurie und der eigenen bayrischen Stellung, der er den Kurhut und die Oberpfalz gewinnt, wie er auch das besetzte Donauwörth sich zu erhalten vermag. In der Oberpfalz hat er, unbekümmert um die Duldungsparagraphen des Friedens, auch nach 1648 die Rekatholisierung zum Ende gebracht. In diesem Fürsten hat die Jesuitenerziehung eines ihrer tüchtigsten und hervorragendsten Ergebnisse geliefert. Desto weniger in seinem Nachfolger Ferdinand Maria (1651—79), der ihm in jeder Beziehung, nur nicht an Bigotterie, weit nachsteht.

Seit der Gegenreformation hat das Haus Bayern, um so leichter, als es nur noch ganz wenige katholische Fürstenfamilien gab, mit seinen Prinzen eine größere Anzahl von wichtigen Stiftstellen besetzt und diese geistlichen Fürstentümer politisch an seiner Seite gehalten. Kurköln hat von 1583 bis 1761 ständig bayrische Prinzen zu Kurfürsten gehabt, das reiche Lüttich ist 1580—1763 mit nur zwei Unterbrechungen, Hildesheim 1573—1761 mit einer Unterbrechung, Münster 1585—1761 mit vier Lücken und ähnlich lange und wiederkehrend auch Paderborn durch Bischöfe aus der bayrischen Linie von Wittelsbach regiert gewesen.

Österreich.*) Des alten Bayern wichtigste territoriale Abzweigung ist Österreich, diejenige, die auch die Schwesterländer vom gemeinsamen Stamme aufgesogen und dem Mutterlande durch die dynastische Führung eine lange Reihe von Jahrhunderten als Rivalin gegenüber gestanden hat.

1156 war die schöne fruchtbare Donaumark, an deren Ufergelände die Alpen bald als bewaldete, sanfte Höhen, bald zu trotzigen Vorgebirgen auslaufen, als selbständiges Herzogtum für Heinrich von Babenberg (—1177) eingerichtet worden. Herzog Leopold V. (1177—94), der vor Akkon mit lagerte und später Richard Löwenherz gefangen nahm, erwarb durch Vertrag von 1186, der 1192 in Kraft trat, das Herzogtum Steiermark nebst dem

*) Auszug aus dem Stammbaum:

König Rudolf von Habsburg, † 1291.

König Albrecht I., † 1308.	Rudolf, † 1290. (Vorderösterreich)
	Johann, gen. Parricida.

Rudolf, † 1307.	König Friedrich der Schöne, † 1330.	Leopold, † 1326.	Albrecht II., † 1358.	Otto.

Rudolf IV., † 1365.	Margarete, Gem. Meinhard von Tirol, Sohn der Margarete Maultasch und Ludwigs d. Ä. von Bayern.	Albrecht III., † 1395 (Österreich).	Leopold IV., † 1386 (Steiermark und Vorderlande).

		Albrecht IV., † 1404.	Wilhelm, † 1406.	Leopold V.	Ernst, † 1424.	Friedrich von Tirol, † 1439.
		K. Albrecht II., † 1439.	K. Friedrich III., † 1493.		Albrecht VI., † 1463.	
		Ladislaus Posthumus † 1457.	K. Maximilian I., † 1419.			Siegmund, † 1496.

(Für die Neuausbreitung vergl. Bd. II. S. 631.)

Traungau. Obwohl auch er ein Freund und Gönner der deutschen Dichtung gewesen war, ist doch der von den Minnesängern am lautesten gepriesene Herzog sein zweiter Sohn Leopold VI., der (1198—1230) einem älteren Bruder Friedrich in den Herzogtümern nachfolgte.

Des Fürsten Milte ûz Ôsterrîche
freut dem süezen Regen gelîche
beidiu Liute und ouch daz Lant.

Oder:

Ze Ôsterrîche lernde ich singen unde sagen,
dâ wil ich mich allerêrst beklagen:
vind ich an Liupolt höveschen Trôst, so 'st mir mîn Muot entswollen.
(Walter von der Vogelweide.)

Mit Leopolds tapferem Sohne Friedrich dem Streitbaren, der 1246 im Kampfe gegen Ungarn fiel, erlosch das glänzende Babenberger Haus, durch dessen Regierung Wien erblühte und unter dem kein anderes Reichsland so im innersten Kern und mit nationalem Bewußtsein deutsch, so von populären Erinnerungen der alten Heldensagen erfüllt war, als diese gegen Madjaren, Kroaten und Slowenen gerichtete Ostmark. Der Erbstreit um Österreich, die Besitznahme des Landes durch Ottokar von Böhmen, dessen Verdrängung durch König Rudolf sind in ihrer außerordentlichen, aber ihrem Verlauf nach eher dem Deutschtum im Osten unzuträglichen Entwicklung und Bedeutung charakterisiert worden (Bd. II. S. 261 und 266). Mit 1278 beginnt die Geschichte des habsburgischen Österreich. Rudolfs Enkel Albrecht II. (1326—58) wurde 1335 nach dem Tode des Herzogs Heinrich von Kärnten und Krain aus dem Hause Görz-Tirol, des Vaters der Margarete Maultasch, mit dessen Hinterlassenschaft von Kaiser Ludwig dem Bayer belehnt. Er vermochte Kärnten und Krain gegen den lützelburgischen Anspruch zu behaupten, während Tirol erst 1363 hinzu kam; damals überließ es Margarete Maultasch Albrechts Sohne Rudolf IV. (1358—65). Rudolf ist der Stifter der Universität Wien und der vielberufene Fälscher im Dienst des Gedankens, Österreich vom Reiche fast gänzlich unabhängig zu machen, aber ihm möglichste Reichshilfe in seiner Landespolitik zu sichern; in diesem Sinne hat er Barbarossas Urkunde von 1156, das nachmals sogenannte Privilegium „minus", zu einem Privilegium „majus" ausgestaltet. Das echte Privileg von 1156 hatte die Verpflichtung Österreichs zur Reichsheerfahrt und Fahrt zu Hofe auf die Nachbarschaft beschränkt und das neue Herzogtum unbedingt, auch in weiblicher Linie, erblich gemacht.

Zur Zeit Rudolfs IV. hatten die alten Bestrebungen Habsburgs, das Gebiet in Schwaben zu erweitern und auszurunden und womöglich ganz Schwaben unter sich zu bringen, den nicht unwichtigen neuen Erfolg, daß sich die alte Zähringergründung Freiburg, die Hauptstadt des Breisgaus, nachdem sie sich von ihren Uracher Grafen nach viel Hader gelöst hatte, unter österreichische Herrschaft stellte. 1374 wurde von Istrien die Grafschaft Mitterburg nebst Pisino für Österreich erworben, aus dem Besitze der Grafen von Görz, die eine Zweiglinie der Pustertal-Grafen waren; ferner 1375 die vorarlbergische Grafschaft Feldkirch. 1382 kam auch Triest unter die Herrschaft der österreichischen Linie in Steiermark und Vorderösterreich. Eben diesem Ereignis verdankt es die istrische Stadt, daß sie in künftigen Jahrhunderten sogar die Handelstellung des nachmittelalterlichen Venedig am Adriatischen Meere überflügeln oder vielmehr an sich bringen und große Bedeutung erlangen sollte. Sie müßte sie bei einem etwaigen Anschluß an Italien, wovon die Partei der Irredentisten träumt, sogleich wieder, gleich Venedig selber, zu Gunsten eines Platzes, der ein politisch zugehöriges Hinterland hat, also Fiumes, verlieren.

Auch im österreichischen Landkomplex ist die Geschichte der Teilungen recht verwickelt. Ein doch in erster Linie auf die Nation als solche blickendes Buch wird sich begnügen dürfen zu sagen, daß die Hauptteilung von 1379 in eine österreichische und eine steiermärkisch-tirolisch-vorderösterreichische Linie geschah. Der Begründer der ersteren ist Albrecht III. (1365—95), und sie erlosch mit dem nachgeborenen Sohne seines Enkels, Albrechts V., der als deutscher König Albrecht II. heißt, also mit Ladislaus Posthumus 1457. Der Begründer jener jüngeren Linie ist Leopold IV., der 1386 bei Sempach fiel. Sie teilte sich wieder in neue Linien, von denen der steirische Hauptzweig und der tirolisch-vorderösterreichische genannt sein mögen. Den letzteren leitet Friedrich, der durch das Konstanzer Konzil Verstrickte, ein, der später dem Beinamen Friedel mit der leeren Tasche durch sparsam-einträgliche Verwaltung und Erschließung von Bergwerken den Spott zu nehmen wußte. Sein langlebiger Sohn Siegmund verzichtete auf die Herrschaft i. J. 1490 zu Gunsten K. Maximilians I. und starb 1496.

Zweimal ist von der Linie Steiermark aus das Haus Habsburg erneuert oder vielmehr dessen Gebiet wieder geschlossener zusammengefaßt worden. Erstmals durch Friedrich, der deutscher Kaiser wurde und in Österreich, nebst den erworbenen Ländern, der albrechtschen Linie nachfolgte oder doch Fuß zu fassen suchte (Bd. II. S. 339); später durch Kaiser Ferdinand II. —

Abb. 22. Die Frauenkirche in München. Erbaut 1468—1488; der Turmabschluß durch die Kuppeln erfolgte im 16. Jahrhundert.

Friedrichs Sohn Maximilian I. erweiterte das in seiner alleinigen Hand befindliche habsburgische Gebiet (außer durch die burgundische Heirat, von der an dieser Stelle nicht zu reden ist) 1500 durch den Erbanfall der noch selbständigen görzischen Gebiete und 1505 nach dem Landshuter Kriege durch die zu Tirol gefügten bayrischen Alpenämter Rattenberg, Kitzbühel und Kufstein, sowie einige schwäbische Orte. Nach seinem Tode wurde bei der Auseinandersetzung von 1521 zwischen seinen Enkeln Karl V. und Ferdinand über Burgund, Spanien und Österreich (im weitesten Sinne) das letztere Ferdinand I. zugewiesen. Es war zu erzählen, wie er 1526 auf Grund maximilianischer Verträge durch den Tod des jagellonischen Königs Ludwig von Böhmen und Ungarn, der bei Mohacz fiel, dessen Kronerbe wurde. Aber es war auch zu berichten, wie die österreichische Herrschaft nur in Böhmen sich relativ und nicht ohne interne Wirren befestigte, bis die Ereignisse losbrachen, die den Dreißigjährigen Krieg einleiteten; wie dagegen die Besitznahme Ungarns nicht nur durch die Madjaren selber und einheimische Prätendenten oder Parteiführer, sondern auch durch die Osmanen verkürzt und in Frage gestellt wurde. Erst nach Solimans des Großen Tode 1566 lebten die Habsburger als Träger der ungarischen Krone im ruhigeren Besitze wenigstens des schmalen Streifens, der sich den zisleithanischen Ländern vorlegte und dessen Grenze nach Osten, an der Habsburgs Autorität endete, von Kaschau über Raab in die Gegend von Fiume ans Meer lief.

Die Streitigkeiten der Habsburger untereinander gegen und ums Jahr 1600, deren Verquickung mit den Religionsfragen, dem Verhalten der Madjaren und Böhmen sind kurz geschildert worden. Desgleichen die habsburgische Geschichte im Dreißigjährigen Kriege und die unablenkbare Hartnäckigkeit, womit der Kaiser im Westfälischen Frieden der seit allen früheren Verhandlungen von den protestantischen Fürsten ehrlich oder anstandshalber geltend gemachten Forderung auf Religionsduldung in den Erblanden widerstand und es durchsetzte, daß diese von der neuen Gewissensfreiheit ausdrücklich ausgenommen wurden. Daraufhin ist es möglich geworden, in den Donaulanden, wie in Böhmen, das Evangelium so gut wie gänzlich wieder auszulöschen. Von Ort zu Ort, von Haus zu Haus zogen die amtlichen „Reformationskommissäre"; wenn auch an manchen Orten noch lange den Gewalttätigkeiten und Bedrohungen gegenüber ein opfermutiger Widerstand geleistet worden ist, so war es doch nicht anders möglich, als daß es mit dem öster-

reichischen Protestantismus nun zu Ende ging, zumal überall Jesuiten und Kapuziner am Werke waren, der staatlichen Arbeit nachzubessern.

So erfolgt denn die eigentümliche innere Umwandlung dieses einst so männlichen und regsamen Volkstumes, das den besten Hauptteil der mittelalterlichen Kunstdichtung und Geisteserhebung hervorgebracht hat. Die so prächtig erblühten Städte des Landes beginnen mit wenigen Ausnahmen zu in sich gekehrten, nur für sich dahinvegetierenden Lokalexistenzen zu werden, ähnlich den altbayrischen und oberpfälzischen; vielfach „malerisch" —, was ja seine Freude für Maler, Touristen und Gastwirte hat, aber kein Zeichen von beständigem, frischem Leben ist: auch sie der allgemeinen Geographiekenntnis der Deutschen verschollen, gleichgültige Stationen am Wege, soweit nicht hier und da, wie bei Pöchlarn, fast palimpsestisch eine Mittelaltererinnerung von Heldentum, Größe und Treue auftaucht. Weltentrückt und wie von Vergessenheit übersponnen wallt die Donau zwischen ihren schönen Ufern hinab, sie, die einst so große und reiche Geschichte und ein blühendes Verkehrstreiben gesehen. Nicht die Burgen sind es hier, die zerfallen sind, wie am Rhein, denn kein fremdes Mordbrennertum hat sie zerstört; aber die Städte am Ufer sind müde und verlebt geworden, der ganze, landschaftlich großartige Weg dieses wundervollen Stromes liegt wie im tiefen Dornröschenschlaf, und kein frohes Wanderlied ertönt, als lagerte dort ein Verbot, diesen Schlaf zu wecken. Die Donau hat keine Lieder, wie der Rhein, sondern höchstens — Walzer. Recht froh von Herzen sein, ist freilich etwas ganz anderes, als leichtherzig und verliebt leben, was man ja in Österreich immer besser lernte und was sozusagen die Entschädigung geworden schien für die geistige Verödung, welche mit der Gegenreformation ins Werk gesetzt wurde. Bewußt ist diese Umwandlung des tapferen, selbstdenkenden Volksstammes begonnen worden; erst unter Josef II. wieder unterbrochen, ist sie von Stufe zu Stufe vorangeschritten und hat alles darangesetzt, ein charakterschlaffes, angeblich gemütliches, bei oberflächlicher Liebenswürdigkeit gemütskaltes, wohllebig-träges Volk zu schaffen, an die Stelle einer schönen, in der Freiheit des Denkens und Wollens begründeten Treue gegenüber Thron und Altar ein devotes Gehorsamen zu setzen vor einem oft nonchalanten Beamtentum, vor einer kaum mehr von dem Gedanken an ihre hohen Pflichten geleiteten Hierarchie. Es gelang nur zu sehr. Das Wienerische Backhähndlwesen ward in der Tat zum Vorbild für die Gesinnungslöblichkeit des österreichischen Bürgertums, und das liebliche Grußwort „Servus" trat nicht ohne tiefe Ironie an die Stelle des schönen „Grüß Di Gott!" Erst die Ereignisse von 1866 und 1870—71 in Verbindung mit dem Andringen der nichtdeutschen Nationalitäten haben auch in Deutschösterreich neue, straffe Generationen erweckt, und die neu-evangelische Bewegung in den Alpenlanden und Böhmen hat ein Zurückbesinnen dieses Volkstums auf seine

Abb. 23. Herzog Albrecht V. von Bayern, 1550—1579. Gemälde von H. Mielich.

tüchtigere, freiheitlichere Vergangenheit eingeleitet, sein Rückgrat wieder emporgezogen, das etwas gigerlhaft verkrümmt war, aber bei allem im Innern noch nicht senil und krank hatte gemacht werden können.

Wie der am meisten abgesonderte, am sichtbarsten absterbende Teil am Körper des Reiches erscheint dieses Österreich seit 1648. Gegen das geistige Leben und die relative Geistesfreiheit der Nation ist es mit Absicht zugesperrt; aber auch materiell ist es aus den natürlichen Zusammenhängen mit ihr gerissen. Wenn noch Karl IV. seine Stellung im oberen Elblande, in Böhmen, als eine Wegweisung stromab verstanden, wenn er untere Elbstellungen wie Tangermünde gefördert und ausgebaut, landesherrlich-wirtschaftliche Beziehungen zur See, zu den Hansen gesucht hatte, so war das alles dahin. Nicht Österreich benutzt die dualistische Verfügung über Elbe und Donau, die in seine Hand gelegt ist, sondern läßt den Dualismus entstehen, der am Erzgebirge die Scheidelinie zieht und das Donaureich als einen Körper dem übrigen Deutschland gegenüber stellt. Auch politisch. Seine Aufgaben, wie es sie versteht, gehen allein in die Slawen- und Madjarenwelt hinein, die Donau hinab. Das ist noch nicht an sich, durchaus nicht, eine für das deutsche Volkstum und Interesse schädliche Politik, wie eben die eigene alte Geschichte Österreichs oder wie die Parallelgeschichte der norddeutschen Ostpolitik erweist. Aber so wie sie gemacht wird, ist sie es. Sie ist eine rein dynastische, die den ganzen ursprünglichen Charakter der Ostmark und ihr Volkstum überschwer und unzuträglich belastet. Wie Österreich nach 1648 gegen den Osten vordringt, die Osmanen zurückwirft, die ungarisch-siebenbürgischen Selbstherren beseitigt, diese Lande sich nun erst wirklich erobert, den Weg zum Schwarzen Meer nimmt, den es sich erst im 19. Jahrhundert hat verlegen lassen, und wie es während alledem aus seinem bunten Getriebe eine politisch einheitliche Großmacht schafft, das ist große Geschichte. Aber österreichische, nicht deutsche, und wenn sie es nachträglich je wieder werden kann, so ist sie es doch heute nicht. Die alte Ostmark, das Öster-Reich Deutschlands, wird darüber zum ganz eigenen Donaureich, wie in der Zeit von 1815 bis 1866 die politischen Publizisten hüben und drüben die Monarchie gerne zur schärferen, zutreffenderen Bezeichnung genannt haben. Zwar bedient sich seine Regierung mehr oder minder konsequent der deutschen Sprache, weil sie schon gar kein anderes Idiom zur gemeinverständlichen Vermittlung hätte verwenden können. Aber sobald die nichtdeutschen Nationalitäten sich zum Selbstbewußtsein und zu dessen Ansprüchen ermutigt fühlen, tritt gerade die Regierung den Rückzug an und gibt die sprachliche Einheit der Reichs-Regierung stufenweise und in wichtigsten Punkten preis. Die Deutschsprachlichkeit des Donaureiches vor 1866 ist keine Absicht, keine tiefere politische Zweckbedachtheit, kein Symptom für den Reichsgedanken, sondern eine bloße bureaukratische Praxis. Und militärisch verlegt man, bei aller Stattlichkeit und Tapferkeit der Alpendeutschen, das Hauptgewicht

Abb. 24. Herzogin Anna von Bayern, Gemahlin Albrechts V. Gemälde von H. Mielich.

schon im 17. Jahrhundert zu den noch immer in halbnomadischem Geiste kriegerischen Bevölkerungen jenseits der Leitha, den Kroaten und Madjaren.

Sachsen. Während uns in mittelalterlicher Anwendung der Gebietsname Sachsen an die Weser und den Harz, an die derberen, trockeneren Laute des unverschobenen Plattdeutsch, an behäbige westfälische und althannöversche Bauernhäuser denken läßt, hat sich seit dem Falle Heinrichs des Löwen der Name an die Elbe und fernerhin an ihr weiter aufwärts verschoben, so daß wir in dieser unserer Übersicht vom habsburgischen Böhmen aus bereits auf den waldreichen Höhen des Erzgebirges dasjenige Gebiet betreten, an welches neugeschichtlich bei der Erwähnung von „Sachsen" zuerst gedacht wird.

Was i. J. 1180 von dem Herzogtum Sachsen übrig gelassen wurde (Bd. I. S. 443), ward in die Hand von Albrechts des Bären zweitem Sohne, dem Askanier Bernhard

Abb. 25. Der Schrannenplatz (Marienplatz) zu München, mit der von Maximilian I. im Jahre 1638 errichteten Dankſäule für die Jungfrau Maria nach Peter Candids Entwurf.

gegeben, während der ältere, Otto, in den Marken nachfolgte. Auf Bernhard folgte in Anhalt sein jüngerer Sohn Heinrich, dagegen im Herzogtum Sachsen sein Sohn Albrecht (1212—60). Und dann erfolgte 1260 die nie wieder überbrückte Teilung in ein Herzogtum der Gebiete an der unteren Elbe, das weiterhin nach dem Orte Lauenburg bezeichnet wurde, und ein oberes Herzogtum an der mittleren Elbe, mit Wittenberg. Die Askanierlinie in Sachsen-Lauenburg, deren Begründer Johann ist, hat bis 1689, die wittenbergische bis 1422 bestanden. Der Anspruch auf das Kurrecht, das beide Linien in der ersten Zeit auszuüben gesucht haben, wurde durch die Goldene Bulle 1356 zu Gunsten des alleinigen Rechtes der jüngeren, wittenbergischen Linie geregelt, die damit auch das Erzmarschallamt und bei Interregnen das östliche Reichsvikariat erhielt.

Von beiden askanischen Herzogslinien ist bei einem nach wesentlichen Territorialereignissen oder ausgeprägten Persönlichkeiten umschauenden Überblick bemerkenswert wenig zu sagen. Nicht einmal im Gedächtnis auch von kundigen Freunden der deutschen Geschichte haften die Namen dieser Eriche und Magnus in Lauenburg, oder Rudolfe in Wittenberg. Als 1422 die Wittenberger Linie ausstarb, vermochte Kaiser Siegmund die Lauen-

burger Agnaten zu übergehen und 1423 das Kurland an den Wettiner Friedrich den Streitbaren († 1428) zu verleihen, den er 1425 als Kurfürsten belehnte. So rückte durch die Vereinigung des Kurlandes mit der Mark Meißen, die das Haus Wettin seit alters hatte, der Name Sachsen bis an das böhmische Scheidegebirge heran. Ferner dehnte er sich seitdem, wenn auch niemals volkstümlich und noch heute nur amtlich, auf die Erwerbungen der Meißner aus dem Thüringischen Erbfolgestreit des 13. Jahrhunderts aus. Außer an Wittenberg und

Abb. 26. Schloß Tirol. Nach einer Originalphotographie von B. Johannes in Partenkirchen-Meran.

Lauenburg haftete übrigens der Name Sachsen noch an der alten Pfalzgrafschaft. Sie war 1180 an Thüringen, im Erbfolgestreit an Meißen gekommen; dieses verkaufte sie und die zugehörigen Gerechtsame 1291 an Brandenburg, kaufte sie aber 1347 von diesem zurück.

Wettin konnte nach dem mehrfach Gesagten das Kurland nicht durch Teilungen zerstückeln, benutzte aber zu solchen und zur Ausstattung seiner nicht wenigen geschichtlichen Linien die meißnischen oder thüringischen und andere Einzelgebiete. Die Angelegenheit einer Gebietsteilung war es auch, die 1446 den wilden Bruderkrieg zwischen Friedrich dem Sanftmütigen (1428—64)

und seinem Bruder Wilhelm erregte, der erst 1451 beigelegt wurde. Aus diesem Kriege rührt die Veranlassung zu dem sächsischen Prinzenraube her, der Fabel unzähliger älterer und neuerer Volkserzählungen, Dramen, Schauerpoesien und Burlesken bis auf den heutigen Tag. Ein auch im Böhmischen begüterter Ritter Kunz von Kauffungen, dessen Stammschloß sich bei dem gleichnamigen Dorfe im sächsischen Bezirk Rochlitz erhebt und dessen Familie erst im Anfang des 19. Jahrhunderts ausgestorben ist, hatte für Kurfürst Friedrich den Sanftmütigen gefochten und Aufwendungen gemacht, in deren Ersatz er sich benachteiligt hielt. Um seinen Anspruch zu erpressen, entführte er in einer schönen Julinacht 1455 aus dem als sächsische Residenz bevorzugten Schlosse zu Altenburg die Söhne des Kurfürsten, Ernst und Albrecht, und suchte mit ihnen nach Böhmen zu gelangen. Aber der mutige Ernst, den er persönlich bei sich hatte, entkam ihm im Gebirge, die zwei Ritter, die als Genossen der Tat den jüngeren Prinzen geleiteten, gaben ihn gegen zugesicherte Straflosigkeit heraus, und Kunz, gefangen genommen, wurde zu Freiberg enthauptet.

Die beiden jungen Helden des Prinzenraubes, Ernst und Albrecht, regierten zunächst seit 1464 gemeinschaftlich. Eine gedeihliche, tüchtige Zeit, die Verwaltung, Gerichtswesen, staatliches Binnenleben durch Landesordnungen nach dem autoritativen Sinne des damals allerorten durch-

Abb. 27. Das Schloß zu Altenburg.

greifenden, mit Selbstbewußtsein auf Jurisprudenz und Beamten gestützten Landesfürstentums regelte und gleichzeitig die Erschließung des Erzgebirges, den Aufschwung des Silberabbaus, das Erblühen der Gewerbe und des bedeutsamen Leipziger Marktverkehrs sah. Leipzig erobert in diesem Jahrhundert, auch von den Messen abgesehen, seine bedeutsame Stellung. 1409 war die Universität errichtet, 1438 traten hier die Landstände (Prälaten, Grafen, Ritter, Städte) zusammen, die sich das Bewilligungsrecht ihrer finanziellen Leistungen sicherten und auch hier den üblichen ständischen Ausschuß hervorbrachten. 1483 wurde in Leipzig das sächsische Hofgericht heimisch gemacht. Glieder des wettinischen Hauses besetzten geistliche Fürstenstühle; Albrecht selber, vermählt mit Georg Podiebrads Tochter Sidonie, bewarb sich vergeblich i. J. 1474 um die Nachfolge seines Schwiegervaters. Er ward aber danach, schon 1475, wo er Marschall gegen Karl den Kühnen war, vollends Ende der achtziger Jahre, der Vorkämpfer Habsburgs in dessen burgundischen Interessen, was ihm 1483 die Belehnung mit Jülich und Berg für den Fall der Erledigung, 1498 die erbliche Regierung als Gubernator von Friesland eintrug.

Inzwischen hatte er 1485 mit Ernst die Teilung der wettinischen Lande vorgenommen, die zwar nicht der damaligen territorialen Disposition, aber den Linien nach bis heute dauert. Ernst erhielt das Kurland mit der Kurwürde und Thüringen, Albrecht Meißen,

außerdem waren beide im Vogtlande, Pleißner- und Osterlande beteiligt, und zwar so, daß Leipzig an Albrecht kam. Diese drei Gebiete sind hervorgegangen aus der mittelalterlichen, sachsenkaiserlichen Markenverfassung in diesen Gegenden. Das Vogtland mit Weida, Gera, Ronneburg, Greiz, Lobenstein, Plauen, Oelsnitz, Hof hat seinen Namen von den früh begegnenden Reichsvögten, deren Amt gegen 1100 an die Herren von Reuß (s. u. S. 60) kam. Sie hatten wohl Amt und Besitzungen, aber nicht die einheitliche Territorialherrschaft des Ganzen. 1373 überließen sie Hof an die Nürnberger Burggrafen und verkauften oder vertauschten auch an Kursachsen verschiedene ihrer Herrschaftsteile. Das Pleißnerland mit Altenburg, Zwickau, Chemnitz, Werdau, Krimmitschau, im heutigen Königreich Sachsen die hauptsächliche Kohlen- und Gewerbegegend, war schon von Kaiser Friedrich II. an Meißen verpfändet, aber von Rudolf von Habsburg eingelöst worden; 1308 erwarb Meißen die Schutzherrschaft über dieses Reichsgut aufs neue und erhielt sie 1423 von Ludwig dem Bayer dauernd zugestanden. Das Osterland schrumpft aus der alten nordthüringischen Mark allmählich zusammen, andererseits werden Teile des Pleißnerlandes wieder zu ihm gerechnet; es streckt sich nördlicher und mag hier durch die Ortsnamen Landsberg, Delitzsch, Leipzig, Weißenfels, Kamburg bezeichnet werden. An Wettin war es schon 1017 gekommen.

Abb. 28. Städtisches Haus zu Steyr, mit alten romanischen Fassadenteilen (und gotischem Vorbau).

Im ernestinischen Landesteil mit der Kurresidenz (und Universitätstadt seit 1502) Wittenberg tragen Friedrich der Weise (1486—1525), sein Bruder Johann der Beständige (1525—32) und dessen Sohn Johann Friedrich der Großmütige (1532—54) die protestantische Ruhmes- und Märtyrergeschichte ihres Hauses. Auf Seite der Albertiner, deren Eintracht mit der Kurlinie nun bald einem neidvollen Gegensatze Platz machte, folgte auf den Begründer der Linie sein Sohn Georg (1500—39), der die Erbregierung in Friesland 1515 an Karl von Burgund, den späteren Kaiser, wieder verkaufte und der evangelischen Haltung der Wittenberger eifrig Widerpart leistete, schon bei der Disputation zwischen Luther und Eck in seiner Leipziger

Pleißenburg. Aber sein Bruder Heinrich (1539—41) führte die Reformation ein, und sie vollendete dessen Sohn Moritz (1541—53), der rücksichtslose Politiker, der 1547 die Kurwürde und den Hauptteil der ernestinischen Lande an sich brachte.

Den jüngeren Ernestinern von Johann Friedrich, d. h. von 1547 ab, blieben nun die vogtländisch-thüringischen Ämter von Weida bis Gerstungen hinüber. 1553 fielen an sie die fränkischen Ämter Sonneberg, Koburg, Hildburghausen nebst der Heldburg heim. Die Wettiner hatten hier im Fränkischen gegen 1400 Fuß gefaßt, dadurch, daß an sie als Weibererben damals der Besitz einer gräflich hennebergischen Sonderlinie, die sog. Pflege Koburg, fiel. Diese kam 1485 mit an Kurfürst Ernst und wurde 1541 zur Sonderausstattung eines Nachkommen von ihm, Johann Ernst, verwendet, die sich in dem genannten Jahre 1553 durch den Tod erledigte. Ferner trat Kurfürst August den Ernestinern 1554 im Naumburger Vertrage noch Altenburg und einiges andere ab, aber nach den Grumbachschen Händeln, der Strafvollstreckung an Johann Friedrich dem Mittleren (i. J. 1567, Bd. II. S. 624), ließ er sich zum Kostenersatz Weida und drei andere östliche Ämter wieder abtreten. 1555 gewannen die Ernestiner Römhild durch Tausch von den Grafen von Mansfeld, und 1583 fiel ihnen das Erbrecht auf die stattliche Grafschaft Henneberg zu.

Die seit Kaiser Heinrich IV. urkundlich vorkommenden Grafen, die später von Henneberg hießen, begegnen ursprünglich als Grafen des Grabfeldgaus und Burggrafen von Würzburg, die ihre Besitzungen und Lehen vom Main an den Rennstieg ausdehnten. Von Otto von Botenlaube, dem bekannten Minnesänger, dessen Burg sich nahe über Kissingen erhebt, dem jüngeren Sohne eines Henneberger Grafen, bis herab auf den berühmtesten von allen, den Kurfürsten Bertold von Mainz zur Zeit Kaiser Maximilians I., gehörten eine Anzahl von tüchtigen und

Abb. 29. Die Albrechtsburg zu Meißen, erbaut 1471—1483 von Ernst und Albrecht durch den westfälischen Baumeister Arnold; unter Johann Georg II. restauriert. Nach eine Aufnahme von Römmler & Jonas in Dresden.

interessanten Persönlichkeiten diesem Geschlechte an, das sich gerne in den allgemeinen Zeitangelegenheiten betätigt hat. Nachdem schon vor Ende des 14. Jahrhunderts die „Koburger Pflege" aus dem in üblicher Weise an verschiedene Linien zersplitterten hennebergischen Besitz an Wettin übergegangen war, sah das 16. Jahrhundert, vor und nach Einführung der Reformation in der Grafschaft (1544), allerlei Not, Rückgang und Verkäufe, die auch dadurch nicht mehr aufgehalten wurden, daß 1549 der territoriale Gesamtbestand in den Händen der Schleusinger Linie zusammen kam. Sie mußte, um von Schulden loszukommen, 1554 einen Erbvertrag mit den Ernestinern und mit Hessen schließen. Graf Georg Ernsts Tod i. J. 1583 beendete das alte angesehene Grafengeschlecht. Nun zog sich jedoch die Angelegenheit dieser Erbschaft noch sehr lange hin; Hessen gab sich 1619 mit Schmalkalden, Brotterode und einigen anderen Ämtern zufrieden; mit den Albertinern, die ebenfalls Anspruch erhoben, kam es gar erst 1660 zum Schluß, indem ihnen für ihre Sonderlinie Sachsen-Zeitz Schleusingen, Suhl und etliches andere zugestanden wurde. Was den Ernestinern aus dieser Anwartschaft von 1554 verblieb, wird etwa durch die Namen Themar, Meiningen, Kaltennordheim, Wasungen, Frauenbreitungen, Ilmenau bezeichnet; die Stammburg Henneberg liegt wenige Stunden von Meiningen entfernt. —

Abb. 30. Grabmal Graf Hermanns VIII. von Henneberg und Elisabeths von Brandenburg in Römhild, um 1508. Von Peter Vischer nach einem Entwurf von Albrecht Dürer.

Inzwischen hatten die Nachkommen Johann Friedrichs des Großmütigen, die thüringischen Ernestiner, fleißig davon Gebrauch gemacht, daß sie kein Kurland mehr hatten, also gänzlich unbehindert teilen oder gemeinsame Regierungen einrichten konnten. Nach Johann Friedrichs Tode entstanden 1565 Teillinien in Weimar-Gotha (Johann Friedrich der Mittlere) und Koburg (Johann Wilhelm). Letzterer Teil spaltete sich in die Linien Koburg und Eisenach, die bis 1638 beide noch wieder erloschen. Die Weimarische Linie teilte 1602 in Weimar und Altenburg (bis 1672). Johann von Weimar († 1605) hatte acht Söhne; wir hatten schon Wilhelm († 1662), den Hauptfortsetzer der Weimarischen Linie, und den sechsten Sohn Bernhard, den berühmten Kriegsmann, zu nennen. An dieses Weimarische Haus fielen 1638 Koburg und Eisenach heim, die nun einer Teilung von 1641 mit zugrunde gelegt wurden, welche für zwei Brüder Wilhelms, Ernst den Frommen († 1675): Gotha, Albrecht: Eisenach aussonderte. Eisenach erledigte sich schon 1644

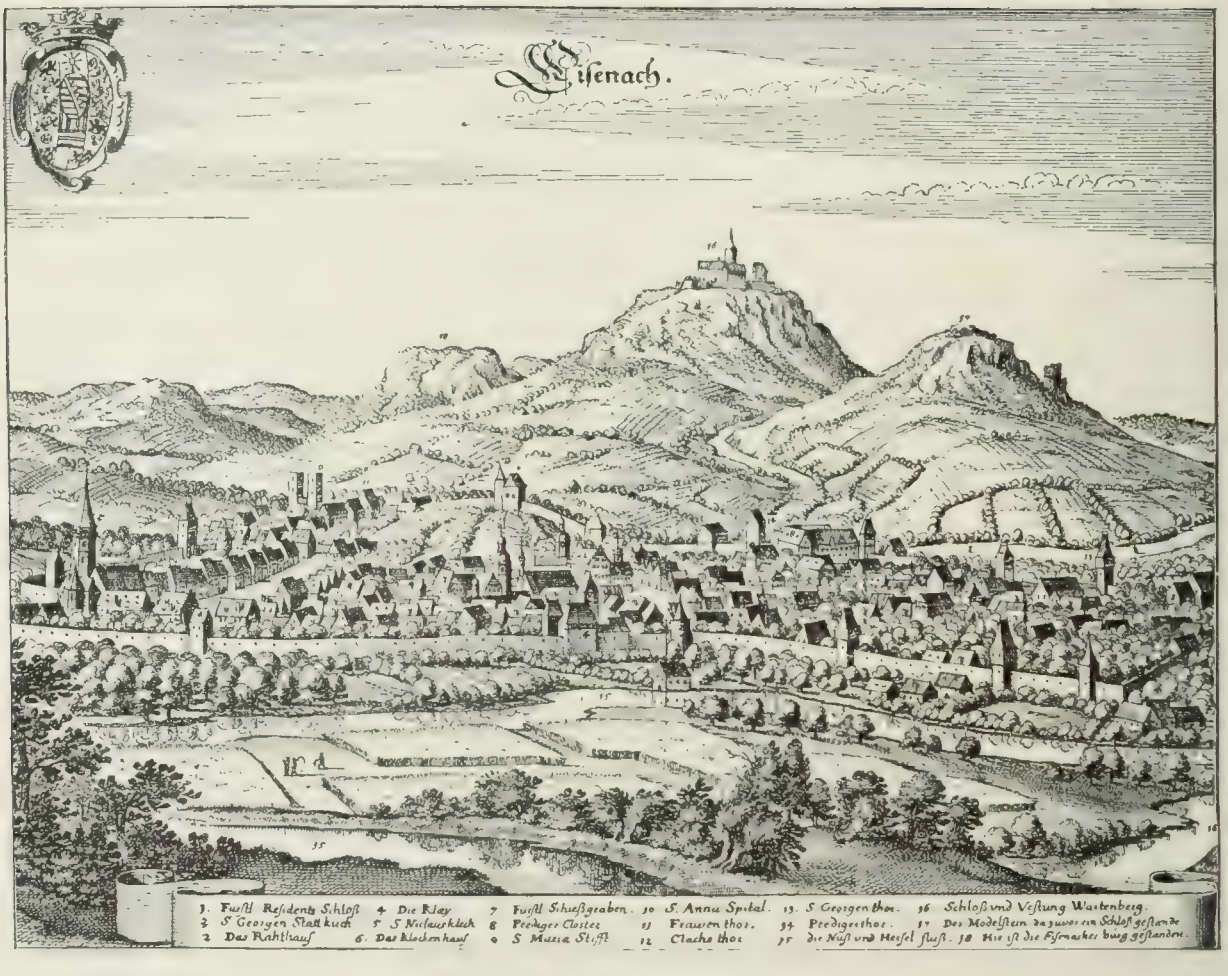


Abb. 31. Eisenach im 17. Jahrhundert.

durch Albrechts Tod, und das Gebiet wurde an Weimar und Gotha aufgeteilt. Die Weimarische Linie erhielt 1660 bei dem Abkommen über Henneberg: Ilmenau, Kaltennordheim und Wasungen. Sie teilte 1662 wieder in Weimar, Eisenach (bis 1670), Marksuhl (woraus die Eisenacher Linie fortgesetzt wird, bis 1741) und Jena (bis 1690).

In Weimar, dessen Hauptstamm in Bestand blieb und die ihm nächsten agnatischen Zweige, aber zum Teil auch die entfernteren beerbte, wurde 1719 die Primogenitur eingeführt, wonach dann noch, ebenfalls durch Heimfall, Eisenach mit Weimar verbunden worden ist.

An Ernst von Gotha fielen 1644 die Hälfte von Eisenach, 1660 von den hennebergischen Landen Wasungen und Frauenbreitungen, 1672 der größere Besitzteil der ausgestorbenen Altenburger, darunter Altenburg, Saalfeld, Hildburghausen, Römhild, ferner das, was Altenburg 1660 vom hennebergischen Gebiet erhalten hatte, nämlich die Gegenden von Meiningen und Themar, sowie Koburg, das bei den Verträgen von 1641 an Altenburg gekommen war. — Der genannte Herzog Ernst, mit dem Beinamen „der Fromme", dessen dreihundertjährigen Geburtstag man i. J. 1901 festlich begangen hat, hat mit Auszeichnung, meist unter dem Oberbefehl seines jüngeren Bruders Bernhard, im Dreißigjährigen Kriege gekämpft, aber sich seit dem Prager Frieden von 1635 zurückgezogen. Sein Ruhm liegt in seiner religiös-pädagogischen Fürsorge. Er führte scharfen Schulzwang durch, verbesserte die Volksschulen, wo ein guter Religionsunterricht vorangestellt blieb, führte daneben aber, als Erster, auch den Elementarunterricht in Himmels- und Naturkunde, in sehr harmlos-landläufiger Weise und mit der Richtung auf Kalenderwissen und tägliche Praxis, ein. Andererseits hat er die „Informationen" eingerichtet, die sich bis ins 18. Jahrhundert erhalten haben, öffentliche Unterrichtstunden aus Bibel und Katechismus, die die Pfarrer für die Erwachsenen abhielten und von deren Besuchspflicht nebst Katechismusexamen nur die Gebildeteren einzeln entbunden wurden. Sein „Schulmethodus" von 1648 ward ein anerkanntes, weithin wirkendes pädagogisches Werk; Ludwig von Seckendorfs († 1692) „Teutscher Fürstenstaat" und sein „Christenstaat", vielgelesene, lange Zeit einflußreiche Bücher, haben sich unmittelbar den patriarchalisch-pastoralen Herzog von Gotha zum Modell genommen. Auch

die ärztliche Praxis stellte Ernst unter Staatsaufsicht, dem „Unwesen der Advokaten" wollte er steuern, er regierte sparsam und half den Untertanen nach dem Kriege auf — so ist er ein schon bei Lebzeiten berühmter Vertreter der fürsorglichen Monarchie, wenn auch auf bequem begrenztem Raume, geworden, ein Mann, den Cromwell unter die drei klugen Fürsten rechnete, die er zu nennen wußte. Die ganze Staatenwelt, soweit sie damals etlichen Zusammenhang hatte, wußte von Ernst, und er seinerseits schaute gern über die Welt; den Evangelischen in der „deutschen Vorstadt" von Moskau half er — ein Fürst, der immer Geld hatte — bei Kirchen- und Schulbau, und wieder einmal ist durch ihn eine Expedition zur Verbindung mit dem Priesterkönig Johannes ins Werk gesetzt worden, den er in dem Kaiser von Abessinien suchte.

Nach seinem Tode 1675 entstanden 1680/81 für die überlebenden sieben Söhne sieben Teilgebiete, von denen Koburg 1699, bald auch einige weitere sich wieder erledigten. Lange Streitigkeiten über diese Erbschaften wurden 1735 unter kaiserlicher Entscheidung geordnet und eine anerkannte Verteilung des Ganzen in Gotha, Meiningen, Hildburghausen und Koburg-Saalfeld vorgenommen. 1825 starb die gothaische Linie aus; ein Vertrag von 1826 nahm nun folgende Verfügung vor: das erledigte Herzogtum Gotha, aber ohne das Altenburger Gebiet, wurde mit Koburg-Saalfeld vereint, das aber an Meiningen Themar und Saalfeld abtrat; ferner erhielt Meiningen das Land des bisherigen Herzogs Friedrich von Hildburghausen, der mit Altenburg entschädigt wurde und dort die heutige Dynastie begründete. Die Bezeichnung Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, sowie die Realunion der sonst getrennt verwalteten Herzogtümer Koburg und Gotha gehen also auf diesen Vertrag von 1826 zurück, der nun auch die übrigen Ernestiner Lande mit dauernd geregelten Verhältnissen neben das schon früher zur Ruhe gekommene Sachsen-Weimar-Eisenach stellte. —

Die Albertiner hatten den Lohn ihrer nicht eben sehr geradlinigen Klugheit und Paktierungen mit 1547 und mit den 1635 im Prager Frieden erworbenen Lausitzen dahin. Der Westfälische Friede gab ihnen nicht nur nichts Neues mehr, sondern nahm ihnen vielmehr, zu Gunsten künftiger direkter Herrschaft Brandenburgs, die durch den Prager Frieden erlangte Administration des Erzstifts Magdeburg, sobald der derzeitige Inhaber August von Sachsen gestorben sein würde, womit sich dieser († 1680), wie schon gesagt, allerdings nicht beeilte. Lediglich die magdeburgischen Stiftsämter Jüterbog, Querfurt, Damm, Burg und Barby verblieben den albertinischen Linien (s. u.) als Lehn; davon trat Sachsen-Weißenfels Burg schon wieder 1687 an Brandenburg ab. — Nach Rang und Ansehen blieb Kursachsen auch nach Moritz das erste norddeutsche und das erste protestantische Fürstenhaus, unter seinem Bruder August (1553—1586), der, bei seinem politischen Versagen als Protestant, nach innen ein tüchtiger Regent war, unter dessen Sohne Christian I. (1586 bis 1591), dessen Sohne Christian II. (1591 bis 1611) und dessen Bruder Johann Georg (1611—56). Liebe freilich und erhöhte Achtung des übrigen evangelischen Deutschland (und des katholischen dazu) erwarb es sich weder mit seiner Gehässigkeit gegenüber dem kalvinischen Fürstentum, noch mit seinem, durch diesen hyperlutherischen Partikularismus gedeckten politischen Egoismus, mit seiner im besten Falle naßkalten Haltung gegenüber dem um seine Existenz kämpfenden Protestantismus, seinem Hinüberneigen zum Zusammengehen mit dem Kaiser und der Liga. Auch nach dem Westfälischen Frieden versäumte es Kursachsen, obwohl es schon als Haupt des Corpus Evangelicorum immer noch seinen alten Vorsprung gehabt hätte, wieder eine führende Stellung im Protestan-

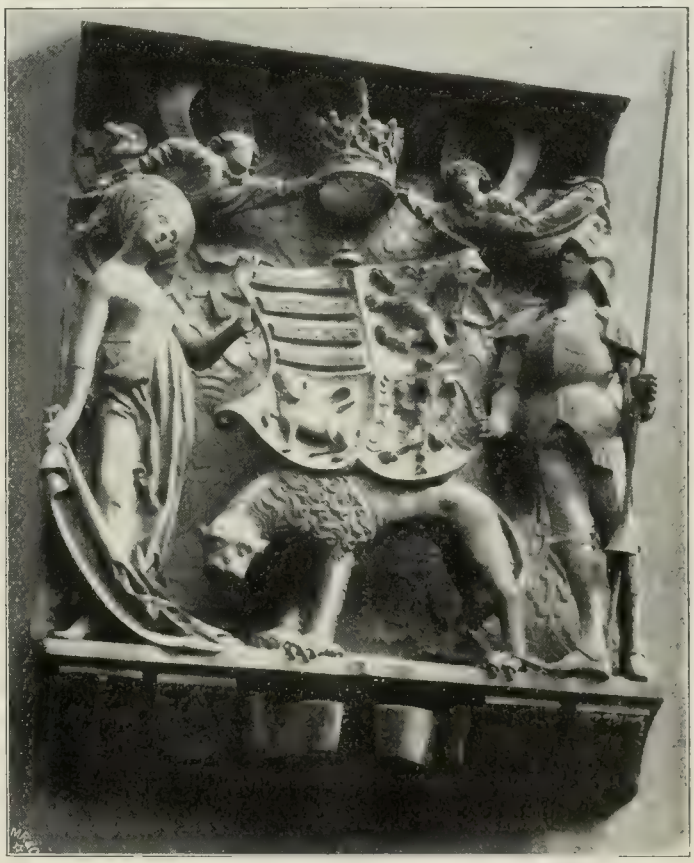


Abb. 32. Wappen am Rathause von Görlitz, der Hauptstadt der Oberlausitz. Aufnahme von F. Albert Schwarz in Berlin.

tismus und in der unschlüssigen Weiterentwicklung der Nation zu suchen. Johann Georg II. (1656—80) leitet die Periode der Kunstpflege und italienisch-französischen Bildung in Sachsen ein, mit der unverkennbaren Tendenz zum Wohllebig-Galanten, die sich vom Hofe zum Teil auch über das Land verbreitete; der gleichzeitig tiefer wurzelnden Neigung zur partikularistischen Selbstumfriedung von Regierung und Bevölkerung wurde auch damit eher Vorschub geleistet.

Auch von dem albertinischen Gebietskomplex sind nach 1648 noch wieder Nebenlinien abgezweigt worden, nämlich 1656 für jüngere Söhne Johann Georgs I. Die von Sachsen-Weißenfels, deren erster Vertreter der oben genannte, in Halle residierende Administrator von Magdeburg, August, war, fiel 1746 wieder an Kursachsen heim, Sachsen-Merseburg 1738 und Sachsen-Zeitz schon 1715.

Anhalt. Dort, wo sie am Unterharz bei Ballenstedt und in den Niederungen an Saale und Elbe ihren historischen Ursprung genommen haben, regieren die

Abb. 33. Jagdschloß Moritzburg, begonnen 1542 von Moritz, 1589 vollendet und von August dem Starken erweitert. Nach einer Aufnahme von F. & O. Brockmanns Nachf. R. Tamme in Dresden.

Askanier, Abkömmlinge von Markgraf Geros Schwester Hidda, bis in unsere Gegenwart. Der Ruhm Albrechts des Bären ist ihnen durch die Jahrhunderte, auch politisch, zugute gekommen, während sowohl die Mark wie die beiden Herzogtümer Sachsen ihnen, den Agnaten der dortigen Askanier, früher oder später gänzlich aus den Augen gerückt worden sind.

Der Stammvater des Hauses Anhalt im engeren Sinne ist Heinrich I. (1212 bis 1251), der jüngere Sohn des ersten askanischen Herzogs von Sachsen und Enkel Albrechts des Bären. Sein an sich gräfliches Haus wird unter Kaiser Friedrich II. als ein fürstliches gerechnet und verdankt diese Rangachtung, die es dauernd über den gräflichen Adel emporhebt, unzweifelhaft seiner großen Verwandtschaft.

Die anhaltische Geschichte ist wesentlich nur eine solche der Teilungen und gegenseitigen Beerbungen, bis uns in den neueren Jahrhunderten bekanntere Namen entgegentreten, die ihren Ruhm teils dem Degen, teils ihrer trefflichen und hervorragenden Per-

sönlichkeit verdanken. Schon 1252 wurde in Linie von Aschersleben (bis 1315), Bernburg (bis 1468) und Köthen-Dessau geteilt, welche letztere die Stadt Zerbst erwarb und auch nach dieser benannt wird; sie teilte sich 1396 in Zerbst und Köthen. 1570 wurden alle anhaltischen Gebiete wieder vereinigt, in der Hand Joachim Ernsts († 1586), mit Einschluß von kleinen Hinzuerwerbungen, während andererseits die Stadt Aschersleben an das Bistum Halberstadt verloren gegangen war. Die Reformation hatte an den verschiedenen Fürsten des Hauses mehr oder minder eifrige Förderer gefunden, und auch die Söhne Joachim Ernsts hielten zur entschlossenen evangelischen Partei, weshalb sie 1596 die reformierte Lehre einführten und 1610 der Union beitraten.

Inzwischen hatten sie 1603 aufs neue geteilt: in Dessau, Bernburg, Plötzkau, Zerbst und Köthen. Die Solidarität des Gesamthauses trotz der Teilungen zu verstärken war der Seniorats rezeß von 1635 bestimmt, der dem Senior des Hauses eine leitende Stellung einräumte. In Dessau wurde nach dem Westfälischen Frieden das luthe-

Abb. 34. Schloß Ballenstedt in heutiger Gestalt.
Nach einer Photographie von F. Rose in Wernigerode.

rische Bekenntnis wieder begünstigt. Mehrere Fürsten dieser Linie haben sich als ausgezeichnete Soldaten und Staatsmänner in den Dienst des brandenburgisch-preußischen Staates gestellt, Johann Georg II. (1660—93), Leopold I. (1693—1747), der berühmte „alte Dessauer", und Leopold II. (1747—51). Die übrigen Linien, in deren Landen z. T. gleichfalls lutherische Reaktionen stattfanden, sind nebst ihren Abzweigungen wieder ausgestorben, Zerbst i. J. 1793 mit dem Tode des Bruders der Kaiserin Katharina II. von Rußland, Friedrich August; Köthen 1847; Bernburg 1863; die erledigten Lande wurden jedesmal an die Agnaten aufgeteilt. Das seit 1863 alleinige Herzogtum Anhalt trägt diesen Rang seit 1807, in welchem Jahre die Fürsten unter Annahme des herzoglichen Titels gemeinsam dem Rheinbunde beitraten.

Umschlossen von sächsisch-ernestinischen und anderen Gebieten Thüringens gehören die Lande **Schwarzburg** zu denjenigen staatlichen Kleingebilden altreichischen Genres, deren Existenz das Schicksal fortgefristet hat und die nunmehr durch die Reichsverfassung unter sicheres Wetterdach getreten sind.

Abb. 35. Marburg im 17. Jahrhundert.

Geographisch liegen sie verstreut von der Saale, wo diese die Nordabdachungen des Thüringerwaldes durchfließt, und von dem wildschönen Tal der Schwarza, ihres Nebenflusses, bis auf die nordthüringische Hochebene und an die Goldene Aue beim Kyffhäuser; noch jetzt als Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen sind sie mit der zerstückelten Durcheinanderlage ihres Zubehörs ein anschauliches, wenn auch gemäßigtes und einfaches Exempel des allgemeinen Verfahrens der alten Landesteilungen. Die ältesten Erwähnungen dieser Grafen, die den Namen Günter bevorzugen, führen in die Gegend von Arnstadt. Einer blankenburgischen Linie der älteren Teilungen gehört der Graf Günter an, der im Jahre 1349 als soeben gewählter Gegenkönig starb. Für Bestand und Benennung von heute ist zunächst die Teilung von 1584 in Schwarzburg-Arnstadt und Schwarzburg-Rudolstadt maßgeblich geworden, sowie daß aus den Verzweigungen der ersteren Linie i. J. 1716 Sondershausen übrig blieb, dessen Name nun an die Stelle von Arnstadt trat. In den Reichsfürstenstand wurden die Grafen 1697 erhoben, und Kursachsen gab die thüringisch-sächsisch-pfalzgräfliche Oberherrlichkeit über Schwarzburg, die mit an Wettin vererbt war, in Verträgen von 1699 und 1702 auf; den Ernestinern gegenüber haben andere, zum Teil noch viel jüngere Verträge die alten Lehnsherrlichkeiten abgelöst. Die lutherische Reformation wurde früh und dauernd in den Landesteilen eingeführt, wenn auch im Schmalkaldener Kriege der Sondershausener Günter XL, genannt „mit dem fetten Maul", auf der Seite Karls V. gegen den Träger der erwähnten Oberherrlichkeit, Kurfürst Johann Friedrich, kämpfte.

Reuß. Die beiden heutigen Fürstentümer Reuß sind entstanden aus einer Reichsvogtei.

Sie wurde um 1100 den Herren von Gleißberg im „Vogtlande" verliehen, jedoch so, daß diese Amtsübertragung die Reichsunmittelbarkeit verschiedener sonstiger vogtländischer Grafschaften und Herrschaften, die Zugehörigkeit von Gebietsteilen zu benachbarten Reichsstädten und das fernere Fußfassen fürstlicher Nachbaren im Vogtlande (s. Sachsen) nicht ausschloß. Die reußischen Lande sind demnach der von jenen Vögten im Auf und Ab von Zuwachs und Abtretung bewahrte Komplex von Ämtern, Gerechtsamen und Besitzungen. Der Name „Reusse" ist den „Vögten von Plauen" von einem 1309 verstorbenen Ahnen her verblieben, der wegen seines Aufenthalts und seiner Erlebnisse unter den Russen so zubenannt wurde. 1671 nahmen die Herren Reuß mit kaiserlicher Zustimmung den Grafentitel an,

1778 wurden die Grafen von Greiz in den Reichsfürstenstand erhoben. 1806 nahm auch die Linie von Schleiz mit Gera den Fürstentitel an. Die beiden heutigen Linien sind das letzte derzeitige Ergebnis von fortgesetzten Teilungen, Heimfällen, Teilvereinigungen und Gebietsschiebungen, die ebenso andauernd und buntgestaltig wie in größeren Territorien des alten Reichs sind und die durch die Hartnäckigkeit, womit von Anfang an der Name Heinrich für alle Glieder des Hauses festgehalten wird, nicht übersichtlicher werden. Die Bezifferung der verschiedenen Heinriche beruht im einzelnen auf einem von dem Gesamthause 1668 vereinbarten Rezeß. Mit der Abstellung der Teilungen wurde 1681 begonnen, so daß von da ab eine allmähliche Minderung der Linien durch Aussterben beginnt. Der Stifter von Reuß ä. L. (Greiz) ist Heinrich † 1572, von Reuß j. L., das aus einer 1848 durchgeführten Wiedervereinigung von Schleiz, Gera, Lobenstein, Ebersdorf besteht, Heinrich † 1670. Zwei noch existierende Köstritzer Linien, eine fürstliche und eine prinzliche, sind nicht souverän.

Hessen. Hessen ging 1265 als selbständige Landgrafschaft unter einer Linie des Hauses Brabant aus dem Thüringischen Erbfolgekriege hervor und wurde in seiner Reichsstandschaft anerkannt.

Die spätmittelalterliche Geschichte spielt sich nach üblicher Weise in Teilungen und in Kämpfen mit den benachbarten Fürsten, nicht zum wenigsten auch den Adelsbündnissen ab. Unter Landgraf Philipp dem Großmütigen (1509—67), dem Helden der Reformation, war das hessische Land vereinigt, da kurz vor seinem Regierungsantritt, nämlich i. J. 1500, das Marburger Teilgebiet wieder an Niederhessen oder Kassel gefallen war. Unter den Erwerbungen, die in diese Wiedervereinigung schon mit aufgenommen wurden, sind zu nennen die von den Tübinger Pfalzgrafen an Hessen verkaufte Stadt und Grafschaft Gießen, die Grafschaft Ziegenhain (1450) in der Gegend der Schwalm mit ihren noch heute altväterisch-interessanten Bewohnern, nebst dem zugehörigen, für sich gelegenen Nidda. Und namentlich die durch Heirat der Erbtochter erworbene große Grafschaft Katzenelnbogen (1479), am Rhein und vom Main zum Odenwald hinüber. Ihre bekannteste Burg, die „Katz" oder Neukatzenelnbogen, erhebt sich über St. Goarshausen über dem Rhein, während die ältere Katzenelnbogen östlicher im inneren Lande liegt. Von dieser wohlgepflegten, aus einer „oberen" und „niederen" wiedervereinigten Grafschaft rühmte man, daß nie von ihr ein einmal zugehöriges Dorf oder Gut durch Fehde oder Verkauf abhanden gekommen sei. Ferner wurde 1505 noch die einst eppensteinische, durch Mineralquellen berühmte Herrschaft Homburg erworben, in deren Gebiet sich das als die Saalburg bezeichnete Römerkastell

Abb. 36. St. Goarshausen und Ruine Katz. Verlag von Albert Brüning, Berlin.

befindet. Landgraf Philipp teilte 1567 wieder für seine vier Söhne. Von diesen Linien starb 1583 die mit Niederkatzenelnbogen-Rheinfels ausgestattete, 1604 die oberhessisch-marburgische aus. Ihre Besitzungen gingen über an die beiden in Bestand gebliebenen Linien, die niederhessische Landgrafschaft (mit Kassel) und die obere darmstädtische, deren älteres Gebiet sich mit der oberkatzenelnbogischen Grafschaft deckte und von ihr auch die Hauptstadt Darmstadt übernahm.

Auf den Begründer der Hessen-Kasseler Linie, Wilhelm IV. (1567—1592), folgte sein Sohn Moritz († 1632), der 1605 den Übertritt zum Kalvinismus vollzog. Regierungsmüde infolge der Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges und von Schwierigkeiten mit seinen Landständen dankte er 1627 ab, wobei neben der Hauptlinie in Kassel Nebenlinien in Rotenburg, Eschwege und Rheinfels entstanden. Von ihnen hat Rheinfels die zwei anderen früh beerbt und dann noch bis 1801 bestanden. Wilhelm V. von Kassel (1627 bis 1637) und seine tatkräftige Witwe, die Regentin für Wilhelm VI. (1637—1663), hielten entschlossen zu Gustav Adolf und den Schweden; Gustav Adolf übergab Paderborn, Korvey und Fulda an Hessen, das für die Wiederherausgabe dieser Stiftsgebiete im Westfälischen Frieden mit dem dauernden Besitz des administrierten Klosters Hersfeld und Teilen der Grafschaft Schaumburg an der Weser entschädigt wurde, dessen Grafenhaus 1640 ausgestorben war (das übrige kam an Lippe). In das hessische Gesamthaus haben mehrmals Frauen hineingeheiratet, die sich einen hochgeachteten geschichtlichen Namen gemacht. Die genannte Regentin, Amalia Elisabeth, steht mit vollgültiger Selbständigkeit in der schwedisch-französischen Verbündung und hat sich für die Weiterentwicklung des Kasseler Landes durch Einführung der Primogenitur verdient gemacht. Ihr Sohn und Mündel Wilhelm VI. bewährte sich nachmals als wohlgesinnter, landesväterlicher, um Mehrung des höheren Unterrichts besorgter Fürst; er war mit einer Schwester des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg vermählt.

In Hessen-Darmstadt, wie man sich allmählich zu sagen gewöhnte, folgte auf Georg I. (1567—1596) als Haupterbe sein Sohn Ludwig (1596—1626). Ihm fiel 1604 bei dem Aussterben der Marburger Linie ein Teil von Oberhessen, mit Gießen, zu. Aus dieser also gemehrten Landgrafschaft Darmstadt wurde nach der Bestimmung Georgs, des Vaters, für Ludwigs Bruder Friedrich i. J. 1622 eine besondere Landgrafschaft mit Homburg ausgeschieden, die 1866 an Darmstadt heimgefallen, aber ihm nur wenige Monate geblieben ist. — Die Darmstädter Politik im Dreißigjährigen Kriege hatte in erster Linie im Auge, auf Kosten der Kasseler, der bitter gehaßten Reformierten, zu gewinnen; daher hielten sich die lutherischen Darmstädter Landgrafen Ludwig und Georg II. (1626—1661) zumeist an der Seite der kaiserlichen Politik. Sie gingen davon aus, daß Ludwig III., mit dem 1604 jene Linie Oberhessen-Marburg erlosch, jede Änderung der lutherischen Religion in dieser Herrschaft untersagt hatte, daß aber der Kasseler Landgraf i. J. 1605, also just ein Jahr nach dem Anfall eines Teils jenes Erbes — desjenigen Teils, worin Marburg liegt — zur reformierten Lehre übertrat, die nun auch an der Hochschule zu Marburg maßgeblich wurde. Schon 1607 hatte Ludwig von Darmstadt in dem ihm zugefallenen Gießen alsbald eine lutherische Hochschule als Trutzmarburg errichtet. Die Hoffnung der Darmstädter, Hessenkassel den ganzen Marburger Teil abzujagen, erfüllte sich jedoch nicht. Der Westfälische Friede wies ihnen bei der endgültigen Beilegung des Streites um Oberhessen nur einen ansehnlichen Anteil zu, und zwar so, daß ihnen Gießen und den Kasselern Marburg verblieb. Auf die Friedensjahrzehnte unter Georg II., Ludwig VI. (1661—1678) und Ludwig VII. (1678) folgten die neuen verheerenden Kriegszeiten durch die Franzosen und den Spanischen Erbfolgekrieg, während der Regierung Ernst Ludwigs I. (1678—1738). Einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs gewann das Land dann noch wieder dadurch, daß der spätere Landgraf Ludwig VIII. (1738—1768) 1717 die Erbtochter der sowohl vom Main nach der Fulda zu wie im Unterelsaß, in der heutigen südlichen Pfalz und am rechten Oberrhein gegenüber Straßburg begüterten Grafen, neuerlichen Fürsten von Hanau-Lichtenberg heiratete. Bei deren Aussterben 1736 kamen freilich die nordmainischen Teile, Hanau-Münzenberg, laut älterem Erbvertrag von 1643 an Hessen-Kassel, aber die lichtenbergischen an Hessen-Darmstadt.

Lippe. Das Haus begegnet schon in der sächsischen Kaiserzeit, und die Bildung ihrer kleinen Herrschaft geht aus von Ämtern, Vogteien und Allod in der Gegend des Lippeflusses und Detmolds, des aus altsächsisch-westfälischem Theotmalli, aus „Volksmalstätte“ hervorgegangenen Ortes.

Im Mittelalter nannten die Glieder jenes Hauses sich Edelherren, seit 1528, um welche Zeit die Reformation Eingang fand, Grafen. Nach Simons VI. Tode 1613 entstanden die Linien Detmold, Brake (erloschen 1709) und Bückeburg; Biesterfeld ist eine Abzweigung von Detmold, wo es heute regiert, und Weißenfeld wieder von Biesterfeld. 1720 wurden die Detmolder Grafen in den Reichsfürstenstand erhoben. — Lippe-Bückeburg, am Wesergebirge gelegen, vergrößerte sich durch den i. J. 1640 geerbten Teil (vgl. S. 61) der alten westfälischen Grafschaft Schauenburg oder Schaumburg, deren Name mit dem von Lippe verbunden, ihm vorgefügt worden ist. Den Fürstentitel nahm diese Linie 1807 nach dem Eintritt in den Rheinbund an.

Abb. 37. Renaissancehaus, sog. Bürgermeister-Hexenhaus in Lemgo.

Waldeck. Das gräfliche Haus Waldeck ist hervorgegangen aus dem der Grafen von Schwalenberg. Mittelpunkt ihrer Stellung waren Gericht, Stadt und Burg Waldeck in Hessen. 1349 erscheinen sie als reichsunmittelbar, später und bis zum Ausgang des alten Reiches waren sie wieder hessische Lehnsmannen, was endgültig erst 1847 durch den Deutschen Bund gelöst worden ist. Bedeutsam war für sie der Anfall der Grafschaft Pyrmont, die sie von den ursprünglichen Erben derselben, den Grafen von Gleichen, überkamen. 1682 wurde die Teillinie Wildungen in den Reichsfürstenstand erhoben, 1721 auch die überdauernde Eisenberger, welche inzwischen Wildungen beerbt hatte. Seit 1812 sind die von da ab noch wieder erfolgten Teilungen erledigt, doch besteht noch eine nicht souveräne gräfliche Linie.

Braunschweig-Lüneburg. Am deutlichsten von allen erweist dieses stattliche Haus die politische Kraftvergeudung und Mattsetzung, welche die Wirkung der Landesteilungen sind. Dennoch würde es vorschnell sein, diese ohne weiteres als töricht zu schelten. Zur Ausstattung der verschiedenen Söhne hatte man eben noch kein vor-

geschritteneres Verfahren, die Apanagierung bestand in der Zuweisung eines Teils von Land und Leuten, wo der Betreffende seinen Wohnsitz und seine Einkünfte fand. Und es handelte sich doch nicht bloß um praktische Versorgung; auch die uralte sippische Auffassung in der fürstlichen Erbfolge, die wir bei Merowingen und Karolingen maßgeblich sahen, setzte sich im Fürstenstande fort, sobald dieser seine Fürstlichkeit nicht mehr rein als Amt, was sie ursprünglich war, sondern als Herrschaftsbesitz auffaßte. Für die deutsche Krone war das Teilen durch den Übergang zur Königswahl abgestellt worden, für die sich bildenden Kurfürstentümer, nachdem hier bereits Unzuträglichkeiten sichtbar geworden waren, durch die Goldene Bulle; gerade auch hierdurch ist den Kurstaaten ihre Überlegenheit gegenüber den sonstigen bedeutenderen Territorien in hohem Maße erleichtert worden. Die weitgehende Zersplitterung der nichtkurfürstlichen Gebiete durch innere Teilungen hat sehr beigetragen, das vielköpfige Reich zu einer tatsächlichen Oligarchie der kurfürstlichen Häuser zu machen. Auch in den Fürstentümern erkannte man früh den Wert der Unteilbarkeit und Primogenitur. Aber es ist begreiflich, wenn man teils gezögert hat, diese Erkenntnis in Praxis umzusetzen, teils gegen schon erlassene einschränkende Bestimmungen wieder gesündigt hat oder nur ihrer notdürftigen Auslegung, nicht ihrer Absicht Genüge getan. Zuweilen tauchen auch andere Modalitäten als die Primogenitur auf (vgl. oben Anhalt); und gerade im welfischen Hause werden wir einem eigentümlichen Versuche begegnen, Teilungen zu vermeiden, ohne von seiten der Jüngeren über das unverdiente Vorrecht der Erstgeburt grübeln zu müssen. Wie in anderen, annähernd ähnlichen Fällen hat in den welfischen Territorien die Zerspaltung der Regierung die Landstände zu großer Bedeutung gelangen lassen und das Hochgefühl des landsässigen Adels gesteigert.

Abb. 38. Haus aus der Hansezeit Hannovers.

Abb. 39. Universität Helmstedt, gegründet 1574. Schmalseite. Nach einer Aufnahme von F. Albert Schwartz in Berlin.

Der 1235 als Reichsherzogtum konsolidierte welfische Hausbesitz im ehemaligen Sachsen wurde — ich gebe auch hier immerhin nur eine Übersicht des Wichtigeren — 1267 so geteilt, daß Herzog Albrecht die Gebiete von Braunschweig, Kalenberg und Göttingen, der jüngere Herzog Johann einen Landesteil Lüneburg mit den Städten Celle und Hannover erhielt. Die alte Welfenhauptstadt Braunschweig blieb jahrhundertelang Kondominat aller Linien, was sie klug benutzte, um statt vieler Herren tatsächlich eigentlich keinen zu haben und sich eine nahezu reichsstädtische Selbstregierung zu sichern. Von obigen ältesten beiden Linien erlosch die lüneburgische im Jahre 1369. Die braunschweigische hatte inzwischen 1279 geteilt in 1) Grubenhagen, welcher Zweig auch zu den Gütern der Grafen von Katlenburg gelangte, im Anfang des 16. Jahrhunderts die Reformation in seinem Gebiete einführte und nach weiteren Zersplitterungen (Salzderhelden, Osterode usw.) 1596 ausstarb. 2) Göttingen, 3) Braunschweig, bis 1292. Den größten Teil des letzteren Gebietes brachte die Linie Göttingen an sich; sie ist die Mutter aller späteren und des heutigen Welfenhauses. 1318 teilte sie sich wieder in Braunschweig und Göttingen (bis 1463). Diese Braunschweiger fochten, als 1369 beim Aussterben der Lüneburger auf deren Lande das Kurhaus Sachsen-Wittenberg, dem Kaiser Karl IV. eine Belehnung erteilt hatte, Anspruch machte, in dem bis 1388 währenden „Lüneburger Erbfolgekriege" ihr Agnatenrecht siegreich mit den Waffen (Schlacht von Winsen) durch. 1409 teilte sie sich in Lüneburg und Braunschweig, nahm aber 1416 einen Tausch vor, der die braunschweigische zur älteren, die lüneburgische zur jüngeren Linie machte. Dies sind die sogenannten mittleren Häuser Braunschweig und Lüneburg, von denen das erstere 1634 erloschen ist, das letztere die Mutter der erst 1884 erloschenen Herzogslinie in Braunschweig und des Königshauses Hannover geworden ist. Bis dahin ist freilich noch ein vielverschlungener genealogischer Weg.

Die „mittlere" Linie Braunschweig teilte sich 1432 in Kalenberg (mit dem Hauptort Hannover) und Wolfenbüttel. Sie beerbte 1463 die ausgestorbene Göttinger Linie, die zweite dieses Namens (s. o.), und 1473 die ihr näher stehende Wolfenbüttler, die damals schon wieder ausstarb. 1495 teilte sie sich wieder in Wolfenbüttel (nebst Harzburg) und Kalenberg-Göttingen. Die letztere Linie starb 1584 mit dem Konvertiten Erich II. aus, der mit Karl V. gegen die Schmalkaldener focht, gegen Stellungnahme oder Gesinnung der meisten Agnaten, insofern als in den welfischen Landen überwiegend die Reformation eingeführt worden war. Die 1584 erledigten Gebiete wurden nun wieder mit Wolfenbüttel vereint. In dieser Linie hatte 1514—68 Herzog Heinrich regiert, der hartnäckige Gegner der Reformation, der 1542—47 durch die Schmalkaldener aus seinem Lande vertrieben war (Bd. II. S. 601). Sein Sohn Julius 1568

bis 1589 führte die Reformation vollends durch und gründete 1574 die Universität Helmstedt. Unter ihm fielen 1569 sowohl die Grubenhagener (s. o.) wie 1584 die Kalenberg-Göttinger Gebiete an diese Linie. Sein Sohn Heinrich Julius 1589—1613 erlangte die Administration im Bistum Halberstadt und Kloster Walkenried. Mit dessen Sohne Friedrich Ulrich, der 1617 auf kaiserlichen Entscheid Grubenhagen hatte an die andere Hauptlinie, Lüneburg, abtreten müssen, starb 1634 die mittlere Linie Braunschweig aus, da auch dieses Herzogs jüngerer und bekannterer Bruder, der Administrator Christian von Halberstadt, nicht mehr am Leben war. Die erledigten Lande wurden, nicht ohne schwere Erbstreitigkeiten, an die beiden Zweige der mittleren Lüneburger Linie aufgeteilt.

Die mittlere Lüneburger Linie spaltete sich zunächst 1527 in Harburg (bis 1642), Lüneburg und Gifhorn (bis 1549). Der Begründer von Lüneburg, mit der Residenz in Celle, ist der eifrig evangelische Ernst der Bekenner (1527—46). Diese Linie beerbte zunächst Gifhorn. Sie teilte sich, nachdem Ernsts Söhne anfangs gemeinschaftlich regiert hatten, 1569 in Dannen-

Abb. 40. Schloß zu Celle.

berg (mit Lüchow, Hitzacker, Scharbeck) und Lüneburg („neue Linie Lüneburg"). Dannenberg erhielt 1635 aus dem Wolfenbüttler Nachlaß den Wolfenbüttler Teil im engeren Sinne, Lüneburg hingegen den größeren Teil von Kalenberg-Göttingen. Dannenberg nannte sich seitdem Herzogtum „Braunschweig-Wolfenbüttel". Herzog August (1636—66), ein gelehrter und regierungskundiger Mann, ist der Begründer der Wolfenbüttler Bibliothek. 1666 spaltete sich von der braunschweigisch-wolfenbüttler Linie die zu Bevern ab. Jene erlosch 1735, nachdem sie 1671 durch ein Abkommen mit den Lüneburgern, denen sie Dannenberg und Zubehör überließ, ihren Alleinbesitz der Stadt Braunschweig herbeigeführt hatte. Braunschweig wurde nun Residenz und der quasi freien Sonderstellung der Stadt ein Ende gemacht. Den 1735 ausgestorbenen älteren Vettern folgte im Herzogtum Braunschweig die Bevernsche Linie nach, doch blieb von der letzteren auch eine nichtsouveräne Familie bis 1809 bestehen. 1884 ist dieses jüngere herzogliche braunschweigische Haus, überhaupt die dannenbergische Linie Braunschweig-Wolfenbüttel von 1635 oder 1569, ausgestorben, während das Herzogtum als Bundesstaat des Deutschen Reiches in stellvertretender Regentschaft weiterbesteht.

Die „neue Linie Lüneburg" von 1569, auch „Braunschweig-Lüneburg" genannt, soweit damit nicht wiederum das Gesamthaus bezeichnet werden sollte, hatte ihren Hauptsitz in Celle.

Sie traf im Jahre 1611 die Bestimmung, daß jeweils einer der vorhandenen Söhne für die Brüder mitregieren und jeweils nur einer durch Vermählung legitime Nachkommenschaft herbeiführen solle; die Auswahl wurde durch Losen getroffen. Die Vergrößerung des Besitzes dieser Linie durch Kalenberg-Göttingen 1635 wurde schon erwähnt; 1642 bezw. 1643 fiel an sie auch der Besitz der Harburger Linie (von 1527) heim. Sie ist diejenige, die 1648 im Westfälischen Frieden die mit katholischen Bischöfen alternierende evangelische Besetzung von Osnabrück erhielt. Derartig vergrößert, nahm sie 1648 doch wieder eine Teilung vor. Die eine Linie mit dem Sitz zu Celle, die Lüneburg und Grubenhagen erhielt, erwarb 1671 von Wolfenbüttel (s. o.) Dannenberg und die zugehörigen Ämter gegen Verzicht auf das Kondominat in Braunschweig, erhielt 1689 das erledigte Herzogtum Sachsen-Lauenburg (wovon noch im allgemeinen Zusammenhang zu sprechen sein wird) und starb 1705 aus. In der Reihe der Herzöge der 1648 entstandenen anderen neu-lüneburgischen Linie zu Hannover wird uns Ernst August (1679—1698) noch beschäftigen, der erste Kurfürst (1692) von Hannover und Gemahl Sofiens, der Tochter des „Winterkönigs" Friedrich V. von der Pfalz, durch die dieses Haus 1714 auf den Thron von Großbritannien und Irland gelangte. An die Hannoveraner, die nächsten Agnaten, fiel 1705 der stattliche Besitz der Linie von Celle, deren letztes weibliches Mitglied überdies mit Ernst Augusts Sohne Georg Wilhelm (1698—1727), nachmals dem ersten welfischen König von England, vermählt war. Auch hierüber später noch Genaueres.

Abb. 41. Haus in Hannover aus dem 17. Jahrhundert.

Oldenburg war sächsische Grafschaft, die 1180 durch den Sturz Heinrichs des Löwen, wie so viele kleinere Gebilde namentlich im westlichen Altsachsen, reichsunmittelbar wurde. Im Stedingerkriege (Bd. I. S. 490) erwarb sie die Hälfte des Stedingerlandes.

Wir erblicken in ihrer älteren Geschichte wesentlich Teilungen und Heimfälle, wie überall in den Territorien. Von Belang wurde, daß 1448 Graf Christian, der Sohn einer holsteinischen Grafentochter, dem wir auch bei Schleswig-Holstein wieder begegnen werden, auf den Thron von Dänemark gewählt wurde. Die Grafschaft behielt sein jüngerer Bruder Gerhard und setzte die einheimische gräfliche Dynastie von Oldenburg fort. Er hat auch schon zu der für dieses Land so wichtigen Eindeichung der Marschen den Anlaß gegeben. Die Reformation wurde zur Zeit des Grafen Anton I. (1526—73) eingeführt. 1647 war aus den Teilungen, bei denen seit dem 13. Jahrhundert immer Oldenburg und Delmenhorst die Hauptlinien bilden, die Grafschaft wieder in eine Hand vereinigt, doch starb schon 1667 auch die letzte der von dem oben genannten Gerhard herrührende Linien aus. Nach den Erbverträgen folgte nun die Nachkommenschaft obigen Christians in Gestalt des dänischen Königtums und des Hauses Holstein-Gottorp (s. Schleswig-Holstein), doch übernahm Dänemark 1676 die alleinige Verwaltung. Es saß somit auch hier in Nachbarschaft mit seinem alten schwedischen Gegner, der seit 1648 die Stifte Bremen und Verden inne hatte. 1767 wurde ein Austausch mit Holstein-Gottorp vorgenommen: dieses, vertreten durch Großfürst Paul von Rußland und dessen regierende Mutter Katharina II., gab seinen Besitz in Schleswig-Holstein zu Gunsten Dänemarks auf und erhielt dafür Oldenburg, welches Paul, der 1773 das Abkommen bestätigte, zur mehreren Ausstattung seines Vetters Friedrich August, des evangelischen Bischofs von Lübeck, verwendete. Dies Bistum, 1163 nach Lübeck verlegt, war 948 im holsteinischen Orte Oldenburg oder Aldenburg (in Wagrien) von Otto I. gegründet worden und hat sein Territorialgebiet an der Neustädter Bucht und in der Seeengegend von Eutin. Seit 1535 als evangelisches Bistum besetzt, wählte es durch sein Domkapitel seit 1586 ständige Bischöfe aus dem Hause Holstein-Gottorp. So wurden denn seit 1773 die Grafschaft Oldenburg und das nur zufällig namensgleiche alte Bistum Oldenburg oder Lübeck in eine Hand vereint, und 1803 wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß das Bistum als weltliches Fürstentum fest mit Oldenburg verbunden, das bei dieser Gelegenheit Dom und Häuser in der Stadt Lübeck an diese, nebst einigen Dörfern, abtrat. Zum Reichsfürstentum wurde Oldenburg 1777 erhoben.

Abb. 42. Das Schloß in Oldenburg.

Schleswig-Holstein. Holstein war immer deutsches Reichsland, bis auf die Zeit von 1214–25, als Kaiser Friedrich II. an Dänemark die Ostseelande abgetreten hatte (Bd. I. S. 476). Seit 1106 stand es unter Grafen aus dem westfälischen Hause Schauenburg, die in dieser Linie 1459 ausstarben; die 1290 abgezweigte, damals überlebende Linie im Altlande Schauenburg oder Schaumburg (s. Lippe) machte vergeblich einen Erbanspruch geltend.

Schleswig, das Kaiser Konrad II. an Dänemark abgetreten hatte, war von diesem früh zur Ausstattung von jüngeren Königsverwandten benutzt worden und hatte sich dadurch seit dem 13. Jahrhundert in ein selbständig gesondertes, von der dänischen Krone zu Lehn gehendes Herzogtum verwandelt.

Als Gerhard III. von Holstein (1304—40) 1326 nach der Absetzung des Dänenkönigs Christof zum König von Dänemark gewählt werden sollte, zog er vor, diese Nachfolge dem Dänen-Agnaten Herzog Waldemar von Schleswig zu verschaffen, seinem Neffen, der ihm dagegen Schleswig überließ und durch die gemeinsam mit seinen dänischen Ständen erlassene Constitutio Waldemariana verbriefte, daß Schleswig in Zukunft nicht mit Dänemark unter einem Inhaber vereinigt werden dürfe. Die durch den abgesetzten König Christof herbeigeführten dänischen Wirren haben jenes Abkommen und die Waldemarische Konstitution wieder verschoben und in Frage gestellt, so daß bei Gerhards Tode Schleswig nur pfandweise in seiner Hand war; 1386 jedoch wurde Gerhard VI. von Holstein feierlich zu Nyborg durch die Königin Margarete mit Schleswig zu dauernder Vereinigung mit Holstein belehnt. Als 1448 das dänische Königshaus erlosch und die Krone an Adolf VIII. von Schleswig-Holstein geboten wurde, empfahl er seinen Neffen von Oldenburg zum König, Christian; dieser König († 1481) wurde nun auch, als 1459 die in Schleswig-Holstein regierende Schauenburger Linie ausgestorben war, daselbst zum Herzog erwählt, 1460, und schwur, daß diese beiden schon seit Generationen vereinigten Länder „auf ewig ungeteilt" bleiben sollten. Die Waldemarische Konstitution war damit zu Gunsten eines neuen, eigentümlichen Verhältnisses abgetan, welches die deutsche Reichs-Grafschaft Holstein dauernd und unlöslich mit dem dänischen Lehnsherzogtum Schleswig vereinigte und beide jetzt, aber in bloßer Personalunion, mit der Krone Dänemark verband.

Genau gesprochen, bestand Holstein noch erst aus den drei getrennten Landen Holstein, Ditmarsen und Stormarn, aber Kaiser Friedrich erhob nun i. J. 1474 ihre Vereinigung zu einem einheitlichen Reichsherzogtum Holstein. Mit diesen Maßregeln hing der Aufstand der Ditmarsen zusammen, die darin eine Beeinträchtigung ihrer Sonderverhältnisse erblickten.

Dieser altsächsische Volksteil, seit dem 12. Jahrhundert durch friesische Zuwanderer in den Marschen verstärkt, hatte auf diesem Außenposten des alten kontinentalen Germanentums dessen Verfassungsformen im großen und ganzen beibehalten oder wiederbefestigt. Die Slachten (Geschlechter, Sippen) bildeten noch immer den alten germanischen Einheitskörper in Krieg, Fehde und Rechtsgang; jedermann ging bewaffnet, und die Verfassung war ein an die Kirchspieleinteilung angelehntes Mittelding von Geschlechter- und Ältestenregiment. Das Gefühl, das Leben auf der Marsch sich selber verdient zu haben, floß mit Treue und Stolz des Herkommens zusammen; schon früher hatten die Ditmarsen für ihre „Freiheit" gekämpft und am Heiligabend von 1319 — auch hier wird naturgemäß der Winterkrieg bevorzugt (Bd. I. S. 504) — das gräflich holsteinische und verbündete mecklenburgische Aufgebot bei Wöhrde böse geschlagen. Nun beriefen sie sich gegen die unifizierende kaiserliche Maßregel von 1474 auf ihre rechtmäßige alte Zugehörigkeit unter das Erzbistum Bremen. Als König Johann (1481—1513), der Landesherzog, mit einem großen Heere von schleswig-holsteinischen Rittern und deutschen Reisläufern in das widerspenstige Land einrückte, wurde sein Heer bei Hemmingstedt am Wintertage des 17. Februar 1500 von den Ditmarsen unter ihrem zum Führer gewählten Landesältesten Wolf Isebrand in Moraft und Überschwemmung der geöffneten Deichschleusen vernichtet: das Verteidigungsmittel der Seeanwohner in den Niederungen, von diesen Küsten bis an die holländischen hinab, wo die Truppen Philipps II. von Spanien und nachmals Ludwigs XIV. von Frankreich den Schrecken der sich heranwälzenden Fluten zu spüren bekamen. Vorläufig mußte der König-Herzog die Ditmarsen ununterworfen lassen.

„In Slick un Slamm sack menni Herr, de sunst op Siden leeg,
Int Swinmoor liggt nu menni Een, de harr en golden Weeg.
Keen Nam so grot int Holstenland un nich in Dännemark,
Dar ligt se nu ahn Krüz un Steen, dar ligt se ahn en Sark.
De Garr de full mit Junker Slenz, so grot un stolt he weer,
De lange Reimer Wimersteed de keem und steek em daer.
Mit nauer Not, in Angst und Sorg keem König Hans dervan;
In Möldorp leet he Beer und Win und Bradens inne Pann!"

(Klaus Groth.)

„Teilungen" brachten danach Dänemark und die vereinigten Herzogtümer wieder in verschiedene Hände. Die Söhne des Königs und Herzogs Friedrich I. (1523—33), Christian III. und Adolf, sind die Stammväter der königlichen oder glückstädtischen (bis 1863) und der herzoglichen oder gottorpischen Linie. Die königliche Linie hatte, auf Grund der Teilung — welche 1544 vorgenommen und 1581, nach dem Erlöschen einer kurzlebigen Haderslebener Linie (Johann, 1544—1580) vervollständigt wurde — auch in beiden Herzogtümern Besitzungen, wo im übrigen die herzogliche Linie ausgestattet war.

Die Reformation fand schon unter Friedrich I. in den zwanziger Jahren Eingang, wie ja auch in Dänemark. 1542 wurde die neue kirchliche Landesordnung systematisch durchgeführt;

von den Klöstern blieben die Nonnenklöster als Versorgungsanstalten für adlige Töchter bestehen. Auch zu den um diese Zeit gänzlich unabhängigen Ditmarsen kam das Evangelium durch den Bremer Prediger Heinrich von Zütphen, der sein Märtyrer wurde; zu Heide, an der Malstätte des Landes, ließen ihn die Ditmarser Mönche richten und verbrennen, 1524. Aber eben diese Tat trug eher bei, daß die Reformation bei dem steifnackigen Volke, wennschon in entsprechend schwererem Tempo, siegreich wurde.

Bei Heide ward auch die gepriesene Freiheit der Ditmarsen vernichtet. Herzog Adolf (1544—1586), dem Kaiser Karl V. die Verfügungen Friedrichs III. erneuert hatte, unternahm, im Bündnis mit dem neuen König Friedrich II. von Dänemark (1559—88) i. J. 1559 den Versuch von 1500 mit besserem Glück. Es gelang, die Schanzen der Ditmarsen zu umgehen und ihre Haufen durch Scheinmanöver auseinander zu locken, worauf sie einzeln geschlagen wurden, die letzten bei Heide unter dem Bauernrecken Rhode. Sie mußten sich unterwerfen. Seitdem wurden sie regiert, ihr Land in drei getrennte Verwaltungsbezirke zerschlagen, wovon je einer den drei Fürsten (Süderditmarsen an die königliche Linie, der mittlere an Hadersleben, der nördliche an Gottorp) zugeteilt wurde. Bei der Aufteilung von 1581 (s. o.) blieben nur zwei Bezirke, die noch heute als Süder- und Norderditmarsen bekannt sind. Im übrigen behielten die Ditmarsen das meiste ihrer alten Einrichtungen: ihr herkömmliches Landrecht, ihre Gemeindeverfassung, ihre persönliche altbäuerliche Vollfreiheit, sogar ihre Beamten wählten sie selber. Das Lied von der verlorenen alten Volksfreiheit klingt dennoch nach.

Aus der in Schleswig-Holstein mitbegüterten königlichen Linie zweigte sich 1582, mit Besitzungen wesentlich aus dem Haderslebener Anteil, eine neue Unterlinie ab, die nach dem Schlosse

Abb. 43. Schloß Glücksburg.

Sonderburg benannt wurde. Sie zerfiel in der dritten Generation wieder in Sonderburg-Augustenburg (Begründer Herzog Ernst Günter, † 1639) und Beck-Glücksburg. Letztere ist die im 19. Jahrhundert so benannte Linie Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, aus der der König Christian IX. von Dänemark (1863—1906) und sein jetzt regierender Sohn Friedrich stammen. Eine ganze Anzahl sonstiger Sonderburger Zweiglinien interessieren nicht. Die fürstliche Regierung in den Herzogtümern Schleswig-Holstein wechselte seit den Vereinbarungen des 16. Jahrhunderts zwischen den beiden im Lande begüterten Linien, der königlichen und der gottorpischen („herzoglichen"), ab; der ständische Adel behauptete hier jedoch allzeit eine geradezu herrschende Stellung. In der gottorpischen Linie setzte Herzog Friedrich III. (1616—59) den Teilungen ein Ziel durch Einführung der Primogenitur. Die nordischen, dänisch-schwedischen Kriege haben natürlich ebenso, wie der in letztere Rivalität auch hineinspielende Dreißigjährige, die Herzogtümer in Mitleidenschaft gezogen und an ihren Verhältnissen zu modeln gesucht. Im Frieden von Roeskilde 1658 verschaffte Karl Gustav von Schweden (s. u.) den Gottorpern Souveränität für ihre Stellung in Schleswig (Holstein als Reichsland kam hierfür und bei diesem Frieden nicht in Betracht), und gegen die dänischen Anfechtungen dieser Bestimmung suchte Schweden ihnen auch im 18. Jahrhundert seinen Schutz zu bewahren. Die Unterstützung Schwedens durch Gottorp im Nordischen Kriege Karls XII. führte endlich dazu, daß Gottorp im Frieden von 1720 nur seine holsteinischen Besitzungen behielt, der schleswigsche Anteil abgetreten und 1721 mit dem der „königlichen" vereinigt wurde, wobei die schleswigschen Stände dem Könige (Friedrich IV.) als ihrem nunmehr alleinigen Landesherrn huldigen mußten. Das Haus Gottorp kam dagegen zu einer großen auswärtigen Stellung und Familien-

verbindung dadurch, daß der Herzog, welcher obige Verzichte leisten mußte, Karl Friedrich (1702—1739), mit einer Tochter Zar Peters des Großen vermählt war. Sein Sohn und Nachfolger in Holstein, Karl Peter Ulrich, bestieg 1762 als Peter III. den russischen Thron, nachdem den schwedischen Thron i. J. 1751 sein Oheim Friedrich Adolf erlangt hatte. Die Verträge von 1767 und 1773 zwischen den kaiserlichen Gottorpern und Dänemark sind schon oben bei Oldenburg besprochen worden. Seitdem waren also nicht nur der 1720 abgetretene schleswigsche, sondern auch der holsteinische Teil der gottorpischen Besitzungen in der Hand des dänischen Königshauses. Die Linie Gottorp des alten oldenburgischen Grafenhauses regiert somit heute in Oldenburg und in Rußland; die „königliche" Linie von 1544, seit 1863 vertreten durch die alte Abzweigung Glücksburg, regiert in Dänemark und Griechenland. Die gleichfalls am Anfang des 17. Jahrhunderts von der königlichen abgezweigte Augustenburgische Teillinie, der die Deutsche Kaiserin Auguste Viktoria angehört, gelangte weder 1848 noch 1863—66 zu der erhofften Nachfolge in den Herzogtümern, wovon bei den jüngeren Phasen der schleswig-holsteinischen Geschichte zu reden sein wird.

Abb. 44. Cisterzienserkirche zu Doberan in Mecklenburg, mit Dachreiter anstatt des bei den Cisterzienserbauten fehlenden Turms. Gruftkirche des mecklenburgischen Fürstenhauses seit Pribislaw († 1178). Neubau, begonnen im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts; geweiht 1368. Die Photographie zeigt nur erst zum Teil die modernsten Verbesserungen.

Mecklenburg. Dieses bis auf einen sandigen Längsrücken so fruchtbare, und, sei es mit seinen Buchen- und Eichenwäldern, sei es mit seinen Seen und welligen Hügeln fast überall landschaftlich schöne, dabei durch seine zahlreichen Hünengräber und andere Denkmäler aus dämmernder Vorzeit anziehende Land hat die Eigentümlichkeit, daß es seit den Zeiten einer entschlossenen und gründlichen Germanisation nach außen seinen Bestand im allgemeinen unverändert, ohne sondere Verluste und sonderen weiteren Zuwachs bewahrt hat. Die im Innern des Gebietes vorgenommenen älteren Ausscheidungen für kirchliche Korporationen sowie eine besondere Grafschaft Schwerin (Bd. I. S. 442) sind wieder in der gesamtfürstlichen Landes-

regierung zusammengekommen; endlich sind die Teilungen des regierenden Hauses und der Landesgebiete in ihrer letzten, noch heute fortdauernden Phase durch gemeinsame Verfassung und Mitregierung von Ständen, d. h. von Landständen der spätmittelalterlichen Erscheinung, überbrückt geblieben. Alles Umstände, die dazu beigetragen haben, dieser an sich nicht alteinheimischen, sondern aus niederdeutschen Einwanderern zusammengewachsenen Bevölkerung einen hervorragend homogenen Charakter und das Bewußtsein einer umfriedeten Abgeschlossenheit zu geben. Auch die Landesgeschicht. als solche weist nach der Seite des Reiches zu, über die Landgrenze, eine gewisse Isolierung auf, während die Verbindungen weckende Eigenschaft der Angrenzung an die See und die Schiffahrt gerade hier, in den alten Jahrhunderten, desto deutlicher in die Augen springt. Die Beziehungen nach Skandinawien hinüber und von dorther haben schon die vordeutsche, slawische Geschichte des Landes und die Ereignisse bei seiner Eroberung und Germanisierung beeinflußt, und sie sind auch bis in die „neuere" Periode der Geschichte lebhaft, in den äußeren Geschicken des Landes hervorstechend und wichtig geblieben.

Reichsfürst wurde Pribislaw († 1178, der Sohn Niklots, Bd. I. S. 441), der sich Heinrich dem Löwen unterwarf, schon 1170. Sein Sohn Heinrich Burwy I. (1178—1227), der nun schon Fürst von „Mecklenburg" im Haupttitel heißt, der Gemahl von Heinrichs des Löwen Tochter Mechthild, vereinigte mit seiner Herrschaft auch die zu Rostock seit 1200 wieder. Unter seinen Enkeln entstanden vier Linien und Teilherrschaften, Mecklenburg, Werle, Rostock und Parchim. Die von Parchim starb 1316 aus, die Rostocker 1314, nachdem sie, von den Verwandten bedrängt, sich i. J. 1300 unter dänische Lehnshoheit gestellt hatte; die von Werle erst gegen Mitte des 15. Jahrhunderts, nachdem sie sich in Zweige zu Goldberg, Güstrow und Waren zerspalten hatte. Dem Hauptstamm zu Mecklenburg, den Johann I. (1226—1264) begründete, gehört Heinrich der Pilger (1264 bis 1302) an, der auf einer Kreuzfahrt 1271 nach Kairo geschleppt und dort bis 1297 zurückgehalten wurde, eine Episode, an deren Ausgestaltung in der heimischen Tradition es nicht gefehlt hat. Sein Sohn, der mecklenburgische Heinrich der Löwe († 1329), trat nach bisheriger Vormundschaft der Mutter, Anastasia von Pommern, 1287 die Regentschaft für den gefangenen Vater an und wurde von diesem nach der Heimkehr als Mitregent zugelassen. Er war vermählt mit Beatrix von Brandenburg und erhielt i. J. 1300 als deren Mitgift zu brandenburgischem Lehn das Land Stargard. Ihn, der gegenüber der aufblühenden Stadt Wismar seine Landesherrlichkeit zu betonen wußte, setzte Dänemark 1311 zu seinem Statthalter über das nicht minder widerspenstige Rostock ein. Es ließ sich von dem tatkräftigen Fürsten abzwingen, daß dieser für die Stadt und Herrschaft, nachdem 1314 di Rostocker Linie mit dem schwächlichen Nikolaus dem Kinde, eben demjenigen Fürsten, der unter dänische Hoheit flüchtete, erloschen war, als erblicher Inhaber, wenn auch unter formellem Fortbestand der Lehnshoheit, anerkannt wurde. Die Regierung dieses Heinrich, der sich in brandenburgischen und holsteinischen Fehden tapfer beteiligte, hat ein ruhmvolles Andenken in der Landesgeschichte hinterlassen, wenn sie sich auch bei so kostspieligen Unternehmungen mit drückenden und gefährlichen Verpfändungen an die adligen Lehnsträger im Lande belasten mußte. Von seinen Söhnen interessieren Albrecht II. († 1379) und Johann († um Ende 1392). Ersterer unterstützte die auf Brandenburg gegen Wittelsbach gerichtete lützelburgische Politik Karls IV., wofür dieser 1347 das bisher brandenburgische Lehn Stargard der Mecklenburger zum Reichslehn und 1348 das Land Mecklenburg zum Herzogtum, sein Gesamtfürstenhaus zum herzoglichen erhob. 1352 nahmen die beiden genannten Brüder eine Teilung vor, bei der an Johann Stargard und Sternberg kamen, wo die durch ihn begründete Linie, nach Spaltungen in Sternberg und Stargard (Residenz Neubrandenburg), 1471 ausgestorben ist. — Dem Herzog Albrecht II., der 1358 die Grafschaft Schwerin erkaufte, scheiterte zwar Versuch, seinen Enkel Albrecht IV., den Sohn seines ältesten Sohnes Heinrich III. († 13 und Ingeborgs, der Tochter Waldemar Atterdags (1340—75), die aber vor 1370 schon gestorben war, zur Nachfolge in Dänemark zu bringen und diese der Margarete, überlebenden Tochter Waldemars streitig zu machen. Dagegen wählte der mit seinem König Magnus zerfallene schwedische Adel 1363 den zweiten Sohn Herzog Albrechts II. und seiner Gemahlin Eufemia von Schweden, der Schwester Magnus', namens Albrecht, zum König von Schweden. Dieser letztere folgte in Mecklenburg erst seinem älteren Bruder Heinrich († 1383) nach. Mit

den Schweden verdarb er es 1386, worauf diese die Krone der Margarete boten; gegen sie behauptete er sich bis 1389, in welchem Jahre ihn die siegreiche Margarete gefangen setzte. Nach sechsjähriger harter Gefangenschaft leistete er zu ihren Gunsten Verzicht, und da Margarete als Erbin des früh verstorbenen Olaf, ihres und König Hakons von Norwegen Sohnes, auch Königin von Norwegen wurde, führten diese schon anderweitig erzählten Ereignisse, die wir des Zusammenhangs wegen kurz wiederholen, zu der berühmten Kalmarischen Union der drei nordischen Reiche. Auch noch zu einer anderen Erscheinung, deren Ruhm etwas bedenklicher, aber deren Andenken populär genug ist, führten diese mecklenburgisch-schwedisch-dänischen Kämpfe, nämlich zu dem Treiben der Vitalienbrüder, die, anfänglich mit auf Betreiben des obengenannten Herzogs Johann von Stargard, von den mecklenburgischen Häfen aus auf eigene Faust dem König Albrecht Beistand leisteten und dem von den Dänen belagerten Stockholm Hilfe und Viktualien bringen wollten. Von diesen Abenteurern zur See ist bei der Hanse (Bd. II. S. 454) ausführlich erzählt worden. Von 1395 bis zu seinem Tode i. J. 1412 hat der gewesene König dann noch sein Mecklenburg regiert, wo ihn der 1388 erfolgte Tod des Sohnes Heinrichs III. und obengenannten Prätendenten auf Dänemark, Albrechts IV., zum Haber des größten Teils der Lande der albrechtschen Linie (Schwerin) gemacht hatte. Ein dritter Bruder Heinrichs III. und Albrechts III., Magnus, hatte zwar einen dritten Zweig der albrechtschen Linie begründet, und dieser blieb übrig, als Albrechts III. Nachkommenschaft 1423 mit seinem allein überlebenden zweiten Sohne Albrecht V. ausstarb; aus ihr sukzedierte Heinrich IV. der Dicke (1422—77) in ganz Mecklenburg-Schwerin (nach damaligem Bestande).

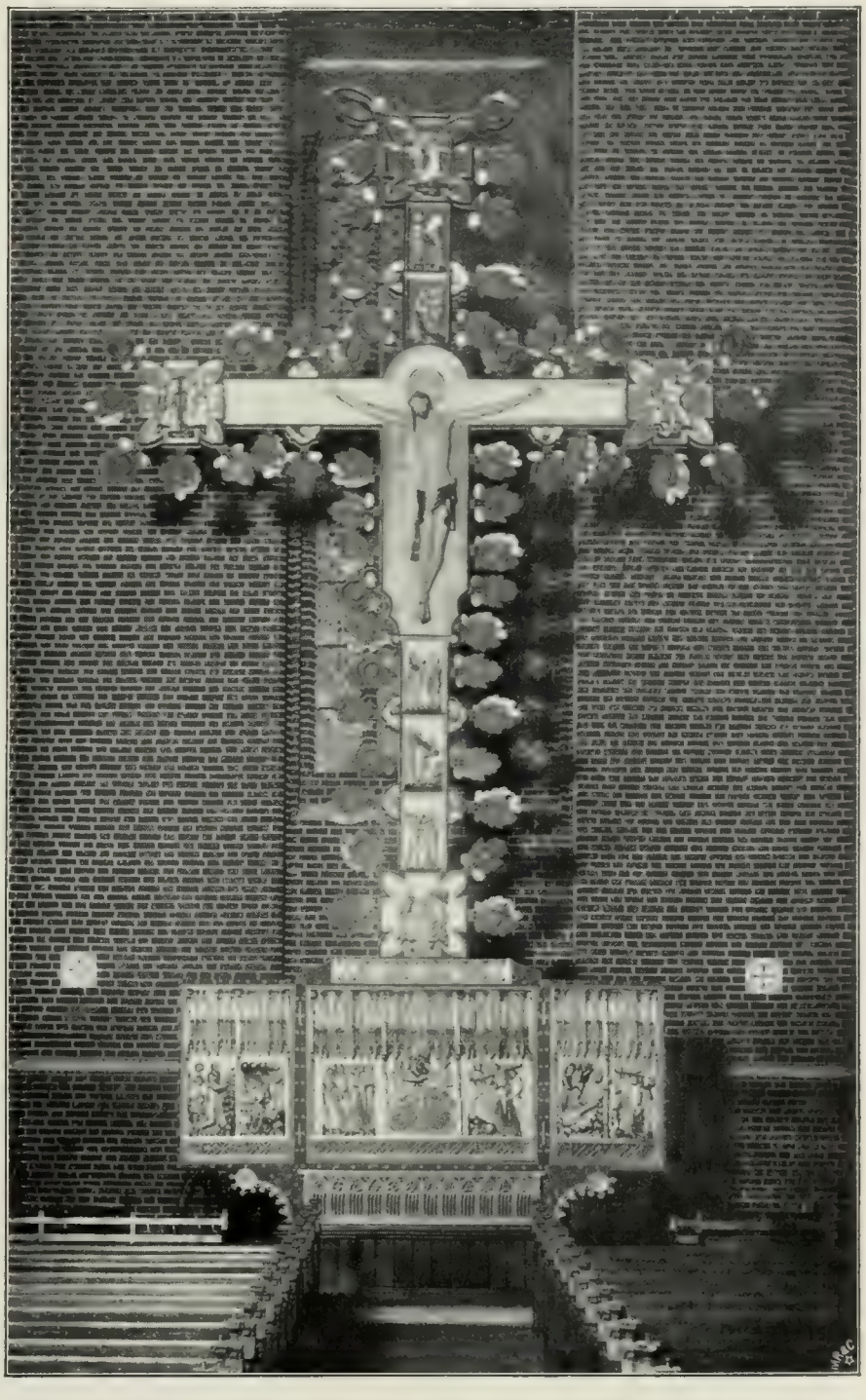


Abb. 45. Laienaltar und Triumphkreuz (vergl. Bd. II. S. 72) in der Kirche zu Doberan. Jetzt vor der Westwand der Kirche aufgestellt.

Die Zeit war voller fürstlicher Wirren und Fehden, die nordischen Versuche hatten den Kräften des Hauses eher geschadet, die Teilungen natürlich erst recht, von begehrlichen Nachbaren

Abb. 46. Haus zu Wismar. Ehemalige Schule.

suchten namentlich die neuen eifrigen Herren der Mark Brandenburg, die Hohenzollern, auch nach dieser Seite zurückzubringen, was die früheren Markgrafen eingebüßt hatten, nämlich die Lehnshoheit über Stargard, und möglichst weiteres dazu zu erzwingen. Kurfürst Friedrich I. nötigte Johann III. aus der Stargarder Linie 1427 zur Wiederanerkennung jener Lehnshoheit; die Linie Werle und Inhaberin des Landes Wenden, die mit einem Teil ihrer Gebiete an die Marken angrenzte, hatte er schon 1415 dazu gebracht, die Lehnsherrlichkeit der Mark Brandenburg auf sich zu nehmen. Als nun 1436 dies Haus Werle ausstarb, wollte Kurfürst Friedrich I., der übrigens in eben diesem Jahre Heinrich den Dicken von Schwerin zum Eidam annahm, das „erledigte Lehn" einziehen. Es kam zum Kriege und 1442 zum Vertrag von Wittstock: den mecklenburgischen Herzögen wurde das Werlesche Gebiet zugestanden, doch leisteten sie für ihr gesamtes Gebiet Erbhuldigung, d. h. erklärten für den Fall ihres Aussterbens dessen Heimfall an Brandenburg. Dieser Vertrag ist bis heute nicht abgetan und würde Preußen die rechtmäßige Erbfolge in Mecklenburg, nach dem Erlöschen der Dynastie beider Herzogtümer, zuweisen. An der Erbschaft des Landes Wenden, die somit 1442 heimgebracht wurde, hatten beide mecklenburgische Linien, die schweriner und die stargarder, Anteil.

Stargard starb 1471 aus und auch hier folgte Heinrich IV. der Dicke von Schwerin nach, unter dem also das Gesamtgebiet wieder vereinigt war. Zwar wurde nach ihm flugs wieder geteilt, doch kam abermals das Ganze bei Magnus II. (1477—1503) zusammen, der der gemeinschaftliche Stammvater aller nachfolgenden Verzweigungen ist. Nach einer Art bisheriger Gemeinschaft ihrer Regierung teilten 1534 Heinrich V. (1503—1552) als Herzog zu Schwerin

und Albrecht VII. der Schöne (1503—1547) als Herzog zu Güstrow. Unter ihnen hatte die Reformation Eingang gefunden. In der Hanseſtadt (und Univerſitätſtadt ſeit 1419) Roſtock, die, wie bis auf den heutigen Tag, eine Mittelſtellung zwiſchen freier Stadt und Landſtadt einnahm als geſonderte und ſelbſtändige Gemeinde unter einem fürſtlichen Oberherrn, wurde der dortige Prediger an St. Petri, Joachim Slüter, ein Märtyrer der neuen Lehre, indem ihn gegneriſcher Haß vergiftete. Beide Herzöge traten auch dem Torgauer Bündnis bei. Der erwähnten Teilung, die ſie 1534 vornahmen, war ſchon 1520 eine wenn auch unentſchiedene vorhergegangen. Dieſe gab den Anlaß, daß 1523 die Stände in Mecklenburg — Ritterſchaft und Landſchaft, d. h. der zur Landſchaft gerechnete Teil der Städte — ihre landesgeſchichtlich und adelsgeſchichtlich berühmte „Union" ſchloſſen, die die Einheit des Landes über alle Teilungen hinweg durch einheitliche Landtage verbürgte. 1549 erklärten ſie ſich auf dem Landtage zu Sternberg ausdrücklich für die Reformation und trafen 1572 eine Vereinbarung mit den Herzögen zur gemeinſamen Verwertung des Gutes der aufgehobenen Klöſter, indem auch hier, wie in Schleswig-Holſtein und anderweitig, die ſehr reichen bisherigen Nonnenklöſter für die ledigen Töchter des lutheriſchen Adels erhalten blieben, Malchow, Dobbertin und Ribnitz. (Die Bettelordenklöſter in den Städten waren ſchon in den dreißiger Jahren aufgehoben worden; die großen grundbeſitzenden Ciſterzienſerklöſter und Prämonſtratenſerſtifte hatten ſich noch inmitten des allgemeinen Abfalls zum Evangelium erhalten, der in Albrechts VII. ſpäteren Lebensjahren an dieſem einen gewiſſen Widerſtand fand. Nunmehr wurde allen katholiſchen Klöſtern ein Ende gemacht, wobei die Nonnen den Kommiſſaren eine beträchtlich draſtiſchere Abwehr entgegenſetzten als die Mönche, wie überall, alſo anſcheinend noch mehr aus weiblichen Eigenſchaften als aus ſolchen der Bekenntnistreue.) Die evangeliſch gewordenen Bistümer Schwerin und Ratzeburg wurden weiterhin von Mitgliedern des Herzogshauſes adminiſtriert.

Das Geſamthaus war fortgeſetzt worden durch Albrechts evangeliſch geſinnten Sohn Johann Albrecht (1547—1576), der in Güſtrow dem Vater, in Schwerin dem Oheim nachfolgte. Er trat noch in den letzten Phaſen vor dem Paſſauer Vertrage auf die Seite der kriegführenden Schmalkaldener. 1555 wurde eine abermalige Teilung vorgenommen, worin Johann Albrecht den Güſtrower Teil behielt, der Schweriner an ſeinen Bruder Ulrich († 1603) kam. Eine ſpätere Transaktion gab die Nachfolge in Schwerin 1585 an Johann Albrechts Sohn Johann VII.,

Abb. 47. Doppeltor zu Neu-Brandenburg im Lande Stargard.

während in Güstrow auf Ulrich noch ein dritter Bruder Karl I. 1603—1610 nachfolgte. – Über Johann Albrechts preußische Pläne noch S. 107.

Die Primogenitur, die Johann Albrecht für seinen Anteil einführte, hinderte nicht, daß bei dem Hinzufall von Güstrow an Schwerin wieder geteilt wurde. Dies geschah im Verlauf der Regierung von Johanns VII. († 1592) Söhnen, Adolf Friedrich I. (1592—1658) und Johann Albrecht II. (1592—1636). Sie standen zunächst unter Vormundschaft des genannten Herzogs Karl, den sie 1610 beerbten, und stellten 1621 die Teilung in Schwerin (Adolf Friedrich) und Güstrow wieder her. Gleichzeitig vertrugen sie sich mit den Ständen über die sehr verschuldeten Landesfinanzen dahin, daß die Stände eine Million Gulden bewilligten, aber — es ist die Zeit, da in vielen Territorien der werdende Absolutismus bereits die Stände unterdrückte oder an dieser Aufgabe arbeitete — den vollen Umfang ihrer alten Anrechte bestätigt erhielten. Sie setzten ferner für jene Finanzangelegenheit einen „Engeren Ausschuß" ein, der seitdem ständige Einrichtung blieb und Bestandteil der Verfassung wurde; sein Sitz ist Rostock, während die ständischen Gesamtlandtage abwechselnd in Sternberg und Malchin abgehalten werden. Das Ostseeland dieser beiden Herzöge, obwohl sie ihr Bündnis mit König Christian IV., ihrem niedersächsischen Kreisobersten, nach der Schlacht von Lutter am Barenberge 1626 lösten, ersah sich Wallenstein für seine reichsfürstlichen und maritimen Pläne. 1628 erhielt er von Ferdinand II. das Land verpfändet, zwang die Stände zur Huldigung und wurde 1629 belehnt. 1631 führte Gustav Adolf die beiden Herzöge tatsächlich zurück, während für die kaiserliche Partei im Reiche

Abb. 48. Portal am Fürstenhof zu Wismar, den Herzog Johann Albrecht in der Art ferraresischer Terracottapaläste erbauen ließ.

Abb. 49. Bildnisfiguren des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg und seiner Gemahlin zu Doberan.

Wallenstein bis zu seiner Katastrophe der amtliche Herzog blieb; der Prager Friede stellte dann die in ihn einbegriffenen Herzöge wieder vollkommen her. Da sie hierdurch den früheren schwedischen Gönnern absagten, hatte das Land sowohl von diesen, wie andererseits von einrückenden Kaiserlichen noch viel und schwer zu leiden, nicht nur von Krieg und Plünderung, sondern auch von den Seuchen und anderen Nöten, die die ständigen Begleiterscheinungen der Einlagerungen waren. Der Westfälische Friede überwies an Mecklenburg-Schwerin die beiden Bistümer Schwerin und Ratzeburg dauernd als nunmehrige Fürstentümer.

Adolf Friedrich von Schwerin hatte aus zwei Ehen 19 Kinder. Sein Nachfolger ist Christian, 1658—1692, das mecklenburgische Beispiel für den Reiz, den der Hof Ludwigs XIV. auf die mittlere und kleine Fürstenwelt des übrigen Europa übte. Er lebte als regierender Herzog, wie schon früher als Erbprinz, ständig in Frankreich und trat 1663 zum Katholizismus über, unter Patenschaft des Roy soleil, so daß ihn die mecklenburgische Landesgeschichte besser unter seinem neuen Namen Chrétien-Louis kennt. Dementsprechend stand er auch im Kriege auf seiten Frankreichs und seiner schwedischen Verbündeten, was seinem abgelegenen Lande in den Jahren nach der Schlacht von Fehrbellin (s. u.) bis zu den Frieden von Nymwegen und St. Germain schwere Heimsuchungen durch die Brandenburger und Dänen eintrug. Da er trotz seiner beiden Ehen mit einer Güstrower Base und einer französischen Montmorency kinderlos war, folgte sein Neffe, seines verstorbenen Bruders Friedrich Sohn Friedrich Wilhelm (1692—1713) in Mecklenburg-Schwerin. Diese Nachfolge focht der jüngste Bruder Christian-Louis', der bisher landlose Adolf Friedrich an, und der Streit entflammte noch heftiger, als 1695 die Linie Güstrow mit Herzog Gustav Adolf (seit 1636) ausstarb, der seinen mit einer Tochter des Großen Kurfürsten vermählten Erbprinzen überlebt hatte. Auch auf das Güstrower Erbe leitete Adolf Friedrich ein sogar besseres Recht aus dem Umstande ab, daß er mit einer Tochter jenes Güstrower Gustav Adolf, Marie, vermählt war. Der langwierige Streit, in den viel anderer Gegensatz einmündete und sich einmischte, kam 1701 im Hamburger Vergleich zu Ende: Friedrich Wilhelm trat an den Oheim Adolf Friedrich das Fürstentum (frühere Bistum) Ratzeburg, die Herrschaft Stargard, die säkularisierten Komtureien Mirow und Teterow und einen Anteil an dem vielberufenen mecklenburgischen Elbzoll zu Boitzenburg ab; das übrige Gebiet, also außer Schwerin

im hergebrachten Sinne nebst dem gleichnamigen Bistum auch die Güstrower Erbschaft, verblieb ihm. Friedrich Wilhelm leitet somit die Landesgeschichte von Mecklenburg-Schwerin in seinem heutigen Umfange ein (der Stammvater ist er noch nicht); mit Adolf Friedrich, der seinen Wohnsitz in Neustrelitz nahm, beginnt die Geschichte der Linie und des Landes Mecklenburg-Strelitz, welches mit seinen beiden hauptsächlichen Gebietstücken im Osten und im Westen das Schweriner Land flankiert.

Die alte Seebedeutung des Landes war inzwischen ganz erheblich zurückgegangen. Wismar nebst der vorgelegenen Insel Poel gehörte den Schweden, dieses wenigstens nach Kriegsrecht und Friedenschluß; aber auch in Warnemünde, dem Seehafen der Stadt Rostock, hatte sich Schweden einfach festgesetzt und erhob Zölle. Es war dasselbe vertragswidrige Spiel, wovon sich der Große Kurfürst in seinem Hinterpommern nur mit Mühe befreite. So war das herzogliche Mecklenburg in handels- und zollpolitischer Beziehung nahezu von der See abgedrängt und versank um so mehr in ein binnenländisches Stillleben, das bei der geographischen Lage des Landes fast unnatürlich war; erst das neue Deutsche Reich hat hier die alten Verkehrsbedingungen wieder in Kraft treten und eine neue Periode des deutsch-skandinawischen Austausches mit dem Wege über Mecklenburg erblühen sehen. Vorläufig blieb das mecklenburgische Bürgertum nichtig, in den Landstädten saßen außer Ackerbürgern nur Kleinkrämer und Handwerker, die von dem „hohen Adel" der Umgegend lebten. Rostock mit dem Vogel Greif im Wappen, die einzige verbliebene Stadt von selbständiger und kaufmännischer Bedeutung, bildete noch immer wie bis heute eine besondere Herrschaft des Landesherrn als „des Herzogs von Mecklenburg, Fürsten zu Wenden, Schwerin (Bistum) und Ratzeburg, auch Grafen von Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herrn"; aber die alte Hansestadt dieser Herrschaft Rostock fiel doch auch nicht mehr so wie früher in die Wagschale.

„Dat sünd de Klocken von' Petriturn,
de hängen am höchsten öwer dat Land,
de sehen so wiet öwer Dörper un Kurn,
de blicken so wiet as de See sick spannt,
de kieken bet röwer nah Dänemark
un klingen so frie un so vull un so stark,
de Klocken von' Petriturn.

Dat wieren noch Tieden, as Sturm un Krieg
ji lüeren dheet, as sien Krall noch höw
de Vagel Griep to Kampf un to Sieg,
as Trotz un Dunner juch Mund noch snöw!
Dat wieren noch Tieden, so wild un groot,
dor flöt dörch de Blootstraat 'n Strom von Bloot,
ji Klocken von' Petriturn.

De Tied is juch storben, juch grode Tied —
Ji bleewt, un ji hängt up dat olle Flach.
Un klingt ji noch grad so tru un so wiet,
ji tönt nich mihr mit den ollen Slag.
Wurto ook? Wenn Wittkopp hüt Kinddöp fiert,
wenn Korl un Karlin' warn kopuliert,
ji Klocken von' Petriturn!

Doch männigmal, in e Winternacht,
in' Schneegedriew, in' Nebelrook,
denn hürt man juch summen und brummen sacht,
denn dröömt ji, un dröömend spräkt ji denn ook
von Hansatiden, von Heldentum,
von Börgertrotz un von ollen Ruhm,
ji Klocken von' Petriturn."

(Max Dreyer.)

So regierte hier im Lande ein kompakt geschlossenes, fest auf seine Einigungen und Verbriefungen gegründetes Adelsregiment. Denn das Fürstentum kam hiergegen nicht wieder auf, wurde vielmehr um dieselbe Zeit, da es in anderen Territorien (außer Württemberg) die Landstände zum alten Eisen warf, durch immer neue Unerquicklichkeiten verwirrt und geschwächt.

Friedrich Wilhelm kam zwar mit den Ständen, richtiger mit der Ritterschaft in Konflikt über die beiderseitigen Gerechtsame und sah dabei die kleineren Städte auf seiner Seite, während Rostock, das gleichfalls seine Sonderprivilegien zu hüten hatte, zum Adel hielt. Aber eine Herab-

minderung der ritterlichen Macht vermochte er nicht herbeizuführen. Er wandte sich an das sonst beinahe abergläubisch gefürchtete Preußen, die Ritterschaft dagegen an die Zuflucht alles Antiquierten und Rückläufigen, die Wiener Instanzen, zu einer entschlossenen Klärung kam es noch durch Jahrzehnte nicht. 1713 folgte auf den kinderlosen Herzog sein Bruder Karl Leopold, der das Land nach neuen großen Drangsalierungen durch den Nordischen Krieg Karls XII. übernahm und selber den Kriegführenden gegen die Schweden, die Inhaber von Wismar, beitrat, immer in Hinblick auf erhoffte fremde Unterstützung gegen seine Stände. Er heiratete (1716) Zar Peters des Großen Nichte Katharina, trieb durch die russischen Truppen, die seit Jahren gegen Schweden im Lande standen und arg hausten, den Ausschuß der Stände aus seinem Gebiet ins Ratzeburgische, also Strelitzische, an dessen rivalisierendem Herzog die Stände von Anfang einen Anhalt gehabt hatten, zog auch Güter von geflüchteten Adligen ein. Nach Abzug der Russen rückte dann jedoch eine durch die Klagführung der Stände bei Kaiser Karl VI. veranlaßte kaiserliche Kommission nebst einem hierzu beauftragten hannöverisch-braunschweigischen Exekutionsheere ins Land, schug die herzoglichen Truppen in einem kleinen Gefecht von 1719, trieb den Herzog zur Flucht nach Berlin und nahm ihren Sitz in Rostock. Nach jahrelanger, fast anarchischer Verwirrung, da Kommission und Herzog als Regierende ihre Befehle erließen, übertrug der Kaiser die Administration des Landes anstatt der Kommission an den jüngeren Bruder

Abb. 50. Rostock, über die Warnow gesehen.

des Herzogs, Christian Ludwig II. Ihm verweigerte die Ritterschaft den Gehorsam, da sie sich unter der einseitigen Begünstigung durch die Kommission sehr wohl befunden hatte. Zugleich richteten eine Anzahl Reichsfürsten ihren Widerspruch gegen seine Einsetzung, da ihnen ein solches Durchgreifen des Kaisers als Reichshaupt längst viel zu weit ging und für die reichsständische Libertät bedrohlich schien. Der Herzog Karl Leopold wagte sich unter diesen Umständen nach Schwerin zurück und rief 1733 durch Landesaufgebot zum offenen Kampfe seiner Anhänger für sich auf. Mit großem Erfolg, angesichts des latenten Hasses gegen die Ritterschaft bei den Bauern und bei der Landschaft (den Landstädten). Die im Lande noch lagernden Exekutionstruppen mußten schleunigst von Hannover aus verstärkt werden, der Engere Ausschuß flüchtete nach Wismar, die Ritterschaft floh vielfach ebenfalls, gegen das stattliche Renaissanceschloß zu Güstrow, wo auch Wallenstein residiert hatte, wie gegen die Rostocker Wälle lief das Landesaufgebot Sturm; da es nichts ausrichtete, kam die Bewegung ins Stocken, und schließlich streckte das Landesaufgebot die Waffen. Allerlei Reichsgegensatz tummelte sich damals auf mecklenburgischem Boden. Preußen sandte Truppen zu Gunsten Karl Leopolds, die der Kaiser erst durch 1735 zugestandenen Abmarsch der Hannoveraner und Braunschweiger entfernte; natürlich blieben zur Kostenentschädigung für diese verschiedenen fremden Heere eine Anzahl mecklenburgischer Domanialämter noch jahrzehntelang verpfändet.

Nach neuen Wirrsalen, die sich jetzt jedoch mehr mit den inländischen Kräften abspielen, klärte 1747 der Tod des zuletzt dürftig vereinsamten, hilflose Pläne schmiedenden, ja an das beliebte Mittel des Übertritts zum Katholizismus, um auf diese Weise Beistand zu gewinnen, denkenden Karl Leopold die Sachlage einigermaßen. Denn da er nur eine nach Rußland verheiratete Tochter gehabt hatte, folgte Christian Ludwig II., den der Wiener Reichshofrat bis-

lang viel eher gefesselt und matt gesetzt anstatt unterstützt hatte, als Herzog (bis 1756). Durch ihn konnte nunmehr, wenn auch im Tempo verzwickter Gemächlichkeit, endlich ein Ausgleich herbeigeführt werden; das ist der berühmte mecklenburgische „Landesgrundgesetzliche Erbvergleich" von 1755, dem Mecklenburg-Strelitz durch Anerkennungsakte beitrat.

Er ist das mecklenburgische Staatsgrundgesetz, dem die Verfassungskämpfe des 19. Jahrhunderts nichts Wesentliches anzuhaben imstande gewesen sind. Danach repräsentieren nach wie vor die in einen mecklenburgischen, wendischen und stargardischen Kreis organisierten Landstände die politische Einheit des Landes, das von der fürstlichen Seite (beide Linien zusammenfassend) her betrachtet, bloße Zusammenaddition bleibt aus dem Herzogtum Mecklenburg, den Fürstentümern Wenden, Schwerin und Ratzeburg, der Grafschaft Schwerin, den Landen Rostock und Stargard und den Klostergütern. Davon stehen das stargardische und ratzeburger Gebiet unter der Linie Mecklenburg-Strelitz. Vom Gesichtspunkte des Grundbesitzes mit seinen noch heute erheblichen Gerechtsamen zerfällt das Land in Domanium, Ritterschaftliches Gebiet, Besitz der Städte und Klostergut (das, soweit es nicht bei der Säkularisation an die Herzöge kam, der Ritterschaft und Landschaft gemeinsam ist). Den Landständen sicherte der Erbvergleich ihre Einrichtungen und Rechte, insbesondere ihren Anteil an der Gesetzgebung, worin die Landesherrschaft nur für das Domanium unbeschränkt ist. Desgleichen ihre finanziellen Bewilligungsrechte, insofern als die Landesausgaben aus dem von Kontrolle freien Erträgnissen des Domaniums und den von den Ständen bewilligten Kontributionen und Zuschüssen verschiedener Art bestritten werden, was alles im Einzelnen noch wieder recht verwickelt und heute unmodern ist. — Auf Christian Ludwig folgte sein Sohn Friedrich (1756—85), der die unglaublich schlechten Volksschulen im Domanium etwas in die Höhe brachte und dadurch für die ritterschaftlichen Schulen eine zumeist als sanft verstandene Mahnung gab, die Tortur aufhob, auch sonst die Wege des wohlwollenden ancien régime ging. Aus einem Jagdhause entstand durch ihn die in der Art der zeitüblichen Nachahmungen von Versailles angelegte, zu Ehren seines Vaters benannte Residenz Ludwigslust. Auf ihn folgte sein Neffe Friedrich Franz I. (1785—1837), womit dieser mecklenburgische Geschichtsabriß vorläufig abgebrochen und das Sonstige den allgemeineren Zusammenhängen vorbehalten sei. Um so mehr, als von dem Lande Mecklenburg-Strelitz zur Zeit des ausgehenden Reiches nichts Erhebliches zu sagen ist, und dasselbe eher nur durch Fritz Reuters „Dorchläuchting" Adolf Friedrich IV. (1752—94) — zu einer Art literargeschichtlichen Bedeutung gelangt ist. Erst ungefähr gleichzeitig mit dem Erlöschen des alten Reiches strahlt hell in aller Deutschen Gedenken ein strelitzischer Name auf, der von Dorchläuchtings Nichte, Herzog Karls (1794—1816) Tochter, der Königin Luise von Preußen.

Wir gelangen auf unserem Rundgang jetzt zu Brandenburg-Preußen weiter, von wo aus wieder das Allgemeine anzuschließen ist. Da wäre aber vorher noch die erhebliche Anzahl anderer territorial-reichsständischer Existenzen zu beachten. Indessen nur allgemeinhin und kurz hindeutend kann dies geschehen, nicht mit der Absicht einer aufzählenden partikulargeschichtlichen Berücksichtigung. Abgesehen von dem tüchtigen Lokalpatriotismus in einigen ehemaligen und in den verbliebenen drei Freien Städten (Bd. II. S. 470), sowie in einigen mediatisierten Herrschaften, hängt doch an dem einstmaligen Gewimmel von geistlichen und weltlichen Kleinfürstentümern, von Graf- und Herrschaften, Komtureien, Abteien, Propsteien, Reichsritterschaften und Reichsdörfern kein lebendiger deutscher Gegenwartsinn mehr, keine historisch-politische Liebe und Erinnerungstreue. Wir werden im allgemeinen Text von manchem dieser verschollenen Staaten zu reden und in der Gewaltzeit von 1797—1806—1815 mit etlicher Aufzählung der Einzelheiten zu berichten haben, was aus ihnen geworden ist, in was hinein sie aufgegangen sind. Es gab zwar auch in der Geschichte dieses altreichischen Ständegewimmels gewisse allgemeinere Erscheinungen: die Neigung des Kaisers, aus den reichsunmittelbaren Grafen neue Fürsten zu erheben, damit sie auf der Fürstenbank des Reichstags das Stimmverhältnis für spezielle Absichten des Kaisers oder insbesondere die Partei des Katholizismus verstärken möchten. Oder den Schutz, den das Kaisertum gegen die niemals fehlenden Aufsaugegelüste fürstlicher Nachbaren den Reichsrittern gewährte, welche weder zu den Reichs- noch zu den Kreislasten beitrugen, wohl aber gelegentlich zu

einem „Subsidium charitativum“ persönlich an den Kaiser vermocht werden konnten, das nichts anderes war, als eine rudimentäre und freiwillig gewordene Ablösung verschollener ritterlicher Heeresfolge. Es fehlte auch nicht an einzelnen wohlbestrebten und tüchtigen Persönlichkeiten sowohl in den reichsständischen Bistümern, wie im Grafen- und Herrenstande, wobei dann die letzteren vielfach in Dienst und Pflicht größerer Territorien ihre Kräfte und Talente eingesetzt haben, so, wie es auch aus den erhalten gebliebenen Kleinterritorien die Dessauer oder Georg von Waldeck getan haben. Im großen und ganzen aber gilt gegenüber der mittel- und süddeutschen Vielstaaterei der alten Reichsstände, daß die von dem Gange der Geschichte vor-

Abb. 51. Schloß der Grafen von Erbach zu Fürstenau bei Michelstadt im Odenwald. 16. Jahrhundert. Als Beispiel des Residenzsitzes einer Teillinie eines jetzt mediatisierten rheinisch-fränkischen Hauses und seiner besonderen Schönheit wegen. Entnommen dem Buche „Heidelberg und Umgebung“ von Prof. Dr. K. Pfaff.

genommene Auslese überwiegend Gerechtigkeit geübt, der Lebensfähigkeit und der politischen Krafteinsetzung beigestanden hat. Das Ganze jenes Gewirrs von Kleinterritorien bedeutete Stagnation, mochte sie immerhin hier und da behaglich sein, mochte insbesondere das Wort entstehen, daß „unter dem Krummstab gut leben“ sei. In sehr vielen dieser Gebilde wurde doch eben nicht gut, wurde sehr schwer und gedrückt gelebt, ohne daß die Plage der Regierten einem aufstrebenden Gedanken, einem Allgemeinsinn zugute gekommen wäre. Oftmals wiederum ging es Herrschaft und Untertanen allen beiden nur schlecht, waren sie miteinander heruntergekommen, dekadent geworden, ohne Mittel und ohne Fähigkeit zum Aufschwung, und insbesondere hieß es, daß man den Dörfern und der Landwirtschaft in den Reichsrittergebieten, ohne erst zu fragen, ansähe, wohin sie gehörten.

Brandenburg. Dadurch, daß das neue Deutsche Reich durch die Tatkraft des brandenburgisch-preußischen Staates geschaffen worden, hat das Bild der älteren

Abb. 52. Askanierburg am Werbellinsee.

deutschen Geschichte kein anderes Gesicht bekommen, als es vor 1870 hatte. Erst seit dem Westfälischen Frieden entsteht derjenige brandenburgisch-preußische Staat, der sich mit allgemein deutschen Gedanken und Aufgaben erfüllen konnte. Die Markgrafen und Kurfürsten der Siegesallee im Berliner Tiergarten stehen dort als Ahnen und Vertreter der brandenburgischen Territorialgeschichte, aber vor dem Großen Kurfürsten keineswegs als Ahnen des Reiches, weder als Träger nationaler Ideen und Gestaltungen, noch ihrer Anbahnungen. Nichtsdestoweniger ist es voll begreiflich, voll berechtigt und nur logisch, wenn das neue Reich, bei seiner hohenzollerischen Führung, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die alten partikularen Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg in ganz Deutschland lebendiger gemacht und gesteigert hat.

Von den fruchtbaren Geländen der Altmark, die sich von Salzwedel und der Ohre zur Elbe streckt, schauten die Askaniermarkgrafen gen Osten aus. Schon von ihrem Schlosse auf dem Hochufer von Tangermünde bot sich ihnen jenseits des drunten vorbeistrudelnden Stromes der Vorgeschmack des Landes, wie es sich von der Elbe zur Oder und weiter hinaus zieht: Wiesen oder gelber Sand, Eichen und weite trockene Kiefernwälder. Eintönige und dürre Flächen und Hügelwellen ohne Trost, Vorzeitdünen, denen man noch heute ansieht, wie der Wind mit ihnen gewirbelt und geweht, und dazwischen die Pracht breiter, klarer, grünumsäumter Flüsse, die Spiegel mächtiger, hügelumzogener Seen, insgesamt ein Gebiet von klimatischer Gunst und überwiegend leichtem und hellem Himmel, aber von geringem Bruchteil reicheren Bodens, und landschaftlich in all der feingestimmten Schönheit seiner Bilder doch für den anders, zumal den oberdeutsch und westdeutsch Gewöhnten immer bläßlich verbleibend und ohne daß man singen und jubeln möchte: ein Land für Arbeit, Willen, Selbstzucht, Selbstbescheidung und Beharrlichkeit. Diese Natur des Landes im Einwirken auf die mitgebrachte Artung der stark niederrheinisch und niederländisch zugemischten Einwandererbevölkerung hat den geschichtlich-erfolgreichen Typus des Märkers geschaffen und ihn so erheblich anders werden lassen, als seinen Nachbar, den behäbigen Niedersachsen von Mecklenburg.

Der Sturz Heinrichs des Löwen gab auch den Askaniern der Mark (Bd. I. S. 400), ihrem Vordringen aus den Stellungen Albrechts I. (Altmark, Prignitz, Havelland, Zauche und Teltow) erweiterte Möglichkeiten frei. Pommern (s. u.) hieß seit 1170 Herzogtum, war im Besitz der Odermündung, saß im Erbe einer bedeutsamen, wenn auch für uns halb prähistorischen merkantilen Zentralbedeutung für die Ostsee (Bd. I. S. 394), aber schon

i. J. 1181 gab Kaiser Barbarossa eine Lehnshoheit über Pommern in die Hand Markgraf Otto's I. (1170—1184), nahm jenem die Reichsunmittelbarkeit zugunsten des wachsenden binnenländischen Elbestaates, gleichsam als wollte er diesem schon kaiserlich den Weg an die Ostsee weisen. Doch ist diese Lehnshoheit immer ein Formalrecht geblieben, das viele Kämpfe erregt hat und schließlich durch ein praktisch nutzbares, folgenwichtiges Eventualerbrecht abgelöst worden ist.

Auch andere Gegner der askanisch-brandenburgischen Stellung als die widerwillig Verlehnten von Pommern bleiben auf dem Plan. Das Erzbistum Magdeburg zwang unter Benutzung von Bann und kirchlichen Mitteln den Markgrafen Otto II. (1184—1205), sein Eigengut in der Altmark und Westhavelland von ihm zu Lehn zu nehmen. Und Dänemarks oft erwähnte Bestrebungen am Anfang des 13. Jahrhunderts, die südwestliche Ostsee zum dänischen Binnenmeer zu machen, suchten beizeiten von der Oder aus einer an die See vordringenden Zukunft Brandenburgs (unter Otto's II. Bruder Albrecht II., 1205—1220) vorzubauen; auch darin gaben erst Waldemars Gefangennahme und die Schlacht von Bornhövd die Wege wieder frei.

Auf Albrecht folgt die bis 1258 gemeinschaftliche Regierung der Brüder Johann I. (bis 1266) und Otto III. (bis 1267). Sie stellt seit Albrecht dem Bären die erfolgreichste und glücklichste Zeit der Askanier, die junge Blütezeit ihres Landes dar. Die Brüder erwarben 1225 durch Kauf die Landschaft des Barnim rechts von der unteren Spree, d. h. die Gegend nördlich von dem alten Wendensitz Köpenick und von Berlin. Berlin wird 1244 zum ersten Mal urkundlich erwähnt, als — wahrscheinlich erst deutsche -- Siedlung von Schiffern und Kaufleuten, weshalb auch die erste Kirche dem hl. Nikolaus geweiht war; auf jeden Fall ist es jünger als der wendische Fischerort Kölln links an der Spree, der sein erstes christliches Gotteshaus dem Fischerpatron Petrus widmete. Die genannten Markgrafen nötigten Pommern, die Lehnshoheit durch neue Huldigung 1244 anzuerkennen und ihnen 1250 die Ukermark zu überlassen, mit der sich das brandenburgische Territorium am weitesten gegen das Oderhaff hin vorstreckt. Sie kauften nach der Oder zu 1253 von Polen das Land Lebus, wo schon ein deutsches Bistum war, und begannen seit 1253 an der Warthe hinauf die Eroberung der Gegenden, die man später, mit einem für uns 1385 auftauchenden Ausdruck, als die Neumark bezeichnete (womit denn für die Herrschaften zwischen Altmark und Neumark der Ausdruck Mittelmark bequem wurde); Johanns Sohn Konrad erhielt hier 1260 weitere Landstriche als Mitgift seiner polnischen Gemahlin. 1255 erwarben die mehrgenannten beiden Markgrafen ferner von König Ottokar durch Vertrag die Oberlausitz.

Abb. 53. Alte Kirche zu Rauen in der Mark. Liebhaberaufnahme von Dr. Soetbeer in Berlin.

Gleichzeitig erlebt der allgemeine Aufschwung der deutschen Städte im mittleren 13. Jahrhundert seine Betätigung in diesen Gegenden, im raschen Aufblühen der Siedlungen auf dem Neulandboden der Kolonisation. Mit Stadtrecht — nach Brandenburger Rechtsfamilie — begabt entfalten sich die Orte in den Havel- und Spreegegenden rasch. An der Oder wird von den beiden Markgrafen 1253 Frankfurt als deutsche Stadt gegründet, an der Stelle, wo die deutschen Kaufleute — die Slawen nannten diese seit alters und ehe sie von „deutsch" wissen konnten, „Franken", ähnlich wie der Madjare von Schwaben sprach — auf dem Landwege nach Polen die Oder überschritten und wo sich schon eine entsprechende Ansiedlung an der Furt befand. Wie in Tangermünde seit Albrecht dem Bären der Elbzoll reichen Ertrag abwarf, so war nun auch die Oder in landesherrlicher Hand, und durch brandenburgisches Gebiet ging der Handelsweg der Flüsse sowohl zu Nordsee wie Ostsee hinab. Aber vielleicht noch wichtiger war er auf der West-ostverbindung. Die märkischen Kaufleute westdeutschen und niederländischen Ursprungs beherrschten den Landhandel in den weiten slawischen Osten, und aus ihm her erfüllten sie sich mit Gewerbe und Wohlstand. Namentlich auch die von den Siedlern mitgebrachte Wollenweberei und -färberei

Abb. 54. Wittstock, Burg der Bischöfe von Havelberg.
Nach einer Aufnahme von F. Albert Schwarz in Berlin.

ging in die Höhe, und „Flamländer" bezeichnete so schlechtweg einen Färber, wie „Holländerei" die sachverständige Verwertung der Weideerzeugnisse. Natürlich nicht alle mit Stadtrecht gegründeten Orte kamen derart in die Höhe, eine ganze Anzahl blieb in der Beengung durch örtliche adlige Herren und in dem schon S. 78 gestreiften Existenzzweck für die nächste ländliche Umgebung stecken. Aber es waren doch recht zahlreiche, die zu Ansehnlichkeit und Selbstgefühl gelangten.

Es ist die Zeit, welche hervorbrachte, daß nach dem Interregnum der Brandenburger Kurfürst von allen deutschen Fürsten der an Einkünften weitaus reichste war. Und entsprechend schmückten sich diese Städte und schmückte sich auch das platte Land, auch die Kirche und der tapfere Adel sahen materielles Gedeihen. Die Bauten der ersten Eroberungen und ersten Mission in der Mark sind uns so gut wie gänzlich verschollen. Manches dieser Wehrbauten und Kirchlein mag von heidnischem Ansturm zerstört sein, das andere hat, bei dem zu vermutenden Überwiegen des Holzmaterials, die Zeit von selber still vernichtet. Wohl mögen von den Wällen im Lande etliche nicht slawisch oder gar vorslawisch swebisch, sondern deutsche aus der sächsischen Kaiserzeit sein; in dem Wall z. B. auf dem Grünen Berge bei Gehren vermutet man die Stelle von Markgraf Geros berühmter Burg. Aber nun in der Askanierzeit drang für Burgen und Kirchen der Steinbau ins Land, zunächst noch in den Formen der staufisch-welfischen Spätkunst des romanischen Stils; auch in den Städten erwuchsen schon zwischen den Holzhäusern vereinzelte von

Stein und geben dann wohl ihren Insassen, da nun die Familiennamen aufkommen, in Urkunden die Zubezeichnung „de domo lapidea". Zwar Steinbrüche hatte die Mark nicht, der Rüdersdorfer Kalk, wennschon früh entdeckt, hat keine mittelalterliche Verwendung zu Steinmetzarbeiten gefunden. Aber über Magdeburg, das überhaupt der stilistische Vermittler für die märkische Architektur ist, und auf südlichen Wegen aus mitteldeutschen Sandsteingebieten ließen die wohlhabenden Bauherren ganze fertige oder angelegte Steinmetzarbeiten für Portal- und Reliefschmuck kommen. Und sonst begann man einfacher mit dem einheimischen Findlingsgranit zu bauen, den man zu groben Mauern zusammenbuk, wovon noch zahlreiche Orts- und Dorfkirchen übrig sind. Daneben drang der Backsteinbau der Küstenlande auf dem Wege über die Prignitz ein und rang die Granittechnik nieder. Die Tendenz zum Ziervoll-Dekorativen, die sich weicherem Haustein abgewinnen läßt, blieb doch auch in der gotischen Periode der Mark lebendig. Sie hat in der spätmittelalterlichen Blüte des märkischen Städtetums kleine Wunderwerke von backsteinerner

Abb. 55. Roland auf dem Marktplatz zu Perleberg.
Nach einer Aufnahme von F. Albert Schwartz in Berlin.

und glasierter Filigrangotik an Kirchenportalen und Rathäusern geschaffen, neben den kräftigeren Schmuckformen der Wehrbauten, Türme und reichen Tore, worin dieses Bürgertum von der Altmark bis über die Oder wetteifert und die seine Städte heute mit zu den geschichtlich reizvollsten ganz Deutschlands machen. Tangermünde, Stendal, Perleberg, Brandenburg, Berlin, Kölln, Prenzlau, Frankfurt waren die ersten Städte des Landes, neben den Burgen der Fürsten im elbischen Altlande waren neue zu Grimnitz und Vierraden entstanden, der Adel war stattlich und tüchtig, überall war Betätigungslust, Baulust, Kauflust, eine gewisse Neigung zum Luxus und Sichhervortun in Architektur und Täglichkeit. Ein breiter Strom von Kultur und Anregung flutet in diese Lande hinein und durch sie hindurch; „vrolyk to lewen" sei in der Mark Brandenburg, so hieß es durch Niederdeutschland, sogar bei denen selber, die in manchem die mittelbaren oder unmittelbaren Lehrmeister waren, den Bürgern von Niederland. Die Niederlassungen der Cisterzienser und Prämonstratenser breiteten ihren Güterbesitz aus und schufen z. T. sehr schöne Neubauten; eines der jüngeren Cisterzienserkloster, das 1231 im Parsteiner See auf einer Insel gegründet worden war, wurde 1270 nach dem Orte Chorin verlegt, wo es nun bald die bevorzugte Grabstätte der Fürsten wurde.

1258 teilten Johann und Otto so, daß ersterer zu Stendal, letzterer zu Salzwedel seinen Sitz nahm und jeder einen Teil regierte, manches jedoch gemeinsam blieb, Lehnshoheiten, Rechte über die Kirche und die fürstliche Hoheit in einzelnen Städten. Auch an Weiterteilungen hat es nicht gefehlt, doch haben diese Markgrafen mit gutem Familiengefühl zusammengehalten und die kluge Neidlosigkeit gehabt, Einzelnen die tatsächliche Führung des Gesamthauses zu überlassen. Eine solche hatten von Johanns Söhnen Johann († 1282), dann Otto (1266—1309) (genannt mit dem Pfeil, da ihm von einem Schuß die Spitze ein Jahrlang im Kopf stecken blieb), dieser letztere nach Johanns kinderlosem Tode. Er, der turnierfrohe Herr, und seine Gemahlin, die holsteinische Grafentochter Hedwig, waren berühmt wegen ihrer Schönheit, aufgesucht wegen der Herrlichkeit ihrer Hofhaltung; damals gab es Musen und Grazien in der Mark, ja sie flüchteten, wie nach dem ottokarschen Böhmen, aus den Fehden und Wirren, dem ritterlichen Niedergang des westlichen Deutschland hierher. Von Otto selber hat die Manessische Handschrift, während uns andere märkische Minnesänger nur dem Namen nach bekannt sind, verschiedene Gedichte aufbewahrt: Minnedichtungen, nicht gänzlich ohne Originalität, stolz und zugleich von innigem Ton. Otto erwarb von Wettin 1291 durch Kauf die Mark Landsberg, d. h. den nördlichen Teil des alten Osterlandes (in der bayrischen Zeit kam sie 1327 an die Welfen und 1347 erwarb Wettin sie zurück), ferner 1298 durch Übertragung König Albrechts I. die Niederlausitz, was 1303 auch von den Wettinern anerkannt wurde; auch die Pfalzgrafschaft in Sachsen kam in Verbindung mit diesen Erwerbungen an ihn. Nicht immer war Otto siegreich, Magdeburg nahm ihn 1278 im Gefecht bei Frose gefangen, er mußte durch seine Frau und den getreuen Rat Johann von Buch mit dem Barschatz, der zu Tangermünde lag, ausgelöst werden. Auch die Landstände regten sich. Die Markgrafen der Salzwedeler Linie mußten in Verträgen von 1280 und 1281 ihren adligen Vasallen und Städten gegen eine einmalige größere Zahlung, deren sie bedurften, geregelten Einfluß auf die Erhebung der Bede (Steuer) und bindende

Abb. 56. Schwedtertor zu Königsberg in der Neumark.
Nach einer Aufnahme von F. Albert Schwartz in Berlin.

Beschränkungen der Bede zugestehen. Nicht ohne Verknüpfung mit diesen finanziellen Bindungen erlahmte die auf die Ostsee zu gerichtete Politik der Askanier, so daß Pommern sich freier fühlte und die werdende seestädtische Hansestellung der Städte ihrer Beklemmungen erledigt wurde. Das von den Marken her kolonisierte Land Stargard wurde 1300, wie oben erwähnt, als Mitgift an den hochgemuten Mecklenburgerherzog Heinrich den Löwen überlassen. Bei alledem war es die glanzvollste, nicht bedeutendste, aber erntende Zeit des Askanierhauses, das an Bestand und Nachwuchs blühte; neunzehn Markgrafen kamen einmal auf dem Berge bei Rathenow zusammen und ratschlagten, wie sie alle standesmäßig versorgt sein könnten, ohne die gemeinsame Macht zu zersplittern. Wenige Jahrzehnte, und sie alle lagen erbenlos in den Grüften.

Otto IV. mit dem Pfeil hatte nur eine Tochter, und zur Nachfolge in dem Stendaler Gesamtbesitz kamen die Söhne seines Bruders Konrad, der vorhin bei Gelegenheit der Neumark erwähnt wurde, Johann IV. († 1307) und Waldemar. Ein vierter Bruder Ottos, also vierter Sohn Johanns I. von Stendal, Heinrich ohne Land, war mit der Mark Landsberg ausgestattet worden, was wegen dessen Sohnes, der der letzte askanische Kurfürst wurde, erwähnt sei. Durch Johanns IV. Tod wurde Waldemar alleiniger Markgraf im Stendalschen Hauptteil und durch das Aussterben der Salzwedeler Linie i. J. 1317 kam auch deren Gebiet an ihn. Waldemar drang wieder zur See hin vor, in mehr nordöstlicher Richtung, was dadurch veranlaßt wurde,

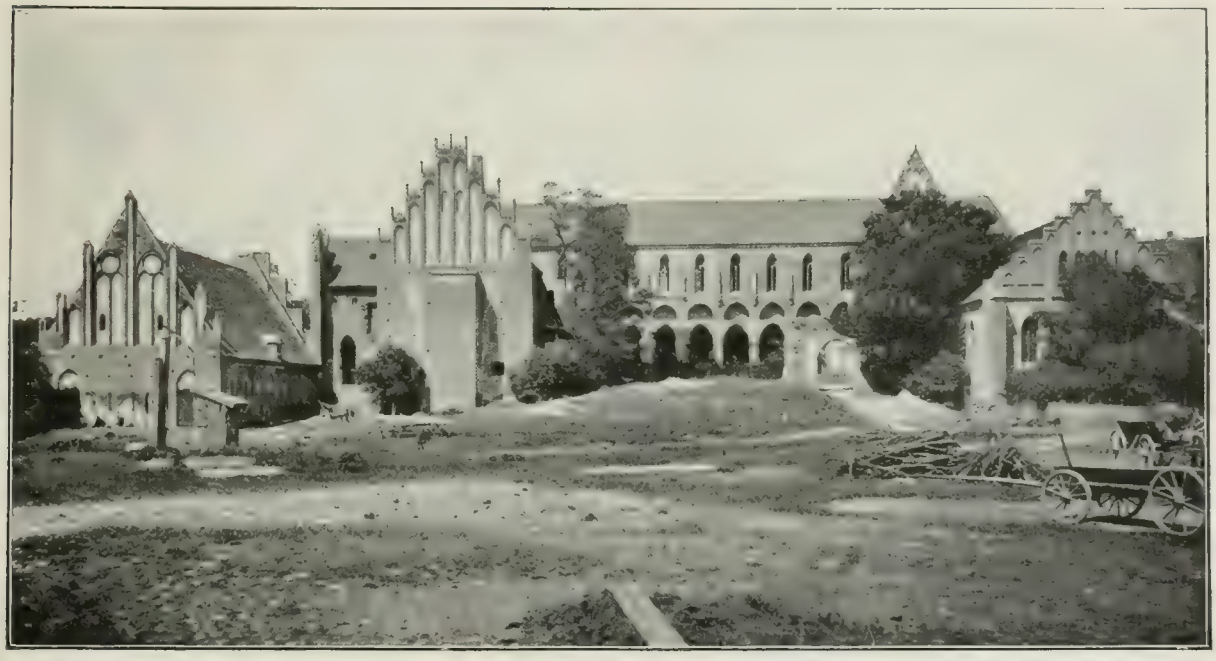


Abb. 57. Kloster Chorin. Aus dem Verlag von Albert Brüning, Berlin.

daß 1295 die Danziger Linie des pommerischen Herzogshauses ausgestorben war. Auf ihr Landgebiet zwischen Persante und Weichsel, Pomerellen (nach älterer Grenzbezeichnung), erhoben die agnatische Pommernlinie von Stettin, aber auch Brandenburg, der Deutsche Orden und Polen Anspruch, als auf heimgefallenes Lehn und mit ähnlichen Begründungen; die recht verwickelte Angelegenheit, in deren Verlauf Waldemar Danzig militärisch besetzte, nahm den Ausgang, daß Stettin den westlichen Teil des Erbes rettete, Brandenburg dagegen und der Orden, der eine Entschädigung hinzuzahlte, das östliche Gebiet 1309/1310 teilten, und Polen noch zurückgedrängt blieb.

Die Gegend von Stolp und Schlawe kam damals an Brandenburg, während der Name Pomerellen sich fortan auf den größeren, nun preußisches Ordensland werdenden Bruchteil lokalisierte. (Mit dieser Verteilung und den ferneren Schicksalen des engeren Pomerellen hängt es zusammen, daß von den wendischen Kaschuben, deren Sitze ursprünglich mit Altpomerellen zusammenfielen und die sonst von der Germanisation, wenn auch mehr allmählich, aufgesogen sind, im westpreußischen Ordens-Pomerellen bis heute sich ein Bestand hat erhalten können.) Sieger blieb Waldemar auch in dem Streit mit Wettin, der noch mit den Versuchen des Königtums seit Adolf von Nassau zusammenhing, Meißen an die Krone zu ziehen oder für diese zu erwerben (Bd. II. S. 269). Waldemar nahm Friedrich den Freidigen, den mit der gebissenen Wange, gefangen, hielt ihn in der Burg zu Tangermünde, besetzte Meißen und Dresden und gab den Gegner in einem Vertrage 1312 gegen Lösegeld und erneuerte Abtretung der Niederlausitz frei.

Sein Versuch, durch Schutzbündnis mit dem aufstrebenden Stralsund in diesem Teile der Ostsee und der großen baltischen Beziehungen mit seiner Politik Fuß zu fassen, einigte gegen ihn die Welfen, die Askanier in Lauenburg, das Herzogtum Mecklenburg, Dänemark, Schweden, Polen, auch Friedrich von Meißen schloß sich an und erneuerte den Krieg. Bei Gransee auf der Dorfflur von Schulzendorf wurde Waldemar im August 1316 von den Mecklenburgern und ihrer Bundeshilfe besiegt, behauptete sich aber gut und konnte 1317 im Frieden von Templin den status quo erhalten, desgleichen im Frieden von Magdeburg im selben Jahre dem Meißner gegenüber. Waldemar starb 1319 ohne direkte Erben. Nun folgte ihm noch der junge Sohn Heinrichs „ohne Land" von Landsberg nach, Heinrich, mit dem 1320 das Askanierhaus in der Mark erlosch und deren erste Blütezeit zu jähem Ende kam.

Durch die Erledigung des mächtigen und weithin berühmt gewordenen Kurlandes wurde jeglichen politischen Spekulationen das Tor geöffnet. Um so mehr, als sie gerade in die Verwirrung und Parteiung der Reichsverhältnisse durch den Königstreit Ludwig des Bayern und Friedrichs des Schönen hineinfiel. So waren denn schon im Verlauf der Reichsgeschichte zu berichten die Übergehung der askanischen Agnaten in Lauenburg, die wittelsbachische Verlehnung der Mark durch Kaiser Ludwig an seinen Sohn Ludwig den Älteren (1324—1351), die mit dem Auftreten des falschen Waldemar verfolgten Zwecke. Ebenso erzählt ist, nachdem Ludwig d. Ä. das Land 1351 gegen Oberbayern an seine Brüder Ludwig den Römer (bis 1365) und Otto weggetauscht hatte, die von Kaiser Karl IV. über letzteren erlangte und erzwungene Abtretung an die lützelburgische Herrschaft. Erst damit, mit 1373, kam wieder ruhige und bessere Zeit, schien eine Periode des neuen Aufschwungs sich einzuleiten. Freilich überaus viel war nach außen verloren und im Inneren herabgekommen. Schon in dem schwebenden Zustand nach 1320 und seitdem waren die Lehnshoheiten vergessen worden oder wegverbrieft, die die Askanier auf ihre Nachbaren gelegt; verschiedene der alten Gegnerschaften Brandenburgs hatten ihre verlorenen Gebiete wieder heimgebracht oder brandenburgisches Gebiet abgerissen, Karl IV. selber 1348 die obere, 1364 die niedere Lausitz für Böhmen erlangt, der falsche Waldemar hatte mit vollen Händen dahingegeben, die unlustigen und benöteten Bayern, die niemals zu dem zuversichtlichen, selbstverdienten Heimgefühl in der Mark gelangten, das der askanischen Politik so eifrigen Sinn und starkes Rückgrat gab, hatten dahinfahren lassen und verpfänden müssen, gerade auch an die adligen Vasallen. Damit richteten sich diese als die selbstischen Herren von festen Städten und ganzen Gebietsteilen ein, machten die freien Bauern sich untertänig und schufen aus dem Drücken auf die Städte, der Wegelagerei gegen den Handel eine Art öffentliche Politik, ein System ihres selbstherrlichen Übermuts, gegen das wiederum die Städte sich auf die eigene Notwehr und Verbündung gewiesen sahen. Karl IV. selber hatte, um als König emporzukommen und Freunde zu haben, in älteren Zeiten erheblich mit dem Mittel gearbeitet, die gegnerischen Nachbaren gerade der Mark zu stärken und sie in ihrer reichsrechtlichen Stellung zu erhöhen. Nun blickte er auf diese Dinge mit den Augen des Herrn im märkischen Gebietskomplex und suchte auf verschiedenen Gebieten das Alte zu bessern, Rechte wieder einzubringen, verlorene oder neue Wege zur Wohlfahrt zu weisen. Aber nur zu bald, nach kurzen fünf Jahren, kehrten die schlimmen Zeiten zurück, als Karl IV. 1378 starb und die Mark an seinen Sohn Siegmund kam. Dieser war nicht der übelste von Karls Söhnen, aber er steckte in ganz fernen Unternehmungen und Kämpfen um Länder und Kronen, war nur zweimal flüchtig im Lande, brauchte Geld für Ungarn, überließ seinem Bruder Johann die Neumark, nahm Verpfändung über Verpfändung vor, im ganzen und in Teilen oder Statthalterämtern, an Jobst von Mähren und dessen Bruder Prokop, an Wilhelm von Meißen, der vier Jahre als Statthalter im Lande war. Als Johann von der Neumark starb und diese heimfiel, verpfändete er sie erst an Siebenbürgen, verkaufte sie dann 1402 dem deutschen Orden, mit dem er schon vorher solche Geschäfte geschlossen hatte, kurzum, die Kurmark und all ihr Zubehör waren ihm lediglich ein Fonds zum Verbrauchen gegen Bargeld. Und denen, welchen er verpfändete, nicht minder; Jobst verpfändete wieder an die Herren vom Ritteradel, überließ den Rochow Potsdam, den Gänsen von Putlitz Lenzen an der Elbe, den Quitzow, die die Hauptähne unter allen waren, Rathenow, ließ neue Gerechtsame an den Adel übergehen und Hoheiten verkommen; zuletzt saß durch ihn Herzog Swantibor III. von Pommern-Stettin († 1413) als Statthalter in der Mark. Die Geldbedürftigkeit der Landesherren hatte sie seit den bayrischen Markgrafen immer mehr Gerechtsame an die reichen Städte verlieren, verkaufen lassen, darunter das Münzrecht, so daß von den Bürgern der Markgraf, ihr Herr, gewissermaßen zum Lande hinausgekauft wurde. Aber auch an den Adel trat der kurfürstliche Lehnsherr Recht um Recht zur Deckung von Verpflichtungen ab und gewährte den Edelleuten sogar Bündnisse zu schließen, ohne zu fragen, ob der Verbündete Freund oder Feind des Markgrafen sei. Und dann kam an diese auf solche Weise die Obrigkeit und Zinshoheit des Landesherrn über die Bauern. Die unter den Askaniern in anderen Dingen völlig frei gewesen

Abb. 58. Cisterzienserkloster Chorin in der Mark Brandenburg.
Nach einer Aufnahme von F. Albert Schwartz in Berlin.

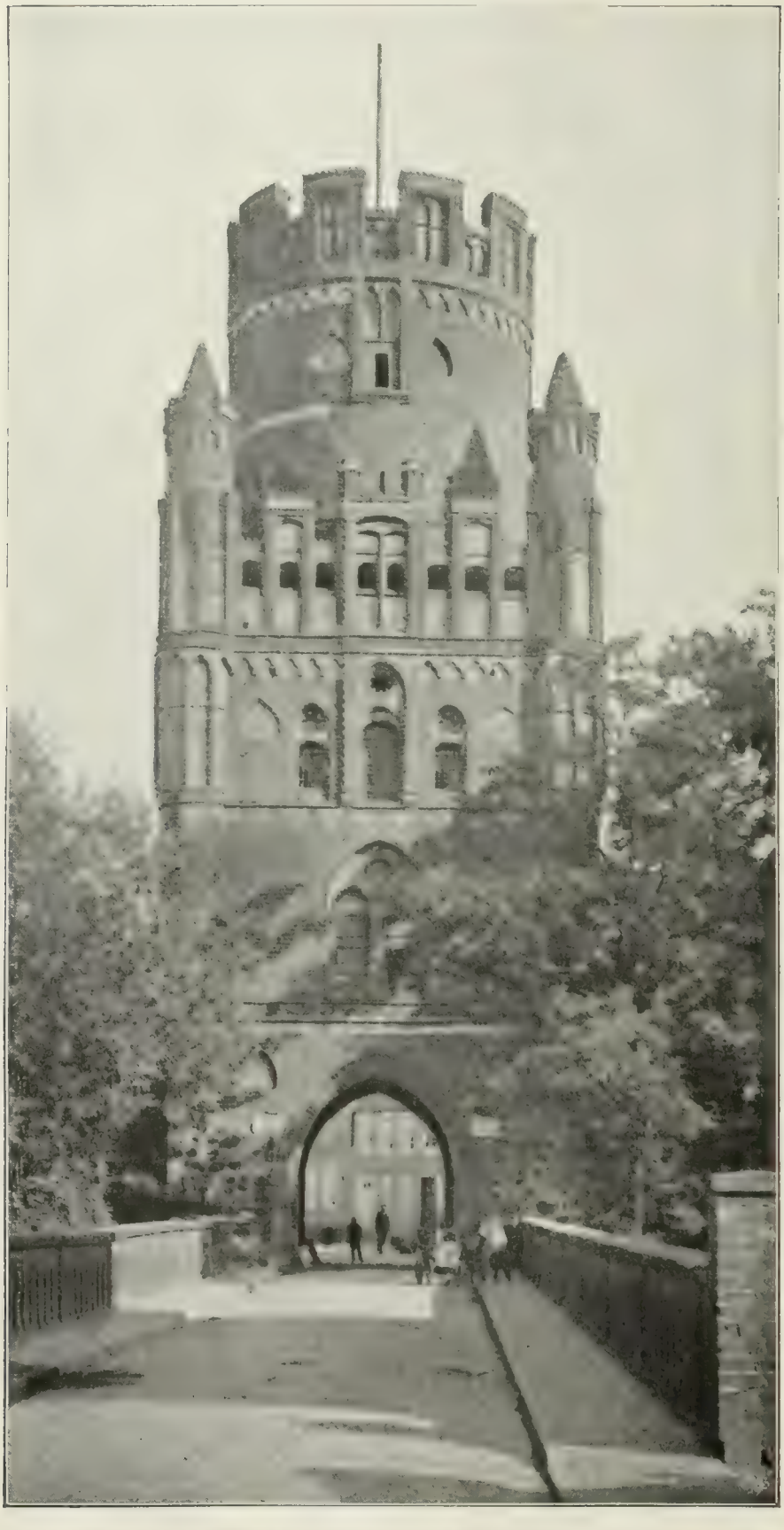


Abb. 59. Ünglingertor zu Stendal.

waren, sahen nun anstatt des Markgrafen, weil er seine Rechte verkaufte und verpfändete, dessen adlige Vasallen als ihre gesetzten Herren. Der adlige Herr wälzte Last um Last auf den nunmehr ihm zu Zins und Dienst verpflichteten Bauern, verstrickte ihn in Verschuldung, nahm ihm die Hufe, an die jener doch gebunden blieb, und schlug sie zu seinem Grundbesitz: so greift die Latifundienbildung in diesen Kolonisationslanden um sich, während die Bauerngüter abnehmen und der Bauer auf die Stufe eines Grundhörigen sinkt. Diese hier einsetzende Entwicklungstendenz haben nachmals auch die hohenzollerischen Kurfürsten, trotz der Gesinnungen namentlich Friedrich Wilhelms, noch nicht abzustellen vermocht. Selbst Friedrich der Große hat sich auf moderne Umformung der Verhältnisse der königlichen Domanialbauern beschränken, die Verhältnisse der ritterschaftlichen Bauern im Ganzen, wie sie geworden waren, belassen müssen: allerdings hat er dem weiteren „Bauernlegen" durch den Adel unnachsichtlich Einhalt getan.

So standen die Dinge, als 1411 König Siegmund wieder einmal selber über die Mark verfügte und den zollerischen Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, dem er Dank und Geld schuldete, als Verweser und Hauptmann der Mark mit aller markgräflichen Gewalt im Lande außer der Kur erblich betraute, ihm am 30. April 1415 zu Konstanz auch die Kurwürde nebst der des Erzkämmerers im Reiche zur Ausübung übertrug, während Friedrich ihm damals weitere 250000 Gulden überließ, und am 18. April 1417, ebenfalls zu Konstanz, die feierliche Belehnung des neuen Kurfürsten aus dem Hause von Zollern vornahm.

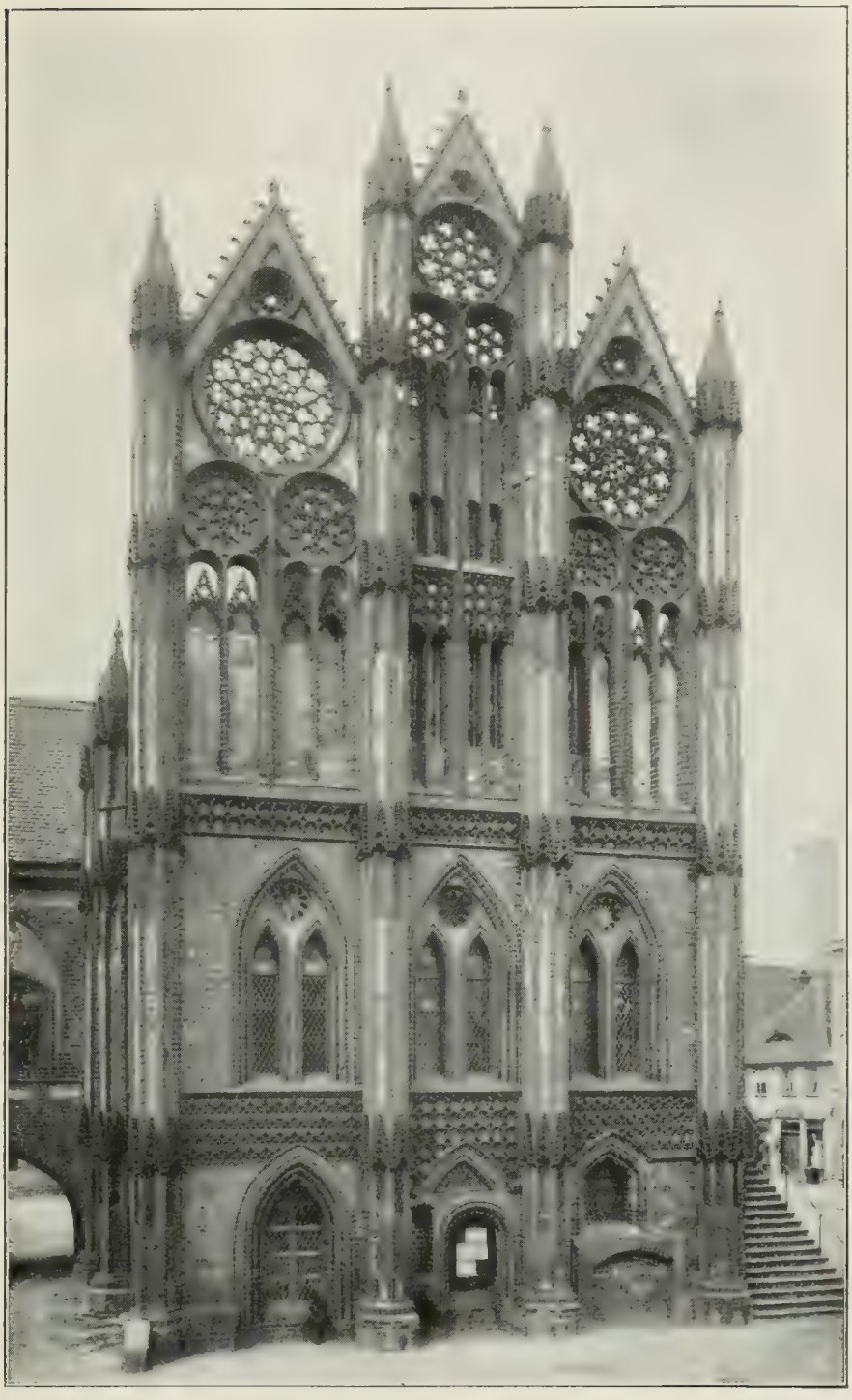


Abb. 60. Rathaus zu Tangermünde, erbaut um 1440.

An dieser Stelle gebührt sich ein kurzer Überblick über die Vorgeschichte des **Zollern**hauses, das aus seiner schwäbischen Heimat auf dem Wege über Franken in die Mark und nach Ostpreußen gelangt und schließlich zur deutschen Kaiserwürde aufgestiegen ist.

Der Name Zollern begegnet zuerst zum Jahre 1061, in dem, wie die Chronik Bertolds von Reichenau kurzab erwähnt, Burchard und Wezel von Zollern fielen. Sie waren also schon ein Geschlecht, von dem der Reichenauer Mönch ein solches Ereignis auch ohne sonstiges Eingehen auf die betreffende Fehde nicht unerwähnt lassen wollte. Daß der Name Zollern nicht früher erwähnt wird, versteht sich aus dem Bd. II. S. 163 über das Aufkommen der Familiennamen Gesagten; er erscheint sogar verhältnismäßig früh, indem ihn Bertold in jener um 1080 geschriebenen Stelle anwendet. Das Geschlecht selber war schon, ehe es nach seiner auf kegelförmigem Berge südlich von Hechingen ragenden Burg benannt wurde, in Schwaben angesehen. Es ist sicher, daß die Grafen von Zollern und die Grafen von Hohenberg (im württemb. Oberamt Spaichingen), deren Besitz 1381 von Habsburg aufgekauft wurde, desselben Ursprungs sind. Und einigermaßen sicher stammen beide Grafenhäuser von der Familie jener Burcharde ab, die in der Entstehung des schwäbischen Herzogtums mehr als einmal auftreten. So fehlt es denn an Beziehungen und Verwandtschaften mit anderen vornehmeren Geschlechtern Schwabens nicht; auch hat ein Zugehöriger ihres Hauses 1095 das Kloster Alpirsbach mitgestiftet und ausgestattet. Sie bevorzugen in der älteren Zeit die Namen Burchard und Adalbert und neben diesen weiterhin auch den Namen Friedrich — den Hauptnamen der Staufer, in deren Dienst sie sich eifrig betätigten. Nach Franken kamen sie durch das Burggrafenamt von Nürnberg, das seit 1105 erwähnt wird und die spätere kommunale Selbstentwicklung der Stadt Nürnberg, als

davon getrennte Befugnis, nicht berührt. Graf Friedrich von Zollern, der wahrscheinlich 1201 gestorben ist, war vermählt mit der Erbtochter der Grafen von Raabs in Niederösterreich und erhielt aus dem Nachlaß des letzten Grafen Konrad außer raabsschen Gütern die Anwartschaft auf das von jenem bekleidete Burggrafenamt, das ihm Kaiser Heinrich VI. 1191 übertrug. Seine beiden Söhne vereinbarten sich 1227 über den zollerischen Komplex von Gütern und Ämtern so, daß Friedrich den schwäbischen Teil, der jüngere Konrad († 1261) den fränkischen Teil übernahm. Sie sind die Stammväter der heutigen fürstlichen und der königlich-kaiserlichen Linie. Das zollerische Wappen, der aus Silber und Schwarz gevierte Schild, kommt bei beiden Linien im 13. Jahrhundert vor. Wenn die Burggrafen in der Frühzeit ihres Amtes den burggräflich nürnbergischen Löwen führen, so mag daran erinnert werden, daß wir uns in der Zeit befinden, wo die bestimmten Wappen erst wurden und daß Wappensiegel nach dem Amte auch sonst, z. B. bei den Zähringerherzögen als den Reichsstatthaltern in Burgund, begegnen. Nur daß die Zollern auch der fränkischen Linie die Wappengemeinsamkeit mit der schwäbischen sich weiterhin bewahrt haben.

Die Reihenfolge der zollerischen Konrade und Friedrich von Nürnberg hat auch durch die folgenden Jahrhunderte daran festgehalten, immer gut kaiserlich zu sein; es wird für sie eine Art Erbsystem, sich nach Kräften in Reichs- und Wahlangelegenheiten zu betätigen, und so erscheinen sie in der allgemeineren deutschen Geschichte längst, ehe sie selber Fürsten wurden, mit größerer persönlicher Bedeutung, als manche hochfürstlichen Herren. So haben wir sie ja angetroffen. Der genannte zollerische Burggraf Konrad stand in Ämtern und Diensten bei Friedrich II. und Konrad IV., nicht ohne sich dazwischen Heinrich Raspe zuzuwenden, als dieser sein Gegenkönigtum gegen den gebannten Sizilianer erhob. Sein Sohn Friedrich III. (1261—97) war für Rudolfs von Habsburg Wahl tätig; dessen Sohn Friedrich IV. (1297—1332) begleitete Kaiser Heinrichs VII. Sohn Johann in sein neues fremdes Königtum von Böhmen und folgte danach dem Kaiser selber nach Italien. Im Königstreit, der dem lützelburgischen Kaisertum folgte, hielt er zu Ludwig von Bayern und hatte ein Hauptverdienst an dessen Mühldorfer Siege. Geld hatten diese Burggrafen immer zur rechten Zeit zur Verfügung: Friedrich kaufte im Jahre 1331 um 23000 Pfund Heller von den Öttinger Grafen die Herrschaft Ansbach oder, wie der Ort in älterer Zeit heißt, Onoldsbach, die jene von Würzburg zu Lehn trugen. Auf ihn folgten seine Söhne Johann II. (1332—57) und Albrecht, die seine Politik fortsetzten und nach dem Übrigbleiben Karls IV. als Herrn des Reiches mit gleicher Entschlossenheit zu diesem hielten. Johanns Sohn war Friedrich V., er hatte nun schon ausgedehnte und abgerundete Besitzungen in Franken in seiner Hand und wurde von Karl IV., der so vielen den Rang erhöhte und vormalige Lehnsmittelbare zur Reichsstandschaft erhob, 1363 zum Reichsfürsten gefördert. Er verzichtete ein Jahr vor seinem 1398 erfolgten Tode auf die Regierung zu Gunsten seiner Söhne, für die er eine Teilung des Besitzes vorgenommen hatte. Johann III. bekam das „Land im Gebirge" oder Oberland mit Kulmbach, anstatt dessen später Bayreuth der Hauptort wurde, Friedrich VI. das „Niederland zu Franken" oder Land unterhalb des Gebirges, mit Ansbach und mit Einschluß des Burggrafenamtes. Getreu der Haustradition finden wir dieses Friedrichs Bemühen wieder in den Affären, die das Reich bewegen; er hat mit zu Ruprechts Wahl gegen Wenzel beigetragen und ist dann mit Siegmund in dessen ungarischen Kämpfen in nähere Beziehung getreten. Da Johann von Kulmbach 1420 ohne Söhne starb, kam damals sein Anteil auch wieder in die Hand Friedrichs VI., der nun inzwischen der erste Kurfürst seines Namens von Brandenburg geworden war.

Mit machtvollem Ruck der Tatkraft zum Guten setzt dieses neue Kurfürstengeschlecht in der Mark ein. Die Regierungen Friedrichs (VI.) I. (1415—1440), Friedrichs II. (1440—1471) und dessen Bruders Albrecht Achilles (1471—1486) bilden die erste Glanzperiode des hohenzollerischen Waltens in Brandenburg.

Dabei sind sie, namentlich Friedrich II. und Albrecht Achilles, doch nur unständig und mit halber Seele im Lande gewesen. So hochansehnlich diese Erhöhung ihres Hauses war, so war ihnen das verwahrloste norddeutsche Land doch noch fühlbar das Neue, Fremdere. Sie lösten sich noch nicht so bald von den altgewohnten Verhältnissen in Franken, das ihnen längst zur Heimat geworden war, ab, sie hielten noch in erster Linie die Fäden fest, die von dort aus angesponnen waren, durften auch die Gegensätze und politischen Bedingungen, die dort wesentlich waren, nicht aus den Augen verlieren.

In Friedrich I. erblicken wir ein gewisses Ungestüm des Machtbegehrens entfesselt. Er hat es Siegmund schwer verdacht, daß dieser die sächsische Kurwürde nebst dem Lande an

Meißen übertrug, und es ist freilich eine zu historischen Spekulationen herausfordernde Vorstellung, wenn 1423 die beiden großen norddeutschen Kurstaaten an ein und dasselbe Haus gelangt wären, das sich zugleich nach Oberdeutschland hineinschob. Auch nach Polen, wo der Übergang der Krone auf einen Sohn Wladislaw Jagellos keineswegs gesichert war und jahrelang vom Adel verweigert wurde, ist Friedrichs Phantasie dieselben Wege gezogen, wie vorher und nachher so vieler deutscher und anderer Fürstenhäuser. Sein 1413 geborener Sohn Friedrich, der nachmalige zweite Kurfürst, war als achtjähriges Kind mit einer Tochter des genannten Königs und Großfürsten von Litauen verlobt worden und wuchs im Hinblick auf derartige Möglichkeiten am polnischen Hofe auf; 1431 nach dem Tode jener Prinzessin kehrte er heim, während in Polen ihr erst nach jener Verlobung geborener Bruder Wladislaw III. 1434 als zehnjähriges Mündel zur Regierung kam. Auch als Bewerber um die deutsche Krone ist Friedrich I. zweimal aufgestellt oder doch ins Auge gefaßt worden.

Bei alledem hat Friedrich I. seine Aufgabe in der Mark mit voller und rascher Entschlossenheit angepackt und in den Jahren 1412—1414 den Adel gebrochen. Die Putlitz in der West-

Abb. 61. Quitzowburg. Nach einer Aufnahme von F. Albert Schwartz in Berlin.

prignitz und namentlich die Quitzow, ebenfalls in der Prignitz, bei Perleberg, zu Hause, waren dessen Häupter, von letzteren Dietrich, der zu Friesack, und sein Bruder Hans, der zu Plaue saß. Bisher war Jobst dem Adel gnädig und bequem gewesen, nun verbündeten sie sich, gerade wie sie schon vorher ihre Fehden gleichwie selbständige Kriegsherren geführt hatten, mit den Söhnen Swantibors von Pommern-Stettin, Kasimir und Otto, die nicht geneigt waren, aus den märkischen Statthalterschaften dem Nürnberger zu weichen. Friedrich wurde 1412 an dem Damm, der bei Kremmen durch den Havelluch mit seiner trügerischen schwimmenden Grasdecke ging, geschlagen, wo schon früher, zur bayrischen Zeit 1334, die Streitkräfte der Brandenburger und der Pommern, die ihnen Pasewalk abgenommen, sich gemessen hatten. Aber außer dem Adel war die Stimmung im Lande für ihn, den Erlöser, oder doch richtiger gesagt, sie war eben vor allen Dingen gegen den Adel; von dem Adler, der die Krähen zauste, spricht das märkische Volkslied. Der Erzbischof von Magdeburg, ein Schwarzburger, zog Friedrich zu und half mit grobem Geschütz; so konnten Friesack, Plaue genommen, mehr als zwanzig Raubburgen erobert werden, 1414 beugte sich der Adel. Der Krieg mit Pommern ging noch weiter, aber unter anderen Bedingungen. Schon war ein Putlitz der Führer, als die Kurfürstlichen am 25. März 1420 Angermünde erstürmten; wie die Gans mit ihren Flügeln gewaltig in die Mauern Löcher schlug, singt das Lied. So wurde auch nach dieser Seite allmählich Friede und konnte 1427 abgeschlossen werden, unter Festsetzung einer Familienverbindung, indem eine Enkelin Friedrichs mit Kasimirs Sohne verlobt

ward, und unter Verzicht der Pommern auf das von ihnen besetzt gehaltene Prenzlau in der Ukermark. Ganzer Friede im Lande freilich wurde nicht. Friedrich hielten jetzt, da er bis zu der Angelegenheit der kursächsischen Nachfolge Kaiser Siegmunds rechte Hand blieb, reichische und kaiserliche Angelegenheiten und eine ihm 1418 übertragene Reichsstatthalterschaft fern, sowie seine mehrmalige Reichshauptmannschaft wider die Hussiten, die freilich den Erfolg hatte, die besondere Wut dieser Plündererscharen wiederholt in die Mark zu lenken.

Friedrichs I. drei Söhne teilten so, daß Johann († 1464) das fränkische Oberland, Friedrich II. die Mark, Albrecht, nachmals Achilles genannt, das Niederland um Ansbach bekam. Dieses ohne die Burg von Nürnberg, welche Friedrich I. mit Zubehör um 120000 Gulden i. J. 1427 der Reichsstadt überlassen hatte. Kurfürst Friedrich II. (1440–1470, † 1471) hat den Beinamen Eisenzahn in der Mark erworben. Der Adel, wenn auch nicht gerade willig, war sich jetzt des Herrn über sich bewußt, aber die Städte, welche sich in den wirren Zeiten mit eigenen Kräften geholfen hatten und denen die Rückkehr der Ordnung zugute kam, wollten deren Bringerin, der fürstlichen Herrschaft zuliebe, doch von nichts ablassen, was sie erlangt oder sich beigelegt hatten. Mit Recht ist neuerdings betont worden: der stille, jahrzehntelange Kampf gegen die Städte hat die Kurfürsten mehr beschäftigt, als der akutere gegen den Adel. Ihr seit 1308 erwachsener Städtebund hatte im ersten Jahrhundert seines Bestehens zuweilen mit den Markgrafen offene Fehde geführt, den Städtekriegen des Spätmittelalters insofern nicht allzu vergleichbar, als sie doch sämtlich Landstädte waren, und pochte auf Herkommen und angebliche Rechte, die den Kurfürsten eher als fürstlichen Nachbar, denn als Landesherrn behandelten. Berlin war jetzt die Führerin geworden. Es war 1307 mit dem links von der Spree belegenen Kölln zu gemeinschaftlicher Stadtverfassung vereinigt worden, das Rathaus der Doppelstadt wurde auf der „langen Brücke" erbaut, auf der, die heute Schlüters Denkmal des Großen Kurfürsten trägt; sie führte damals ihren Namen noch mit mehr Recht, da sie über das niedere Ufergelände zu beiden Seiten hinüberreichte. Als tatsächliches und anerkanntes Haupt des Bundes berief die Stadt dessen Tagungen in ihre Mauern, vertrat auch die Beziehungen des Bundes zur Hanse und erwarb unter anderen Privilegien i. J. 1392 die Ausübung des Blutbannes. Den Kurfürsten ließen Berlin-Kölln wie einen fremden Besucher in ihre Tore, ohne ihm ein Öffnungsrecht zuzugestehen; in der Klosterstraße im „hohen Hause" war dann sein Absteigequartier. An diesen hergebrachten Verhältnissen landesherrlich zu ändern, hatte der erste Friedrich seinem Nachfolger noch übrig gelassen. Und sie abzustellen, wurde dessen nächste Aufgabe, ähnlich wie Friedrich I. gleich nach Übernahme der Verwaltung den Adel niedergezwungen.

An auseinanderstrebenden Interessen fehlte es, wie in allen Städtebünden, in der Mark nicht, und von allen Verbündeten haben die Städte einander immer am leichtesten im Stich gelassen. Dazu gab es Eifersucht aller Art zwischen Berlin und Kölln, und vor allem rüttelte auch hier bereits der demokratische Ansturm an der Selbstherrlichkeit des patrizischen Rates. Diese Sachlage und die in Berlin-Kölln entstandene offene Auflehnung gegen den bisherigen Rat benutzte Friedrich 1442, um den landesherrlichen Eintritt in Berlin zu erzwingen. Er hob die ihm mißfälligen Privilegien auf, auch die Blutgerichtsbarkeit der Stadt, deren Roland gebrochen wurde, trennte Berlin und Kölln wieder in zwei Verwaltungen (sie sind erst 1709, zusammen mit neuentstandenen Sonderstadtteilen, wieder vereinigt worden) und setzte neue Bürgermeister und Räte, deren Wahl künftig zu bestätigen er sich vorbehielt; auch verbot er alle Bündnisse. Den offenen Aufruhr, der gegen diese Maßregeln nachträglich von Berlin aus ausbrach, warf er i. J. 1448 mit gewappneter Hand nieder, während die Hoffnung der Bürger auf auswärtige Städtehilfe bitter enttäuscht wurde. Nun wurde die Stadt auch noch wirtschaftlich empfindlich gestraft durch Verlust ihres Zolls und Niederlagsrechts, und wo die Mauer von Kölln nördlich an die Spree stieß, erbaute der Kurfürst nach schon 1442 gefaßtem Beschluß eine Burg, die Vorläuferin der späteren Berliner Schloßbauten. Sie ward durchaus als Zwingburg erbaut, denn noch residierte der Kurfürst in der Mark zu Tangermünde, wo Friedrich II. die Burggebäude 1460 um ein (etwas verwahrlost erhaltenes) Kanzleihaus vermehrte. Erst Johann Cicero, im Unwillen wegen des in der Altmark unter Führung Tangermündes entstandenen Aufruhrs gegen die fürstliche Bierakzise, hat seine Residenz nach dem jüngeren Berlin verlegt, ohne daß darum die Kurfürsten nicht gelegentlich auf der Tangermünder Burg noch gewohnt hätten.

Friedrich II. hat das altbrandenburgische Gebiet, das Friedrich I. so vielfach gemindert überkam, zu einzelnen Teilen wieder hergestellt. Durch Abtretung einiger Ortschaften befreite er sich in der Altmark von der Magdeburger Lehnshoheit (S. 83); die Nöte des Deutschen Ordens in Preußen (s. u.) ermöglichten ihm 1455 den Rückkauf der Neumark; von Böhmen konnte er 1462 Teile der Niederlausitz, die Herrschaften Kottbus und Peitz, als Lehn wiedererlangen. Auch die alte Hoheit der Askanier über die Grafschaft Wernigerode, die von den Grafen an Otto mit dem Pfeil zu Lehn aufgetragen worden war, konnte er wiederherstellen.

1464, als die pommerische Linie von Stettin erlosch, machte Brandenburg auf Grund der alten, 1338 mit einfachen Erbverträgen vertauschten, von Karl IV. als Landesherrn wieder in Anspruch genommenen Lehnshoheit den Heimfall dieses Gebietes geltend gegen die Agnaten der Wolgaster Linie. Er hat jedoch nicht mehr den Ausgang dieses langwierigen Streites erlebt. 1470 dankte er, nachdem ein Sohn vor ihm gestorben war, zu Gunsten seines Bruders Albrecht ab, der seit 1464 Kulmbach mit Ansbach vereinigt hielt, zog sich in das geliebtere Franken zurück und ist dort 1471 auf der über Kulmbach ragenden Plassenburg gestorben.

Albrecht Achilles ist der ritterlich schöne, glänzende, allerdings in manchen Schlachten, aber niemals im Turnier besiegte Mann, der durch sein traditionell zollerisches Halten zu den Habsburgern, die die Kaiserkrone trugen, und zwar dabei durch seinen selbständigen und getreuen Willen zum Besten des Reiches, der Reichsgeschichte eben so sehr wie der brandenburgischen angehört. Auch des sich Deutschland klar machenden Äneas Silvius Blick fällt sogleich auf ihn. Zu Tangermünde 1414 geboren, in dem Jahre, das seinen Vater die Mark siegreich gegen den Adel behaupten sah, hat er dann seine Mannesjahre in Franken oder vielmehr in den oberdeutschen Verbündungen eingesetzt. Er ist die treibende Kraft in der fürstlichen Politik, die hier in erster Linie gegen die Städte geht, mit dem Kaisertum Fühlung hat und sich in diesem Falle doch nicht gegen die kurfürstliche Übermacht schart. Den rechtlichen Streitpunkt des großen Krieges von 1449 bis 1450 gab der von Albrechts Vater an Nürnberg verkaufte Burgbesitz. Aber es handelte sich ihm um nichts geringeres, als Nürnberg, welches durch seine Weitergabe des italischen Handels und Brennerverkehrs nach dem nördlichen Osten mächtig emporgekommen war, nebst seinem beträchtlichen reichsstädtischen Gebiet in das fränkisch-zollerische Hoheitsgebiet hineinzurunden, die Lücke zwischen dem Kulmbach-Bayreuther und dem Ansbachischen Gebietsteil auf so begehrenswerte Weise zu schließen. Und darüber hinaus handelte es sich allgemeinhin um Herren oder Städte. In Schwaben wurde von Württemberg um dasselbe Ziel gefochten wie hier in Franken, und alle Fehden dieser Jahre sind vielmehr durch die großen Verbündungen wiederum nur eine; zweiundzwanzig Fürsten des Reiches, viele Grafen, Herren und Ritterschaften sagten Albrechts Gegnerin Fehde an, die wieder durch ganz Mittel- und Süddeutschland mit den Städten verbündet war. Nürnberg hatte den Kampf kommen sehen, ehe die langen zu Bamberg geführten Verhandlungen wegen des Burgrechts 1449 abgebrochen wurden, hatte sich gut verproviantiert und zu diesem Zweck die vorhandenen Köpfe — oder Münder — zählen lassen, eine für uns hoch erwünschte Gelegenheit aus jenen unstatistischen Zeiten, denn sie läßt uns erfahren, daß die Stadt damals um 20000 Einwohner hatte. Feldordnungen und allerlei Reglemente wurden erlassen, man unterschätzte die Bedeutung der kommenden Ereignisse nicht und nahm sie gründlich; dann wurde von der Stadt unter dem Adel geworben, um den fürstlichen Rittern im Felde zu begegnen, und an Rittern, wie Kunz von Kauffungen, die auf der Seite der gut zahlenden Kaufmannschaft fochten, fehlte es nicht. Ganz Deutschland war gespannt; der Chronist des Hauptes Lübeck erblickte schlechtweg einen Entscheidungskampf um die weitere Fortdauer der oberdeutschen Reichsstädte. Indessen wurden derartige grundsätzliche Wirkungen des Kampfes dadurch abgeschnitten,

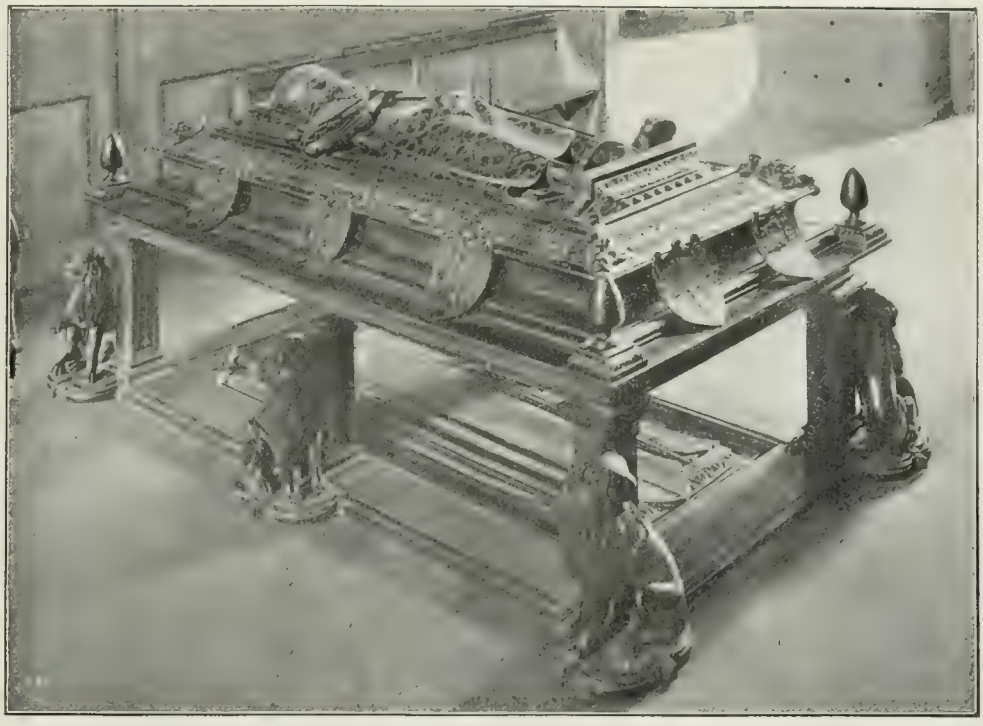


Abb. 62. Grabmal Johann Ciceros und Joachims I. von Brandenburg im Berliner Dom. Von Peter und Hans Vischer, 1530.

daß in dem einzigen tüchtigen Gefecht, das während des zweijährigen Hin- und Herziehens und Verwüstens 1450 bei Pillenreut nördlich von Nürnberg gekämpft worden ist, Albrecht eine Niederlage erhielt. Aber auch die Städter ermatteten, wollten Kosten und Schaden sparen, die Bundesgenossen sahen, daß sie hinter ihren Mauern sicher saßen und begnügten sich damit; so wurde noch i. J. 1450 Friede geschlossen, wobei man den Streitfall, von dem man ausgegangen war, erörterte, zum Vergleich führte und so tat, als ob es sich um jenen gehandelt habe.

Die Mark und ihre zukünftigen Rechte hat Albrecht vergrößern können. Den aktuellen Stettiner Heimfall gab er auf, aber erhielt dafür in Verträgen von 1472 (zu Prenzlau) und 1479 die alte Lehnshoheit über Pommern (einschließlich des Heimfalls nach Erlöschen des pommerischen Hauses) sowie die Abtretung einiger Ortschaften und Burgen zugestanden. Um dies sogleich zu erledigen: Kurfürst Johann Cicero hat dann wieder im Vertrage von Pyritz 1493 sich statt der Lehnshoheit mit bloßer Erbanwartschaft begnügt, die zwar auch in den älteren Schlichtungen der reale Kernpunkt war, und diese ist noch wieder in Erbvergleichen von 1529 und 1571 befestigt worden. Nach Schlesien hin führte Albrecht den Krossener Erbfolgekrieg, indem er namens seiner Tochter Barbara als der Witwe des letzten Piastenherzogs Heinrich von Glogau und Krossen († 1476) auf das Erbe Anspruch machte; es gelang ihm wenigstens, im Vertrage von Kamenz, 1482, Krossen, Bobersberg, Züllichau und Sommerfeld in die Hand zu bekommen. Als guter Finanzmann hinterließ er ansehnlichen persönlichen Barschatz. Die Dispositio Achillea, die er 1473 als Hausgesetz erließ, hatte den Zweck, Zersplitterungen der Marken, Abspaltungen von ihr auszuschließen, indem der märkische Komplex immer nur nach Primogenitur, also ungeteilt, vererben sollte, während die Absonderung und Zweiteilung der fränkischen Gebiete als besondere Markgrafen-Herrschaften gestattet wurde. Absoluten Gehorsam hat sie ebenso wenig gefunden, wie ähnliche ältere Hausverträge anderer Dynastien, aber sie hat doch, wie dort, als stete Gewissenschärfung gewirkt und sich schließlich vollinhaltliche und wichtige Nachachtung erzwungen.

Nach Albrecht Achilles' Tode i. J. 1486 bis an den Regierungsantritt des Großen Kurfürsten haben wir eine Art Stillstand in der Reichsgeschichte des Kurfürstentums Brandenburg. Dieses ist nun wieder zu Ehren gekommen, gehört zu den meistbeachteten Territorien im Reich. Aber seine Haltung in den allgemeinen Zeitfragen und Zeitereignissen bekommt etwas Neutrales, Lahmes, Negatives. Die alle Gemüter bewegende Reformation läßt diese Haltung Brandenburgs nur desto deutlicher hervortreten. Die Fürsten sind abgeneigt, zögern, fügen sich dem allgemeinen Zuge, bleiben lau und egoistisch. So geben sie den Wettinern, mit denen die Väter so manchen eifersüchtigen Span ausgefochten, den Vorrang in den großen Angelegenheiten des 16. Jahrhunderts frei, zuerst den Ernestinern, dann Moritz und den Albertinern; werden diese nach Moritz engherzige Partikularisten ihres lutherischen Orthodoxentums, so reicht es Brandenburg sogar nur zur Gefolgschaft in dieser Politik der Fernhaltung und Schadenfreude. Auch im Innern erlahmt die von den ersten drei Kurfürsten und noch wieder von Joachim I. geltend gemachte gebietende Auffassung der landesfürstlichen Gewalt; es ist die Zeit, da Adel und Städte, die einst gewaltsam niedergeworfen worden, nunmehr zur geordneten Ständegewalt aufsteigen und da zugleich das lutherische Kirchenregiment jenes Selbstgefühl gewinnt, welches später in seiner Renitenz mit Friedrich Wilhelm zusammenstoßen sollte.

Von Albrecht Achilles' Söhnen erhielt auf Grund des neuen Hausgesetzes die Mark Johann (1486—99), der auch lateinische Beredsamkeit zu entfalten imstande war, was in dieser Humanistenzeit wesentlich war. Jedenfalls, auch wenn man seine Sprachkünste nur mit dem sehr gelinden Maßstab, den man in derlei an die Fürsten legt, gemessen haben sollte, verdankte er ihr den Beinamen „Cicero". Was wohl noch besser für das Land war, das er schon als Stellvertreter seines Vaters mitregiert hatte: er war ein kluger und tüchtiger Herr, der nun die Finanzverhältnisse der Regierung und des Landes durchgreifend und mit Sinn für Sparsamkeit ordnete. Unter ihm befestigte sich eine bemerkenswerte Wiederannäherung der fränkischen und schwäbischen Zollern, die einander etwas aus den Augen verloren hatten und erst durch die Rührigkeit und die Bündnisse Albrecht Achilles' wieder in Beziehungen zueinander getreten waren.

(Bei den schwäbischen Grafen hatte es an Fehden nach außen und untereinander nicht gefehlt. Eitelfriedrich I. hatte wilde Kämpfe mit seinem älteren Bruder Friedrich, genannt dem Öttinger und 1423 zerstörten diesem unbändigen Herrn die Württemberger und die Städte gemeinschaftlich die Burg Zollern; nur die dem hl. Michael geweihte Kapelle blieb übrig. Unter Eitelfriedrichs Sohn Jost Nikolaus kamen, da der Öttinger ohne Erben im Morgenlande starb, die Grafenlande wieder in eine Hand. Er war es, der zu Albrecht Achilles in Beziehung trat und als ein sichtbares Zeichen der wieder aufgefrischten Gemeinsamkeit eine Beihilfe zum Wiederaufbau der Zollernburg erhielt; dieser geschah in den Jahren seit 1454 und dient auch der modernen, durch Friedrich Wilhelm IV. seit 1850 vorgenommenen „Restaurierung" zum Träger. Jost Nikolaus' († 1488) Söhne pflegten diese Beziehungen zu den etwas fern gerückten

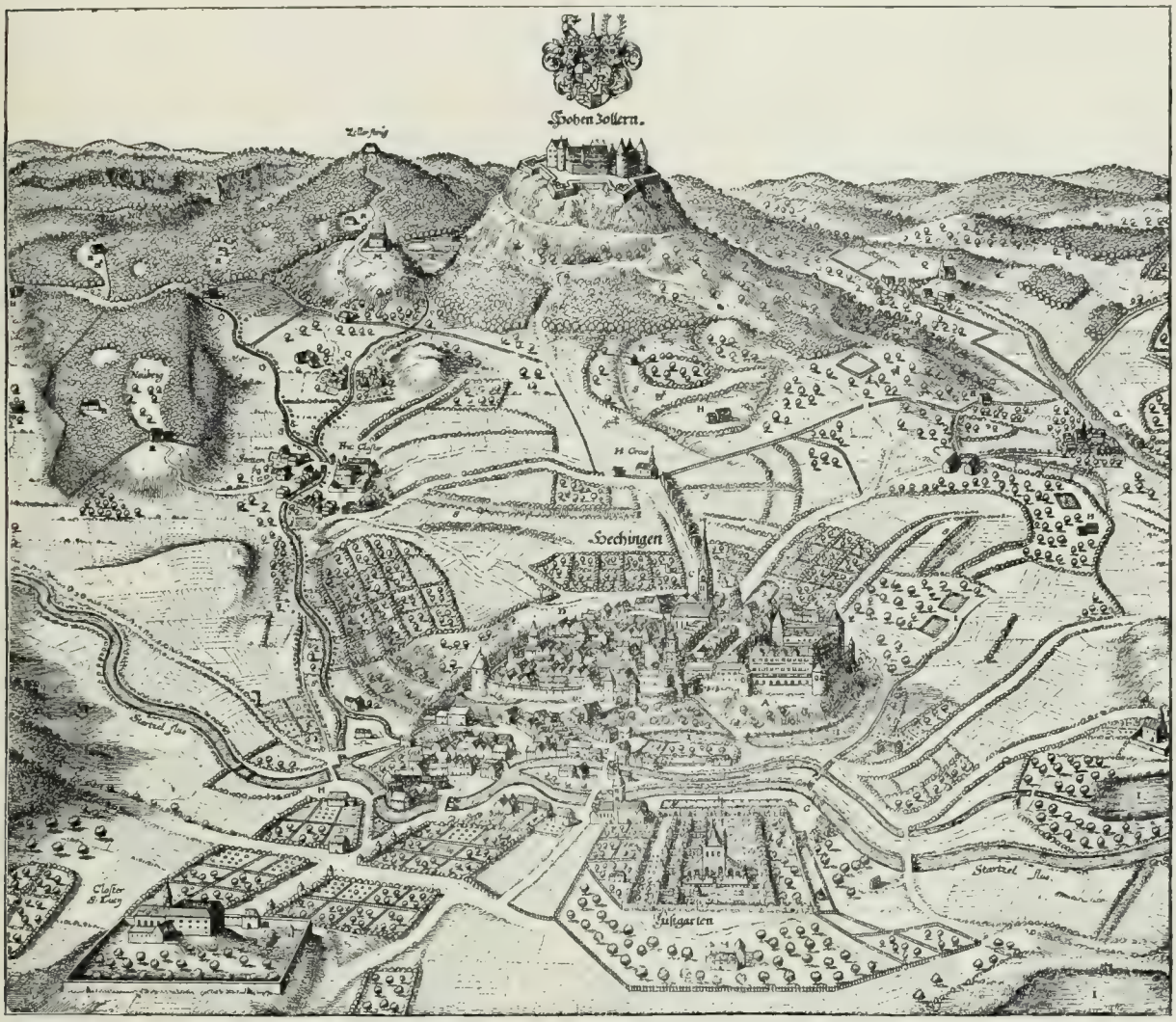


Abb. 63. Burg Hohenzollern mit Umgebung. 17. Jahrhundert.

Agnaten ebenfalls und haben unter Johann Cicero eine Erbverbrüderung mit ihnen vereinbart, die nach dem Erlöschen der schwäbischen Linie das Recht der fränkisch-brandenburgischen sicher stellte. Von jenen Söhnen Jost Nikolaus' ist der führende jener Eitelfriedrich II., dem wir als bei Kaiser Maximilian I. beliebtem und verdientem Manne, auch als erstem Reichskammerrichter begegnet sind. Seine Nachkommen erhielten 1534 von Kaiser Karl V. die erledigten schwäbischen Grafschaften Sigmaringen und Veringen als Reichslehen, und so sind durch eine Teilung von 1576 die Linien und Lande Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen entstanden, die 1869 durch das Aussterben von Hechingen wieder zusammengekommen sind.)

Johann Cicero hat 1490 die zur Niederlausitz gehörige Herrschaft Zossen gekauft. Ihm fehlte keineswegs der Sinn für die ständisch-zentralistische Bewegung im Reiche, die sich unter Maximilian geltend machte und wir finden ihn auf dem berühmten Reichstage von 1495 anwesend. Im Berliner Dom hat Johann Cicero ein Doppeldenkmal mit seinem Sohne Joachim I. zusammen; davon ist Johanns Grabplatte bei Peter Vischer in Nürnberg bestellt und

Abb. 64. Bestandteile des Schlosses zu Kölln-Berlin aus kurfürstlicher Zeit.

von ihm vor 1524 vollendet worden, während Peter das übrige in der Hauptsache seinem Sohne Hans überlassen hat.

Joachims I. starre Abneigung gegen die Reformation hat während seiner Regierung (1499—1535) keine Änderung mehr erfahren, und seine i. J. 1506 gegründete Universität Frankfurt lernten wir als einen Mittelpunkt der Polemik gegen Luther kennen. Ihn entzweite eine Liebschaft von ihm mit seiner Gemahlin, Elisabeth von Dänemark, und sie neigte zum Luthertum; auch diese Dinge haben seine persönliche Stimmung mit beeinflußt, so offenkundig, daß Luther wagen konnte, ihm mit gröblicher Deutlichkeit durch Briefe und Flugschriften die Wahrheit zu sagen. — Joachim war ein straff autoritativer, mit Tüchtigkeit durchgreifender Landesherr, der die immer noch gerne rückfälligen Mein- und Dein-Begriffe des Adels in gesegnetem Respekt hielt. In seine Zeit verlegt sind Wilibald Alexis' „Hosen des Herrn von Bredow", ein Muster diskreten und stimmungsgetreuen historischen Romans, voll landschaftlicher und menschlicher Poesie. Joachim hat 1516 das Kammergericht zu Berlin gegründet, das den sonst schon hier erwähnten „Hofgerichten" als oberster inländischer Gerichtshof entspricht, und 1527 die Constitutio Joachimica erlassen, eine bis auf das neue bürgerliche Gesetzbuch des Reiches in landschaftlicher Geltung gebliebene Bearbeitung von Erb- und Familienrecht. Als die Grafen von Ruppin 1524 ausstarben, zog er ihren Nachlaß als erledigtes Lehn ein; mit Pommern ordnete er die Erbanwartschaft im Vertrage von Grimnitz 1529 aufs neue. Nach den Beinamen Achilles und Cicero haben die humanistischen Zeitgenossen diesen Fürsten am besten durch den des altersruhigen, weisen Nestor zu ehren geglaubt.

Entgegen der Dispositio Achillea nahmen Joachim Nestors Söhne, Joachim II. und Johann, eine Teilung insofern vor, als für Johann neben Kottbus die Neumark ausgeschieden wurde; von ihr und seiner Residenz wird er gerne als „Hans von Küstrin" bezeichnet. Joachim II., der Kurfürst (1535—1571), entsprach der Stimmung und dem Drängen zur Reformation im Lande und trat auch persönlich über. Doch erst nach dem Schmalkaldischen Kriege oder vielmehr nach dessen unerhofft günstigem Ausgang im Augsburger Religionsfrieden hat er, auf Grund des jus reformandi, ganze Arbeit gemacht und die nunmehr durchgeführte lutherische Landeskirche unter das Berliner Konsistorium geordnet. In ganz jungen Jahren hatte er 1522 den ungarischen Feldzug wider die Türken mitgemacht; in diesen Erinnerungen hat er 1542 noch wieder das Reichsheer für Habsburg gegen den Feind der Christenheit geführt (Bd. II. S. 601). Er schloß 1537 die Erbverbrüderung mit dem schlesischen Herzogshause von Liegnitz und Brieg, die schließlich zu den Kriegen Friedrichs des Großen geführt hat. Die nun evangelisch gewordenen Bistümer Brandenburg, Havelberg, Lebus hielt er unmittelbar bei dem Kurhause und verfügte auch über die Administratur von Halberstadt und Magdeburg, welche letztere Brandenburg im Dreißigjährigen Kriege verloren ging, doch 1648, wie wir sahen, in verbesserter Form als dauernder fürstlicher Herrschaftsbesitz wieder eingebracht wurde. In Preußen, von dessen Landesgeschichte nun bald an der Zeit sein wird, ebenfalls eine Übersicht zu geben, erlangte er 1569 die Mitbelehnung durch Polen. Weniger strenge gegen sich und minder mannhaft als die Vorgänger, hatte Joachim II. nicht so sehr mit Widersachern, desto mehr mit Weiberkram und

Schulden zu tun, der schönen Gießerin Anna Sydow und dem jüdischen Wucherer Lippold, die ihn und die kurfürstlichen Finanzen erheblich ruinierten.

Der jüngere Bruder Johann von Küstrin war tüchtiger, sparsamer und besser bei Geld, so daß er die Herrschaften Beeskow und Storkow 1555 durch Kauf erwerben konnte. Der Reformation stand er beflissener gegenüber, führte sie schon 1536 in seinem Anteil durch und beteiligte sich eifrig auf protestantischer Seite, wenn er sich auch im Schmalkaldischen Kriege in Übereinstimmung mit der Neutralität seines kurfürstlichen Bruders hielt. Er starb im gleichen Monat mit letzterem, im Januar 1571, und die Neumark kam nun wieder an das Hauptland, an den neuen Kurfürsten, Joachims II. Sohn Johann Georg (1571—98).

Dieser ließ Lippold hinrichten, die Sydow auf die Veste Spandow oder Spandau bringen — in den zurückliegenden, minder universell gebildeten Jahrhunderten hat man, übrigens ohne besonderen Nationalgefühls dazu zu bedürfen, noch den Mut gehabt, Dinge wie diese wendischen ow-Endungen früher oder später einzudeutschen —, und er begann die väterlichen Schulden abzuzahlen. Auf ihn trifft in allererster Linie zu, was vorhin gesagt wurde von dem im Schlepptau der kursächsischen Lauheit und Kalvinistenfeindlichkeit fahrenden brandenburgischen Protestantismus; bei aller Anerkennung seiner menschlichen Persönlichkeit und seiner Frömmigkeit. Er hatte 23 Kinder, von denen ihn 15 überlebten, und in der Zukunftsorge um diese brandenburgische Markgrafensaat suchte er verschiedenen Söhnen Teilgebiete der Mark durch sein Testament zuzuwenden, das jedoch sein ältester Sohn, der Kurfürst Joachim Friedrich (1598—1608) in Übereinstimmung mit der Achilleischen Disposition für ungültig erklärte. Da 1603 die fränkischen Lande, die seit 1557 in der Hand von Ansbach zusammengekommen waren, durch völliges Aussterben der dortigen Nachkommen des Albrecht Achilles erledigt wurden und heimfielen, konnte Joachim Friedrich dem Wunsche seines Vaters und der Dispositio Achillea zugleich genügen, indem er seinen Brüdern Joachim Ernst Ansbach und Christian Bayreuth überließ, die nun dort neue Linien begründeten.

Auf Joachim Friedrich folgte als Kurfürst sein Sohn Johann Sigismund (1608—1619), während dessen Bruder Johann Georg das schlesische Fürstentum Jägerndorf erhielt. Letzteres war 1523 durch Kauf an Ansbach gekommen und mit dessen Heimfall an das Kurhaus gelangt. — Nur zu früh hat Johann Sigismunds vielversprechende Regierung ihr Ende genommen; ein

Abb. 65. Grundriß von Thorn. (Vgl. S. 100.)
Nach Merians Topographia Electoratus Brandenburgici et Ducatus Pomeraniae. 1652.

Mann wie er wäre dem brandenburgischen Staate und dem protestantischen Deutschland im Dreißigjährigen Kriege ein besserer Führer und Helfer gewesen, als Georg Wilhelm. Jener ist es nun, der nach Jülich, Kleve und Berg hin, mit einem Teilerfolg für das vertretene Anrecht, die Hand streckte, im Zusammenhang hiermit für seine Person der entschlossenen reformierten Partei in Deutschland beitrat (Bd. II. S. 630), und der andererseits im alten Ordenslande Preußen der erbliche Herzog wurde. Der brandenburgische Adler hat durch ihn mit seinen Schwingen den Rhein und die Memel erreicht; die weitausschauenden Aufgaben sind gestellt, an deren Lösung die Arbeit zu beginnen Johann Sigismund selber nicht mehr gelangt, die auf sich zu nehmen vielmehr erst sein zweiter Nachfolger Friedrich Wilhelm der Mann und fähig gewesen ist.

Preußen. Auch im preußischen Gebiete der Eroberung und Germanisation durch den Deutschen Orden sind die bürgerlichen Elemente den Pfadweisungen des militärischen Rittertums (Bd. II. S. 50) rasch gefolgt.

Thorn entstand zuerst, der Feste Vogelsang am rechten Ufer der Weichsel gegenüber, an der späteren Stelle von Altthorn und Gurske und wurde der leicht überschwemmten Niederung

Abb. 66. Ordenschloß in Marienwerder, Westseite.

wegen dann etwas stromauf gerückt; es kann sich rühmen, mit seinem Datum 1231 die älteste deutsche Stadt in den beiden preußischen Provinzen zu sein. Sehr bald folgte Kulm, das aus gleichen Gründen noch 1250 östlich verlegt worden ist. Beiden Städten gab der Orden weitgehende Freiheiten durch die kulmische Handveste von 1233, die das Verfassungs- und Einrichtungschema für weitere preußische Städte wurde, Kulm selber ward ihr Oberhof in Streitfragen des Stadt- und Marktrechts. Noch in der Gegenwart sind hiervon die volkstümlichen Ausdrücke kulmische Rute, kulmischer Morgen usw. übrig geblieben. Rasch vermehren sich diese Städte, gelangen die bestgelegenen zu Blüte; in Thorn ward schon 1265 eine Neustadt nötig, die der Orden etwas abhängiger als die Altstadt hielt, außerhalb deren Mauern die Ordensburg und die Neustadt als Befestigungseinheiten für sich lagen (Abb. 65). Die Stadt gehörte zur Hanse, ihre Schiffe gingen in die See hinaus, ihr Landverkehr erstreckte sich weit durch Polen und die östlichen Slawenländer.

Die Unterwerfung der Preußen erfolgte, analog derjenigen der Wenden in den Marken, von Landschaft zu Landschaft, an Gemeinsamkeit des heidnischen Widerstandes fehlte es bis in die vierziger Jahre überhaupt. Danach als es zu spät war, auf die Nachricht eines Mißerfolges der Ritter gegen die Litauer i. J. 1260, flammte der allgemeine und vorbereitete Freiheitskampf der Preußen auf. Viel blutige Grausamkeit der Ordenskämpfer und Kreuzheere ward

Abb. 67. Die Marienburg. Erbaut im 14. Jahrhundert. Der Teil im Mittelgrunde rechts ist das Hochschloß.

jetzt von den Aufständischen heimgezahlt, deren Führer Heinrich Monte aus Natangen in Magdeburg erzogen war, wohin ihn der Orden in christliche Unterweisung gesandt hatte; wie einst Arminius von den Römern, brachte er von den Deutschen den Befreierdrang für sein Volk und die Fähigkeit planmäßiger Taten zurück. Aber bis 1273 ward dieser schwere und gefährliche Aufstand endgültig unterdrückt.

Um so kräftiger konnte fortab der Kampf gegen die den Preußen volksverwandten, aber nicht mit ihnen stammeseinen Litauer verfolgt werden, der sich ins 14. Jahrhundert fortsetzt. Es war tapfere deutsche Zeit in all diesen alten und neuen Kämpfen und Unsicherheiten, das Bürgertum nicht minder mutvoll und hart als die Ritter, einmal haben die Frauen von Kulm an Stelle ihrer ausgerückten Männer die Stadt verteidigt und gehalten. Seit damals ist das deutsche Preußentum zu seiner Eigenart zurechtgewachsen und am Ende vermöchte dort noch heute manche Frau bei solcher Gelegenheit nicht minder zu bestehen. Der Orden konnte immer in Zuversicht bleiben; für jüngere Adelssöhne von einiger Unternehmungslust und Fähigkeit zur Disziplin bildete er ein vielgelobtes Land der stattlichen Versorgung, dazu folgten noch unaufhörlich die Kreuzfahrten, die geistlich der ins Heilige Land gleichgestellt waren. Mit Ausnahme von Italien und Spanien hat das ganze Abendland Ritter und Kämpfer für den Orden gestellt, England und Schottland nach Deutschland die meisten, doch galten diese als anmaßlich und waren nicht ohne Absicht. Auch an gekrönten Kreuzfahrern und an Fürstensöhnen fehlte es nicht; der lützelburgische König Johann von Böhmen, Kaiser Karl IV., König Ruprecht von der Pfalz, Herzog Leopold von Österreich, der später bei Sempach fiel, verschiedene Bayernherzöge, König Heinrich IV. von England und viele andere haben entweder in jungen Jahren auf der „preußischen Reise" um ihre ersten Lorbeeren gefochten oder als Männer die schon erworbenen noch vermehrt. In Königsberg, das nach Ottokar II. von Böhmen hieß und wegen seiner östlichen Lage der hauptsächliche Sammelplatz der Feldzüge war, ging es gastlich und hochfürstlich her mit wälschem und mit Österwein, dem feurigeren Rebenblut des Ostens von Griechen- oder Ungarland, dem sich im äußersten Ostelbien noch heute besondere Weinstuben widmen. Gastgeber und Gäste prunkten in Gold, in Silber und Gestein, und „an Kost ward nicht vergessen, für ein Gerichte trug man vier", wie Peter Suchenwirt versichert, ein vielumhergekommener „Fahrender", der als Leibpoet den Herzog Albrecht III. von Österreich auf die Fahrt von 1377 begleitete. Viele Leute kamen ins Land, die nicht bloß einen Jahrgang mitkämpften, sondern als Ritter, außerhalb der Ordenszugehörigkeit, und als Bürger, Bauern ansässig wurden; Raum für sie schuf

Abb. 68. Flügelbau des Mittelschlosses der Marienburg.

immer aufs neue der Krieg selber, der die einheimisch-preußische Bevölkerung zum größeren Teil aufrieb und somit am meisten Einfluß hatte, daß die Germanisation verhältnismäßig früh, im 14. Jahrhundert, schon ihre Hauptarbeit vollendete.

Auch außerhalb des preußisch-litauischen Gebietes griff der Orden um sich. Der Wettbewerb um Pomerellen und sein Ausgang wurden S. 87 erwähnt. Der Orden mußte diese Gelegenheit ergreifen, um in den Besitz der Weichselmündung mit Danzig zu gelangen, wo neben einer altpommerischen Siedlung sich um 1235 lübische Kaufleute niedergelassen hatten und die Begründer einer mit lübischem Recht aufblühenden Stadtgemeinde geworden waren; neben ihr richtete der Orden als Landesherr seit 1309/10 eine neue, die auf jede Weise geförderte und bevorzugte „rechte" Stadt nach Kulmer Recht ein. 1348 erhielt der Orden, dessen Hauptburg und Residenz seit 1309 die Marienburg war, von Dänemark Esthland abgetreten. 1398 nahm er unter dem Hochmeister Konrad von Jungingen den Vitalienbrüdern die Insel Gotland mit dem von Waldemar Atterdag geplünderten Wisby ab. Er verwaltete das Bernsteinsammeln als streng bewachtes Regal, verschiffte das namentlich für die Rosenkränze begehrte Material

Abb. 69. Der große Remter in der Marienburg.

nach Lübeck und Brügge, trat überhaupt immer deutlicher als eigene Seemacht im Baltischen Meere auf, richtete die kaufmännischen Großschäffereien zu Marienburg (hauptsächlich für Getreide) und Königsberg (für Bernstein) ein, mit weitverzweigten Agenturen, hielt Schiffe, die als Kauffahrer nach Livland, Holland, Flandern, England gingen, trieb Überlandhandel nach Rußland und nach Armenien über Lemberg und machte somit als große Handelsgesellschaft der Hanse empfindliche Konkurrenz. Seine Glanzzeiten waren das ausgehende 14. Jahrhundert und die ersten Jahre des neuen, wo er 1402 nach der Seite des Reiches zu die Neumark erwarb. Winrich von Kniprode (1351—1382) gehört zu seinen gefeiertsten Hochmeistern, unter dem der Gegenstoß der von Olgerd und seinem Bruder Keistut oder Kynstudi geführten Litauer erfolgte. In der siegreichen Schlacht von Rudau unweit Königsberg 1370 fiel der tapfere Landesmarschall Henning Schindekopf aus Thüringen, der zu allem in seinem neuen preußischen Plattdeutsch „Öck sülvst" (ich selbst) sagte und der nach einem Leben voller Tapferkeit und Verdienst als totwunder, sterbender Mann auf dem Felde von Rudau auch „öck sülvst" die Nachricht des endgültigen Sieges zu den großen Toten des Ordens hinüberbrachte.

Aber für die Ordensritter, die ihrem Ursprung nach für den Glauben fochten und, wenn sich dieser Zweck auch weltlich vermengte, fromme und tapfere Christen waren, war es nicht gut,

daß bei den geschlagenen Litauern nun auch das Christentum siegte. Nur gegen den Orden waren sie vom Glück verlassen, sonst hatten sie weitum die Gebiete von Russen und Ruthenen unterworfen und waren eine beträchtliche Macht im Osten geworden, die mit Polen Fühlung hielt. In der Polenresidenz Krakau ließ sich Olgerds Sohn Jagello, seitdem Wladislaw genannt, 1386 taufen und vermählte sich mit Hedwig, der Tochter des bereits gestorbenen angiovinischen Königs Ludwig von Polen und Ungarn, deren Hand ihn nun auf den Thron von Polen führte. Damit hörten die Kreuzpredigten für den Orden in Deutschland und Westeuropa auf: gegen das vereinigte christliche Reich Polen und Litauen konnte man keine Kreuzfahrer mehr schicken, auch nicht mehr, als Wladislaw Jagello 1392 einem Sohne Keistuts Litauen als gesondertes Großfürstentum überließ. Der Orden mußte fortan mit Söldnern kämpfen, wie die deutschen Korporationen, und die kosteten viel Geld, die bisher geringen Leistungen der Ordensuntertanen wurden scharf angespannt. Die längst aus kaufmännischen Gedankengängen unzufriedenen Städte, von denen Kulm, Thorn, Elbing, Danzig, Braunsberg und die Altstadt von Königsberg seit der Mitte des 14. Jahrhunderts als Glieder der Hanse erscheinen und in derlei Angelegenheiten vom Orden ziemlich freie Hand hatten, ertrugen dessen fühlbarere Landesherrschaft, die seit Ende des genannten Jahrhunderts den hanseüblichen Pfundzoll an sich zog und auch allgemeine direkte Bürgersteuern auferlegte, nur wie ein Unrecht; der erblich landsässige Adel sah nun mit Mißmut auf die Ordensritter, die ein Gelübde aus zugewanderten armen Schluckern zu Landesherren machte. So redeten schon manchenorts die Immerklugen, in Polen da sei alles besser. Die Bildung von Landständen aus ansässigem Adel und Städten hatte der Orden streng niedergehalten, so fehlte das Ventil der Unzufriedenheit und die Gelegenheit sie zu erörtern. Statt dessen entstand 1397 wider den Orden der adlige Eidechsenbund, der nach polnischer Hilfe ausschaute. Diese ließ nicht lange auf sich warten, König Wladislaw Jagello (1386—1434) rückte vereint mit seinem Vetter von Litauen sowie mit russischen und tatarischen Zuzügen ein. Am 15. Juli 1410 in der Schlacht von Tannenberg wurde der Hochmeister Ulrich von Jungingen vollständig geschlagen, er selber, die meisten Würdenträger, viele Ritter des Ordens fielen, mit Ehren deckten die Bürger der Städte das Schlachtfeld, aber vom Eidechsenbund ward offener Verrat geübt und höhnend halfen diese Ritter dem Feinde die Burgen des Ordens brechen. Nur die Truppe des Komturs Heinrich Reuß von Plauen, der in Pomerellen stand, war übrig. Er besetzte die Marienburg und hielt sie gegen zehnwöchentliche Belagerung, unerschüttert durch den allgemeinen Abfall im Lande und durch das Erscheinen städtischer Huldigungsgesandtschaften von Danzig, Thorn, Elbing, Braunsberg im Lager des Königs, der als der neue Landesherr um Handels-Privilegien angebettelt wurde. Dann gab Wladislaw die Belagerung auf, zog ab; Heinrich wurde nun Hochmeister und konnte 1411 den (ersten) Frieden von Thorn schließen, der den Orden nur die vor etwa fünfzig Jahren von den Litauern abgetretenen samogitischen Landstriche kostete und ihm eine Entschädigungsumme auferlegte.

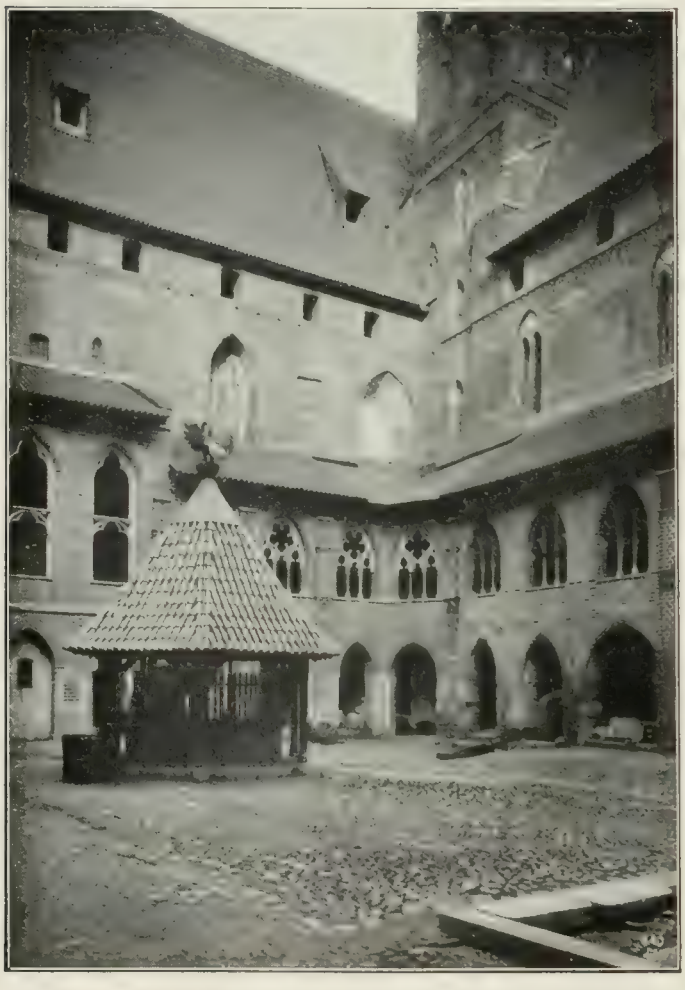


Abb. 70. Hof im Hochschloß der Marienburg.

Damit beginnt, durch die Person dieses klugen, tüchtigen Hochmeisters, noch einmal ein Versuch der Rückkehr zu der alten straffen Ordenszucht und Tradition oder, um das von einem Kartäuserzeitgenossen gebrauchte Bild aufzunehmen, die Wiederabwendung von der schlimmen schönen Helena zur Ordenspatronin Maria, unter gleichzeitigen Versuchen politischer Reform und Versöhnung mit den Städten und dem Landadel. Diese mußten jetzt notwendig zu

Abb. 71. Burg Lochstädt. Liebhaber-Aufnahme von F. Goerke in Berlin.

hohen Beträgen steuern, aber Heinrich wollte ihnen dafür ihre Vertretung durch einen ständischen Ausschuß bieten. Das aber erregte die Ordensmitglieder und 1413 setzte das Kapitel ihn ab, hielt ihn jahrelang in der Burg Lochstädt gefangen. Sie erreichten zwar, daß ihr altes herrisch-bequemes System noch für Jahrzehnte wieder in seinem morschen Bestande blieb, aber andererseits wurden auch die Tendenzen des alten Eidechsenbundes so lebendig wie je. Sie fanden ihre Parallele in den Städten, die den Rückgang ihrer kommunalen und kaufmännischen Unternehmungslust, wovon nur Danzig verschont blieb, auf den Orden schoben, keinerlei gemeinsame (auch keine hansischen) Beiträge mehr leisten wollten und vollends erregt wurden, als 1443 der Hochmeister sich genötigt sah, den Pfundzoll zur ungeteilten Einziehung für den Orden zu erneuern. Seit 1440 hatten sich zu Marienwerder 53 Edelleute und 19 Städte zu dem „preußischen Bunde" der Stände zusammengeschlossen, der sich alsbald über das ganze Land ausbreitete. Die Auflehnung gegen die Landesherrschaft ward damit eine offene. Auf allen Märkten und Dorfplätzen sangen die wetterkundigen Spielleute Spott- und Aufruhrlieder gegen den Orden, und im Februar 1454 sagte der Bund von Thorn aus dem Hochmeister ab, während er gleichzeitig dem König Kasimir II. von Polen und Großfürsten von Litauen (1445—1492) die Herrschaft über das Land antrug. Wie von langer Hand vorbereitet worden, stürmten die Städte die an ihre Mauern anstoßenden Ordensburgen, setzten die Ritter gefangen, die Burg von Thorn wurde zur Ruine gemacht, der Polenkönig rückte ins Ordensgebiet ein und empfing überall die Huldigung.

Man muß dem Orden zugestehen, daß er sich mit aller alten zähen Tapferkeit gewehrt hat. Söldner zu bekommen, war jetzt das nächste. Kein Verkauf, keine Verpfändung wurde gescheut, damals konnte Brandenburg (1455) die Neumark zurückkaufen. Auch die Söldner selber erhielten statt Geld Pfandschaften, welche letzteren freilich, wie 1456 die Marienburg, von den Inhabern mit Vorliebe an den König von Polen weiter verkauft wurden — ein charakterloses Durcheinander von Krieg und Profitlichkeit, wie es die Soldateska des Dreißigjährigen Krieges nicht ärger getrieben hat. Noch jahrelang hat der Orden, dessen Hochmeister jetzt in Königsberg seinen Sitz genommen hatte, bis zur völligen Erschöpfung Widerstand geleistet; endlich kam es 1466 zum (zweiten) Thorner Frieden, worin der Orden an Polen die Gebiete abtrat, die infolgedessen später für sich als Westpreußen bezeichnet wurden: mit Danzig, Elbing, Marienburg, Thorn, Bistum Kulm und Ermland. Den Ostteil, Pomesanien und Samland, „Ostpreußen", behielt der Orden, jedoch unter polnischer Lehnshoheit.

Wir kommen in jüngeren Zusammenhängen auf Westpreußen zurück, dieses von Deutschen und deutscher Kultur bewohnte Land, das für die nun folgenden Jahrhunderte von der nationalen Geschichtschreibung deswegen nicht vergessen werden darf, weil es der politischen Zugehörigkeit nach polnisch geworden war. Als die Krone Polen das Land übernahm, versprach sie weitergehende Selbstverwaltung und Freiheit, als je der Orden zugestanden hatte; das Ende sind schnödester Vertragsbruch, jesuitische Schreckensherrschaft und völliger Rückgang von Wohlstand und Wohlfahrt geworden.

In Ostpreußen, wo sich der Orden nicht ohne Mühe als Landesherr erhalten hatte und seit 1454 den Adel und die Städte durch Freiheiten und Rechte zu gewinnen bestrebt war, suchte man nach einigen Jahrzehnten ein Mittel zur politischen Wiederaufrichtung und zur Anknüpfung hilfreicher politischer Beziehungen darin, daß man, gegen die frühere Übung, Mitglieder ansehnlicher deutscher Fürstenhäuser ins Hochmeisteramt wählte. Auf den Wettiner Friedrich (1498—1510)

folgte 1511 Albrecht von Brandenburg-Ansbach. Er suchte sich der Huldigung bei der Krone von Polen zu entziehen, kam aber durch den hieraus 1519 entstandenen sogen. fränkischen Krieg in arge Bedrängnis. Bei der Vergeblichkeit diplomatischer Bemühungen hoffte er von einer persönlichen Reise nach Deutschland, daß sie für den Orden das völlig erlahmte Interesse wieder werben sollte. Nach einem Thorner Waffenstillstande 1521 machte er sich auf, und auf dieser Fahrt wurde er im Anfang des Jahres 1523 zu Nürnberg durch Andreas Osiander, den ersten evangelischen Prediger an der Lorenzkirche daselbst und nachmaligen Königsberger Professor, für Luthers Lehre gewonnen. Luther selbst, der hiervon erfuhr, schrieb alsbald an die Ordensherren zu Königsberg den Rat, daß sie die falsche Keuschheit mit der ehelichen vertauschen sollten. Albrecht trat mit ihm in persönliche Verbindung, und Luthers Freund D. Johannes Brießmann wurde als erster Reformator nach Preußen entsandt. Schon gab es, wie allerorten in Deutschland, im Ordenslande viele evangelisch Gesinnte, und Säkularisationsgedanken gingen überall um. Der Bischof von Samland, Georg von Polenz, bekannte sich als erster aller Bischöfe deutscher Nationalität zu Luthers Werke und hielt am 25. Dezember 1523 im

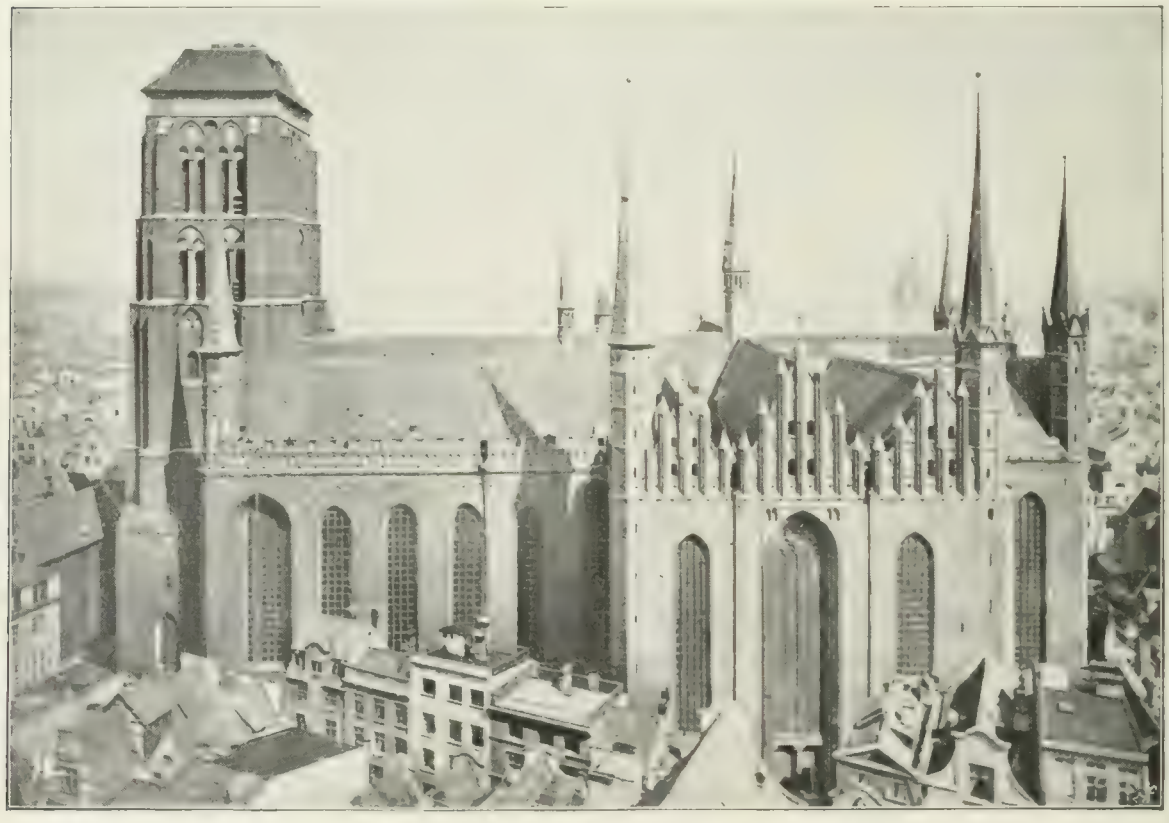


Abb. 72. Die Marienkirche zu Danzig, von Süden gesehen.

Königsberger Dom evangelische Weihnachtspredigt, mit der bedeutsamen Ankündigung, daß man hinfort allhie deutsch taufen werde. Seit Mai 1524 konnte die Ordenshauptstadt als evangelische Bürgergemeinde betrachtet werden. Der Friede von Krakau, 9. April 1525, brachte die Pläne und Gedankengänge, die durch jene Anknüpfungen festere Gestalt gewonnen, in politische Ordnung: Albrecht fügte sich der polnischen Lehnshoheit, aber als fortan weltlicher und erblicher Herzog, was zu sein ihm König Siegmund (1506—1548) zugestand. Festlich mit Glockengeläuten und berittenen Bürgern holte Königsberg den Herzog ein, der am 9. Mai zurückkehrte.

Auch sonst im Lande war man ganz überwiegend dieser Wendung froh, zumal nun die landständischen Rechte formell zugestanden und geordnet wurden. Die Ordensritter waren bis auf sieben einverstanden, die schließlich doch auch huldigten, erhielten Lehngüter aus dem säkularisierten Gut, verheirateten sich, übernahmen Landesämter. Eine Erhebung der samländischen Bauern, welche aber geistig mit dem großen deutschen Bauernaufruhr von 1525 zusammenhängt und die Abstellung der Adelsprivilegien verlangte, wurde noch im gleichen Jahre unterdrückt. — Der Deutschorden im Reiche, der in allen Kriegen des Ordenslandes vollkommen versagt hatte, protestierte zwar gegen die Säkularisation in Preußen. Aber das blieb ebenso belanglos, wie seine Einsetzung fernerer katholischer Hochmeister für Preußen, die in der Ordensballei zu Mergentheim an der Tauber residierten. Auch das Kaisertum hatte sich, wie wir bei der Reichsgeschichte sahen, des

benöteten Ordens längst nicht mehr angenommen, außer einer billigen Verfügung des als Kaiser angerufenen Friedrich III., der 1453 den preußischen Bund für aufgelöst erklärte. Wenn jetzt Karl V. i. J. 1533 die Reichsacht über Albrecht aussprechen ließ, so machte er durch deren versagende Wirkung nur noch klarer, daß über das Ordensland, und nicht erst jetzt, die Reichskompetenz tatsächlich erloschen war. Von staats- und völkerrechtlichem Belang war lediglich, daß Preußen seit 1466 von dem souveränen Polen lehnbar geworden und diese Lehnseigenschaft neuerdings zu Krakau, 1525, befestigt war. Dafür aber bedeutete die Reformation in Preußen ein Bekenntnis zum geistigen und nationalen Deutschtum, wie es mit keinem tieferen Inhalt geschehen konnte, und in diesem Sinne ward durch Albrecht auch, am 17. August 1544, die neue lutherische Landesuniversität, die Albertina zu Königsberg, eröffnet.

Albrechts I. spätere Tage brachten von allen Bitternissen, woran es seinem Leben nicht gefehlt hat, die schwersten. Früh durch den vorhin erwähnten, an die Universität berufenen Osiander erweckt, tobte ein Theologenstreit durch die Jahre unermüdet weiter, und die „Osiandrische Partei", die jetzt ihren Führer in dem Hofprediger Joh. Funcke hatte, leistete den Plänen von Albrechts Schwiegersohn, dem hochgebildeten, ehrgeizig-tüchtigen Johann Albrecht von Mecklenburg, auf Vormundschaft und etwaige Nachfolge im preußischen Herzogtum Vorschub gegen die widerstrebenden Stände. Der am Hofe einflußreiche Abenteurer Paul Skalich, der sich mit humanistischer Hintertreppengelehrsamkeit für einen Scaligersproß von Verona ausgab und den alten Herzog ganz in der Gewalt hatte, förderte die mecklenburgischen Pläne durch ein entsprechendes herzogliches Testament und wollte es gewaltsam durch geworbene Söldner sichern. Dagegen riefen die Stände wieder einmal Polen an, welches Kommissare sandte; nun wurden Funcke und zwei Räte wegen Friedenstörung und Hochverrats am 28. Oktober 1566 vor dem Kneiphöfischen Rathause zu Königsberg hingerichtet und das Testament für ungültig erklärt; Skalich hatte sich nach Frankreich aus dem Staube gemacht. Tatsächlich entmündigt und tiefgebeugt ist Albrecht am 20. März 1568 gestorben.

Abb. 73. Frauengasse in Danzig.

Bei seinem Nachfolger und Sohne aus später zweiter Ehe (Bd. II. S. 612), Albrecht Friedrich (1568—1618), steigerte sich frühe Geistesschwäche bald nach seiner Vermählung (1573) mit Marie Eleonore von Jülich-Kleve zum Wahnsinn. Nachdem schon bei seiner Belehnung durch Polen i. J. 1569 Kurfürst Joachim II. von Brandenburg eine agnatische Mitbelehnung erlangt hatte, wurde 1577 durch die polnische Lehnsherrschaft der nächste Blutsverwandte des kranken Herzogs, Markgraf Georg Friedrich von Ansbach, zum Vormünder und Landesregenten bestellt. Er legte den ausdauernden Theologenstreit bei und wies den Ständen, die ihm eigennützige Schwierigkeiten genug bereiteten, eine feste Hand; nachdem er (1586) das

Land persönlich verlassen, führte er die Regierung durch seine Räte. Nach seinem Tode (1603) wurde Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg Administrator, nach ihm sein Sohn und Nachfolger (1608—1619), Kurfürst Johann Sigismund, der Gemahl von Albrecht Friedrichs ältester Tochter Anna. Bei jedem dieser Wechsel scheuten die Stände, um der stärkeren brandenburgischen Hand ledig zu werden, vor keinerlei Mittel zurück und verlangten offen die völlige Einverleibung Preußens in Polen. Hierdurch wurden wiederum die Kurfürsten, um überhaupt die Verweserschaft und Belehnung zu erhalten, genötigt, der Krone Polen immer neue Oberrechte und dem von ihr geförderten Katholizismus weitgehende Freiheiten zuzugestehen. Vollends als Johann Sigismund zum reformierten Bekenntnis übertrat, hallten die preußischen Kanzeln von Auflehnung und Hohn. Lutheraner in Preußen und Jesuiten in Polen gingen nun einträchtig Hand in Hand, polnische Kommissare walteten in Preußen, die Stände verfuhren, als ob es keinen Administrator gäbe, und versammelten sich unter des Königs von Polen Obrigkeit. Nur der Besorgnis des Königs Siegmund (1586—1632), daß der unbeirrte Kurfürst mit dem siegreich gegen die Polen vordringenden evangelischen Wasa, Gustav Adolf, in engeres Bündnis treten möchte, verdankte es Johann Sigismund, daß er bei dem am 26. August 1618 erfolgten Tode des wahnsinnigen Herzogs widerwillig genug als Erbe und Nachfolger anerkannt wurde. Sein Herrenrecht in dem Lande herzustellen, das ihn verleugnete und dessen Hauptstadt ihn 1616 mit trotzigem Nichtempfang aufgenommen hatte, ist Johann Sigismund durch seinen Tod i. J. 1619 verhindert worden. Aber von ihm an münden die Landesgeschichten von Preußen und Kurbrandenburg, zwar durchaus noch nicht in Gemeinsamkeit, wohl aber unter die gleichen regierenden Namen zusammen.

Da unter Johann Sigismunds Nachfolger in Kurbrandenburg und im Herzogtum Preußen, unter Georg Wilhelm (1619—1640), auch die pommerische Anwartschaft der Hohenzollern zur Erfüllung kam, sei an dieser Stelle nun die Skizze der älteren Landesgeschichte von **Pommern** gegeben.

Die liutizischen Wenden Pommerns, vorher in kleine Stammgebiete zerteilt, waren durch die deutschen Angriffe zu festerem Bündnis getrieben worden. Aus ihm erwuchs während der späteren Abwehr der Polen ein einheitliches Fürstentum des Wratislaw (1107), das sich von der unteren Peene und der Tollense nach Osten zur Persante und Küddow erstreckte, also nebst kessinischen Gebieten im heutigen Vorpommern das Land der „Pommern" (po morju, am Meere) zusammenfaßte, während das östlich und zur Weichsel hinübergrenzende (Alt- oder Groß-) Pomerellen noch in Kleinstämme zersplittert blieb. Aber Polen blieb in der Schlacht von Nakel (1113) Sieger über den Pommernherzog, was zu dessen Taufe, zur Duldung der Mission, die in Otto von Bamberg hier ihren erfolgreichen Vertreter hat (Bd. I. S. 396), zu Kloster- und Bistumsgründungen und weiterhin zu christlicher, d. h. niedersächsischer, westfälischer und ostfriesischer Einwanderung führte, die die wendischen Burgplätze in deutsche Orte umwandelte und unter Verdrängung der Wenden das Land germanisierte. Sie erfüllte seit dem Fürsten Jaromar († 1218) auch das für sich selbständige, von den wendischen Ranen oder Rujanen bewohnte Rügen, auf das bisher in erster Linie das Augenmerk der Dänen gerichtet gewesen war. Die Insel machte sich von dem dänischen Gebot und Einfluß los, ward 1282 von König Rudolf I. als Reichslehn ihrem Fürsten übertragen und fiel 1325 infolge eines Erbvertrages von 1221 an das Herzogshaus von Pommern.

So lagen die zweitausend Hünengräber, die allein auf Rügen von vorslawischer Germanenzeit und altgermanischer Kulturverbindung mit See- und Küstenlanden Kunde geben, lagen der zusumpfende Hafen von Jumne-Vineta am „Silberberge" von Wollin, dem wendischen Burgwall der Stadt, und die Wikingergräber, die als solche von den Altertumskundigen unter den Slawengräbern am dortigen Galgenberge ausgesondert worden sind, nunmehr auf dem Grund und Boden germanischer Rückeroberung und Neugewinnung des Landes. Auf Wollin ward auch das Bistum gegründet, das infolge der gesunkenen Bedeutung dieser Lage später nach Kammin übertragen ward. Aus diesen deutschen Einwanderern entwickelte sich, bei dem jahrhundertelangen abgesonderten Fürstlichleben des Landes, ganz ähnlich wie in Mecklenburg, ein selbständiger niederdeutscher Volkstypus, dem mecklenburgischen sehr ähnlich, namentlich im westlichen Teil; in Hinterpommern um ein weniges ernster, karger, in allem etwas schwerfällig und derbtig, sonst aber tüchtig, festhaltend, voll ruhiger Tatkraft und Zuversicht.

Wratislaws († 1136) Söhne Kasimir und Bogislaw wurden 1170 der Würde nach als Herzöge anerkannt, aber von Kaiser Friedrich I. unter die Lehnsherrlichkeit von Brandenburg gewiesen. Landesteilungen kamen 1264, unter Barnim I. (1220—1278), wieder zusammen

Inzwischen hatte sich auch in Pomerellen im 12. Jahrhundert ein Herzogtum herausgebildet, das seine wichtigste Stellung in Danzig hatte, schon 1170 das Kloster Oliva gründete und unter gleichzeitiger Abwehr dänischer Machtbestrebungen die christlich-deutsche Kultur des Landes förderte, bis das Umsichgreifen des Deutschen Ordens diesen Herzögen bedrohlich schien und sie ihre Haltung ändern ließ. Um dem Orden den Weg zu verlegen, war es auch, daß der letzte pomerellische Herzog Mestwin II. dem genannten Pommernherzog Barnim I. sein Land zum Erbe verbriefte. Bei Mestwins Tode i. J. 1295 teilten Barnims Söhne gerade Pommern: Otto I. erhielt Stettin und die meisten rechts der Oder gelegenen Gebietsteile nebst einigen Strichen links der Oder, Bogislaw IV. das übrige mit dem Hauptsitz in dem seit alten Wendenzeiten wichtigen Burg- und Mündungsort Wolgast an der Peene, dessen Bedeutung erst durch Swinemünde, die Gründung Friedrichs des Großen und neue Ausgangstation des Haffs, erheblich gemindert worden ist. Aus dem pomerellischen Erbe, das auch der Orden, Polen und Brandenburg unter Waldemar I. umstritten, vermochte Pommern-Stettin den westlichen Teil zu retten, während der Orden und Brandenburg sich im Stolper Frieden von 1309 um den östlichen Teil verglichen (ob. S. 87 und 103). Brandenburgs Gewinn (Schlawe, Stolpe, Rügenwalde) wurde 1316 an Pommern-Wolgast abgetreten, an das, wie gesagt, 1325 auch das Fürstentum von Rügen und dessen festländische Einnistungen, nämlich die Herrschaft Barth und die 1209 von Jaromir gegründete Stadt Stralsund, fielen.

Die Geschichte beider Linien bewegt sich in den früher erwähnten friedlichen oder kriegerischen Beziehungen mit Brandenburg, gelegentlich mit Mecklenburg, während Stralsund unter gering verspürter Landesherrlichkeit der Herzöge sich zu früher großer Bedeutung im Seehandel und unter den Hansestädten aufschwang. Zu diesen zählte ferner das vom Kloster Eldena

Abb. 74. Wolgast und sein Schloß. Aus dem „Theatrum Europaeum".

aus 1241 gegründete Greifswald und seit 1360 der Sitz der älteren Linie, Stettin. 1338 wurde in Verbindung mit den Parteikämpfen der großen Häuser des Reiches die brandenburgische Lehnsherrlichkeit über Pommern-Stettin aufgehoben, also das Herzogtum reichsunmittelbar gemacht, jedoch Brandenburgs Erbnachfolge sowohl hier wie in den Wolgaster Landen gewahrt. Aus der Stettiner Linie stammte Swantibor III., der als Statthalter der Mark in der letzten lützelburgischen Zeit erwähnt wurde. 1464 erlosch diese Linie, so daß der Erbfall zu einer Streitfrage gemacht werden konnte.

Die Wolgaster Linie hatte 1372 eine Teilung in vor- und hinterpommerische Gebiete vorgenommen. Dieses hinterpommerische Herzogtum, das mit Pommern-Stettin nicht zu verwechseln ist, erwarb als Preis für an Polen geleisteten Zuzug in der Schlacht von Tannenberg Vergrößerungen in den Gegenden von Bütow und Schivelbein. 1455 erhielt es die Herrschaften Lauenburg und Bütow als polnisches Lehn, zur Zeit des alten Herzogs Erich, der vor Jahrzehnten, von Mutterseite ein Urenkel König Waldemars, durch die Königin Margarete zum Erben der nordischen Unionskönigreiche eingesetzt worden (1388 resp. 1396), aber, nachdem er 1412 die Regierung angetreten, sowohl durch die Unzufriedenheit der Schweden (1436) wie der Dänen (1439) entthront worden war. Nach Erichs Tode fiel Hinterpommern an Wolgast-Vorpommern zurück, welches, als nun 1464 auch Stettin durch Aussterben erledigt wurde, für sein agnatisches Vorrecht auf Stettin gegen den brandenburgischen Anspruch, den Albrecht Achilles erhob, zu kämpfen hatte. Der Vertrag von Prenzlau (ob. S. 96) 1472 beließ das Stettiner Erbe den Wolgastern, stellte aber noch einmal die brandenburgische Lehnshoheit (mit dem Recht auf den Heimfall) her, indessen nur bis 1493, wo im Pyritzer Vertrag die Lehnsabhängigkeit in

bloßen Erbvertrag zurückverwandelt wurde. 1523 entstanden neue Teillinien zu Wolgast und Stettin, welche 1529 den Pyritzer Vertrag zu bekräftigen vermochten. Die Reformation wurde 1534 auf dem gemeinschaftlichen Landtage zu Treptow endgültig eingeführt.

Neue Teilungen innerhalb der von 1523 folgen, bis 1569 das abermalige Aussterben der Stettiner Linie den Anlaß gab, die gesamte Landesherrlichkeit in zwei Linien, wieder von Wolgast und Stettin, unter bloßer Land-Apanagierung der übrigen Agnaten zu ordnen. 1625 starb diese letzte aller Stettiner Linien aus, und somit wurde Bogislaw XIV. von Wolgast, der seit 1620 regierte und gleichzeitig Inhaber des seit 1556 ständig von Wolgast administrierten Bistums Kammin war, alleiniger Herzog von ganz Pommern. Freilich auch der letzte: er starb am 20. März 1637, nachdem schon seit 1630 die Schweden das durch sie von den Kaiserlichen befreite Pommern wie ein erobertes oder ihnen untertäniges Land behandelt hatten. Sie waren schon damals von denselben Gesichtspunkten geleitet, aus denen sie nach Bogislaw's Tode das Herzogtum in der Hand behielten und im Westfälischen Frieden 1648 die Abtretung der wertvollsten Gebietsteile, Stettins und der Odermündungen, Vorpommerns und Rügens, an die eigene, schwedische Krone, unter Vergewaltigung und anderweitiger Entschädigung Brandenburgs, durchsetzten.

Brandenburg-Preußen. Der Kurfürst von Brandenburg und Lehnsherzog von Preußen, an welchen nebst den von Johann Sigismund unerledigt gelassenen Fragen die Aufgabe kam, den brandenburgischen Erbanspruch auf Pommern zu behaupten, war Georg Wilhelm (1619—1640), das schwächliche, unbefähigte Widerspiel seines entschlossenen Vaters.

Im pfälzischen Einleitungstadium des Dreißigjährigen Krieges blieb Georg Wilhelm, dessen Gemahlin Elisabeth Charlotte selber eine pfälzische Prinzessin war, völlig neutral und begnügte sich mit lauen, ungehörten Protesten. Ihn leitete Graf Adam von Schwarzenberg, aus der niederländischen Linie dieses verzweigten, ursprünglich fränkischen und heute wesentlich böhmisch-österreichischen Geschlechts; ein Katholik, der aus dem jülisch-klevischen Dienst in brandenburgischen übergegangen und 1619 oberster Geheimer Rat des neuen Kurfürsten geworden war. Es trifft über das Ziel, Schwarzenberg eines direkt katholischen oder kaiserlichen Interesses im Dreißigjährigen Kriege zu beschuldigen. Indessen konnte er, seinem ganzen persönlichen Denken nach, unmöglich für die kämpfende Union gestimmt sein. Er hat sich jeweils den großen Gesichtspunkten zu Gunsten kleinerer versagt, mit dem Ergebnis, daß dann die letzteren erst recht nicht den gewünschten Erfolg erzielten und größerer Schade erwuchs, als der, den er klüglich zu vermeiden suchte. Brandenburg verlor infolge seiner Haltung die evangelische Administration in Magdeburg, war in Gefahr, durch das Restitutionsedikt von 1629, das es nicht verhindern half, die Stifter Brandenburg, Havelberg, Lebus, selbst das Herzogtum Preußen zu verlieren. Zögernd, voller Abneigung, durchaus nur gezwungen schließt es sich den Waffen Gustav Adolfs, des Schwagers Georg Wilhelms, Gemahls seiner Schwester, an, verschuldet dadurch Magdeburgs Fall und bringt sich gleichzeitig um jeden Dank und Lohn des schwedischen Bündnisses, sei es in Pommern oder auf anderen Gebieten. Sein Anschluß an den Prager Frieden von 1635 nimmt die brandenburgischen Truppen als nunmehrigen Bestandteil der kaiserlichen Armee aus der Verfügung ihres Herrn, liefert die Mark aller Willkür der schwedischen Truppen und dieser Partei aus, macht Brandenburg wehrlos gegen die Besetzung des erledigten Pommern durch Schweden, welches Kriegsrecht geltend macht. 1638 will Georg Wilhelm, um sein pommerisches Erbteil zu gewinnen, eine neue brandenburgische Feldarmee aufstellen, aber statt der 25000 Mann, für die die Obersten sich zahlen und anweisen lassen, bringen sie nur 6—7 Tausend Mann verwilderten Gesindels zusammen, welche die auch auf sie sich erstreckende Bezeichnung als „kaiserliche Truppen" zum Vorwande nehmen, im Lande des eigenen Soldherrn schlimmer als jemals Tilly und die Schweden zu hausen. Vor dieser militärischen Anarchie im Lande, die mit jeglicher Gefahr droht, zieht sich Georg Wilhelm nach Preußen zurück.

In Preußen war der beginnenden Regierung Georgs Wilhelms das unverhüllte Streben des allgemach ins Sarmatische verwildernden Adels nach Vereinigung mit jener polnischen Adelswirtschaft, die den Namen eines Königreiches führte, zugute gekommen. Denn eine hiergegen reagierende Partei stützte sein Herzogtum und trug dazu bei, daß er 1621 die Schwierigkeiten überwand, die der polnischen Belehnung in Warschau bereitet wurden. Dafür drohte auch hier eine schwedische Gefahr durch Gustav Adolfs Gelüste auf Preußen, der zu

begegnen Georg Wilhelm weder als Feind noch Freund der Mann war. Sie wurde erst durch die Verlegung der schwedischen Hauptaktion ins Reich und durch den Stumsdorfer Frieden zwischen Schweden und Polen (1635) abgewendet. Aber sie hinterließ neue Unbotmäßigkeit der Stände gegen ihren schwachen Herrn, den z. B. die Hauptstadt Königsberg für nicht befugt erklärte, für sie bindende Abmachungen zu vereinbaren. Nichtsdestoweniger wußte sich der Kurfürst i. J. 1638 angesichts des Zustandes in der Mark keinen andern Rat als jenen erwähnten, nach Königsberg zu flüchten. Von jeher zu roherem Epikureismus neigend, suchte er sich über Bedrücktheit und Sorgen, sowie über auftretende körperliche Leiden auch jetzt durch die altgewohnten Trinkgelage hinwegzuhelfen, deren Stätte gern das nahe Schloß Neuhausen war. In solcher Kläglichkeit hat er seine letzten Jahre verbracht und durch seinen Tod am 1. Dezember 1640 in der schwierigsten Situation die in Preußen, Pommern, Brandenburg und am Rhein gleich ungeklärten Verhältnisse seinem Nachfolger anheimgestellt, dem 20jährigen Kurprinzen Friedrich Wilhelm.

Abb. 75. Denkmünze auf Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg. 1628.

Abb. 76. Kurfürst Friedrich Wilhelm. Gemälde von Govaert Flinck.

Abb. 77. Kleve zur Zeit des Großen Kurfürsten.

Deutschland zur Zeit des Großen Kurfürsten.

Friedrich Wilhelm bis zur Souveränität in Preußen.

Der Kurprinz.

Friedrich Wilhelm ist am 16. Februar 1620 zu Kölln geboren worden, in jenem Renaissancebau des Schlosses, wovon noch heute ein reizvoller, der Spree zugewendeter Teil als eines der wenigen Baualtertümer Berlins erhalten geblieben ist, von dem Schlüterschen Umbau der Berliner Hohenzollernburg verschont. Wenn wir nach angeborenen Eigenschaften suchen, so haben wir auch bei diesem Großen die Mutter in die Vorderreihe zu rücken, die Pfälzerin Elisabeth Charlotte (nach der ihre berühmtere Großnichte den gleichen Namen trägt). Zumeist fern von Vater und Mutter ist Friedrich Wilhelm herangewachsen, in Jagdschlössern wurde er vor streifenden Feinden verborgen, später in der vom Zusammenfluß der Oder und Warthe umarmten Festung Küstrin gesichert, die Gesichter von Instruktoren und Predigern blieben seine vertrautere Umgebung. Eine nur durch die Zeitereignisse, aber durch nichts in dem Knaben einigermaßen ungewöhnliche Erziehungsgeschichte: er lernt seine Lektion, wozu neben der Religion nach deutscher Art vor allen Dingen die Sprachen, in diesem Falle auch polnisch, gehören, und ist durchaus kein Wunderkind. Aber aus seinen dunklen Augen schaut doch schon ein besonderer Mensch, und als er dem Oheim Gustav Adolf nach dessen pommerischer Landung aufwartet, zu Frankfurt a. d. Oder, da, wird uns erzählt, habe aus diesen Augen der König eine schöne Prophezeiung über den elfjährigen Knaben gesprochen. Auch die Zuneigung des Erblassers von Pommern, des alten Herzogs Bogislaw, dem man den Kurprinzen zu ziemlichem Besuche nach Stettin sendet, gewinnt er rasch. Das wichtigste erzieherische Ereignis für Friedrich Wilhelm bleibt, daß er die Zeit von 1634—38 in den Niederlanden zugebracht hat, die Lebensjahre, in denen der Knabe zum Jüngling wird und der junge Geist mit den Erscheinungen der Welt zu ringen und sich aus ihnen zu füllen beginnt. Es war nicht so sehr ein Aufenthalt zu dem Zweck, um Anschauung und Lehre zu gewinnen, wie später der des jungen moskowitischen Zaren, der ebenfalls ein Großer wurde. In der Hauptsache war es doch ein Wegtun aus der Wirrsal und der Kriegsunruhe daheim, in die Nähe von den pfälzischen Verwandten der

Mutter. An deren verschiedenen Wohnorten, zu Leyden, Rhenen am Rhein, im Haag, treffen wir mit den Vettern und Basen auch den jungen Friedrich Wilhelm. Es ist kein viel anderes Bild als das von Küstrin: auch diese Kinder des Winterkönigs sind zumeist von der Mutter getrennt, ein winziger Hofstaat umgibt sie und vieler und strenger Kalvinismus, zur Tafel gibt es wieder als Hausgenossen und Gäste die Prediger, voran steht auch hier der Religionsunterricht des Viel-Auswendiglernens von teilweise noch kaum Begriffenem, Geschätztem. Hier kommt nun aber doch aus dem Milieu hinzu die eifrige Hochschätzung von Kunstverständnis und Kunstbetätigung, womit sich das reiche Holland so intensiv durchdrungen hat, gesellige Musik, Gitarrenspiel, vor allem aber die Malerei.

Gerrit van Honthorst, nicht so ausschließlich Bildnismaler wie sein jüngerer Bruder Willem, „Gherardo dalle notti", wie man ihn bei seinem Jugendaufenthalt in Rom nach seinen von Fackeln, Kerzen und Mondschein erleuchteten Nachtstücken genannt hatte, war der Lehrer und Ratgeber, den der Winterkönig selber ausfindig gemacht und den er auch in Beziehung zu Karl I. von England gesetzt hatte; in Utrecht wohnte Gerrit van Honthorst, auf halbem Wege zwischen Rhenen und dem Haag, und seit 1637 im Haag selber. Dies sind die Anknüpfungen, welche den persönlichen Teil bei der Herrschaft niederländischer Kunst am Berliner Hofe unter Friedrich Wilhelm und noch unter seinem Nachfolger bedingen und befestigen. Die Holländer haben übrigens das Monopol ihrer Kunst allgemeinhin an den protestantischen Höfen Deutschlands ausgeübt, während die katholischen von Italien und den spanischen Niederlanden abhängiger bleiben und während dann späterhin, durch die Vorbildlichkeit Ludwig XIV., die französischen Hofmaler sowohl Holländer wie Italiener an den Höfen beider Konfessionen aus dem alten Besitz drängen. — Der überlebende Bruder Willem van Honthorst, um dies bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, hat 1650—64 sich ständig in der Nähe des nunmehr regierenden Kurfürsten aufgehalten.

Aber wir treffen den Kurprinzen auch bei den Oraniern, und 1637 ist er mit dem Statthalter Friedrich Heinrich im Feldlager von Breda, das in dem immer noch weiterdauernden Kampfe der Generalstaaten gegen die Reste der Spanierherrschaft glückhaft erobert wird; außer der geistvollen Winterkönigin, Maria Stuarts Enkelin Elisabeth, haben die Männer jenes so klugen wie tapferen Hauses nachhaltig und anspornend auf den jungen brandenburgischen Gast eingewirkt. Auch im Einzelnen: mit ihren Augen lernt er die heimische Politik aus der Ferne ansehen und verspürt das scharfe Urteil dieser kämpfenden Männer über Georg Wilhelms oder vielmehr Schwarzenbergs Haltung. Und dann, auch wenn Friedrich Wilhelm nicht eigentlich hergeschickt war, um Staatskunst und Volkswirtschaft zu studieren, es hätte gar nicht vermieden werden können, daß ihm das politische Leben im Haag, die Universitätstadt Leyden, das ganze emsige und vielseitige Getriebe des blühenden Landes wichtige Lebenseindrücke und Entschlüsse gaben, die er mit sich in das verwirrte, vernachlässigte, arm gewordene Heimatland zurückgebracht hat. Wir nehmen auch wahr, wie mächtig die Großschiffahrt der Niederländer sein Interesse und seine Phantasie anregt, mit Eifer sammelt er indische Raritäten und übersendet solche seinem Vater zum Geschenk.

Seine Heimforderung erfolgte in erster Linie aus politischen Rücksichten. Die pommerische Erbfrage hatte Brandenburg ganz von Schweden ab und zum Kaiser hinübergeführt, es ziemte sich nicht, daß man den Kurprinzen im Mittelpunkt aller antihabsburgischen und kalvinischen Tendenzen beließ. Um so weniger, als bedenkliche Nachrichten über seine junge Neigung zu einer der pfälzischen Basen, Ludovika Hollandina, kamen. Das war ein höchst zwangloses und höchst naives, armes und lustiges Winterprinzeßlein mit lässigen und ausgelassenen Phantasien, die es ohne Frage dem Vetter aus Kölln recht ernsthaft angetan hat. Ob Friedrich Wilhelm ein persönliches Glück, sein Land eine gute Fürstin durch sie gewonnen hätte, steht dahin; sie ist später, als das Lachen und Prinzeßchensein endlich einen Abschluß haben

mußte, nach Frankreich gegangen und katholisch, Äbtissin von Maubuisson geworden, nicht ohne ein gut Stück ihrer alten Ungeniertheit beizubehalten, kreuzgesund und unbekümmert bis über achtzig Jahre hinaus und die ganze Umgegend und Bekanntschaft mit unverdrossen gemalten Bildnissen Honthorstischer Schulung bevölkernd. Aber 1638 stellte die einstige Konvertitin in ihrer jungen Person nicht bloß eine denkbar schlechteste Partie, sondern zugleich eine Reminiszenz der pfälzer Offensive gegen Habsburg und Katholizismus, die Trägerin unerwünschtester politischer Kombinationen vor. So ergingen die Warnungen, Verbote, Heimbeorderungen an Friedrich Wilhelm. Er hat sich gefügt und diese Jünglingsliebe begraben unter einem Kompromiß, der ihm wenigstens das zur Zeit Unerträgliche ersparte: förmlich wie in diplomatischem Vertrag ließ er sich versprechen, daß, wenn er verzichte, der Vater ihm vorderhand keine Andere aufnötige. Das vernichtete immerhin Schwarzenbergs Gedankenspiel mit einer habsburgischen oder irgend einer sonst für Wien besonders genehmen Verlobung.

Friedrich Wilhelms Stimmungen nach der Ankunft in dem fernen Preußen, wo der brandenburgische Hof zu dieser Zeit residierte, kann man sich demnach denken. Eher Gegner als Kritiker des ganzen Systems steht er Schwarzenberg und dem Vater gegenüber, den er wenig kennt, mit dem ihn keine Hausgenossenschaft seiner Kindheit verbindet. Und sie halten ihn mit aller Absichtlichkeit von den Geschäften und jeder Kenntnisnahme fern. Eine Krankheit, die den Kurprinzen 1638 befällt, hat er noch in später Erinnerung auf einen Anschlag Schwarzenbergs geschoben. Im äußerlichen Anschein kommt er mit dem Minister aus; man steht oft schlechter mit denen, die ein gefürchteter Mann beherrscht, als mit dessen eigener überlegener und versierter Person.

Die Anfänge des Kurfürsten.

Schwarzenberg bleibt im Amte, als am 1. Dezember 1640 der Tod des Vaters die Regierung in Friedrich Wilhelms Hände gibt. Ihre Anfänge 1640.
bedeuten ein Tasten, Sicheinarbeiten. Man muß sich unmittelbarer in die Nähe eines solchen Verhältnisses von Fürst und Minister versetzen, um zu verstehen, daß derjenige, der das Ohr des Herrn okkupiert und die Geschäfte in der Hand hat, seine Stellung bei dem abgeneigtesten Thronfolger vorläufig verbessert, sobald dieser regieren soll. — Unter den ersten Angelegenheiten, die die junge Regierung beschäftigten, war die Erledigung der Belehnung durch Polen und Zulassung zur Ausübung der Gewalt in Preußen. Friedrich Wilhelm zahlte 20000 Taler und wurde am 7. Oktober 1641 zu Warschau vor dem Thron von König Wladislaw (1632—48) belehnt. Die alten Wiener Versuche, den jungen brandenburger Herrn zu fesseln, die seitdem durch Einladungen erneut waren, blickten ihn in diesen Warschauer Tagen mit deutlichster Verheißung aus den Augen von Wladislaws Schwester, der Nichte des Kaisers, an. Aber Friedrich Wilhelm reiste baldtunlichst ab. Und alsbald sprach er in dem lutherischen Preußen, in Johann Sigismunds Richtung fest beharrend, seinen Willen aus, den Reformierten ihre Duldung als Gleichberechtigten zu schützen. Die Fruchtlosigkeit aller Attentate gegen Friedrich Wilhelms konfessionelle Treue war und blieb offenbar.

Der Leiter des Hohenzollernstaates im Dreißigjährigen Kriege war damals schon ausgeschieden. Schwarzenbergs Tod am 14. März 1641 hat erspart, daß Friedrich Wilhelms erstarkende Zuversicht und Selbständigkeit ihn beiseite schob und damit einen eigenen, anderen Kurs vor Europa zu enthüllen schien. Der Kurfürst stellte nunmehr die persönliche Regierung mit dem kollegialen Geheimen Rat wieder

her. Seine politische Lage erkannte er darin: die Anlehnung an den Kaiser nützt Brandenburg weder in der Schwedennot der Mark, noch in der pommerischen Frage. Die letztere wird von dem allgemeinen Ausgang des Krieges mit abhängen; was Ferdinand III. anlangt, so hat längst verlautet, daß er sich von der schwedischen Feindschaft durch Pommern loszukaufen suche, um Frankreich allein gegenüber zu haben. Das Verhältnis, daß die kurfürstlichen Truppen als auf den Kaiser verpflichtete Armee in der Mark stehen, entzieht sie lediglich dem Kurfürsten und macht dieses Soldgesindel schlimmer Sorte, das Georg Wilhelm hatte zusammenwerben lassen, zur nicht geringeren Landplage als die Schweden. Daher: Waffenstillstand mit Schweden, um die Hände frei zu bekommen, nicht um sich Schweden zu verschreiben. In diesem Sinne und unter vorsichtiger Abgrenzung nach Wien hin wurde im Juli 1641 der Waffenstillstand mit Schweden zu Stockholm abgeschlossen. Nun konnte man wieder an friedlich-bürgerliches Regiment in den Marken denken, die Truppen gutenteils entlassen. Für künftig vorbehalten blieben die Aufstellung einer wirklich eigenen Armee, das Herauskommen aus der Isolierung und damit die Möglichkeit aktiver Politik, die alles zunächst nur von dem eingeleiteten großen Friedenswerke erwarten und dort die Entscheidungen möglichst nachdrücklich zu beeinflussen suchen mußte. Vorläufig schloß jedes Mittel Resignation ein: noch immer ging es unfriedlich genug in der Mark her, 1642 jagten dort wieder die Schweden und die Kaiserlichen einander herum. Als Anfang 1643 der Kurfürst von Königsberg in die Mark übersiedelte, sah er die herzbrechende Verwahrlosung mit eigenen Augen; Berlin, das ihm am 23. März huldigte, hatte nur noch 556, Kölln 379 Haushalte, die beiden Städte sahen eher aus wie ein verkommenes großes Dorf. Damit der Kurfürst im Schloß wohnen konnte, wurde ein Notdach aus Dielen darauf getan; Ziegel fehlten, auch in der Stadt waren die Schornsteine aus Lehm oder Holz. Noch immer war der Waffenstillstand mit Schweden von diesem nicht ratifiziert worden; dies wurde nun im Mai 1643 durch neue Zahlungen (10000 Taler) und Übernahme von ständigen Getreideabgaben erreicht. Aus tiefer allseitiger Nichtachtung ihres Eigenrechts und ihrer Machtstellung hat diese Regierung sich emporzukämpfen gehabt.

Schwebende Gegensätzlichkeit Brandenburgs und Schwedens klingt doch auch durch die allzeit denkwürdigen Verhandlungen, welche der Stockholmer Vereinbarung von 1641 folgten. Gedanken, die schon Gustav Adolf beschäftigt hatten, seine Tochter Christine, die Erbin seines Reiches, dereinst mit dem jungen Verwandten von Brandenburg zu vermählen, nahm dieser wieder auf. Es wäre müßig, prophezeien zu wollen, was aus einer solchen Vereinigung der schwedischen und der brandenburgischen Stellungen, aus ihrer territorial-einheitlichen Umklammerung der Ostsee und ihrer Vorpostenerstreckung bis an die Niederlande geschichtlich sich entwickelt haben würde. Auch das läßt sich nicht zuversichtlicher sagen, ob Niederdeutschland ähnlich stark von Schweden, wie Schleswigholstein von Dänemark, beeinflußt worden oder auf die Dauer doch wohl das durch Natur und an Menschen arme Schweden zum Okkupationslande norddeutscher Sprache und Art geworden wäre. Der Fall ist immerhin dem polnischen Königtum der Wettiner und der Nachfolge der hannöverschen Welfen in Großbritannien nicht zu vergleichen, noch weniger der späteren Nachfolge eines kleinen zweibrückener Pfalzgrafen auf dem Wasathron. Man darf das sagen, daß die dauernde Bildung einer solchen baltischen Union auf alle Fälle die deutsche Geschichte aus den tatsächlich eingeschlagenen Bahnen gedrängt, einen unversöhnbaren ober- und niederdeutschen Dualismus festgelegt haben würde. Und daß Brandenburg sicherlich doch mehr gewann, wenn es sich noch gedulden, plagen, sich politisch „groß

hungern", von innen her erstarken und erblühen mußte, als wenn es durch rasche Fügung der zugehörige und innerlich wertvollste Teil eines derzeit zwar politisch sehr gebietenden, aber wirtschaftlich ganz unentwickelten und auch nicht allzu entwicklungsfähigen, auf absehbare Zeit finanziell nicht selbständigen, von zahlenden Bundesgenossen abhängigen Reiches wurde.

Nicht aus derlei Erwägungen ist die Sache lau betrieben worden, von beiden Seiten ohne Entschlossenheit. Auf brandenburgischer Seite hatte man mit einem lastenden

Abb. 78. Luise Henriette, erste Gemahlin des Kurfürsten. Gemälde von Gerrit van Honthorst.

bisherigen Gegner zu tun, wenn man ihn auch in künftigen Freund verwandeln wollte; noch mehr hielt sich der Kurfürst persönlich zurück, wollte jeden Anschein zu großen Eifers vermeiden. Das launisch wechselnde Eintreten der Witwe Gustav Adolfs für diese Verbindung ihrer Tochter mit ihrem Brudersohne schied bald aus durch ihr Verlassen Schwedens, ihre Übersiedlung nach Dänemark. Die schwedischen Vormundschaftsherren sahen in Friedrich Wilhelm den Nichtlutheraner und den lebhaft fürstlich gesinnten, seine Hand über die Stände emporstreckenden Herrn; es war unmöglich, nicht an die Unzufriedenheit in Preußen zu denken. Als Christine 1644

mündig wurde, die Verhandlungen immer noch in ihrem lahmen Tempo weiter geführt wurden, da schien es dem brandenburgischen Gesandten, daß ihr persönlich der Kurfürst schon gefalle. Aber ihr starkes, selbstisches, willkürliches Temperament fürchtete ähnliches wie zuvor ihre Regenten: einen unlenksamen und ernsthaften ehelichen Herrn. Zum zweitenmal vergeblich hat Friedrich Wilhelms Geneigtheit nach einer launischen, bizarren Prinzessin ausgeschaut, die sich zur unbekümmerten Verächterin alles Skandalierens über sie und zur Konvertitin entwickelt hat, mit dem Unterschiede, daß Christine geistig jene Ludovika Hollandine überragt. Bei alledem hat man bis 1646 das Eheprojekt verhandelt und hat Brandenburg in nicht ganz ehrlicher Weise auf der Seite der schwedischen politischen Vorteile hingehalten. Dann endlich war man auch in Berlin ganz klar, wie man dran sei, und nun warb Friedrich Wilhelm um die Tochter Friedrich Heinrichs, des oranischen Statthalters in den Niederlanden, eilte nach dem Haag und ward am 7. Dezember 1646 mit Luise Henriette vermählt.

Hierdurch gewann er endlich auch politischen Anschluß. Aufs zäheste hatte er in den bisherigen Friedensverhandlungen zu Osnabrück durch seine Bevollmächtigten gegen Schweden gerungen, das ganz Pommern behalten wollte. Auch was er dann noch zu retten suchte: Wolgast, freie Oderschifffahrt, alles wies Schweden zurück, er sollte einfach von der Oder aus nicht an die Ostsee kommen. Als er nun nach dem Haag reiste, da erschien er in der Sitzung der Generalstaaten, warb für seine Lage; und jetzt half wiederum Frankreich, damit er nicht allzugut Freund mit den Generalstaaten werde. Nicht minder energisch hatte Brandenburg in den westfälischen Verhandlungen um die Gleichberechtigung des reformierten Bekenntnisses gekämpft. Diese Frucht des Friedens ist wesentlich das Werk der bestimmten und klarbewußten Haltung Friedrich Wilhelms, welcher sich trotz alles Sträubens der Kaiser bei seiner Kriegsbedrängnis schließlich beugen mußte. So geht Brandenburg immerhin mit Erfolgen aus dem großen Ringen hervor und steht ehrenvoller in den Friedensverhandlungen da, als in der politisch-militärischen Kriegsgeschichte der dreißig Jahre. Es erhielt von dem ihm zukommenden Herzogtum Pommern nur das hafenarme Hinterpommern nebst dem säkularisierten Bistum Kammin, sollte Schweden aber noch wieder einen Landstreifen am rechten Oderufer entlang abtreten; und als Entschädigungen, wie noch einmal kurz erwähnt sei, erhielt es zugesprochen: die säkularisierten Bistümer Halberstadt und Minden als Fürstentümer, sowie das gleichfalls säkularisierte Erzbistum Magdeburg als Herzogtum, nach dem Ableben des sächsischen Administrators. Das war Zuwachs; als vollgültigen Ersatz betrachtete Friedrich Wilhelm es nicht, denn er machte Schweden den wenn nicht naiv, dann fast ironisch aussehenden Vorschlag, zu tauschen, wobei der Kurfürst zwei Millionen Taler zulegen wolle. Er trug sich seit seiner Hochzeit mit großen Kommerzplänen, die bei dem neuen Aufenthalt im Haag durch persönlich an ihn gebrachte Vorschläge kundiger niederländischer Planmacher befruchtet worden waren; den um die Holländisch-Ostindische Kompanie sehr verdienten, aber neuerdings gegen sie verstimmten Admiral Gijsels van Lier zog er dauernd in seine Nähe, ließ das erste Projekt einer von Brandenburg geführten Handelskompanie ausarbeiten, verhandelte mit Dänemark über den Sundzoll und über den Ankauf einer Stellung in Trankebar an der indischen Koromandelküste. Alles das hatte ihm nun der Verlust des Oderzugangs zur Ostsee mitten in der besten Hoffnung zerstört.

Und von Schweden erlebte er dann noch, daß er nicht einmal in den Besitz des ihm gelassenen Überrestes kam. Die geldhungrige Macht ließ ihre Truppen in Hinterpommern stehen, behielt die almosenhaften Seezölle in der Hand, die in den kleinen

dortigen Häfen einkamen, und riß die Stadt Kammin an sich. Erst nach Jahren, als Kaiser Ferdinand III. den Kurfürsten für die Wahl seines gleichnamigen Sohnes zum römischen König brauchte, 1653, hat Friedrich Wilhelm von dieser Seite Hilfe gefunden, indem der Kaiser nun die reichsüblich noch verzögerte Belehnung Schwedens mit seinen Erwerbungen von 1648 an die Bedingung knüpfte, daß es zuvor den Frieden von 1648 wirklich herstelle. So ist durch Verträge von 1653 zwischen Schweden und Brandenburg Friedrich Wilhelm wenigstens teilweise zu seinem Recht gekommen, zu der Hälfte jener Seezölle, ganz erhielt er sein Recht auch jetzt noch nicht, und Schweden behielt den Landstreifen mit den Städten Greifenhagen, Damm,

Abb. 79. Die Schwanenburg in Kleve. Schloß der alten Grafen und Herzöge, an dem sich die Sage vom Schwanenritter lokalisiert, später der Kurfürstlichen Landesherren. Jetzt Landgericht und Gefängnis. Nach einer Aufnahme von F. Albert Schwartz in Berlin.

Gollnow, Kammin. Im Juni 1653 konnte Friedrich Wilhelm endlich die Landesherrschaft in Hinterpommern antreten.

Was den Kurfürsten inzwischen abgelenkt hatte, das ist die Verwicklung des von ihm 1651 geführten Jülichschen Krieges. Der Westfälische Friede hatte als allgemeines Normaljahr für den konfessionellen Besitzstand das Jahr 1624 festgesetzt. Das wollte sich die pfalzgräfliche Regierung zunutz machen, während für das Teilungsprovisorium dieser Lande ausdrücklich und mehrfach durch die Verträge der Zustand von 1609—1612 festgelegt worden war, also ehe die Konversion des neuburger Pfalzgrafen zum Katholizismus erfolgte. (Vgl. Bd. II. S. 631.) Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm und sein eifriger Sohn Philipp Wilhelm fühlten sich, in den Streitigkeiten hierüber mit Brandenburg, des kaiserlichen und spanisch-niederländischen Beistandes sicher, während Friedrich Wilhelm abermals isoliert war. Denn Schweden vergewaltigte ihn, und in den generalstaatlichen Niederlanden war nach dem Tode der beiden Statthalter Friedrich Heinrich († 1647) und seines Sohnes Wilhelm II. († 1650) die oranierfeindliche Aristokratenpartei ans Ruder gekommen, damit auch

eine zum mindesten nicht wohlwollende Stellungnahme gegenüber dem Kurfürsten. Was dieser hatte, war die kleine stehende Armee, die er seit den letzten Kriegsjahren allmählich auf 16000 Mann gebracht hatte, unter Mitwirkung des Geheimen-Rats-Präsidenten Konrad von Burgsdorf, des „ersten preußischen Kriegsministers", wie man ihn genannt hat. Diese militärischen Mittel wollte er gebrauchen, wenn die politischen versagten, wollte den Knoten der ihm vielfältig verleideten Lage oder Frage am Niederrhein mit raschem Streich durchhauen und eine vollzogene Tatsache schaffen, ehe ihm die Politik in den Arm fiel. So ließ er den aus Wallensteinischen und anderen Diensten im Dreißigjährigen Kriege berühmten Otto Christoph v. Sparr, der aus der Gegend von Bernau gebürtig und 1649 in den Dienst seines heimischen Landesherrn getreten war, ins Jülichsche und Bergsche einrücken und erklärte die Besitznahme dieser Länder. Das gab nun gewaltigen Sturm. Die Tat ward an den Pranger gestellt als erster Bruch des so mühsam hergestellten Friedens im Reiche, denn was Schweden Brandenburg antat, zählte man nicht mit; sie war und bleibt in der Tat kopflos und dreist, so gut man sie psychologisch als ein tapferes Aufwallen gegen die Engbrüstigkeit im Reiche und gegen unverdientes Verlassenstehen begreifen kann. Und Friedrich Wilhelm war in dem Nachteil, für den einmal begangenen Friedensbruch doch nicht skrupellos genug zu sein, er blieb auf halbem Wege stehen, schüchterte niemanden ein, verpaßte das fait accompli, das er schaffen wollte. So mußte er in harter Selbstüberwindung vor der Übermacht der neuburgischen Verbündung sich in die Arme des Kaisers werfen und dessen Vermittlung suchen; er fand sie, weil es für den Kaiser die erste Gelegenheit seit dem Dreißigjährigen Kriege war, wieder Autorität zu entfalten. Das durchkreuzte nun wieder dem jüngeren Pfalzgrafen seine triumphierende Zuversicht, er setzte sich seinerseits ins Unrecht und forderte den Kaiser heraus, schloß dadurch aber Wien und Berlin nur näher aneinander. So kam durch den vom Kaiser vermittelten Frieden von Kleve (1651), der den status quo herstellte, der Kurfürst aus seiner prekären Lage heraus. Dieser status quo bestand aus Provisorien und offenen Fragen, sie mußten um so mehr auf der Tagesordnung der kurfürstlichen Politik stehen bleiben, als 1653 der unruhige Philipp Wilhelm seinem Vater in der Regierung von Jülich und Berg nachfolgte.

Dies und das Maß von Hilfe gegen Schweden 1653 verbanden den Kurfürsten mit dem Kaiser, dem er den Dank durch seine Mitwirkung zur einstimmigen Königswahl Ferdinands IV. (31. Mai 1653) leistete. Nur eine Gelegenheitsfreundschaft konnte es für beide Teile sein. Die Beschwerden Brandenburgs über die dauernde Entziehung des Fürstentums Jägerndorf abzustellen, fiel dem Wiener Hofe nicht ein.

Im Jahre 1621 war Markgraf Johann Georg (vergl. S. 99) wegen seiner Parteinahme für den zur böhmischen Krone erwählten Friedrich von der Pfalz vom Kaiser geächtet, sein Land ihm abgesprochen und 1622 vom Kaiser an ein Mitglied des Hauses Lichtenstein zu Lehn ausgetan worden. Dieses Besitzverhältnis dauerte fort, obwohl Friedrich Wilhelm durch ausführliche Darlegung vom 20. Nov. 1652 die alten Nachweise dringlich wiederholte, daß Jägerndorf dem brandenburgischen Hause als solchem gehöre und der inzwischen (1642) verstorbene Johann Georg, der damit von seinem Vater Joachim Friedrich ausgestattet worden, es höchstens persönlich durch seine Parteinahme für den Winterkönig habe verwirken können. Auch eine alte Schuld an Brandenburg, von 180000 Talern, aus der Zeit Johanns von Küstrin, wurde von Österreich hoheitsvoll als nicht bestehend behandelt. Ebenso erfolglos trat Brandenburg für die Protestanten in den habsburgischen Erbländern ein. Und das entfremdete ihn dem Kaiser schon auf dem Regensburger Reichs-

tage von 1653, dem letzten, der noch wieder (1654) geschlossen worden ist. Froherstaunt erkannten die protestantischen Stände des Reiches die brandenburgische Haltung aus den westfälischen Friedensverhandlungen wieder, wurden gewiß, daß reaktionäre und rekatholisierende Kaiserpolitik hier den zuverlässigsten und stärksten Gegner finden werde. Eben jetzt hatten sich der Kurfürst und derjenige Mann gefunden, von dem er für sein politisches Reifen so vieles lernen, durch den er sich bestimmter mit den Aufgaben protestantisch-antihabsburgischer Führung in Deutschland erfüllen sollte. Das ist Georg von Waldeck.

Abb. 80. Aus der vorbrandenburgischen Geschichte von Kleve und Mark: Graf Adolf, † 1364, und Herzog Adolf I., † 1448. Altes Gemälde. Zugleich als anschauliches Trachtenbild für die Zeit der Dargestellten.

Der Reichsgraf Georg Friedrich von Waldeck (geb. 1620, also dem Kurfürsten gleichaltrig) war in den Niederlanden als Soldat und zum Politiker geschult worden, hatte 1645 die Regierung seines Ländchens angetreten, 1651 aber brandenburgische Dienste genommen, als einer der nicht wenigen deutschen Souveräne, welche, umfassenderen Schauplatz für ihr Wirken suchend, sich freiwillig in Amt und Pflicht des brandenburgisch-preußischen Staats gestellt haben. Nicht ohne daß eifersüchtige Gegenstrebungen ihn fernzuhalten suchten, gewann er nähere persönliche Berührung mit Friedrich Wilhelm und erfüllte ihn mit den eigenen umfassenderen, vom Territorialen losgelösten Anschauungen, die doch gerade wiederum den territorialen Staat, der sich zu ihrem Träger machte, in vorderste Linie schieben mußten. Das Verhalten der kurfürstlichen Politik auf jenem Reichstage ist schon die Ankündigung der maßgeblich gewordenen Ideengänge Waldecks und des fertig gewordenen geistigen Bündnisses zwischen Friedrich Wilhelm und ihm.

Waldecks Gedanken sind, konkret gesagt, eine „deutsche Union" ohne Habsburg, gegen die habsburgischen Zusammenhänge und Interessen. Nicht ebenso sehr ein neuer schmalkaldischer Bund. Eben Ende 1653 erwies ein Einzelereignis aufs neue, wie leicht auch katholische Reichsstände auf das Zusammengehen mit den Protestanten

angewiesen sein konnten. Damals überfiel Herzog Karl IV. von Lotringen, der als Parteigänger Spaniens noch gegen Frankreich kämpfte und dabei auf allerlei Art das Reich vexierte (vergl. S. 26), das deutsche Bistum Lüttich, dessen wittelsbachischer Inhaber der Kurfürst von Köln war. Dem trat alsbald Kurfürst Friedrich Wilhelm durch eine Truppenbewegung entgegen, welche die Ruhe wiederherstellte. So ist der Gedanke einer Ständeverbündung an sich, zum Zweck geschlossener Kraft, das Wesentlichere gegenüber dem nur-evangelischen Gedanken. Freilich, zu allen Zeiten ist der Gedanke, mit den Katholiken ehrlich zusammengehen zu können, den Protestanten sympathischer und lockender gewesen, als jenen. Vollends aber sollte in dieser, seit Ende 1653 lebhaft betriebenen Unionsidee der Unterschied lutherisch und reformiert unbeachtet sein. Als Führer war der Kurfürst von Brandenburg gedacht, denn Kursachsen hatte sowohl Anspruch wie Eignung seit hundert Jahren gründlich verscherzt. Als Mitglieder in Aussicht genommen waren in erster Linie die braunschweigischen Herren, Mecklenburg, Hessen, Magdeburg, Schweden für seine Reichslande, andererseits Köln, vielleicht Trier, ferner die kleineren evangelischen Stände und die Städte. Man wollte natürlich manche vereinigen, die durch aktuelle Ereignisse gerade auf verschiedene Seiten geworfen wurden. Und derlei Wirklichkeiten behaupteten ihr Recht. Nicht ausgeheckte Idee, sondern die Lage in ihrer fortwährenden lebendigen Wandlung hat die Geschichte dieser Unionspläne bestimmt.

So mußte man gleich am Anfang von Schweden absehen. Denn dieses, als Inhaber des Erzstifts, jetzt Herzogtums Bremen, strebte offen danach, die Reichs- und Hansestadt Bremen zu annektieren, welche über Zollstreitigkeiten mit Oldenburg 1652 in kaiserliche Reichsacht geraten war. Schon hatte in diesem sogenannten Bremer Kriege Schweden die Landämter der Stadt an der unteren Weser besetzt, sperrte die Schiffahrt, mit Mühe kam Bremen zum Frieden mit Oldenburg und aus der Reichsacht, erhielt seine Reichsstandschaft ausdrücklich vom Reichstage anerkannt, aber Schwedens Statthalter Graf Königsmark setzte ungescheut die Feindseligkeiten fort. Dies hat die durch solche Gewalttat in ihrer Nähe höchlichst erregten braunschweigischen Herzöge im Oktober 1654 in Bündnis mit Brandenburg geführt und das wiederum den Erfolg gehabt, daß Schweden durch Vergleich von Stade (Anfang Dezember 1654) vorläufig von Bremen abließ. Es ist das Début der künftigen Union, über die gleichzeitig mit den sonst in Aussicht genommenen Ständen verhandelt wurde. Freilich auch Gegenbünde regten sich alsbald, Philipp Wilhelm von Neuburg und Jülich-Berg vereinbarte sich mit verschiedenen geistlichen Fürsten, darunter Kurköln, das bei beiden Bündnissen zugleich seinen Vorteil suchte.

Oder den Vorteil für Haus Wittelsbach. Denn im Juli 1654 starb der römische König Ferdinand IV., und als nun die Nachfolge im Reich wieder offen war, da faßte Waldeck alle hiermit gegebenen Möglichkeiten ins Auge. Nicht die einer hohenzollerischen Bewerbung, das war allein schon durch die katholische Mehrheit im Kurkollegium ausgeschlossen, aber die einer bayrischen Kandidatur und Wahl. Diese würde dann auch von Frankreich unterstützt werden; er begann mit Mazarin (s. u. S. 139), sowie aufs neue mit katholischen Ständen zu verhandeln. Mochte dann Frankreich die spanischen Niederlande nehmen, es war die Kombination, welche an Brandenburg Jülich und Berg bringen mußte.

Noch stand man in diesen Ungewißheiten, als der ausbrechende Krieg Schwedens mit Polen für fünf Jahre die kurfürstliche Politik aufs angespannteste im Osten beschäftigte und festhielt. Der Gedanke der Union, dieses Vorläufers von Friedrichs des Großen Fürstenbund und von den festen Gestaltungen der deutschen Dinge unter Wilhelm I. und Bismarck, blieb damit liegen, und in einer Art welt-

geschichtlicher Ironie ging jetzt tatsächlich nur ein gemehrter Gegenbund hervor, jener Rheinbund, der von 1658—1667 die Lage im Reiche gutenteils beherrscht und seinerseits den Zwecken Frankreichs Vorschub geleistet hat.

Brandenburg im schwedisch-polnischen Kriege.

Königin Christine von Schweden dankte 1654 ab, zu Gunsten ihres Vetters (Vatersschwestersohnes), des Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken (vergl. S. 28). Er war, da auch seine Eltern infolge des Sturzes des Winterkönigs hatten fliehen müssen, 1622 zu Nyköping geboren, gegen Ende des großen Krieges schwedischer Generalissimus geworden, hatte mit demselben schließlichen Mißerfolg, wie Friedrich Wilhelm, um Christine geworben, war jedoch auf ihr Betreiben 1649 zum Thronfolger bestimmt worden. Nun erfüllte der Verzicht der „nordischen Pallas" diese Verheißung bälder, als gedacht worden war, und daher ward als Karl X. Gustav der Pfalzgrafensohn am 16. Juni 1654 zu Upsala gekrönt. Aber der katholische Wasa, frühere Jesuit und Kardinal, Johann Kasimir, der seinem Bruder Wladislaw IV. in der von ihrem Vater, Sigismund III., 1587 erlangten Krone von Polen gefolgt war (1648—1669), tat Einspruch gegen Karl Gustavs unter Übergehung der Agnaten geschehene Erhebung, wie denn die polnischen Wasa schon seit Jahrzehnten die schwedischen Thronsukzessionen bestritten hatten. So gab Johann Kasimir dem kriegstüchtigen Zweibrücker, der der Ablenkung des Staatsbankerotts durch einen Krieg bedurfte und nach Taten seines jungen Königtums mit materiellen Gewinn bringenden Erfolgen dürstete, den Anlaß, seine zwischen Dänemark, Rußland und Polen schwankende Unternehmungslust gegen letzteres zu richten und 1655 den Krieg zu beginnen. Das aber traf Friedrich Wilhelm fast noch mehr, als Polen selber. Denn der Siegespreis Schwedens mußte die polnische Küstenstrecke, Preußen, werden, unmöglich konnte unter einem so unternehmenden und materiell bedürftigen König der alte Gustav-Adolf-Plan, das große baltische Küstenreich, vergessen und abgetan sein. Aber auf der anderen Seite: auch ein siegreiches Polen würde Preußen erdrücken. Neutralität gab den Kurfürsten beiden Parteien preis, noch viel verderblicher, als im Dreißigjährigen Kriege, aus dem die brandenburgische Neutralität in trostloser Erinnerung war. Wieder war es Waldeck, der hier sogleich auf das weiterhinausliegende Ziel deutete: Ostpreußen nicht bloß zu retten, sondern dessen Freiheit und die Souveränität des Kurfürsten in Preußen aus allen diesen Gefahren zu gewinnen!

Abb. 81. Georg Friedrich von Waldeck. Stich von Blondeau.

Aber mit welcher der beiden Mächte sollte man zu diesem Zweck gehen? Von Polen mußte man sich versehen, daß es unterliegend den begehrten Siegespreis durch Preußen zahlen, also Brandenburg opfern werde. Politisch wäre Polen der natürlichere Anschluß gewesen, aber hier stand ein durch den konfessionellen Gegensatz ver-

tiefstes Mißtrauen dazwischen, für den Fall des gemeinsamen Sieges wie des Unterliegens. Der Anschluß an Schweden war das weit schwierigere Mittel, denn Schweden begehrte eben selber Preußen, um sein dominium maris baltici zu schließen und die preußischen Häfen und Zölle in die Hand zu bekommen; schon Gustav Adolf hatte die Hand danach gestreckt. Dennoch ging Friedrich Wilhelm diesen Weg, den gefährlicheren, schwierigeren, aber den politisch richtigeren. Das Lehnsverhältnis Preußens zu Polen hatte nie einen sittlichen Inhalt gehabt, war von Anfang an durch polnische Unterstützung einer preußischen Rebellion aufgerichtet worden, war gegenüber dem schwächlichen Georg Wilhelm gewalttätig von Polen verletzt worden. Wir wollen nicht so sehr darauf hindeuten, daß die Lehnsform schon allgemein zur leeren Hülse geworden war. Nicht durch Darbringung des Lehnsherrn, sondern durch diplomatische Unterhandlung von Staat zu Staat hatte Friedrich Wilhelm seine Belehnung erlangt. Dankbarkeit und Sittlichkeit müssen ihre Geltung im politischen Leben behalten, aber zuvor müssen sie fundiert und vorhanden sein. Und kein geschichtlicher Zustand hat das Anrecht auf ewige Fossilierung; jeder besteht nur, solange die Kräfte, die ihn herbeigeführt haben, in lebendiger Stärke fortbestehen. Alle Staatengeschichte ist von je ein unablässiges Revidieren des Bestehenden gewesen und nur die politische Degeneration hat jeweils dem Recht der lebendigen das der toten Kräfte vorangestellt. Deutsche Gewissenhaftigkeit wiederum hat freilich immer leicht dem Gegner vorgeben wollen; so vermeinte auch jetzt die paragraphierte Begrenztheit etlicher kurfürstlicher Räte das jemalige Aufhören der polnischen Lehnshoheit für juristisch unzulässig erklären zu sollen. Denen trat Waldeck erfrischend deutlich entgegen: hier handle es sich um Politik, um tatsächliche Bewahrung jenes Landes; den gelahrten Teil der Angelegenheit wolle man freilich den Theologen und der Lehnrechte Verständigen zur christlichen Disquisition untergeben.

Im übrigen wollte man die Lehnsbefreiung nicht stehlen, sondern sie in einer diplomatisch-politischen und voraussichtlich auch militärischen Aktion erringen. Schon 1654, bei der zeremoniellen Ankündigung seiner Thronbesteigung durch den Kurländer Grafen Christoph Karl v. Schlippenbach, der auch weiterhin der wichtige und redliche politische Geschäftsträger zwischen den beiden Fürsten blieb, hatte Karl Gustav den Brandenburger auf Beistand gegen Polen sondiert. Die vorausgesehenen Schwierigkeiten enthüllten sich sogleich in ersten Andeutungen; um Schwedens Bundesgenosse sein zu dürfen, sollte Friedrich Wilhelm von vornherein Memel und Pillau hergeben, später dann in Großpolen entschädigt werden. So legte der Kurfürst das Ausharren bei Polen noch nicht beiseite, zumal sich Polen die Generalstaaten näherten. Er marschierte im Oktober 1655 mit 20000 Mann nach Ostpreußen und schloß ein Verteidigungsbündnis mit den westpreußischen Ständen, also einem Bestandteile Polens, der jedoch von der Krone einfach im Stich gelassen war. Unter der Zeit erfocht Karl Gustav im Innern Polens Sieg auf Sieg, der polnische Adel umwarb ihn schmeichelnd als Befreier, man erblickte in ihm den künftigen polnischen König; der Defensivvertrag der beiden Preußen, den Schweden als offene Feindseligkeit aufnahm, blieb von der polnischen Krone her ohne jede Ermutigung. Karl Gustav wandte seine Truppen gegen die beiden Preußen, die der Kurfürst militärisch vertrat. So mußte sich dieser zu dem Vertrage von Königsberg beugen (17. Januar 1656). Darin mußte er Ostpreußen, als von Polen im Stich gelassen und aufgegeben, nunmehr von Schweden zu Lehn nehmen und sollte im nächsten Jahre huldigen, ward militärisch und handelspolitisch mediatisiert, behielt von den Seezöllen nur die Hälfte. Dazu erhielt er als Entschädigung für die halben Seezölle das Bistum Ermland als schwedisches Lehn, jedoch ohne das reiche Stift

Frauenburg, und ward gegen früher gebessert in dem Verhältnis seines herzoglichen Regierungsrechtes gegenüber den Landständen. Es war die Not eines Besiegten, dem dieser Vertrag aufgezwungen wurde, mitverschuldet durch halbe Maßregeln und vor allem durch die Haltung der anderweitigen Mächte, an die der Kurfürst als Verbündete dachte und an die er sich wandte, auch des Kaisers. Der Königsberger Vertrag war schon ungefähr das, was man von einem gemeinsamen Unterliegen an der Seite Polens zu fürchten gehabt hatte. Persönlich deutete der schwedische König dem Kurfürsten an, daß dieser Preußen gänzlich an ihn wegtauschen möge.

Da brachte Polen eine Wendung. Nicht der charakterlose Adel, wohl aber der standhafte, zielbewußte Klerikalismus, der in alten und neuen Zeiten sich als der Zusammenhalt, Organisator und Führer des Polentums darstellt. Von allen Kanzeln ward der Glaubenskrieg, der nationale Landsturm gepredigt, mit Dreschflegel, Spieß und Kruzifix zog das Volk gegen die Ketzer aus. Karl Gustav siegte zwar wieder, drang auf Lemberg vor, aber in einem Winterfeldzug, wo jede Hütte den Feind barg, kam der Eroberer in Nachteil, er wollte die Bauern durch den Aufruf zur Freiheit ablenken, jedoch der Priester blieb überzeugender als er, und nun erhob sich auch der bedrohte Adel. Daß der Kurfürst ein Opfer seines Schwankens für Polen geworden war, nützte ihm nirgends etwas, die preußischen Stände hofften von Schwedens Fall auch den des hohenzollerischen Herzogtums, und in die Neumark, in Hinterpommern fielen fanatisierte Polenscharen ein. Karl Gustav war bis Warschau zurückgeworfen, ihm drohte jetzt dort die Belagerung.

In dieser Lage mußte sich Karl Gustav mit Friedrich Wilhelm auf einer Basis verständigen, die diesen nicht so vergewaltigte, sondern ihm größere Selbständigkeit zuerkannte. Wieder war es Waldeck, der den zaudernden, zum gefährlich bescheidenen Entschluß neigenden Kurfürsten zu drängen, mehr noble als politische Rücksichten auf Polen zu überwinden hatte. Dann aber konnte er am 25. Juni 1656 den Königsberger durch neuen Marienburger Vertrag umformen. Die Lehnsabhängigkeit ward aufrechterhalten, doch etwas abgeschwächt, Brandenburg mit seiner ganzen Armee trat nun aber zu dem König als selbständiger Bundesgenosse. Siegespreis für es sollten vier Woiwodschaften Großpolens (westlich von der Weichsel) unter voller Souveränität des Kurfürsten sein. Hier liegen die mit einer deutschen Aufgabe Brandenburgs kaum noch vereinbaren weitfliegenden Waldeckschen Ideen angedeutet: in letzter Perspektive Weggabe von beiden Preußen an Schweden und Königtum der Hohenzollern in Polen mit Aussicht auf Erblichkeit; Polens Krone zu bewahren werde kaum so schwer sein, führte Waldeck gutachtend aus, als das endlos widerspenstige Preußen. Die Geschichte hat diese Ideen, die zum Teil aus der überdrüssigen Ermüdung durch die preußischen Untertanen geboren und in jedem Falle schnellfertige Gedankenzüge waren, zum Glück rechtzeitig vernichtet. 1656 konnte man nicht ahnen, daß Schwedens Hartnäckigkeit, in Preußen der nutznießende Herr zu bleiben, so bald durch Wendungen von dritter Seite her gebrochen werden sollte.

Warschau ging am 1. Juli den Schweden verloren. Diese standen jetzt etwas nördlich davon im festen Lager von Nowodwor, am Zusammenfluß von Bug und Weichsel, um das vielfache stärker standen die Polen um Warschau, im ganzen 70 bis 80000 Mann, darunter 4000 deutsche Reisläufer und 20000 Krimtataren-Reiter. Am 27. Juli traf der Kurfürst mit 8500 Mann zu Nowodwor ein, vereinigte sich mit den 9000 Schweden. Am 28. Juli ward sofort gegen Warschau aufgebrochen, am Abend schon begann die große Schlacht und am Vormittag des 30. Juli war das heiße Ringen gegen die gewaltige Übermacht siegreich für die Verbündeten entschieden.

Hier ward Tannenberg glorreich wettgemacht, denn wenn die kühne Genialität des schwedischen Königs, eine Überführung seines rechten Flügels auf den linken am zweiten Tage, den Ausschlag gab, so hatte die zähe heldenmütige Ausdauer der Brandenburger in der Front diesen Flügelwechsel gedeckt und möglich gemacht. Und auch Karl Gustav, sein unter ihm befehligender Bruder Pfalzgraf Adolf Johann waren Deutsche, hatten viel deutsche Truppen. Die Heerführung Friedrich Wilhelms, die neuere brandenburgisch-preußische Kriegsgeschichte überhaupt beginnt mit dem Ruhm der Warschauer Schlacht. In ihr erscholl auch Georg Derfflingers (1606—95) Name zuerst mit hellerem Klang, eines evangelischen Bauernsohnes aus Neuhofen in Oberösterreich, der nach weimarischen und schwedischen Diensten 1654 in kurbrandenburgische als Generalmajor der Kavallerie getreten war.

Für Friedrich Wilhelm ward es um so dringlicher, eine Abänderung des Marienburger Vertrages zu fordern, als schon in der Schlacht Befehle gegeben worden waren, die Brandenburg nicht zu viel vom Siegeslorbeer pflücken lassen wollten, als überhaupt dessen Verdienst geflissentlich verdunkelt wurde. Noch mußte Schweden sich den Verbündeten erhalten, denn Polen war geschlagen, aber nicht besiegt, Johann Kasimir erreichte Danzig, und der Kaiser schickte sich zum Beistand für den Gesinnungsverwandten an. So kam Friedrich Wilhelm durch den Vertrag von Labiau (20. November 1656) aus dem Zwange Schwedens, indem dieses auf die Lehnshoheit über Preußen und Ermland, sowie auf den Pillauer Zollanteil verzichtete. Damit konnte der Kurfürst sich seine Souveränität auch im andern Teil richtig erkämpfen und gefestete preußische Herrschaft vor polnische Traumbilder setzen. So gab er die Marienburger Vereinbarung über Großpolen zu Labiau auf, zu Gunsten künftiger Friedensanbahnung mit Polen. Der Vertrag von Labiau war das Ende des geschlossenen dominium maris baltici der schwedischen Krone. Am 3. November war Oxenstjerna gestorben, nach seinem unmutigen Wunsche, Gott möge ihn hinwegnehmen, ehe er diesen Verzicht an Brandenburg auf Preußen erlebe. Friedrich Wilhelm brauchte Schweden auch nur noch 4000 Mann zu stellen, er haftete dem Bündnis nicht mehr mit seiner ganzen Macht.

Während jetzt Österreich Polen nachdrücklich unterstützte, starb Kaiser Fer-
1657. dinand III. am 2. April 1657. Sein Sohn Leopold war noch nicht gewählt. So war Interregnum, der von Waldeck aufgestellte große Moment der nichthabsburgischen Kaiserwahl gekommen. Waldeck hatte inzwischen lebhafteren Anschluß an den Schwedenkönig betrieben, der wieder in den Süden Polens vorrückte, und stand selber mit den Brandenburgern in Großpolen. Aber Karl Gustavs Erfolg blieb aus. Alle Tendenzen gegen ihn gewannen Zuversicht, die fürstlichen Frauen des Berliner Hofes, mit der Königin von Polen, einer französischen Nevers-Gonzaga, befreundet, drängten zur Verständigung mit Polen, der Kurfürst ward schwankend, Friedrich III. von Dänemark brach gegen den alten schwedischen Feind los, durch dessen ungünstige Lage ermutigt. So warf sich Karl Gustav auf Dänemark, gab seine etwas nebelhaften polnischen Pläne, nachdem er schon auf Ostpreußen hatte verzichten müssen, endgültig auf, weil mit diesen Sarmaten doch nichts auszurichten sei; später gedachte er sich, ein zweiter Gustav Adolf, gegen Österreich zu wenden und hierdurch wieder Brandenburg nebst einem großen Teil von Deutschland in sein Gefolge zu ziehen.

Das war Waldeckische Politik. Aber Waldeck hatte die Leitung der brandenburgischen Stellungnahme verloren, der polnische Mißerfolg Karl Gustavs bot den gegen ihn wirksamen Kräften die Handhaben, ihn zurückzudrängen; er erbat seine Entlassung vom Hofe und ward zum Statthalter von Minden und Ravensberg bestellt. Der österreichische Staatsmann Franz von Lisola, dem Polen die wirksame Hilfe

Abb. 82. Kaiser Leopold I.

Österreichs verdankte, erschien in Königsberg mit der von Polen heimlich erhaltenen Vollmacht, die er natürlich bis aufs letzte zu schonen hatte und suchte: im Notfall die Souveränität in Preußen zuzugestehen. Der Kurfürst, obwohl er zum Frieden neigte und häuslich gedrängt ward, blieb fest, konnte es, da Schweden und Frankreich eifrig um ihn, weil damit gegen Leopolds Kaiserwahl warben. Endlich gab Lisola sein Geheimnis preis, und nun wurde zunächst präliminär, dann am 19. September 1657 im Vertrage von Wehlau von Polen mit Brandenburg Friede geschlossen, letzterem die volle Hoheit in Preußen zugestanden, jure supremi dominii cum summa et absoluta potestate. Der Kurfürst gab dabei das ihm von Schweden in Aussicht gestellte Bistum Ermland auf. Lisola's Preis, worauf es ihm 1657.

ankam, war die in Friedrich Wilhelms Abwendung von Schweden-Frankreich enthaltene Abgabe der brandenburgischen Kurstimme für Leopold. Zu Bromberg kamen Friedrich Wilhelm und Johann Kasimir sowie die staatskluge Königin Marie Luise zusammen; am 6. November wurde hier der Wehlauer Vertrag ratifiziert: Brandenburg erhielt noch Elbing als mit 400000 Talern auslösbares Pfand, sowie dauernd die hinterpommerischen Ämter Bütow und Lauenburg, die Polen 1637 als erledigte Lehen eingezogen hatte. Dafür war Brandenburgs Kriegshilfe für Polen Voraussetzung geworden. Es durfte ohnehin nicht den fehlerhaften Versuch machen, jetzt dem schwer gereizten Schweden gegenüber neutral bleiben zu wollen; so verbündete es sich zur Zeit der Bromberger Tage mit Dänemark und hielt sich zum hoffnungsvollen Angriff auf das schwedische Pommern bereit.

Indessen erwies Karl Gustav aufs hellste seine alte Kriegsgewalt. In wenigen Wochen des Winters 1657—58 trieb er die Dänen aus ganz Schleswig-Holstein und Jütland; sobald ihm der Himmel den erwünschten Frost sandte, besetzte er auch die dänischen Inseln und rückte auf Kopenhagen. Am 27. Februar verstand sich König Friedrich IV. zu dem Frieden von Roeskilde, der an Karl Gustav den alten Dänenbesitz im heutigen Südschweden nebst Bornholm abtrat.

Auf Friedrich Wilhelm und den König Leopold, Herrn von Österreich, Böhmen und Ungarn, hatten die Nachrichten von den raschen Kriegserfolgen der Schweden die Wirkung, daß sie sich Anfang Februar zum Bündnis einigten. Das schloß abermals Brandenburgs Eintreten für die Kaiserwahl ein; im April begannen die
1658. Beratungen in Frankfurt, am 18. Juli 1658 ist Leopold einstimmig gewählt worden.

Nach Umstimmung Brandenburgs blieb für Leopold die Haltung des pfälzer Kurfürsten zu fürchten, aber auch das wurde gegenstandslos, als Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern seine von Frankreich eifrigst betriebene Kandidatur verweigerte. Was Frankreich oder Mazarin, der außer den Kandidaturen des Bayern und des Neuburgers endlich auch die des jungen Ludwig XIV. selber ins Auge gefaßt und betrieben hatte, schließlich erlangte, war eine Bedingung der Wahlkapitulation, die auch dem Reichsinteresse entsprach, daß der neue Kaiser sich des Eingreifens in den noch währenden spanisch-französischen Krieg enthalte. Der geistig Unterlegene in dieser Wahl und den vorausgegangenen Wendungen war Waldeck; mit größtem Unmut hatte der feurige Anwalt der brandenburgischen Zukunftsgröße auf Kosten Österreichs diese Vorgänge aus der Kaltstellung, worin er sich befand, verfolgt; nun verließ er im Juni den Kurfürsten ganz. Er trat in verschiedene protestantische Dienste; erst in viel späteren Tagen, als Waldeck Feldmarschall der Niederlande und Berater Wilhelms III. von Oranien war, sind sich die beiden Männer wieder nähergetreten.

Durch den Frieden von Roeskilde schied Dänemark aus dem großen Kampfe gegen Schweden aus, und da das Bündnis von Österreich und Brandenburg überwiegend dem Interesse des letzteren galt, blieb Österreich um so lauer zur Offensive geneigt. Von Schweden wurde dagegen Brandenburg beleidigt und bedroht; man hörte, die schwedische Flotte in der westlichen Ostsee mit der Armee sei zur Fahrt nach Preußen bestimmt. Aber da landete Karl Gustav auf Seeland, erschien am 21. August vor Kopenhagen. Die Bedrohungen Brandenburg-Preußens hatten die Vorbereitungen zur Überrumpelung Dänemarks verdecken sollen. Dieses hatte den Roeskilder Frieden unvollständig ausgeführt, außerdem nahte die Flotte der Niederlande, die die Herrschaft Schwedens über die Ostsee verhindern wollte. Karl Gustav brauchte einen schleunigen, einschüchternden Sieg an dem für ihn wichtigsten Punkte. Aber dieser ward dem kühnen Manne nicht, Kopenhagen wandte den Überfall ab. Nun lag der Schwede in langwieriger Belagerung fest, während die Übermacht Dänemarks, Brandenburgs, Österreichs, Polens und der niederländischen Flotte sich um ihn zusammenzog. Die letztere und die Flotte der Dänen besiegten die schwedische im Sund, machten Kopenhagen nach der See frei; aus Schleswig-Holstein und

Fütland trieben der kaiserliche Befehlshaber v. Sporck und der Kurfürst die Schweden, am 14. Dezember gingen die Verbündeten nach Alsen hinüber. Aber sie waren ohne Flotte, und für andere, als abgewogen niederländische Zwecke war die von de Ruiter befehligte Flotte der Generalstaaten nicht zu haben.

Wir haben Gijsels van Lier schon (S. 118) erwähnt; von ihm rührt zweifellos eine Denkschrift aus dem Jahre 1658 her, die in vorschauender Würdigung jenes Verhaltens eine deutsche Reichsflotte unter der Admiralität des Kurfürsten empfahl. Nicht einmal, als letzterer Anfang 1659 von niederländischen Privatleuten Transportschiffe mieten wollte, ließen die Generalstaaten dies zu, das seelüsterne Brandenburg sollte von jeglicher Navigation abgeschnitten bleiben, selbst schon ein Truppentransport wider den gemeinsamen Gegner beunruhigte sie. In jenen Tagen lief auch das berühmte Flugblatt „An den ehrlichen Deutschen" um, das man wohl auf Friedrich Wilhelms Anregung zurückgeführt hat: wie jämmerlich Deutschland den Fremden dienstbar geworden, Rhein, Weser, Elbe, Oder fremder Nationen Gefangene seien; „alles verlor sich mit dem trefflichen Pommern!" Die Schweden seien der Schade und die Gefahr in Deutschlands innerstem Mark; wer nicht zuletzt noch schwedisches Brot essen wolle, der achte, was er zu tun habe, um sich gegen das eigene Blut und sein einst vor allen Nationen berühmtes Vaterland nicht zu versündigen; „gedenke, daß du ein Deutscher bist!"

Die Haltung der Niederlande war schon mitbestimmt worden durch ihren Wunsch, Schweden nicht zu tief getroffen zu sehen. Wie nachmals, seit dem 18. Jahrhundert, ihr Erbe und Nachfolger England, so trieben zu dieser Zeit sie die Politik des europäischen Gleichgewichts, das die Kräfte der Übrigen gegenseitig band und ihnen selber das ausschlaggebende Gewicht vorbehielt. Ein erstmaliges „Haager Konzert" der Generalstaaten mit Frankreich und England diente diesem Zweck der Rettung Schwedens. Nicht unverdächtig konnte dem Kurfürsten eine militärische Wendung der Kaiserlichen und der Polen zur Eroberung des schwedischen Pommern sein, so daß auch er aus den Nutzlosigkeiten am Kleinen Belt im September 1659 sich dorthin wandte; bald hielt Schweden nur noch die größeren Seeplätze im Lande. Nun, da Friedrich Wilhelm glückhaft in Pommern stand, gefiel es den Niederländern auf einmal, mit de Ruiters Flotte kaiserliche, brandenburgische, polnische und dänische Truppen nach Fünen zu bringen, wo die Schweden — zu allen Zeiten des Krieges nur ein kleines Heer — am 24. November bei Nyborg geschlagen wurden. Aber jetzt sollte es mit dem Kriege genug sein, namentlich auch nach Frankreichs Willen, das endlich am 7. November 1659 seinen jahrzehntelangen Krieg mit Spanien durch den Pyrenäischen Frieden beendet hatte und frei war, seinem schwedischen Klientelverbündeten dessen Wert zu erhalten.

In unserem Zeitalter der nationalen und Volkskriege würde nicht mehr möglich sein, was bei den Kabinettskriegen des 17. Jahrhunderts ganz üblich war, nämlich das kaum irgendwann unterbrochene Diplomatisieren und Verhandeln auch mit dem erklärten, im Felde bekämpften Gegner. Die gegenseitige Unzuverlässigkeit der Verbündeten, ihr Mißtrauen, ihre Intrigen widereinander gehören in dasselbe Gebiet. — Auch diesmal ward längst an verschiedenen Orten wegen des Friedens amtlich getagt. Nun gewannen unter der diplomatischen Führung Frankreichs diese Verhandlungen deutlichere Gestalt, und als unerwartet am 23. Februar 1660 der Urheber aller Unruhe in Nordeuropa, König Karl Gustav, nach kurzer Krankheit starb und nur einen fünfjährigen Sohn hinterließ, da kam man rasch zum Frieden. Im westpreußischen Cisterzienserkloster Oliva bei Danzig ward er am 3. Mai 1660 für Schweden und seine festländischen Gegner, zu Kopenhagen am 6. Juni mit Dänemark 1660.

abgeschlossen. Die schwedischen Eroberungen aus dem Westfälischen Frieden wurden gänzlich aufrecht erhalten, von Polen wurde Schweden der von diesem besetzte Teil von Livland zugestanden, von Dänemarks Seite behielt es die Roeskilder Abtretungen im Süden der Halbinsel (Halland, Blekinge, Schonen), gab aber Bornholm zurück. Das zuletzt geschlagene Schweden erhielt also sogar zugeteilt und trug aus dem Kriege Gewinn davon. Die Friedenschlüsse bedeuten wesentlich die neue Dokumentation des französischen Machtgebotes, das sich seinen schwedischen Parteigänger verpflichtet erhielt und von Österreich her sehr zart behandelt wurde. Frankreich hat immer dadurch viel für seine Weltstellung getan, daß es seinen Bundesgenossen mit Nachdruck nützlich gewesen ist.

Der Kurfürst hatte wieder den Zugang zur See im Auge gehabt. Wenn er sonst in Pommern, wo er siegreich gekämpft, nichts gewann, suchte er doch Stettin für Elbing einzutauschen; aber auch das schob man beiseite. Sein Gewinn aus dem mit aller Einsetzung geführten Kriege war die Souveränität in Preußen, die in Oliva nicht mehr zur Frage gestanden hatte, weil ja nicht Brandenburg und Polen untereinander Frieden schlossen. Und war ferner der moralische Erfolg, der dem neuentstandenen Souverän in Europa als dem entschlossenen Herrn einer gutgeführten und tapferen kleinen Armee und als gut eingearbeitetem selbständigem Meister in der verwickelten politischen Technik des Jahrhunderts nicht wieder verkürzt werden konnte. Hiermit steht der Hohenzoller in seinem 40. Lebensjahre da, und als ob die große Geschichte in Scherzlaune an den schwäbischen Ursprung dieses Hauses erinnern wolle, bedeutet für ihn das mit den Tagen von Oliva erreichte Schwabenalter auch das Abtun jener hastigen Optimismen, die bisher, noch im Nordischen Kriege selber, den Gang seiner Politik oft unruhig auseinander geworfen hatten. Unruhig und auch nicht immer ganz zuverlässig — was eben zum überwiegenden Charakter der damaligen Politik überhaupt gehört und nun die Historiker bei Dem verletzt, dessen Geschichte sie am sorgfältigsten untersuchen und kennen lernen. Aber eben auch darin bezeichnet der Nordische Krieg eine Zeit der innerlichen Lehre und der Selbstbefreiung; von da ab erscheint Friedrich Wilhelms staatsmännische Persönlichkeit in mehr als einer Richtung fertiger geworden und gereift, wird sorgfältiges Abwägen der widereinander spielenden Kräfte und Tendenzen und des redlichsten Verhältnisses der eigenen Kraft zur allgemeinen Sachlage seine deutliche Richtschnur.

Friedensjahre und Friedenstätigkeit.

Friedrich Wilhelm hatte seine Souveränität nach außen errungen und eine rechtlich unabhängige europäische Stellung gewonnen. Nun im Frieden galt es, das freie Verfügungsrecht des Landesherrn auch im Innern zu erkämpfen, im Herzogtum Preußen, auf welchem jene Souveränität beruhte, aber nicht bloß dort, sondern auch am Rhein. Der Reichstag von 1653/54 hatte die einheimische Militärhoheit der deutschen Territorialherren ausgesprochen, eine Konsequenz der von diesen Fürsten 1648 gewonnenen Stellung; ihre Stände und Untertanen sollten grundsätzlich verpflichtet sein, ihnen die Mittel für die Festungen und die zur Besatzung nötigen stehenden Truppen zu gewähren. Im Klevischen nun, wo Klerus und Adel abgabenfrei waren, während bisher die Bauern $^4/_5$, die Städte $^1/_5$ der Lasten getragen hatten, setzte Friedrich Wilhelm eine gerechtere Verteilung der Abgaben und gleichzeitig eine günstige Neuregelung seiner landesherrlichen Stellung durch, womit er bis 1661 zum Ziel kam. In Preußen hatten die eigenwilligen und als Lutheraner vor allem dem reformierten Bekenntnis feindlichen Stände schon gegen den Wehlauer Vertrag bei

Polen proteſtiert, von dem ſie ſagten, daß es ſie wie Äpfel und Birnen verhandle, ohne ſie zu fragen. Von ihrem Standpunkt gingen ſie freilich, indem ſie den Rückhalt an das verwirrte polniſche Staatsweſen verloren, unter dem alleinigen kurfürſtlichen Zepter einem verſchlechterten Zuſtand entgegen. So klagten ſie laut

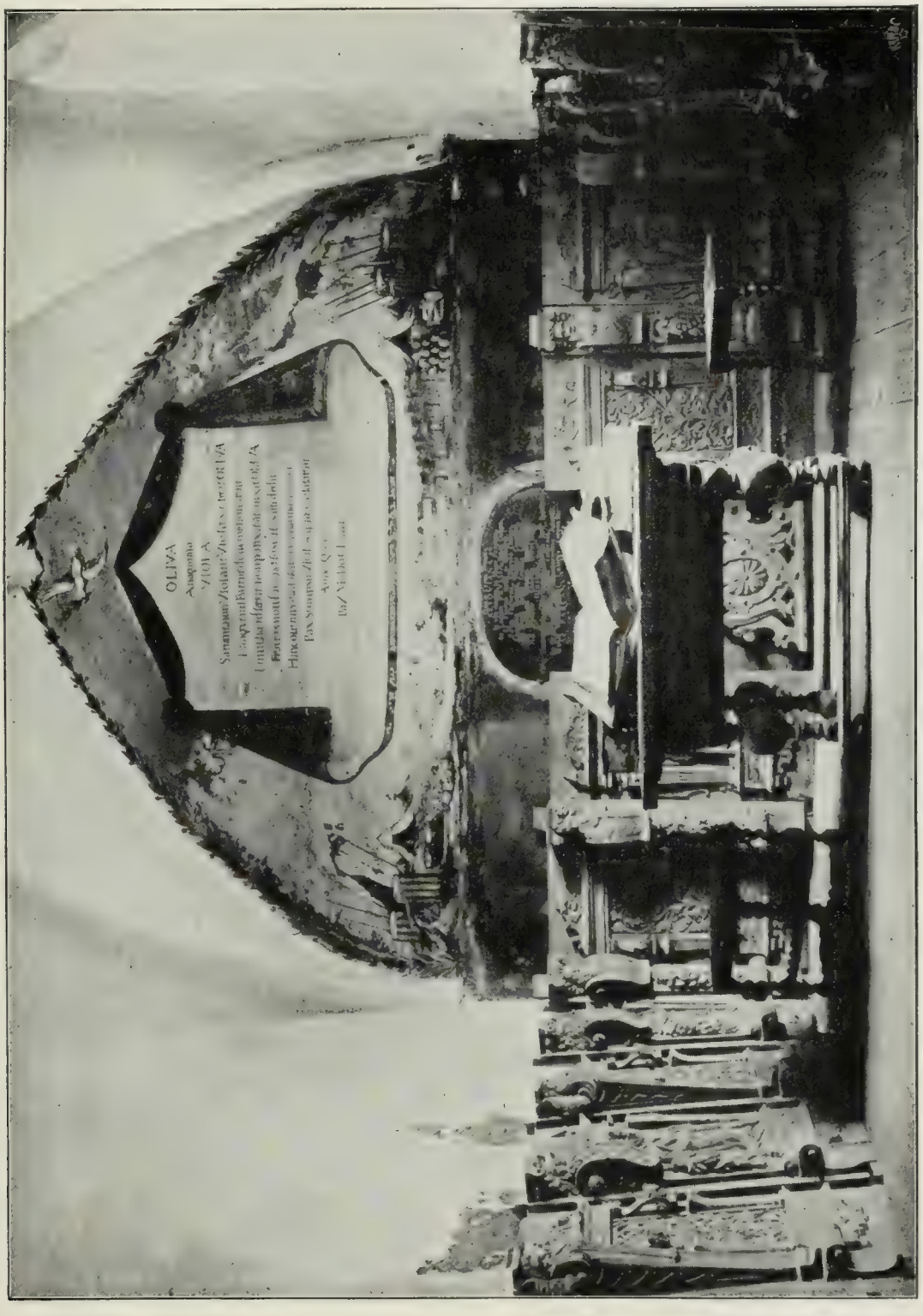


Abb. 83. Der Friedenſaal zu Oliva.

über Tyrannei und verlorene „Freiheit“. Sie intrigierten in Elbing und anderweitig, deuteten unter der Hand in Warſchau, wenn man ſie von dort unterſtütze, ihre Bereitwilligkeit zum offenen Aufruhr an. Königsberg verlangte in unehrerbietigſter Weiſe die Abſchaffung der 1656 eingeführten Akziſe, einer indirekten Verbrauchſteuer, welche Friedrich Wilhelm als vorgeſchrittenſte Form damaliger Finanzpraxis in den

Niederlanden kennen gelernt hatte und möglichst zur Entlastung von den alten Kontributionen und Schoßabgaben verwenden wollte. Die Geistlichkeit behielt im Kirchengebet den polnischen König als Landesherrn und schrie, als dies verboten wurde, über Verfolgung des lutherischen Bekenntnisses; die Landtage von 1661—63, welche berufen wurden, um als Ventil zu dienen, nahmen den heftigsten Verlauf. Führer von seiten der Städte war der Schöppenmeister des Kneiphofschen Teils von Königsberg, Hieronymus Rohde, ein ehrlicher Fanatiker subjektiven Rechtsgefühls, der durch seinen Bruder in Warschau, einen Renegaten und Jesuiten, mit den dort maßgeblichen Kräften Fühlung hatte; von seiten des Adels waren Wortführer die beiden v. Kalckstein, Vater und Sohn, unbotmäßige und dreiste Vertreter eines nach oben und unten verachtungsvollen, eigenwillig-zuchtlosen und tyrannischen Junkertums.

Der Kurfürst, durch Kleve festgehalten, hatte zunächst zur Unterstützung des preußischen Statthalters, Fürsten Radziwill, den Oberpräsidenten seines Geheimen Rats entsandt, den nach Waldecks Ausscheiden in die erste Stelle gerückten trefflichen Otto v. Schwerin (1616—1679) aus einem der ältesten und verbreitetsten pommerischen Adelsgeschlechter. Aber dieser vermochte nicht zu hindern, daß aus der Bewegung latenter Aufruhr wurde und bereits offen bei Polen „geklagt", dessen Hilfe angerufen wurde, wozu sich der polnische Hof bedenklich zweideutig verhielt. Da eilte im September 1662 der Kurfürst mit 2000 Mann, wie zur Exekution, nach Preußen. Wie immer, tat ruhige Entschlossenheit schon bei ihrem Näherkommen gut. Königsberg, das schon von einer Art republikanischer Freiheit in der Art Danzigs geträumt hatte, empfing seinen Herrn mit aller Festfreude einer gehorsamen Residenz und den schwülstigsten Begrüßungsgedichten; als Rohde am 30. Oktober verhaftet wurde, beeilten sich die Einzelnen wie formelle Deputationen der Stadt um so beflissener, wieder in die Gnade des verschrieenen Landesherrn zu gelangen. Rohde leugnete nichts, weder Aufwiegelung noch Hilfsgesuche an Polen; er war ja im Recht. Ihre ursprüngliche Absicht, ihn hinrichten zu lassen, änderte des Kurfürsten Kabinettsjustiz in lebenslängliches Gefängnis um; ungebeugt, ohne jedes Wort, das später wahrscheinlich Begnadigung gebracht hätte, hat er, eine Gestalt des tragischen Heldentrotzes, in seiner Haft gesessen und ist in dieser 1678 zu Peitz gestorben.

Königsberg entschied Preußen, wenn auch der Kampf erst zu Ende geführt werden mußte. Der Landtagsabschied vom 1. Mai 1663 enthielt den Sieg des Landesherrn, dessen Souveränität und Militärhoheit, sowie die Zulassung mehrerer reformierten Beamten, Richter und einzurichtender Pfarreien. Das war zugleich die Anbahnung der Staatseinheit mit den übrigen kurfürstlichen Territorien. Am 18. Oktober 1663 geschah ohne Mißklang die feierliche Huldigung der unterlegenen Stände im Hofe des Königsberger Schlosses.

Der ältere Kalckstein starb 1667. Der jüngere, in verschiedentliche schwere, z. T. unpolitische Anklagen verstrickt, wurde mit viel Langmut behandelt, von lebenslänglicher Haft schließlich zu 5000 Talern herunter begnadigt, bis zu deren Zahlung er Arrest auf seinem Gute Knauten hatte. Trotzdem er ausdrücklich gewarnt wurde, floh er von dort 1670 nach Warschau. Dort am Hofe des neuen Wahlkönigs Michael Wisniowiecki's (1667—1673), der dringend irgend einer Popularität gebenden Aktion bedurfte und Kalcksteins Auslieferung verweigerte, fand dieser den Boden für seine renommistische Hetzarbeit. Da machte dem Kurfürsten sein Warschauer Gesandter, Eusebius v. Brandt, den Vorschlag, Kalckstein verhaften und im Rüstwagen nach Preußen schaffen zu lassen; ein paar gegen entsprechenden Lohn bereite polnische Offiziere habe er an der Hand. Hiernach ist geschehen und jener zu Memel wegen Hochverrats abgeurteilt, am 8. November 1672 enthauptet worden. Peinlicher, als die Entrüstung des preußischen Adels, daß man einen der Ihren im Prozeß gefoltert habe, wie mit gewöhnlichen Delinquenten allerorts eifrig geschah, war der Völkerrechtsbruch; aus ihm ist der Kurfürst nur durch eine Reihe von unaufrichtigen Erklärungen bei Polen wieder herausgekommen.

Im Brandenburgischen hatten die Stände ihre tiefe Herabdrückung durch Schwarzenberg hinter sich, wollten ihre Stellung nicht von neuem aufs Spiel setzen, und sie sahen, viel mehr als die Preußen, doch von vornherein in dem Hohenzollern ihren einheimischen Herrn. Der Adel trug bisher von den Landeslasten ein Sechstel, die Städte vier Sechstel. Seit 1530 hatten die Stände die eigene Verwaltung dieser Eingänge, waren aber mit ihren Kassen sehr in Schulden geraten. Das hat dem Kurfürsten die Handhaben gegeben, aus einer zunächst eingesetzten Kontrolle schließlich eine staatliche Finanzverwaltung zu machen. Die auch hier eingeführte Akzise (Verzehrungssteuer)

Abb. 84. Huldigung zu Königsberg, 1663. Stich von Gottfried Bartsch nach Gerete.

wurde von den Städten bald als minder fühlbare Form gutgeheißen, fand dagegen den Widerstand der Ritterschaft. So wurden nach einem Kompromiß von 1667 für das platte Land der Hufenschoß und die Kontribution noch beibehalten, von da ab jedoch auch sie dem Wesen einer einheitlichen Steuer allmählich entgegengeführt, und gleichzeitig ward verhindert, daß die einmal bestehenden Steuerexemtionen des Adels auf Güter ausgedehnt wurden, die durch das übliche „Bauernlegen" hinzugewonnen wurden. (Als Bauernlegen bezeichnet man die Einziehung abhängiger Bauernstellen durch die Gutsherrschaft zum Zweck der unmittelbaren Bewirtschaftung durch diese und der Steigerung des Ertrags. Bereits im 17. Jahrhundert tun sich Widerspruch und Maßregeln gegen dies Verfahren, als eine schädliche Verminderung des selber wirtschaftenden Bauernstandes, kund.)

Aber nicht bloß in Preußen, auch in Brandenburg stieß das Luthertum mit dem Landesherrn zusammen. Friedrich Wilhelm war durchaus kein einseitiger Reformierter, bekannte in wichtigen Punkten seine Übereinstimmung mit der Augsburgischen Konfession und verwarf in der Prädestinationslehre — womit er wiederum älteren holländischen Synodalbeschlüssen folgte — einen der Angelpunkte des Kalvinismus. Er war vor allen Dingen Protestant und wollte Verträglichkeit der evangelischen Bekenntnisse untereinander. Aber in dem Reformiertenhaß, den die lutherischen Geistlichen, darunter der beliebte Diakonus an St. Nikolai zu Berlin, Paul Gerhardt aus Gräfenhainichen, von den Kanzeln herabfluchten, lief manches böse Wort unter, das sich mehr oder minder deutlich gegen den Landesherrn richtete. Religionsgespräche, die zur Aussprache und Versöhnung angeordnet wurden, erreichten, wie üblich, das Gegenteil. Einer Verordnung von 1664 gegen die persönlichen Beleidigungen von den Kanzeln widersetzten sich etliche lutherische Geistliche und verweigerten, sich ihr zu unterwerfen. So wurden die Haupteiferer des Amts enthoben. Auch Paul Gerhardt, dem sogar noch der schriftliche Unterwerfungsrevers hatte erlassen werden sollen, für den Fall, daß er sich tatsächlich mäßigen wolle. Er bezog einen Teil seiner Einkünfte weiter, sogar die Amtsenthebung wurde gegenüber dem geschätzten frommen Prediger und Dichter der schönsten Kirchenlieder des Jahrhunderts wieder zurückgezogen, aber er verharrte nicht ohne Trotz in seinem gelinden Martyrium und nahm 1669 eine sächsisch-merseburgische Pfarre, zu Lübben am Spreewald, an, wo er 1676 gestorben ist.

Die sechziger Jahre sind auch die der wichtigsten wirtschaftlichen Friedenswerke des Kurfürsten. Die Anregung aus den Niederlanden, durch die oranische Kurfürstin lebendig erhalten, verrät sich schon in der Vorliebe des hohen Paares für Gärtnerei und Obstkultur; es wurde u. a. die schöne Vorschrift erlassen, jeder Bräutigam müsse vor seiner Trauung sechs Obstbäume pflanzen und ebensoviele pfropfen. Das Gut Bötzow, das später Luise Henriette zu Ehren Oranienburg genannt wurde, wurde unter ihrer Mitwirkung zur Musterwirtschaft gemacht. Wieder nach Jahrhunderten wurde eine neue Schicht niederländischer Kolonisten ins Land gezogen, um Gartenbau und Viehwirtschaft durch sie zu heben; auch aus den Rheinlanden, der Pfalz, der Schweiz, den Lausitzen und Schlesien wurden Ansiedler herbeigezogen. Wer auf Ortsnamen zu horchen versteht, dem erzählt noch manche Neusiedlung dieser Periode, woher die ersten Bewohner gekommen sind und vielleicht auch, aus welchen Beweggründen und Hoffnungen sie in das Land der Kiefernheiden und Wiesen aus ihrer Heimat davongezogen sind.

Wirksameres, als für inländische Industrie, obwohl der Kurfürst auch eine solche nach Kräften durch Vorbild, sowie durch Schutzzölle und Einfuhrverbote zu fördern suchte, geschah für das Verkehrswesen in der Mark. Von 1662 bis 1668 wurde der Müllrose- oder Friedrich Wilhelms-Kanal gegraben, der unter Benutzung von Spree und Havel eine Diagonale zwischen die beiden großen Wasserwege Breslau-Oder-Stettin und Magdeburg-Elbe-Hamburg legte. Er zog den Flußverkehr durch die Mark hindurch und machte Berlin zur Handelsstadt, wo nach Stapelrecht umgeladen werden mußte, und er war ein nicht unwichtiges Befreiungswerk von Schweden, da er Stettin und dessen Zölle vermeidbar machte. Auch in der Elbhandelstadt Magdeburg faßte der Kurfürst 1666 Fuß. Das alte Hanseglied suchte in diesen späten Tagen noch Reichsstadt zu werden, mit Schwedens Hilfe. Da verständigte sich der Kurfürst, der künftige Landesherr, mit dem derzeit noch administrierenden, dem sächsischen Prinzen zu Halle, ließ die Stadt durch General v. Sparr besetzen, empfing ihre Huldigung und ließ eine Besatzung dort.

Die Bestätigung des Stapelrechts der Stadt, nachdem ihr ein kommerzielles Trutz-magdeburg in dem nahe gelegenen Orte Burg angedroht worden war, söhnte die Stadt mit dieser Wendung aus und hatte letzterer schon vorher ihren berühmten Bürgermeister Otto v. Gericke, den Erfinder der Luftpumpe, gewonnen.

Mit Strompolitik Hand in Hand ging gebesserter Landstraßenverkehr. Und schon vorher die Errichtung eines eigenen Postwesens, des ersten aus landesherrlicher Autorität und Veranlassung, während man bisher in einzelnen Territorien höchstens Wettbewerber der Turn und Taxis'schen Postkurse begünstigt hatte. (Das in der habsburgischen Monarchie im 16. Jahrhundert entstandene Generalpostmeisteramt der Familie Taxis hatte Kaiser Rudolf II. 1595 in ein Reichsamt, in die Verwaltung eines Reichsregals verwandelt, ohne dessen Anerkennung indessen richtig durchzusetzen. Ihre Kurse dehnten sich auch nach Italien hinein aus.) Eine ursprünglich wegen der westfälischen Friedenshandlungen als reitende Dragonerpost zwischen Berlin und Osnabrück eingerichtete brandenburgische Verbindung wurde ständig gemacht und der Benutzung des Publikums eröffnet, und schon 1650 wurde sie bis Geldern und bis Königsberg ausgedehnt. Sie stellt den Entwicklungskeim der heutigen Reichspost dar, der Amtskammerrat Michael Matthias hat sie nach dem Willen des Kurfürsten ausgestaltet und ist 1684 als erster Hofpostdirektor gestorben. Früher hatte Brandenburg den Turn und Taxis 20000 Taler jährlich zuzahlen müssen, jetzt ergab die eigene Post ungefähr ebensoviel Überschuß. Natürlich protestierten die Turn und Taxis, auf Grund des an sie verlehnten Regals, während doch ihr Recht nie grundsätzlich als Monopol zur Anerkennung gelangt war.

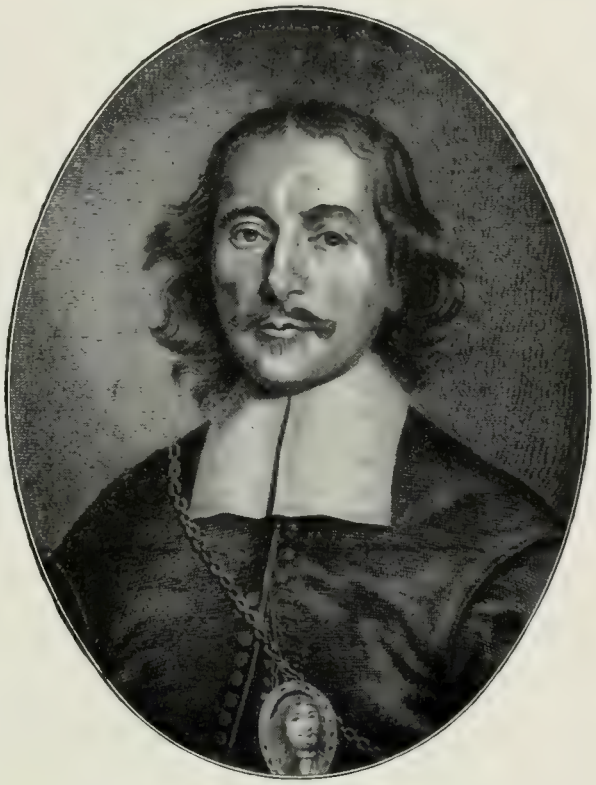


Abb. 85. Otto von Gericke.

Somit begann die seit den Wittelsbacher Markgrafen von ihrer Blüte herabgesunkene und durch die aufsteigende Landeshoheit der ersten Hohenzollern in ihren Städten absichtlich herabgedrückte Mark ein neuerwecktes bürgerliches und materielles Leben zu entfalten. Aber von Anfang an sollte dies nach dem Willen Friedrich Wilhelms kein bloß binnenländisches sein, sondern, wie einst die märkischen Städte als Glieder der Hanse wohlhabend und stattlich gewesen waren, so hatte auch er im Auge, alle inländischen Bemühungen in Wechselwirkung mit tatkräftigen Unternehmungen über See und im unmittelbaren Großhandel zu setzen.

Deutsche Kolonialpläne und Großhandelsprojekte.

Nicht als der einzige Fürst dieser Zeit denkt Friedrich Wilhelm an die See. Der werdende oder vollendete Absolutist steht den Bedürfnissen und Möglichkeiten seines Landes und seiner Untertanen anders gegenüber, als der mittelalterliche Fürst an der Spitze des Lehnstaates den in diesem befindlichen Ausnahmebildungen. Er fühlt sich dem Ganzen verbunden, für das Ganze verantwortlich, das Erblühen

und Erstarken seiner Untertanen birgt keine Gefahr oder Eifersucht mehr für ihn, ist sein eigenes Erstarken geworden. So finden wir vielerorts die größeren und kleineren deutschen Fürsten in handelspolitischen Bestrebungen, da ja in allem Geschichtlichen die Übertragung und Entlehnung der gleichen zeitgemäßen Ideen sehr lebhaft ist und die gegenseitige Anreizung, Wettbeeiferung und Überbietung sie schon wieder wie zu einer Mode werden läßt. Insofern hat man von einem Kolonialfieber dieser Jahrzehnte gesprochen. Ernst der Fromme von Gotha (S. 56) wollte Werra, Unstrut und Saale regulieren, Kanalverbindung von Werra und Main schaffen; der unermüdliche Herr mußte freilich, von der technischen Unmöglichkeit dieses Kanals abgesehen, schon an dem unzähligen Kleinkram von Wassergerechtigkeiten, Lokalmonopolen, Stapelrechten, Alleinberechtigungen fremder Schiffer auf den außerhalb seines kleinen Gebietes liegenden Strecken scheitern. Aber er sorgte, was er konnte, Holz, Pech, Waid und andere Landeserzeugnisse in den großen Handel zu lancieren, sie nach der unteren Elbe und Weser zu schaffen; als 1666 die Kunde des großen Londoner Brandes erscholl, war er sofort bei der Hand und hat beträchtliche Mengen Bauholz über Bremen nach England liefern können. Aus Holstein hatte der Gottorper Herzog Friedrich schon früher seine beiden Gesandtschaften ausgesandt, die in Rußland und Persien merkantile Umschau halten sollten; bei der einen befand sich der kaiserliche poëta laureatus Paul Fleming und zog mit ihr 1637 in Ispahan ein; sein Freund Adam Olearius, der Flemings Mitnahme vermittelt hatte, hat die sechsjährige Reise trefflich geschildert. Praktisch freilich blieb diese belanglos. — Von Bayern aus regte Johann Joachim Becher, ein wahrscheinlich 1635 geborener Speyerer, der anfangs der sechziger Jahre in dortige Dienste kam, ein „größeres Deutschland", „Neudeutschland", wie er sagte, an.

Es sind viel seltener die korrekten, in wohlbedachtes Lebensgeleise und kluges Spezialitätentum lenkenden Persönlichkeiten, sondern die unruhigen, allinteressierten Geister, die die jüngsten Zeitgedanken mit selbstlosem Eifer auf sich nehmen. Bechers Vielgelehrsamkeit ist eine autodidaktische Zusammenmengung von Chemie (wo seine wissenschaftlichen Hauptverdienste liegen), Medizin, Naturkunde, Technik, Volkswirtschaft, alles immer im gesunden Sinne einer praktischen Nutzbarkeit des Wissens, wie sie zumal damals in Deutschland nicht selbstverständlich war. Wir finden ihn bald als Hofmedikus, bald als Professor, bald als Kommerzien-Rat (im logischen Sinne eines Amtes) oder auch unbetitelt, und dabei als Privatmann nicht in allem erfreulich, zu Mainz, Wien, München, Würzburg, Haarlem, London; dort ist er 1682 gestorben. Seine national-wirtschaftlichen Ideen enthält namentlich sein 1668 erschienener „Politischer Diskurs . . . — wie ein Land volkreich und nahrhaft zu machen." Man denkt an Friedrich List, den frühen großen Erwecker der Deutschen im 19. Jahrhundert, wenn man die Sätze des feurigen Rheinländers liest. „Ihr Deutschen habt nicht weniger Verstand und Resolution, als andere Nationen, zu solchen Werken, seid Soldaten und Bauern, fleißig, unverdrossen, ordnungsliebend sogar mehr als andere, was für Kolonisation namentlich von Wert ist; aber ihr seid das stumpfe und träge Daheimsitzen in Enge und Kümmerlichkeit gewohnt geworden, schaut nicht weiter, bedenkt nicht, wieviel Geld aus Deutschland für fremde Erzeugnisse hinausgeht; blickt auf Holland, das fortwährend reicher wird: was wäre es, wenn es die See nicht nützte, die heutzutage der hochdeutschen Nation so fremd geworden ist!" So leben die Wallensteinischen Gedanken wieder auf. Am ehesten Verständnis in München fand Becher bei Ferdinand Marias Gemahlin, der sehr viel regsameren Savoyerin Adelheid (Adelaide). Es lag an des eifrigen Patrioten chemisch-medizinischem Hauptberuf, daß dieser ihn an Stätten band, die für derartige Pläne die minder geeigneten waren. Doch erreichte er, nach Amsterdam geschickt zu werden, zu Verhandlungen mit der niederländisch-westindischen Kompanie, die durchaus geneigt war, dem bayrischen Kurfürsten unter Vorbehalt ihrer Monopole und Gerechtsame einen Landstrich von Guyana zu überlassen — den ihr die Deutschen eben kolonisieren sollten. Die Angelegenheit ist dann in München eingeschlafen. Später hat Becher ähnliche Pläne zu Wien mit demselben praktischen Nichterfolg betrieben; dann in Verbindung mit dem Grafen Friedrich Kasimir von Hanau-Lichtenberg. Diesmal wurde, 1669, der Vertrag über Land in

Guyana mit der westindischen Kompanie perfekt, unter Lehnshoheit der letzteren; man rief zur Beteiligung auf, fand Aktionäre, wollte mehrere hundert Kolonistenfamilien hinüberführen; dann ist der Plan doch wieder zerflattert, hauptsächlich infolge der Unsicherheit, die in diesen Jahren Ludwig XIV. über Deutschland verhängte.

Bemerkenswerter, umfassender und reichsmäßiger gedacht sind die gleichzeitigen brandenburgischen Pläne überseeischer Unternehmungen. Hier bleibt auch jetzt der treibende Mann Gijsels van Lier. Den heißen Drang zu Seepolitik hatte Friedrich Wilhelm mit in seine Regierung gebracht, die allgemein-deutsche Gesinnung war in ihm ein Stück unveräußerlichen Lebensinhalts, sie war auch zur praktisch-politischen Tendenz bei ihm gelangt durch die letzten Jahre des Nordischen Krieges, das Zusammengehen mit dem Kaiser und durch Erhebung der niemals zur Ruhe kommenden Gedanken auf Vorpommern in den Gesichtspunkt der Befreiung deutscher Nation von der Fremdherrschaft. Trotzdem ist es von dem Verfasser dieser Deutschen Geschichte nicht bloß Entdeckervorliebe für Gijsels, den er selber vor zwanzig Jahren aus der archivalischen Vergessenheit hervorgezogen hat, wenn diesem weltkundigen, mit Heiden und Christen aller Art vertrauten ehemaligen Molukkengouverneur und Admiral ein Hauptanteil daran zugesprochen wird, daß für das von Brandenburg aus betriebene Projekt die Reichsverfassung, die übrigen Stände nicht ungenützt gelassen werden sollten. Mit anderen Worten, wenn man in der Sache, nicht in geistiger Anlehnung, ganz von selber wieder auf die Wallensteinischen Ideen hinauskam: Verbindung von Reich und Spanien zum Zweck einer auf den spanischen Kolonialbesitz gestützten, aus Deutschlands wiedererweckten Kräften zukunftsmächtig betriebenen großen Kompanie. Ihre Spitze mußte gegen den Vorsprung der Niederlande und gegen die übrigen protestantischen seefahrenden Staaten gerichtet sein, der mit seiner Heimat zerfallene Holländer hat das durchgedacht, der charakterfeste Protestant den Plan als den seinen betrieben. Eben dies ist vor allem das Bemerkenswerte daran, der Gedanke: durch nationale wirtschaftliche Ziele den konfessionellen Gegensatz im Reiche ins Hintertreffen zu bringen, alte und junge Kräfte von neuer Basis aus wieder eins werden zu lassen, Reich, Kaisertum, Habsburg unter gänzlicher

Abb. 86. Markgraf Hermann von Baden-Baden.

Begrabung der Waldeckschen Ideen noch einmal mit frischem Leben zu erfüllen und in die deutsche Front zu stellen. Das schloß damals den Verzicht auf eigene politische Zukunftsfreiheit Brandenburgs ein, bedeutete aber deren Umwandlung in kurfürstliche Reichsadmiralität, in brandenburgisch-preußische Seehandelsblüte und Erbschaft der Hanse. Gijsels ging 1660 für den Plan nach Wien zum Kaiser; es ist bezeichnend, daß der Unterhändler, den er, hauptsächlich für Spanien, zuzog, gerade ein durch seine Tätigkeit für Versöhnung von Katholizismus und Protestantismus bekannter Mann war, der Franziskaner de Roxas-Spinola († 1695 als Bischof von Wienerisch-Neustadt). Dieser empfahl wiederum den Markgrafen Hermann von Baden-Baden in das Projekt, einen jüngeren Sohn des regierenden Markgrafen Wilhelm und konzilianten, von katholischen und protestantischen Reichsständen, sowie von persönlichen Diensten her in Madrid geschätzten jungen Politiker und Kriegsmann.

Durch Gijsels und Roxas wurde Friedrich Wilhelm, der anfänglich immer von „seiner" Kompanie spricht, mit Erfolg gedrängt, die bloß verdeckte Beteiligung der habsburgischen Höfe aufzugeben. So gewann der Plan die Gestalt einer „Deutschen Kompanie", mit dem Kaiser, dem Kurfürsten und mit Reichsständen als Teilhabern, mit maritimer Stützung auf die Elbmündung und mit irenischen Bestimmungen hinsichtlich der konfessionellen Fragen in den künftigen Kolonialgebieten. Friedrich Wilhelm sollte mit dem Kaiser gleichberechtigtes Haupt der Kompanie sein, der diplomatische Verkehr im Namen beider Souveräne geschehen. Das sind die Modalitäten, unter denen der Kurfürst durch das Jahr 1661 sich der Angelegenheit gewidmet hat. Dann hat er sie, im November 1661, aufgegeben. Es verlautet von Gegenwirkung holländischer Handsalbe bei brandenburgischen Räten; sicher ist, daß diese dem irregulären fremden Ratgeber, der unter Überspringung aller Instanzen mit dem Kurfürsten verabredete und korrespondierte, ähnlichen Widerstand, wie später seinem Landsmann Raule, entgegen gestellt haben. Aber die Hauptsache bleibt anscheinend doch, daß die hinträdelnde Wiener Behandlung den Kurfürsten ermüdet, ihm Zeit zum Nachprüfen gelassen hat, ob das Ganze ihm nicht zu sehr über den Kopf wachse und er nicht besser wieder seine Freiheit gewinne.

In Ausläufern und wechselnder Madrider Geneigtheit ist die Angelegenheit an sich noch bis 1663 hingeschleppt worden. Gijsels hat auch weiterhin auf seinem Gut zu Lenzen an der Elbe gelebt, das ihm der Kurfürst 1651 zu billiger Erbpacht verliehen hatte. Er hat dort eine Beschreibung und Kolonialgeschichte der Molukken resp. seiner früheren Tätigkeit daselbst abgefaßt und die hochinteressanten, illustrierten Bände dem Markgrafen Hermann geschenkt, an den er sich sogleich sehr eng gehalten hatte. So werden sie heute in der Karlsruher Hofbibliothek aufbewahrt und harren meines Wissens noch einer kolonialgeschichtlichen Benutzung.

Sehen wir von allen den schwerwiegenden Möglichkeiten auf politischem und konfessionellem Gebiet ab, so würde eine deutsche Kompanie auf alle Fälle etwas dem Zollverein im 19. Jahrhundert Vergleichbares bedeutet und ähnliche Wirkungen geübt haben. So aber blieb sie aufgegeben und damit der letzte Versuch ergebnislos, der gemacht worden ist, auf daß das deutsche Reich als solches der europäischen Aufteilung der überseeischen Länder nicht tatlos zusehe.

Trotz der Abwendung Friedrich Wilhelms von einem Projekt, dessen wirkliche Durchführung ihn dauernd an die Seite Österreichs gezogen haben würde, erhielt sich für ihn im allgemeinen die Konstellation von 1660. Daß Schweden 1666 die alten Pläne gegen die Freiheit von Bremen wieder aufnahm, führte den Kurfürsten in ein engeres Bündnis ad hoc mit dem braunschweigischen Herzog Georg Wilhelm von Celle und dessen Verwandten, mit Dänemark und den Niederlanden, die am 25. Oktober 1666 im Haag abgeschlossene Quadrupelallianz. Eine Aktion des Kaisers und des Reichstags ging damit einher, wobei flüchtig an Reichskrieg gegen Schweden

unter Kommando des Brandenburger Kurfürsten gedacht worden ist. Vor diesen Rüstungen zog sich Schweden von seinem Vorhaben zurück und erkannte am 25. November 1666 im Frieden von Habenhausen (Hauptquartier des schwedischen Reichsfeldherrn Karl Gustav Wrangel) Bremens freie Reichsstandschaft an. Damaliger Reichsenergie entsprach es, wenn Schweden zum Lohn für seine Gewaltabsichten einige versöhnende Kleinzugeständnisse erhielt. Hamburg und Lübeck haben sich nicht gerührt, hätten Bremen seinem Schicksal überlassen; die alte Hansegenossin war nur noch die Konkurrentin, die Fürsten mußten sie retten.

Zu spät kam infolge dieses Friedenschlusses Frankreich, das seinem Schützling Schweden hatte beispringen wollen. Diesmal war es nicht dazu gelangt, sein Gebot geltend zu machen. Bald sollte es dies um so vehementer tun.

Deutschland im Zeichen Ludwigs XIV.

Weniger groß und schöpferisch als Richelieu, aber gelehrig, bedachtsam und schlau hatte sein sizilianischer Schüler Mazarini (1602—61), Kardinal Mazarin, der heimliche Gatte der Witwe Ludwigs XIII., der Spanierin „Anne d'Autriche", das Werk des Absolutismus in Frankreich und dessen politischer Machtvergrößerung mit Erfolg als Aufgabe des leitenden Ministers fortgesetzt. Sein Tod machte den 23jährigen Ludwig XIV. (1638—1715) zu seinem eigenen Minister, einen vom persönlichen Ziel mehr noch, als dem der französischen Größe erfüllten Monarchen und Virtuosen der Majestät. Er fand in Deutschland eine geeignete Handhabe für seine Politik vor, den

Rheinbund von 1658.

Sein Kern ist der von Philipp Wilhelm von Neuburg und Jülich-Berg mit Köln und Münster 1654 geschlossene Gegenbund gegen Brandenburgs Unionsbestrebungen (S. 121). 1655 verschmolz der bedeutende und ehrgeizige Kurfürst-Erzbischof von Mainz (1647—73), Johann Philipp von Schönborn, auch Bischof von Würzburg und Worms, mit jenem seinen rheinischen Kurfürstenbund von 1651 und übernahm fortan die Führung. Weniger im Sinne einer katholischen, als einer die ausschlaggebende Stellung des Kurmainzer Erzkanzlertums im Reiche fördernden Vereinigung, so daß er die Einladung evangelischer Stände bei seinen Verbündeten durchsetzte. Die braunschweigischen Herzöge und Hessel-Kassel entsprachen ihr alsbald. Die Niederlage Frankreichs durch die Kaiserwahl von 1658 stimmte Mazarins Politik vollends für den Beitritt zu diesem antikaiserlichen Bündnisse; ferner trat Schweden, für seine Reichslande, bei; am 15./16. August 1658 wurde der rheinische Bund von den genannten Fürsten und mit Frankreich formell abgeschlossen. Frankreichs wegen verpflichteten sich die Verbündeten, den Durchzug kaiserlicher Truppen nach den spanischen Niederlanden nicht zuzugeben. Weiterhin traten noch Hessen-Darmstadt, Württemberg und Münster dem Bunde bei, es näherten sich ihm Sachsen-Lauenburg und der Herzog von Schleswig-Holstein. Für Friedrich Wilhelm von Brandenburg war die Beteiligung schon durch seine Beziehung zu Österreich ausgeschlossen gewesen und ward es weiter durch den Beitritt Schwedens, gegen das er damals kämpfte. So war hier die Waldecksche Union, die Brandenburg 1655 infolge des Krieges fallen lassen mußte, verwirklicht worden, freilich nur soweit, als auch die Spitze jener sich gegen Habsburg gerichtet haben würde. Und ebenso wie es wahrscheinlich dem Grafen Waldeck geschehen sein würde, erlebte nun auch der Mainzer Politiker, daß Frankreich nicht ein Helfer dieser Verbündung im Reiche blieb, wie es gemeint gewesen war, sondern daß das gemeinsame Bündnis mit dieser Macht zur politischen

Vasallenschaft der deutschen Fürstenvereinigung wurde. Eben diese Erkenntnis aber hat den Rheinbund, der im Türkenkriege von 1663 als geschlossene Macht auftritt, auch wieder gelähmt, erschreckt, unwirksam erhalten und insofern gerade aus dem Zuviel ein Zuwenig werden lassen.

Dem Kurfürsten Johann Philipp haben der Bund und die Unterstützung durch ein französisches Hilfskorps ermöglicht, die kurmainzische, aber seit Jahrhunderten sich unabhängig haltende Stadt Erfurt im September 1664 zu belagern, sie einzunehmen und am 28. Oktober ihre Huldigung zu empfangen. Man hatte bisher geglaubt, daß Kursachsen kraft alter Vogteistellung die Stadt schützen werde. Die sächsischen Fürsten und der Brandenburger Kurfürst vermittelten ihr lediglich Religionsfreiheit, und damit war in der Tat dasjenige Belangen gewahrt, das die Fürsten an dieser städtischen Selbstherrlichkeit haben konnten.

Im übrigen blieb der Rheinbund ein lockeres Gefüge, die Mitglieder trieben nach wie vor anderweitige und vielfach, wie gleich zu erzählen sein wird, höchst verwegene Politik. 1665 konnte selbst Kurbrandenburg ihm, ohne sich damit bedenklich zu fesseln, beitreten.

Friedrich Wilhelm hat eben damals einen Eingriff Ludwigs XVI. ins Reich abgewendet. Bei dem niederländisch-englischen Kriege von 1665 schlug sich der unruhige, tatenlustige Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen, mehr Landsknecht als Geistlicher, auf die Seite Englands und fiel in die Niederlande ein. Da damals Frankreich gegen England zu den Niederlanden stand, brachte Friedrich Wilhelm, um das Entstehen eines Kriegsbrandes am Niederrhein und in Westfalen zu verhüten, den Bischof schleunigst durch eine bewaffnete Drohung zur Ruhe.

Des Kurfürsten Gesamtlage ward um diese Zeit dadurch bedeutend erleichtert, daß der Neuburger Pfalzgraf, der bisher fast alles im Hinblick gegen Brandenburg getan hatte, Versöhnung mit diesem suchte, weil er, einst in erster Ehe mit einer Prinzessin von Polen vermählt, sich bei der voraussichtlichen baldigen Erledigung um diese Krone bewerben wollte und Brandenburgs Unterstützung wünschte. So wurde endlich durch Erbvergleich vom September 1666 das bisherige Provisorium in Jülich, Kleve, Berg (vgl. Bd. II. S. 631) dauernd gemacht. Brandenburg nahm hierdurch Stellung gegen die von Ludwig XIV. betriebene Wahl eines französischen Condé oder Enghien in Polen, die es schon um seiner selbst willen als meistinteressierter Nachbar abzuwenden suchen mußte.

Aus dem Jahre 1667 haben wir ein wichtiges politisches Selbstbekenntnis des Kurfürsten in der damals für den Kurprinzen (Karl Aemil) aufgesetzten „Väterlichen Vermahnung". Nach innen, mahnt sie, die Staatseinheit zu wahren, das anhaltische und das ernestinische Haus mit ihren Teilungen zum abschreckenden Beispiel zu nehmen, wenig Landtage zu halten, da sie der Autorität hinderlich sind, die preußischen Stände zu kareſſieren, aber ein wachsames Auge auf sie zu haben, den Räten fleißig zuzuhören, ihnen nicht überstürzt zu folgen, das wohlüberlegt und selbständig Beschlossene aber prompt auszuführen. Man soll sich mehr an das Reich als an die Fremden halten, doch sind auch von diesen England, Dänemark, die Niederlande erwünschte Verbündete. Allianzen sind gut, aber eigene Kraft ist noch besser.

Der erste Raubkrieg.

1667 brach König Ludwig in seinem ersten Raubkriege, dem sog. Devolutionskriege, los. In den höchsten Ansprüchen stand er Europa gegenüber, der Nachfolger Charlemagnes, in welches Wort man die Namen Karlmann und Karolus Magnus zusammenwarf, der legitime Erbe der Karolingen, der die Verträge von Verdun und Meerssen und alle selbständigen Staatenbildungen im Abendlande seither als unrechtmäßige Landentfremdungen gegenüber der französischen Krone betrachtete und dem römischen Kaisertum nicht mehr, wie seine Väter, als Gegner, sondern als

Ansprecher gegenübertrat. Es sind Ideen, die publizistisch von Frankreich aus vertreten, später von Ludwig auch seinen Söhnen eingeprägt wurden; praktisch-politisch operierte man mit näher liegenden, konkreteren Rechtsbeugungen. Ludwig XIV. hatte, nach Verabredung des Pyrenäischen Friedens von 1659, im nächsten Jahre die Tochter Philipps IV. von Spanien, Maria Theresia, geheiratet und deren üblichen Infantinnenverzicht auf ein spanisches Erbrecht von vornherein als wirkungslos betrachtet. Damals war Philipp IV. ohne Sohn, erst 1661 wurde aus zweiter Ehe der spätere Karl II. geboren. Als nun Philipp 1665 starb und das vierjährige Kind König von Spanien wurde, behauptete Ludwig ein gewaltsames Erbrecht seiner Gemahlin auf die spanischen Niederlande, auf Grund des ganz lokalen und bürgerlichen, in Brabant und Namur geltenden „Devolutionsrechtes", wonach Töchter erster Ehe Söhnen zweiter Ehe vorgingen. Um diese Forderung durchzusetzen, ließ er im Frühjahre 1667 den Marschall Turenne in die spanischen Niederlande einbrechen, und bis zum Winter befanden sich diese in den Händen der Franzosen.

Abb. 87. Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg, Jülich und Berg. Schabkunstblatt von P. Schenck.

Aus dem Gewirr von kreuz und quer laufenden politischen Annäherungen und Verständigungen, die dieser Krieg in Deutschland auslöste, ist wesentlich, daß Ludwig XIV. zwar mit einer Reihe von Mitgliedern des Rheinbundes noch wieder speziell verbündet war, mit Mainz, Köln, Münster und Neuburg-Jülich-Berg, daß aber im ganzen die Besorgnis vor Frankreich überwog und daß nicht ohne Erfolg auf die Eigenschaft der spanischen Niederlande als burgundischer Reichskreis hingewiesen wurde. Des österreichischen Staatsmannes Lisola Schrift „Le bouclier d'état et de justice" widerlegte treffend den Devolutions-Anspruch und warnte mit großer Wirkung vor den auf Unterjochung Europas zielenden Absichten des französischen Königs. England und die Niederlande schlossen schleunigst Frieden (zu Breda, am 31. Juli 1667), der Kaiser, der Brandenburger, die Braunschweiger Herzöge, selbst Schweden verständigten sich gegen die friedensbrecherische Macht.

Da gelang es Frankreich, die verbindende Klammer aus diesem Gefüge zu ziehen: Brandenburg. Dessen Sorge in Polen war noch größer und dringlicher,

als die im Westen. Durch den lange verhandelten Vertrag vom 15. Dezember 1667 versprach Brandenburg Neutralität, Frankreich verzichtete auf jede französische Kandidatur in Polen und versprach, den Neuburger zu unterstützen. Schließlich ist weder dieser, noch einer der zahlreichen sonstigen ausländischen Bewerber am 19. Juni 1669 gewählt worden, sondern der von den Jagellonen abstammende Michael Wisniowiecki.

Aber auch mit Wien vermochte sich Frankreich in tiefstem Geheimnis zu verständigen. Es glaubte niemand an lange Lebensdauer des schwächlichen Kindes Karl II., und dann trat das Erbrecht Österreichs in Spanien ein, da Ludwigs XIV. Gemahlin Maria Theresia zu Gunsten ihrer jüngeren Schwester Margarete Theresia hatte verzichten müssen, die seit 1666 mit Kaiser Leopold, dem auch als Agnaten berechtigten Erbansprecher, vermählt war.

Frankreich hatte zu Wien schon länger eine Verständigung über die Teilung der spanischen Herrschaft betrieben, insbesondere durch den von ihm besoldeten kurkölnischen Minister Wilhelm Egon von Fürstenberg. Man hatte sie abgewiesen, weil man mit Recht das alleinige Erbrecht Österreichs aufrecht erhielt. Aber im Winter 1667/68 erfüllte sich Frankreichs Wunsch, unter Mitwirkung einer hübschen Ministerintrige. Der eigentliche Anwalt eines Zusammengehens mit Frankreich war zu Wien Fürst Lobkowitz, und erster Minister war der spanisch gesinnte, heiß nach einem Kardinalshut begehrende Fürst Auersperg. Dieser, dem von dem französischen Gesandten Grémonville der rote Hut durch Frankreichs Empfehlung versprochen wurde, spielte dem Fürsten Lobkowitz beim Kaiser die Durchsetzung des spanischen Teilungsvertrages in die Hand, der nun am 19. Januar 1668 im Auerspergischen Palast unterzeichnet wurde. Der Kaiser sollte hiernach bei Eintritt des Erbfalls erhalten: Spanien, Westindien, Mailand und Zubehör, Sardinien, die balearischen und kanarischen Inseln; Frankreich sollte bekommen die spanischen Niederlande, die Freigrafschaft, die Besitzungen in Afrika und Ostasien (Philippinen), und, was von Wien aus am schwersten zugestanden worden war, Neapel-Sizilien.

Das ist der erste von den vielen heimlichen österreichisch-französischen Teilungsverträgen des ausgehenden Jahrhunderts. Sie haben den Spanischen Erbfolgekrieg doch nicht verhindert und sie zeigen die Kabinettspolitik von ihrer unsittlichsten Seite, denn sie haben der kaiserlichen Politik zu vielem deutschen Schaden insgeheim die Hände gebunden, während Österreich öffentlich gegen Frankreich Partei zu nehmen und Krieg zu führen sich den Anschein gab.

Schon das erste Mal folgte die Reue schnell. Auersperg wurde durch keinen Kardinalshut zum Wiener Richelieu oder Mazarin, und da der Kaiser den Vertrag als Fehler betrachten lernte, wurde der Minister nach Laibach verbannt. In seine Ämter und Macht aber rückte Lobkowitz ein.

Um die Zeit des Wiener Vertrags, im Januar 1668, einigte sich England mit den von Jan de Witt (1625—1672), dem holländischen Ratspensionär, geführten Generalstaaten und mit Schweden zur „Tripelalliance", die Frankreich Halt gebieten und den Frieden vermitteln sollte. Es gibt zu allen Zeiten Mächte, vor deren Entschlossenheit im Begehren die übrigen freiwillig zurückweichen und denen sie vorzugeben bereit sind. Nicht Frankreich, sondern Spanien wurde durch die Tripelalliance um des Friedens willen zu etwas genötigt, nämlich Ludwig XIV. die eroberten festen Plätze in den spanischen Niederlanden zu belassen, im ganzen zwölf. Nach seinem heimlichen Vertrage mit Wien verlangte Frankreich vor der Hand nicht mehr und konnte gern den Aachener Frieden vom 2. Mai 1668 schließen, der ihm wieder Freiheit gab.

Abb. 88. Kurfürst Friedrich Wilhelm. Schabkunstblatt von J. Gole.

Aber durch die europäische Politik erscholl wieder der hergebrachte Ruhm der generalstaatlichen Macht und Staatsweisheit, während tatsächlich England die Triplealliance angeregt hatte, und den Staatspensionär verglich man dem Josua, der der Sonne Stillstand geboten. Jan de Witts und der aristokratischen, d. h. städtisch-großkaufmännischen Partei herrschende Stellung in den Niederlanden erreichte

damit ihren Höhepunkt gegenüber der traditionell von den Oraniern geführten Gruppierung des Landadels, des einfacheren Volkes und der Landarmee; noch 1668 wurde durch das „ewige Edikt" der heranwachsende Prinz Wilhelm (III.) von Oranien „für immer" von der Statthalterwürde seiner Väter ausgeschlossen. Richtiger und täuschungslos gesehen, lagen die Dinge so, daß Ludwig XIV. über die spanischen Niederlande beruhigt war und sich fortan gegen die generalstaatlichen wenden konnte, denen der Ruhm ihrer Friedenswahrung auf diese Weise verhängnisvoll wurde. England aber kam in die glückliche Lage, daß von seinen beiden Todwidersachern, die beide mächtiger als England waren, der eine den anderen band, bis England selber genügend erstarkt war, um allen beiden, Niederlanden und Frankreich, vorbei die erste See- und Weltmacht zu werden.

Der Rheinbund hatte seit 1658 den politischen Aufmarsch Frankreichs ermöglicht und Hindernisse durch Österreich ferngehalten. Jetzt zerfiel er, gerade, da er seine Schuldigkeit getan hatte. 1668 liefen seine Bündnisverträge ab und wurden nicht wieder erneuert. Frankreich besaß jetzt anderweitige politische Zugänge genug ins Reich.

Der zweite Raubkrieg und die Schlacht von Fehrbellin.

Im August 1670 nahm Ludwig kurzerhand Lotringen weg und schuf sich damit eine verbesserte Flankenstellung gegen die Niederlande hin. Die Reichszugehörigkeit Lotringens war allerdings zu einem Rest von Kompetenzen und Tisteleien herabgesunken, über die S. 25 zu vergleichen ist; trotzdem war es ein Gewaltstreich auch gegen das Reich. Dieses brachte es über einige papierne Entrüstung nicht hinaus. Herzog Karl III. wurde wieder, wie einst um 1648, der fahrende Herr „sans feu ni lieu" und ist 1675 in der Elende gestorben.

Auch die Tripleallianz hatte Ludwig XIV. nicht zu fürchten. In England vereinigte sich die Eifersucht der Nation gegen die ältere und reichere Seemacht an der Nordsee mit der persönlichen Begeisterung des zum Katholizismus neigenden Stuartkönigs Karls II. (und seines bereits konvertierten Bruders und Thronfolgers Jakob) für Ludwig XIV. als den erhofften Helfer zu katholisch-absolutistischer Reaktion. 1670 schloß England mit Frankreich Bündnis, dessen Spitze gegen die Niederlande selbstverständlich war. Schweden, ewig subsidienbedürftig und davon mit Krieg und Politik abhängig, hatte von dem einen Versuch mit den zähen, knausernden und unzuverlässigen Mynheers genug; es kehrte in sein altes Verhältnis zu dem splendideren und, was man der französischen Politik allgemein zugestehen muß, für seine Verbündeten so gut wie immer vertragsredlichen Frankreich zurück. Im Reich war wichtiger als alle sonstige Klientel, daß Ludwig das militärtüchtige Brandenburg nicht wider sich habe. Er mahnte den Kurfürsten an alle Vergewaltigungen und Enttäuschungen, die er von den Generalstaaten erfahren; trotz aller Beschwerden hielten diese vom Dreißigjährigen Kriege her noch immer Garnisonen in den klevischen Plätzen Emmerich, Rees, Wesel, Büderich, Orsoy und der Schenkenschanze. Er spielte das Interesse für die vergewaltigten oranischen Verwandten bei Friedrich Wilhelm aus, legte ihm den verlockenden Plan einer Verkleinerung oder Aufteilung der Niederlande vor, woran außer ihnen beiden Köln, Neuburg-Jülich, Münster, Braunschweig und das Haus Oranien zu beteiligen seien. Dagegen wider Frankreich zu halten mahnten die französischen Bündnisse mit den meisten soeben genannten Reichsständen ab. Am Berliner Hofe empfingen verschiedene Räte die zeitüblichen Gratifikationen von Frankreich, aber auch Otto von Schwerin und namentlich Franz Meinders (Abb. 97) neigten zu diesem aus dem sachlichen Grunde der besser gesicherten Politik. Dennoch hat Friedrich Wilhelm widerstanden. Ihn hielten das protestantische

Gewissen und ein allgemeineres Verantwortungsgefühl von der Beihilfe zu Ludwigs Vorhaben fern. Neutral konnte er nicht bleiben; „was neutral zu sein ist, habe ich schon vor diesem erfahren," schrieb er in diesen Verhandlungen an Schwerin. Subsidien freilich hatte er nötig, nicht um sie untätig als Lohn passiver Hilfe zu verzehren, wie die deutschen Verbündeten Ludwigs XIV. meistens taten, sondern um sie tapfer zu gebrauchen. Von diesen Entschlüssen her unterhandelte er mit den Generalstaaten; sie freilich versuchten, ihn möglichst umsonst auf ihre Seite zu zwingen, indem sie ihn kompromittierten.

Unterdessen begannen die militärischen Ereignisse des zweiten „Raubkrieges". Kurköln und das Bistum Lüttich, das in der Hand des Kölners war, füllten sich mit französischen Truppen und Proviantniederlagen; englische Kriegsschiffe im Kanal nahmen eine reiche holländische Levanteflotte weg, noch vor der Kriegserklärung, die von englischer Seite am 28. März 1672, von Frankreich am 6. April erfolgte. Der einzige tätige Bundesgenosse, den die Niederlande fanden, war Friedrich Wilhelm. In „purer Genereuxheydt", wie der niederländische Unterhändler selber berichtete, kam er den militärisch Benöteten entgegen, anstatt seine Forderungen zu steigern, und verpflichtete sich zu 20000 Mann, deren Sold die Generalstaaten zur Hälfte übernahmen.

Von Deutschland aus ist damals ein eigenartiges Projekt von weltgeschichtlichem Belang an Ludwig XIV. gebracht worden. Ausgearbeitet hat es der strebsame junge Professorssohn aus Leipzig und Schützling des kurmainzischen Ministers Frhrn. von Boyneburg, kein Geringerer als Gottfr. Wilh. Leibniz (1646—1716). Und zugrunde lag ihm der Gedanke geistreicher Phantasiepolitiker, Frankreich noch größer zu machen, als durch eine Deutschland beunruhigende territoriale Machtpolitik: es sollte Ägypten besetzen, die Herrschaft des Mittelmeers schließen, den Suezkanal bauen und sich damit zum Herrn des Weges nach Indien und Ostasien machen. Das hätte die Handelsherrschaft der von Frankreich geführten Romanen auf Kosten von Hollands bisherigem Vorrang und von Englands Zukunft bedeutet. Im Dezember 1671 schickte Boyneburg den Plan an König Ludwig, im März 1672 ging Leibniz zu näheren Erörterungen nach Paris. Aber Ludwig erblickte darin wesentlich nur Gesta Dei per Francos im Kreuzzugstil Ludwigs VII. und des heiligen Ludwig, spöttelte und lehnte ab, hat übrigens wohl kaum die gedankliche Bedeutung des Planes ganz ermessen. Jedenfalls war ihm Gloire auf benachbarten Schlachtfeldern und Erfolg in nächster Augennähe wichtiger, er setzte seinen niederländischen Feldzug fort, und statt seinen damaligen Zwist mit der türkischen Pforte im Sinne des Planes auszunutzen, schloß er 1673 mit ihr erneuten Freundschaftsvertrag. Daß die Boyneburg-Leibnizsche Idee, wenn auch verfrühte, so doch nicht gestaltlose Zukunftspolitik war, haben Bonapartes Versuch der Fußfassung in Ägypten, die nun aber schon ein Jahrhundert zu spät kam, seine Vorarbeiten von 1798 für den Kanal, und haben danach die einschneidenden weltpolitischen wie merkantilen Wirkungen des 1859—1869 wirklich erbauten Suezkanals erwiesen.

Frankreichs Truppen eroberten nicht bloß mit leichter Mühe das Herzogtum Kleve, sondern Geldern, Oberyssel, Utrecht, drangen gegen die wichtigste Provinz, Holland, vor. Die unter der Regierung der Handelsaristokraten vernachlässigte niederländische Landarmee war widerstandslos. Eine furchtbare Krisis brach über das Land herein, dessen jetzigen Parteiregierenden die guten Geschäfte und möglichst wenigen Kosten allzusehr bestimmend gewesen waren, die Staatspapiere und Kompanieanteile gingen erschreckend herunter, alles Erwerbsleben stand still, Bargeld und Kleinodien grub man in die Erde, die ganze selbstgefällige Blüte der „Pfeffersack"-Republik stand im Zeichen des hilflosen Plünderungschreckens.

Friedrich Wilhelm kam in seinen Rüstungen nicht voran, weil er die von den Generalstaaten zugesagten monatlichen 9000 Taler nicht bekam. Er warb um so eifriger diplomatisch in Wien für die Niederlande. Und von hier aus ist denn das Spiel verwegener Perfidie getrieben worden, das den ganzen Krieg bestimmt hat. Am

1. Nov. 1671 hatte Lobkowitz den spanischen Teilungsvertrag mit Frankreich heimlich erneuert und diesmal schon etwas draufzahlen müssen: ein Jahr Neutralität zu Gunsten des heimlichen Kontrahenten. Um so glatter reichte man dem Brandenburger die Hand; am 12. Juni 1672 verbündete sich Österreich mit ihm zum Schutz des „Westfälischen und Aachener Friedens", am 25. Juli auch mit den Generalstaaten. Nach Lobkowitz' Sinne: um den Verbündeten einen heimlichen Anwalt ihres Kriegsfeindes hinzuzugesellen und um militärisch das „ungezähmte wilde Pferd" Kurbrandenburg hübsch in die Trense zu nehmen. Zwar gab es auch eine Wiener Kriegspartei, zu der Lisola stand, aber Graf Montecuccoli, der tüchtigste kaiserliche General, erhielt gemessene Befehle, keine Schlacht zu schlagen und den Kurfürsten zu zügeln.

Unterdessen war in den Niederlanden die Selbsthilfe aufgestanden. In den Städten von Holland und Zeeland erscholl es „Oranje boven!", rief man den 22jährigen Prinzen Wilhelm anfangs Juli 1668 zum Statthalter aus; und man rief die alte ultima ratio dieses Niederlandes an, die einst schon die Bataver gegen die Römer geübt, durchstach die Deiche von Yssel, Rhein und Waal. Vor dem grauen Heranwälzen der Wasser kamen die Franzosen in Not und Stillstand. Schon hatten die Generalstaaten das „ewige Edikt" (S. 144) aufheben, den jungen Oranier als lebenslänglichen Generalkapitän und Generaladmiral annehmen müssen, am 8. Juli; nun wurden am 20. August Jan de Witt und sein Bruder Cornelis durch einen Volksaufruhr ermordet und zerfetzt, unter grauenvollem Wiedererwachen jener kaltherzig-schwelgenden, um nicht zu sagen behäbigen Grausamkeit, die den altniederländischen Parteikämpfen zu eigen gewesen war und die auch der älteren niederländischen Kolonialgeschichte nicht fehlt. Der Niederlande Sache stand auf Wilhelm III.; durch einen glänzenden Vorstoß auf Charleroi im Hennegau, das durch den Aachener Frieden französisch geworden war, erwies er, daß er von dem Blute der großen Oranier sei.

Der ahnungslose Kurfürst wurde indessen aus der Grafschaft Mark von seinem Verbündeten unter schneckenartigen Manövern, denen der entgegengesandte Turenne verständnisinnig folgte, bis nach Frankfurt am Main gezogen und von da bis Anfang 1673 wieder nach Westfalen. Montecuccoli, der scharfen Auseinandersetzungen mit dem Kurfürsten und doch auch an sich seines Auftrages müde, legte den Oberbefehl nieder, den dann der Herzog von Bournonville unter unveränderten Verhältnissen übernahm. Bis zum Ekel seiner Lage überdrüssig, von den Niederlanden mit dem Sold im Stich gelassen, die Demoralisation seiner Armee durch mangelhafte Löhnung und durch diese ganze Art von Kriegführung vor Augen, gab Friedrich Wilhelm der französischen Partei seiner Berater nach und entsandte Meinders ins Hauptquartier Ludwigs XIV. nach Vossem. Dort ist am 16. Juni 1673 sein Friede mit jenem abgeschlossen worden. Der Kurfürst erhielt jetzt aus Frankreichs Hand endlich seine klevischen Festungen und wurde kriegsneutral, solange nicht etwa das Reich angegriffen werde.

Eben damals ging in Deutschland das durch Ludwig XIV. verletzte zornige Rechtsbewußtsein in einer Saat von heftigen patriotischen Flugschriften auf. Dazu stand der Lobkowitzschen Politik entgegen, daß der Bär, dessen Fell man teilen wollte, noch nicht erlegt war, der spanische Königsknabe noch lebte, bei allem Kränkeln unerwartet ausdauernd lebte; erst ein gutes Vierteljahrhundert später, 1700, ist Karl II. mit 39 Jahren gestorben, zu Kindern hat er es freilich in zwei Ehen nicht gebracht. Der Kaiser mußte doch nicht nur Rücksicht auf Spanien nehmen, welches jetzt ganz von selber in den z. T. auf spanisch-niederländischem Boden geführten Krieg mit hinein geriet, sondern auch auf die volkstümliche Stimmung im Reiche. Lobkowitz'

Ministerstellung geriet ins Schwanken (und kam 1674 zum Sturz), im August 1673 erhielt Montecuccoli den Oberbefehl wieder, damit er diesmal kämpfe. Er drängte Turenne im Oktober über den Rhein zurück, vereinigte sich mit Wilhelm von Oranien und nahm das von den Franzosen gehaltene kölnische Bonn ein. England, dem de Ruiter und van Tromp die alte Überlegenheit der niederländischen Flotte selbst über die Vereinigung der englischen und französischen erwiesen hatten, ließ auf Drängen des Parlaments durch Friedenschluß vom Februar 1674 Frankreich allein.

Abb. 89. Soldat mit Küraß aus der Zeit des französisch-niederländisch-deutschen Krieges. Gemälde von Franz van Mieris d. ä.

Den unermüdlich mit schlimmen Ränken für Frankreich agierenden Domherrn und Minister Wilhelm Egon von Fürstenberg ließ Kaiser Leopold am 14. Februar zu Köln aufheben und nach Wien bringen, wo er in strenger Haft gehalten wurde; erst durch den Nimweger Frieden (s. u.) kehrte er nach Köln zurück. Die Tat machte ungeheures Aufsehen, infolge ihrer größeren Dimensionen noch weit mehr als Kalcksteins Gefangennahme in Warschau, zu der sie ein Gegenstück bildet. Nur der Einspruch des päpstlichen Nuntius soll die Hinrichtung dieses Mannes von reichsfürstlichem Stande — 1667 war die fürstenbergische Linie, zu der er gehörte, die Heiligenberger, auf Betreiben des Straßburger Bischofs Franz Egon, Bruders des Obigen, vom Kaiser zu diesem Range erhoben worden — als Hochverräter verhindert haben.

Frankreich aber verlor jetzt die Gefolgschaft von Münster und Köln, von deren geistlichen Herren der erstere, Christoph Bernhard von Galen, mit 10000 Mann flott ins Waffenbündnis mit dem Kaiser gegen den Kampfgenossen von gestern trat. Die Kurfürsten von Mainz, Trier, Pfalz (10. März), die Welfenfürsten von Celle, Wolfenbüttel und Osnabrück schlossen ebenfalls, in den ersten Frühlingsmonaten von 1674, ihre Allianzen mit dem Kaiser ab.

Frankreich hatte sich inzwischen (Februar 1674) auf die Freigrafschaft geworfen, sowie gleichzeitig auf die Pfalz, weil jene Wendung Kurfürst Karl Ludwigs zum Kaiser

hinüber bereits deutlich wurde. Das kaum vom Dreißigjährigen Kriege erholte Land erlebte die erste seiner mordbrennerischen Heimsuchungen durch die Beauftragten Ludwigs XIV., die Vorempfindungen des künftigen systematischen „brûler le Palatinat“. In einem ehrenfesten Schreiben voll tiefer Bitterkeit, das er von Mannheim aus absandte, hat damals Karl Ludwig den Marschall Turenne als den Edelmann, dessen protestantischer Vater (der Herzog von Beulen, Bouillon bei Sedan) einst in der Pfalz Asyl gefunden, zur Rede gestellt und ihn, da der Kurfürst eine gleich starke Armee nicht habe, aufgefordert, Zeit und Ort und Waffen persönlichen Zweikampfes zu bestimmen, worin er hoffe, vielleicht die gerechte Strafe des Himmels zu vollziehen. Turennes Antwort waren höflich kühle Ausreden.

Diesmal kam sogar der Reichstag — der zu Regensburg noch ohne Wissen davon tagende, daß er nicht wieder von selber zu tagen aufhören werde — ohne große Verspätung zum Beschluß, am 24. Mai wurde der Reichskrieg verkündet. Das machte dem Kurfürsten von Bayern und dem Herzog von Hannover unmöglich, länger mit Ludwig XIV. verbündet zu bleiben. Und es war für Brandenburg der im Frieden von Vossem vorgesehene Fall.

Im öffentlichen wie im privaten Leben geschieht es häufig, daß für eine allgemein verbreitete Sünde gerade derjenige, der ihr einmal in Notlage und innerlich widerstrebend gefolgt ist, einer außergewöhnlichen Ahndung verfällt, also drum, weil er eben derjenige ist, zu dem sie am schlechtesten paßt. Die patriotische Publizistik der Zeit hat Brandenburg wegen Vossem ebenso heftig getadelt, wie später Preußen wegen des Baseler Friedens von 1795. Diese Behandlung fast wie ein Reichsverräter wurmte den Kurfürsten um so mehr, als derzeit alles sich um den Kaiser scharte und man jenen deutlich spüren ließ, daß man ihn, der sich gleichfalls freiwillig und opferbereit bezeigte, nicht brauche. Die Folge erwies, daß Friedrich Wilhelm wegen der schon drohenden Maßregeln Schwedens vorsichtiger getan hätte, für sich zu sorgen. Aber er handelte unter moralischem Druck, suchte das kaiserliche Bündnis, und nachdem der jetzt wieder befehligende Bournonville nach einem ungünstigen Treffen gegen Turenne bei Sinsheim an der Elsenz, unfern Heidelberg, am 16. Juni, bis an den Main zurückgedrängt worden war, kam ein solches Bündnis am 1. Juli zustande, mit dem Kaiser, Spanien und den Niederlanden, von denen die beiden letzteren die Hälfte der Kosten für die 16000 Mann des Kurfürsten übernahmen.

Diesmal war kein oberer Befehl, sondern die persönliche Eifersucht des unfähigen Bournonville das „gelinde Pferd“, mit dem sich die militärische Energie des Kurfürsten zusammengespannt fand. Zweckmäßiger, auch nach seinem und Derfflingers Wunsche, hätte er mit Oranien zusammen operiert, der für sich allein in Stillstand geriet.

Am 14. Oktober vereinigten sich die kurfürstlichen Truppen im Elsaß, bei Straßburg, mit den kaiserlichen und reichsfürstlichen, die gegen Turenne bisher im Nachteil gewesen und am 4. Okt. bei Ensisheim geschlagen waren. Ein sofort bei dem Kurfürsten gehaltener Kriegsrat beschloß Angriff auf Turenne, der in bedrohlicher Stellung bei Marlenheim stand. Aber bei dem am 18. Oktober günstig begonnenen Gefecht erhob Bournonville Einspruch gegen die Fortsetzung, gerade in dem Augenblick, als die Möglichkeit gemeldet wurde, die Franzosen in der rechten Flanke zu umgehen und sie von den Höhen aus unter Feuer zu nehmen. Nachher saß man dann im Kriegsrat unter lebhaften Auseinandersetzungen, aus denen Derfflinger mit grobem Abschiedswort davon stürmte. Anderen Tags wollte Bournonville kämpfen und dieses anderen Tags war Turenne verschwunden. Die vom Kurfürsten sofort begonnene suchende Verfolgung mußte wieder abgebrochen und auf anderen Tags verschoben werden. In

Abb. 90. Die kurfürstlichpfälzische Residenzstadt Heidelberg zur Zeit Karl Ludwigs. Gemälde von Berckheyde.

lauter halb aus Kläglichkeit und halb aus Bosheit vereitelten Gelegenheiten ging es so weiter bis zum 29. Oktober, wo man auf Straßburg zurückging. Auch die nächste Zeit kam nicht über Zwiespalt in allen Absichten hinaus. Schon kamen an Friedrich Wilhelm die Hiobsposten über die Schweden. Aber es wäre ihm allzu kläglich wider die militärische Ehre gewesen, aus solchem Feldzug davonzugehen, wo dann der Verbündete vollends versagt haben würde. So lag man in den Winterquartieren, die Brandenburger auf der Strecke von Schlettstadt nach Kolmar, die Kaiserlichen von da nach Basel zu.

In diesen Tagen traf den Kurfürsten der Tod seines ältesten hoffnungsvollen Sohnes, des achtzehnjährigen Kurprinzen Karl Aemil, der am 7. Dezember zu Straßburg von hitziger Krankheit dahingerafft wurde, vom „Fieber", wie die alte Medizin es immer nach dem Symptom so gerne benannte. Natürlich sollte er vergiftet sein, wie man in solchen Fällen und namentlich um die Höfe herum zu munkeln pflegte, von den Franzosen, und die Meinung, daß etwas daran sein möge, lastete auf dem tiefgebeugten Vater noch schwerer.

Turenne, der Verstärkungen erhielt und den die Verbündeten gegen das Drängen des Kurfürsten aus den Augen verloren hatten, umging diese Winterquartiere an der anderen, der westlichen, lotringischen Seite der Vogesen, kam dann durch die Senke von Belfort heran, trieb am 29. Dezember bei Mülhausen die Kaiserlichen zurück und stieß am 5. Januar 1675 mit dem Gesamtheere bei Türkheim (westlich von Kolmar, am Eingang des großen Münstertals) zusammen. Die größeren Verluste hatte Turenne, er selber pries sich glücklich, daß nur das Kriegsratsystem der Deutschen diese verhindert hatte zu siegen und ihm den Ort Türkheim zu entreißen. Noch in der Nacht zog Bournonville nach dem Norden ab, nur zufällig merkten es die Brandenburger und zogen mit; sonst wären sie dem viel stärkeren Turenne allein dagelassen geblieben. Vom 11. bis 13. Januar ging das Heer über die Rheinbrücke bei Kehl; Straßburg und das Elsaß waren dem Feinde schutzlos überlassen. Das war das Ende jener deutsch-patriotischen Aufflammung von 1673–74, die gerade auch das Elsaß mächtig ergriffen hatte und die dortigen, gutenteils ja Frankreich unterstellten Städte (vergl. Bd. II. S. 669) jetzt zwang, sich über ihre Haltung mühselig herauszureden. Aber das ist auch der Hintergrund für die kurbrandenburgische Tat von Fehrbellin.

Nicht Schwedens eigene Absicht überfiel den Kurfürsten, sondern Frankreichs Wunsch, gerade diesen Gegner abgelenkt zu sehen. Zu diesem Zweck wurden Schweden, dessen Armee fast verhungerte, seit dem Sommer 1674 die Subsidien wieder erhöht und wurde der in Pommern stehende Karl Gustav Wrangel angewiesen, mit Brandenburg — natürlich nicht als Reichsstand, was ja Schweden selber war, sondern als Verbündetem der Niederlande, um immer hübsch im Labyrinth damaligen Reichs-, Staats- und Völkerrechts zu bleiben — nach raison de guerre zu verfahren. Die Stockholmer Regierung brachte auch fertig, vorgeblichen Frieden mit Brandenburg noch herauszutifteln, als Wrangel am 3. Januar 1675 mit fast 13000 Mann, schlechtem Volk, überwiegend deutschem Werbegesindel, wie die Schweden meist hatten, durch Mecklenburg hindurch schon in die Mark eingerückt war.

Friedrich Wilhelm wurde keineswegs überrascht, hatte auch im Oktober 1674 die Befestigung Berlins ausbessern lassen. Er sah die Gelegenheit, die die Schweden Vorpommern kosten könne: „Ich will mich revanchieren, bis ich diese Nachbarschaft los werde, es mag mir darüber gehen, wie es wolle!" schrieb er an Schwerin. Er hatte jetzt ein großes Bündnis auf seiner Seite, dieses wollte er nicht verscherzen, wollte sicher gehen, nicht wieder unpatriotisch gescholten werden und für sich zu sorgen scheinen. So rief er das Reich und die Verbündeten an und blieb einstweilen bei ihnen stehen, in den Winterquartieren, die die Brandenburger im mainischen Franken,

die Reichsvölker südlicher im Schwäbischen hatten. Natürlich legten das, weil bei der Politik dieser Zeit kein Ding unmöglich war, manche wieder als Symptom irgend eines geheimnisvollen Einverständnisses zwischen ihm und den Schweden aus.

Diese ihrerseits, die Soldaten, ließen es an nichts fehlen, Wrangel selber fand in einem tadelnden Armeebefehl, „daß bei Menschengedenken und solange ich Soldat bin, unter Christen dergleichen nicht mag gehört sein!“

Und er kannte doch die wildesten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und hatte persönlich ungeheure Beute gemacht, die er zu kostspieligen Bauten in Stockholm und auf seinen Gütern verwendete. 1613 aus einer altangesehenen schwedischen, ursprünglich aber — wie noch manches andere schwedische Adelshaus niedersächsisch-westfälischen Familie geboren, war er sechzehnjährig Offizier geworden, hatte sich 1632 beim Lechübergang ausgezeichnet, war 1638 Generalmajor geworden, befehligte zeitweilig die Flotte, hatte schließlich den Oberbefehl in Deutschland gehabt und mit Turenne zusammen 1648 bei Zusmarshausen gesiegt; mit dem Kurfürsten verband ihn die Kameradschaft aus der Warschauer Schlacht. Sein Schloß Skokloster, eigentlich Skogkloster, Wildniskloster, ehemals Cisterzienserſitz, von ihm nach dem derzeit berühmten Muster des großen kurmainzischen Aschaffenburger Spätrenaissance-Schlosses neu erbaut, ist ein ganzes Museum, das dem die nahe Hauptstadt Stockholm besuchenden Deutschen als eines der Anschauungsbeispiele dienen mag, wie man nach den Zeiten Gustav Adolfs Deutschland zu Gunsten Schwedens von Barwert, Kunstschätzen, schönen Waffen und Raritäten ausleerte. Jetzt war er der kriegslustigere gegenüber seiner Regierung, aber viele Krankheit hemmte ihn am eigenen Befehl und an kräftiger Aktion.

Abb. 91. Turenne. Gemälde von Phil. v. Champaigne.

Die Mark wurde in Ost und West besetzt; bis nach Züllichau hin standen die verschanzten Lager; öffentliche Gelder wurden eingezogen, Land und Leute ausgeraubt. Daß sie die festen Plätze nicht einnahmen, lag nur an ihrer militärischen Saumseligkeit.

Statthalter in der Mark war Johann Georg II. von Anhalt-Dessau (1627 bis 1693); er hatte die notdürftigsten Wachtmannschaften zur Verfügung und viel kriegerischer Verlaß war auf die Bürgerschaften nicht. Anders das Landvolk, das sich um die Gutsbesitzer scharte und verständnisvoll des Kurfürsten Weisung zu folgen bereit war, den überall umherstreifenden Schweden „die Hälse entzweizuschlagen und Adel und Unadel zu töten, wo man sie fände"; die Bauern aus den Eichenniederungen und Mooren des Drömling, unter dem Landeshauptmann der Altmark, Achaz von Schulenburg, hatten auf ihre improvisierte weißleinene Fahne geschrieben:

Wir Bauern von geringem Gut
Dienen unserm gnädigsten Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut.

Von der Altmark aus wollte das schwedische Heer Fühlung nehmen mit Johann Friedrich von Hannover, der, wie gesagt, mit Frankreich trotz dem Reichskrieg verbündet geblieben war und wieder losschlagen wollte. Die Situationen des Dreißigjährigen Krieges schienen wiedergekehrt.

Friedrich Wilhelm, sobald ihn schwere Gichtanfälle freigaben, war nach dem Haag geeilt, um dort seine Sache zu betreiben. Der Kaiser inzwischen empfahl, Schweden, das die Lande des Kurfürsten sengen und plündern ließ, „durch Traktate zu amüsieren", wies dessen Bitte, 100000 Gulden zu leihen, ab. In Regensburg am Reichstage gab es anstatt der Feststellung, daß der Reichsfriede von Schweden gebrochen und dieses demnach zu behandeln sei, umständliche juristische Distinktionen. Etliche niedersächsisch-westfälische Kreisstände ließen sich am Reichstage vernehmen, Hilfe für den Kurfürsten würde diesem auch erlauben, bei ihnen Winterquartiere zu nehmen, und wenn man sich solche gefallen lassen müsse, wolle man sie wenigstens lieber von einem Fremden als von seinesgleichen erdulden. Des Pudels Kern war, weder Kaiser noch Reichsstände gönnten dem Kurfürsten Pommern. Kursachsen erbot sich freundwillig, durch seine Vermittlung dem Kurfürsten zur Wiederherstellung des Westfälischen Friedens (der ihm Pommern nahm) zu verhelfen. Nur ein fremder Staat, Dänemark, war aus dem verwandten Interesse günstig gesinnt; ihm mangelten aber auch die Hilfsgelder aus den Niederlanden. Bei diesen war dem Kurfürsten nur das persönliche Gutwollen Wilhelms von Oranien sicher; was sonst im Haag verabredet wurde, ward durch lähmende Nebenbestimmungen praktisch wertlos gemacht.

Am 2. Juni kam der nutzlos aufgehaltene Friedrich Wilhelm wieder in Schweinfurt bei seinen Truppen an; am 5. brach er mit ihnen auf. So rasch und geschickt ging's heim, daß nicht einmal Nachricht voraus kam: zu Teilen über den Thüringer Wald, zu anderen drum herum, dann weiter die einen über Freyburg a. d. Unstrut, die anderen über Langensalza ging der Marsch; am 21. Juni kam das Ganze in Magdeburg zusammen, das den Kurfürsten freudig empfing und verhinderte, daß Nachricht zu den Schweden hinauskam.

Diese waren durch Winkelzüge des verbündeten Hannoveraners unschlüssig gemacht worden, der seine reichen Subsidien (von Frankreich) einsteckte, aber Furcht hatte, daß ihm seine Brüder und Vettern von Celle, Osnabrück und Wolfenbüttel über den Hals kämen. Sie zogen im Havellande umher, hatten die Havelübergänge von Oranienburg, Rathenow, Havelberg, den Paß von Kremmen besetzt, Fehrbellin am Rhin durch Graben und Palisaden befestigt; ein Teil stand bei Brandenburg, sollte sich ebenfalls nach Havelberg ziehen, kam aber nicht mehr dazu. An Stelle des erkrankten Reichsfeldherrn befehligte sein jüngerer Bruder Waldemar Wrangel, er glaubte den Kurfürsten in Franken.

Am 22. Juni abends brach dieser sogleich wieder von Magdeburg auf. Freilich, die Infanterie war erschöpft, an Weitermarschieren in diesem Tempo nicht zu denken.

Abb. 92. Derfflinger. Stich von Joh. Hainzelmann.

1350 Musketiere konnten auf Wagen weitergeschafft werden und nahmen Pioniergeschirr mit; sonst hatte der Kurfürst 5500 Kürassiere und 800 berittene Dragoner, sowie 14 doppelt bespannte Geschütze bei sich. Mit diesen ging's auf Rathenow zu, das die Verbindung der Schweden bei Brandenburg mit dem Hauptheere sicherte. In der grauen Frühe des 25. Juni kam man bei strömendem Regen vor die auf einer Havelinsel gelegene Stadt und griff sofort von drei Seiten an; der fast 70jährige Derfflinger, keck wie ein Fähnrich, ließ sich als angeblich verfolgter schwedischer Offizier die eine Zugbrücke herniederziehen, die Dragoner stürmten nach, auch die übrigen Abteilungen brachen siegreich ein, die Musketiere durch eine erbrochene Mauerpforte. Die sechs Kompanien Besatzung wurden zusammengehauen und gefangen. Anderen Tags, am 26. Juni, wurde Dankgottesdienst gehalten, dann ging's weiter auf Nauen, jetzt sogar, ohne daß die Musketiere noch mitkonnten. Es galt zu verhindern, daß Waldemar Wrangel, der nunmehr die Lage erkannte und Fehrbellin zu erreichen suchte, von dort nach Havelberg zu seinem etwas erholten Bruder stieß oder nach Oranienburg zu auswich.

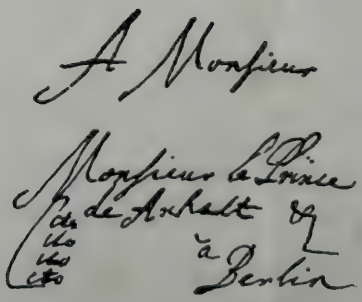
Das havelländische Luch, woran südlich Nauen liegt und das bei Fehrbellin mit dem Rhinluch zusammenkommt, ist erst von König Friedrich Wilhelm I. aus einer wilden Urgegend entwässert und in Weideland umgewandelt worden, der darin liegende Ort Königshorst verrät schon durch den Namen diesen jüngeren Ursprung. Der dem brandenburgischen Gebiet eigentümliche Ausdruck Luch ist altwendisch, slawisch (luka); er bezeichnet die über zugewachsenen Wassern schwimmende verfilzte Rasendecke aus Wurzeln und schlechtem saurem Gras, durch die der Unkundige einbricht und aus der schon beim Stoß des Spazierstocks das braune Moorwasser aufgurgelt. Wenige gesicherte Wege führten hindurch und erreichten die plateauartige Festlandinsel zwischen Havel und Rhin, auf der Flatow, Linum, Hakenberg und nordöstlich Kremmen liegen. Auf ihr sind die entscheidenden Kämpfe erfolgt.

Während Wrangel sich langsam hierher mühte und seine Nachhut am 27. noch bei Nauen mit den vordersten Brandenburgern in Fühlung kam, hatte der von Friedrich Wilhelm mit 120 Reitern direkt nach Fehrbellin vorausgesandte rasche Oberstleutnant Joachim Hennigs am 26. die dortige Rhinbrücke verbrannt und den Wegdamm durchstochen; am 27. traf er bei dem Kurfürsten in Nauen wieder ein. Dieser übernachtete hier, Wrangel in Flatow. Für letzteren kam am 28. alles darauf an, die Rhinbrücke herzustellen; fieberhaft wurde gearbeitet, in nervöser Rückzugstimmung wie die Truppen des Varus, obwohl Wrangel 7000 Mann zu Fuß, 4000 Mann zu Pferde und 38 Geschütze hatte.

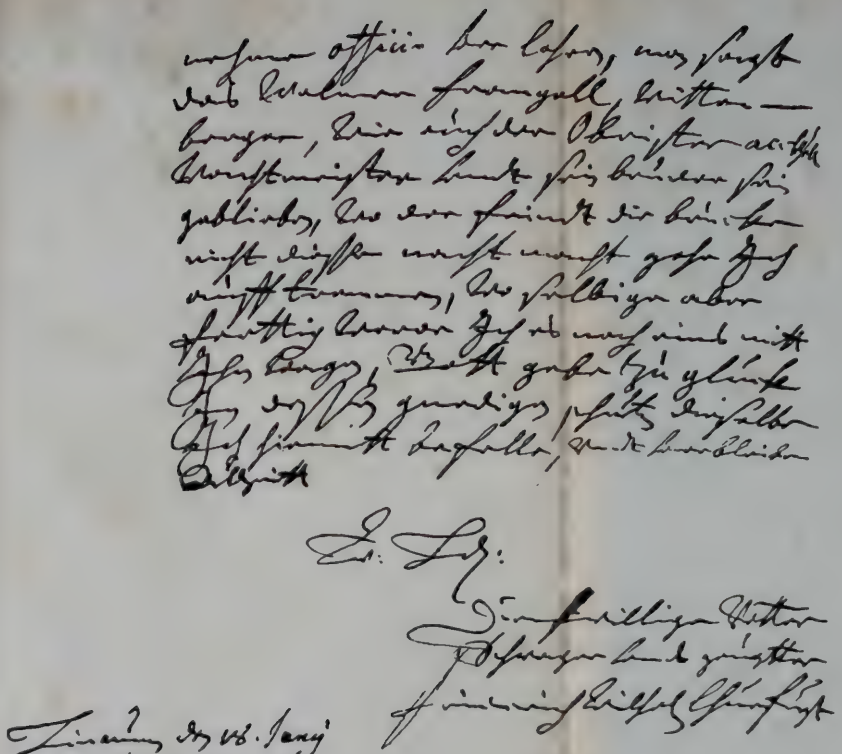
Um 5 Uhr früh stieg Friedrich Wilhelm in Nauen zu Pferde, um 6 Uhr faßte seine Vorhut zwischen Flatow und Tietzow die Schweden. Befehlshaber jener war Prinz Friedrich von Hessen-Homburg, ein 42jähriger Kriegsmann, der früher unter Karl Gustav gekämpft hatte, 1659 vor Kopenhagen durch eine Kanonenkugel sein linkes Bein verloren hatte und mit einem „silbernen", d. h. mit silbernen Gelenken versehenen hölzernen, zu Pferde saß; er war mit einer Nichte des Kurfürsten, Luise Elisabeth von Kurland, vermählt. Er erbat mit der Meldung die Erlaubnis zum Angriff; sie wurde vom Kurfürsten eifrig gegeben und damit ein umständlicherer Plan Derfflingers, um Kremmen herum nach jenseits von Fehrbellin und vor die Schweden zu gelangen, beiseite gelassen.

Wrangel besetzte, nach allerlei anderen Versuchen, vor Hakenberg, also zwischen Fehrbellin und dem Kurfürsten, eine flache Düne und lehnte sich links an das Rhinluch, rechts mit Reitern an das Dachtower Gehölz. Der Landgraf war ihm stets auf den Fersen geblieben, aber gegen diese treffliche Defensive war er gehindert anzugreifen, bis Derfflinger mit dem Geschütz kam und mit diesem nebst deckenden Reitern einige flache Sandhügel bei Dachtow besetzte, die die Schweden bei dem

Abb. 93. Brief des Großen Kurfürsten am Abend der Schlacht bei Fehrbellin,
vom 18. Juni alten Stils, d. h. 28. Juni 1675, datiert aus Ulmum, an den Fürsten Johann Georg von Anhalt zu Berlin.
Genaue Nachbildung des Originals.



Durchleüchtiger fürst hochgeehrter
herr Vetter, Schwager undt geuatter
E. Ld: thue Ich hiemitt zu wissen, d(as)
Ich heütte gegen 8. uhr den feindt an-
kommen, die Ich selbigen in voller
Battallie gefunden, welcher sich mit
seinem linken flügell an einen
Berge gesetzet, undt grosse avantage
gehatt, worauff ich geresolviret habe
den feindt welcher zu ttt mich loss-
gangen anzugreiffen, da d(enn) den ein
sehr harttes gefecht gegeben, es hatt
aber der hochste Gott mir die gnade
gethan, d(a)s Ich denselben auss dem felde
geschlagen, ~~undt~~ welcher sich aber hinter
den morasten mitt seiner infanteria bis
in ~~[illegible]~~ verbarrikadiret retteriret, undt
will er ohne 8 brigaden zu hülffe ge-
hatt haben, theils meiner reütter mitt
der übrigen gethan, darwider ich inquiriren
lassen, undt selbige den process machen
lassen werde, 8 fahnen 2. Standarden
undt ein stück habe ich bekommen, was
die gefangenen betrifft ich noch nicht
weill keine quartier gegeben worden
der feindt hatt viell volck undt ...



A Monsieur

Monsieur le Prince

de Anhalt etc.

cito
cito à
cito
cito **Berlin.**

Durchleuchtiger Fürst, hochgeehrtter Herr Vetter Schwager undt Gevatter. Ew. Liebden thu Ich hirmitt zu wissen, daß) Ich heutte gegen 8 ahn den feindt gekommen, da Ich selbigen in voller Batallio gefunden, welcher Sich ahn seinem lincken Flügell ahn einem Dorffe gesetzet, undt groß avantage gehatt, worauff ich resolviret habe, den Feindt welicher auff mich loßgangen, anzugreiffen, da es dan ein sehr harttes gefecht gegeben, es hatt aber der hochste Gott mir die genahde gethon, daß Wir denselben außen Felde geschlagen, welcher Sich aber wegen des morastes mitt seiner infanterie bis in Verrbellin reteriret, undt weill er 8 brigaden zu Fuße gehatt haben theils meine reutter nicht das Ihrige gethon, worüber ich inquiriren lassen, undt selbige den proces machen lassen werde, 8 fahnen 2 estandarden undt ein stück hab ich bekommen, was für gefangene weiß ich noch nicht weill wenig quarttir gegeben worden. Der Feindt hatt viell Volck und fürnehme officir verlohren, man sagt das Walmer (Waldemar) Frangell (Wrangel), Wittenberger, wie auch der Obrister ackfell (Axel) Wachtmeister undt sein Bruder sein geblieben, wo der Feindt die Brücke nicht dieße nacht macht gehe Ich auff Cremmen, wo selbige aber fertig werde Ich es noch eins mitt Ihn wagen, Gott gebe (da)zu glück. In dessen gnedigen schutz dieselben Ich hiemitt befelle, undt verbleibe Allzeit Ew. Liebden Dienstwilliger Vetter Schwager undt Gevatter

Linaum, den 18. Junij Ao 1675.

Friederich Wilhelm Churfürst.

unsichtigen Wetter — ein feuchter, verhängter Sommermorgen — übersehen hatten. Auf diese ging jetzt aber der rechte schwedische Reiterflügel nebst einem Regiment Infanterie wuchtig zum Angriff vor, und die Dragoner begannen vor der großen Übermacht zu weichen. Da erschien gerade der Kurfürst und brachte seine Leute zornig zum Stehen. Nun wandte sich die ganze Entscheidung auf diesen Punkt in der Flanke.

Wie sie herbeikamen, eines nach dem andern, in unablässiger Aufeinanderfolge wurden die schwedischen Regimenter gegen die gefährliche Artilleriestellung geführt, ebenso zusammenhanglos die Brandenburger, wie sie zur Hand waren, in den Kampf geholt, gutenteils von Friedrich Wilhelm selber. Wie man ihn bei Türkheim im Elsaß ohne Stahlhelm und Küraß im Gefecht gesehen hatte, die, wie er sagte, seine Leute ja auch nicht hätten, so war er hier im Getümmel, Derfflinger und die anderen Führer desgleichen. Den brandenburgischen Oberst v. Mörner hieb der schwedische Oberst Wachtmeister nieder, sein Regiment übernahm der Kurfürst, Wachtmeister streckte ein Soldat nieder. Hennigs ward verwundet, der Kurfürst nur mit Mühe aus einer Umzingelung herausgehauen. Als um 10 Uhr die Sonne durch die Nebelschwaden brach und auf den Klingen blitzte, da gaben die Schweden just die Angriffe auf. Nun drangen die Brandenburger vor und kamen an Fußvolk, das, von der Reiterei verlassen, sich tapfer hielt, aber die Schlacht nicht mehr wandte. Wrangel begann den allgemeinen Rückzug, der Kurfürst die Verfolgung. Hierbei verwundete, indem die weichenden Schweden von einer Artilleriestellung aufgenommen wurden, eine Kanonenkugel den in Friedrichs Wilhelms Nähe reitenden Stallmeister Froben tödlich, eine zweite streifte fast den auffällig sichtbaren Schimmel des Kurfürsten, der nun den Bitten des Leibreitknechts Uhle nachgab, das Pferd mit ihm zu tauschen. Ein Angriff Homburgs auf die intakten Reiter des vormaligen linken schwedischen Flügels mißlang den Ermatteten, die nicht wieder ins Gefecht zu kriegen waren. Die Schlacht war zu Ende. Die Schweden lagerten vor Fehrbellin im Schutz der von ihnen dort früher errichteten Befestigungen und gingen abends und nachts über die Notbrücke, regellos, fluchtartig, fünf Geschütze mit Zubehör und 1500 Bagagewagen zurücklassend, weil die Brücke wieder schadhaft wurde. Sie nahmen über Kyritz und Wittstock die Richtung nach der mecklenburgischen Grenze. Friedrich Wilhelm übernachtete in Linum; sehr mißvergnügt fand er am 29. die Schweden abgezogen und mußte bei der Ermattung seiner Leute, die seit Schweinfurt atemlos marschiert waren, die nachts zuletzt ohne Gepäck gelagert und die so gekämpft hatten, auf Verfolgung verzichten. Seine strenge Pünktlichkeit hätte den Sieg gerne noch größer, reiner, ohne den Flecken mit den Homburgschen Reitern gehabt. 1675.

Er war groß genug. Die Schweden waren besiegt, die europäischen Ruhmesträger des Krieges. Die Sieger von Warschau hatten sich miteinander gemessen, und der Brandenburger hatte gesiegt, mit einem nur halb so starken, abgehetzten Reiterkorps. Die Erholung der Schweden beim Rückzuge am 28., der Stillstand der Schlacht erwies nur die gute Führung der Geschlagenen, erhöhte das Verdienst des Siegers. Deutschland, das in diesen Jahren patriotisch aufgewallt war und gerade wieder zur patriotischen Resignation zurückkehren mußte, hatte seinen Helden erschaut! Urplötzlich ist mit der Kunde von Fehrbellin der Name des „Großen“ Kurfürsten da und fortan in öffentlicher Anerkennung geblieben; ihm diesen von sich aus allein zu verleihen hätte jenes Lied keine Macht gehabt, das man als erstes literarisches Zeugnis festgestellt hat, ein 1675 zu Straßburg bei Johann Pistorius gedrucktes Neues Lied: „Der große Kurfürst zog mit Macht“, zu singen im Tone „Gustavus Adolfus hochgeboren usw.“. Es steht nicht zu beschreiben, sagt das Theatrum

Europaeum — der foliomäßige Geschichtskalender jener Tage, der mit Text und Merianschen Kupferstichen von 1617—1718 die Zeitereignisse, fürnehmlich in Europa, begleitet —, was vor Frohlocken über diese Victorie in- und außerhalb Deutschlands entstund.

Und daneben das allerlei Kleinwerk der Fama, die einheimische Sagenbildung. Aus dem Pferdetausch in der Schlacht, Frobens Tod und der „hochansehnlichen Sepultur", die der Kurfürst dem treuen Begleiter im Dom zu Kölln bereitete, ist mit der Fixigkeit der gescheiten Kombination, die gar nicht erst richtig hinzuhören braucht, aber als ein echtes Beispiel für die Entstehung der Sage, die bekannte schöne Legende von aufopferungsvoller Treue konstruiert worden. — Der Prinz von Homburg scheint allerdings die persönliche Adresse jener vorübergehenden Verstimmung des Kurfürsten wegen des erfolglosen Angriffs am Schluß des Gefechts gewesen zu sein. Aus anderweitigen, privaten Gründen ist danach der Prinz etliche Monate nicht bei der Armee gewesen: so hat die mündliche Legendenbildung, den Anlaß an den Beginn der Schlacht verlegend, jenen Konfliktstoff von Disziplin und Verantwortung herangebildet, in welchen Heinr. v. Kleists Drama mit dichterischer Lizenz noch die persönlich vertiefenden Beweggründe der Liebe und des Ruhms hineingetragen hat. Während anderswo die volkstümliche Legendenbildung so leicht etwas Phantasievoll-Unsinniges bekommt, zeigt die brandenburgische — auch heute, wo sie keineswegs rastet — die entgegengesetzte Neigung zum Richtigdeuten und ‚Besserwissen, sie will einleuchtende Zusammenhänge schaffen.

Nach einem wichtigen Worte Moltkes trägt jeder Sieg seine weitreichende Bedeutung in sich selbst. So auch hier, obwohl Schwedens Macht nicht verringert war und der Marsch zur Verbindung mit Hannover, der unterbrochen worden war, ohnedies zweifelhaften Wert gehabt hatte. Der Hauptgewinn für den brandenburgischen Staat war, daß alle Welt sah, was dieser kurfürstliche Führer und diese Armee leisteten, wenn sie selbständig und ungefesselt ihren Tatwillen, ihre Tapferkeit brauchen durften. Die Tat von Fehrbellin durch ihre moralische Wirkung hat den ganzen Krieg ermutigt und verwandelt. Das Reich erklärte Schweden den Krieg, Spanien ermannte sich gegen Frankreich, die Niederländer bekamen Respekt und wurden entgegenkommender für den Kurfürsten. Dieser traf mit König Christian V. von Dänemark (1670—1699) zu Gadebusch in Mecklenburg zusammen, und am 25. September 1675 schlossen sie Bündnis, einander zu helfen, um ihre beiderseitig an Schweden verlorenen Länder und Ansprüche zu erobern, Dänemark sollte überdies Rügen bekommen. Auch Münster und die Braunschweiger erkannten ihr „Pommern" und gedachten von der bedrohlichen Nachbarschaft der Schweden in den Fürstentümern Bremen und Verden ledig zu werden. —

Noch einmal standen sich, 1675, Montecuccoli und Turenne am Rhein gegenüber, die besten Feldherren ihrer Monarchien. Es war Kriegführung alten Stils, anders als der Sturmlauf von Fehrbellin, Märsche und Gegenmärsche, eine mit der Kunst des Schachspielers praktisch ausgeübte theoretische Strategie. Am 27. Juli, an den Vorhügeln des mittleren Schwarzwaldes nach der Rheinebene zu, kam es endlich bei Sasbach zur Schlacht, in deren Beginn der angreifende Turenne durch eine Stückkugel getötet wurde. Trotz der dadurch entstandenen Verwirrung blieb Montecuccoli bei seinen einmal entworfenen defensiven Maßregeln, so daß die Schlacht keine Entscheidung brachte. Als die des Führers beraubten Franzosen dann doch auf den Rhein, auf ihre Schiffbrücke bei Altenheim zurückgingen, griff er sie dort am 1. August an, ohne ihnen aber den Übergang unmöglich zu machen. Das rechte Rheinufer war befreit.

Unterdessen zog der landberaubte Herzog Karl III. von Lotringen, der mit Österreich „verbündet" war und für dieses focht, mit eigenen und Reichstruppen, namentlich aber 11000 „Braunschweigern", d. h. welfischen Truppen, gegen das

von den Franzosen besetzte Trier und schlug vernichtend den zum Entsatz anrückenden Marschall Créqui oberhalb dieser Stadt am 11. August bei Konz, wo die Saar in die Mosel geht. Georg Wilhelm von Celle und Ernst August von Osnabrück hatten persönlich unter dem Herzog Karl ihre Truppen geführt, diese das Beste in der zweistündigen Schlacht getan; durch die braunschweigischen Lande daheim ging ein ähnliches deutsches Siegergefühl, wie durch Brandenburg wegen des Tages von Fehrbellin.

Ernst August, der evangelische Bischof von Osnabrück, wurde, um dies hier anzufügen, 1679 durch den Tod seines älteren Bruders Herzog von Kalenberg oder Hannover. Er ist der Gemahl der Tochter des Winterkönigs, Sofie (geb. 1630, † 1714), die an das welfische Haus die spätere Thronfolge in Großbritannien gebracht hat, einer durch Geist berühmten Frau, die im Mittelpunkte bedeutender Verwandtschaften und Korrespondenzen steht und deren Memoiren nebst ihren Briefen zu den schätzbarsten Zeitquellen gehören.

Mit dem Siege von Konz beschloß Karl von Lotringen sein kriegerfülltes Leben, er starb am 8. September. Aber in seinem Neffen und Erben Karl IV.

Abb. 94. Turenne-Denkmal bei Sasbach, an der Stelle, wo er getötet wurde. Von Frankreich errichtet 1829. Nach einer Photographie von Ph. Bussemer in Baden.

(geb. 1643, † 1690) entstand Österreich ein neuer Kriegsheld, aus dessen Blute es später auch seine Dynastie, die Nachkommen Maria Theresia's, gewann. 1676 verloren die Franzosen ihr Philippsburg (Bd. II. S. 670), was freilich durch Créquis Einnahme von Freiburg im Breisgau am 16. November 1677 mehr denn ausgeglichen wurde.

Inzwischen tagte längst wieder, seit 1676, ein von Englands Vermittlung eingeleiteter Friedenskongreß zu Nimwegen, wo nach Überwindung der nötigen Rang- und Zeremonienfragen die französischen Vertreter einen diplomatischen Sieg nach dem andern errangen. Um so leichter, als Wilhelm von Oranien auf dem spanisch-niederländischen Kriegsschauplatze schweren Stand hatte und die Generalstaaten müde waren, ihn tüchtig zu unterstützen. Er selber eröffnete sich eben jetzt durch seine Vermählung im November 1677 mit Maria von Stuart, der Nichte König Karls II. von England und protestantischen Tochter des katholischen Thronfolgers Jakob ander-

weitige Perspektiven, mochte momentan darin auch nur ein großer politischer Gewinn der Verbündung gegen Frankreich erblickt werden. 1678 wurde die Haltung der Generalstaaten schon wieder gänzlich durch die Aristokratenpartei bestimmt, und als Ludwig XIV. mit günstigem Handelsvertrag winkte, war ihm von dieser Seite der Friede gesichert.

Der Krieg in Pommern und Preußen gegen Schweden.

Unterdessen stand der Kurfürst von Brandenburg in einer Kette von Erfolgen gegen Schweden. Bis zum Sommer 1676 entriß er ihnen Pommern bis auf die drei Hauptplätze Stettin, Greifswald, Stralsund und die Insel Rügen. Und in dieser hoffnungsvollen Zeit ging er nun auch an die Schaffung einer eigenen Flotte. Wieder war es ein Niederländer, der sich ihm hierfür darbot, der aus Vlissingen gebürtige Benjamin Raule († 1707).

Er war als Großreeder und Ratmann der zeeländischen Hauptstadt Middelburg durch den 1672 ausbrechenden Krieg schwer an Hab und Gut geschädigt und so in Schulden gebracht worden, daß der tatkräftige und kühne Mann den Bankbruch nur noch abwenden konnte, die Wunden zu heilen gedachte durch den, der sie geschlagen, den Krieg. Zur Zeit des Schwedeneinfalls in die Mark und der Verhandlungen im Haag erbot er sich dem Kurfürsten, dessen Feinden mit zehn Fregatten unter kurbrandenburgischer Flagge Abbruch zu tun, nach damaligem System sekundierender Privatunternehmung im Seekriege und nach dem Grundsatz, daß feindliche Flagge oder feindliches Gut jedes Schiff nebst ganzer Ladung von Rechts wegen zur Prise mache. Nun gab zum erstenmal auch der Herr von Brandenburg und Preußen die üblichen Kaperbriefe aus; im Frühjahr 1675 schon brachte Raule 21 vollbeladene schwedische Schiffe auf. Natürlich ließen es die verbündeten Generalstaaten an nichts fehlen, dieses Vorgehen gegen ihren schwedischen Feind zu unterbinden und Raule zu drangsalieren.

Indessen Friedrich Wilhelms ganzer Natur entsprach es, die Dinge persönlicher und fürstlicher in der Hand zu haben, er hatte auch viel zu viel zur See vor, um sich mit der völkerrechtlichen Legitimierung eines modernen Vitalienbruders zu begnügen. Im Februar 1676 wurde Raule amtlich „Schiffsdirektor", und der Kurfürst nahm Schiffe von jenem gegen Entgelt in eigenen, souveränen Dienst.

Die Abneigung der sorgenvollen Geheimbden Räte hielt er kurzweg nieder und rief gelegentlich in die Bemühungen der WohlEdelen und Hochgelahrten Herren, den hergelaufenen republikanischen Schiffsdirektor von dem Ohre Serenissimi abzuschneiden, eine kräftige Warnung hinein. Aber auch von seinen alten Verhältnissen her hatte Raule viel Umstrickung und Hemmnis zu überwinden, um das Vertrauen seines neuen Herrn zu rechtfertigen. Was er als kurfürstliche Schiffe im Mai 1676 nach Kopenhagen brachte, zum Zusammenwirken mit der dänischen Flotte, waren die umgetauften Fregatten „Der Kurprinz von Brandenburg", „Der König von Spanien", „Berlin", die zwei Galioten „Potsdam" und „Kleve" und eine Jacht „die Bracke", im ganzen mit 67 Kanonen und 287 Mann. Übrigens auch Dänemark hatte seine Bedenken, die erst zu überwinden waren; konkret handelten sie sich um die holländischen Schiffe, die dem schwedischen Kriegsfeinde ihres Vaterlandes in händlerischem Wetteifer mit den englischen Schiffen Kontrebande zuführten.

So haben die brandenburgischen Schiffe an dem dänisch-schwedischen Seegefecht zwischen Rügen und Bornholm am 5. Juni 1676 teilgenommen und das Kriegsschiff „Leopard" mit 22 Kanonen nebst einem Brander von 8 Kanonen erobert. Mit 80 Gefangenen, am Top den brandenburgischen roten Adler über die schwedische Flagge gesetzt, wurden die Prisen zwei Tage später zum Jubel der Bevölkerung in Kolberg eingebracht. Außer der Überwachung der See taten die Schiffe Blockadedienst, und Anfang 1677 wurden wieder Schiffe von Raule gemietet, zu denen dieser noch eigene stellte. Raule selbst wohnte seit Juni 1676 in Kleve, da ein schwedisch-holländischer Sondervertrag ihm unmöglich machte, als niederländischer Untertan weiter gegen Schweden Seedienste zu tun.

Seit Oktober 1676 belagerte der Kurfürst Stettin, brachte gegen die mit 8000 Mann besetzte, wohlversehene und energisch befehligte Stadt erst im Sommer 1677 die zur Einnahme nötigen Truppen und Geschütze heran, mit denen er sie auf mörderische Weise beschoß. Es war, abgesehen von schweren Gichtanfällen, die Verworrenheit der allgemeinen Lage, die ihn behinderte. Ein neuer König in Polen, Johann Sobieski (1674—1696), durch Frankreichs Gunst gewählt und diesem ergeben, schien nicht übel Lust zu haben, sich auf Preußen zu werfen; überall gab es diplomatisierende Verhandlungen sowie Unterströmungen, die dem öffentlichen Kriegszustand konträr liefen. Nach wie vor blieb sich Friedrich Wilhelm bewußt, daß er Pommern sicherer in der Front gegen Frankreich als gegen Schweden erkämpfe. Er wollte dem Kaiser helfen, das Elsaß wieder zu gewinnen, aber er wurde damit unlustig abgewiesen. Österreichs Schwerpunkt war einmal an die untere Donau gerückt, ihm lag nicht daran, wieder Wacht am Rhein zu werden, und die Vereitelung der brandenburgischen Absichten auf Pommern war der Wiener Politik erstlich ein persönliches Wohlgefühl und sodann das billigste Zugeständnis im künftigen Frieden an die Gegner. Friedrich Wilhelm wurde mit der Gewißheit abgefertigt, der Kaiser werde ihn mit Pommern belehnen, sobald der Friede es ihm zusprechе. So ging er vertröstet und zuversichtlich an seine schwedischen Aufgaben.

Im Dezember 1677 drangen die brandenburgischen Werke bis an den Hauptwall des belagerten Stettin vor und rissen Breschen in ihn durch Sprengminen. Der heldenmütige Verteidiger, General Wulffen, hatte keine Aussicht, mit dem gesund gebliebenen Rest seiner Leute den erwarteten Sturmangriff zu bestehen, und übergab unter ehrenvollen Bedingungen am 22. Dezember die Stadt. Am 6. Januar 1678 zog der Kurfürst als Sieger ein, Kinder und Jungfrauen in schwarzen Kleidern überreichten ihm die schwedischen Stadtschlüssel in einem Trauerkranz.

Auf Rügen hatten die Schweden die Dänen geschlagen, erstere unter Graf Otto Wilhelm Königsmark aus ursprünglich altmärkischem Geschlecht, dem Befehlshaber von Stralsund. Aber am 22. September 1678 landeten die Dänen unter dem General von Löwenhjelm, der eigentlich Hans Schröder hieß und ein Mecklenburger war, auf der Halbinsel Wittow unweit Arkona, warfen die Schweden in die waldige Halbinsel Jasmund zurück, also in den Teil, wo Saßnitz, Herthasee, Stubbenkammer sich befinden. Am 23. landeten die Brandenburger von Peenemünde her auf 350 Booten und Seglern, Derfflinger im Boot kundschaftend voraus, an der Südseite der Insel, bei Neuenkamp unweit Putbus. Das zwang Königsmark, der im Süden der Insel stand, zum Rückzug nach Alten-Fähre, dessen Schanzen den Übergang nach Stralsund decken sollten. Eben dorthin hatte er schon die auf Jasmund stehende Abteilung befehligt. Bei diesen Rückzugsbewegungen wurden die Schweden noch am 23. von Derfflinger überfallen, am 24. bei Alten-Fähre mit großen Verlusten geschlagen. Königsmark entkam nur zur Not mit denen, die noch über den Strelasund hinüberkonnten.

Dann wurde seit dem September Stralsund belagert, das Wallensteins Schwur getrotzt hatte; diesen Ruhm wollte ihm und sich Königsmark erneuern. So mußte am 20. Oktober mit der Beschießung begonnen werden, die die Stadt alsbald an mehreren Orten in Flammen setzte; unter dem Drängen der geängsteten und auf den Kurfürsten, der Stettin sehr gnädig gewesen war, vertrauenden Bürger entschloß sich Königsmark ingrimmig zu Kapitulationsverhandlungen. Am 25. Oktober ward die Stadt übergeben und zogen die Schweden mit fliegenden Fahnen ab. Als nun auch Greifswald am 16. November eingenommen ward, stand hier kein Schwede mehr auf deutschem Boden, war Pommern erobert. 1678.

Aber eben um diese Zeit gelang es Frankreich, die müde Stockholmer Regierung noch einmal ins Feuer zu bringen. Diesmal in Preußen, wo das für Frankreich disponierte und gleichfalls von ihm bearbeitete Polen zum mindesten Vorschub leistete. Mit polnischer Durchmarscherlaubnis rückte im November 1678 Feldmarschall Graf Horn mit 16000 Mann von Livland her in Preußen ein. Die Milizen des Landesaufgebots, dessen heuchlerische Anpreisung die Stände früher den militärischen Forderungen des Kurfürsten entgegengesetzt hatten, versagten vollkommen. Doch konnte General v. Görtzke, den der Kurfürst schleunigst mit 5000 Mann von Greifswald weg entsandt hatte, am 9. Dezember Königsberg sichern; die Schweden hatten sich wieder, wie 1675, viel zu lange aufgehalten. Die politische Absicht der Unternehmung war jetzt schon vereitelt, da der Kurfürst soeben mit Pommern fertig geworden war und es nicht um Preußens willen in der Hand der Schweden zu lassen brauchte. Er hatte Ende November auf einer Zusammenkunft in Doberan mit Christian V. die Fortsetzung des Krieges besprochen und eilte nun selber, trotz Gicht und Brustübel, seinen vorausgeschickten Truppen nach, die er am 21. Januar bei Marienwerder erreichte, 6000 Berittene, 3000 Mann zu Fuß und 34 Geschütze, die Goertzkeschen nicht gerechnet. Horn hatte von Anfang an mit dem Kurfürsten selber zu schlagen keine Lust gehabt; der Respekt vor diesem war jetzt gewaltig, und Horns Truppen, obwohl dem Gegner noch etwas an Zahl überlegen, waren das übliche schwedische Werbevolk von minderer Sorte, das nach der Dürftigkeit, worin es vorher gehalten war, in den fetten ostpreußischen Einlagern und Beutezügen ein Capua gefunden hatte, durch das es vollends demoralisiert war. Es handelte sich also darum, wie 1675 gegenüber Waldemar Wrangel, das schwedische Heer nicht entkommen zu lassen. In Gewaltmärschen ging es voran über die unermeßlichen Schneeflächen dieses Winters, dann über das vor Frost klirrende Eis des Frischen Haffs, ein prächtiges, winterfrisches Bild: fast wie ein riesenhaftes Vergnügungsfest, die Infanterie auf Hunderten von requirierten Schlitten, die Insassen guter Dinge, die Trommeln den Dragonermarsch wirbelnd, die Fahnen an den Schlitten aufgesteckt. Am 26. Januar abends ward Königsberg auf dem gefrorenen Pregel erreicht, die Einzugssolennität ließ sich der Kurfürst schriftlich übergeben, schlief im Schloß; atemlos geht die wilde Jagd weiter, noch einmal die große pikenstarrende, trommelwirbelnde Schlittenkavalkade über das Kurische Haff, um den Schweden links vor die Front zu kommen. Auf dem Festlande sollten Goertzke und der von Königsberg aus entsandte rasche Hennigs von Treffenfeld — auf dem Schlachtfeld von Fehrbellin hatte ihn der Kurfürst geadelt, als europäischer Souverän, der des Kaisers nicht bedurfte — sich an die Schweden hängen und sie am Entkommen hindern, sie brachten ihnen beide auch empfindliche Verluste bei. Um nicht in die ihm zugedachte Umklammerung zu rennen, gab Horn den Marsch von Tilsit nach Memel auf und nahm den schlimmen einzigen Ausweg durch das öde, schwer passierbare Samogitien. Der Kurfürst drang auch hier hinterdrein. Es war unmöglich; zwei Tage lang hatten die Pferde kein Futter, die Soldaten kein Brot mehr, dazu die grimme Kälte, daß einzelnen Leuten die Gliedmaßen erfroren. So kehrte Friedrich Wilhelm, der tagelang nicht aus den Kleidern gekommen, immer vorne dran gewesen war, am 2. Februar um. Hennigs, und zuletzt noch General v. Schöning mit 1500 Reitern jagten weiter hinter den laufenden, nicht marschierenden Schweden her, sie brauchten nur den am Wege liegenden Leichen und Bagagen zu folgen, die von den Bauern ausgeplündert waren, und fügten den Fliehenden noch beträchtliche Verluste zu. Zwei Tagemärsche vor Riga, wohin höchstens 3000 Schweden gelangten, kehrte Schöning um und ritt den besseren Weg durch Kurland und an der Küste heim. Schweden war militärisch erledigt, aufs letzte.

Abb. 95. Stralsund im siebzehnten Jahrhundert.

Nimwegen und St. Germain.

Die diplomatische Aktion Brandenburgs hatte während dieser hastigen glänzenden Taten fast geruht. Die Niederlande hatten mit Frankreich am 10. August 1678 zu Nimwegen Frieden gemacht, also den Kurfürsten im Stich gelassen. Dieser wußte, daß es in Wien nicht viel besser stand. Dort hatte Frankreich erklärt, es werde spanisches Gebiet besetzt behalten, bis Schweden Pommern wieder habe. Ludwig XIV. war vor Europa der verläßliche Mann; es entspricht den subjektiven Aufwallungen des Kurfürsten, aber doch nur der ganzen Art, wie man damals Politik machte, wenn er während der pommerischen Erfolge vorübergehend in aller Heimlichkeit an Verständigung mit Frankreich dachte. Aber auch um seinetwillen gab Ludwig XIV. Schweden nicht preis. Nach den preußischen Erfolgen erfüllte nun des Kurfürsten ganzen Sinn wieder seine alte deutsche Herzenspolitik; mit den Siegen zugleich meldete er nach Wien, er sei frei und bereit, mit aller Mannschaft an den Oberrhein zu ziehen, die Verluste von 1648 heimzubringen, die Herrschaft der Fremden im Reiche solle gebrochen werden.

Abb. 96. Joachim Ernst von Görtzke (1611–1682), schwedischer Oberst im Dreißigjährigen Kriege, 1658 brandenburgischer Generalmajor. Kupferstich von Merian.

Der Kaiser hatte schon vorher gewußt, was zu tun sei. Spanien hatte schon bald nach den Niederlanden seinen Frieden — ebenfalls zu Nimwegen, wo die allgemeinen Verhandlungen stattfanden — mit Frankreich gemacht und ihm die schöne Freigrafschaft Burgund mit der Hauptstadt Besançon, sowie zu den früheren zwölf niederländisch-belgischen Plätzen eine Anzahl weiterer abgetreten. Am 5. Februar 1679 schloß Kaiser Leopold zu Nimwegen Frieden für das Reich, das übrigens soeben erst mit seiner Kriegserklärung (vgl. S. 148) formaliter fertig geworden war. Vollmacht zum Friedenschluß hatte es dem Kaiser keineswegs gegeben, sie wurde erst nach vollendeter Tatsache eingeräumt. Ludwig behielt Hüningen am oberelsässischen Rhein, das er sofort durch Vauban gegen das Reich und die nahen Eidgenossen befestigen und mit einem Brückenkopf am rechten Ufer versehen ließ, ferner das schöne stattliche Freiburg, die bisherige Hauptstadt im österreichischen Breisgau, die den rechtsrheinischen Straßenzug und die Verbindung der Ebene über den Schwarzwald (damals noch durch die Wagensteig) nach dem inneren Schwaben beherrschte. Und das total geschlagene Schweden, der vom Reichstage erklärte Reichsfeind, bekam in diesem Nimweger Reichsfrieden alles verlorene deutsche Gebiet wieder; nur an Braunschweig und Münster gab es kleine Entschädigungen dafür, daß sie die besetzten schwedischen Plätze im Nordseegebiet freigaben.

Wenn die Niederlande Friedrich Wilhelm zu Nimwegen büßen ließen, daß er Schiffe armiert hatte, so war wenigstens eine harte und eigensüchtige Logik hierin. Daß der Kaiser und das Reich ihn, den einzigen Sieger, just in dem Moment preisgaben, wo er von der glanzvollen Jagd des einen Reichsfeindes umkehrte und

nun gegen den anderen, den französischen, selbstlos ganze Arbeit machen wollte, das ist es, was ihn so jäh getroffen, so furchtbar erbittert hat. Allein, bestenfalls mit Dänemark, weiter zu kämpfen gegen das übermächtige französisch-schwedische Bündnis, das mit den Niederlanden und dem Kaiser in junger Friedensfreundschaft stand, war militärisch, finanziell, politisch unmöglich. Schon hatte Crégui die Grafschaft Mark verwüstet, rückte auf Minden. Das Reich hatte Frankreich für den vorliegenden Fall den Durchmarsch gewährt. So schloß der Kurfürst zu St. Germain en Laye — der am Hochufer der Seine unterhalb von Paris herrlich gelegenen Sommerresidenz (und Geburtstätte) Ludwigs XIV., der in jenen Jahren Versailles erst auszubauen begann — am 29. Juni 1679 Frieden. Eine kleine Grenzverbesserung an der rechten Oder und die zweite Hälfte der hinterpommerischen Seezölle waren die Vertröstungen, auf die der Sieger sich bescheiden mußte, und Ludwig XIV. zahlte noch aus freien Stücken 300000 Taler. Damals ist eine brandenburgische Medaille geschlagen worden mit dem Vergilvers:

Exoriare aliquis
nostris ex ossibus ultor!

(Möge aus meinen Gebeinen einer zum Rächer erstehen!) „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen", das gab der Kurfürst zum Text der Friedenspredigt. Aber das Wort hatte nicht die Adresse gegen Frankreich.

Abb. 97. Franz von Meinders, brandenburgischer Geheimer Rat. Stich von S. Blesendorff nach Ramondon.

Auch wer das konkretere Walten einer Vorsehung ausscheiden will und insbesondere die Prädestination eines auserwählten Brandenburg mit wissenschaftlicher und wohltätiger Objektivität ablehnt, kann nicht verkennen, daß die Kraft, die das Kleinliche und Häßlich-Böse tat, zu Nimwegen das Gute hat schaffen müssen, sofern wir die Zukunft der Nation als das Gute bezeichnen. Freilich hat dieser Inhalt der Geschehnisse von 1679 sich erst nach langen Geschlechtern sichtbar offenbaren können. Hätte Brandenburg damals seine Eroberungen behalten, so möchte ein mittlerer Seestaat an der Oder entstanden sein, der höchstwahrscheinlich in selbstzufriedenes wirtschaftliches Aufblühen und alle damit verbundenen Ängstlichkeiten verschränkt geblieben, schwerlich aber eine wirkliche große See- und Handelsmacht, schon seiner geographischen Lage nach, geworden wäre. So aber blieb Brandenburg das von der Memel bis an den Rhein territorial ins Reich eingesprengte Binnenland, das bei der Minderwertigkeit seiner derzeitigen Küsten seine Gesamtentwicklung — selbst bei andauernder tapferer Richtung auf die See, wie trotz allem der Fall war — auch weiterhin in erster Linie als norddeutsche Landmacht zu suchen hatte, politisch wie militärisch. Ohne Nimwegen wäre wohl auch nicht Königgrätz gewesen.

Frankreich war, nüchtern und ohne die Stimmungen von 1813 und 1870 betrachtet, die bei all ihrer nationalen Unveräußerlichkeit das geschichtliche Gesamtbild nicht verdecken dürfen, bisher nicht der Erbfeind Deutschlands, sondern der von Habs-

burg (und andererseits von England). Trotzdem war es eine richtige Empfindung, die Friedrich Wilhelm schon zu Zeiten des Rheinbundes das Wort von der Bastille hatte sprechen lassen, in die Frankreich möglicherweise einmal deutsche Fürsten schicken könne. Es war hohe und stolze Politik, die er zu führen gesucht hatte: brandenburgische und deutsche zugleich, gegen die abendländischen Herrschaftsträume des Roy soleil und Nachfolgers der Karolingen, und gegen die konkrete Herrscherstellung der Fremden an den Lebensadern des Reiches. Diesen Ruhm seiner Haltung in langen und wenn man sie genutzt hätte, entscheidungbringenden Jahren können ihm weder seine nicht fehlenden diplomatischen Kreuz- und Querzüge im Zeitstil rauben, mit denen er sich gelegentlich aus dem Versagen seiner Anschlüsse und so auch hier momentan herauszuhelfen gesucht hat. Noch nimmt ihm diesen Ruhm der Umstand, daß er nunmehr 1679 die „gute Partei", um seinen eigenen gewohnten Ausdruck zu gebrauchen, aufgeben mußte, nachdem sie ihn unter den geschilderten schmählichen Umständen hatte fallen lassen, von vornherein nicht ohne Absichtlichkeit: damit nicht, nach einem Worte Kaiser Leopolds von 1678, ein großer Wandalenkönig an der Ostsee entstehe (das schlechte philologische Zusammenmengen von Wenden und Wandalen hatten die Humanisten aufgebracht). Absolut isoliert, bis auf Dänemark etwa, das gleichfalls von Frankreich 1679 zur Herausgabe seiner schwedischen Eroberungen genötigt worden war, hatte Friedrich Wilhelm zum erträglichen Anschluß in der großen Politik eben nur Frankreich.

So durfte Meinders, der ständige Anwalt Frankreichs im Rate des Kurfürsten, den dieser schon zur Verhandlung des Friedens nach St. Germain entsandt hatte, dort am 25. Oktober 1679 ein geheimes Bündnis mit Ludwig XIV. abschließen. Friedrich Wilhelm verpflichtete sich zur Durchzugsgewähr für französische Truppen und zum Eintreten für die französische Politik bei den nächsten römisch-deutschen und polnischen Königswahlen. Er erhielt dafür die französische Gewährde seiner Besitzungen und Rechte einschließlich dessen auf Jägerndorf, dazu auf zehn Jahre je 100000 Livres. Die letzteren ermöglichten ihm nach dem schweren Kriege, seine Truppenmacht überhaupt aufrecht zu erhalten, nachdem Spanien und die Niederlande die ausgemachten Subsidien (S. 148) einfach nicht gezahlt hatten.

In der jetzigen Lage konnte der Kurfürst versuchen, die 1800000 Taler, auf die sich Spaniens Schuld belief, durch Bedrohung des spanischen Handels einzutreiben, und im August 1680 vom ostpreußischen Pillau aus sechs Schiffe aussenden. Sie nahmen auf der Höhe von Ostende das 28-Kanonen-Schiff „Karolus II." mit reicher Ladung von Brabanter Spitzen und Leinwand weg. 1681 führte derselbe „Karolus II.", als nunmehriger „Markgraf von Brandenburg" und Flaggschiff des Kapitäns Thomas Alders, ein kleines Geschwader in den Atlantischen Ozean. Dieses bestand am 30. September 1681 unweit Kap St. Vincent (Sao Vicente), also der Südwestspitze von Portugal, einen unentschiedenen Kampf mit einer überlegenen, gegen dasselbe ausgesandten spanischen Flotte von 14 Schiffen, das einzige bedeutendere Seegefecht der neueren deutschen Geschichte: die aus Amerika kommende spanische Silberflotte, auf die es abgesehen war, entging ihm freilich. Spanien zahlte nicht, die Niederlande ärgerten sich, der Gewinn aus obiger und ein paar anderen Prisen deckte gerade die Kosten. Trotzdem war es nicht zu teuer bezahlt, daß jetzt deutsche Schiffe mit dem Adler von Brandenburg im Top die Spanioten, die einst in Deutschland geschaltet hatten, heimsuchten und auf der freien See sowie im Kanal die fremden Schiffe zum Beidrehen zwangen, um sie auf spanische Ware zu revidieren.

Aber solche Möglichkeiten für eine deutsche Flagge wurden an anderer Stelle bezahlt. Am gleichen Tage von St. Vincent, da Thomas Alders auf die spanischen Galioten einsegelte, die er für die Silberflotte hielt, am 30. September 1681, raubte Ludwig XIV., wie zu erzählen sein wird, Straßburg.

Brandenburg waren die Hände gebunden. Am 11. Januar 1681 hatte Ludwig das Bündnis mit ihm dahin erweitert, daß sie sich für den Fall, daß einer von

ihnen angegriffen würde, zu gegenseitiger Waffenhilfe verbanden, auch dann, wenn der das Bündnis anrufende Teil den Angriff Dritter selber verschuldet haben sollte. Natürlich ahnte Friedrich Wilhelm nicht, daß der Fall schon geplant war, wo er Recht oder Unrecht nicht sollte prüfen dürfen. Der Vertrag vom Januar, durch den sich

Abb. 9. Siehe Verfasser: Die brandenburgische Flotte.

der König ein Einschreiten des Kurfürsten aus dem Wege räumte, war für diesen immerhin ein Achtungsbeweis, ein politischer und namentlich ein moralischer. Und er brachte nutzbare Vorteile, Erhöhung der Subsidien und Hilfe in schwebenden Angelegenheiten zweiten Ranges.

Die Reunionen und der Raub von Straßburg.

Grenzenlose Verachtung der deutschen Reichsstände als solcher klingt alsbald nach dem Nimweger Frieden aus persönlichen Äußerungen des Königs. So zu der Schwester Karl Ludwigs von der Pfalz, Sofie, der Gemahlin Ernst Augusts von Osnabrück, die vor wenig Jahren gejubelt hatte über den Sieg an der Konzer Brücke, den ihr Mann miterfochten: „Die deutschen Fürsten werden mir keinen Krieg mehr machen." Er konnte französische Einfachheit, Reduktion auf übersichtliche Form, an die Stelle der verwickelten Rechtslagen im Elsaß setzen und begann mit den Reunionen.

Die „Reunionen" gründeten sich auf den Satz, daß Frankreich berechtigt sei, mit den königlichen Gebieten alle Herrschaften wieder zu vereinigen, zu reunieren, die jemals mit diesen Gebieten verbunden gewesen wären. Die Reunionskammern zu Metz, Breisach und Besançon walteten als eine Art Prisengericht und brachten alles hübsch in Ordnung. Mit am fleißigsten halfen der Metzer Kammer die Bischöfe von Metz, Toul und Verdun nachweisen, was alles seit König Dagoberts austrasischen Zeiten jemals von ihnen zu Lehn gegangen und daher zu reunieren sei, und angebotene Gegenbeweise halfen so wenig wie Appellationen nach Paris.

Die zehn Reichsstädte im Elsaß, wo er die Vogtei hatte (Bd. II. S. 669), hatte der König von dem Kriege her direkt in der Hand behalten, ließ sich huldigen und umgab sie mit modernen Befestigungen. Die Reichsritterschaft im Elsaß fügte sich seiner Souveränität. Franz Egon von Fürstenberg, Bischof von Straßburg (1663—1682), wie sein Kölner Bruder ein alter Parteigänger Frankreichs und von diesem mit stattlichen Jahresgeldern bedacht, bot die Obedienz seines geistlichen Fürstentums ohne Weiterungen dar. Schon im Herbst 1680 wurden die Landämter der Reichsstadt Straßburg in französische Verwaltung genommen, trotz aller Gegenvorstellungen. Die Reunion bot für alles die Form. Von bemerkenswerteren Reichsständen wurden auf solche Weise für Frankreichs Landeshoheit beansprucht und zum Teil besetzt die Gebiete der Grafen von Salm, Saarbrücken, das Sponheimer Kondominat von Pfalz und Baden, die Pfalzgrafschaften Veldenz nebst dem angeerbten Lützelstein und Zweibrücken, obwohl der König Karl XI. von Schweden der Inhaber war, die württembergische Grafschaft Mömpelgard als burgundisches Lehn. Dazu wurden mehr oder minder ansehnliche Gebietsteile rechtsrheinischer Reichsstände, darunter von Kurpfalz, reuniert, für welche demnach ihre Inhaber, jene Reichsstände, unter die Oberhoheit von Frankreich treten sollten. Es war das gewalttätigste Verfahren mitten im Frieden, das, seit es ein Völkerrecht gab, jemals geübt worden war und sich wie zum Hohn die Form einer gelehrten und juristischen Prozeßführung gab. Der Regensburger Reichstag ließ denn auch eine umständliche Verwahrung nach Frankreich ergehen und bekam von diesem, das seine Rolle durchführte, eine umständliche Gegenschrift wieder.

Aber die am Reichstage seit länger betriebene Reform der Kriegsverfassung kam jetzt, unter dem Drängen des Kaisers, in Fluß, und durch Annahme der kaiserlichen Entwürfe ward nach einigen Monaten ein Stück Friedensarbeit für den Krieg fertig. Die alte Matrikel ward abgetan, statt deren ein Simplum von 40000 Mann aufgestellt, das im Kriegsfalle nach Bedarf verdoppelt und vervielfacht werden sollte. Dieses Simplum wurde auf die 10 Kreise verteilt und innerhalb der Kreise durch die Kreisbehörden aufgebracht, ausgerüstet und eingeübt; es stand den Kreisständen frei, sich untereinander zu einigen, daß der eine gegen Zahlung die schuldigen Truppen des anderen mit aufbrachte. Die eigenen stehenden Armeen einzelner Fürsten, wie des Kaisers und des Brandenburgers, waren ein Ding für sich; sie stellten dem Reiche hiervon nur einen bestimmten Teil und andere Teile etwa noch gegen Entschädigung durch die nicht „armierten" Stände. Vom Ideal einer

Abb. 99. Ludwig XIV. Gemälde von Hyacinthe Rigaud im Louvre.

Abb. 100. Straßburg. Kupferstich von Merian.

nationalen Heeresverfassung bleibt diese unendlich entfernt, aber am Zustande des damaligen Reiches gemessen ist sie als die geschickteste und erreichbar beste zu bezeichnen, da sie die partikulare Form der Kreise in ihren Dienst stellte und insofern sogar einen unitarischen Zweck erreichte. Sie ist bis ans Ende des alten Reiches in Bestand geblieben, aber ihr Zusammenstoß mit der Kriegführung Friedrichs des Großen hat nicht anders ausgehen können, als sie mit einer unauslöschlichen Lächerlichkeit zu bedecken, durch den Namen Roßbach, wo, richtig besehen, doch die Franzosen des Soubise noch kläglicher als die Reichsarmee waren.

Ludwigs XIV. Herrschaft im Elsaß blieb ein Bruchstück, solange er die Stadt Straßburg nicht hatte. Gegen sie versagten sowohl die Auslegungen des Westfälischen Friedens wie die Reunionen, sie war ganz unanfechtbar und ganz unvergeben einfach und klar freie Reichstadt. Hier gab es nur Gewalt. Das alles wußte man auch in Straßburg, und die durchaus deutsch gesinnte und evangelische Stadt rief nach Hilfe beim Kaiser, beim Reichstag, suchte das Verhängnis durch Verhandlungen mit Frankreich abzuwenden. Es kann, nach aufklärenden Untersuchungen, weder

Abb. 101. Aus der Reichsstadt Straßburg: Der Weinmarkt. Kupferstich von Wenzel Hollar.

von Hinneigung maßgebender Bewohnerteile zu Frankreich, noch von Bestechung die Rede sein. Der Bischof von Straßburg, Franz Egon von Fürstenberg, hielt zwar zu Frankreich, hatte diesem das Bistum schon in die Hände gespielt und erwartete von der Einnahme der Stadt durch Ludwig XIV. die Wiedergewinnung des Münsters für den Katholizismus. Aber auf das Verhalten der reichsstädtischen Regierung einzuwirken hatte der tief verhaßte geistliche Fürst keine Macht. Straßburgs Freiheit ist zusammengebrochen, wie eine Giebelmauer einstürzt, wenn alles um sie her in Trümmer und Schutt gesunken ist.

Abb. 102. Das Straßburger Münster.

Sie war schön und stark, des Volksliedes „wunderschöne Stadt". 35 000 Mann hat Ludwig XIV. gegen diese einzige Stadt aufgeboten. Die Enttäuschung, die heute den Besucher aus dem rechtsrheinischen, namentlich nördlichen Deutschland in den alten Gassen der gerühmten Stadt wohl überkommt, darf nicht maßgeblich bleiben. Das Französische, das für den Nichtkenner leicht etwas Vornehmes bedeutet, hat immer im Stadtwesen bis auf etliche Boulevards und Avenues etwas Rummeliges und Unsauberes; verglichen mit jünger aufgeblühten deutschen Städten und den neuen deutschen Stadtteilen von Straßburg selber kommen die alten angewälschten Quartiere arg in Nachteil, und dies war zunächst nach 1871 noch sehr viel mehr der Fall. Man muß sich die Stadt rekonstruieren, als sie noch gleichen Schritt mit den großen deutschen Reichsstädten hielt. Und wie sie, wenn man über den grünstrudelnden, laubumbuschten Rhein kam und sie erstmals erblickte, dalag, im ebenen und fruchtbaren elsässischen Lande, das Ludwig XIV., als er es persönlich sah, einen Garten nannte: groß und mächtig mit ihren Mauern, Schanzen, Toren und Türmen, mit dem über alles hochhinwegragenden Münster, und am Abendhorizont mit dem hochhinlagernden schönkuppigen Kamm der Vogesen.

In der Nacht auf den 28. September 1681 wurde die Straßburger Zollschanze an der Schiffbrücke am Rhein gegen den kurzen Widerstand der Stadtsoldaten von drei Dragonerregimentern eingenommen. Auf dem rechten Ufer wurde Kehl — das zur Hälfte unter bischöflicher, zu ein Achtel unter badischer, zu drei Achteln unter verschiedenen sonstigen Herrschaften stand, als rechtes Exempel damaliger rheinischer Besitzverhältnisse — besetzt; andere Truppen schlossen die Stadt von den übrigen Seiten ein. Die Stadt hatte 400 Söldner, sonst war die Bürgerschaft zur Verteidigung da. Die einen fuhren Kanonen auf die Wälle, die anderen sorgten, daß jene nicht an die Pulvervorräte kamen; bei aller zornmutigen Entrüstung war man doch nicht als Gesamtheit dafür gestimmt, durch kriegsmäßigen Widerstand gegen die große Armee da draußen einem tragischen Untergang entgegenzugehen. Die Verhandlungen, die noch vom 28. bis zum 30. September geführt sind, hatten nicht so sehr den Zweck, den stahlharten Bedingungen des persönlich anwesenden Ministers Louvois noch etwas abzudringen, als Zeit zu gewinnen, die Bürgerschaft zu dem Unvermeidlichen zu überreden.

Ein Mann von praktischem Blick, von Energie und ungeheurer Arbeitskraft bei eisiger Herzenskälte ist Louvois (1641—91) derjenige, der Ludwigs Armee organisiert, diszipliniert und zur ersten in Europa gemacht hat. Er ist auch der Leiter der Raubkriege im Dienste seines Königs, dessen Eroberungslust er wach erhielt, und der obere Leiter der Reunionen, überhaupt der Träger des gewalttätigen Charakters in der Politik des Königs, neben dem sich zu befestigen und zu erhalten und mit dem zusammenwirkend Frankreich zu vergrößern und erhöhen seine Ziele waren. Er hatte natürlich alle Anderen, die um die nächste Gunst des Roy soleil warben, gegen sich, reizte alle durch Herrschsucht und Anmaßung, und wäre endlich durch die Maintenon zu Fall gebracht worden, wenn er nicht damals an einem plötzlichen Lungenschlag gestorben wäre.

Am 30. September kapitulierte Straßburg. Die vom Reiche verlassene Reichsstadt erkannte Ludwig XIV. als ihren Souverain Seigneur et Protecteur an, erhielt französische Garnison, behielt ihre selbständige Staats- und Gerichtsverfassung, doch unter der Appellationsinstanz des königlichen Gerichtshofes zu Breisach, und gab das Münster an den katholischen Kultus zurück. Am gleichen 30. September hielt Louvois an der Spitze der Truppen Siegeseinzug. Ein paar Tage später traf Vauban (1633—1707) ein, der berühmte Ingenieur und Kriegsbaumeister, Teilnehmer an 53 Belagerungen, Generalinspektor der französischen Festungen, von denen er eine so große Zahl ausgebaut und verbessert hat, auf deutschem Boden sich uns noch heute in seinen Festungswerken zu Saarlouis, Pfalzburg, Lützelburg, Bitsch, Landau, Hagenau, Schlettstadt, Neubreisach, Fortlouis, Hüningen usw. offenbarend. Er begann sofort mit den Maßregeln, Straßburg zur unüberwindlichen Festung wider Deutschland zu machen, gegen das sich die östlich vorgeschobene Vaubansche Zitadelle der Stadt drohend richtete. Von der Schweiz bis zur Pfalz lag der rechte deutsche Rhein unter den Kanonen der Franzosen.

Ludwig XIV. selber brach mit seiner ganzen Familie nach dem Elsaß auf, um in Straßburg einzuziehen. Und bald kamen die Kapuziner und Jesuiten. 1681 hatte Straßburg zwei katholische Bürgerfamilien, 1691 rechnete man ein Fünftel von der nunmehrigen Zusammensetzung der Straßburger Bevölkerung auf die Katholiken.

Wie schon an anderer Stelle dargelegt, hat es in Deutschland in der Periode nach dem 30jährigen Kriege ein ehrenfestes Nationalgefühl gegeben; den Untertanen hat es überhaupt erst die gesteigert absolutistische Zeit um 1700 und danach ausgetrieben. Aber auch die Fürsten hatten es erst durch sich selber zu verlieren. Es ist nichts Mühsames oder Konstruiertes dabei, wenn wir auf den deutschen Sinn des Kurfürsten von Brandenburg hinweisen; über ihren deutschen Ruhm aus der Konzer Schlacht jubelten die welfischen Höfe; im Straßburger Siegeseinzuge befand sich die

Tochter Karl Ludwigs von der Pfalz, die treffliche Liselotte (Elisabeth Charlotte, vgl. S. 188), seit 1671 Schwägerin Ludwigs XIV. als Frau des Herzogs Philipp von Orleans; vor Zorn und Bitternis „heulend", wie sie an ihren Bruder schreibt, wurde sie beim Triumphzuge des französischen Hofes in die eroberte deutsche Stadt hineinkutschiert.

So war auch im inneren Deutschland die Entrüstung ehrlich und groß und ebenso unmittelbar nur das Gefühl der hoffnungslosen Reichskläglichkeit. In Wien, wo der historische Charakter des habsburgisch-französischen Gegensatzes den Resonanzboden gab, regten sich Kriegsgedanken. Aber am selben Tage wie Straßburg hatten andere französische Truppen in Italien dem Herzog von Mantua die Festung Casale am Po weggenommen. Das bedrohte viel empfindlicher das künftige österreichische Spaniererbe im Herzogtum Mailand, Habsburgs Stellung in Oberitalien; da mußte Deutschland zurücktreten. Frankreich wühlte in Ungarn, hetzte die Türken, griff bereits nach dem spanisch-niederländischen Luxemburg, dessen Hauptstadt eine der damals gewaltigsten Festungen war, eingemeißelt und eingearbeitet in das Felsplateau und Felsriff über dem Fluß Alzette, wovon aus jener Zeit noch heute die „spanischen Türme" stehen. Überall türmten sich für die kaiserliche Politik Gefahren und Aufgaben auf, die dringlicher als das Geschick einer Reichsstadt erschienen; es galt Verbündete zu gewinnen, um sich selber zu decken und Luxemburg zu retten. Die Niederlande hatten sich im März 1681 mit dem durch die Franzosenherrschaft in Pfalzzweibrücken verstimmten Karl XI. von Schweden zum Defensivbündnis einigen können, dem traten nach dem Fall von Straßburg der Kaiser und Spanien bei. Graf Waldeck, jetzt in Diensten der Generalstaaten und Berater Wilhelms III. von Oranien, betrieb lebhaft

Abb. 103. Kurfürstin Dorothea, zweite Gemahlin des Kurfürsten. Gemälde von Vaillant im Königl. Schlosse zu Berlin. Aus dem Hohenzollern-Jahrbuch.

den Widerstand gegen Frankreich und gegen die (namentlich in England gefährliche) Propaganda des Katholizismus; er nahm zu diesem Zweck seine alten deutschen Unionsgedanken in entsprechend verwandelter Form wieder auf. Schon stand er, als deutscher Reichsgraf, an der Spitze einer kleinen 1679 zustande gebrachten Vereinigung von unbedeutenden Reichsständen, die sich gegen den Bischof von Münster schützen wollten und denen die Nassauer Linien, die Verwandten der Oranier, beitraten. Dieses Bündnis erhielt nun ansehnlicheren mitteldeutschen Zuzug und einigte sich 1682 mit dem Kaiser zur „Laxenburger" (nach dem kaiserlichen Sommerschloß) oder „Waldeckschen Alliance". — In Bayern war Kurfürst Ferdinand Maria, der Parteigänger Frankreichs, 1679 gestorben. Der siebzehnjährige Erbe Max Emanuel, der 1680 volljährig wurde, feurig, vom Temperament seiner savoyischen Mutter, im Zeichen der patriotischen Wallungen und Entrüstungen dieser Zeit herangewachsen, gab im Wettbewerb der kaiserlichen und französischen Politik um den Münchener Hof mehr und mehr der ersteren Gehör, interessierte sich lebhaft für die Reform der Reichskriegsverfassung und sprach beim Fall von Straßburg laut von unjustifizierlichem Friedensbruch. Dazu glühte er in Liebe zu der schönen Herzogstochter Eleonore Erdmuthe von Sachsen-Eisenach, und nur das energischste geistliche Dazwischentreten der römischen Kurie hat ihn von der Protestantin und Ernestinerin abgedrängt, durch das Mittel, ihm in der Hand der Tochter Leopolds I. und der spanischen Margaretha Theresia, der zur Zeit zwölfjährigen Maria Antonia, eine wohlbegründete spanische Erbaussicht zu zeigen. So wurde die alte akute Gegnerschaft Habsburg und Wittelsbach, wie früher durch das gemeinsame katholische Interesse in der Zeit des großen Religionskampfes, diesmal etwas weniger notdürftig überbrückt. Im Januar 1683 schlossen der Kaiser und Kurbayern zu Wien ein Defensivbündnis, und Max Emanuel brannte vor Begierde, für den Kaiser den Degen zu ziehen. Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen (1680—1691) stand mit der kaiserlichen Potitik in enger Fühlung, Celle und Hannover näherten sich ihr. So hatten Waldecks Ideen guten Fortgang gefunden, er selber wurde vom Kaiser zum Dank in den Reichsfürstenstand erhoben.

Anders stand Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den die neuen Abkommen mit Frankreich banden. Er, der 1679 das Elsaß hatte erkämpfen wollen, mußte jetzt stillhalten dazu, daß Straßburg zu jenem hinzu geraubt wurde. Es traf ihn schwer, dergleichen hatte er nicht für möglich gehalten; das sei ja offener Bruch des Westfälischen Friedens, warf er dem Gesandten Ludwigs in Berlin, Rébenac, vor, und der König habe ihn, den verbündeten Kurfürsten, nicht einmal in Kenntnis gesetzt. Aber der kahle Wortlaut seines letzten Vertrages fesselte ihn, dazu seine ganze politische Lage, selbst die an seinem Hofe. Luise Henriette, seine erste Gemahlin, war 1667 gestorben. Die neue Kurfürstin, die er nach der seinen, lieblichen und liebenswürdigen Oranierin 1668 dem Hofe und als zweite Mutter seinen Kindern gab, Dorothea von Holstein-Sonderburg-Glücksburg, verwitwete Herzogin von Lüneburg, war eine auch in ihrer Pflichttreue doch eigenwillige, robuste Norddeutsche und praktische Rechnerin, die die Geschenke des freigebigen französischen Königs geschmeichelt und dankbar einstrich. Von den Geheimen Räten Meinders und Fuchs, dem Generalkriegskommissär und Oberhofmarschall Joachim Ernst von Grumbkow bis in die Kammerdienernähe um den Kurfürsten trugen Räte und Hofstaatbedienstete aller Klassen nach unverhüllter Zeitauffassung keine Bedenken, französische Gratifikationen zu nehmen; Rébenac hatte eine ganze Partei hinter sich, und er selber war dem menschlich vereinsamten Kurfürsten der angenehmste Umgang geworden. Dies alles konnte durch das Gegengewicht, welches in Johann Georg von Anhalt, Derfflinger und einigen anderen gegen die französische Politik einschließlich ihrer

Gnadengelder vorhanden war, nicht aufgehoben werden. Das wesentlichste war doch, daß nun einmal zwischen Berlin und Wien das Tischtuch scharf durchschnitten war. Friedrich Wilhelm hatte seine Entrüstung gegen Rébenac ungezügelt ausgesprochen; daß er's getan, suchte er drei Tage hinterher durch das Geschenk eines kostbaren Degens gutzumachen. Straßburg nebst den Reunionen ist in Wirklichkeit nicht 1681, sondern schon 1679 zu Nimwegen verloren worden; ein doppelt schönes Gedenken ist es heute, daß der ex ossibus ultor des Nimweger Friedens auch die in dessen Folge geraubte Reichsstadt den Deutschen wiedererkämpft hat. Zur Zeit war der brandenburgischen Politik kein anderer Weg gewiesen, als für Hinnehmen und Frieden zu arbeiten, d. h. einen Krieg zu verhindern, für den der Kurfürst und dessen auf Frankreichs pünktliche Subsidien gestellte Armee an Ludwigs XIV. Seite engagiert gewesen wären. Und, wie der Kurfürst in Wien und am Reichstage begründet darlegte, der Krieg hätte nach den Vorbereitungen Frankreichs aussichtslos gegen zwei Fronten geführt werden müssen, gegen Westen und gegen Osten. So kam es nur zu dem einen Teil, dem richtig vorausgesagten Kriege, den der Kaiser und seine Verbündeten gegen die östliche Front zu bestehen hatten, dem schweren Türkenangriff von 1683. Brandenburg dagegen konnte hoffen, die Abwendung Schwedens von Frankreich zu des letzteren Hilfeleistung für seine unermüdet auf Pommern gerichteten Pläne nutzbar zu machen.

Österreich, Ungarn-Siebenbürgen und die Türkei.

Die alte Zweifrontenstellung Österreichs zwischen den Osmanen und den Franzosen, die sich schon im 16. Jahrhundert gelegentlich halbverschämt die Hand gereicht hatten, war durch längeres Ruhehalten der Osmanen erleichtert worden. Mit den sechziger Jahren trat wieder die Nötigung in Kraft, nach beiden Seiten hin auf dem Posten zu stehen, und daraus erklären sich manche Unschlüssigkeiten und Halbheiten der kaiserlichen Politik. Zu gewinnen hatte sie eben allenfalls im Osten, wo Habsburg den Anspruch auf Ungarn hatte, aber tatsächlich nur den schmalen langen Grenzstreifen besaß, dessen Außenlinien die Donau bei Raab und Komorn schneidet.

Das übrige Ungarn besaßen die Türken als festeingerichtete Paschaliks mit wohlgebauten Festungen und mit dem Hauptsitz auf dem Felshügel von Ofen; noch heute gibt es in diesem Stadtteil der Madjarenhauptstadt eine kleine Moschee aus der Türkenzeit und sonstige Erinnerungen genug. Aber auch in jenem kaiserlichen Streifen von Ungarn war es mit der Autorität Leopolds sehr mäßig bestellt. Unvermindert drängte das Madjarentum nach Selbstherrlichkeit und wurde dabei noch nicht durch akute Nationalitätsfragen von den Slowaken im Norden und Kroaten im Süden geschieden, welche ja außer vielen Deutschen die Mitbewohner dieses kaiserlichen Ungarn waren. Der derzeitige Führer, Graf Nikolaus Zrinyi (1616–1664), der Enkel des heldenhaften Verteidigers von Sziget, war seit 1647 der Banus von Kroatien und gehörte dem alten hochkroatischen Geschlechte der Subitsch an, das sich seit 1347 nach der Burg Zrin (Serin bei den Deutschen) benannte. Die Haltung Habsburgs in religiösen Dingen hatte nicht beitragen können, es bei den Ungarn populär zu machen; bei den sehr vielen Evangelischen im Lande ging wohl das Wort um, daß man eher unter den Türken seines Glaubens leben dürfe, als unter den Jesuiten.

Siebenbürgen endlich, mit seinem bedeutenden Teil deutscher Sachsenbevölkerung, war durch die Ereignisse mit Johann Zapolya (ob. Bd. II. S. 582) ein von Ungarn tatsächlich (bis 1690) getrenntes Land geworden, trotzdem unter Rudolf II. und Matthias die habsburgische Oberhoheit anerkannt werden mußte. Die einheimischen Fürsten, die von den Ständen nacheinander gewählt wurden oder die Herrschaft mit türkischer Hilfe an sich brachten, gehörten, nach den Zapolyas, seit 1571 zumeist dem Hause Báthori an, das sich mit unentschiedener Sicherheit entweder auf einen Schwaben „Guthkeled von Stauf" oder einen Wenzelin von Wasserburg, jedenfalls auf deutschritterliche Einwanderer zurückführte. Die grausame Bedrückung der Sachsen durch Gabriel Bathori (1608–1613) führte zum bewaffneten Aufstande gegen ihn, und nachdem der Fürst von ebenfalls mißvergnügten Adligen zu Großwardein ermordet worden war, zur Erhebung des Gabriel Bethlen

(Bethlen Gabor), † 1629. Seine von den Ständen zur Nachfolgerin eingesetzte Witwe Katharina von Brandenburg wurde wegen arger Günstlingsherrschaft und wegen der üblichen fürstlich-weiblichen katholisierenden Neigungen zum Verzicht genötigt und 1631 Georg aus dem mit den Bathori verwandten Hause Rakoczy gewählt. Sein gleichnamiger Sohn erheiratete zu den eigenen Erbgütern im Tokaier Weingebiet und in anderen Komitaten die großen Bathorischen Besitzungen mit der Hand der letzten Frau dieses Geschlechtes, Sofie (nicht zu verwechseln mit der vielberufenen Elisabeth Bathori, vermählten Gräfin Nádasdy, welche sich durch das Baden im Blut junger Mädchen, die sie in ihr Schloß lockte, „verjüngte" und 1610 für den Rest ihres Lebens, d. h. bis 1614, auf Schloß Csejte im Neutraer Komitat in Haft gesetzt wurde). Seit 1648 Nachfolger seines Vaters, suchte der jüngere Georg Rakoczy über die balanzierende Stellung hinaus, worin die bisherigen Fürsten Siebenbürgens sich zwischen der Abhängigkeit von der Pforte und von Wien gehalten hatten, große Politik zu treiben. Er verbündete sich mit Karl X. Gustav gegen Polen, lockte dadurch diesen zu dem S. 126 erwähnten Vordringen in den Süden von Polen, kam aber selber mit seinem Heere in polnische Gefangenschaft und wurde von Sultan Mohammed IV. (1648–1687) 1657 für abgesetzt erklärt. Im tapferen Kampf wider die Gegenfürsten, die die Pforte aufstellte, und wider ein schließlich aufgebotenes türkisches Heer wurde er 1660 bei Klausenburg geschlagen und starb an den empfangenen Wunden in der Festung Großwardein, die die Türken wenige Wochen später einnahmen, um sie zu behalten.

Aus den Wirren in Siebenbürgen und den kaiserlichen Versuchen, die dortige Festsetzung der Türken zu verhindern, ist zunächst der Türkenkrieg von 1663—64 entstanden. Er wurde von osmanischer Seite mit um so mehr Nachdruck geführt, als der tatkräftige Großwesir (seit 1656) Mohammed Köprülü, der Wiederhersteller der Finanzen, der Beamtendisziplin und der Mannszucht in der Armee, das neue Leben, das er dem Reiche eingeflößt hatte, durch auswärtige Unternehmungen zu stärken suchte; um dieselbe Zeit wurde mit den Venezianern gekämpft, welche im Jahre 1668 endgültig Kreta verloren.

Der Kaiser, der ungern einen deutschen Reichstag berief, mußte sich im Januar 1662 der dringlichen Türkenhilfe wegen hierzu entschließen, so daß, mit der reichsüblichen Langsamkeit, die auf den 8. Mai 1662 berufene Tagung — nominell eine Fortsetzung derer von 1654 — am 20. Januar 1663 zu Regensburg zusammentrat. Um dieselbe Zeit drang ein Türkenheer von 120000 Mann unter Achmed Köprülü, Mohammeds Sohn, über Weißenburg, wie damals die Deutschen noch sagten, Belgrad, nach Ungarn ein, mit Drohung, auf Wien zu rücken. Der Reichstag freilich nahm andere Dinge eiliger, als die Türkenhilfe, unter anderen die nächstkünftige Wahlkapitulation, obwohl der lebende Kaiser erst 23jährig und gesund war. Unter diesen Umständen hat Leopold auf den Gedanken des Rheinbundes, selbständig Hilfe zu leisten, eingehen und ihn dadurch wie eine Macht für sich neben dem Reiche anerkennen müssen. Die Rheinbundstruppen unter dem Grafen Hohenlohe wurden freilich erst erheblich durch einen französischen Zuzug von 6000 Mann unter dem Befehl eines Coligny, den aber der Bund als solcher, nicht der Kaiser erhielt. Dieser brachte, unter Zurechnung der Ungarn, bis zum Februar 1664 47000 Mann unter dem Befehl Montecuccolis auf; der Reichstag bewilligte endlich, ebenfalls im Februar 1664, ein Triplum der Matrikel, doch kamen statt der 20000, die nach Abrechnung der besonderen Rheinbundstruppen blieben, nur etwa 10000 Mann zusammen, unter dem Befehl des Markgrafen Leopold Wilhelm von Baden-Baden, dem Sohne des regierenden Markgrafen Wilhelm. Brandenburg sandte schon vor diesen Reichsbeschlüssen, die es natürlich mitbetrafen, 2300 Mann, die zur kaiserlichen Armee gestellt wurden, auch Kursachsen und Kurbayern sandten ähnliche Abteilungen für sich.

Das Jahr 1663 blieb also gegen die Türken untätig, die aus Mähren Tausende von Christen in die Sklawerei schleppten und am 27. September die Festung Neu-

häusel an der Neutra einnahmen. Am 19. Juli 1664 siegten dann kaiserliche Truppen nebst Brandenburgern und Sachsen bei Lewenz an der Gran, und am 1. August kämpfte Montecuccoli mit 28000 Mann, der Hauptarmee, nebst Reichsvölkern und Franzosen bei St. Gotthard an der Raab, in unmittelbarer Nähe der Reichsgrenze, gegen den den Weg nach Steiermark suchenden Köprülü, der etwa die doppelte Mannschaft führte. Die Türken wurden über die Raab aufs rechte Ufer zurückgeworfen, erlitten große Verluste und zogen in östlicher Richtung ab. Zehn Tage später unterzeichneten die kaiserlichen Bevollmächtigten im Hauptquartier Achmed Köprülüs, des jetzigen Großwesirs, den Frieden von Vasvar, worin der militärisch siegreiche Teil, der Kaiser, Siebenbürgen der Oberherrlichkeit der Pforte, die Festung Großwardein der unmittelbaren Besetzung durch die Türken preisgab, auf Neuhäusel verzichtete, das damit zum vorgeschobenen feindlichen Stützpunkt wurde, und 200000 Gulden zahlte. Erst Ende September bei der Ratifikation wurde dieser Friedenschluß, der der eines Besiegten war, den kaiserlichen Verbündeten bekannt. Er wird erklärlich nur durch das kaiserliche Bestreben, selbst um schweren Preis die Pforte gut Freund zu wissen, angesichts der Eigenwilligkeit der ungarischen Magnaten, deren Führer Nikolaus Zrinyi zwar um diese Zeit auf der Jagd von einem Eber getötet wurde, aber in den Nadasdy, Tököly, Frangipani u. a. ehrgeizige Anwärter genug zur Nachfolge fand. Ferner erklärt sich der Friede durch die Nötigung, vor Frankreich auf der Hut zu sein, das zwar diesmal mit oberem Hohn als Rheinbundsverwandter militärisch geholfen, aber zugleich die begeisterten Zrinyi und Genossen mit Höflichkeiten und Geschenken an sich gefesselt hatte. Tatsächlich wagte sich im Jahre 1667 eine große Magnatenverschwörung gegen den Kaiser und dessen Regiment so weit vor, daß sie, verfrüht verraten, ihren Führern den Hochverratsprozeß brachte, der mit deren Enthauptung in Wien endigte.

Dann brach am Anfange der achtziger Jahre der Sohn des einen der Verschworenen, der junge Graf Emerich Tököly, geboren 1656, mit siebenbürgischer Hilfe los, ward von der Pforte zum Tributfürsten von Ungarn ernannt, ließ sich 1682 in Kaschau vom Landtag huldigen. Ihn unterstützte des 1676 gestorbenen Achmed Köprülü Nachfolger, der Schüler und Schwiegersohn Mohammed Köprülüs und Großwesir Kara Mustafa, der nach Mißerfolgen gegen die Polen und Russen und wegen der ihn bedrängenden Palastparteien einer glänzenden Unternehmung bedurfte. Anfang 1683 zog ein Türkenheer von 200000 Mann von Adrianopel aus und rückte, mit Tökölys Mannschaften vereinigt, ohne sich im kaiserlichen Ungarn aufzuhalten, auf Wien. Der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen in Ungarn, Herzog Karl von Lotringen, hatte nur ein kleines Gefecht am 7. Juli bei Hainburg, an den Torfelsen der deutschen Donau und mußte sich in die Nähe von Wien ziehen, um Verstärkungen abzuwarten. Am 12. Juli trafen die ersten Türken vor Wien ein, und am 17. war die Umschließung beendet.

Ein Schrecken, gewaltig wie je in der Zeit der ersten osmanischen Vorstöße, ging durch die Christenheit von Mitteleuropa. In Wien werde Rom verteidigt, rief Papst Innozenz XI. aus. Ihm hatte Kaiser Leopold, außer reichlichen Geldspenden aus dem wohlbestellten Schatz des hl. Petrus, das am 31. März 1683 abgeschlossene Waffenbündnis mit Johann Sobieski von Polen (1674—1696) zu verdanken, ihm auch, daß Frankreich sich loyal verhielt. Der fränkische und der oberrheinische Kreis konnten infolge Waldecks Bemühungen (vergl. S. 172) sofort gut 8000 Mann Truppen senden. Kurfürst Max Emanuel von Bayern war feurig mit 8000 Mann bereit, der neue Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen (1680—1691) war gleichfalls ein kriegsgemuter Fürst, eifriges Mitglied des Laxen

burger Bündnisses (S. 172), hatte sich 1682 ein stehendes Heer von etwa 10000 Mann geschaffen und führte dieses persönlich heran. Abseits aber stand Brandenburg.

Friedrich Wilhelm hatte bisher bei allen politischen oder militärischen Hilfen für Österreich die Jägerndorfer Frage gutgläubig aufgeworfen, sich aber abspeisen lassen müssen, während man seine Hilfe nahm. Diesmal wollte er, da Österreich 12000 Mann begehrte, die schlesischen Fragen (s. u. S. 182) aus der Welt schaffen, was ihm weniger die Politiker, aber jüngste Historiker als einen nicht nobeln Versuch, die Bedrängnis durch die Türken auszunutzen, verdacht haben. Außerdem fiel ihm infolge neubefestigter Verträge die unerfreuliche Aufgabe zu, dem König Ludwig XIV. die Anerkennung seiner Reunionen, einschließlich Straßburgs, in Form eines Reichsfriedens oder Waffenstillstandes zu verschaffen. Friedrich Wilhelm wollte sogar 16000 Mann oder mehr stellen, aber er forderte des Kaisers Eingehen auf beide Punkte und betrieb gleichzeitig den Reichsfrieden mit Frankreich am Reichstage, der denn auch in diesem Sinne gutachtete. Aber der Kaiser, der so viel andere Hilfe fand, ging auf jene Bedingungen nicht ein. Um so weniger, als die französische Gesandtschaft in Berlin drohend auf eigene Hand verlauten ließ, der Kurfürst werde sein Heer möglichenfalls in Schlesien zu gebrauchen wissen, und damit das schlechte Gewissen der Wiener Regierung empfindlich berührte. So ist Brandenburg an der Befreiung Wiens nicht beteiligt gewesen, außer durch die 1200 Mann, die es von den alten preußischen Verhältnissen her nach erneuertem Vertrage dem Könige von Polen sandte.

Bis auf den heutigen Tag gehört die Belagerung Wiens im Jahre 1683 zu den besterinnerten Ereignissen der neueren deutschen Geschichte, Jugendschriften erzählen sie den Knaben, im Jahre 1883 hat man sie durch ein großes historisches Fest gefeiert. — Kaiser Leopold und der Hof hatten sich nach Passau in Sicherheit gebracht; viele Bürger, man übertreibt wohl: 60000, waren geflüchtet, die übrigen hielten mit den 11000 Mann Soldaten aus, die der Herzog von Lotringen in die Stadt geworfen hatte, und taten — Bürger, Zünfte, Studenten — Schanzarbeit und Wachtdienst. Befehlshaber der Stadt war Graf Rüdiger von Starhemberg (1638—1701) aus alter oberösterreichischer Familie, die 1643 in den Reichsgrafenstand erhoben worden war; unter ihm war der wackere städtische Bürgermeister Liebenberg so unermüdlich tätig, daß er erschöpft zusammenbrach und starb, ohne den Befreiungstag gesehen zu haben. Vom 17. Juli bis 12. September haben Führer, Truppen und Bürgerschaft gleich unerschrocken und mühsam den Sturmläufen, der mächtigen türkischen Kanonade, der türkischen Spezialkunst der Erdtunnel und Sprengminen getrotzt. Unerschütterlich harrten sie auf baldigsten Entsatz, mahnten schließlich, als Vorräte und Munition knapp wurden, die Minen immer bedrohlicher gegen die innere Stadt vordrangen, durch verzweifelte Raketensignale vom Stefansturm. Unterdessen sammelte sich das Entsatzheer auf dem Plan von Tuln an der Donau, zu den Kaiserlichen nacheinander die Bayern, die Kreisvölker unter Waldeck, die Sachsen, endlich die ersehnten Polen, halb so stark, als zugesagt war, etwa 20000 Mann, das Ganze jetzt etwa 84000 Mann. Die Zeremonienfragen wurden diesmal etwas schneller dahin erledigt, daß dem Polen die Ehre des Oberbefehls eingeräumt wurde. Schon lauteten die Brieflein Starhembergs an den Herzog Karl, von verkleideten Boten gebracht, besorgt genug: Lieber gnädiger Herre, ja kein Zeit mehr verlieren! Da erblickten in der Nacht vom 10. auf den 11. September die Belagerten die Wachtfeuer der nahenden Befreier am Kahlenberge, die beschwerlich über den Wiener Wald gezogen waren. Am Morgen des 12. September entbrannte unfern der Wälle, von wo die Einwohner freudig gespannt und doch nicht ohne Bangen zuschauten,

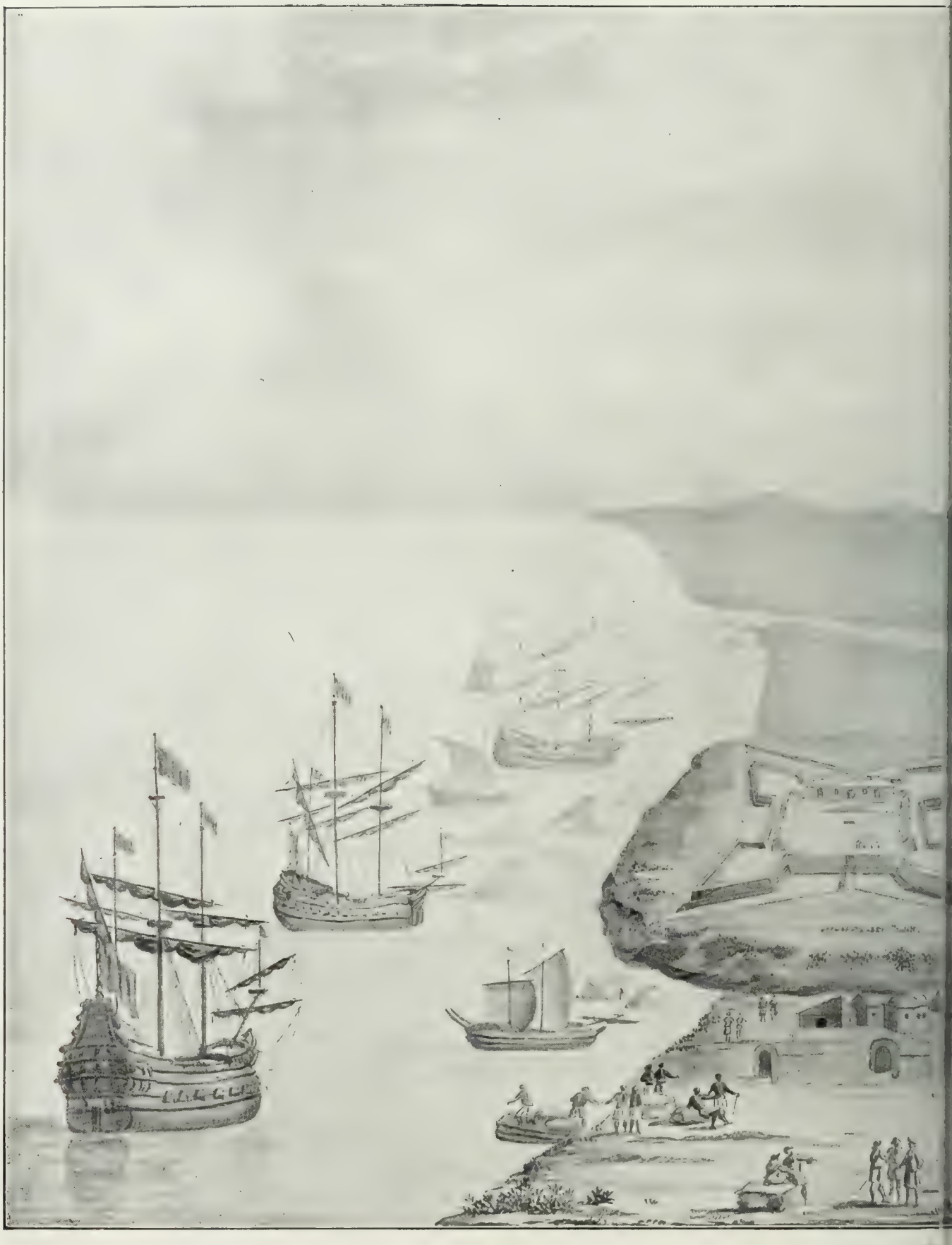


Abb. 104. Umgebung von Großfriedrichsberg oder, wie bald gesa
Aus den kriegsgeschichtlichen Einzelschriften des Großen Generalstabs, Heft VI, „Brandenburg

de, Großfriedrichsburg. Zeichnung aus dem Jahre 1688.
en an der Westküste von Afrika", 1885, Verlag von E. S. Mittler & Sohn in Berlin

die Christenschlacht gegen die immer noch, trotz starker Verluste, erhebliche Übermacht der Türken. Die Kaiserlichen und die Sachsen auf dem linken Flügel begannen den Kampf und drangen vom Kahlenberg und Leopoldsberg mühsam-beständig vor. Erst im zweiten Stadium kamen auch die Polen ins Gefecht, die die größeren Märsche zu machen hatten, aber etwa um 2 Uhr fochten sie den heißesten Kampf in wilder Reiterschlacht mit den türkischen Spahis. Dann brach auf der ganzen Linie das Entsatzheer in gewaltigem Sturmangriff vor; um 6 Uhr war's beendet, die Türken erhielten Befehl zum Rückzug und eilten in wilder Flucht der ungarischen Grenze zu. Kara Mustafa suchte sich durch die Hinrichtung des Ofener Paschas zu helfen, als dessen, der die Schuld trage; aber nachdem er gegen die verbündeten Kaiserlichen und Polen noch die Schlacht bei Parkany (7. und 9. Oktober 1683) verloren hatte, wurde auch für ihn die seidene Schnur gesandt und er zu Belgrad erdrosselt.

1683.

Abb. 105. Rüdiger von Starhemberg, der Verteidiger Wiens 1683. Stich von J. Hoffmann.

Unter den Siegern — den Fürsten, nicht der dankerfüllten Bürgerschaft — war keineswegs einhellige Freude. Mit verstimmend einseitiger Großartigkeit zog Johann Sobieski in die befreite Stadt ein, einen Tag später der unmilitärische Kaiser; mit diesem hatte Johann Georg von Sachsen Verdruß und zog direkt ab nach Hause. Aber es stand fest, daß Leopold, obwohl auch die Polen von Parkany aus heimzogen, den Sieg diesmal ausnutzen und seinen Gewinn sicher erkämpfen wollte. Und das setzte voraus: sich sichern gegen Frankreich. Obwohl dieses eben damals Spanien so weit reizte, bis es Krieg führen mußte, und Marschall Créqui daraufhin, von Vauban begleitet, an die Belagerung von Luxemburg ging, das er am 4. Juni 1684 bezwang. Créqui besetzte auch Trier, im Elsaß sammelten sich bedroh-

lich französische Truppen, in Ungarn mißlang die Belagerung von Ofen durch Karl von Lotringen, der Sultan rüstete aufs neue, die Niederlande erboten sich bei Frankreich, vermittelnd ihm Luxemburg durch Friedensschluß Spaniens zu verschaffen; Friedrich Wilhelm von Brandenburg beharrte in seiner Stellung von 1683, er wollte mit 20000 Mann gegen die Türken helfen, wenn der Kaiser mit Frankreich den bewußten Frieden für das Reich mache —: so ist dies, durch zu Regensburg am 15. August geschlossenen „Waffenstillstand auf zwanzig Jahre" geschehen. Nominell für diese Frist wurden Ludwig die Reunionen nebst Straßburg und der Kehler Schanze zugestanden. Er sagte seinerseits — dies war der Gewinn der protestantischen Vermittlung — die freie Religionsübung in jenen Gebieten zu, was doch in der Folge die Verschiebung zu Gunsten des Katholizismus nicht hinderte. Die „Integrität des Reiches" war durch die von niemand ernsthaft genommene Vortäuschung einer bloßen Vorläufigkeit, eines Waffenstillstandes, gewahrt; sie hat man ja selbst bei den großen Abtretungen um 1800 noch feierlich zu verkünden vermocht. Der Kurfürst von Brandenburg hatte seine Politik durchgesetzt und hätte es, wenn er so veranlagt gewesen wäre, Rache für Nimwegen nennen können. Folge von Nimwegen war es, aber es blieb der letzte Dienst, den Friedrich Wilhelm in der Abhängigkeit von Frankreich diesem hat leisten müssen.

Überseeische Unternehmungen des Großen Kurfürsten.

Ehe wir den bis 1699 sich hinziehenden Türkenkrieg weiter verfolgen, ist wieder ein Blick auf Kurbrandenburg zu werfen. Eben der Anschluß an Frankreich hat dem Kurfürsten seine Kolonialunternehmungen ermöglicht, welche das heute in Deutschland lebende Geschlecht nicht mehr als ein interessantes, geschichtlich aber belangloses Kuriosum ansieht, sondern durch bessere Aufmerksamkeit für den handelsgeschichtlichen Hergang verstehen und würdigen gelernt hat. Sie bleiben der einzige zu Tatsächlichkeiten gelangte Versuch, der aus dem alten Reiche noch gemacht worden ist, Deutschland bei der fortschreitenden Aufteilung der Kolonialgebiete nicht gänzlich leer ausgehen zu lassen. Freilich an Reichskompanien war nach den Erfahrungen von früher und nach der jetzigen politischen Situation des Kurfürsten nun nicht mehr zu denken.

Schon 1680 hatte der Kurfürst die Guineafahrten Raules und seiner Gesellschafter unter seinen Schutz gestellt und der Entrüstung der Niederländer mit ernster völkerrechtlicher Begründung erwidert, daß sie auf der offenbaren See und im Verkehr mit deren Anwohnern auch von Natur nicht mehr Recht hätten als er. 1682 wurde die kurbrandenburgische Guineakompanie errichtet, deren meistbeteiligte Mitglieder Raule und der Kurfürst, sonst Johann Georg von Anhalt, Derfflinger und die höchsten Beamten waren. In diesem Jahre gingen auch die Ingenieure und Besatzungen für die Festung hinaus, die auf Grund von vorjährigen Verträgen mit den Cabisiers (Häuptlingen) „aen de Cust van Guinea tuschen Axim ende de Caep tris Puntas", also an der Goldküste, angelegt werden sollte. Am 1. Januar 1683 wurde dort die brandenburgische Flagge gehißt und der Ort von dem militärischen Befehlshaber der Expedition, von Gröben, der Große Friedrichsberg getauft. Der 1681 durch Branntwein mit hineingerührtem Schießpulver ratifizierte Vertrag wurde unter Mitwirkung einer ähnlichen, verschärften Mischung erneuert und die Einsprache der Niederländer von Fort Axim mit militärischer Kürze abgespeist. 1684 wurden etwas östlicher Zweigniederlassungen zu Accada und Taccarary angelegt.

Die Niederländer haben seit der ersten Guineafahrt der Brandenburger 1680/81 den jungen Unternehmungen jeden Schaden zugefügt, der nur möglich war, Schiffe

einfach weggenommen, die Eingeborenen verhetzt, die Stationen überfallen. Soweit die generalstaatliche Regierung den Kurfürsten brauchte, erklärte sie dann ihre Unschuld, da sie nicht mit den niederländischen Kompanien identisch sei, und man machte „Erhebungen", womit die Zeit verging. Obwohl der Kurfürst seinerseits auch keinen Bruch mit den Generalstaaten wünschen konnte, wäre es 1687 doch fast zum Kriege gekommen. Alle Schikanen, die einer jungen Kolonialpolitik von übermächtiger und anerkannter Seeherrschaft bereitet werden können, haben hier mit Geduld und Beharrlichkeit überwunden werden müssen, zuletzt doch mit dem Erfolg, daß die Generalstaaten einlenkten. Friedrich Wilhelm hat dieses sein Werk als ein

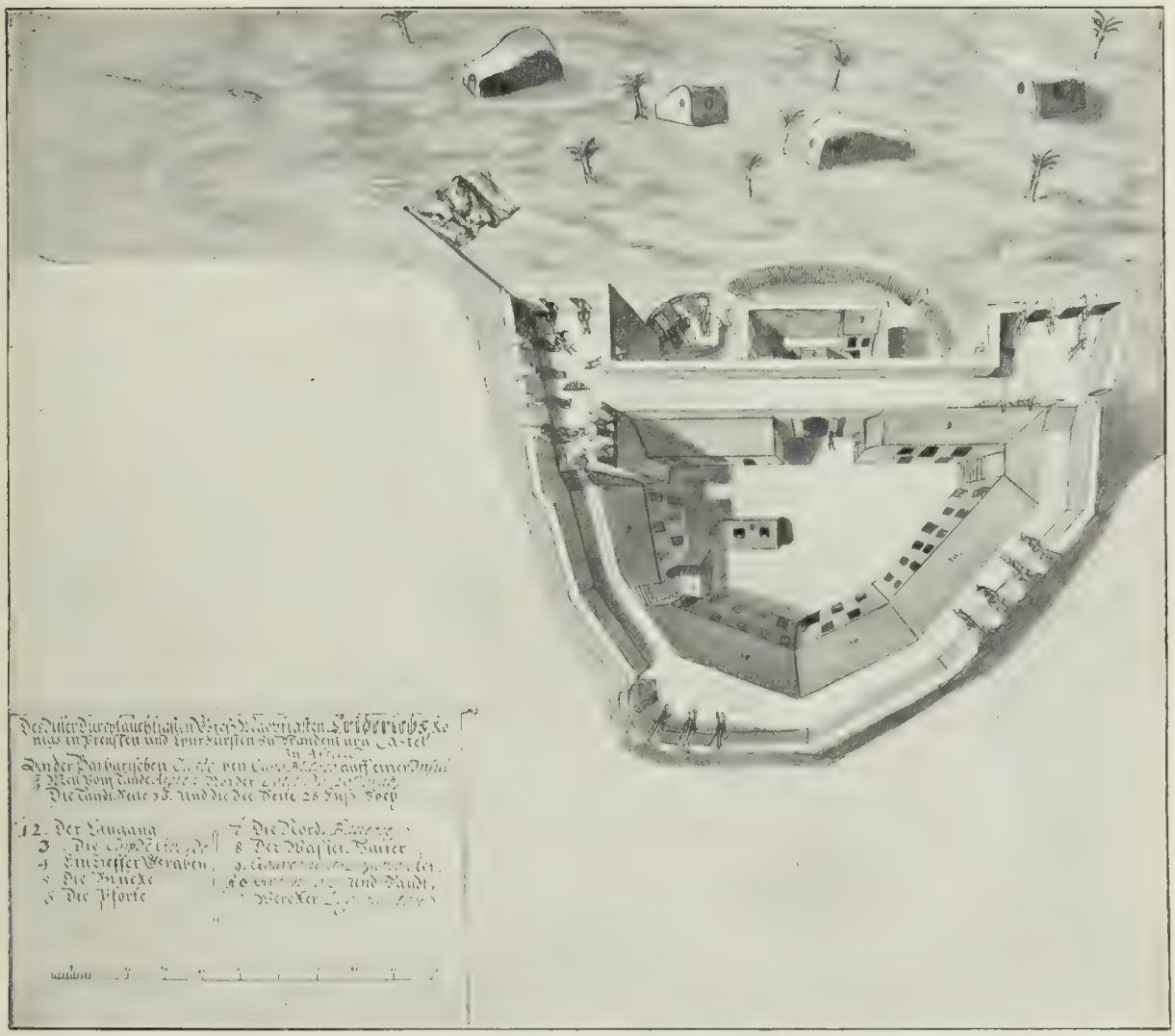


Abb. 106. Kastell Arguin. Aus den kriegsgeschichtlichen Einzelschriften des Großen Generalstabs, Heft VI, „Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika", 1885, Verlag von E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

durchaus zukunftreiches hinterlassen, namentlich weil die Handelskolonie, die 1687 nördlich vom Senegal, zu Arguin in der Bucht am Kap Blanco hinzuerworben wurde, durch den Handel mit Gummi und Straußenfedern sehr gut rentierte. Der dortige Emir oder Seid Wilde Heddij — in der Seefahrt und in den Kolonialschreibweisen herrschte das Holländische, wie bis an die Gegenwart das Englische — trat mit ansehnlichem Besitz unter die kurfürstliche Schutzherrschaft.

Zuerst war das entlegene ostpreußische Pillau in Ermangelung eines bequemeren der Stützpunkt der Rauleschen und kurfürstlichen Unternehmungen. Da wurde dem Kurfürsten 1680 die Gelegenheit geboten, in der Stadt Emden Fuß zu fassen.

Die stattliche Handelsblüte dieser friesischen Stadt, die sich von der Hanse unabhängig hielt, war erst im Dreißigjährigen Kriege und in den englisch-holländischen Seekriegen des Jahrhunderts durch Kaperei von allen Seiten heruntergedrückt worden, zumal die Niederländer sich seit 1595 (bis 1744!) militärisch in Emden festgesetzt hatten (wie vom Dreißigjährigen Kriege her im Klevischen auch) und man von seiten ihrer Gegner die Stadt somit als niederländisch behandelte. Bei dem Streit nun, der zwischen der Regentin des Fürstentums Ostfriesland, Christine Charlotte, und den Ständen des Landes ausbrach, hatte 1680 der Große Kurfürst im Namen des westfälischen Kreises mit Reichsvollmacht einzuschreiten, weil die Regentin im Begriff stand, die Generalstaaten zu vollkommenen Landesherren zu machen. Hieraus ist 1683 die Vereinbarung mit der Stadt Emden erfolgt, daß der Kurfürst dorthin den Sitz seiner Kompanie — der die ostfriesischen Stände mit stattlicher Einlage beitraten — verlegte und daß er dafür die Friesen in seinen Landen privilegierte.

1684 entstand auch eine tatsächlich, nicht bloß vertragsmäßig, landesherrliche Flotte. Bisher besaß der Kurfürst zu eigen nur die in den „Markgrafen von Brandenburg" umgetaufte spanische Prise; nunmehr, bei dem stattlichen Fließen der französischen Hilfsgelder, kaufte er von Raule neue Schiffe hinzu, darunter drei von 36—50 und eine Fregatte von 20 Kanonen. Rastlos und ohne jede Resignation, so teuer ihm auch die ersten Dukaten aus „eigenem" Golde noch zu stehen gekommen sind, hat der kurfürstliche Herr die überseeischen Pläne weiter verfolgt. Zu seinen frühesten Kolonialplänen kehrte er zurück, indem er eine Expedition nach Ostindien ausrüsten wollte; an nordisch-isländische Handels- und Fischerei-Unternehmungen wurde gedacht, als Stützpunkt für Westindien 1685 ein Gebietsteil von St. Thomas, wenn auch unter Fortdauer der dänischen Hoheit, erworben. Daß Friedrich Wilhelms Nachfolger nicht der Mann war, diese, wenn auch nicht bedeutenden, so doch verheißungsvollen Anfänge auszubauen, darf das Urteil über sie nicht bestimmen. Und wir dürfen auch nicht länger übersehen, daß das, was er in den sechziger Jahren unter Anlehnung an den Kaiser und für den Namen des Reiches vergeblich betrieben hatte, ihm endlich ermöglicht worden ist durch sein Verhältnis zu Frankreich.

Ausgang des Großen Kurfürsten.

Dann ist das französische Bündnis zerschnitten worden durch das, was dem Kurfürsten doch allzeit das unverbrüchlich Leitende geblieben ist, seine evangelische Bekenntnistreue. Mit gegen den Kaiser verstimmte ihn, daß er doch immer nur vergeblich für die Reste des Protestantismus in den Erblanden eingetreten war, sobald man ihn von Wien aus brauchte, dagegen hatte er Ludwig XIV. für den Abschluß des 20jährigen Waffenstillstandes von 1684 entgegenkommend im Punkte der Religion gefunden. Nun aber erfolgte in Frankreich am 18. Oktober 1685 die Aufhebung des seit den Tagen König Heinrichs IV. zu Gunsten der Hugenotten bestehenden Edikts von Nantes. Nach innen ein Gewaltschritt des einebnenden Absolutismus der allerchristlichsten Krone und des mehr und mehr bigott werdenden Königs; europäisch betrachtet ein Ring in der Kette der absichtsvoll umfassenden katholischen Reaktion, der sich durch den Tod Karls II. von England, am 5. Febr. 1685, durch die Nachfolge des katholischen Jakob II. und dessen Gewaltakte zu Gunsten des Katholizismus soeben die längst erhofften Aussichten eröffnet hatten.

Diese mußten die Generalstaaten und Friedrich Wilhelm trotz aller Kolonialverärgerung, unbezahlten Subsidien und Nimweger Erinnerungen wieder zusammenführen. Am 23. August 1685 verbündeten sich beide, in der unauffälligen Form einer Verlängerung ihres Bündnisses aus dem Kriege der siebziger Jahre. So kam Friedrich Wilhelm wieder mit Waldeck zusammen, dem eifrigen Führer gegen die von der offensiven Vereinigung Frankreichs und Englands dem Protestantismus und

Abb. 107. Relief vom Grabmal des Generals von Gröben zu Marienwerder.

der niederländischen Seemacht drohenden Gefahr. Noch mußte der Kurfürst sich gegen Frankreich ausweichend, beschwichtigend verhalten, aber er war doch wieder bei der „guten Partei". Ihm ward innerlich mutig und frei, und als er die Aufhebung des Schutzgesetzes für die Hugenotten erfuhr, da ließ er unverzagt das sog. Potsdamer Edikt, vom 8. Nov. 1685, in Frankreich verbreiten, einen liebevoll einladenden Aufruf. Trotz bewachten Grenzen und schwerer Galeerenandrohung sind damals viele Tausende von glaubenstreuen französischen Protestanten ihrem Vaterlande, das sie vergewaltigte, als arme Flüchtlinge (Réfugiés) entronnen, in die Niederlande, nach England, der Schweiz, in die braunschweigischen, hessen-kasseler und baden-durlachschen Lande. 20000 aber, die Nachzügler bis 1700 mitgerechnet, in die Gebiete des großherzigen Kurfürsten. Und gerade Brandenburg, dem in wirtschaftlicher und geistiger Kultur erst wieder aufstrebenden, sind diese gebildeten Prediger, Offiziere, Lehrer, Künstler, diese weltkundigen Kaufleute und Gewerbetreibenden, geschickten Feinhandwerker und von intensiver Wirtschaft erzogenen Landleute oder Gärtner zum Segen geworden. Wie es kein durchschnittliches, sondern ein bestes Franzosentum war, das die Elende einem behäbigen Renegatentum vorzog, so hat sich in der brandenburgisch-preußischen Geschichte fortan mit dem Namen Réfugié der Begriff der Tüchtigkeit, der dankbaren Staatstreue und einer gewissermaßen adelnden historischen Selbstachtung verknüpft.

Aber nun galt es, die gesamte politische Stellungnahme unverzüglich nach der neuen Wendung einzurichten. Mit Schweden wurde verhandelt, und am 20. Febr. 1686 schloß der Kurfürst mit ihm ein Verteidigungsbündnis ab; gegen Österreich, das durch den Gesandten v. Fridag in Berlin sehr klug vertreten war, verstand er sich gegen Subsidien zunächst zu 7000 Mann Türkenhilfe, die sofort Anfang 1686 nach Ungarn marschierten.

Zu dem alten Schmerzenspunkt von Jägerndorf war seit einem Jahrzehnt ein neuer hinzugekommen. Brandenburg hatte Erbverbrüderung seit 1537 mit dem schlesischen herzoglichen Hause Liegnitz, Brieg und Wohlau. Zwar hatte Ferdinand I. sie 1546 für nichtig erklärt, aber insofern mit Unrecht, als König Wladislaw von Böhmen den schlesischen Lehnsherzögen 1498 und 1511 das Recht eingeräumt hatte, Erbbestimmungen für den Fall des Aussterbens ihrer Manneslinien zu schließen. 1675 starb nun der letzte piastische Herzog der genannten Gebiete, Georg Wilhelm, und Leopold I. zog diese ein, während das erbberechtigte Brandenburg gerade durch den Krieg gegen die schwedisch-französische Verbindung in Atem gehalten war. Jetzt sollte diese Frage, die durch das kaiserlich geförderte Schalten der Jesuiten in Schlesien noch ihre besondere Dringlichkeit für Brandenburg bekommen hatte, auch von Wiener Seite zum Austrag gebracht werden. Das heißt, die Wiener Politik nützte die Zwangslage des Kurfürsten, der mit Frankreich gebrochen hatte, aus, um auf die billigste Weise seine Ansprüche loszukaufen — freilich ebenso „unnobel", wie Friedrich Wilhelms Verhalten 1683, was wir zur Betrachtung stellen dürfen. Und Friedrich Wilhelm mußte sich den Vorschlägen fügen. Für seinen Verzicht bewilligte ihm der Kaiser den Kreis Schwiebus, der eine österreichische Enklave im östlichen Teil der Neumark war. Daraufhin hat der Kurfürst am 22. März 1686 sein Bündnis mit Kaiser Leopold abgeschlossen und diesem sein im Januar aufgesetztes heimliches Testament zur Bestätigung und Aufsicht übergeben.

Es ist ihm erspart geblieben zu erfahren, daß er auch mit dieser kleinen Abfindung noch betrogen worden war. Fridag hatte dem Kurprinzen Friedrich, der in der dilettantischen Politik mangelhaft informierter Thronfolger steckte und sich eifrig für das Bündnis bemühte, weisgemacht, das Bündnis hänge davon ab, daß er, der Kurprinz, sich schriftlich binde, den Schwiebuser Kreis bei seinem Regierungs-

antritt zurückzugeben. Diesen „Schwiebuser Revers“ hat Friedrich am 28. Februar 1686 ausgestellt und dafür das Bewußtsein, dem Staate einen wichtigen Dienst geleistet zu haben, sowie 250000 Gulden davongetragen, die er gut brauchen konnte.

So sammelten sich die Bündnisse um den Kaiser, der die Laxenburger Allianz als Augsburger Bündnis am 9. Juli 1686 erneuerte, welches dann mit Bayern, den Wettinern, Pfalz-Neuburg, dem bayrischen und fränkischen Kreise, Schweden (für seine Reichslande), Spanien (für den 10. Reichskreis), dem oberrheinischen Kreise, Kurpfalz und Holstein-Gottorp Verträge schloß. Viel herzhafter Entschluß gegen Frankreich und die von ihm erwarteten neuen Raubtaten trieben zu dem Zustandekommen dieser Verbündung. Aber bald erlahmte die Stimmung, und als Frankreich wirklich losbrach, gegen die Pfalz, hat das Augsburger Bündnis doch keine tatsächliche Bedeutung mehr gehabt. Aber vorher hat es dem Prinzen Wilhelm III. von Oranien ermöglicht, den Schlag gegen Jakob II. vorzubereiten, von dem noch die Rede sein wird.

Abb. 108. Sitz der kurfürstlichen Kompanie zu Emden.

Mit der Wendung zu Österreich und gegen Frankreich hat Friedrich Wilhelm in seinen letzten Lebensjahren dem brandenburgischen Staate noch selber für zwei folgende Jahrzehnte die politische Richtung gegeben; diejenige, welche die weniger fruchtbringende, aber die einfachere und natürlichere war und ihn selber innerlich besser befriedigte. Das dadurch herbeigeführte Verhalten Brandenburgs bei dem neuen Raubeinfall Ludwigs XIV., sowie den Erfolg von Wilhelms III. Anschlägen gegen

Jakob II. hat er nicht mehr erlebt. Am 9. Mai 1688 ist der Kurfürst nach leidensvoller Krankheit gestorben.

Wohlbestellt hinterließ er das Land und die feste landesherrliche Herrschaft. Von Fehlbeträgen und Schulden ledig konnte er seit 1686 einen Staatsschatz ansammeln; dabei waren die Lasten der Untertanen, zum Teil durch Ausdehnung der Akzise, allmählich auf die kräftigeren Schultern, auch die des Adels, des hauptsächlich besitzenden Standes, mit hinübergelegt worden. Die Stände waren nicht beseitigt, aber ihre Eigenwilligkeit war gebrochen, das zentralistisch-selbstherliche Regiment nicht formell aufgerichtet, aber auf den Wegen der Tatsächlichkeit so gut wie vollendet.

Sein Leben ist Arbeit, Sorge, Mühe im Wollen des Besten gewesen, und persönliches Leid hat es ihm nicht gespart. Außer der geliebten Gattin seiner Jugend, vor deren Bilde in seinem Wohngemach er noch jahrelang in Stunden der Einsamkeit und Ratsbedürftigkeit zu beten pflegte, und außer Karl Aemil entriß ihm der Tod noch einen zweiten Sohn aus jener Ehe, Ludwig. Es kennzeichnet die Lage am Hofe, wenn dieser 1687 sehr rasch erfolgte Tod (am Fleckfieber) auf Gift zurückgeführt wurde und wenn der Kurprinz Friedrich sich durch eiligste Abreise glaubte in Sicherheit bringen zu müssen. Kurfürstin Dorothea hat ihren alternden Eheherrn getreulich gepflegt und nach Kräften für ihre eigenen Kinder von ihm, vier Söhne und drei Töchter, gesorgt. Ihr zu Gefallen hat Friedrich Wilhelm am 16. Januar 1686 das vielberufene Testament gemacht, das zwar einheitliche Souveränität und Staatspolitik für die Zukunft wahrte, aber Minden, Halberstadt, Ravensberg und andere Gebietsteile als selbständige fürstliche Dependenzen für die jüngeren Söhne absplitterte. Formell nicht, da dies jüngere Erwerbungen waren, aber ihrer Absicht nach verletzte er damit die Dispositio Achillea und sagte sich auch von der eigenen „Väterlichen Vermahnung“ von 1667 los.

Gicht und Asthma haben den Kurfürsten lange Jahre gequält, monatelang hat er schwer gegen den Tod gerungen, zuletzt hat hinzutretende Wassersucht das Ende gebracht. Eine Herzensfreude hatte er noch: daß der Kurprinz, an sich ein gutmütiger, lenksamer Mensch, aber durch das Walten der Stiefmutter und ihr Vordrängen der eigenen blühenden und liebenswürdigen Söhne scheu und verstimmt gemacht, sich seit 1687, nach gründlicher Aussprache über jene Flucht vom Hofe, offener an den Vater schloß und daß dieser, der nunmehr die schwebenden Fragen mit dem Nachfolger eingehend besprach, ihn in allen Hauptrichtungen, vor allem in der Treue zum Evangelium, zuverlässig eins mit sich fand. Dem großen protestantischen Unternehmen des oranischen Neffen haben des Kurfürsten letzte politische Gedanken gehört; die am Vorabend seines Todes ausgegebene Parole und Losung lauteten „Amsterdam“ und „London“.

Wir sehen ihn heute nicht mehr an als den prophetisch-bewußten Begründer der deutschen Einigung und Reichsgründung durch den preußischen Staat. Wohl aber als denjenigen, der durch sein Handeln die Kräfte zu solcher geschichtlichen Mission in dem brandenburgisch-preußischen Staate geweckt und der die Richtung, wenn auch nicht das formulierte Ziel vorgezeichnet hat. Man hat (B. Erdmannsdoerffer) mit sorgfältiger, schonender Gerechtigkeit ein Zuviel abgetan, das früher im Überschwang auf ihn gehäuft worden war. Es ist aber ebenso unhistorisch, wenn ein Nachläufertum, eine eigentümlich aufgekommene, an dem Kurfürsten mit so viel Scharfsinn, als ihr möglich ist, krittelnde Art nun gleich wieder zu viel nehmen will. Verwundern kann das übrigens nicht; auch die Historie ist von jenen menschlichen Herdenschwenkungen auf ein gegebenes Zeichen keineswegs befreit, die in der gewöhnlichen Tageskultur

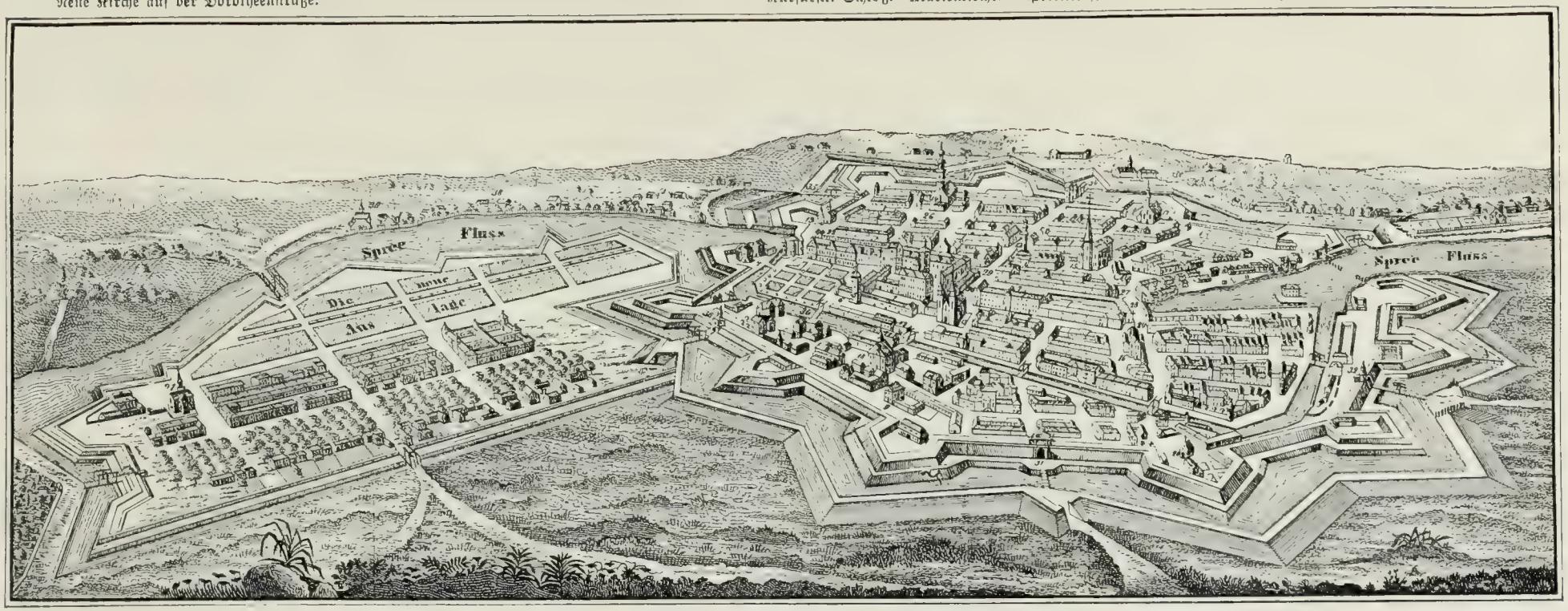


Abb. 109. Berlin im Jahre 1688. Nach einem gleichzeitigen Stich.

als Modeeifer zu Tage treten. So ist es belanglos, wenn triumphierende oder nur unglaublich grob unterscheidende „Gelehrte“ neuestens auch die selbstlose und bewußte deutsche Gesinnung des Kurfürsten als eine angeblich durch jene objektivere Betrachtung widerlegte Legende ausgeben möchten. Jene steht nicht nur aus Worten, sondern auch aus freudigen Planungen und opferwilligen Taten unverrückbar fest. Wir haben schon bei früherem Anlaß von der Sicherheit des Volksinstinkts gesprochen, womit er das Beiwort „groß“ vergibt oder verweigert. Die Größe Friedrich Wilhelms liegt in seinem guten und starken Wollen, in seiner rastlosen Arbeit und Tapferkeit trotz aller Hemmungen und Sorgen, in seinem entschlossenen Feldherrnsinn, aber nicht in seiner diplomatisch-politischen Technik. Die Verstandesruhe, womit zwei Jahrhunderte später Bismarck ein gleich starkes und leidenschaftliches Temperament zu meistern wußte, die menschenkundige Nüchternheit, die weitschauende, den Anderen jeweils mehrere Schritte vorauskommende Klarheit im Zweckdienlichen, das geschickte, unausweichliche Dirigieren der übrigen politischen Faktoren, das geduldige Abwarten, bis das Vorausgesehene sich erfüllen will, fehlen dem Kurfürsten. In seiner Diplomatie ist allzuviel von Optimismus, überstürzter Anbietung, Unruhe, Unbeständigkeit zu finden; er hat insofern sich selbst einen Teil seiner Enttäuschungen zuzuschreiben und ist aus gefährlichen Selbstverwicklungen mehrfach nur durch günstige Fügungen wieder herausgekommen. Es hat ihn schwer gedrückt, daß er zeitweise ein Odium seiner Haltung zu tragen gehabt hat, weil ja immer nur der Redliche verschrien wird, wenn er auch einmal klug sein und für sich selber sorgen will, und nicht der wohlbewanderte Listige, der vorbaut und für wohlanständige Fassade sorgt. Das stille und untrügliche Volksdenken hat die unvergleichliche Fabelmär von Reinecke Fuchs geschaffen; das Volksempfinden ist auch nicht irre gegangen, indem es diesen Fürsten eines bis dahin verdienstlosen und unbeliebten Staates als redlich, tapfer und groß erkannte, und ebensowenig brauchen wir uns das Ergebnis zu schmälern, daß Friedrich Wilhelm bewußt und großartig seinem Staate das Ziel unabhängiger Macht und Weltbetätigung gewiesen hat, das früher oder später notwendig mit dem der Führung Deutschlands zusammenfallen mußte.

Eisenhut des Großen Kurfürsten.

Abb. 110. Der Große Kurfürst mit seinen Offizieren.

Von einem die Eroberung von Wolgast darstellenden Gobelin. Diese das Leben des Großen Kurfürsten behandelnden Gobelins wurden unter seinem Sohne König Friedrich I. angefertigt und befinden sich jetzt im Hohenzollernmuseum im Schlosse Monbijou zu Berlin.

Abb. 111. Gesims aus dem Berliner Schlosse. Von Andreas Schlüter.
Photographie von H. Rückwardt in Gr.-Lichterfelde.

Die Zeit des Anschlusses von Preußen an Österreich.

1688—1740.

Reichsereignisse.

Des Kurfürsten Friedrich III. erste Tat war die Ungültigerklärung des väterlichen Testamentes, dessen Vorhandensein er dunkel vermutet hatte; wenige Tage nach seinem Regierungsantritt erfuhr er davon und zugleich von der Vollstreckungsgewalt des Kaisers. So schwer es über jeder Rechtsbeugung lastet, hier darf man sagen: er stellte den Lebensinhalt seines Vaters wieder her gegenüber einer nicht aus diesem selber entsprungenen Bewilligung, er vollzog ein ungeschriebenes Testament, indem er, nach vorhergegangenem Gutachten des Geheimen Rats, das geschriebene umstieß. Im August 1689 starb dann Dorothea, und 1692 kamen endlich die Verhandlungen mit dem Kaiser und mit den Stiefbrüdern zum Kompromiß. Die letzteren wurden anständig, aber nicht landesherrlich versorgt, der älteste, Philipp Wilhelm, durch den fideikommissarischen Besitz der Herrschaften Schwedt und Vierraden, so daß er der Stammvater der auch in der größeren Geschichte öfter genannten, 1788 ausgestorbenen Markgrafenlinie von Schwedt geworden ist.

Unendliche Peinlichkeit hat dem neuen Kurfürsten sein Schwiebuser Revers verursacht, zunächst schon das Eingeständnis den eigenen Räten gegenüber. Man hat Versuche gemacht, davon loszukommen, aber durch Vertrag vom 20. Dezember 1694 das kleine Gebiet Österreich wieder zurückgeben müssen, bei sehr bedrückten Gefühlen der überwiegend evangelischen Bewohner. Daß bei dieser Gelegenheit der brandenburger Kurfürst von Wien endlich als souveräner Herzog in Preußen anerkannt wurde, war im Hinblick auf unten (S. 202) zu besprechende gleichzeitige Verhandlungen eher eine heimliche Ironie. Aber mit dem Verzicht auf Schwiebus lebten nun allerdings die schlesischen Forderungen, für die Schwiebus der Abschlag gewesen war, wieder auf, was man von brandenburgischer Seite den kaiserlichen Kommissaren auch erklärte.

Unter diesen Räten war seit 1690 Eberhard Danckelmann an die erste Stelle gerückt. 1643 in der oranischen Grafschaft Lingen geboren, war er als Er-

zieher des Kurprinzen Friedrich an den Hof gekommen, ein kluger, gebildeter und glänzender Mensch, der in seinem Zögling diejenige Verbindung von Respekt und Vertrauen gegenüber dem Erzieher hervorbrachte, welche letzteren nach Fähigkeit und Neigung in die hohen Staatsämter emportrug und ihn 1695 formell zum Oberpräsidenten (der Regierung) machte, nachdem er längst die Leitung der Geschäfte in seine Hand vereinigt hatte.

Während der Verhandlungen von Berlin und Wien über Schwiebus fochten auf zwei Kriegsschauplätzen die Brandenburger an der Seite der kaiserlichen Truppen, sowohl in Ungarn, wovon später zu sprechen ist, wie im

dritten Raubkrieg Ludwigs XIV.

Der Anlaß zu diesem liegt in der Vermählung der Pfälzerin Elisabeth Charlotte mit dem Herzog von Orléans.

Karl Ludwig von der Pfalz hatte von seiner ersten fürstlichen Gemahlin (s. o. S. 30) zwei Kinder, den Kurprinzen Karl und eine Tochter, Elisabeth Charlotte. Daß diese 1671 an den 1670 verwitweten Herzog Philipp von Orléans, den Bruder des Königs vermählt wurde, war das Ergebnis geschickter Bemühungen der „Princesse Palatine", der Witwe des konvertierten Pfalzgrafen Eduard, eines Bruders Karl Ludwigs. Sie gehörte dem Hause Gonzaga-Nevers an, das auch auf den polnischen Thron eine ähnlich kluge und einflußreiche Politikerin brachte, von der S. 126 u. 128 die Rede war. Die „Toleranz" Karl Ludwigs, jene nach 1648 eintretende konfessionelle Gleichgültigkeit, die so manche Konversion erleichterte, hat auch den zur Bedingung gemachten Übertritt der Braut, seiner Tochter, zum Katholizismus zugestanden. Nur wünschte er den Schein gewahrt, persönlich nichts von dieser Sache zu wissen, und hielt diese Fiktion aufrecht, während im Prinzessinnengemache des Heidelberger Schlosses die nicht ganz so schnellbereite „Liselotte" bereits durch einen französischen Sendling im katholischen Bekenntnis unterwiesen wurde. Der Übertritt erfolgte im Dom zu Metz, nachdem die Braut zu Straßburg der Princesse Palatine übergeben worden und der Ehekontrakt unterzeichnet war. Dem Übertritt folgte die Vermählung durch Prokuration, und in Chalons trafen die Vermählten zusammen.

Liselotte ist noch nach zwei Jahrhunderten, seit den gemehrten Veröffentlichungen ihrer ebenso zahlreichen wie prachtvollen Briefe, eine der populärsten deutschen Fürstentöchter geworden. Ihr Bekenntnis hat sie neunzehnjährig dahingegeben, eine fremdländische Ehe auf sich genommen, die ihr kein Glück gebracht hat (1701 ist sie dann Witwe geworden, 1721 gestorben); wenn ihr Vater gehofft hatte, die Freundschaft Frankreichs durch diese Verbindung zu gewinnen, so hat sie nachmals gerade das fürchterlichste Unheil über die Pfalz gebracht. Aber ganz pfälzisch und gut deutsch ist Elisabeth Charlotte geblieben, eine aufrichtige, kernhafte, tüchtige und liebenswürdige Frau von Geist und sprudelndem Humor, echtem derbnaivem und wohllaunigem pfälzer Humor; so läßt sie den heutigen Leser durch ihre Briefe an ihre Tante Sofie von Hannover (S. 192), an ihre Geschwister und zahlreiche Zeitgenossen die Stimmungen ihres deutschen Herzens am Pariser Hofe — seelisch einsame, schmerzlichbedrückte und heiter-kritische — miterleben und gibt von der Umgebung des Roy soleil ein ungeblendetes und drastisches, kulturgeschichtlich überaus lebendiges Bild.

1680 starb Karl Ludwig, unterwegs im Tragsessel zwischen Mannheim und Heidelberg, wohin der Kranke auf sein Schloß zurückkehren wollte. Mit ihm ist das Glück der „fröhlichen Pfalz" als staatlichen Gemeinwesens endgültig zu Grabe getragen worden. Nach fünf Jahren unbedeutender Regierung starb kinderlos auch sein Sohn Karl, und nun folgte nach agnatischem Erbrecht die katholische Linie Neuburg in der Kurpfalz, in Person Philipp Wilhelms († 1690). Er hatte vor seinem Regierungsantritt, um Schwierigkeiten vorzubeugen und pfalz-

Abb. 112. Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, in späteren Jahren. Gemälde von H. Rigaud im Museum zu Braunschweig.

veldenzischen Anspruch leichter aus dem Wege zu räumen, die Gleichberechtigung aller drei christlichen Bekenntnisse dem Kurfürsten Karl zugesagt. Aber schon sah man in den Straßen des protestantischen Heidelberg die Väter der Gesellschaft Jesu mit zuversichtlichen Mienen geschäftig umhergehen und hörte sophistische Auslegungen verkünden, inwiefern jene Toleranzzusage logischerweise nicht in Betracht komme. Ludwig XIV. aber ließ alsbald nach Karls Tode, vorgeblich im Namen Elisabeth Charlottens, auf den gesamten Allodialbesitz der ausgestorbenen simmernschen Linie für Frankreich Anspruch erheben. Das war nach dem ausdrücklichen Prinzessinnenverzicht Liselottens ein um so ungeheuerlicherer Rechtsanspruch, als Ludwig ganze Gebiete, wie Lautern, Simmern, Sponheim, die seit lange anerkannte Landesteile des Staatsganzen waren, diesem Allodium hinzurechnete. Da die Sache zunächst als Prozeß bei Kaiser und Reich behandelt wurde, hatte sie gute Weile, bis es

Ludwig gefiel, am 24. September 1688 den Krieg zu erklären und im Oktober seine Heere in die Pfalz zu senden.

Er wollte den durch die deutschen Waffen hart bedrängten Türken Luft schaffen und das Augsburger Bündnis einschüchtern, ehe es sich noch weiter zu einer mächtigen Koalition auswuchs. Auch war Ludwig erzürnt, daß im Erzbistum Köln, das im Juni 1688 durch Maximilian Heinrichs Tod erledigt war, Wilhelm Egon von Fürstenberg nur eine Minderheit der Wahlstimmen erhalten hatte und daher allgemein im Reiche der mit Mehrheit gewählte Bayer Josef Klemens anerkannt wurde. Und er wollte durch den künftigen Frieden die Reunionen dauernd sichern, die er jetzt nur durch 20jährigen Stillstand besaß. Es ist der für den Fortbestand von Frankreichs Größe verhängnisvollste Krieg, den er geführt hat, denn dieser hat England die Pforten zur ersten Großmachtstellung in der Welt geöffnet.

Im Sommer 1688 war dem König Jakob II. von England unerwartet noch ein männlicher Erbe, Jakob, geboren worden. Damit hätten die Aussichten Wilhelms III. von Oranien, des Gemahls der Stuart-Erbin Maria, auf den Thron von England vollständig beseitigt, seine Verständigung mit dem Parlament zertrümmert scheinen können, die evangelischen Gesichtspunkte erledigt, welche den Großen Kurfürsten zu so lebhafter politischer Ermunterung des Neffen bewogen hatten. Aber die Geburt dieses englischen katholischen Erben brachte den Oranier vollends zum Entschluß. Die Hochmögenden waren infolge französischer Handelsplackereien günstig gestimmt; nun band sich Frankreich in einem großen festländischen Kriege, die Vorbereitungen waren längst getroffen — so ging Wilhelms Flotte am 10. November 1688 in See, 80 Orlogschiffe und 500 Transportfahrzeuge für 14000 Soldaten nebst Pferden. Unmittelbare deutsche Bundeshilfen waren nicht dabei, wohl aber zahlreiche deutsche Offiziere und Mannschaften in niederländischem Solde. Die weißen Küsten Englands wimmelten von Zuschauern, als am 15. November die Landung dieser Streitmacht bei Torbay begann, Jakobs II. wohlgepflegte Flotte aber ward durch ungünstige Winde verhindert, die Landung zu stören.

Jakob II. hatte bald nur noch im katholischen Irland Zuflucht, und dort hat die Schlacht am Boynefluß am 11. Juli 1690 sein Königtum endgültig vernichtet. Im Mai 1692 wurde die letzte Anstrengung Ludwigs XIV. zu Gunsten Jakobs durch die Seeschlacht von la Hougue siegreich abgewiesen. Seit dem Februar 1689 trug König Wilhelm die englische Krone, seit dem Mai die der Vereinigten Königreiche. Er hielt und mehrte die Flotte, die Jakob II. als eifriger Seemann emporgebracht hatte; in den Niederlanden dagegen hatte Wilhelm, der ganzen dortigen Stellung des oranischen Hauses entsprechend, die territorialen Kräfte und die Politik nach der Landseite hin begünstigt. Und das ist auch die Signatur geblieben für die engen Bündnisse, die England und die Niederlande sowohl in dem jetzigen wie später im Spanischen Erbfolgekriege eingegangen sind: die Generalstaaten mit ihren Mitteln auf den Landkrieg gedrängt, England, von dem Rivalen nicht mehr gehindert, seine Flotte ausbauend, die Seekämpfe und die Seeherrschaft an sich ziehend, und als Krönung des Werkes Wilhelms berühmte (1713 in die amtliche Diplomatensprache aufgenommene) Formel vom „europäischen Gleichgewicht". Nun handhabte er für England, was früher die Niederlande so trefflich verstanden hatten, die Machtverteilung der großen politischen Parteien im Gleichgewicht, aber nur derer auf dem Kontinente, während der englischen Macht die ausschlaggebende Freiheit verbleibt. Durch diese Geschehnisse ist nicht nur die bisherige Bedeutung der Niederlande vernichtet, sondern auch die Zukunft von Frankreich zu Gunsten Englands zugesperrt worden.

In die Pfalz und die mittleren Rheinlande rückte ein französisches Heer unter dem Ehren-Oberbefehl des Dauphin ein. Es besetzte, außer Orten zweiten Ranges, Worms, Speyer, Mainz, nahm Mannheim, Heidelberg, Frankenthal, nach tapferster Gegenwehr auch Philippsburg ein. Bis Ulm schweiften sengende und plündernde Streifscharen, Württemberg war nicht anders als die Pfalz in den Händen der Franzosen, auch Stuttgart, der hohe Asperg von diesen besetzt. Da entzündete sich der Widerstand an dem Beispiel von Schorndorf. Die Ratsherren wollten das feste Städtchen übergeben, aber die Frauen wollten nicht, sie wählten „die bösesten Weiber" zu Anführern, besetzten die Tore und hielten sie auch. Dann er-

hoben sich die Bauern im Lande, die Kreistruppen kamen allmählich zusammen und man drängte die Franzosen in die rheinischen Gegenden zu ihrer Hauptarmee zurück. Von dieser waren auch die trierischen Plätze besetzt, nur Koblenz hielt sich. Die zweite französische Hauptarmee hatte das Kurfürstentum Köln besetzt, bis auf Köln selber, wohin Brandenburg im Zusammenwirken mit dem Pfälzer Kurfürsten Truppen gelegt hatte.

Hatte Ludwig die deutschen Fürsten einschüchtern wollen, so erfolgte das Gegenteil. Kaiser Leopold entschloß sich aus jenem gewissen Heroismus, den das Jahr 1683 in die österreichische Politik gebracht hatte, gegen Türken und Franzosen zugleich zu kriegen; das Reich erklärte im Februar 1689 den Krieg. Schon Ende Oktober 1688 war gegen Ludwig das „Magdeburger Konzert" von Brandenburg, Kursachsen, Hannover, Hessen-Kassel abgeschlossen worden, das sofort 22000 Mann aufstellte und mit diesen Anfang 1689 die Franzosen bis an den Rhein zurückdrängte. Auf diesem Rückzug nun ist die fürchterliche Verwüstung am Rhein geschehen, von der in jenen Gegenden jedes Kind weiß, von der die Stadtbilder und die Ruinen erzählen, und deren Verruchtheit darin liegt, daß sie nicht aus der Erregung der Kämpfenden oder wegen verweigerter Brandschatzungen erfolgte, sondern daß sie eine kühle und systematische Maßregel Louvois' war, von Paris aus und natürlich nicht ohne Wissen des Königs angeordnet. Brûlez le Palatinat! Eine Ödgrenze „inutil" gewordener Landschaften und Städte, eine künstliche Wüste sollte die Abwehr der vordringenden deutschen Heere bilden.

An des Brigadegeneral Mélacs Namen hängt die befehlsmäßige Vernichtung der blühenden pfälzischen Orte und Flecken um Heidelberg in den letzten Januartagen von 1689; in jenen Gegenden ist Melac Hundename geblieben, soweit man ein treues Tier nicht kränken will. Mit Heidelberg selber wartete man noch, bis die deutschen Truppen den nahen Dilsberg einnahmen. Am 2. März flogen dann die Pechkränze in die Gemächer des schönsten deutschen Schlosses, die Minen unter den Basteien und Türmen gingen teilweise auf, zugleich wurde in der Stadt das Feuer angelegt. Schloß und Dorf Schwetzingen, die Dörfer zwischen Gebirge und Rhein folgten, Mannheim wurde durch Nachhilfe von Minen buchstäblich in einen Schutthaufen verwandelt, so daß die Einwohner sich zerstreuten und erst nach 1697 der Wiederaufbau begonnen ist. Im Mai 1689 kamen Speyer und Worms daran; bei dieser Gelegenheit wurden die Grüfte der Kaiser im Speyerer Dom entweiht und die Gebeine zu einem Teil verstreut, so daß sie nachträglich notdürftig wieder zusammen gelesen sind. Bis in den Herbst hat die Brandlust auf und ab am Rhein gewährt, und selten ist ein allgemeiner Befehl so pünktlich und unermüdet ausgeführt worden. Zeitgenossen haben den Anblick, den damals das von seinen Berggeländen so schön überschaute Rheinland an windstillen Tagen gewährte, in Kupfer gestochen: ein Wald von schwarzen Rauchsäulen, die je durch ihre Breite die Bedeutung des Ortes kennzeichnen, aus dem sie aufsteigen. Speyer war so zugerichtet, daß damals das Reichskammergericht nach Wetzlar verlegt wurde.

Obwohl 1689 die Niederlande und England (Wilhelm III.), 1690 Spanien und Savoyen ins Bündnis gegen Frankreich traten, litt die Kriegführung doch unter ihrer Verquickung mit allen möglichen politischen Sonderangelegenheiten und Verstimmungen. Der Kaiser setzte, im Januar 1690, die römische Königswahl seines ältesten Sohnes Josef durch; das Aussterben der askanischen Lauenburger Herzöge im Jahre 1689 hatte eine vielverwirrte und vielverstimmende Erbfolgefrage über den Kreis der askanischen, wettinischen und welfischen Häuser hinaus aufgerollt; der Herzog Ernst August von Hannover aber wollte alle Umstände, auch den, daß

seit 1685 die pfälzische Kur katholisch geworden war, dahin ausnutzen, um seinem Hause eine neue, neunte Kurwürde zu verschaffen.

Die Kurwürde Hannovers.

Schon 1682 hatte Ernst August im Hinblick auf seine Absichten die Primogenitur in seiner hannöverschen Linie eingeführt; in demselben Jahre verheiratete er seinen Sohn und Nachfolger Georg Ludwig mit der einzigen Tochter des Celle'schen Herzogs. Ferner hoffte er das Bistum Osnabrück, das früher sein einziger Besitz als der eines nachgeborenen Sohnes gewesen war, in seinem Hause erblich zu machen. Seine und seiner Gemahlin Sofie, der bedeutendsten Tochter des Winterkönigs, Tochter Sofie Charlotte war die Gemahlin Friedrichs III. von Brandenburg: eine schöne, geschmackvolle, hochstrebende, ihrem Gatten überlegene Frau, der es mindestens so wichtig war, wie Friedrich selber, dem Berliner Hofe einen Schimmer von Medicäertum und vornehmer Opulenz zu geben, wofür anfänglich wiederum Danckelmann die geeignetste Hilfe erschien. Eine fürstliche Frau, wie viele, die einen Namen hinterlassen haben: nicht so sehr bedeutend als regsam und vielinteressiert; philosophisch mit Leibniz, der auch ihrer Mutter nahe stand, protestantisch mit den Hofpredigern, schutzherrlich gesinnt für die neue Richtung des Spener'schen Pietismus, und heimlich doch am meisten elektrisiert, als am Berliner Hofe nun auch der Jesuit erschien, um Umschau zu halten, was in Anknüpfung an aktuelle Wünsche und, wie immer, an die weiblichen Gemüter zu erreichen sei.

Beim Kaiser kam Ernst August von Hannover voran durch das jenen besorgt machende Mittel, sich um eine dritte Partei zu bemühen, die bewaffnet den Frieden vermitteln sollte und unter den vielfach verstimmten größeren Reichsfürsten nicht wenige anlocken konnte. Um dem vorzubeugen, hat Leopold sich zu dem „Kurtraktat" vom 22. März 1692 herbeigelassen. Gegen Türkenhilfe und Barzahlung errichtete der Kaiser, der sich verpflichtete die Zustimmung der Kurfürsten und des Reiches herbeizuführen, die neunte Kur für Lüneburg-Hannover mit dem Erzamt des Reichserzbannerherrn, das beim etwaigen Aussterben der achten (pfälzischen) Kur mit deren Reichserzschatzmeisteramt vertauscht werden sollte. Durch die vom gleichen Tage datierte „Ewige Union" verpflichtete sich das neue Kurhaus, seine Wahlstimme allzeit für Österreich abzugeben und bei der Erledigung der spanischen Erbschaft für jenes bewaffnet einzutreten. Am 19. Dezember 1692 wurde der neue Kurfürst in Wien belehnt. Dessen Anerkennung durch die älteren Kurfürsten und die Reichsstände hat freilich noch eine gewaltige und langwierige Menge von Einsprüchen, Drohungen, Bündnissen, Flugschriften, Verhandlungen aufgewirbelt, teils aus katholischem Ärger, teils aus bloßer Eifersucht; wie meistens, hat auch hier die einmal geschehene Tatsache recht behalten. 1708 wurde endlich der Nachfolger Ernst Augusts, Kurfürst Georg Ludwig von Hannover (1698—1727), feierlich ins Kurkollegium aufgenommen.

Kurzen rückgreifenden Berichts bedarf auch eine Familienverwicklung im hannöverschen Hause. Georg Wilhelm von Celle wurde schon gestreift. Er, der ältere Bruder Ernst Augusts, war ursprünglich der Verlobte der Pfälzerin Sophie. Aber andere Dinge zogen ihn viel mehr an; er war einer der ständigsten Besucher von Venedig, das damals eine ähnliche Bedeutung für die vornehme Lebewelt hatte wie nachmals Paris. Durch eine Abmachung von 1658 mit Ernst August überließ er diesem die Braut und versprach nicht zu heiraten, so daß sein Land später dem Bruder oder dessen und Sofiens Nachkommen zufallen mußte. 1679/1680 brachte dann der Tod des kinderlosen Konvertiten Johann Friedrich von Hannover dieses Teilland in die Hand Ernst Augusts, der bisher nur evangelischer Bischof von Osnabrück war; wenn dereinst Georg Wilhelm starb, mußte also der Gesamtbesitz der lüneburgischen Welfen-Linien sich im hannöverschen Hause vereinigen. Daneben

blieben dann nur die wolfenbüttler (braunschweiger) Herzöge übrig, aus deren Linie Anton Ulrich, geb. 1633, Mitregent seines Bruders 1685, alleiniger Herzog 1704—1714, sowohl als Liederdichter und Verfasser von Singspielen und Romanen, wie als einer der nicht wenigen Konvertiten des welfischen Hauses (1710) bekannter geblieben ist. Sein Roman „die Römische Oktavia" behandelt, in die römische Frühkaiserzeit verlegt, in einer eingeflochtenen Episode die nachfolgende welfische Familienangelegenheit.

1663 lernte der durch sich selber zur Ehelosigkeit vertragene Georg Wilhelm in Kassel eine junge Hugenottin von Adel kennnen, Eleonore d'Olbreuse, die sein flatterhaftes Herz um so heißer beschäftigte, als sie, unbescholten und klug, sich nicht ohne weiteres erobern ließ. Den hannöverschen Verwandten war die von Eleonore begehrte Ehe willkommen, als unebenbürtige, und sie betrieben sie; schließlich kam es 1665 zu einer Vereinbarung, die als Gewissensehe bezeichnet wurde. Es wurde eine Art Ehevertrag gemacht, Georg Wilhelm versprach darin, de ne l'abandonner jamais, aber eine Trauung fand nicht statt. 1666 wurde eine Tochter geboren, Sofie Dorothea. Bald darauf setzten die Bemühungen der Eltern ein, unter eigener formeller Eheschließung der Tochter fürstliche Legitimität zu verschaffen. Der Kaiser brauchte Kriegshilfe, und Eleonore wurde 1674 Reichsgräfin von Wilhelmsburg. Damit war eine künstliche Ebenbürtigkeit der kleinadligen Eleonore hergestellt. 1676 setzten diese und ihr Mann ihren Willen vollends durch, wozu auch Anton Ulrich von Wolfenbüttel half, der damals seinen Roman begann: Eleonore ward dem Herzog kirchlich angetraut und hieß in langerharrter Erfüllung Herzogin von Celle, Sofie Dorothea war Prinzessin. Die Hannoveraner schmollten lange in schwerer Besorgnis, aber hielten endlich für zweckmäßig, einzulenken, und 1682 ward Sofie Dorothea mit dem Erbprinzen Georg Ludwig von Hannover vermählt, ein liebenswürdiges, lebhaftes Kind von 16 Jahren mit einem schon zweiundzwanzigjährig blasierten und verlebten Perückenstock. Zwei Kinder sind der Ehe entsprossen, der nachmalige Georg II. von Hannover und England und Sofie Dorothea, die Gemahlin König Friedrich Wilhelms I. von Preußen, also Mutter Friedrichs des Großen. Das unebenbürtige Fräulein von Olbreuse steht unter den Ahnmüttern des deutschen Kaiserhauses und vieler anderer hochlegitimer Familien.

Georg Ludwigs Gemahlin Sofie Dorothea, der man sündige Untreue nicht nachweisen kann, die sich aber, neben ihrem sie geringschätzig beleidigenden Manne und umgeben von Haß und Verachtung der ganzen Verwandtschaft in Hannover, bis zur Unerträglichkeit verlassen fühlte, faßte endlich den Entschluß, vom hannöverschen Hofe zu fliehen. Dabei wollte sie sich von einem sehr bedenklichen Abenteurer helfen lassen, dem Grafen Philipp Christof von Königsmark, Bruder der berühmten Aurora, der Geliebten Augusts des Starken von Sachsen. Ehe sie mit ihm nach Wolfenbüttel entkam, wurde am 1. Juli 1694 Königsmark verhaftet und ist verschwunden, niemand weiß wie oder wohin. Die Prinzessin aber wurde von Georg Ludwig geschieden und bis zu ihrem Tode (1726) auf dem alten festen Schlosse Ahlden an der Leine (daher „Prinzessin von Ahlden") in der Haft eines winzigen Hofhalts von aller Welt streng abgeschlossen. Ihre Mutter ist, Witwe seit 1705, in Celle 1722 gestorben. Das lüneburg-cellesche Land war nun, seit 1705, mit Hannover vereinigt.

In dem 1689 erledigten Lauenburg hatte Kursachsen eine versprochene Anwartschaft Maximilians I. von 1507 sowie eine Erbverbrüderung von 1671. Bis nach Baden-Baden hin, wo der türkenberühmte Markgraf Ludwig Wilhelm einer der Schwiegersöhne des letzten Herzogs war, machten eine große Anzahl von Reichsfürsten irgendwie durch Verwandtschaft oder Verbrüderungen begründete Erbansprüche. Georg Wilhelm von Celle machte ferner geltend, daß Lauenburg von Rechts wegen welfisches Allod (als Eroberung Heinrichs des Löwen) sei und besetzte das Land, was wieder den Vorsprung der Tatsächlichkeit hatte. Nachdem er 1697 den kursächsischen Anspruch für eine Million und 100000 Gulden angekauft, wurde er 1702 von den Ständen anerkannt, 1716 sein hannöverscher Erbe Georg Ludwig auch vom Kaiser. So wurde also die welfische Territorialvereinigung Hannover-Osnabrück-Celle noch durch Lauenburg vergrößert. Dänemark und Schweden haben sich in diesen Streit mit neuen deutschen Gebietsabsichten eingemengt, Dänemark sogar die lauenburgische Hauptstadt Ratzeburg belagert und bombardiert. Die Ernestiner, denen Kaiser Maximilians Verschreibung an Kursachsen eigentlich galt, wurden 1732 durch Geld abgefunden.

Der Friede von Rijswick.

Während solche Angelegenheiten das Reich durcheinanderjagten und mancherlei diplomatische Fäden der Unzufriedenen nach Paris hin gesponnen wurden, ward gegen Frankreich im Felde gekämpft. Im Oktober 1689 wurde von den Brandenburgern, bei denen Friedrich III. war, Bonn erobert, worauf der junge Kurfürst abreiste, um von Kleve bis nach Königsberg als Landesherr die Huldigung in den einzelnen Gebietsteilen entgegenzunehmen. 1690 aber waren die Franzosen sowohl gegen den Savoyer (bei Staffarda) wie in den Niederlanden (bei Fleurus, am 1. Juli) siegreich. 1692 schlug der Sieger von Fleurus, der Herzog von Montmorency, der als Gemahl einer Luxemburg-Piney am bekanntesten als „Marschall von Luxemburg" ist (geb. 1628, † 1695) Wilhelm III. von England-Oranien und dessen deutschen Zuzug bei Steenkerken, 1693 bei Neerwinden. Le tapissier de Notre-Dame nannten ihn die Franzosen wegen der vielen eroberten Fahnen, die er in die Pariser Kathedrale lieferte. 1693 drangen die Franzosen am Mittelrhein abermals gegen Heidelberg vor, nahmen es infolge der Jämmerlichkeit des Kommandanten, des fränkischen Kreisbefehlshabers Frhrn. v. Hedersdorf, mühelos ein und machten ihr Zerstörungswerk jetzt vollkommen. Es war die action d'éclat, die Ludwig XIV. dem Befehlshaber, Marschall de Lorge, aufgetragen hatte, unter dem wieder Mélac kommandierte.

> Zwar ist die Stadt ohne systematische Anzündung in Brand geraten, aber diesmal bis auf das schöne Steinhaus „der Ritter", die Mauern der Kirchen, den Marstall, ein paar Türme und etliche Häuser am Schloßberg vollständig in Asche gesunken. Am Schlosse standen der dicke und der Karlsturm seit 1689 als Ruinen; diesmal sank vom Krautturm die kompakte losgesprengte Hälfte in den Schloßgraben hinab eine Hauptattraktion der zahllosen heutigen Besucher des Schlosses, da sie die geringsten Anforderungen an ein Verständnis stellt , und nun erst wurde die richtige Verwandlung der Gesamtanlage nebst den Festungswerken in ein ausgebranntes und zersprengtes Schloß, die klassische Heidelberger Ruine, vollzogen. Diesmal übertrieb die Medaille nicht, als in Frankreich die offizielle Denkmünze Heidelberga deleta geschlagen ward.

Von da ab stellte sich allgemeine Kriegsmüdigkeit ein. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden (der Nachfolger seines Großvaters Wilhelm in der Regierung, 1677—1707, geb. 1655) als Befehlshaber der Reichstruppen am Rhein konnte seinen gegen die Türken erfochtenen Lorbeeren auf diesem Schauplatze keine entsprechenden hinzufügen, sondern hielt sich bei unzureichenden Truppen in vorsichtigen Manövern und Verschanzungen, persönlich genugsam unbefriedigt. Aber wie die Verbündeten ersehnte auch Ludwig XIV. den Frieden, da er finanziell durchaus erschöpft war und für die absehbar bevorstehende Eröffnung der spanischen Erbfolge frei sein wollte. 1696 trat Savoyen aus dem Bündnis durch Sonderfrieden, und seit dem 20. September 1697 wurde der Friede der übrigen mit Frankreich in dem oranischen Schlosse Nieuwburg bei dem Dorfe Rijswick (zwischen Delft und dem Haag) fertig: an jenem Datum für England, die Niederlande und Spanien, am 30. Oktober auch für das alleingelassene Reich. Ludwig, nachgiebig aus den erwähnten Gründen, gab Freiburg und Breisach auf an Österreich, Kehl, Philippsburg an das Reich, also die Stellungen am rechten Oberrhein, ferner die Reunionen außerhalb des Elsaß, und er gab Lotringen an Karls IV. († 1690) Sohn Leopold zurück. An Spanien wurde Luxemburg zurückgegeben, diesem fiel auch ein Hauptteil der aufgegebenen Reunionen zu; Ludwig wünschte vor allem nach dieser Seite Freundschaft. Statt Freiburg und Breisach hatte während der Verhandlungen auch Straßburg zur Wahl gestanden, aber dieses war Reichsstadt, jene Städte würden Besitz des Kaisers werden, so hat man die Frist,

während der man wählen konnte, verstreichen lassen. Vergebens hat Brandenburg die Rückgewinnung Straßburgs schon seit 1696 beim Kaiser empfohlen. Das ans Reich zurückgegebene Philippsburg wurde dem alten Eigentümer überwiesen, dem Bistum Speyer, das hier aus dem alten Orte Udenheim 1618 eine nach dem Apostel Philippus benannte Residenz gemacht hatte, Kehl wurde durch Reichsbeschluß an Baden-Baden gegeben.

Aber nun ist noch der Rijswicker Klausel zu gedenken, die durch Intrigen zwischen dem pfälzer Kurfürsten Johann Wilhelm (1690–1716) und Frankreich, nicht ohne Zutun päpstlicher und kaiserlicher Diplomatie, in den Frieden hineingebracht wurde, noch in der Nacht vor dem 30. Oktober: an allen zurückzugebenden Orten sei die katholische Religion aufrechtzuerhalten in dem Zustand, wie er jetzt geworden sei. Gebieterisch wurde auf sofortige Annahme gedrängt, sonst kein Friede. Und die Verbündeten hatten schon Frieden gemacht. So haben den Frieden am 30. Oktober formell der Kaiser und die katholischen Reichsstände abgeschlossen, dazu von Protestanten nur Württemberg, die wetterauische Grafenbank und die Stadt Frankfurt; die übrigen nicht. Dennoch und trotz langwährender Proteste blieb sowohl die Klausel wie der Friede in Bestand, und die gewaltsame Ausdehnung der ersteren auf die vorübergehenden französischen Besitznahmen im Kriege hat der kurpfälzischen Regierung den Vorwand zu ihren berüchtigten gewaltsamen Bekehrungen in der weit überwiegend protestantischen Pfalz nach Wunsch hergeliehen.

An Gebiet gab also der Rijswicker Friede. Wenn dennoch der Wortwitz Friede von „Reißweg" volkstümlich werden konnte, so wird man die Erklärung darin zu suchen haben, daß jetzt Straßburg und der Rest des Elsaß endgültig verloren blieben, worüber man bisher die öffentliche Meinung noch immer mit dem vorgeblichen bloßen Waffenstillstande (S. 178) hatte beschwichtigen können.

Fortgang des Türkenkriegs.

Auf dem Kriegsschauplatze gegen die Türken, aus deren Wiener Angriff von 1683 ihre Defensive geworden war, eroberten Karl von Lotringen und Max Emanuel von Bayern, verstärkt durch 10000 Mann des aufstrebenden Ernst August von Hannover und seines Celleschen Bruders, i. J. 1685 die Festung Neuhäusel zurück und siegten bei Gran. Im nächstfolgenden Jahre hatten sie infolge der Zurückwendung des Großen Kurfürsten zum Kaiser den Zuzug von 8000 Mann Brandenburgern unter General Schöning und erstürmten am 2. September nach vorhergegangener Belagerung das auf seinem Berge thronende Ofen. 1687 siegten sie am 12. August bei Mohacz. Nachdem im „Blutgericht von Eperies" der brutale, aus Neapel stammende General Caraffa den Widerstand gegen Österreich seitens der unabhängigen und protestantischen Richtungen in Oberungarn dadurch, daß er Hunderte von Angeklagten, überwiegend die evangelischen Edelleute, dem Scharfrichter überlieferte, gewaltsam verringert hatte, erschien im Oktober 1687 Kaiser Leopold persönlich mit seinen Söhnen auf dem nach Preßburg einberufenen Reichstage. Hier wurde die Erblichkeit der ungarischen Krone im Mannesstamme Habsburgs zum Beschluß erhoben und die aus der Regierung Andreas' II. herrührende Bestimmung von 1222 außer Kraft gesetzt, die den Adel zum bewaffneten Widerstande gegen rechtswidrige Handlungen der Krone ermächtigte. Auf den Siegen und Einschüchterungen der letzten Jahre fußend ist hier in Wahrheit „ein Königreich neu gegründet worden"; es waren die Erfolge Österreichs, die Ludwig XIV. in den neuen und, wie schon von uns hervorgehoben, mittelbar verhängnisvollsten Krieg Frankreichs trieben.

1688 wurde auch der Landtag von Siebenbürgen, wo Michael Apafi zum Fürsten erhoben war († 1690), zur Anerkennung der Oberhoheit des Königs

von Ungarn, des Kaisers, genötigt; Apafi's Sohn ist danach i. J. 1697 gegen Entschädigung zum Verzicht bewogen worden. Am 6. September 1688 wurde Belgrad von Max Emanuel erobert und dadurch der politische Blick auf den Balkan eröffnet. In dem glänzenden Feldzug von 1689 führte Ludwig Wilhelm von Baden-Baden die kaiserliche Armee, während Max Emanuel am Kriege gegen die Franzosen teilnahm. In zwei großen Schlachten auf serbischem Boden, bei Baloschina am 30. August und bei Nisch am 24. September, siegte der Markgraf über die stärkeren Türken, eroberte Widdin und nahm Winterquartiere in der Walachei. Freilich 1690 brachte eine mächtige türkische Armee die letzten Verluste wieder ein und belagerte Belgrad, wobei die Kaiserlichen das Unglück hatten, daß eine furchtbare Explosion der Pulvervorräte des Schlosses dieses selbst und den Wall zerstörte, worauf die Türken sofort eindrangen; acht der besten kaiserlichen Regimenter hat jener Unglücksfall, den man dem Verrat eines Ingenieurs, gebürtigen Venezianers, zur Last legte, im Verein mit dem schonungslosen Gemetzel der Türken vernichtet.

Nun brachte man für 1691 wieder auf kaiserlicher Seite alle irgend verfügbaren Truppen auf, nicht ohne lähmende Rückwirkung auf den französischen Krieg. Am 19. August 1691 schlug Ludwig Wilhelm die Schlacht von Szlankamen oder Salankemen, wie man früher etwas mundgerechter zu sagen sich erlaubte, die den Höhepunkt seines Feldherrnlebens bildet.

Abb. 113. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, der „Türkenlouis". Stich von P. Schenk nach J. Closterman.

Der slawonische Ort — es sind vielmehr zwei — liegt an der Donau in dem Sirmien genannten Winkel, den Theiß, Donau und Save miteinander bilden; auch auf der Donau wurde zu Schiffe gekämpft. Nachmittags begonnen, stand die gewaltige Schlacht gegen Abend gefährlich genug für die Christen, ihr rechter Flügel war fast aufgerieben, im Zentrum hatten die Brandenburger (unter General Barfus) nebst kaiserlicher Infanterie sich mühsam behauptet; nun stürmte Ludwig Wilhelm selber mit dem erst später herankommenden linken Flügel, mit dessen Reitern gegen die von dieser Seite überraschten Türken und ihr Lager vor,

was im Verein mit der hereinbrechenden Nacht allgemeine Verwirrung unter die Feinde brachte. Sie hinterließen 20000 Tote und nach üblicher Art dieser Kämpfe unermeßliche Lagerschätze; freilich auch die kaiserliche Armee hatte schwer gelitten. In den Karlsruher Sammlungen wird heute die persönliche Trophäenbeute des jungen Siegers, des „Türkenlouis", wie er nachdem hieß, geschaut.

Abb. 114. Prinz Eugen. Stich von J. Smith nach D. Richter.

In Wien konnte man sich trotz dieses großen Sieges zu neuen Anstrengungen zunächst nicht aufraffen. Nur die Eroberung von Großwardein im Januar 1692 ist dessen Frucht geworden und nach Ludwig Wilhelms Abgang auf den rheinischen Schauplatz der Türkenkrieg für die nächsten Jahre vollends in Lahmheit versunken. Aber 1697 erhielt Prinz Eugen von Savoyen den Oberbefehl.

Er ist 1663 in Paris geboren als jüngster von fünf Söhnen des dort lebenden Prinzen von Savoyen-Carignan und Olympia Mancini's, der Nichte Mazarins und Schwester jener Maria Mancini, welche der junge Ludwig XIV. gerne geheiratet hätte. Uralt sächsische Herkunft seines Hauses (Bd. I. S. 339) macht in freilich „entfernter" Weise auch diesen großen Türkenbesieger zu einem Deutschen. Da Ludwig XIV. und Louvois den „kleinen Abbé", der als nachgeborener Sohn geistlich werden sollte, aber lieber Soldat Frankreichs werden wollte, nicht sehr ernsthaft nahmen, ging er 1683 in den Türkenkrieg und erhielt seine Feuertaufe im Heere Karls von Lotringen. Bis 1688 focht er mit in Ungarn, danach im Franzosenkriege; die Teilnahme Savoyens, des regierenden Herzogs Viktor Amadeus, an diesem ist wesentlich durch Eugen herbeigeführt worden.

Nachdem er Verfassung und Zucht der Truppen wiederhergestellt, die seine Ernennung mit Jubel aufnahmen, griff er die von Sultan Mustafa II. (1695—1703) persönlich geführten Türken auf ihrem Wege nach Siebenbürgen bei Zenta an der Theiß am 11. September 1697 an und schlug sie in genialer Benutzung der Stromverhältnisse auf das fürchterlichste. Von 20000 gefallenen, 10000 ertrunkenen Türken wird berichtet, der kaiserliche Verlust auf 289 Tote und 1200 Verwundete angegeben. Mustafa floh nach Temesvar, ein kriegsfähiges türkisches Heer war vor-

läufig nicht mehr vorhanden. Freilich war es kein Sieg nach dem Sinne des allgemeinen kaiserlichen Befehls, „gar caute zu gehen und sich nicht ohne eines hoffenden guten Erfolges in eine Action einzulassen." Die volkstümliche Erzählung, welche dramatisiert, was dem Historiker nicht erlaubt ist, hat dem die Wendung gegeben, Prinz Eugen habe solche Weisung gerade vor der Schlacht erhalten und sie, die Wiener Herkunft erkennend, unerbrochen in die Tasche gesteckt.

Wien hatte kein Geld mehr und, ebenso wie seinerseits Ludwig XIV., man wollte für den spanischen Erbfall frei sein. So begannen in der Ortschaft Karlowitz zwischen Peterwardein und Belgrad die Verhandlungen über einen Frieden, der am 26. Januar 1699 fertig wurde. Die Pforte trat an den Kaiser Ungarn bis zur Theiß, Slawonien und Siebenbürgen ab, behielt Temesvar und das Banat; ihr alter Schützling Tököly, der noch bei Szlankamen als Reiterführer sich hervorgetan hatte, mußte nach Kleinasien verbannt werden. Das mit 1683 begonnene Werk, eine glänzende Reihe deutscher Siege haben zu Karlowitz ihre verdiente Ernte davon getragen und einen Besitztitel Österreichs, der von je mehr Anspruch als Tatsächlichkeit gewesen war, in gesicherte Landesherrlichkeit umgewandelt.

Die polnische Krone Kursachsens.

Prinz Eugen wäre nicht freibestimmender Oberfeldherr in Ungarn geworden ohne das Auftauchen einer Thronerledigung in Polen, die den militärisch als genügend unfähig erwiesenen Befehlshaber der Jahre 1695 und 1696, Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, weiterhin für sich in Anspruch nahm.

Friedrich August, genannt der Starke, der Kraftmensch unbekümmerten fürstlichen Epikuräertums im Absolutistenstil, wenn nicht schön, doch verführerisch, ein Hüne von unerschöpflicher Genußfähigkeit, war der zweite, 1670 geborene Sohn des Kurfürsten Johann Georg III., war vermählt mit einer Prinzessin von Brandenburg-Kulmbach und kam durch den frühen Tod seines Bruders Johann Georg IV. (1691—1694) zur Regierung. Durch den Tod Johann Sobieskis am 17. Juni 1696 wurde der leidenschaftlichste aller Kämpfe um den polnischen Wahlthron eröffnet. Außer verschiedenen polnischen Bewerbungen interessiert die des trefflichen und den Polen durch türkische Lorbeeren empfohlenen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, die namentlich von Brandenburg lebhaft unterstützt wurde, weil diese Nachbarschaft genehmer als jede sonst in Frage kommende sein mußte. Sie scheiterte an ungenügender Bestechung, sowie daran, daß die kaiserliche Politik sie heimlich, aber wirksam bekämpfte. Frankreich stellte einen Conti auf, Österreich u. a. einen Pfalz-Neuburger und einen Lotringer, beides nahe Verschwägerte des Hofes, auch Max Emanuel von Bayern ward in Betracht gezogen, mehr gegen seinen Willen, denn er selber blickte nach Spanien, für welches ihm schon seit 1692 die Statthalterschaft in den Niederlanden übergeben worden war.

Die Standeserhöhungen der großen Reichsfürsten lagen in der Luft. Hannover war vorausgegangen, Kurbayern hatte jene große Aussicht vor Augen, schon plante man auch in Berlin. Friedrich August war ein leichtherziger Epikuräer auch in der Politik, wie man ihn treffend gekennzeichnet hat; für seine 8000 Mann Zuzug hatte er sich, obwohl es geradezu Versündigung war, den Oberbefehl gegen die Türken ausbedungen, der dem Bayern so schöne Lorbeeren gebracht; so griff er jetzt in ähnlich raschaufwallender Eifersucht nach der im katholisch-jesuitischen Sarmatenlande erledigten Krone. Der Glaubenswechsel machte ihm persönlich das wenigste aus, und von landesherrlichem Verantwortungsgefühl war er so ziemlich frei. Es ist vergebliche Mühe, wenn Historiker von mehr oder minder offen „katholischer Richtung"

haben zurecht sophieren wollen, daß er doch nicht, ohne zuvor eine seelische Hinneigung zu verspüren, den Übertritt getan habe. Ehrlich und treffend hat ein Zeitgenosse ungefähr so gesagt: er hatte vorher keine Religion und nahm eine an. Friedrich August ist nicht geistreich, nicht unabhängig genug, um schon zu den philosophischen Aufgeklärten des 18. Jahrhunderts gestellt zu werden; vielmehr wird in ihm die Toleranz der Periode nach 1648 zur Gleichgültigkeit. So hat sich der Erbe der lutherischen Kurfürsten, das Haupt des Corpus evangelicorum nicht lange besonnen. Ende Juni sollte die polnische Wahl sein, im Frühjahr vorher ist der Plan des sächsischen Herrn aufgetaucht, am 1. Juni vollzieht er zu Baden bei Wien unter geistlicher Beihilfe eines sachsen-zeitzer Verwandten und erfolgreichen Konvertiten, damals Bischofs von Raab, seinen Übertritt. Nach Sachsen hin suchte man ihn möglichst zu verheimlichen, nach Polen, wo sehr geschickte Agenten am Werke waren, sandte man, zur Benutzung im richtigen Moment, die nötigen Dokumente. Zunächst war schon gewonnen, daß die Wiener Politik, hochbeglückt über die fortschreitende Katholisierung des Kurfürstenkollegs und die Aussichtslosigkeit der eigenen Kandidaten erkennend, mit allen Kräften für Friedrich August eintrat, womit nun der um Österreich so hoch verdiente Baden-Badener endgültig abgetan war.

Abb. 115. Friedrich August I., Kurfürst von Sachsen, König August II. von Polen. Stich von E. Ch. Heiß nach David Hoyer.

Man muß es Friedrich August lassen, diese Angelegenheit persönlichen Ehrgeizes hat er in einer Weise betrieben, die den Erfolg in sich trug. Rücksichtslos wurde Geld zusammengeschlagen, um der polnischen Begehrlichkeit gewachsen zu bleiben, eben damals auch der lauenburgische Erbanspruch verkauft (S. 193). Und ferner stellte er in den Lausitzen seine Truppen auf, der wachsenden eigenen Partei zur Stärkung, den Gegnern zur Einschüchterung. In den höchst erregten Wahltagen des 26. und 27. Juni auf dem Wahlfelde von Wola bei Krakau ist die Entscheidung nicht klar gefallen. Die französische Partei zog ab, rief ihren Conti zum König aus und hielt im Krakauer Dom Tedeum. Aber die Mehrheit war für Friedrich

August, dessen Vertreter in letzter Stunde die Nachricht des Übertritts und noch 40000 Taler in die Wahl geworfen hatten; er wurde nach Abzug der Gegner
1697. ordnungsmäßig gewählt, am Abend des 27. Juni. Dann erschien er sofort an der Spitze seiner Truppen in Krakau, und als der Conti auf einem Warschauer Parteireichstage noch einmal gewählt wurde und mit französischen Schiffen auf der Reede von Danzig auftauchte, eilte Friedrich August, nunmehr König August II., mit einigen

Abb. 116. Berlin und Kölln. Kupferstich von P. Schut.

tausend sächsischen Reitern dahin und bewog ihn hierdurch, unter dem Gelächter Europas nach Hause zu fahren.

Freilich im Lutherlande Sachsen war keine Stimmung zum Lachen. Als in Dresden der amtliche Dankgottesdienst abgehalten wurde für die Erhöhung des Landesherrn, da gab die Gemeinde die Antwort auf das Ereignis vom 1. Juni, und mit all seiner trutzigen Herrlichkeit scholl durch die Kirchenhallen das Lutherlied: Ein feste Burg ist unser Gott!

Eine fremde Wahlkrone war gewonnen. Aber für alle absehbare Zeit blieb nun verloren, was zwar schon die kursächsischen Christians und Johann George in Kleingeist und lutherisch-politischem Partikularismus versäumt hatten, aber was wiederzugewinnen damals ein bloß lebendiger Ehrgeiz noch zugereicht hätte: die Zukunftsführung der Deutschen. Zu ihr hat um diese Zeit ein geistig durchaus kleinerer Herr, als der begabte, aber undisziplinierte Friedrich August, einen zwar nicht entscheidenden, aber immerhin fördernden und wichtigen Schritt, der als eine Fortsetzung des Werkes seines Vaters betrachtet werden kann, getan. Das ist die Neuerschaffung eines preußischen Königtums durch Friedrich III.

Abb. 117. Kurfürst Friedrich III., König Friedrich I. Gemälde im Königl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Das Königtum der Hohenzollern.

Auch die Begründung des preußischen Königtums gehört in die Kette der Bemühungen um fürstliche Standeserhöhung in dieser Zeit. Man hat sie ihrem Ursprung nach — nicht ihrer Bedeutung nach — viel mehr in das Zeremonien- und Ranggebiet zu stellen, als in das politische. Seit 1693 besprach Friedrich III. sie mit seinen Räten, ohne bei Danckelmann, noch bei Meinders und dem durch Klugheit und Geschäftskundigkeit in die zweite Bedeutung neben Danckelmann gerückten Paul von Fuchs Anklang damit zu finden. Aber wie Friedrich August ganze Arbeit in seinem Planen machte, ähnlich so entwickelt hier der etwas scheue und leicht bestimmbare Brandenburger eine zielbewußte Beharrlichkeit. Natürlich

konnte die Angelegenheit nur mit Wien, niemals gegen Wien betrieben werden, und von dort erfuhr der Kurfürst 1694 eine erste, sehr entschiedene Ablehnung.

Aber Friedrich betrieb seinen Gedanken, aus der preußischen Souveränität ein Königtum zu machen, weiter, es ist seine bewußte, mit zäher Folgerichtigkeit betriebene und dadurch auch zum Ergebnis geführte Lebenstat. Anstachelungen fehlten nicht; außer den zum Teil längst peinlichen Rangfragen innerhalb Deutschlands drohten auswärtige, u. a. italische Erhöhungen oder waren schon eingetreten; bei allen Reichsversammlungen und allen politischen Bündnissen oder Diplomatenkonferenzen waren diese Fragen ein um so erreglicheres Kapitel, je wichtiger diese Zeit allgemein sie nahm. Schon der freie, überlegene Mann will sich doch nicht durch die Anderen absichtlich und triumphierend zurückgesetzt sehen; wie mußte solche Gefahr einen Fürsten erregen und erfüllen, dessen Meisterschaft sich im höfischen Arrangieren entwickelte und dessen Kundigkeit im Zeremonienwesen gipfelte? Nun erlebte er 1696 wieder, daß er bei einem Besuch im Haag auf einem einfachen Sessel neben dem im Armstuhl lehnenden König Wilhelm III. sitzen sollte, den er noch als Prinzen von Oranien gekannt hatte, worauf er wenigstens durchsetzte, daß sie beide stehen blieben, und später beim Gegenbesuch in Kleve zwei Armsessel aufgestellt wurden. Dann ward 1697 der kurfürstliche Standesgenosse von Sachsen ein König, der ihm nun auch mit dem lehnenlosen Stuhl für den ehemaligen Vasallen in Preußen kommen konnte. In Rijswick hatte Brandenburg bittere Nöte zu bestehen, daß man seine Souveränität nicht gänzlich übersehe, man mußte sich dort mit dem Gesandten der überlebten Signorie von Venedig um den Vortritt zanken, um ihm den, wegen des ehedem gehabten Königreichs Zypern, schließlich einzuräumen; dem allen und was noch kommen konnte, machte in der Tat der Königstitel ein sicheres Ende.

Danckelmann blieb spröde, hatte Einwendungen, er fürchtete auch, da er seinen Zögling kannte, wenn der Plan gelänge, eine weitere und beunruhigende Steigerung des repräsentativen Aufwandes. Mit dem Optimismus und Eigensinn eines ungeduldig wünschenden Knaben wollte ihn Friedrich durch Versicherungen widerlegen und sah bald nur noch die hartnäckige Böswilligkeit des bisher so maßgeblichen und verehrten Beraters. Und jetzt faßten Alle Zuversicht, die sich bisher mit gut oder schlecht verhehlter Wut unter die Allmacht des Ministers gebeugt, die Kurfürstin voran, die seinen Vorsprung in der Leitung des Gemahls so schwer ertragen hatte, wie die finanzielle Knappheit, die er so häufig über ihre glanzanstrebenden Neigungen verhängte. Nun suchte man, als Kurfürstin, Räte und Hofgesinde die entstandene Spalte wahrnahmen, in diese den Keil der Vorwürfe und Anklagen zu treiben. Sie stellen sich alle als ziemlich haltlos dar: wenn Danckelmann schuld sein sollte am Undank des Oraniers, der freilich für den Vetter gar nichts tat, weder zu Rijswick noch sonst, oder am Mißlingen der polnischen Wahl Ludwig Wilhelms von Baden, oder schließlich selbst, wenn er seinen sechs Brüdern — vom Danckelmannschen Siebengestirn sprach man — wichtige Stellen zugewendet hatte, die sie doch alle pünktlich und treu ausgefüllt haben. Danckelmann wollte die verlorene Position aufgeben. Aber noch war Friedrich, obwohl er von ihm frei werden wollte, dem seelischen Entschluß nicht gewachsen, die Abschiedsgesuche zu bewilligen. Desto schärfer drangen jetzt die Gegner vor, und am 4. Dezember 1697 überbrachte Feldmarschall Barfus, der Truppenführer aus dem Türkenkriege, dem Oberpräsidenten seine Amtsenthebung. Es hat sich bei mehr denn einem Sturz allmächtiger Minister gezeigt, wie der Mut gegen ihr noch lastendes Schwergewicht erst allmählich anwächst. Zuerst sollte Danckelmann mit Ehrenamt und Ruhegehalt gehen, wenn Friedrich auch auswich, ihm bei einer Abschiedsaudienz ins Auge sehen zu müssen; etliche Tage

Abb. 118. Eberhard von Danckelmann. Stich von P. Schenk.

später wurde der Gestürzte, gegen den die Nachhaltigkeit weiblichen Hasses, der Kurfürstin, sich am rücksichtslosesten betätigte, nach Neustadt an der Dosse verbannt, dann verhaftet und in Anklage gestellt. Trotz 290 Anschuldigungen war eine Verurteilung sachlich unmöglich. Aber er wurde, zumal man auf Friedrich dadurch

einwirkte, Danckelmann wisse zu viel und werde in fremde Dienste getan, in strenger Haft (zu Peitz) behalten, sein Vermögen eingezogen; erst seit 1702 durfte er sich etwas freier bewegen, 1707 nach Kottbus übersiedeln, und Friedrich Wilhelm I. hat ihm dann eine größere Genugtuung gegeben. 1722 ist er in Berlin gestorben.

Es folgt am Berliner Hofe und in der Regierung die widerwärtige Zeit der „drei W(eh)", die schamlose Eigennutz- und Günstlingswirtschaft des Herrn Kolb von Wartenberg, neben dem etliche Jahre später ein Wittgenstein und Wartensleben in profitliche Stellungen gelangten. Sofie Charlotte ist so wenig zur wirklichen Regierung gelangt, wie etwa gar Friedrich III. Eine Ämterkumulation ohnegleichen ward auf Kolb versammelt, und seine Gattin, geb. Katharina Rickers, ehemaliges Schenkmädchen usw. aus einer Schifferkneipe in Emmerich, ward neben anderen Hofämtern in das der offiziellen Mätresse gesetzt, da nach dem Vorgang des Roy Soleil ein Fürst und Hof, die auf sich hielten, ohne solche nicht mehr bestehen konnten, auch wenn die Funktion, wie hier, lediglich honoris causa besetzt und bezahlt wurde.

Was aber Kolb in die Höhe gebracht hatte, auch vor die sonstigen, besseren und keineswegs nicht genügend klugen Räte, das war sein bis zur Plumpheit lebhaftes Eintreten für den Königsplan, der nun 1698 wieder mit verdoppeltem Eifer aufgenommen wurde. Und alsbald erschienen auch in Berlin die gewandten Vertreter der katholischen Propaganda.

In diesem Zusammenhange ist auch die Lehnin'sche Weissagung zu erwähnen, die als eine Fälschung aus dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts in den Kreis der römischen Eroberungshoffnungen, freilich noch mit der Tendenz, gegen die Hohenzollern zu agitieren, gehört. Sie wird einem mittelalterlichen Mönch Hermann des brandenburgischen Klosters Lehnin in den Mund gelegt und besagt, im 11. Gliede nach Aufnahme des „Gifts", nämlich der Reformation, in den Hohenzollernstamm, werde dieser erlöschen, die Mark zum Katholizismus zurückkehren, Lehnin und Chorin würden als Klöster wieder erstehen und Deutschland sich wieder dem Papsttum unterwerfen. Diese „Prophezeiungen" waren freilich noch getan worden unter dem Verzicht auf jede Zugänglichkeit des Großen Kurfürsten und seiner Nachkommen. Aber seitdem hatte man die Lage doch auch anders sehen gelernt.

Das Fürstenkonvertieren war „il gran negotio" der Zeit, Erfolge genug waren selbst in den gutevangelischen Häusern Hessen, Braunschweig, Mecklenburg (Chrétien-Louis!), Sachsen erzielt worden, und es läßt sich nicht übersehen, daß ein gut Teil Disposition dafür und für das lässige Beichtväterwesen vorhanden war in der allgemeinen Vorbildlichkeit der Person und des Hofes Ludwigs XIV. für den nicht bloß zum politischen, sondern auch zum sittengesetzlichen Absolutismus gelangten Fürstenstand. Der Jesuitenpater Vota, dessen Spezialität der europäische Norden und seine Höfe waren, war für Sofie Charlotte derart anziehend, daß wenigstens er schon das Verlangen in ihr erkannte und meldete, der alleinseligmachenden Kirche zugeführt zu werden; neben den geistlichen Qualitäten war es ein von ihr und den Hofmenschen schwerlich zu kontrollierendes gelehrtes Allerweltswissen des P. Vota, was diesen hier so gut in den Sattel hob. Er ist, auch als es mit der Konversion nichts wurde, doch immer der Kurfürstin stets freudig begrüßter und oft herbeigewünschter Gast geblieben.

Vota hat später immer behauptet, seine guten Einfädelungen seien nur zerrissen worden durch das Darüberkommen des hastigeren Bischofs Zaluski von Ermland und Samland. Dieser reiste nach Rom, brachte ein andeutungsvolles Schreiben Innocenz' XII. und sogleich den Entwurf der Antwort mit, die Friedrich an Zaluski richten sollte; das war doch alles viel zu überstürzt und sanguinisch. Nüchterner und staatsmännischer als alle beide ist schließlich der dritte Jesuit, der in diese Sache gemengt ist, vorgegangen, der P. Freiherr von Lüdinghausen, gen. Wolff. Er hielt sich an die Charaktere, wie sie waren, und hat das „convertir le mari par la femme" vielmehr erst von der künftigen Generation, von einer dem Berliner Kurprinzen zu vermählenden kaiserlichen Prinzessin erhoffen wollen. Aus letzterem Gesichtspunkt ist er es, der für die über alles hinweggehenden Ziele der Kirche sich am meisten um die Minderung der Bedenken Kaiser Leopolds gegen die preußische Krone und um Knüpfung dauernder Bande zwischen Berlin und Wien bemüht hat.

Abb. 119. Königin Sofie Charlotte. Gemälde von F. W. Weidemann im Hohenzollern-Museum.

In dem ganzen Getriebe steht Friedrich III. mit dem unerschütterlichen Entschluß, König zu werden, aber mit höchstens diplomatisch aufmunterndem, niemals materiell faßbarem Entgegenkommen an die katholischen Mittelsmänner, und dazu doch auch mit einem gewissen eheherrlichen Mißvergnügen. Er bleibt der ehrliche Protestant, als der er von dem sterbenden Vater Abschied genommen; er kann nur Unbehagen empfinden, wenn die kurfürstlichen Hofprediger bis nach Mitternacht mit P. Vota disputieren müssen, weil die Frau Kurfürstin es befiehlt, die in ihrem Stuhl lehnend zu jeder Pointe des Jesuiten ein anerkennendes Lächeln spendet. Friedrich und

seine zuständigen Räte, die Fuchs und Ilgen, die nun schon mitmachen mußten, konnten den Weg über Rom um so besser entbehren, als man allmählich in Wien vorankam. Und das geschah vollends, als im März 1700, noch bei Lebzeiten Karls II. von Spanien, Wilhelm von England und die Niederlande einerseits, Ludwig XIV. andererseits sich über die Verteilung der spanischen Erbschaft einigten und dem bestberechtigten Anwärter, Österreich, nur anheimgaben, sich ihren Verfügungen anzuschließen. Da war Friedrich III. unentbehrlich, und nun kam seine Angelegenheit in Fluß. Am 6. August ritten zwei Kuriere aus Wien, der eine mit der Absage an die Westmächte, der andere mit der Zustimmung des Kaisers für Brandenburg. Zwar gab es noch Weiterungen über das Einzelne, aber Karl II. wurde immer kränker und am 16. November 1700 kam der Vertrag zu Ende, so wie ihn die gut vertretene brandenburgische Politik gewollt: der Kaiser erhob nicht etwa den Kurfürsten, sondern erkannte es an, wenn Friedrich „wegen seines Herzogtums Preußen sich vor einen König proklamieren und krönen lassen wird". Die preußische Königskrone ist also aus eigenem Recht und frei als von Gottes Gnaden angenommen worden, rein auf der Basis, die der Große Kurfürst geschaffen. Eine kaiserliche Wendung, daß Friedrich „nicht befugt" gewesen wäre, die Billigung des Kaisers zu versäumen, ließ er nur in der ganz abgeschwächten, von Fuchs umredigierten Form „nicht gemeint gewesen" gelten. Er versprach 8000 Mann Hilfe für den bevorstehenden Kriegsfall und sicherte, ganz wie Hannover, ein für allemal Österreich die brandenburgische Kurstimme zu.

Für Friedrichs Gemütszustand war es gut, daß man endlich zum Abschluß kam. Längst waren die Königsinsignien von den Goldschmieden und Goldstickern abgeliefert, alle Zeremonien unter sorgfältiger Hauptarbeit des Kurfürsten geordnet. Alsbald nach Eintreffen der Wiener Nachrichten kündigte am 4. Dezember Friedrich den preußischen Ständen seine Abreise nach Königsberg an, am 17. reiste er ab, am 29. Dezember kam er an, am 15. Januar begannen die Festlichkeiten, die am 16. die Stiftung des Ordens vom Schwarzen Adler, am 18. den Hauptakt,
1701. die Salbung und Krönung, enthielten. Die Salbung vollzogen der reformierte Hofprediger Ursinus und der lutherische v. Sanden, beide zu Bischöfen ernannt. Die Krone trug Friedrich schon beim Einzug in die Schloßkirche, er hatte sie sich im Audienzsaal des Schlosses vor feierlicher Versammlung selber aufs Haupt gesetzt, sie auch für die Salbung selber abgenommen. Dagegen setzte er im Schlosse der Königin die Krone auf ihr Haupt, welches bei der kirchlichen Feier nach dem seinen ebenfalls gesalbt wurde. Erst im Mai endete mit dem königlichen Einzug in Berlin die weitläufige Reihe großer offizieller Festlichkeiten aller Art.

Friedrich hatte sich an der Gutheißung des Kaisers genügen lassen, die ja auch die wichtigste war. Aus historisch-formalistischem Feingefühl war die Form „König in Preußen" gewählt worden, als rücksichtsvoller für Polen; erst Friedrich der Große hat daraus „von" Preußen gemacht. Die Frage der Anerkennung durch die übrigen „Puissancen" hat sich noch ziemlich hingeschleppt; 1714 waren noch Polen, der Deutschorden und der Papst übrig. Die Enttäuschung der römischen Kirche war infolge Zaluski's Voreiligkeiten und Versicherungen am jähesten und größten. Noch beim Krönungsfest hatten Königsberger katholische Kleriker am heftigsten illuminiert. Vota und Zaluski waren mit anwesend. Aber eben damals ergingen scharfe Absagen Friedrichs, u. a. ein Mandat, auf die Jesuiten im Preußischen — sie waren von den polnischen Lehnszeiten her zugelassen geblieben und machten jährlich ein paar Dutzend Konvertiten — fleißig zu observieren und darauf zu denken, wie man sie mit guter Manier loswerden, auch den nicht wenig skandalösen römischen

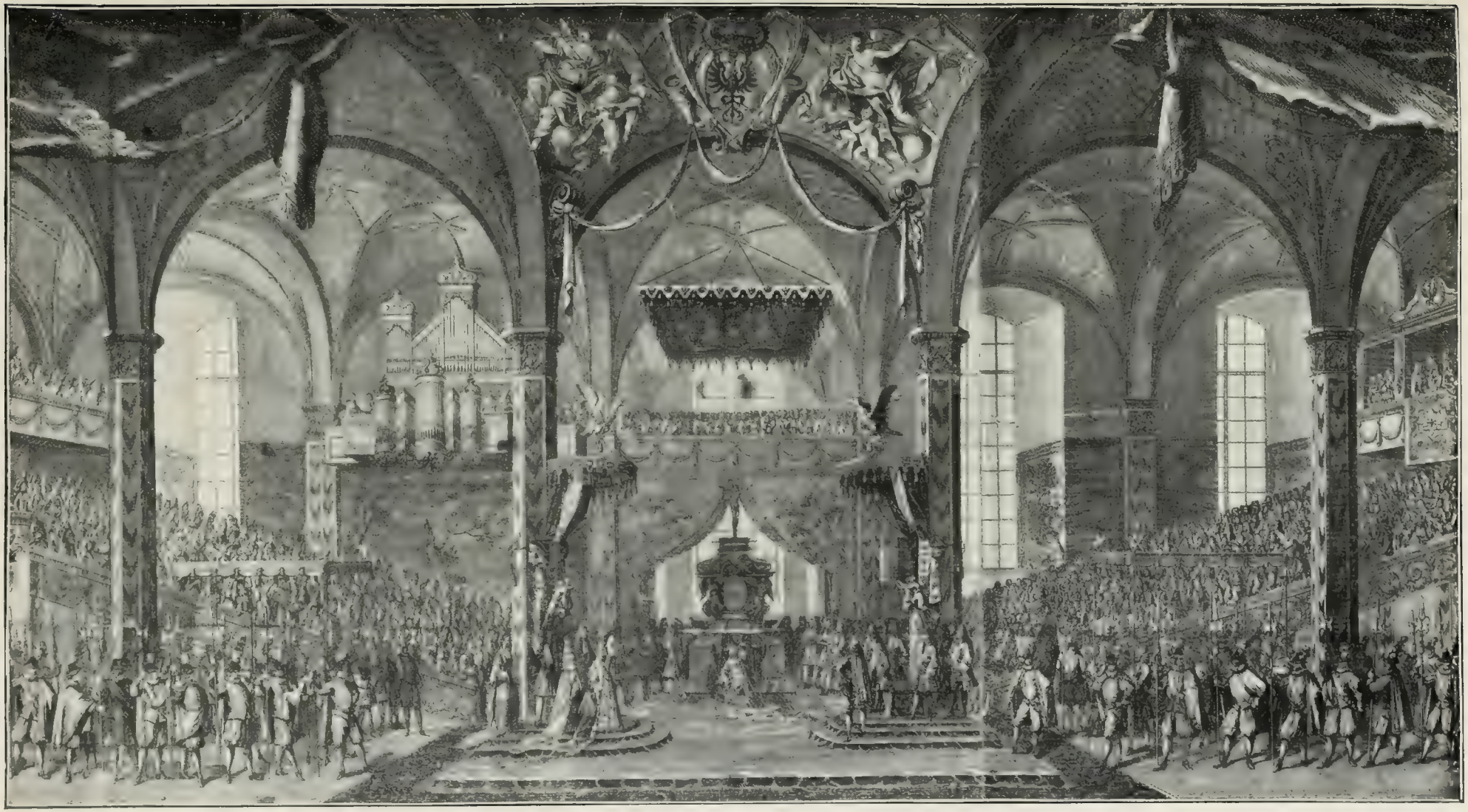


Abb. 120. Die Salbung König Friedrichs in der Königsberger Schloßkirche. Stich aus Merians Theatrum Europaeum, nach dem Fest-Entwurf von Eosander von Goethe.

Gottesdienst wieder abolieren möge. Von Polen ist das Königreich Preußen 1764, von der päpstlichen Kurie erst 1787 anerkannt worden, vom Deutschorden, solange dieser unmediatisiert in Deutschland bestand, niemals. Diese Ausstände haben freilich Friedrichs Glückseligkeit und Hochgefühl nicht zu sehr beeinträchtigt, die sich in einem unermeßlichen Anwachsen von Hofstaat und Hofausgaben ausdrückten — ganz wie Danckelmann es vorausgewußt hatte, trotz allen Bemühungen Friedrichs, darzutun, daß und warum sich nichts ändern werde.

Darüber verwandelte und hob sich auch die holländische Hofkultur aus der Zeit Friedrich Wilhelms. Noch von diesem berufen kam Pufendorf (S. 13), infolge Stockholmer Enttäuschungen, nach Berlin, wo er die erste und für lange Zeiten einzige moderne und aktenmäßige Biographie, die des Großen Kurfürsten geschrieben und eine solche

Abb. 121. Das Berliner Schloß vor dem Umbau durch Schlüter, von der Langen Brücke aus gesehen. Aus dem Hohenzollern-Jahrbuch.

des lebenden Friedrich III. nach Auftrag begonnen hat; 1694 gestorben, liegt er in der Nikolaikirche zu Berlin begraben. In den 1680 endgültig angefallenen magdeburgischen Landen wurde 1694 die Universität Halle gegründet, von der im Zusammenhange der geistigen Bewegungen in einem späteren Kapitel noch zu reden ist. 1696 wurde in Berlin eine Akademie der Künste eröffnet, und unter dem Einfluß sowie nach dem Entwurf von Leibniz, den gelehrte Residenzakademien unablässig beschäftigt haben (auch darüber in jenem Kapitel), im Jahre 1700 die Berliner Sozietät der Wissenschaften gegründet, die gelehrte Akademie, deren erster Präsident er selber, wennschon von Hannover aus, wurde. Nering, † 1695, erbaute die Lange Brücke zu Berlin, den Marstall, der später, umgebaut, beide Akademien aufnahm und neuerdings verschwunden ist, ferner viele Gebäude der neuen „Friedrichstadt" und begann das Zeughaus. Andreas Schlüter (geb. 1664 zu Hamburg, † 1714 in Petersburg) schuf das machtvolle Denkmal des Großen Kurfürsten, so wie er dieser Zeit, der sich alles in Prunk verwandelte, zum Triumphator zu werden begann; er bildete die Dekorationen und die großartigen Kriegermasken am Zeughause, baute das Schloß Lietzenburg westlich vom Berliner Tiergarten bei dem Dorfe Lützen, Lützow, auch Lietzen, wandelte die alte Berliner Kurfürstenburg an der Spree in ein einheitliches Schloß

Abb. 122. Der König und die Königin im Krönungzuge vom 18. Januar

. Aus der Kupferstichdarstellung des gesamten Zuges von J. G. Wolffgang.

Abb. 123. Schlüters Denkmal des Großen Kurfürsten. Kupferstich von J. G. Wolffgang.

um, dessen Innenhof das Meisterwerk einer vom italienischen Geiste erfüllten ruhig-edlen Architektur ist, und hat auch in den Kirchen und in der Stadt manches geschaffen. Sein Nachfolger Eosander von Goethe (geb. 1670 zu Riga, † 1729 zu Dresden), französischer und gefällig-parademäßiger als der feine Schlüter, hat am und im Schloß weitergebaut; er hat ferner das Schloß Lietzenburg, das Sofie Charlotten († 1705) zum Andenken nun Charlottenburg genannt wurde, durch Flügel erweitert, Schloß Monbijou in Berlin und u. a. auch die Favorite zu Bötzow, das nach des Großen Kurfürsten erster Gemahlin Oranienburg hieß, erbaut. Neben den Namen niederländischer und deutscher Bildhauer, Maler und Kupferstecher, für die namentlich gute Zeit in Bildnissen und Festivitäten war, tauchen Franzosen auf, darunter zuletzt schon Anton Pesne. — Die Städte und Stadtteile Berlin, Kölln, Friedrichswerder (1667 eingerichtet), Dorotheenstadt, Friedrichstadt wurden seit 1709 wieder unter einen Magistrat vereinigt und begannen sich aus einem gutenteils noch recht ackerbürgerlichen Gemeinwesen in eine stattlichere Residenz umzuwandeln, der doch in den geeigneten Straßen mit Vorgärten und Bäumen vor den Häusern immer noch der freundliche und grüne Charakter blieb, den „Großberlin" auch neuerdings in freilich anderer Ausführung nach Möglichkeit zu wahren sucht.

Der Spanische Erbfolgekrieg.

Zwei Tage nach jenem Vertrage vom 16. November 1700, der den Kurfürsten von Brandenburg oder vielmehr den Herzog von Preußen zum König machte, kam die Nachricht nach Wien, daß Karl II. am 1. November gestorben sei.

Das beste Erbrecht hatte Philipps IV. Tochter Maria Theresia, die erste Gemahlin Leopolds I. gehabt, und demnach (vgl. S. 172) die einzige Tochter dieser Ehe, Maria Antonia, Max Emanuels von Bayern Gemahlin, also wiederum deren Sohn Josef Ferdinand. Freilich hatte Maria Antonia, wie üblich, formell verzichtet. Trotzdem setzte Karl II. den jungen Großneffen von Bayern 1696 und 1698 als Erben ein, weil dies am ehesten seine und der spanischen Nation Wünsche, das Erbe nicht zu zersplittern, zu gewährleisten schien. Aber 1699 war der Kurprinz gestorben, damit die bayrische Nachfolge gegenstandslos geworden, die Zweiheit von Österreich, dem Agnaten, und Frankreich als Ansprechern übrig geblieben. Das Reich Karls V. von 1521 wiederherzustellen hoffte Leopold I. selber nicht. Er gedachte also nicht seinen ältesten Sohn aus dritter (pfalzneuburger) Ehe, den seit 1690 gewählten römischen König Josef I., wohl aber dessen Bruder Karl (den nachmaligen Kaiser Karl VI.) als Erben der gesamten spanischen Besitzungen durchzusetzen. Demnach lehnte er das westmächtliche Teilungsprojekt vom Jahre 1700 ab, wonach Frankreich die italienischen Besitzungen (Neapel, Sizilien, Sardinien), dazu für Mailand Lotringen, in Tausch mit dessen Herzog, haben sollte, also nach Seemachtspolitik Englands und der im Schlepptau befindlichen Niederlande die maritim und kommerziell minder bedeutenden Lande, während für Erzherzog Karl Spanien, die spanischen Niederlande und die großen Kolonien übrig blieben. Aber infolge des Ausscheidens der bayrischen Kandidatur neigte deren Anhang, im Widerspruch gegen Österreich verharrend, überwiegend auf die französische Seite, so auch der ganze Einfluß des Papstes; dem fast schon sterbenden Könige wurde am 3. Oktober 1700 noch ein neues Testament beichtväterlich abgeängstigt, welches den zweiten Sohn des Dauphin, Philipp von Anjou, zum Gesamterben einsetzte. Für beide, Karl von Österreich, wie für Philipp wurde also das Ganze angesprochen; die Kräfte der einheimisch spanischen Unteilbarkeitspartei neigten dabei überwiegend zu Philipp. Die Seemächte wiederum mußten, bei wenig Bereitschaft für Österreich, doch verhüten, daß nunmehr nicht alles in die mittelbare französische Herrschaft geriet. Einstweilen erschien Philipp im Lande und wurde von den Spaniern günstig aufgenommen.

Endlich, am 7. September 1701, wurde dann die „Große Allianz" der Gegner Frankreichs: Österreichs, Englands, der Niederlande fertig, zu der hinzu der Kaiser, dessen Eifer der beste war, seine zahlreichen deutschen Verbündeten schon im voraus gewonnen hatte. Sie sollte nicht für ungeteilte Erbschaft Karls kämpfen, sondern schloß schon die Teilung in sich, die Leopold 1700 abgelehnt hatte; dessen Sohn sollte bestenfalls die spanischen Besitzungen in den Niederlanden und Italien haben, die Kolonien wollten die Seemächte selber nehmen. Es war das letzte politische große Werk König Wilhelms III., der im März 1702 ohne Leibeserben starb und Großbritannien seiner Schwägerin, der Königin Anna († 1714) hinterließ. Friedrich I. von Preußen erlangte bei seinem selbständigen Beitritt zur Großen Allianz die Anerkennung als König von seiten der Seemächte.

Abb. 124. Gartenvilla in der Dorotheenstadt bei Berlin, von Andreas Schlüter für einen v. Kamecke erbaut, jetzt Loge Royal. Nach einer Aufnahme von F. Albert Schwartz in Berlin.

Der König von Preußen hatte, als Sohn Luise Henriettens, das eigenste Interesse seines oranischen Erbanspruches bei Wilhelms III. Tode: wenn auch die Nachfolge in England und der niederländischen Statthalterwürde an der äußersten Peripherie des Möglichen verblieb, so doch auf die oranischen Hausbesitzungen Orange in Südfrankreich (seit 1530 nassauisch und zum Besitz der „oranischen" Linie der Nassauer geworden), Neuenburg oder Neuchatel mit Valendis, ferner Lingen, Mörs und mannigfache Grundherrschaften in den Niederlanden und der Freigrafschaft. Wilhelm III. hatte diese schon von seinem Großvater Friedrich Heinrich verbrieften Eventualaussichten der Hohenzollern immer mit freundlicher Miene behandelt, allein schon, damit sie von Berlin aus nicht vorsorglicher gesichert würden. Aber in seinem Testament setzte er einen weitläufigen Agnaten, Johann Wilhelm Friso von Nassau-Dietz, ein.

Zu Frankreich hielten Max Emanuel von Bayern, dem Ludwig XIV. die Statthalterschaft in den spanischen Niederlanden erblich zusagte, ferner gewohnheitsmäßig Kurköln, dazu Münster, Anton Ulrich von Wolfenbüttel (S. 193) und der Herzog Friedrich von Sachsen-Gotha-Altenburg. Die beiden letzteren vermochten freilich den Gang der Weltgeschichte nur unvollkommen zu ändern; man zwang sie, ihre Truppen von der Seite Ludwigs XIV. auf die des Kaisers zu führen, für den am Ende September 1702 auch das Reich als solches sich erklärte, unter mühsamer Überwindung der vielen schwebenden Streitigkeiten, von denen die

über die hannöversche Kur die heftigste war. Bayern und Kurköln verharrten bei Frankreich, Verhandlungen Max Emanuels sollten ihn nur vorläufig decken. Der habsburgisch-wittelsbachische Widerstreit war in alter Schärfe wieder lebendig geworden, die Annäherung des bayrischen Kurfürsten (S. 172) eine persönliche Episode jugendlicher Wallung geblieben. Hannover wurde auch durch seine neue oder neugesicherte große Aussicht desto enger an die „Große Allianz" gekettet: noch zu Wilhelms III. Lebzeiten schlossen am 12. Juni 1701 Krone und Parlament die Nachkommen Jakobs II. dauernd vom großbritannischen Throne aus und setzten für den Fall des Aussterbens der mit Anna zunächst weiterregierenden Stuartlinie die Kurfürstin Sofie von Hannover — die Enkelin Jakobs I., als Tochter Elisabeths und des Winterkönigs Friedrich V. von der Pfalz — und ihre Nachkommen zu Thronerben der vereinigten Königreiche ein. So sind, da die mit einem Dänenprinzen vermählte Königin Anna kinderlos war, 1714 die hannöverschen Welfen als weibliche Stuartangehörige auf den großbritannischen Thron gelangt, wo sie mit Königin Viktorias Tode i. J. 1901 durch eine koburg-gothaische Linie abgelöst worden sind, durch die Nachkommen Alberts, des Prinzgemahls der Viktoria.

Der letzte männliche Stuart starb 1807 in Frascati und hat seine Rechte an das Königshaus Sardinien, also Italien vermacht, und in dem an Schnurrpfeifereien so reichen England gibt es Legitimisten, die deshalb noch heute die regierende Dynastie nicht anerkennen, sondern u. a. ihre eigenen Hofkalender haben, worin sie sich für das — überaus viele — entschädigen, was die lebendige Weltgeschichte seit zwei Jahrhunderten an dem unbeugsamen Legitimitätsprinzip versündigt hat.

Abb. 125. Kurfürst Max Emanuel von Bayern.
Nach einem Gemälde von Jos. Vivien gestochen von Jos. Ant. Zimmermann.

So bedeuten jene Jahre, trotz August von Sachsen-Polen und trotz viel Kleinarbeit des Jesuitismus, im größeren Ganzen doch Aufstieg und Zukunftentschlossenheit auf europäisch-protestantischer Seite. Und in Wien, wo man Rom und den Jesuiten so fromm war, erlebte man an der spanischen Angelegenheit wieder einmal, daß die internationale Macht der Hierarchie im Zweifelsfalle sich lieber auf die nichtgermanische Seite, diesfalls die französische, neige, obwohl der lebende Kaiser Leopold diesseits wie jenseits der Leitha nicht minder scharfe landesherrliche Arbeit gegen den Protestantismus gemacht hatte, wie neuerdings König Ludwig in Frankreich.

Abb. 126. Marlborough. Stich von J. Smith nach G. Kneller.

Die Hauptfiguren des spanischen Erbfolgekrieges, der in den Spanischen Niederlanden, in West- und Süddeutschland, Italien und Spanien geführt wurde, sind auf Seite der Verbündeten der englische Herzog von Marlborough, Prinz Eugen und Ludwig Wilhelm von Baden, dieser als allmählich gar zu bedächtiger, freilich auch durch Truppenmangel gebundener Reichsbefehlshaber; auf französischer außer Max Emanuel von Bayern der Herzog und Marschall von Villars (1653 bis 1734) sowie der Herzog von Vendôme (1654–1712). Eugen schlug am 9. Juli 1701 die Franzosen in Oberitalien bei Carpi und am 1. September bei Chiari. Ludwig Wilhelm nahm am 9. September 1702 Landau ein, welches der wegen seiner erzählten Verdienste zum Grafen beförderte Mélac verteidigte, Marlborough am 31. Oktober Lüttich. Schon 1703 wurden die Unternehmungen durch kaiserlichen Geldmangel empfindlich gehemmt.

Dazu brachen in Ungarn und Siebenbürgen längst aufgeflackerte Aufstände in nunmehr großem Maßstab aus, unter Führung des Franz Rakoczy II. (1676—1735), Enkels von Georg II. (S. 174). Am 7. Juni 1703 verkündete Rakoczy an der Spitze des von ihm entflammten neuen Adels- und Volksaufstandes die Unabhängigkeit Ungarns. Dadurch war der Kaiser genötigt, so schwer es ihm fiel, die unter Prinz Eugen von Savoyen gegen Frankreich kämpfende Hauptarmee zu schwächen und auch nach Ungarn Truppen zu entsenden. Gegen sie hielt sich Rakoczy mit wechselndem Glück. Aber die im Westen von Prinz Eugen mit den österreichischen und preußischen Truppen erfochtenen großen Siege und diejenigen Marlboroughs entschieden mittelbar auch das Geschick Ungarns und ihres Führers. Da es Frankreich an verführerischen Ermutigungen und Geldunterstützungen nicht hatte fehlen lassen, hielt Rakoczy zwar noch mit blutiger Strenge alle Friedensgedanken nieder. Er selber führte vorläufig die Regierung in Ungarn. Sein politischer Plan war, später Max Emanuel von Bayern die Stefanskrone zuzuwenden, also Österreich dauernd zwischen zwei wittelsbachische Feuer zu bringen, für sich selber ein durch oberungarische Teile vergrößertes Siebenbürgen zur Herrschaft zu gewinnen. Im sprunghaften Wechsel gedachte er zeitweise auch, das protestantische Preußen dadurch in den Kampf zu ziehen, daß er dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm die ungarische Krone

antrug. Aber Preußen verharrte in seiner traditionell abenteuerfeindlichen Politik, in seiner damals resigniert-bescheidenen Haltung an Österreichs Seite. Und Frankreich ließ ihn bald im Stich, so daß er bitter klagte über die Limone, die man wegwerfe, nachdem man sie ausgepreßt. Nachdem Rakoczy schon früher Niederlagen erlitten hatte, besiegte im Jahre 1708 bei der durch ein vielbesuchtes Schwefelbad bekannten Stadt Trentschin im Waagtal der gefürchtete kaiserliche General Graf Siegbert Heister das Adels- und Kuruzenheer entscheidend. Das nun eintretende Abbröckeln des Aufstandes wurde weiter vollendet durch ein feierliches Breve des zur Zeit dem Kaiser beispringenden Papstes, der Habsburgs ungarisches Königstum ex cathedra betonte und die katholischen Anhänger Rakoczys durch kirchliche Einwirkung nach Hause trieb. Seitdem wurde dem hartnäckigen Oberhaupte des Aufstandes von den Fürsprechern des Friedens die Entscheidung entwunden und ohne seine Mitwirkung am 1. Mai 1711 der Friede von Szatmar geschlossen, durch welchen Ungarn in den Gehorsam des Kaisers zurückkehrte.

Rakoczy wurde in die allgemeine Amnestie eingeschlossen, aber nahm sie nicht an. Aus einem Stolze, der nicht ohne persönliche Größe ist, aber auch aus der häufigen Selbsttäuschung der Revolutionäre über die heimliche Standhaftigkeit ihrer Genossen verweigerte er die Unterwerfung, was die kaiserliche Acht über ihn verhängte, und floh ins Ausland. Er wandte sich nach Polen, nach Frankreich, überallhin verhandelnd und konspirierend; später von Frankreich ausgewiesen, ging er zu den Türken, den alten Schutzherren der madjarischen Kämpfe gegen Österreich. Denn daß Österreich 1716 in den türkisch-venezianischen Krieg verwickelt wurde — ich nehme diese Dinge hier nur kurz vorweg —, ließ seine sanguinischen Hoffnungen noch einmal Erfüllung schauen. Tatsächlich flackerten in Transleithanien die kriegerischen Erinnerungen auf, damals kam der Rakoczymarsch mit diesem Namen auf und wurde in ganz Ungarn gehört. Rakoczy selber soll in früheren Kämpfen die prachtvolle Aufruhrweise von einem Zigeuner Michael Barna aufgefangen haben und sie sich gern haben spielen lassen. 1717 erschien er persönlich im türkischen Hauptquartier Chalil Paschas, aber um Zeuge des ruhmvoll schwererkämpften Sieges Prinz Eugens am 16. August bei Belgrad zu werden, der das gewaltige Türkenheer in wilde Flucht jagte, während der von seinen Soldaten umjubelte Sieger am 18. August in die kapitulierende „Stadt und Festung Belgerad" einrückte. Mit dem österreichisch-türkischen Frieden von Poscharewatz 1718 war Rakoczy ein allseitig und von sich selber aufgegebener Mann geworden. Die Pforte verwies ihn mit einem Gnadengelde nach Rodosto am europäischen Ufer des Marmarameeres, wo er die Muße siebzehnjährigen Exils zur literarischen Bearbeitung seiner abgeschlossenen Tätigkeit verwendet hat. Nach seinem daselbst am 8. April 1735 erfolgten Tode sind Rakoczys Mémoires sur les révolutions de Hongrie 1738 im Haag, dem vornehmen Verlagsorte politisch-internationaler Literatur, erschienen; seine lateinische Selbstbiographie hat 1876 die ungarische Akademie zum Druck befördert.

Wenn die Fortdauer des Rakoczyschen Aufstandes über 1708 und 1711 hinaus zur Selbstvernichtung geworden wäre und gegen sein Betreiben unterblieb, die Erinnerung seiner Nation hat ihm darum doch die Treue gehalten, seinem Freiheitsinne, seiner Zuversicht, seinem Heldentume, so wie es sich aus der Entfernung verklärte. Durch die nachfolgenden Jahrhunderte haben sie von ihm gesungen, die Madjaren; zum Schlag der Werbetrommel, im Kriege, in den neuen Revolutionen von 1848/49 ist der Rakoczyname aufgeschollen. Und bis heute; wo an der Theiß oder Maroſch die Csikosen beim Steppenbrunnen am flackernden Herdfeuer liegen, wo in der fliegenschwärzlichen Csarda auf der Heide die buntröckige Schenkin sonnenverbrannten Hirten und Fuhrleuten den rubinroten Wein kredenzt, aber auch in den Kasernen der Städte, wo Honveds und Soldaten ihr Lederzeug putzen, da klingen, sobald ein Geschehnis, ein Wort die vaterländische Begeisterung weckt, die epenhaft-romantischen Rakoczylieder noch immer mit den neueren zusammen. — Wir haben im Zusammenhange des tapferen Mannes und der ihren Helden dankbaren, selbstachtungsvollen Nation diese Erinnerung Österreichs über den Erbfolgekrieg hinaus verfolgt, zu dem wir nun zurückkehren.

Ludwig Wilhelm vermochte Villars nicht aufzuhalten, der jenen hinter seine noch heute bekannten Linien von Stollhofen zurückwarf, am 10. März 1703 Kehl eroberte, sich am 12. Mai mit Max Emanuel vereinigte, aber zum Glück für den Kaiser sich bald wieder mit ihm über Kriegsplan und Rangfragen veruneinigte. Villars blieb an der bayrischen Donau stehen, Max Emanuel drang in Tirol ein, von wo ihn aber der Landsturm des Volkes, unter Führung des Pflegers von

Landeck, Martin Sterzinger, zum Rückzug nötigte. Villars überfiel am 20. September bei Höchstädt eine kaiserliche Abteilung unter Graf Styrum, die nur durch die Umsicht und Tapferkeit Leopolds von Dessau, des Führers der preußischen Bataillone, vor völligem Untergang gerettet wurde.

Geboren 1676, regierender Fürst in Anhalt-Dessau seit 1693, † 1747, ist Leopold als der „alte Dessauer" die volkstümlichste Gestalt der älteren preußischen Heerführer geblieben, als Führer im Felde, als der gewaltige Zuchtherr der Truppen und daneben als derjenige, der den Gleichschritt und den eisernen Ladestock eingeführt hat. Den „Dessauer Marsch" hat er 1705 aus dem Feldzug in Italien mitgebracht, wo er an einer Prozessionsmelodie so viel Gefallen fand, daß er sie von seinen Spielleuten als Armeemarsch benutzen ließ.

Abb. 127. Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.

Am 6. September 1703 nahmen die Franzosen Altbreisach durch den belagernden Vauban, am 17. November Landau ein, am 4. Januar 1704 besetzte Max Emanuel Passau. Inzwischen war im Mai 1703 Pedro von Portugal der Großen Allianz beigetreten, d. h. hatte sein Land durch den mit dem Lord Methuen abgeschlossenen Vertrag in politische und wirtschaftliche Abhängigkeit von England gestellt, die dauernd geblieben ist. Nun konnte Erzherzog Karl nach der iberischen Halbinsel abreisen und lief am 18. März 1704 in die Tejo-Mündung, den Hafen von Lissabon, ein, während Philipp von Anjou den Spaniern inzwischen Zeit gegeben hatte, sich von ihrer Begeisterung beträchtlich abzukühlen.

Die üblen Ergebnisse von 1703 in Deutschland haben das energische Zusammenwirken Eugens und Marlboroughs herbeigeführt, das seinen Schauplatz an der schwäbischen, jetzt bayrisch-schwäbischen Donau hat. Die Fesseln von Instruktionen in Ruhe zerreißend zog Marlborough anstatt gegen die Moselfestungen über den Rhein, traf am 12. Juni zu Großheppach mit Prinz Eugen und dem Reichsfeldherrn Ludwig Wilhelm persönlich zusammen. Am 2. Juli stürmten Marlborough und der Markgraf die Stellung der Bayern Max Emanuels auf dem Schellenberg bei Donauwörth, dann ging Ludwig Wilhelm zur Belagerung von Ingolstadt ab, Max Emanuel, durch die Armee der Franzosen unter Tallard verstärkt, wurde von Prinz Eugen gefaßt, der in gefahrvoller Lage ausharrte, bis Marlborough am Abend des 11. August glücklich heran war und nun die beiden Feldherren vereint am 13. August die große siegreiche Schlacht von Höchstädt oder Blindheim schlagen konnten.

Die Engländer nennen sie nach letzterem Orte; Königin Anna schenkte ihrem glänzenden, auch seelisch adligen Freunde, der als einer der schönsten Männer gepriesen wird, das prachtvolle „Blenheim-house" in Oxfordshire, dessen berühmte Marlboroughsche Gemäldegalerie ein heutiger Träger des Namens verkauft hat.

Abb. 128. Kaiser Josef I. Stich von E. Ch. Heiß.

Wieder trug Leopold von Dessau großen Ruhm und das Verdienst mitentscheidenden Anteils davon; die Kaltblütigkeit der Preußen im Gefecht, „ihre unerschrockene Herzhaftigkeit", von der Prinz Eugen dem König Friedrich voll hohen Lobes schrieb, ward seitdem als ein für allemal anerkannte Tatsächlichkeit betrachtet. Bayern war seinem Kurfürsten vorläufig verloren, er ging in die spanischen Niederlande, das Land wurde vom Kaiser besetzt und in Verwaltung genommen. Treue zu Wittelsbach und Empörung über die österreichischen Beamten haben jene wiederholten Aufstände des bayrischen Landvolks hervorgerufen, von denen am bekanntesten der Zug auf München mit dem Schmiedbalthes von Kochel geblieben ist, infolge dessen die treuen Oberländer nebst den Aufständischen von München am 24. Dezember 1705 bei Mitterfendling („Sendlinger Mordweihnacht") zusammengehauen wurden.

Inzwischen eroberte Marlborough, vom Kaiser beschenkt mit der Herrschaft eines deutschen Reichsfürsten in dem aus bayrischen Konfiskationen gebildeten Fürstentum Mindelheim, am 29. Oktober 1704 Trier, am 18. Dezember Trarbach; Ludwig Wilhelm nahm um dieselbe Zeit wieder Landau ein. Das deutsche Land war von Feinden befreit, ein großes Kurfürstentum von Österreich vorläufig erobert.

Kaiser Josef I.

Eben jetzt bestieg, durch den Tod Kaiser Leopolds am 5. Mai 1705, den kaiserlichen Thron ein 26jähriger Fürst, der fast in allem das Gegenteil seines schwunglosen, von Hofleuten und geistlichen Ratgebern schwachmütig geleiteten Vaters war, voll Hochgefühl, lebendig, unterrichtet, den Jesuiten und ihrer Herrschaft aufs unver-
1705. hüllteste abgeneigt: Kaiser Josef I. Der ganze Hof- und Regierungstaat wechselte mit ihm, doch behielt Prinz Eugen seinen Oberbefehl und des Kaisers festes Vertrauen.

Freilich lagen in diesem kaiserlichen Hochgefühl auch Gefahren, da sich dasselbe im Reiche mit nicht mehr gewohnter Fühlbarkeit deutlich machte. Namentlich den König von Preußen, der sowohl bei den Kaiserlichen wie im Sold der beiden Seemächte ansehn-

Abb. 129. Friedrich Wilhelm I. von Preußen als Kronprinz.

liche Truppen hielt, verletzte der Ton, womit man von Wien aus in Reichskriegssachen kommandierte. Niemand von den größeren Verbündeten war überdies so nahe wie er an dem Nordischen Kriege (s. u.) interessiert, welcher gegen Karl XII. von Schweden 1700 ausgebrochen war und von der Diplomatie Ludwigs XIV. mit allen Kräften in den spanischen Krieg ablenkend hineingemengt werden sollte. Um Friedrich I. bei den älteren Verbündeten zu halten und zu verhindern, daß ihm aus dem Nordischen Kriege irgendwelcher maritimer Vorteil entstehen könne, sind im Herbst 1704 sowie 1706 Marlborough und später, 1710, Prinz Eugen persönlich in Berlin erschienen und haben auch jeweils das Beabsichtigte erreicht. Und dem durch Marlborough wieder herbeigeführten engeren Verhältnis, das neue große preußische Truppenaufbringungen einschloß, wurde im Juni 1706 auch eine familiäre Seite durch die Verlobung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit Sofie Dorothea, der Tochter Georg Ludwigs, des englisch-hannöverschen Thronfolgers, und der „Prinzessin von Ahlden" (S. 193) gegeben. Am 28. November 1706 ward die Vermählung des achtzehnjährigen Kronprinzen mit der herzinnig von ihm geliebten, um ein Jahr älteren Base gefeiert, die als ein schlankes, blauäugiges Mädchen von Anmut und großem Verstand geschildert wird.

Gegen Bayern und Köln ging Josef im Stil der mittelalterlichen Kaiserkämpfe vor. Am 29. April 1706 wurden beide Kurfürsten nach abgegebener Zustimmung des Kurkollegs mit der Reichsacht belegt und alsbald mit der Austeilung bayrischer Besitztitel und Würden der Anfang gemacht. Auch daß Papst Klemens XI.

unter angeblicher Neutralität die Geschäfte Frankreichs betrieb, war Kaiser Josef, wie vorweggenommen sei, nicht länger gesonnen, bloß durch Beschwerden zu erwidern, wie sein Vater getan.

Zunächst hatte er es lebhaft ermuntert, daß Preußen, von dem Truppen bei den Kaiserlichen in Italien standen, gegen die Kurie militärisch vorgehe. Klemens XI. hatte 1707 wieder einen Regensburger Reichstagsbeschluß einfach „aufgehoben", weil er durch seinen Inhalt das preußische Königtum anerkannte. Und da die Kurie, durch die Enttäuschung von 1701 um alle gewohnte Klugheit gebracht, aus allen möglichen Winkeln ihre Pfeile absandte, so kam es auch in Köln zu einem Streit, weil ihr dortiger Nuntius die Stadtbehörde gegen den dem preußischen Gesandten nach Völkerrecht zustehenden reformierten Hausgottesdienst in sehr verletzender Form mobil machte. — Aber 1708 kam Josef selber, dessen Truppen Ober- und Unteritalien ohne derzeitigen Widerstand besetzt hielten, zum feindlichen Einrücken in den Kirchenstaat. Dabei waren nun auch die Preußen beteiligt. Daß diese 1707 bloß mit durchgezogen waren nach Unteritalien, hatte schon besorgte Vorstellungen von Kurpfalz und Münster hervorgerufen, als ob diese evangelischen Truppen eine Horde von Wilden seien. Damals wurde ihnen von Berlin aus ruhig erwidert, der Papst habe sich wegen der angenommenen königlichen Dignität (Preußens) so impertinent erwiesen, daß wohl Ursache sei, ihn bei Gelegenheit zu mehr Respekt und Bescheidenheit gegen evangelische Puissancen zu vermahnen. Die Besetzung des Kirchenstaats durch kaiserliche und preußische Truppen i. J. 1708 hat dann den ausgestreuten Schrecken widerlegt, dem Sacco di Roma Karls V. ist kein neuer unter preußischer Mitwirkung gefolgt und die ganze Einlagerung hat sich sehr glimpflich vollzogen. Aber sie führte zum Frieden. Wenn Klemens durchaus nicht clemens, sondern ein hartnäckiger Fanatiker war, so wünschten doch die Kardinäle nicht an ihren Einkünften ein Martyrium zu erleiden. Des Kaisers Schneidigkeit hatte aber auch seine protestantisch-seemächtlichen Verbündeten zärtlich besorgt gemacht; von hier gedrängt setzte Josef durch Ultimatum einen Termin für den Friedenschluß fest, auf den 15. Januar 1709, und an diesem Tage kurz vor Mitternacht gab der Papst nach. Er erkannte Karl als König an, wenn auch nicht ausdrücklich als den König von Spanien.

Karl war, nach Landung in Katalonien, im Oktober 1705 in Barcelona eingezogen. 1706 drangen Truppen der Verbündeten nach Madrid vor, riefen am 2. Juli Carlos III. als König aus, mußten sich aber vor gegnerischen Kräften wieder an die Ostküste zurückziehen.

Auf dem übrigen Kriegsschauplatz war die Allianz i. J. 1706 glücklicher. Marlborough siegte am 23. Mai bei Ramillies unweit Tongern, worauf die Seemächte die spanischen Niederlande in Verwaltung nahmen.

Markgraf Ludwig Wilhelm mußte freilich den weit überlegenen Kräften Villars' die speyerisch-pfälzischen Gegenden preisgeben; dann zwang ihn Krankheit, aus dem Oberbefehl zu scheiden, und am 4. Januar 1707 ist er im soeben erbauten Schlosse zu Rastatt, das anstatt des lieblichen Baden-Baden die neue geometrische Residenz des Markgrafen nach französischem Vorbilde geworden war, gestorben. Ein Kriegsmann von 13 Schlachten und 25 Belagerungen, dessen schon damals vielberufene „Inaktion" man auf die Ursachen zurückzuführen hat, die der Reichsfeldherr selber in einem Notschrei vom 30. April 1706 an den Kaiser so zusammengefaßt: ohne Armee, ohne Geld, ohne Proviant, ohne alle übrigen Requisiten. Seine Gemahlin, die er 1690 als vielgepriesene schöne und geistvolle Prinzessin heimgeführt, die letzte Lauenburgerin Augusta Sibylle, starb erst 1733; ihr Andenken haftet namentlich an dem reizenden Schlößchen Favorite, das sie sich nahe bei Rastatt gebaut. Im übrigen lebte diese Prinzessin evangelischer Geburt nunmehr den Werken der Buße und Charitas, erbaute sich bei Favorite als eine kleine Residenz der Askese die mit ein paar Wohnräumen ausgestattete Kapelle der Büßerin Magdalena, und durch ihre gutgemeinte Grabinschrift zu Rastatt: „Betet für die große Sünderin Augusta" hat sie dem drastischeren Verständnis des Untertanenpublikums den Anlaß zu viel munkelndem und erfindungsreichem Gerede über die Zeit vor ihrer großen Bußfrömmigkeit dargeboten. — Auf Ludwig Wilhelm folgte in Baden-Baden sein ältester Sohn Ludwig Georg (1707—1761), und bei dessen erbenlosem Tode der im Hinblick hierauf aus dem geistlichen Stande wieder ausgetretene jüngere Sohn August Georg, aus dessen später Ehe keine Kinder hervorgingen. Mit ihm starb 1771 die ältere, bernhardische Linie der Markgrafen (vgl. S. 34) aus und Baden-Baden ward mit Baden-Durlach vereinigt.

In Italien siegte Prinz Eugen am 7. September 1706 bei Turin und säuberte dadurch das Land von den Franzosen. Im Juli 1707 belagerten er und der seit Ende 1704 verbündete Herzog von Savoyen Toulon, während eine englisch-niederländische Flotte den wichtigen Hafen von der See her sperren sollte. Politische Rücksichten, Drohungen Karls XII., welche Ludwig XIV. veranlaßt hatte, zwangen von Wien her die Unternehmung aufzugeben. England, in dessen Interesse diese wichtige Belagerung wesentlich geschah, war freilich schon im voraus glänzend entschädigt, indem es 1704 die spanische Festung Gibraltar eingenommen hatte und sie mit der Absicht dauernden Behaltens besetzt hielt. Nun nahm England sich 1708 auch den sicheren, geräumigen Hafen von Mahon auf der Baleareninsel Menorca dazu. In diesem Jahre 1708 lag der Hauptschauplatz des Krieges in den Niederlanden, wo Prinz Eugen und Marlborough am 11. Juli bei Oudenaarde glänzend siegten und danach die Grenzfeste Lille, das Meisterstück Vaubanscher Befestigung, erobert wurde.

Ludwig XIV. war militärisch und finanziell erschöpft. Er hoffte nur noch auf Neapel und Sizilien. Die Generalstaaten, die sich längst sagten, daß sie nur für England kriegten, vermittelten für ihn; bei ihnen, im Haag, begann im März der allgemeine Friedenskongreß. Der Krieg ging einstweilen noch weiter, da Ludwig die zuerst an ihn gerichteten Forderungen, namentlich des Kaisers, der alles seit 1552 von Deutschland Verlorene einbringen wollte, als unerträglich ablehnte. Am 11. September 1709 siegten Eugen und Marlborough abermals, bei Malplaquet unweit von Mons. Frankreich hatte kein kriegsfähiges Heer mehr aufzuweisen; im Laufe von 1710 nahmen die Verbündeten einen französischen Platz nach dem anderen ein, und in Spanien bahnte der siegreiche kaiserliche Feldherr Guido von Starhemberg, der Vetter des Verteidigers von Wien, durch zwei Siege Karl den Weg nach Madrid.

Ludwig XIV. war jetzt bereit, die spanische Erbschaft bis auf Neapel aufzugeben, wollte den Generalstaaten Zugeständnisse machen, Deutschland gegenüber Straßburg herausgeben und sich zur Neuregelung im Elsaß verstehen. Aber die Verbündeten verlangten seit 1709 noch weitgehendste handelspolitische Verzichte (zu Gunsten Englands), sowie daß er selber, der Großvater, Philipp von Anjou aus Spanien vertreiben solle. Eine Forderung, die sich daraus versteht, daß nicht, während die Verbündeten dieses übrig bleibende Werk besorgten, Frankreich wieder zu Kräften komme und ungestört seine Diplomatie spielen lasse, die sogar während der Kriegsjahre Mittel gefunden hatte, den Bestand der Allianz und die Gefolgschaft des Reiches für Österreich zu bedrohen. Solche Zumutung wies nun aber der alte Roy soleil entrüstet zurück.

Und nun wandte ihm das Schicksal noch einmal seine Gunst zu. Die Verbündeten führten den Krieg teils nur noch müde, in Spanien sogar mit Mißerfolg. Englands Kriegs- und Eroberungslust hatte ihre Kraft bisher in der Parlamentsmehrheit der Whigs, der eigentlichen Partei der Handels- und Weltpolitik, gehabt; 1710 kam die mehr landaristokratische Torypartei ans Ruder, Marlboroughs Verfügungsfreiheit ward aufs engste beschränkt und England begann insgeheim mit Ludwig XIV. zu verhandeln. Das wesentlichste aber war, daß am 17. April 1711 der tatkräftige Kaiser Josef I. starb, 33jährig, an den Pocken. Jetzt war die 1711.
Kaiserwahl Karls, seines Bruders, in Deutschland zu erwarten, und da durfte er nicht zugleich der Herr eines allzu großen Teils der spanischen Erbschaft sein. So atmete Ludwig XIV. auf und schuf auf diplomatischem Wege alle möglichen Schwierigkeiten oder nutzte die vorhandenen aus. Die Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen, Hannover jeden einzeln in eine Kaiserkandidatur zu jagen gelang zwar nicht. Sie stimmten am 12. Oktober 1711 zu Frankfurt alle drei mit den übrigen (Bayern

und Köln waren nicht geladen) für Karl, der aus Carlos III. nun wieder ein Kaiser Karl VI. wurde und Spanien verließ. Aber gleichzeitig verständigten England und Frankreich sich in aller Stille. Letzteres trat jenem Neufundland, Neuschottland und die Hudsonbai ab, verpflichtete sich, ihm zu Gibraltar und Port Mahon sowie zu weitgehenden Handelsprivilegierungen in den spanischen Kolonialbereichen zu verhelfen. Dafür behielt England seine Truppen zwar im Kriege, aber — Marlborough war abberufen — nur noch, um die ahnungslosen Verbündeten zur Untätigkeit zu verstricken, und auf dem neuen Friedenskongreß zu Utrecht, seit Januar 1712, wurde England der beflissene Anwalt Frankreichs. Unter diesem Zeichen stehen sowohl die weiteren militärischen wie politischen Geschehnisse. Und im Zeichen von manchem andern Zwiespalt der Verbündeten; u. a. suchten die Generalstaaten auf jede Weise Preußen die oranische Erbschaft zu verkürzen, so daß Leopold von Dessau am 7. November 1712 Mörs gegen die Niederländer mit Gewalt besetzte und deren darin befindliche Besatzung per Schub aus der Stadt führte.

Am 11. April 1713 wurde zu Utrecht Friede geschlossen zwischen allen selbständigen Kriegführenden mit Ausnahme des Kaisers und des Reiches. Philipp von Anjou, Philipp V., für den Frankreich verhandelte und abschloß, blieb König von Spanien, das aber nie mit Frankreich uniert werden sollte, und von seinen Kolonien. Die Generalstaaten erhielten keine überseeische Station, keine neue Handelssicherung, sie wurden aus der See- und Großpolitik, die sie lange Zeit so herrisch gehandhabt hatten, beiseite geschoben. Das Besatzungsrecht einer Anzahl spanisch-niederländischer Landfestungen an der französischen Grenze bekamen sie, ein wenig nutzbares Recht, das jetzt nur die Gefahr künftiger Verwicklungen barg. England hielt Gibraltar, Port Mahon, den portugiesischen Vertrag und nach dem Abkommen von 1712 immense Handelsvorteile seitens des neuen Spanien aufrecht. Savoyen erhielt die Insel Sizilien nebst der Königswürde.

Preußen hatte seit 1707 Neuenburg mit Valendis in der Hand. Hier hatte Oranien nicht direkt regiert, sondern nur eine obere Lehnshoheit über das Haus Longueville gehabt (vergl. S. 33). 1707 starb die letzte Longueville, Maria von Nemours, weshalb Preußen als Erbe Oraniens den Heimfall aussprach und alsbald das Fürstentum landesherrlich besetzte. Ferner waren ihm Mörs und Lingen 1707 vom Reiche zuerkannt worden, das dafür zuständig war, und auch die Generalstaaten hatten sein Recht 1711 anerkannt, allerdings ohne viel Geneigtheit, die Konsequenzen daraus zu erfüllen. Auf das Fürstentum Orange sowie auf die oranischen Besitzungen in der Freigrafschaft verzichtete nun Preußen gegen Entschädigung durch denjenigen Teil des alten Herzogtums Geldern, der sich 1579 nicht am Abfall von Spanien beteiligt hatte und bisher bei diesem geblieben war, das sog. Oberquartier Geldern mit der gleichnamigen Stadt. Preußen hatte auf Geldern auch alte jülich-klevische Ansprüche verfochten; es wurde gegen den heftigen Widerstand der Generalstaaten und des Kaisers von Frankreich unterstützt, das sich hierdurch den König zum bequemen Friedenskontrahenten machte, desgleichen von England, weil erstens dieses dadurch Subsidienschulden los wurde und weil zweitens sein Vertreter in Utrecht bei dieser Gelegenheit 50000 preußische Taler in die persönliche Diplomatentasche schob.

Dem Kaiser und dem Reiche sollte offen stehen, den Utrechter Festsetzungen und der dortigen Abmachung beizutreten, daß Kaiser Karl VI. für den Verzicht auf die Gesamtheit seines spanischen Erbrechts und Königtums die spanischen Niederlande und die Besitzungen in Italien erhalten solle. Karl VI. versuchte zwar noch, den Krieg unter Führung Prinz Eugens fortzusetzen. Aber dieser selber drängte

zum Frieden, um so mehr als Villars am 20. August 1713 Landau und am 17. November Freiburg wieder einnahm. Eugen selber hat dann mit Villars zu Rastatt die Friedensverhandlungen des Kaisers geführt, die am 7. März 1714 abgeschlossen worden sind. Die Utrechter Abmachungen wurden übernommen, Landau bei Frankreich belassen, von letzterem dagegen Breisach, Freiburg, Kehl von neuem zurückgegeben. Die Kurfürsten von Bayern und Köln wurden vollkommen wieder eingesetzt, so daß Marlborough, der in England wegen Unterschleife angeklagt und von der Königin aller Ämter entsetzt war, sein Reichsfürstentum Mindelheim — und das deutsche Reich einen recht überflüssigen neuen fremden Teilhaber — wieder verlor. — In dem altbekannten Kurort, der Stadt Baden im Aargau, die die Eidgenossen 1415 erobert und bis 1712 als Stätte ihrer Tagsatzungen benutzt hatten, ward dann noch für das Reich verhandelt und für dieses am 8. September 1714 der Friede formell abgeschlossen.

Der Nordische Krieg.

Wunderlich genug mag es uns anmuten, daß zur gleichen Zeit mit dem spanischen ein zweiter großer europäischer Krieg geführt wurde, bei dem fast alle Kämpfer des westlichen Krieges dringend interessiert waren, ohne daß doch die Gesamtheit der Parteiungen sich ganz klar in zwei große Heerlager schied; aber derlei Erscheinungen gehören zur Kennzeichnung des Zeitalters der vielverschlungenen Kabinettspolitik. Der in den Ostseeländern und mit auf deutschem Boden geführte Nordische Krieg Karls XII. darf von der deutschen Geschichte nicht beiseite gelassen werden. Er hat die Übermacht Schwedens in Nordeuropa endgültig zu Grabe getragen und die deutschen Küstenlande, wenn auch noch nicht gänzlich, von der Fremdherrschaft befreit.

Der Sohn Karl (X.) Gustavs, König Karl XI. (1660—1697), der 1672 zur mündigen Regierung gelangte, hatte nach den Niederlagen durch den Großen Kurfürsten seit den so glimpflichen Friedensschlüssen von 1679 eine Friedenspolitik eingeleitet, die er durch seine Vermählung mit Ulrike Eleonore von Dänemark stützte. Er erkannte seine Aufgabe in der Niederwerfung des aristokratischen Regiments in Schweden, das, begünstigt durch die Vormundschaftzeiten, der Krone sowohl den monarchischen wie den finanziellen Machtboden entzogen hatte. So hat Karl, in Verbindung mit gutheißenden Reichstagsbeschlüssen von 1680 und 1682, durch seine strenge „Domänenreduktion" die der Krone entrissenen Güter wieder beigebracht und dadurch eine selbständig und stark fundierte Königsgewalt hergestellt, durch die Schweden auch nach außen hin freiere Hand erhielt, als zur Zeit der totalen Abhängigkeit von rechtswidrig angeeigneten Seezöllen und französischen Subsidien. Durch ihn erst konnte die schwedische Politik wieder jene ehrlich protestantische werden, die sich bei Ludwigs XIV. katholisierenden Gewaltmaßregeln mit Entschiedenheit von ihm wandte (S. 182). Karl XI. hinterließ seinem Sohne Karl XII. (geb. 1682, reg. 1697—1718) nicht nur die ungeschädigte Machtstellung an der Nordsee und um die Ostsee herum, sondern auch die Mittel, sie aus eigener Kraft zu behaupten.

Der begehrlichen Feinde Schwedens war kein Mangel. Preußen freilich stand jetzt zurück. Es band sich an Habsburg und die Seemächte und blieb somit an deren antifranzösische Interessen gefesselt, so ungern es die nordischen Verwicklungen ungenutzt ließ. Zum Versuch in letzterer Richtung brachte das derzeitige Preußen schon an sich nicht recht den Entschluß und die politische Fähigkeit auf; die Hauptsache aber war bei der allzu kostspieligen Hof- und Regierungsweise Friedrichs I., daß er von den Subsidien der vorhin genannten Mächte abhängig blieb, welche ihrerseits die hochgeschätzten preußischen Regimenter um keinen Preis entbehren wollten. So fochten diese in Süddeutschland und in Italien, während Pommern zeitweilig als offene Beute dazuliegen schien.

Dagegen war der alte schwedisch-dänische Gegensatz wieder akut geworden.

Die jüngere Linie des oldenburgisch-schleswigholsteinisch-dänischen Gesamthauses, die gottorpische, stand der „königlichen" seit lange gespannt gegenüber, erstrebte gegenüber den Einverleibungsabsichten der königlichen ihre volle Souveränität in Schleswig und hatte diese sowohl 1658 im Frieden von Roeskilde mit schwedischer Hilfe zugesprochen erhalten, wie 1689 im Vergleich von Altona aufs neue bestätigt gesehen. Karls XII. ältere Schwester war mit Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp vermählt; nun war der neue dänische König Friedrich IV. (1699—1730) entschlossen, sich dieser Verbindung der alten Gegner entgegenzuwerfen und Schleswig gänzlich unter die Landesherrlichkeit der dänischen Krone zu bringen.

Dem gesellte sich hinzu das ehrgeizige Streben Augusts von Sachsen und Polen nach östlich-nördlichen Großtaten und einer hierauf zu gründenden Befestigung seiner Stellung in Polen. Und ferner die Bereitschaft des Zaren Peter I. von Rußland (1689—1725), des im Osten neu über den Horizont gestiegenen Gestirns. Peter wollte sein Moskowiterreich mit Kultur und Politik des Westens in Beziehung setzen, wollte sein Reich zur europäischen Großmacht erheben. Der erste Schritt hierzu mußte sein, den schwedischen Landriegel zu sprengen, der die Russen von der Ostsee abschnitt, also Livland, Estland, Ingermanland, Finnland zu erobern, deren Sicherung gegen Rußland Gustav Adolf und nachmals ein neuer Frieden von 1661 errungen hatten. Alle diese gegen Schweden gerichteten Absichten zu einer großen Verbündung vereinigt zu haben, ist wesentlich das Werk des vielberufenen Livländers Reinhold v. Patkul gewesen.

Abb. 130. König Karl XII. von Schweden.
Stich von P. Tauje nach D. Kraft.

Er war der Führer der Adels-Opposition gewesen, als Karl XI. die Domänenreduktion nicht mit gleich gutem Rechtsbestand, wie er sie in Schweden handhabte, auch auf die baltischen Provinzen ausdehnte, und war dann der Acht und Strafe entflohen, um in der Nähe Augusts II. und seines Ministers Grafen Flemming der unermüdliche Ränkespinner gegen Schweden zu bleiben.

Militärisch versagte das gemeinsame Vorgehen, das 1698 und 1699 zwischen den genannten drei Mächten verabredet wurde und im Februar 1700 sowohl in Livland wie in Schleswig einsetzte. Der junge Karl XII. landete auf Seeland und zwang Friedrich IV. von Dänemark zum Frieden von Travendal vom 18. August 1700, worin die schleswigsche Souveränität der Gottorper neu anerkannt wurde. Daraufhin stellte auch August II. die Feindseligkeiten in Livland ein. Peter

belagerte die Festung Narwa an der estländischen Grenze, nahe dem Finnischen Meerbusen, und wurde hier am 20. November 1700 von dem weit kleineren Heere Karls vollständig geschlagen. Karl glaubte sich auch des russischen Gegners ledig und wandte sich gegen den gehaßten Sachsen in Polen, den Schützer Patkuls. Es wurde das Verhängnis Karls, daß er, übrigens begreiflich genug, gerade den Fürsten unterschätzte, dem nun Narwa, um eine Parallele aus unserer späteren Geschichte hierher zu ziehen, zum „Jena", zur beschämenden Züchtigung geworden und der von dort ab der geniale und rastlose Bildner auch der russischen Heeresordnung und Schlagfertigkeit werden sollte.

In einer Kette von Siegen — bei Riga im Juli 1701, bei Klissow Juli 1702, Pultusk Mai 1703 — schlug Karl XII. den Sachsen zu Boden und stellte ihm im Juli 1704 den Woiwoden von Posen, Stanislaus Leszczynsky, als Gegenkönig gegenüber. Der schon damals nicht neue Gedanke einer Teilung Polens taucht episodisch auf, und August selber wäre bereit gewesen, mitzumachen, um im Austausch für das wahlabhängige Ganze ein dauerndes Teilstück zu bergen. In diese Zeit fällt, was wir schon erwähnt haben, daß Marlborough zweimal in Berlin erschien, um Friedrichs I. gespanntes Augenmerk auf diese östlichen Möglichkeiten wieder in die militärische Dienstbarkeit bei seinen Verbündeten zurückzulenken. — Im Februar 1706 schlug Karl das letzte Heer Augusts II. bei Fraustadt, dann drang er durch das kaiserliche Schlesien nach Sachsen ein und begab sich bei Altranstädt unweit Leipzig in ein Standlager. Hier mußte August II. am 24. September 1706 den Frieden unterzeichnen lassen, durch den er Polen zu Gunsten Leszczynski's entsagte und nur den Königstitel behielt.

Abb. 131. Hauptquartier Karls XII. in Altranstädt. Das Zimmer, in welchem der Friede unterzeichnet wurde. Nach einer photographischen Aufnahme.

August dachte sogar über Friedensverträge einigermaßen willkürlich und hat später seine Altranstädter Bevollmächtigten schnöde bestraft, als ob sie ihm den Frieden aufgetrogen hätten, den er im Januar 1707 nach einer Zusammenkunft mit Karl doch persönlich ratifizierte. Zur Zeit dachte er daran, als Nachkomme einer Stauferin (vgl. Bd. I. S. 508) Ansprüche für Sachsen auf Neapel-Sizilien zu machen, das ja zur Gewinnbeute des Spanischen Erbfolgekrieges gehörte. Ein gewisses unterstützendes Entgegenkommen Karls XII. für diesen Plan erleichterte es ihm, Patkul auszuliefern, wie zu Altranstädt festgesetzt worden war. Im April 1707 wurde Patkul den Schweden übergeben und am 10. Oktober hingerichtet.

Bei Karls Durchzug durch Schlesien hatten sich die dortigen Protestanten hilfeflehend um Schutz an ihn gewandt. Andererseits ließ es Ludwig XIV. an Bemühungen nicht fehlen, den Schweden nunmehr an seiner Seite in den Spanischen Erbfolgekrieg, in den Kampf gegen Habsburg zu hetzen. Unter dieser Gefahr, daß in dem siegumrauschten jungen König ein neuer Gustav Adolf erstehen könne, hat Kaiser Josef das schwere Zugeständnis nicht verweigert, welches der

Schwede forderte, und in der Altranstädter Konvention vom 1. September 1707 seine evangelischen Untertanen in Schlesien in die Rechte eingesetzt, die der Westfälische Friede den Protestanten verbürgte, ihnen auch die seitdem entrissenen Kirchen zurückgestellt. Als „Gnadenkirchen" sind die sechs Gotteshäuser bekannt, welche die Evangelischen nach dieser Konvention zu Sagan, Freistadt, Hirschberg, Landeshut, Militsch und Teschen neu erbauen durften.

Nun verließ Karl XII. Sachsen, das die Last der von seinem Landesherrn verschuldeten langen Einlagerung schwer hatte tragen müssen. Zar Peter nötigte ihn dazu, der sich allmählich gegen die schwedischen Heeresabteilungen emporgekämpft, die Küstenlande besetzt, in dem eroberten Ingermanland 1703 zuversichtlich eine künftige Hauptstadt, St. Petersburg, gegründet, gleichzeitig zu Kronstadt eine befestigte Flottenstation errichtet hatte und sich nun nach Polen wandte. Dort wich er vor dem sieggewohnten Könige und seiner erfrischten Armee aus und, wie er richtig berechnet hatte, ließ Karl sich tief in das Innere des Reiches locken, bis am 27. Juni oder nach neuem Stil am 8. Juli 1709 die Schlacht von Poltawa in der Ukraine, die wichtigste der russischen Geschichte, das Heer und alle Erfolge des Schwedenkönigs auf einen Schlag vernichtete.

Karl floh in die Türkei und suchte den Sultan zum Russenkriege zu bewegen, der 1711 in der Tat ausbrach; August II., der den Altranstädter Frieden für unverbindlich erklärte, Dänemark und Rußland erneuerten 1709 ihr Bündnis, Leszczynski floh nach Pommern und August übernahm wieder die Regierung in Polen. Dagegen kam Prinz Eugen nach Berlin, um Friedrichs I. Regimenter für den Erbfolgekrieg, für Belgien und Italien zu binden. So blieb der nächstinteressierte Reichsnachbar Schwedens, Sachsens und Polens auf machtloses Traktieren angewiesen, während Pommern und Mecklenburg den Russen, Polen und Dänen ausgeliefert waren, von denen die letzteren auch gegen Bremen und Verden vorgingen. Bei Gadebusch westlich vom Schweriner See schlug am 20. Dez. 1712 der General

Abb. 132. Gnadenkirche zu Hirschberg in Schlesien.
Aufnahme von F. Pietschmann in Görlitz.

Abb. 133. Das Schloß des Stifts zu Quedlinburg. Aufnahme von 1867, vor dem Umbau.

Steenbock, mit welchem Karl XII., der tatarische Hilfe gewann, sich eigentlich in Polen vereinigen wollte, die Dänen aufs Haupt und folgte ihrem Rückzug nach Schleswig-Holstein; ihm aber folgten wieder die Russen und Polen und zwangen ihn am 20. Mai 1713 bei Tönningen, das ihm Schutz gab, zur Kapitulation.

Der Thronwechsel in Preußen 1713.

Während der letzterzählten Ereignisse, am 25. Februar 1713, war König Friedrich I. von Preußen gestorben.

Seine letzten Jahre waren ziemlich trübselige gewesen. Das alte vergnügungsfröhliche und festprunkende Wesen des Berliner Hofes lag versunken, ohne daß es darum viel sparsamer zuging. 1705 war Königin Sofie Charlotte, erst 37 Jahre alt, gestorben, bei einem Besuch in Hannover. Noch ihre Worte auf dem Sterbebette waren Ironien über den abwesenden Gemahl und wie umständlich prunkvoll er sie begraben werde. Friedrich hat seine schöne Gemahlin um so ehrlicher und verlangender geliebt, je mehr sie ihn innerlich ferne von sich hielt und ihn den geistigen Abstand empfinden ließ; ihr Tod brach ihn völlig nieder. Das dauerndste Denkmal hat er ihr durch die Erhebung des oben erwähnten Ortes Lietzen, wo Schlüter den Schloßbau begonnen, Eosander von Goethe Seitenflügel und Kuppelturm hinzugefügt hat, zur Stadt „Charlottenburg" gesetzt.

Um den vereinsamten und melancholischen König dem gesunden Einfluß des Kronprinzen zu entreißen, fanden Kolb von Wartenberg und seine Genossen Wittgenstein und Wartensleben, die „drei W", eine neue Vermählung geeignet, die 1708 mit Sofie Luise, der Schwester des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, zustande kam. Aber diese Prinzessin, aus dem geistigen Stillleben und dem hausbackenen Prediger- und Adelsumgang des lutherischen Schweriner Hofes unvermittelt in die ganz anders geartete Sphäre des Berliner Hofes als dessen königliche Führerin versetzt, fühlte sich dort höchst unglücklich, warf sich gänzlich in die Arme zelotischer lutherischer Partikulareinflüsse, kasteite sich

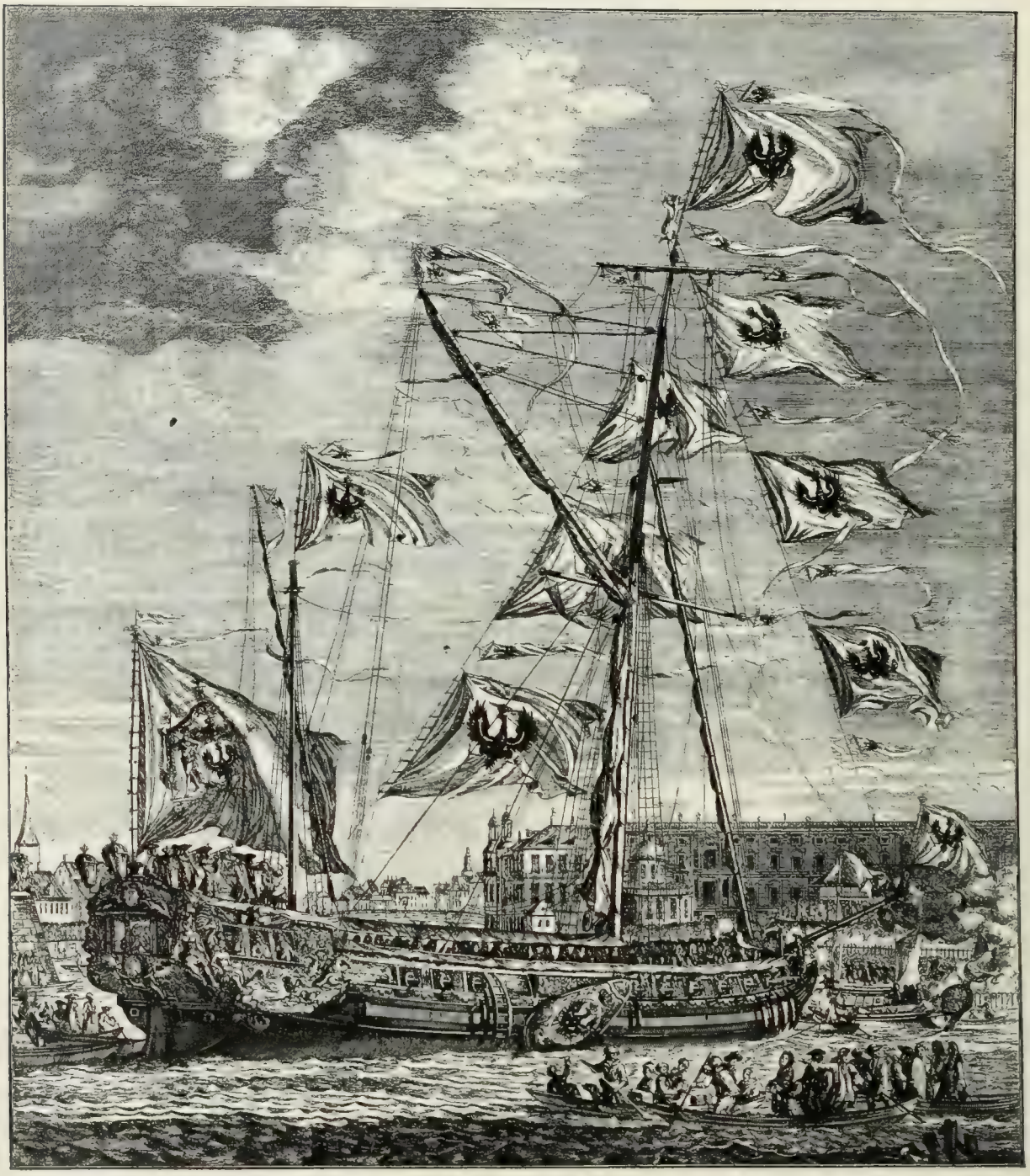


Abb. 134. Prunkjacht König Friedrichs I. Im Hintergrunde das Königl. Schloß.
Stich von J. G. Wolffgang nach dem vom Erbauer des Schiffes Mich. Maddersteg gemalten Bilde.

und kerkerte sich ein wie eine neue lutherische hl. Elisabeth und gab entsprechend den wiedererwachenden katholischen Propagandahoffnungen eine Stütze gegen den König; es mochte wohl zutreffen, wenn diese Herren, an der Spitze der Venezianer Agostino Steffani, meinten, die Königin würde Friedrich viel lieber katholisch als reformiert wissen. Einfluß in dieser Richtung vermochte sie natürlich nicht zu üben, da sie überhaupt mit Friedrich kaum etwas teilte, und das Ende des Ganzen war erklärter religiöser Wahnsinn, der diese unglückliche Königin unheilbar umnachtete.

Inzwischen gelang es dem Kronprinzen im Jahre 1711, die „drei W" zu Fall zu bringen; den Hebel gab die entdeckte gänzliche Leere der von Wittgenstein geführten Landes-Feuerkasse. Seitdem war der leitende Einfluß des jungen frischen Fürsten in der inneren Regierung gesichert. Die äußeren Fesseln des Staates hat auch er erst als selbständiger König zu zerreißen vermocht.

Der Gedanke einer Vermählung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit Ulrike Eleonore, König Karls XII. Schwester, hatte eine zeitweilige Rolle gespielt in den Bemühungen der Berliner Politik, die nordische Sachlage irgendwie auszunutzen. Dann aber war Sofie Dorothea, die Tochter Georg Ludwigs von Hannover und der celle'schen Sofie Dorothea ausersehen worden, Preußen enger und möglichst dauernd an England-Hannover zu knüpfen, wie schon S. 217 im politischen Zusammenhang erzählt wurde.

Wenn der Staat unter Friedrich I. aus dem für die preußischen Truppen so ruhmreichen Spanischen Erbfolgekriege wesentlich nur die teilweise Verwirklichung unabhängiger Rechtsansprüche davontrug, und wenn der Nordische Krieg vorläufig nichts als fremde Truppendurchzüge und diplomatische Niederlagen brachte, so wurde Preußen doch anderweitig, durch einige kleine Gebietskäufe, etwas vergrößert. 1698 (und 1703), als Friedrich August von Sachsen so viel Geld brauchte, wurden von ihm die Vogteien über das Reichsstift Quedlinburg und die Reichsstadt Nordhausen, sowie das Amt Petersberg bei Halle an Preußen überlassen. 1707 kaufte dieses von dem Grafen von Solms-Braunsfeld die Grafschaft Tecklenburg, die danach mit dem altzugehörigen Lingen wieder vereinigt werden konnte.

Nun war am 25. Februar 1713 der Kronprinz Friedrich Wilhelm König von Preußen geworden. Sein Vater, der Brandenburg-Preußen zum Königreich gemacht hatte und dessen Lebenstat dieser nicht zu unterschätzende Erfolg war, lag in seiner ganzen Pracht mit Scharlachrock und Brillantknöpfen, Mantel, Krone, Zepter und Reichsapfel auf dem Paradebett. Er ward so zeremoniös und feierlich begraben, wie es ihm entsprach. Aber als am 2. Mai die Gruft im Dom seinen Sarkophag aufgenommen hatte, an der Seite Sofie Charlottens, da wechselte Friedrich Wilhelm das Hofkleid mit der Uniform und stieg vor seinen Truppen zu Pferde, während die Leibtruppe den Trauersalut feuerte. Der Soldatenkönig dokumentierte, daß er das Regiment habe und eine neue Periode in Preußen heraufgestiegen sei.

Ein Jahr Friedehalten setzte sich der neue König, um die Finanzen und das durch die Friedenschlüsse von Utrecht und Baden freiwerdende Heer für neue Aktions-

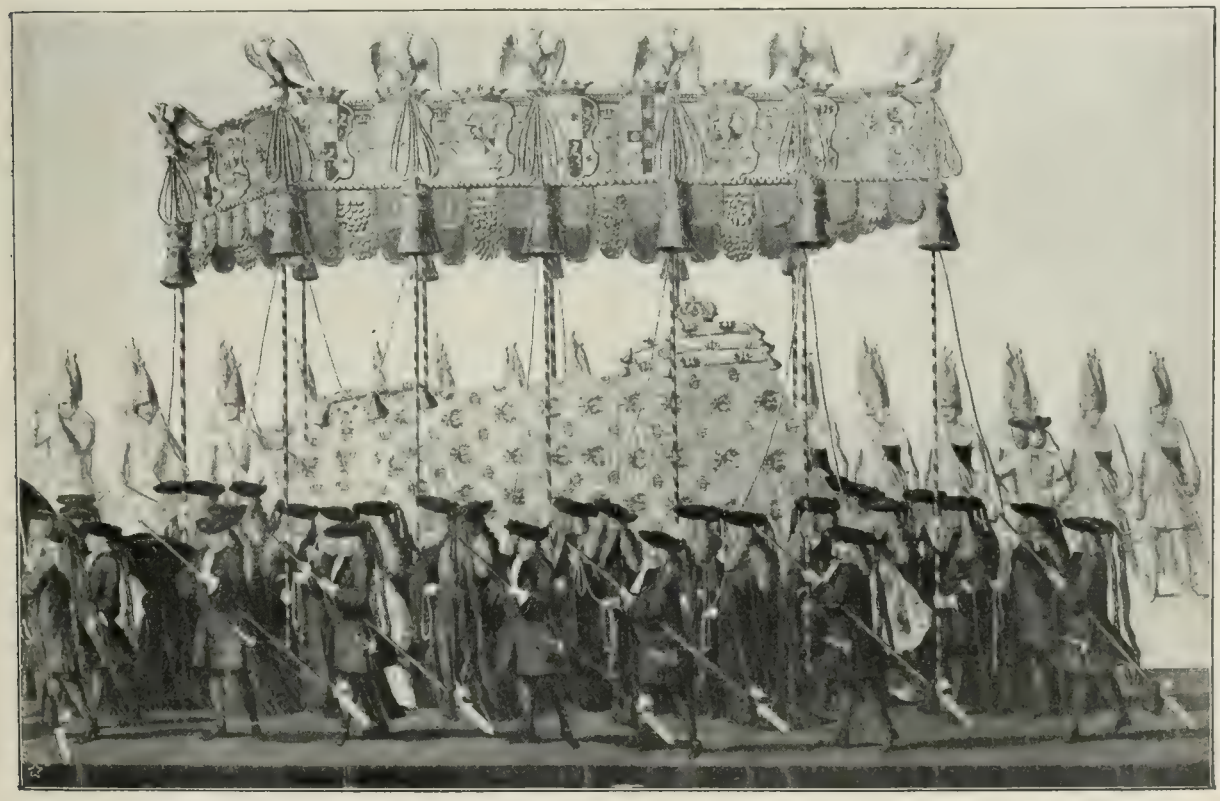


Abb. 135. Der Sarg König Friedrichs I. im Leichenzuge. Stich von J. G. Wolffgang.

fähigkeit bereit zu machen. Darin liegt auch schon sein Lebenswerk vorgezeichnet: im militärischen und finanziellen Bereitsein und in der unablässigen strengen Arbeit hierfür. Gegen die Ausbildung des Werkzeugs durch ihn, gegen die Ansammlung der Macht tritt die eigene Benutzung weit zurück. Mit Ausnahme der ersten Jahre, wo Friedrich Wilhelm die bisherigen Versäumnisse gegenüber Schweden einigermaßen gut macht, ist das Wesen seiner auswärtigen Politik Neutralität, nicht die schwächliche und vielduldende Neutralität eines Georg Wilhelm, sondern die des schonenden, mehrenden Zuwartens, das zwar auch gelegentlich Geringschätzung gelassen hinnimmt. Hatte bei Kurfürst Friedrich Wilhelm das Gepräge einer gewissen Hast, eines sorgenvollen Selbertuns hervorstechen müssen, so ist bei dem Enkel, dem gleichnamigen Könige, alles auf Weitergeben, auf Zukunft gestellt. Ungeduld ist auch in ihm, aber nicht die des Erfüllens, des Bergens, sondern die der Arbeit, die die Zukunft den Kommenden sicher weiß. Seine Enkel werden diese Erben sein, damit tröstet er sich mit heimlichem Wissen, wenn sie ihn in Wien und Dresden einen Pfennigfuchser heißen und wenn er sich wieder einmal von ihnen übervorteilt sieht. Der in allem gründliche Mann fühlt sich nicht Diplomaten genug, um sich gleich seinem Großvater in das Geflirre der politischen Ränke zu mengen, nicht Feldherrn genug, um seine Soldaten selber zu führen, und Anderen kann er doch diese Dinge nicht überlassen. Das ist der Schlüssel zu dieser ganzen Regierung und der Gewissensentschädigung, die sie sich verschafft.

Friedrich Wilhelm ist der Erzieher des Preußentums, jenes, das bei Mollwitz und bei Düppel, Königgrätz, das noch um Metz und Sedan seine Siegesschlachten sicht und dessen spartanische Frugalität, dessen herbe Sachlichkeit wir heute nicht ohne Beklemmung in ein unsicheres und leicht wohlgefälliges Nachlassen sich auflösen sehen. Er hat die gesunden harten Muskeln des preußischen Staates ausgebildet, wie trefflich von ihm gesagt worden ist. Sein ganzes Wesen ist Gegensatz zu Friedrichs I. Weichheit und dekorativer Neigung, und nicht minder gegen das aristokratische und geistreiche Durcheinander der „philosophischen" Mutter. Früh hilft er sich selber zurecht, bescheidet und begrenzt sich, ist früh fertig: robust, nüchtern, klar, ausdauernd und strenge, gerne im Wesen barsch und rauh, sittlich rein, der Mann der Disziplin und pünktlich haushälterischer Ordnung. Eigenschaften, wie seinen Jähzorn, zu meistern, dazu gelangt er nie; die Vehemenz in seinem Wesen hält bis ans Ende ungebrochen vor. Die geistig-künstlerische Zutat zum Hofe des Großen Kurfürsten war holländisch gewesen, unter Friedrich I. war das Alamodewesen, das Französische, zum Übergewicht gelangt; der Hof Friedrich Wilhelms I. ist deutsch, aber man kann ihn auch nicht als typisch bezeichnen, er ist etwas ganz für sich und nur nach diesem König zugeschnitten.

Fortgang des Nordischen Krieges.

Ohne Eifer trat Friedrich Wilhelm in den Nordischen Krieg. Auch hier mit dem Gefühl, unfertig zu sein; er wurde sich niemals vorbereitet genug. Aber er durfte jenes auch nicht versäumen.

Dänemark hatte wegen der Aufnahme der Schweden in Tönningen, ehe sie dort kapitulierten, den Neutralitätsbruch festgestellt und wollte diesen zur endgültigen Vernichtung der gottorpischen Souveränität ausnutzen. Mit Holstein-Gottorp schloß Friedrich Wilhelm am 22. Juni 1713 einen Vertrag zum Schutz ihrer Neutralität, der aber schon die preußische Absicht enthielt, Stettin und Vorpommern bis zur Peene zu erwerben, zunächst in der Form der Neutralisierung dieser Gebiete

durch den Schutz preußischer und holsteinischer Truppen. Als danach die verbündeten Gegner Schwedens am 29. September 1713 Stettin eroberten, erreichte Friedrich Wilhelm von den Russen im Vertrage von Schwedt (6. Oktober 1713), daß ihm gegen 400000 Taler Entschädigung die soeben bezeichneten Gebiete übergeben wurden. Zur vorläufigen Besitznahme, er konnte sie ebensogut wie für die Verbündeten auch zum Schutze der schwedischen Rechte zu verwalten scheinen.

Aber diese so rasch erfolgreiche Neutralitätspolitik ließ sich nicht auf die Dauer halten. Der Erfolg in ihr verstimmte in Wien und anderweitig. Hatten der König und sein kluger Rat Rüdiger von Ilgen — der noch aus dem Dienst des Großen Kurfürsten stammte und seit Wartenbergs Sturz die auswärtige Politik übernahm — anfänglich das in die mitteleuropäische Politik eingetretene Rußland sich „nicht über den Kopf lassen wollen", so mußten sie dasselbe jetzt als erwünschte Rückenstärkung betrachten. Am 12. Juni 1714 kam das heimliche Bündnis zustande, das Preußen die erwähnten pommerischen Gebiete, Rußland die Provinzen Estland, Ingermanland und Karelien (in Finnland) gewährleistete. Nun folgten preußische Verständigungen und Bündnisse gegen Schweden mit Georg Ludwig, Friedrich Wilhelms Schwiegervater, der durch den Tod der Königin Anna (1. August 1714) König Georg I. von England geworden war und der für Hannover Bremen-Verden erobern wollte, sowie mit Dänemark, das Rügen, Stralsund und Schleswig haben sollte.

Fünf Jahre hatte Karl XII. sich in der Türkei aufgehalten, unenttäuscht bemüht, die Pforte zu neuen Kriegsanläufen gegen Rußland zu bewegen, die dreimal infolge geheimer Geldwirkungen und des Eingreifens der Seemächte England und Holland rasch wieder zu Ende kamen. Schließlich ward er der Türkei lästig, ward in seiner Wohnung zu Warnitza bei Bender (in Bessarabien) von Janitscharen angegriffen, gegen die er sich tagelang verteidigte, und in die Gegend von Adrianopel gebracht; endlich ritt er Anfang November 1714, auf Beistand der Pforte verzichtend, heimlich in Verkleidung mit nur einem Begleiter davon und gelangte nach einem Dauerritt von 16 Tagen — bei Umweg durch die Pfalz, Westfalen und Mecklenburg — nach Stralsund, von wo er nun bald mit Preußen zum formellen Bruch kam.

So kühn und waghalsig wie je suchte Karl XII. die Festung Stralsund sowie Rügen gegen den Angriff der weit überlegenen verbündeten Preußen, Dänen und Sachsen im Sommer 1715 zu halten. Nach Kämpfen, die auf beiden Seiten mit großer Tapferkeit geführt wurden, sah er seine Aufgabe doch verloren und fuhr in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember auf einem kleinen Schiffe nach Schweden, worauf am 24. Dezember die unvermeidliche Übergabe Stralsunds in die Hände Friedrich Wilhelms und des Dänenkönigs erfolgte. Bremen-Verden, von den Schweden geräumt, war schon im Oktober 1715 von dem Hannoveraner in Verwaltung genommen, im April 1716 ergab sich auch Wismar den drei Verbündeten.

Von dem Kriegshafen Karlskrona aus betrieb Karl neue Rüstungen, während sein Vertrauter, der Freiherr Georg Heinrich von Görtz, der neuerdings aus gottorpischem in seinen Dienst getreten war, ein politischer Intrigenkünstler ersten Ranges, an der Sprengung der gegnerischen Verbindung arbeitete und bereits Rußland, vielleicht auch Preußen auf die schwedische Seite zu ziehen schien. Inzwischen unternahm sein König von neuem eine seiner eigentümlichen militärischen Abschweifungen, indem er Dänemark in Norwegen zu treffen suchte. Hierbei, bei der Belagerung der Grenzfestung Fredrikshald am Idefjord (südlich von Kristiania), wurde Karl XII. am 11. Dezember 1718 im Laufgraben durch einen Schuß getötet.

Sofort schnellte in Stockholm das von den beiden letzten Regierungen niedergehaltene Adelsregiment empor. Görtz wurde im März 1719 enthauptet, damit fiel die russische Verständigung, auch die gottorpische Thronfolge in Schweden

hin, die Reichsstände wählten den Gemahl der jüngeren Schwester Ulrike Eleonore, den Landgrafen Friedrich von Hessen zum König. Das alles erforderte Friedensschlüsse, bedeutete den Verzicht auf große auswärtige Politik unter Führung eines straffen Königtums. England-Hannover heimste zuerst, durch den Stockholmer Frieden vom 20. November 1719, seine kostenlose Beute in Gestalt der alten Stifter Bremen und Verden ein und suchte gleichzeitig vor allen Dingen zu verhindern, daß Rußland für seine neue europäische Großmachtstellung allzuviel davontrage.

Der Weltgegensatz von England und Rußland kündigt sich schon hier an, wenn auch erst auf der kürzesten Linie, derjenigen, die mit den Schiffahrtswegen durch die Ostsee läuft. Seit 1716 währte Rußlands Absicht, Wismar, das es gar nicht mit erobert hatte, als westlichen Stützpunkt zu behalten und dafür auch das Zerwürfnis des mecklenburger Herzogs Karl Leopold — der im April 1716 Peters Nichte Katharina Iwanowna geheiratet hatte — mit seinen Ständen (vergl. S. 79) zu benutzen, vielleicht sogar das mecklenburger Land zu behalten und den gewissenlosen Herzog, der ganz gerne einen neuen Wohnsitz nahm, in den baltischen Provinzen zu entschädigen. Diese dreisten, aber gerade der robusten Art junger Großmächte entsprechenden Möglichkeiten wurden schon durch die Vorstadien einer großen mittel- und westeuropäischen Koalition vereitelt, worauf kaiserliches und welfisches Zusammenwirken in Mecklenburg, allmählich genug, Ruhe schaffte.

Die Bemühungen des in all diesen Dingen führenden England-Hannover um Isolierung Rußlands vermittelten dann auch, daß Preußen am 1. Februar 1720 zu Stockholm mit Schweden Frieden schloß, worin ihm Stettin, Vorpommern bis zur Peene, sowie Usedom und Wollin gegen Zahlung von 2 Millionen Talern dauernd zugestanden wurden. Schweden (nicht Dänemark) behielt nach seiner Bedingung und dem Wunsche Frankreichs außer Wismar den nördlichen vorpommerischen Rest mit Rügen, womit Preußen reichlich so gut, wie mit einer dortigen neuen Stellung Dänemarks zufrieden sein konnte. Ferner führte England am 3. Juli 1720 den dänisch-schwedischen Frieden herbei. Dänemark erhielt 600000 Taler und den langersehnten gottorpischen Anteil von Schleswig (vergl. auch S. 70). Die Souveränität des Hauses Gottorp, das jetzt nur noch in dem deutschen Reichslande Holstein Besitzungen hatte, war zu Ende; Herzog Karl Friedrichs (1702—1739) großpolitische Bestrebungen waren aufs empfindlichste gestraft worden. Er fand eine Entschädigung anderer Art, dort, von wo jetzt alle Welt eine neue Phase der europäischen Gestaltung und Gruppierung heraufziehen sah: in Rußland, der neuen Großmacht, die das endgültig abgetane Schweden ablöste; 1725 wurde der Gottorper der Gemahl von Peters ältester Tochter Anna, und seit 1762 regieren seine Nachkommen auf dem russischen Kaiserthron.

Bewaffnet in den noch fortdauernden, aber isolierten russisch-schwedischen Krieg einzugreifen, darauf verzichtete England, obwohl Peter auf ein „Halt!" von dieser Seite gefaßt und den sofortigen Kampf um das erste Machtwort in Nordeuropa aufzunehmen bereit war. Indessen England ging schon damals nicht gerne über hochmütig-grobe Drohungen und über die Vorschiebung Anderer in die Front hinaus. Es versuchte dies sowohl beim Kaiser Karl VI. wie bei Friedrich Wilhelm; als beides mißlang, überließ es das bisher zum Ausharren ermutigte, an sich friedebedürftige Schweden seinem Schicksal. Im Frieden von Nystad an der finnischen Küste, am 10. September 1721, trat Schweden gegen 2 Millionen Rubel Livland, Estland, Ingermanland, den nächstanstoßenden Teil von Karelien sowie die Inseln Oesel und Dagöe an Rußland ab. Der Russe hatte die Ostsee erreicht, an die er, nach St. Petersburg (S. 224), seinen Regierungsitz verlegte. Die deutsche und lutherische Adels- und Bürgerbevölkerung der ehemaligen baltischen Ordensgebiete hatte die geistesverwandte schwedische Hoheit mit der des Russentums vertauscht,

welches ihm das wahre moskowitisch-orthodoxe Antlitz freilich erst viel später zeigen sollte. Unter Gewährleistung ihrer Religion, ihrer Sprache und alten Einrichtungen wurden diese zwar nicht nach volklicher Mehrheit deutschen, aber vom Deutschtum und seiner geschichtlichen Kultur beherrschten Gebiete dem Russenreiche einverleibt. Das deutsche Reich und seine politischen Interessen wurden durch diesen Wechsel formell nicht berührt, es hatte diese baltischen Pioniere ja von früh an sich selber überlassen. Dagegen sah das Reich oder vielmehr, da von diesem als einer nationalen Einrichtung kaum noch die Rede sein kann, sahen die norddeutschen Gebiete durch den Nordischen Krieg etwas verwirklicht, was einst der beste Mann mit heißem Patriotismus und herrlichen Taten vergeblich erstrebt hatte; jetzt war es ohne viel Kraftaufwand, ohne großes Wollen und eigentlich auch ohne Begeisterung erreicht: die Verdrängung der Schweden von den deutschen Küsten. Wenn diese noch keine vollständige war, so war der Überrest doch für Deutschland keine fortwährende Fessel und Gefahr, er war für die schwedischen Inhaber nicht mehr der wichtige Schlüssel zu festländischer Maßgeblichkeit. Die Kinder, die auch jetzt noch unter dem Schwedenbanner zu Wismar, zu Greifswald oder auf Rügen geboren wurden, wurden keine Schweden mehr; mancher vortreffliche Deutsche ist darunter, wie, um nur von den jüngeren und späteren zwei zu nennen, der rügische Bauernsohn Ernst Moritz Arndt und der Wismarauer Friedrich Christof Dahlmann.

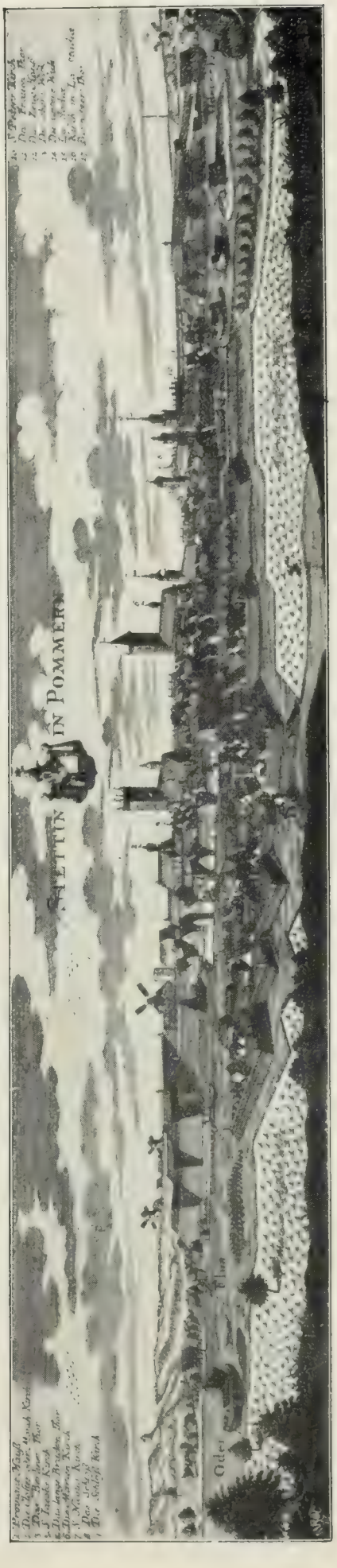


Abb. 136. Ansicht von Stettin aus dem Seutterschen Situationsplan.

König Friedrich Wilhelm I.

Nun besaß Friedrich Wilhelm die von seinem Ahnen so leidenschaftlich begehrten und betrauerten Odermündungen. Würde er die große Seestellung seines Staates mit Kriegs- und Handelsflotte entfalten, die Träume des Kurfürsten verwirklichen? Im Gegenteil, als Inhaber des besetzten Stettin verkaufte er die brandenburgisch-preußischen Kolonien.

Kompanie und Kolonien waren seit dem Tode des Großen Kurfürsten in zunehmendem Verfall. Seit Danckelmanns Sturz (1697) hatte vollends das mißgünstige Geheimrattum freie Hand gegen diese Unternehmungen und die darin tätigen Personen. Sofort wurde gegen Raule vorgegangen, dem Danckelmann ein Förderer gewesen war. Ihm

wurde der Strick gedreht aus ungenügenden Rechnungslegungen, die wir bei dem lebhaft tätigen, unbureaukratischen und landesfremden Manne unschwer verstehen können. Er sollte durch seine Marineverwaltung sowie durch ein erlangtes Holzhandelmonopol den Kurfürsten geschädigt haben, erhielt den Prozeß gemacht und wurde in Spandau gefangen gehalten. Ohne daß sich Triftiges gegen ihn ergab, wurde er 1702 „im Gnadenwege" freigelassen, sollte in Havelberg, dann in Spandau leben, durfte aber, da seine Anwesenheit in Emden bei der Kompanie als unerläßlich gefordert wurde, unter Urfehde und schweren Eiden dorthin gehen. Dort wohnte der alte, verdiente, immer noch tätige Mann vierzig Monate in einer lecken Jacht, die ihm viel Krankheit brachte. 1705 durfte er dann nach Hamburg übersiedeln, lag hier seit Juli 1706 als Kranker fest und ist am 17. Mai 1707 gestorben. Seine Grabstätte wiederzufinden hat man sich neuerdings vergebens bemüht. Nach seinen alten Verschreibungen fiel sein Vermögen an den König: sein Haus auf dem Friedrichswerder zu Berlin, sein Gut Rosenfelde (im Osten von Berlin), das der König schon seit 1700 in Besitz genommen und in Friedrichsfelde umbenannt hatte, sowie Besitzungen in Zeeland, die verkauft wurden.

Die Kompanie in Emden glich ihren Schiffen, die nutzlos im Hafen lagen oder von fremden Befehlshabern weggenommen wurden und obendrein noch viel Unglück mit Havarie und Schiffbrüchen hatten. Die vorhandenen Mittel gingen zumeist mit der Rentenerfüllung und mit den Gehältern drauf, wenn's dafür reichte; hier und da wurde einmal eine opferwillige Neuanstrengung seitens Beteiligter gemacht und brachte doch nur neue Enttäuschungen und Schaden. Die Unterbeamten der Kompanie hungerten oder suchten sich durch anderweitigen Verdienst zu fristen, bis man sie bis auf zwei Schreiber überhaupt entließ. 1711 zog der König die Kompanie, was davon übrig war, als heimgefallen an sich, nachdem die Teilhaber mehrere einberufene Versammlungen überhaupt nicht beschickt hatten, weil es keinen Zweck mehr hatte. Ungefähr ähnlich sah es in den Kolonien aus: auf die beste davon, Arguin, machten nach dem Rijswicker Frieden nun auch die Franzosen noch wieder Ansprüche: die Geschichte des Ganzen besteht aus Verfall, lahmen Versuchen, etwas zu tun, und aus politischen und finanziellen Widrigkeiten; die stolzgedachten Kommerzien bestanden in kümmerlichem Schleichhandel.

Friedrich Wilhelm I. sah das afrikanische Kommerzwesen und „daß solches von einigem reellen Nutzen vor Uns sein könne, jedesmal und von aller Zeit her als eine Chimere an", wie er 1717 schrieb. Schon am 6. März 1713 hatte er den Verkauf kurzerhand verfügt und wartete nur auf den Käufer. Dazwischen mochte er sich wohl einmal dafür interessieren, 160 bis 170 Stück junge wohlgewachsene Manns-Negers nach Berlin schaffen zu lassen, die ihm vorschwebte als Militärmusiker auszubilden. 1716 erlebte er, daß die preußischen Seepässe und die preußische Flagge von den Holländern einfach nicht mehr respektiert wurden. Nach vergeblichen Verhandlungen mit Dänemark (1716—1718) wurde die Niederlassung auf St. Thomas nebst Direktoren und Wertbeständen einfach sich selber überlassen. Ende 1717 wurden ersehnterweise die afrikanischen Besitzungen an die holländisch-westindische Kompanie um 6000 Dukaten verkauft, zu denen die Kompanie, da ein englisches Mehrgebot drohte, noch 1200 weitere hinzufügte. Den Holländern machte dann noch der Negerhäuptling Jan Conny Schwierigkeiten, der Großfriedrichsburg, um der verhaßten Holländer ledig zu bleiben, eigenmächtig im Namen Preußens hielt; es hat jene viel Geld und Menschen gekostet, ihn endlich 1724 zur Flucht aus der Feste zu treiben. Auch dieses Stück holländischen Kolonialbesitzes in Afrika ist nachmals in englischen gekommen. Die somit am Strande der britischen Goldküste gelegenen Ruinen der ersten Kolonialstation unserer nationalen Geschichte sind 1884 von einem deutschen Kriegsschiff erinnerungsvoll besucht und vermessen worden. In Arguin kam den Holländern die französische Senegalkompanie einfach mit Gewalt zuvor; doch gelang ersteren 1722, das Kastell mit Gewalt zurückzuerobern. Die Mobilien der einstigen brandenburgischen Kompanie sind 1725 zu Emden um 5982 Taler, ihr baufällig gewordenes Haus um 528 Taler verkauft worden.

Das ist das nüchterne, resignierte Ende der Kolonien des Großen Kurfürsten, an deren Niedergang nichts anderes als der ganze Zustand unter Friedrich III. die Schuld trägt, im Verein mit der noch ungenügenden Macht für solche Unternehmungen. Friedrich Wilhelm I. war dann nicht der Mann, aufs neue die Barkosten holländischer und englischer Brutalitäten zu tragen; bei ihm ist nicht schwungvolles Wagen und Kämpfen, sondern Sichbescheiden und Sichkonzentrieren der regierenden Klugheit

bester Teil. Landheer und Landwirtschaft sind die Säulen seines Staates, daneben müht er sich um tüchtige einheimische Gewerbetätigkeit, die er durch kräftige Schutzzölle ermutigt und durch inneren Handelsverkehr zu fördern sucht. Nicht in die Ferne schweifen, sondern sein Preußen erst einmal zu einem geschlossenen wirtschaftlichen Einheitskörper zu machen, ist sein Ziel.

Und damit bewegt er sich in der Bahn seiner Regentenaufgabe überhaupt, die in Vereinheitlichung, Vereinfachung und straffer Disziplinierung seiner Monarchie besteht. 1716 schreibt er auf eine ständische Eingabe aus Ostpreußen, welche schloß: „Tout le pays sera ruiné!“ die berühmte Randbemerkung: „‚Tout le pays sera ruiné?‘ Nihil kredo, aber das kredo, daß den Junkers ihre Autorität wird ruinirt werden. Ich stabiliere die Souveraineté und setze die Krone fest wie einen rocher von Bronze.“ Er hob die ständischen Körperschaften und Landtage nicht auf, aber er ließ ihnen auch keinen Zweifel, daß er sie nur als eine Verwaltungseinrichtung betrachte, nicht als Ausdruck eines selbständigen Willens und Rechtes neben dem monarchischen. So sprach er ihnen bei Gelegenheit das allergnädigste Vertrauen aus, sie werden sich zu Kön. Maj. Vergnügen wohl aufführen und Dero Ordres parieren. Darin liegt das ganze Verhältnis. Im Jahre 1717 ward die sog. Allodifikation der Lehen begonnen; das lehnrechtliche Ritterpferd, das in ganz veralteter Weise die Rittergüter für die Heerfahrt zu stellen hatten, ward unter Aufhebung des Lehnsverhältnisses in eine jährliche Barabgabe umgewandelt, nicht ohne großen Widerspruch des Adels, der sehr wohl empfand, wie er hiermit wieder um einen Schritt weiter in die allgemeine Ordnung eingefügt wurde.

Das Wort l'état c'est moi paßt auf niemanden mehr als auf diesen König. Nur daß er nicht der Nutznießer, sondern der Fürsorger des Ganzen ist. Der Wille und die sichere Meinung, für jegliches aufs beste zu sorgen, sind die Grundlage dieser alle und jegliche Verhältnisse, bis ins Privatleben der Untertanen hinein, durchdringenden Allgewalt. Bis zur persönlichen Anwendung des gefürchteten königlichen Bambusstocks regiert sein Wille in allem, weil dieser Wille der des Souveräns ist, aber auch, weil er sich redlich, gut und wohlüberlegt weiß. Wenn er geistig bedeutendere Minister und Berater neben sich zu vertragen und zu benutzen vermag, so geschieht doch nichts, außer von ihm her oder durch ihn hindurch. Und vom Allgemeinen, vom großen Überblick her erstreckt sich diese verordnende Fürsorglichkeit ins Einzelne; unwillkürlich denkt man an die Kapitularien Karls des Großen, wenn man auch Friedrich Wilhelms Erlasse sich auf das Werktäglichste auf den Domänengütern, z. B. auf die beste Anlage der Dunghaufen, erstrecken sieht. Unermüdlich ist seine Arbeitsamkeit und plant so unablässig viel, daß sie beständig mit dem bißchen Leben nicht auszureichen sorgt; das ist der rechte Ursprung der Vehemenz, womit dieser König alle seine Schöpfungen und Umordnungen betreibt, einer Nachdrücklichkeit und Konsequenz, die bisweilen zur Rücksichtslosigkeit und Härte zu werden scheint. Er und alle Anderen sind auf der Welt, um Pflichten zu erfüllen. Der kategorische Imperativ ist hier schon vor seiner Formulierung — die ja keine Entdeckung sein will — zur Staatsgrundlage gemacht.

Er beginnt auch ohne Frist. Kaum ist er König, so fegt er alle die Paradefiguren und Schmarotzer vom Hofe Friedrichs I. hinweg; die Gehälter und Bezüge der Übrigbleibenden werden herabgesetzt, überall wird wohltätig vereinfacht, eine Menge Entbehrlichkeiten werden verkauft oder eingeschmolzen. Nicht daß alle Künste und alle Eleganz grundsätzlich vertilgt worden wären; so bleibt z. B. der noch von Friedrich I. berufene Franzose Anton Pesne (1683–1757), der uns den König und den jungen Friedrich den Großen gemalt hat, am Hofe und wirkt als Direktor der Akademie der Künste. Aber der Zuschnitt des Ganzen wird der einer großen altbürgerlichen Haushaltung, regiert von dem Sinne eines

Mannes, der weiß, wie das Geld aufgebracht werden muß und wie man damit umgeht. Die Verschwendung Friedrichs I. hat ihm den festen Willen zum Sparen gegeben. „Wenn mein Sohn mündig ist, soll er ein ganzes Gewölbe voll Geld finden." Immer für den Sohn. 10056427 Taler betrug der Barschatz, den er ihm hinterließ.

Die nicht grundsätzlich geschiedenen Einkünfte des Hofes und Staates beruhten zum einen Teil auf den Domänen und Regalien, zum anderen auf den Kontributionen des flachen Landes und den städtischen Akzisen, die als „Kriegsgefälle" galten, weil sie wesentlich für die Erhaltung des Heeres bestimmt waren. Zunächst 1713 hat Friedrich Wilhelm beiderlei Einkünfte je für sich einheitlich organisiert, Domänen, Zölle, Münze, Post usw. mit ihren Amtskammern, die Kriegsgefälle mit den vom Großen Kurfürsten eingesetzten Kriegskommissariaten, und 1714 zur Kontrolle und Verbindung beider die Generalrentenkammer hinzugefügt, eine für die Gesundheit und Pünktlichkeit der preußischen Finanzen dauernd segensreiche Neuschöpfung. Daß die beiden genannten Verwaltungs- und Finanzbehörden nicht recht zum gleichen Ziel zu arbeiten vermochten, sondern echt bureaukratisch sich gegenseitig wie fremde Mächte behandelten, ist der Anlaß geworden zu der großen Neuordnung der gesamten Verwaltung. Sie ist das ganz persönliche Werk des Königs, der den umfänglichen Plan nebst eingehender Geschäftsordnung in der winterlichen Einsamkeit des Jagdschlößchens zu Schönebeck im Dezember 1722 ausgearbeitet und am 19. Januar 1723 den Behörden zugestellt hat. An Stelle der dualistischen Zentralbehörden trat das neue Generaldirektorium mit fünf nach Provinzen und Verwaltungzweigen kombinierten Departements, denen je ein Minister vorstand; das Präsidium des Ganzen führte der König. Besonders hervorzuheben ist auch die regelmäßige Aufstellung und pünktliche Innehaltung von Etats. „Die Herren werden sagen, es wäre nicht möglich; aber sie sollen die Köpfe daranstecken, und befehlen Wir ihnen hiermit ernstlich, es sonder Raisonieren möglich zu machen." Es ging dann auch.

Auch im persönlichen Beamtenbestande vereinheitlicht Friedrich Wilhelm seinen Staat. Er will sogar, daß ihm für die offenen Amtstellen nicht aus der Provinz gebürtige Leute vorgeschlagen werden, um dem Partikularismus der einzelnen Landesteile besser entgegenzuwirken. Andererseits hat er an die Stelle der Reisläuferei und Freizügigkeit im bisherigen Hofdienertum einen einheimischen, von angeborenem Staatsgefühl getragenen königlich preußischen Beamtenstand gesetzt. Gab er nicht die Dukaten mit vollen Händen, wie es die an den Höfen vagabundierenden Glücksjäger gewohnt waren, so gab er dafür Sicherheit und Stetigkeit der Lebensverhältnisse, Achtung der redlichen, pflichtgetreuen Beamtenarbeit und gerecht geordnetes Vorankommen in Stellung und Rang. Die Erhebung des breiten Staatsbeamtentums zu einem gesellschaftlich angesehenen und auf solide Bildung haltenden Stande ist wesentlich sein Werk und hat dieser neuformierten Klasse die guten Kräfte des preußischen Adels und Bürgertums zugeführt.

Mit diesem Beamtentum durchdringt er nun Stadt und Land und führt den alten Privilegienstaat, das alte Durcheinander unzähliger Sonderordnungen und Spezialverhältnisse in die absolutistische und zentralistische Monarchie hinüber. Aus den altständischen Landräten, — so wie sie heute in Mecklenburg noch die Träger rein ritterschaftlicher Ämter sind — macht er gleichzeitige Vertreter der staatlichen Aufsicht und Verwaltungzwecke und unterstellt ihnen die aus Domanium und Rittergütern zusammengelegten Kreise. Vor allem räumt er mit der vorläufig überlebten Selbstverwaltung der Städte auf, die in der Hand bestimmter ringförmig vervetterter Stadtfamilien zu Willkür und Eigennutz entartet war, nimmt ihnen die

finanzielle Autonomie, setzt seine Beamten für die Akzise (die Kriegs- und Steuerräte) sowie für Polizei, Justiz und Verwaltung hinein und fügt die Städte auf diese Weise organisch in den Einheitskörper des Staates mit ein. Von dem oligarchischen Stadtrat wird das an Selbstverwaltung Übrigbleibende wesentlich auf die neuen Bürgerausschüsse hinübergeleitet und dadurch die bürgerliche Gesamtheit der neuen, königlich gehandhabten Ordnung froh gemacht.

Abb. 137. Samuel von Cocceji. Stich von J. Jacob Heuret.

Da die Gewerbeverhältnisse nicht ohne Schaden durch einen Staat einseitig geändert werden konnten, war es das Drängen der preußischen Regierung, das am Reichstage das „Reichsgutachten wegen der Handwerks-Mißbräuche“ von 1731 herbeiführte, eine wichtige Neuordnung, die das alte autonome Zunftwesen mit obrigkeitlicher Aufsicht durchdrang und eine Anzahl von Zwangsatzungen beseitigte, deren Wert zum Teil der des Altertümlichen und ehemals Sinnvollen sein mochte, die aber praktisch nur noch beengend und schädlich waren, namentlich vom Standpunkt eines Gemeinwesens, das nicht mehr durch eine Gilde oder eine lokale Stadtgemeinde, sondern durch einen großen Staat dargestellt wurde.

Hand in Hand hiermit ging das eifrige Bestreben, den Städten vermehrte tüchtige Bürger und werktätige Bewohner zu gewinnen. Die Aufrufe und Maßregeln hierfür bilden einen wichtigen Bestandteil der inneren Kolonisation unter Friedrich Wilhelm I. Den Zuziehenden verlieh er kostenfreie Bürgerannahme, dreijährige Akzisefreiheit, zehnjährige Freiheit von anderen bürgerlichen Lasten; die Woll- und Tuchhandwerker, an denen

ihm besonders gelegen war, befreite er von der militärischen Werbung. Gewisse ausländische Erzeugnisse wurden gänzlich aus Preußen ferngehalten. So hat er in der Tat, nicht ohne hier und da die korrespondierenden Wagschalen etwas schwer zu belasten, das Tuchgewerbe und andere Manufakturen in Flor gebracht und nicht nur das kaufende Geld dem Lande erhalten, sondern die Gewerbe zum Teil sogar exportfähig gemacht.

Die Ausfuhr der einheimischen Wolle war, dem Tuchgewerbe zuliebe, bei Strafe des Stranges verboten. Darüber klagten natürlich nicht bloß die Geschäfte der Woll- und Produktenhändler, sondern auch die erzeugende Landwirtschaft selber. Bei alledem zeigte er vorbildlich, wieviel auch der Landbau durch gute Wirtschaft und Meliorationen gewinnen könne; die eigenen Einkünfte aus den Domänen brachte er von 1800000 Talern im Jahre 1713 auf 3300000 Taler empor. Freilich sind dabei Hinzukäufe zu den Domänen mit zu veranschlagen. In letzteren sah er die Hauptgrundlage des Staates und verfügte, nach seiner Art der vollkommensten Absichten, daß keine vorhandene oder erworbene Domäne je wieder veräußert werden dürfe. Sich selber behielt er von den gesamten Domäneneinkünften nur 52000 Taler vor, eine Summe, womit sehr wenige Höfe ihren besonderen Unterhalt bestritten.

Wie aller wohlmeinende Absolutismus suchte er möglichst ausgleichend für die unteren Schichten zu wirken. Die Aufhebung der bäuerlichen Erbuntertänigkeit, woran er 1719 dachte, erwies sich als allzu einschneidend, um durchführbar zu sein, auch unter dem Gesichtspunkt, daß der Bauer unvermuteten Wohltaten gegenüber mißtrauisch und steinpöttig zu sein pflegt. Friedrich Wilhelm bedurfte der Hingebung des Adels an die Krone doch für seine anderen Ziele allzusehr, um dessen leidenschaftlichen Widerspruch nicht zu beachten. Aber durch einzelne Mittel und Erleichterungen, u. a. durch ein schützendes Mandat über das Prügeln, wurde den ländlichen Reformen künftiger Zeiten bereits vorgearbeitet, und es war wesentlich, daß jedermann in Preußen bei dem Beamtentum und der Rechtspflege zuverlässige Zuflucht gegen Willkür fand.

Denn auch diese Rechtspflege ward scharf überwacht und eifrig gebessert, hauptsächlich in der Richtung, der Schwerfälligkeit der Prozesse und dem Aussaugesystem der Advokaten abzuhelfen. Schon im April 1713 dachte der König an ein einheitliches allgemeines Landrecht für die Monarchie; in einem Jahre sollte es fertig sein. Er selber zog Samuel von Cocceji heran, der 1679 als Sohn eines aus Bremen gebürtigen juristischen Professors in Heidelberg geboren und von einer Professur in Frankfurt a. d. O. in den preußischen Regierungsdienst übergegangen war. Coccejis, der bis 1738 zum Chef des Justizdepartements aufrückte, Hauptverdienst bleibt die praktische Fürsorge für ein gebessertes und gehobenes Justizwesen; die große Sache des allgemeinen Landrechts blieb trotz den Anläufen hierzu und Coccejis Entwürfen noch späteren Zeiten vorbehalten.

Zu allen diesen Bemühungen und Schöpfungen Friedrich Wilhelms I. treten die auf dem Gebiete des Heerwesens und der Volkserziehung durch die Schule.

Durch das Heer versöhnte er den Adel mit dem neuen monarchischen Staate, in dem der Eine gebot. Das Mittel leistete ihm mit echtem Erfolge, was Ludwig XIV. durch höfische Etikette mehr als Fiktion erreichte und was von den Nachbaren namentlich Polen und Schweden so schwer entbehrten: Staatsgefühl des Adels. Die in der Welt einzig dastehende Bedeutung des preußischen Adels für die Geschichte seines Staates, die man erst aus dem Vergleich mit dem Junkertum von ehemals ganz ermißt, ist das Werk Friedrich Wilhelms I. und seines in verwandtester Weise hier weiterbildenden Sohnes. Friedrich Wilhelm hob das Ansehen des Heeres zunächst durch Ansehen des Offizierdienstes, den er gegen den gemeinen Dienst schärfer abgrenzte.

Er zuerst trug beständig anstatt der üblichen gestickten Hofkleider die Uniform, ließ die preußischen Prinzen Soldat werden, er führte durch, daß der König selber als oberster Kriegsherr die Offiziere bestallte, anstatt unternehmender Obristen, er errichtete die Offizierschule des Kadettenhauses und warb auf jede Weise dafür, daß die jungen Edelleute die Zucht des Heeres durchmachten.

Abb. 138. König August II. von Sachsen-Polen und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Gemälde von Louis de Silvestre in der Dresdener Galerie. Nach einer Aufnahme von F. & O. Brockmanns Nachf. R. Tamme in Dresden.

Persönliche leidenschaftliche Hingabe an das Militärwesen ließ den König alle seine Wege auf diesem Gebiete um so zuversichtlicher gehen. Als Feldherr betrachtete er sich nie; all sein Eifer bleibt auf das Organisatorische und Technische des Soldatenwesens gerichtet, auf die Vorbereitung. Sein Heer wird zwar schon jetzt siegen, aber, das ist der weitere Teil seiner Zuversicht, um die Früchte des Sieges werden die Anderen, die diplomatisch geriebeneren und perfideren, ihn sicherlich geradeso wie einst den Kurfürsten betrügen. Also lieber keine Opfer. Es bleibt ein wunderbares Schicksal, daß auf den rastlosen Waffenschmied, der persönlich den Krieg scheut, zur Stunde des Fertigseins das Feldherrngenie im Königtum folgt.

Noch immer beruhte der Soldatenbestand auf der Werbung. Je stattlicher der König sein Heer vermehrte, desto weiter griffen diese Werbungen aus. Im ganzen Reiche kannte man die preußischen Werbeoffiziere; gerade wo man, in den süddeutschen und anderen Kleinterritorien, gegen dieses straffe Preußentum, seinen „barbarischen" König und alles tüchtige Militärwesen am heftigsten abgeneigt war, da liefen in eigentümlicher Ironie der Sachlage die jungen Leute am eifrigsten den preußischen Werbetrommeln zu. Bis nach Ungarn und Siebenbürgen und bis weit nach Skandinawien hinein sind auf solche Weise die Regimenter des Königs zusammengebracht worden, und um für Potsdam die rechten „langen Kerle" zu bekommen, sind ja, bis ins Anekdotenhafte, weder Kosten und Umstände noch oftmals bedenkliche Gewaltanwendungen gescheut worden. Im ganzen hatte das Werbesystem recht viel Unzuträglichkeiten, und dem König blutete das Herz, wieviel Geld dabei ins Ausland ging. Dennoch hat er mit dem Erlaß seines Kantonreglements bis 1733 gezögert. Weil es eben ein außerordentliches Novum war. Er verlegte den Hauptteil der Rekrutierung ins Inland zurück; aber das war nicht möglich, ohne den Grundsatz einer Dienstpflicht aufzustellen. Man geht zu weit, wenn man schon den der allgemeinen Wehrpflicht in diesem geschichtlich einschneidenden Reglement vorgezeichnet sehen will; jedenfalls aber ist dasselbe die wichtigste Station auf dem gesamten Wege vom Landsknechttum zur staatsbürgerlichen Wehrpflicht für ein Vaterland. Das Reglement teilte die Monarchie in Rekrutierungskantone und setzte die Dienstpflicht der auszuhebenden Untertanen fest. Befreiungen blieben noch zahlreiche übrig: der Adel, die Söhne der höheren Beamten, der Geistlichen, derjenigen, die ein Vermögen von 10000 Talern an besaßen, die Angehörigen des Tuchgewerbes, die einzigen Söhne der erwerbenden Familien waren ausgenommen. In der Hauptsache blieb der Bauernstand der, der die „Kantonisten" stellte. So fehlt der Neuerung, die als platte Gehorsamspflicht von minder begünstigten Untertanen erscheint, doch eben noch das Schönste, das eigentlich Sittliche. Es fehlt ihr das Grundsätzliche des Selbereintretens für Staat und Vaterland aus der späteren Wehrpflicht, die aus der Seelenerhebung der napoleonischen Zeit entstand und die im feineren Sinne ein politisches Wehrrecht wurde.

Aus diesen Rekrutierungen, die noch immer durch Werbungen ergänzt wurden, hat Friedrich Wilhelm das Heer ausgebildet, das er seinem Sohne hinterließ. Auf 38000 Mann schätzt man den Soldatenbestand von 1703, im Jahre 1740 betrug der preußische miles perpetuus 83000 Mann. Der nach Bevölkerungzahl zwölfte europäische Staat besaß das viertgrößte Heer und wurde nur von Frankreich mit 160, Rußland mit 130 und Österreich mit 100 Tausend übertroffen. Von 7 Millionen preußischer Staatseinkünfte wurden fünf auf das Heer verwandt. An Einexerzierung und Ausbildung durch die Kleinarbeit des Königs und des erfahrenen Leopold von Dessau übertraf es alle; Gleichtritt im Marsch, Schnellfeuer, das Bajonett und andere Neuerungen sind hier zuerst angewandt, zum Teil persönlich von Leopold erdacht worden.

Noch spotteten und schalten das übrige Deutschland und Europa über das tyrannische Soldatenspielen dieses unholden Königs und über die Wachtparade der Potsdamer Riesen. Davon sprach niemand, daß Friedrich Wilhelm den Schulzwang durchgeführt hat, wobei abermals ein Erinnern bis auf den ähnlich allordnenden Karl den Großen zurückläuft.

Die allgemeine Schulpflicht gehört zu den Hoffnungen der Reformation, Friedrich Wilhelm hat sie nicht als erster, aber als nachdrücklichster Organisator und zuerst mit nennenswertem Erfolg in Deutschland verwirklicht; er folgt hierin niederländischen Idealen. Die Verordnung vom 23. Oktober 1717 befahl jedem Hausvater, seine Kinder zur Schule zu schicken, und, was die Hauptsache war, die nötigen Schulen wurden auch eingerichtet und vom Fiskus,

Abb. 139. Kaiser Karl VI. Stich von Antonius Birckhart.

wo dieser zuständig war, durch das Notwendigste ausgestattet. Zu der allgemeinen elementaren Bildung in Preußen und zu dem Bedürfnis und Stolz dieses Volkes, „gebildet" zu sein, wurde hier, so notdürftig vieles blieb, immerhin der dauernde Grund gelegt.

Kaiser Karl VI. und das Reich.

Wir haben im Zusammenhang unserer Kapitel seit 1648 die brandenburgisch-preußischen Angelegenheiten in den Vordergrund gezogen, deshalb, weil wir nicht denjenigen Linien zu folgen haben, die sich, vom Standpunkt der deutschen Entwicklung gesehen, tot laufen, sondern denen, die zu der Gestaltung der nationalen Zukunft führen. Das allgemeine Geschehen seiner Zeit wird freilich durch Friedrich Wilhelm I. sehr wenig mitbestimmt, viel weniger als durch den Großen Kurfürsten; selbst im Nordischen Kriege, seiner eigentlichen auswärtigen Aktion, bleibt er in wichtigeren Entscheidungen der Geschobene — was nicht immer das Ungünstigste, aber nicht eben das Verdienstvollste ist.

Abb. 140. Schloß Belvedere zu Wien, von Joh. L. Hildebrandt für Prinz Eugen erbaut.

In Karl VI. saß auf dem deutschen Kaiserthron eine Persönlichkeit, durch die das Haus Habsburg weiter gerungen hat, genau wie es Leopold I. und Josef I. getan, um die Rückeroberung an zentralistischer Macht und an österreichisch-katholischer Beherrschung des Reiches.

Fehlt Karl das feurige Temperament seines verstorbenen älteren Bruders, trägt er seine Würde mehr in Grandezza und spanisch-zeremoniöser Feierlichkeit, so empfindet er sie darum nicht geringer. Ein Mann, der seinen größten Ideen nach wieder ein waltender nationaler Kaiser werden will, ist er nicht; viel eher ist das abendländisch-katholische Imperium, die Stellung Karls V. sein zwar frühe begrabener Traum. So denkt er auch nicht daran, die ihm zugefallenen Stücke des spanischen Erbes in Italien und den Niederlanden von Deutschland aus in österreichische Verwaltung zu nehmen, sondern schafft für sie eine besondere Zentralbehörde mit spanischer (!) Geschäftsprache, besetzt mit internationalen Stellensuchern; nicht deutlicher hätte er seinen gescheiterten eigentlichsten Hoffnungen ein Denkmal setzen können. Ähnlich wie ein Symbol von Regierung und Persönlichkeit mag auch die prunkende Barockkirche des hl. Karl (Borromäus) erscheinen, die er 1715 zu Wien zu bauen begonnen und die sich wie unmittelbar aus dem neupäpstlichen Rom nach der deutschen Kaiserstadt übertragen ausnimmt.

Indessen, bei allem anspruchsvollen kaiserlichen Eingreifen in Reichstagsverhandlungen und in die einzelterritorialen Verhältnisse war nun einmal eine wirkliche Wiedererhebung der Kaisermacht für immer unmöglich. Vor allem erwiesen die größeren übrigen Häuser im Reiche diese Unmöglichkeit: die Dreistellung von Wittelsbach in Bayern, Pfalz und Köln, die Angliederung von Hannover an England, die internationale Stellung Sachsens durch Polen. So blieb Preußen derjenige größere deutsche Staat, der die meisten Versuche von Wien her, ihn zu schädigen, fesseln, kränken, auch zu betrügen, auszuhalten gehabt hat, und nicht immer hat Friedrich Wilhelm die Gelassenheit bewahrt, die er sich diesen Herausforderungen gegenüber vorgenommen hatte. Es war für Preußen, das Direktorium des niedersächsischen Kreises, peinlich genug, daß der Kaiser die mecklenburgische Exekution (S. 79) in die Hand Hannovers brachte, wozu eben auch das sich überall betätigende Interesse Englands (S. 230) jenen drängte. Ja, in einer Wiener Übereinkunft vom 5. Jan. 1719 wurde von Österreich, Hannover und Sachsen eine kriegerische Beraubung Preußens in lukullischem Gelüst verabredet. Wesentlich das ernstlichere Interesse Englands, Preußen vor engen Anlehnungen an Rußland zu behüten, hat diesen Plan rasch wieder unterbunden. Da jedoch der 1717 zum Katholizismus übergetretene sächsische Thronfolger Friedrich August sich 1718 mit des Kaisers Nichte Maria Josefa, der Tochter Kaiser Josefs I., verlobt hatte, so blieb jene Tripelallianz gegen

Preußen auch fernerhin, wenn nicht durch Verträge, so doch durch engere Fühlung und gemeinsame Mißgunst lebendig. Friedrich Wilhelm hat gegenüber alledem, ohne größere Vertrauensseligkeit, doch immer versucht, die am liebsten mit dem Kaiser gehende Politik seiner beiden Vorgänger aufrechtzuerhalten. Aus den hochgehäuften Enttäuschungen seiner letzten Jahre hat er dann endlich, die Hand gegen den Kronprinzen Friedrich streckend, das Wort gesprochen: hier stehe der, der ihn rächen werde.

Zwei Türkenkriege hat Karl VI. geführt, einen glanzvollen und erfolgreichen in den Jahren 1716—18 und einen späteren von 1737—39, worin diese Erfolge wieder eingebüßt wurden.

1715 griff die Pforte das politisch isolierte Venedig an, um ihm den Peloponnes zu entreißen. Erst nach einer Reihe schwerer Niederlagen ermannte sich die überlebte Republik unter der Führung eines tapferen und schneidigen Deutschen aus der Magdeburger Gegend, Johann Matthias von der Schulenburg (1661—1747). Bewährter Soldat aus allen letzten großen Kriegen, auch denen gegen die Türken, war er 1715 in Venedigs Dienste getreten und brachte i. J. 1716 durch seine heldenmütige Verteidigung von Korfu, eine der berühmtesten Leistungen der neueren Kriegsgeschichte, eine ermutigende Wendung. In Deutschland geschlagene Denkmünzen und deutsche Volkslieder feiern ihn: auch sie ein Symptom des sich gegen die politische Zersplitterung und das Alamodewesen aufringenden deutschen Nationalbewußtseins, dem eben vorerst noch geistige und ideale Volksgüter und die schöne Wirkung einzelner Persönlichkeiten den mangelnden staatlichen Untergrund und nahbewußte staatliche Ziele ersetzen mußten.

Am 13. April 1716 trat Karl VI. durch Bündnis mit Venedig in den Abwehrkampf gegen die von umfassendsten Plänen geschwellte Pforte ein. Prinz Eugen führte das kaiserliche Heer, etwa 65000 Mann, durch Ungarn, während sich 200000

Abb. 141. Das Heidelberger Schloß als Ruine. Gemälde von Th. Verhas.
Nach einer Photogravüre aus dem Kunstverlag von Edm. von König in Heidelberg.

Türken unter dem Großwesir Ali Pascha bei Belgrad versammelten und auf Peterwardein rückten. Hier erfocht am 5. August 1716 der savoyische Prinz durch die Unwiderstehlichkeit seiner eng aufgeschlossenen schweren Reiterei einen seiner glänzendsten Siege über die Übermacht der Türken. Er nahm sodann Temeswar, das seit 1552 eine Hauptfestung der Türken war, sowie das Banat (s. u.) ein, das nach so langer Entfremdung nunmehr durch systematische Kolonisation mit namentlich deutschen Ansiedlern zu seiner wirtschaftlichen Blüte und zum „Paradies von Ungarn" emporgebracht wurde. 1717 wurde die Belagerung Belgrads begonnen, in der schweren Schlacht vom 16. August ein türkisches Ersatzheer abgewiesen und am 18. August die Stadt durch Kapitulation eingenommen, worauf am 22. August der Sieger in sie einzog.

Eines der volkstümlichsten deutschen Soldatenlieder haftet an diesen glorreichen Taten; sein herzhafter Ton im Verein mit der eindringlichen Melodie mag ihm diese Dauer geschaffen haben, die später Freiligrath zu seiner Ballade über die Entstehung des Liedes und dann wiederum Karl Löwe zu einer nicht minder stimmungsvollen Komposition dieser Ballade veranlaßt hat. 1870 sind Ton und Weise des alten Liedes von Prinz Eugen dem edlen Ritter abermals durch unser Volk gebraust, als von begeistert-geschickter Seite die volkstümliche Auffassung der Vorgänge von Ems in diese unverwüstlichen Formen gegossen ward. Was es mit dem angeblich gefallenen Prinzen Ludwig in der letzten Strophe des Liedes vom Prinzen Eugen auf sich hat, scheint ein unlösbares Rätsel zu sein; vermutlich liegt eine der der Volksepik so leichtherzig passierenden Tatsächlichkeitsverschiebungen vor.

Danach begannen die Friedensverhandlungen, nicht ohne die unvermeidliche Beteiligung der beiden Seemächte; im Frieden von Poscharewatz in Serbien (oder wie man sich früher den fremden Namen ungenau zurecht machte: Passarowitz) am 21. Juli 1718 trat der Sultan die vier Komitate mit Temeswar ab, die seitdem vorzugsweise das Banat genannt wurden, ohne übrigens einen besonderen Ban (= Grenzbefehlshaber, Markgraf) zu bekommen; ferner das nördliche Serbien mit Belgrad sowie Teile der Walachei und Bosniens. Die Venezianer verloren an die Türkei den Peloponnes und Kreta, erhielten jedoch Entschädigungen an der dalmatischen und albanischen Küste.

In denselben Jahren, da sich somit Österreich die größte Landausdehnung erkämpfte, die es jemals gehabt hat, ward es gezwungen, seine italischen Besitzungen gegen den alten Genossen Spanien zu schützen. Die neue bourbonische Dynastie machte vorläufig die Verbindung wett, die sonst in der jesuitisch-katholischen Tendenz der beiden Staaten fortbestand. Philipp V. strebte danach, die alten Zubehöre Spaniens wieder einzubringen; er entsandte 1717 eine Flotte, die Sardinien wegnahm, und 1718 wurde durch eine andere Sizilien okkupiert. Schon seit 1716 hatten die übrigen Mächte diesen Absichten vorzubeugen gesucht. England gewährleistete im Vertrage von Westminster (5. Juni 1716) den Besitzstand des Kaisers, um diesen gegen Rußland zur Verfügung zu behalten. Beide schlossen im Januar 1717 mit den Niederlanden ein Bündnis zur Erhaltung des Utrechter Friedens, indessen erst als sich diese Verbündungen am 2. August 1718 als Quadrupelallianz mit Einschluß Frankreichs befestigten, wurden sie von zuverlässiger Wirkung. In Frankreich war Ludwig XIV. am 10. September 1715 gestorben. Für seinen 1710 geborenen Urenkel Ludwig XV. regierte der Herzog Philipp von Orléans, der Sohn Liselottes, der die Verständigung mit England herbeiführte. Der Inhalt der Quadrupelallianz (der auch noch Viktor Amadeus von Savoyen angehörte) war, daß Karl VI. den Bourbonen in Spanien endgültig anerkennen sollte, was noch nicht geschehen war, und dem Infanten Don Carlos ein Erbrecht in Parma und Toskana zugestehen; Sizilien sollte er gegen Sardinien von Savoyen eintauschen, dieses den

Königstitel erhalten, Spanien auf weitere italische Eroberungen verzichten, die ja die Machtverhältnisse im Mittelmeer ungünstig für England verschoben hätten. Da König Philipp unterdessen unfügsam blieb, vernichtete die im Mittelmeer erschienene englische Flotte am 11. August 1718 beim Kap Passaro die meisten Schiffe der Spanier. Glücklicher und noch einmal mit alter spanischer Tapferkeit kämpfend hielten sich Philipps V. Truppen in Sizilien gegen kaiserliche. Aber der Einmarsch der Franzosen im nördlichen Spanien zwang Philipp zum Frieden, indem er im Januar 1720 der Quadrupelallianz und ihren Bedingungen beitrat, die nunmehr zur Durchführung kamen und Sizilien wieder mit Neapel, unter Karl VI., vereinigten.

Abb. 142. Klemens Perkeo aus Tirol, Hofzwerg und Hofnarr Kurfürst Karl Philipps von der Pfalz. Gemälde von ungefähr 1720 im Heidelberger Schloß.

Vorgänge im Leben der Bekenntnisse.

In der inneren Reichsgeschichte waren es vornehmlich noch wieder Religionsangelegenheiten, welche größere Streitfragen schufen. Der katholische Kurfürst von Sachsen wollte den Vorsitz im Corpus Evangelicorum nicht aufgeben; dem widersprachen Preußen und Hannover heftig, letzteres mit den günstigeren Aussichten seiner eigenen Anwartschaft. Schließlich trug „das träge Beharrungsvermögen", das in allen inneren Reichsangelegenheiten waltete, wieder einmal den Sieg davon und das katholische Kurhaus hat bis ans Ende des alten Reiches jenen Vorsitz der evangelischen Körperschaft behalten, was natürlich nur erträglich war, wenn diese endgültig verzichtete ihre schon gesunkene tatsächliche Bedeutung wiederherzustellen. — In Kurpfalz überließen sich die Neuburger Kurfürsten Johann Wilhelm (1690—1716) und Karl Philipp (1716—42) der rücksichtslosesten katholischen Reaktion unter Nichtachtung abgegebener feierlicher Erklärungen.

Die Universität Heidelberg, deren vorwiegend reformierter Charakter noch 1705 verbürgt war, wurde Stück für Stück von den Jesuiten erobert. 1719 wurde durch einfachen Machtspruch der Heidelberger Katechismus verboten, im selben Jahre die Heiliggeistkirche zu Heidelberg — die Hauptkirche der reformierten Stadt —, von der die Reformierten 1705 noch das Schiff gerettet hatten (das damals gegen den Chor durch eine Mauer abgeschlossen wurde), den Katholischen ganz übergeben. Endlich zwangen die Repressalien an

ihren Katholiken, die Preußen, Hannover und Hessen-Kassel nach vergeblichen Vorstellungen vorbereiteten, den Kurfürsten zum Einlenken. Die Reformierten erhielten das Schiff wieder und die soeben abgerissene Scheidewand ward wieder aufgemauert — dieses „abreißen!" „aufbauen!" der Mauer in der Heiliggeistkirche hat seine typische Rolle bis an die Schwelle der Gegenwart gespielt. Aber Heidelberg hörte auf Residenz zu sein, der geärgerte Kurfürst zog mit der ganzen Regierung 1720 nach Mannheim, wo das neue große Residenzschloß erbaut wurde, das in Badens Besitz kürzlich durchgreifend erneuert worden ist. Für die gerade durch den Ruinencharakter eigenartig verfeinerte Schönheit des Heidelberger Schlosses hatte dieser Weggang das Gute, daß es vor Umbauten und Wiederherstellungsarbeiten des 18. Jahrhunderts bewahrt blieb. Seine Bauten und künstlichen Gärten verfielen unter wucherndem, blühendem Grün und üppigem Geschlinge in jenen wundersamen Vergangenheitzauber, den später Matthison und die Romantiker entdeckten, während sich ungefähr gleichzeitig mit diesen ein feinsinniger zugewanderter Franzose, der Baron von Graimberg, zum freiwilligen Schützer und Hüter der Ruinen gegen das Banausentum von ungebildeten und globetrottenden Besuchern machte. Durch diese Medien hindurch ist das Schloß wieder in staatliche, damals nun schon badische Fürsorge gekommen. Allerneuestens ist sie freilich durch sie doch noch der Restaurationswillkür betätigungsfroher Architekten und ihrer beliebten Talmivermengung des echten Alten mit schlecht nachgemachtem „Stilvollem" ausgeliefert worden.

Aber weit ärgere, mit barbarischer Willkür vollzogene Gewalttaten gegen die Bekenner des Evangeliums erregten von den Ostmarken des Deutschtums, von der alten Ordensstadt Thorn an der Weichsel her das protestantische Deutschland, das berüchtigte Geschehnis des „Thorner Blutbades".

Bei dem preußischen Aufstand von 1454 gegen den Orden war die Stadt nicht unmittelbar polnisch geworden, sondern hatte den fremden König von Polen in Personalunion zum Landesherrn der deutschen Stadt angenommen, deren alte Rechte und Selbständigkeiten er sämtlich bestätigte und beschwor. So fristete die Stadt ihr Gedeihen noch und ward nun wesentlich der Weichsel-Stapelplatz für den Getreideexport in den europäischen Norden, der seine einstigen Hauptwege über Lübeck und Stettin neuerdings immer mehr östlich und über Danzig verschob. Noch immer gedieh auch kunstsinnige Bürgerkultur und frisches deutsches Geistesleben in der Stadt, der große Gelehrte und Astronom Koppernigk („Kopernikus") lebte hier; und als um diese Zeit die Reformation kam, wandte Thorn sich ihr einhellig zu. Wie schon durch den Abfall vom Orden die Jakobskirche der Ritter städtisch geworden war, ward nun auch das Marienstift der Franziskaner, da die Mönche selber mit übertraten, zum städtischen Gotteshause neben der alten Hauptkirche Johannis.

Dann aber kamen die Zeiten, da in Polen die Jesuiten das Regiment über die schwachen Könige und über das Land in die Hände bekamen. Und in Verfolg ihrer Herrschaft wurden auch im angegliederten Thorn die Kirchen katholisch gemacht, die Freiheiten der Stadt mit Füßen getreten, die Polonisierung der ganz deutschen Bürgerschaft begonnen. Die Krone hatte sich, als sie 1557 das evangelische Bekenntnis der Stadt Thorn anerkannte, für den Fall der Anwesenheit des Königs einen katholischen Residenzgottesdienst und Parität der Bekenntnisse in der städtischen Johanniskirche vorbehalten. Auf diesen schwachen Rechtsgrund gestützt, brachten die Jesuiten, die 1595 in Thorn einzogen, bereits im nächstfolgenden Jahre die Einstellung des protestantischen Kultus in dieser Kirche zuwege, und 1600 ward ihnen letztere ganz übergeben. Durch ganz hanebüchene Urkundenfälschung eigneten sie sich auch die Jakobskirche an. So verblieb für ein halbes Jahrhundert nur noch die Marienkirche der evangelischen Bürgerschaft. Und eben deren Eroberung durch die reaktionärpolnische Kampfpartei verknüpft sich mit jenem berühmtesten und berüchtigtsten Gewalterlebnis der Stadt.

Am 16. Juli 1724 zog wieder einmal eine Prozession der kleinen katholischen Minderheit in der noch immer überwiegend evangelischen Stadt um, beim Feste des heiligen Skapuliers. Dabei taten ein paar protestantische Bürger am Wege der lauernden Gegenpartei den Gefallen, die Kopfbedeckung nicht abzuziehen. Wortwechsel entspann sich, und ein raufluftiger polnischer Student — gerade waren Ferien — ward von den Stadtsoldaten auf die Wache abgeführt. Es folgten weitere Tumulte und Straßenszenen von beiden Seiten, und schließlich drang eine Anzahl Bürger und Gesellen in das Jesuitenkollegium, den Brutplatz alles Haders ein, wo sie böse wirtschafteten, Bänke und Gerätschaften zertrümmerten und sich auch an geweihten Gegenständen vergriffen. Diese Geschehnisse waren ärgerlich genug, aber standen

in gar keinem Verhältnis zu dem, was daraus gemacht wurde. Der Bürgermeister Gottfr. Roesner hatte versöhnlich genug den Studenten wieder frei gegeben und hatte das Seinige getan, um durch Vermittelung und Autorität, sogar durch herangezogenes Militär, baldmöglichst seine Bürger zur Ruhe zu zwingen und Frieden zu stiften. Er erbot sich sowohl beim Bischof von Kulm wie am Warschauer Hof zu jeder Genugtuung, Sühne und Entschädigung von seiten der Stadt und ließ nach Zeit- und Landessitte die Gelder fließen, durch die man die Überzeugungen der Warschauer Würdenträger zu regulieren hoffen konnte, leider allerdings wohl nicht ausgiebig genug. Diesmal blieb alles vergebens, die Gelegenheit, auf die man längst geharrt hatte, sollte ihre Schuldigkeit tun.

Eine von den Jesuiten erwirkte polnische Untersuchungskommission zog in die Stadt ein, nahm deren Schlüssel an sich, machte 28514 Gulden Aufenthaltskosten und kerkerte über hundert Menschen ein. Nach ihrem ganz einseitigen Bericht, denn es war überhaupt nur die Jesuitenpartei zur Aussage zugelassen worden, verurteilte das Warschauer Assessorialgericht die beiden Bürgermeister und zwölf Bürger zum Tode und zur Vermögenseinziehung, zahlreiche andere zu Kerker und Geldstrafen. Und ferner, was ganz außerhalb seiner Zuständigkeit und aller Gerichtsbarkeit lag, vielmehr flagrante Verfassungsverletzung war, verfügte das Gericht die Besetzung der Hälfte der kommunalen Körperschaften mit Katholiken, die Unterstellung der städtischen Druckerei unter geistliche Zensur, die Verlegung des protestantischen Gymnasiums der Stadt auf ein auswärtiges Dorf, die Öffnung aller Straßen für jegliche Prozessionen und die Übergabe der Marienkirche an den Katholizismus. Seitdem hatte der evangelische Gottesdienst in Thorn keine geweihte Stätte mehr, außer daß er sich im Saale des Gildehauses, des heute verschwundenen alten Artushofes einrichtete, der keine 600 Menschen faßte, während die goldüberladenen barocken und zopfigen Heiligenaltäre in den drei alten weithalligen Kirchen den Gewalttriumph des polnischen Jesuitentums prunkend verkündeten. Ein paar der Verurteilten wurden durch befürwortete Begnadigung wenigstens dem Richtbeil entzogen, einer von ihnen vermochte zu entfliehen, ein einziger rettete sich vor Strafe durch den von Anfang an eröffneten Ausweg des Übertritts zum katholischen Bekenntnis, die übrigen zogen Tod der Untreue vor. Man fürchtete angesichts der dreisten Härte des Urteils spontane Begnadigung durch König August II. und vollzog die Hinrichtung statt am festgesetzten 15. schon am 7. Dezember. In üblich grausamer Steigerungslust, den Hauptverurteilten wurden vor der Hinrichtung noch erst die Hände abgehauen.

Abb. 143. Kirche des hl. Karl Borromäus zu Wien. Erbaut unter Karl VI. von Fischer von Erlach d. ä. (Vgl. S. 240.)

Die Jesuiten hatten in Thorn das schreckende Exempel statuiert, das sie sehnlich längst erwünschten. Eine Marienſäule verherrlichte ihren Triumph, der Justiz-

mord blieb ungesühnt. Der einzige, der sich ganz ehrlich und ernstlich darum mühte, war Friedrich Wilhelm; aber König August verschanzte sich hinter trügerische verfassungsrechtliche Ausreden, und obwohl die Angelegenheit die ganze europäische Politik zeitweilig lebhaft beschäftigte, machte nur Zar Peter Miene, mit Preußen gemeinsam gegen den souveränen Übermut des polnischen Jesuitentums eindämmend vorzugehen. Aber Peter starb schon am 8. Februar 1725, und mit ihm ging derjenige davon, der für König Friedrich Wilhelm, ähnlich wie Frankreich für den Großen Kurfürsten, der zwar lange Zeit scheu vermiedene, aber immer noch am ehesten vor Schaden und schwerer Enttäuschung bewahrende Bundesgenosse war. Friedrich Wilhelm erkannte dies, indem er ihn verlor; so tief um den Zaren zu trauern, als wenn er, der König, selber gestorben wäre, wies er den preußischen Gesandten in Petersburg an.

Dann aber erhielt Preußen Gelegenheit zu einer unverkümmerten Tat zu Gunsten bedrängter Protestanten. Im Stift Salzburg hatte sich ein stilles, frommes Luthertum erhalten, in den Familien, fast ganz ohne Mitwirkung zünftiger Seelsorger. Verfolgungen und Austreibungen hatten nicht gefehlt, aber immer noch gab es viele Tausende solcher ausharrender Lutheraner. Da brachte über sie der Erzbischof Leopold Freiherr v. Firmian (1727—1744) heftigere Drangsal als je bisher und sandte die Jesuiten in die evangelischen Täler. Demgegenüber schlossen die Bedrängten 1731 den „Salzbund", in dessen Listen sich bald über 20000 Personen opferfreudig zum Evangelium bekannten.

Sie sandten Hilfsbotschaften an den Kaiser, an den Reichstag und die evangelischen Mächte; und wenn man in Berlin auch zuerst Stimmung gegen sie machen konnte, diese pastorenlose Leute seien gar keine rechten Evangelischen und Christen — ähnlich wie man, mehr aus enger Unbildung, 1898 beim Kaiserbesuch in Palästina gegenüber den württembergischen Templern wohl behauptet hat —, so wurden die Sendboten doch gewissenhaft in eine Art von geistlichem Examen genommen, und dieses bestanden sie dann mit Auszeichnung.

Inzwischen trieb der Erzbischof seine evangelischen Untertanen bereits aus, mit einer Frist von 1 bis 3 Monaten, was jene als Leute, deren Vermögen in Hof- und Grundbesitz bestand, ruinieren mußte. Da verwies der preußische König seinen Reichsmitstand von Salzburg unter Androhung von Repressalien sehr nachdrücklich und wirksam auf die Bestimmung von 1648, die für solche Fälle drei Jahre Frist festsetzte, und zugleich erklärte er durch feierliches Patent vom 2. Februar 1732 sich zur Aufnahme der Vertriebenen bereit. Es hat gar keinen Zweck, die Reinheit dieser Glaubenstat retten zu wollen, wie man wohl versucht hat: Friedrich Wilhelm war drum kein schlechterer Protestant, wenn ihm auch als dem kolonisierenden Landesherrn, nach seinem Satze, Menschen halte er dermalen für seinen Staat für den größten Reichtum, diese glaubensfesten Auswanderer hochwillkommen waren. Da besonders das Herzogtum Preußen, am meisten in den litauischen Grenzgegenden, durch die aus Polen eingeschleppte Pest in den Jahren 1709 und 1710 verödet, die Bevölkerung um ein volles Drittel, um etwa 200000 Seelen verringert war, so leitete er die Salzburger Emigration dorthin. Bruchteile gingen nach Franken, Schwaben, Schweden und Amerika, einige tausend in die westlicheren Provinzen der preußischen Monarchie, der Hauptstrom, über 15500 Seelen, nahm doch aus den klaren Bergen und grünen Tälern des Salzkammerguts voll Zuversicht und Dank seinen Weg in die neue Heimat des fernen nördlichen Preußenlandes.

Die Leute waren nicht unbemittelt; der gründliche König sorgte, daß sie auch von dem daheim Unverkauften einen anständigen Erlös unverkürzt nachgeliefert erhielten. Überall, wo die Salzburger durchzogen, steckte ihnen die evangelische Bevölkerung Lebensmittel und harte Taler zu, auch der König knauserte hier nicht, fügte ferner eine Anzahl Kandidaten sacri

ministerii als Prediger für die Weiterziehenden bei, um auch diesem doch immerhin empfundenen Mangel sofort abzuhelfen. Durch die ganze evangelische Welt ging eine jener Wallungen opferwilliger Freudigkeit, wie sie zuweilen die Gesamtheit zu Gunsten ungerecht Leidender ergreift, ohne daß sie darum regelmäßig sich gerade in Fällen der größten Bedürftigkeit einzustellen pflegt. Aus Holland kamen 400000, aus England 280000 Gulden, immer noch ansehnlich flossen auch aus Deutschland und Skandinawien die Spenden, fern aus Asien lief bei einer Firma in Venedig ein Wechsel über 20 Gulden für die Salzburger Auswanderer ein. So kamen mit dieser gesunden, tüchtigen und braven Bevölkerung von freien Bauern doch gar nicht so unansehnliche Barmittel in das recht herabgekommene Preußenland, und in nicht zu unterschätzender, bester Weise hat jene beigetragen, der von lauter Polentum und Polengemisch umgebenen Provinz ihre deutsche Art zu wahren.

Ausgang Karls VI. und Friedrich Wilhelms I.

Über das vielverschlungene diplomatische Gewirre, das diese Zeit füllt und den König Friedrich Wilhelm bald näher an Wien, bald an England fesselte, können wir kürzer hinweggehen, ohne uns bei den großmächtigen Bündnisverträgen aufzuhalten, von denen dann nach ein, zwei Jahren nichts mehr zu Wahrheit bestand. Die große Angelegenheit des Kaiserhofes war die Nachfolge im Hause Habsburg, das in Karl VI. seinen letzten männlichen Vertreter hatte. Karl, dem ein 1716 geborener Sohn Leopold nach wenigen Monaten gestorben war, hatte nur drei Töchter; er wünschte der ältesten, am 13. Mai 1717 geborenen Maria Theresia die Nachfolge in den Erblanden zuzuwenden. Dem standen ältere Bestimmungen Leopolds I. von 1703 und 1705 entgegen, wonach die Töchter des älteren Sohnes, nämlich Josefs I., vor denen des jüngeren, Karls, das Vorrecht haben sollten, sobald etwa kein männ-

Abb. 144. Äußere Ansicht des Zwingers zu Dresden. Alte Darstellung in einem Stich von Veith.

licher Erbe mehr vorhanden sei. Von diesen Töchtern Josefs I. war Maria Josefa seit 1719 mit dem sächsischen Thronfolger Friedrich August, die jüngere, Maria Amalia, seit 1722 mit dem Kurfürsten Karl Albert von Bayern (1726—1745) vermählt. Schon als junger Herrscher, der noch Erben erwartete, nahm Karl VI. 1713 insgeheim die Abänderung jener Bestimmung im Sinne des Vorrechts seiner Töchter vor; weil sich diese Umgestaltung als Zusammenfassung der bisherigen Hausgesetze gab, wurde sie als pragmatische Sanktion bezeichnet. In den Jahren 1720—1724 hat Karl dieselbe dann nacheinander durch die Stände der einzelnen Kronländer gutheißen lassen, was wenig Schwierigkeiten machte. Gerade ganz neuerdings hat

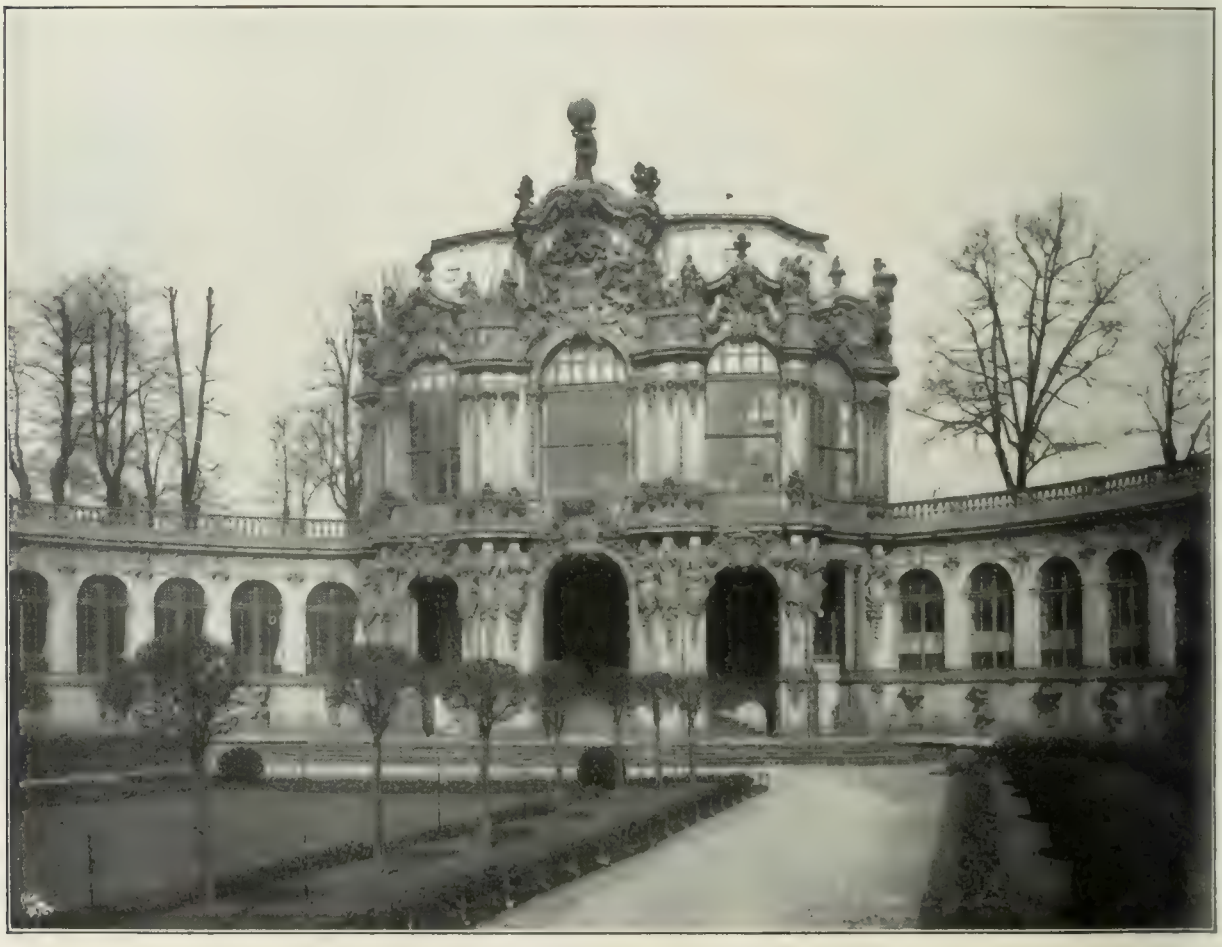


Abb. 145. Der Wallpavillon des Dresdener Zwingers.
Aufnahme der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G. in Berlin-Steglitz.

man — so in Oldenburg, Meiningen —, um Thronfolgebestimmungen gegen genealogische und Legitimitätsbedenken zu sichern, ein ganz probates Mittel gefunden in der zwischen Dynastie und Volksvertretung herbeigeführten Verständigung, die sich dann um fremden Einspruch nicht mehr kümmert. Einem Zeitalter jedoch, das die Throne und die Völker wie stummes Prozeßgut behandelte und fortwährend um Land und Leute politisierte, konnte eine Zustimmung von Ständen nicht genügen oder auch nicht hinderlich sein. So hat denn Karls Aufgabe in all diesen Jahren hauptsächlich darin bestanden, durch Diplomatie und Zugeständnisse die übrigen Mächte geschickt und mühsam zur Anerkennung seiner pragmatischen Sanktion zu bringen. Von 1725—1738 ist diese denn auch nacheinander anerkannt worden von Spanien, Rußland, Preußen (1726, Vertrag von Wusterhausen, und 1728, Berliner Vertrag), den geistlichen Kurfürsten, Braunschweig, Bayern, Kurpfalz, England, den Nieder-

landen, dem Reiche, Kursachsen, Frankreich, dem Königreich Sardinien (d. i. Savoyen-Piemont) und den Bourbonen in Neapel-Sizilien. Indessen, als der Erbfall eintrat, erwiesen sich alle die Gewährleistungen als wertloses Papier; sie hatten, als sie zugestanden wurden, augenblicklicher politischer Situation entsprochen, die aber seitdem wieder im allgemeinen und im einzelnen verschoben worden war.

Unterdessen betrieb Preußen eine Erbangelegenheit anderer Art. Die auch in Jülich und Berg regierende pfalz-neuburgische Kurlinie stand mit Karl Philipp (1716—1742) zum Aussterben. Preußen bestritt, gestützt auf die älteren Verträge und kaiserlichen Zusagen aus der Zeit des Großen Kurfürsten, ein Erbrecht weiterer pfälzischer Linien und beanspruchte den Heimfall jener 1666 lediglich an das damalige Pfalz-Neuburg zugestandenen jülisch-bergischen Lande; auf pfälzischer Seite betrachtete man auch diese als Erbschaft des künftigen Erben in Kurpfalz, des Prinzen Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach, aus einer 1614 von Pfalz-Neuburg abgezweigten, seit 1655 ebenfalls katholischen Linie. Bei seinem durch zwei Jahrzehnte währenden Betreiben dieser Angelegenheit, in die sich natürlich wieder ganz Europa mischte, erlangte Friedrich Wilhelm in den obigen Verträgen von 1726 und 1728 die zugesagte kaiserliche Hilfe dazu, daß Pfalz-Sulzbach, indem es Jülich behielt, wenigstens Berg und Ravenstein an Preußen abtreten sollte. Um letztere beiden Territorien drehen sich die Bemühungen weiter; schließlich war auch hierfür von kaiserlicher Hilfe keine Rede mehr, und am 10. Februar 1738 versuchten Frankreich, der Kaiser, England und Holland durch identische Noten den König zu dem Zugeständnis zu zwingen, daß Sulzbach die strittigen Lande vorläufig haben sollte. Als dies verweigert wurde, ließen die protestantischen Mächte England und Holland die Angelegenheit fallen; dadurch wurde Kardinal Fleury (1653—1743), der Premierminister Ludwigs XV., Herr der Sachlage, der sich nun 1739 mit dem Kaiser auf sulzbachische Besetzung der Gebiete, sobald der Erbfall eintrete, mit Preußen dagegen ebenso geheim, am 5. April, dahin einigte, daß Sulzbach Düsseldorf und andere Teile von Berg, Preußen dagegen den größten Teil dieses Herzogtums und dazu die Herrschaft Raven-

Abb. 146. Die Frauenkirche zu Dresden. Erbaut 1726—1745 von dem Ratszimmermeister Georg Bähr. Nach einer Aufnahme von Römmler & Jonas in Dresden.

stein erhalten solle. Das war unvereinbar genug und, gelinde gesagt, leichtherzige Politik des Kardinals, spielte aber alle Fäden in seine Hand, indem er den „Generalkrieg" voraussah und seine Partei dann endgültig wählen würde.

In Sachsen und Polen starb am 1. Februar 1733 der König und Kurfürst August II., der „Starke".

Bis auf den heutigen Tag hat dieser Fürst eine, wenn auch nach der Seite des Pikanten und Anrüchigen liegende Popularität behalten. Auf die Zahl von 352 sind seine natürlichen Kinder berechnet worden von jener Art Hofklatschhistoriographen, die diesen schwelgerischen und allem Goldmacher- und Abenteurerwesen weit geöffneten Hof literarisch wie die Fliegen das stinkende Fleisch umschwärmten, und die verwegensten der an Augusts Namen haftenden Erzählungen und Behauptungen seiner unbekümmerten Laster lassen das Gebiet der allgemeinen Mätressenwirtschaft freilich weit hinter sich. Als die bekannteren seien von seinen Mätressen kurz genannt Gräfin Aurora von Königsmark, die Schwester des S. 193 genannten Offiziers, der ein früher Genosse Augusts bei venezianischen Abenteuern gewesen war, die Gräfinnen Cosel und Eberle, die Türkin Fatme und die Fürstin Lubomirsky. Aurora von Königsmark (1670–1728) ist die Enkelin des im Dreißigjährigen Kriege mitbefehligenden schwedischen Feldmarschalls Hans Christof von Königsmark und mütterlicherseits Enkelin des S. 150 genannten Feldmarschalls Wrangel. Sie kam mit 24 Jahren nach Dresden, um sich für ihren verschwundenen Bruder und für Erbansprüche zu bemühen; 1696 wurde sie die Mutter des Grafen Moritz von Sachsen, dem August später vergeblich das polnische Lehnsherzogtum Kurland zu verschaffen suchte und der nach tapferem Kriegsdienst unter Prinz Eugen gegen die Türken 1720 in französische Dienste trat, in denen er, als Theoretiker wie als Soldat bedeutend, bis 1744 zum Marschall aufrückte. 1750 zu Paris gestorben ist er, der Protestant, zu Straßburg in der Thomaskirche bestattet worden, die sein Denkmal (von Pigalle) enthält. Seine Mutter Aurora hat übrigens August, für den sie immer noch zu hoch stand, nur kurze Zeit gefesselt, und hat sich Ende 1697 ins Stift Quedlinburg zurückgezogen, dessen Pröpstin sie wurde, ohne gerade ausschließlich dort zu residieren.

Dresden verdankt August einen großen Teil von seiner stimmungsvollen Barock- und Rokokoschönheit, die der Nachfolger weiter gestaltet hat.

Der älteste Stadtteil am rechten Ufer war 1685 abgebrannt und wurde nun in systematischer Topographie, fortan als Neustadt, wieder aufgebaut. Auf dem linken Ufer wurde (1726—45) die Frauenkirche als zentralistische Kuppelanlage erbaut; vor allem aber, was weiter noch angeführt werden könnte, ist der Zwinger zu nennen, eines der feinsten und geschmackvollsten Bauwerke, die jemals geschaffen worden sind. Sein Baumeister ist Matthias Daniel Pöppelmann (1662–1736). Wie schon der Name sagt (vgl. Bd. II. S. 134), war der Zwinger ursprünglich bestimmt, der umbaute Vorhof und Spielplatz eines großartigen Schlosses zu sein, das danach doch ungebaut geblieben ist. Er sollte der Ort für ritterliche Festspiele, für Aufzüge und Lustbarkeiten aller Art sein, und dieses Festliche, Vornehm-Höfische ist in der Anlage und Komposition des Ganzen wie in den Einzelheiten unerreicht zur Durchführung gebracht worden. — Erwähnt sei auch noch die Porzellanmanufaktur in Meißen, die 1710 in der dortigen Albrechtsburg eingerichtet wurde. Dort erfand Joh. Gottfr. Böttger, der von Hause aus zu der großen Gilde der Alchymisten, Goldmacher und Fürstenbeschwindler gehörte, im Jahre 1715 das feine Hartporzellan, worin nun Meißen vorläufig ein Geheimnis hütete und auch, als dieses — u. a. durch den profitlichen Böttger selbst — sich verbreitete, dennoch auf lange den künstlerischen Vorsprung behielt.

Augusts Gemahlin (seit 1693) Christine Eberhardine von Brandenburg-Kulmbach hatte schon den Übertritt zum Katholizismus nicht mitgemacht und sich nach Pretzsch bei Wittenberg zurückgezogen, wo sie 1727 gestorben ist. Ihr einziger Sohn Friedrich August II., den ihr jesuitische Reisebegleiter entfremdeten, die auch seinen Übertritt einleiteten, war nun zunächst Kurfürst von Sachsen; es war die Frage, ob er auch Nachfolger in Polen zu werden vermöge.

Friedrich August II. ist ohne die Laster, aber auch ohne die Begabung und das Temperament des Vaters; was er mit ihm teilt, ist hochfürstlicher Geschmack, der Dresden weiter ausbaut, diese Residenz zum Hauptsitz von Musik und Malerei in Deutschland macht und an dem Zusammenkommen der großen Dresdner Kunstsammlungen das Hauptverdienst hat.

Abb. 147. Dresden mit der Augustusbrücke (erb. 1727—29), der Frauenkirche (links) und der kathol. Hofkirche (erb. 1739—56; rechts).
Gemälde von Bernardo Belotto, genannt Canaletto.

Wenn auch ihn daneben ein gewisser politischer Ehrgeiz beseelte, so überließ er sich doch der Führung seiner Vertrauten, von denen seit 1738 der in erfinderischer Geldbeschaffung schon unter dem Vater bewährte Graf Brühl (1700—1763) maßgebend wurde. Friedrich Augusts Bewerbung in Polen stand am meisten entgegen, daß der einstige Schützling Karls XII., Leszczynski, der sich seit 1720 in Frankreich aufhielt, 1725 seine Tochter Maria an Ludwig XV. vermählt hatte und darauf sich stützend seine Ansprüche auf den polnischen Thron erneuerte. Die übrigen Mächte waren zunächst für keinen von beiden gestimmt. Friedrich August gewann Rußland, indem er ihm Kurland verhieß, wo die Herzöge absehbar aussterben mußten, so daß das Land an die Krone heimfiel, und gewann den Kaiser durch die bisher verweigerte Anerkennung der pragmatischen Sanktion. Die Polen wählten zwar am 12. September 1733 auf dem Wahlfelde von Wola mit mächtiger Mehrheit Leszczynski, für den der Nimbus und das Geld Frankreichs gearbeitet hatten; aber russische Truppen erzwangen einen neuen Wahltag am 5. Oktober 1733, der, wie ihm geheißen war, „August III." zum König erhob. Da aber ersah Fleury diese Gelegenheit, das stark geminderte Übergewicht Frankreichs in Europa wieder zu erneuern und gleichzeitig der Sorgen erledigt zu werden, die durch den längst öffentlichen Plan gegeben waren, den zu Wien erzogenen und dort lebenden, seit 1729 regierenden Herzog von Lothringen, Franz Stefan, mit Maria Theresia zu vermählen. Frankreich fand zum Bündnis Spanien bereit, das auf Neapel-Sizilien Absichten trug, auch Sardinien schloß sich an. Wien dagegen hoffte auf die Seemächte und lehnte daher Friedrich Wilhelm ab, der mit 50000 Mann marschieren wollte: wieder einmal das schlechte Gewissen Österreichs in Schlesien, dazu die jülich-bergische Frage ließen

Abb. 148. Denkmal des Marschalls Moritz von Sachsen in der Thomaskirche zu Straßburg. Von Jean Baptiste Pigalle.

so große preußische Truppenmacht auf den Schlachtfeldern nicht erwünscht sein; 10000 Mann preußische Hilfe wurden dankbar angenommen. Aber England — wo seit 1727 Georg II. und dessen Minister Robert Walpole mit den Whigs zu regieren hatten — und Holland hatten dem Kaiser zu helfen um so weniger Lust, als dieser vorübergehend am Werke gewesen war, seine Stellung am Adriatischen Meer, in Unteritalien und in Belgien für österreichische Handelsunternehmungen über See auszunutzen. 1719 war eine orientalische Kompanie, 1722 zu Ostende eine ostindische Handelskompanie gegründet worden, die Häfen am Adriatischen Meer wurden gefördert, 1728 die Semmeringstraße gebaut. Karl war schon 1731 gezwungen worden, diese Anfänge und Projekte der englischen Freundschaft zu opfern, England trug sie ihm aber nichtsdestoweniger nach und sah nun lieber, wenn ein genügend heruntergekommenes Spanien anstatt eines Österreichs, das derlei Unternehmungsgelüste verraten hatte, Herr in Unteritalien wurde. Nur das Reich trat im Januar 1734 auf Karls VI. Seite.

Abb. 149. Graf Heinrich v. Brühl. Stich von L. Zucchi nach S. Torelli.

Der somit ausbrechende „Polnische Erbfolgekrieg", 1733—38, war also wesentlich ein Krieg Frankreichs gegen Habsburg und Lotringen. Das Land Franz Stefans ward sofort von den Franzosen besetzt, und der gealterte Prinz Eugen als Oberbefehlshaber vermochte nicht zu hindern, daß sie im Juli 1734 auch das belagerte Philippsburg einnahmen. Die weiteren Jahre weisen im Westen nur wenig nennenswerte Kriegsereignisse auf, während den Kaiserlichen die Lombardei von den feindlichen Verbündeten, die der greise Villars führte, fast ganz entrissen wurde, ebenso Unteritalien, dagegen in Polen mit leichter Mühe von den Sachsen und Russen Leszczynski über Danzig vertrieben und Augusts Sache aufrecht erhalten wurde. Prinz Eugen riet eifrig zum Frieden. Er riet auch, die unvermeidliche Ver-

bündung von Frankreich und Preußen richtig voraussehend, die Hand Maria Theresias lieber dem bayrischen Kurprinzen zu geben — also Sachlagen und Ereignissen vorzubeugen, die 1740 wirklich eingetreten sind — und somit die Macht Wittelsbachs dauernd mit Habsburg zu verketten. Dies lehnte Karl VI. ab. Die Friedenspräliminarien dagegen wurden am 3. Oktober 1735 zu Wien unterzeichnet, denen Frankreichs gar nicht zugezogene Verbündete bis 1738 nacheinander beitraten. Leszczynskis polnisches Königtum ward aufgegeben, er behielt den Königstitel, bekam zur Entschädigung das Herzogtum Bar und sollte Lotringen von Karl Stefan erhalten, sobald dieser mit Toskana abgefunden werden könne, wo der Tod des letzten großherzoglichen Medici (Giovanni, † 1737) erwartet wurde. Nach Leszczynskis Tode (der 1766 eintrat) sollten Lotringen und Bar unmittelbar an die Krone Frankreich fallen, die dies so lange erstrebt hatte.

Solches ist das letzte Ende des uralten deutschen Reichsherzogtums Lotringen, von welchem sich in dem heute als Lotringen bezeichneten Teil des deutschen Reichslandes nur geringe Teile befinden. Man hat 1871 den Namen Lotringen für den nördlichen Teil der damals zurückgewonnenen Gebiete deswegen gewählt, weil eben immer „Elsaß und Lotringen" die Formel des deutschen Schmachgefühls und der Hoffnungen auf dereinstige Zurückgewinnung gewesen war.

In Italien trat der Kaiser an Spanien, das sich 1738 dem Frieden anschloß, auf Grund der Wiener Abmachungen Neapel und Sizilien ab und erhielt dafür Parma und Piacenza, die der spanische Thronerbe Don Carlos als Sohn einer Prinzessin von Farnese inne hatte. Sardinien erhielt als kleinen Beuteanteil Novara und Tortona aus der kaiserlichen Lombardei abgetreten. Alle Kriegführenden erkannten, worin der Kaiser die Hauptentschädigung erblickte, die pragmatische Sanktion an.

Bald nach den Wiener Präliminarien, am 12. Februar 1736, wurde die 19jährige Maria Theresia, eine gesunde und anmutige, liebenswürdige, unverkümmert leutselige Prinzessin von oberflächlicher Erziehung, aber stolzem und redlichem Pflichtgefühl und ausreichenden Gaben, dem Herzog Franz Stefan vermählt. Auch die Verbindung der zweiten Schwester, Maria Anna, mit dem zweiten Lotringer Prinzen, Karl, wurde beschlossen, um die Häuser Habsburg und Lotringen lückenlos ineinander zu einem neuen österreichischen Hause zu verschmelzen.

Abb. 150. Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I. im Jagdschloß Königs-Wusterhausen. Jetziger Zustand.

Seinen letzten Krieg hat Karl VI. gegen die Türken geführt, 1737—39. Er entsprang zunächst aus der Verpflichtung, Rußland, wo 1730—40 Kaiserin Anna regierte, die im polnischen Kriege geleistete Teilhilfe zu vergelten. Rußland hatte einen Krieg Persiens gegen die Türkei benutzt, um seinerseits ans Schwarze Meer vorzudringen, und diesen Kampf

Abb. 151. König Friedrich Wilhelm I. Gemälde im Hohenzollern-Museum.

auch nach dem persisch-türkischen Friedenschluß 1736 fortgesetzt. Einflußreiche Wiener Ratgeber hofften, wie der Kaiser selber, die Einbußen von 1735 durch neue Eroberungen im Osten wettzumachen. Aber nur der Anfang sah einigen Erfolg. Österreich war finanziell erschöpft, hatte die erhoffte preußische Hilfe durch allzuviel Hochmut und Zweideutigkeit gegenüber dem in Bereitschaft und Ärger geradlinigen Könige verscherzt, und es unterschätzte auch die in dem Türkenreiche immer noch vorhandene militärische Kraft. Noch 1737 wurden die kaiserlichen Generale überall bis an die untere Donau zurückgeworfen, die sie überschritten hatten, und 1738 brachte nichts Besseres. 1739 wurde der neue kaiserliche Oberbefehlshaber Graf Wallis am 23. Juli bei Krozka geschlagen, Belgrad türkischer Belagerung überlassen; von Wien aus suchte man Frieden, der am 18. September 1739 zu Belgrad abgeschlossen wurde. Prinz Eugen war vor Ausbruch dieses Krieges am 21. April 1736 gestorben; so sah er nicht mehr, wie seine Eroberungen in Bosnien, Serbien und der Walachei wieder aufgegeben werden mußten. Nur das Banat blieb Österreich, und im allgemeinen bezeichneten Donau und Save die Grenze. Zu den Verlusten in Unteritalien mußte Karl VI., anstatt der erhofften Entschädigungen, neue Opfer verzeichnen. Das lastete schwer auf ihm; „dieses Jahr", so schrieb Karl VI. 1739 an seinen vertrauten Minister, „nimmt viele Jahre meines Lebens weg". Aber das dachte er hierbei nicht, daß er so nahe vor seinem Ziel stehe. Von Sanguinikern wurde damals sogar gemeint, da die Kaiserin kränkelte, werde möglicherweise eine neue Ehe des (1685 geborenen) Kaisers noch einen männlichen habsburgischen Nachwuchs bringen können. Karl VI. ist auch nicht an gebrochenem Herzen gestorben, wie wohl gesagt worden ist; eine Erkältung warf ihn im Herbst 1740 aufs Krankenbett und führte unerwartet und rasch den Tod des letzten Habsburgers, 1740.
am 20. Oktober, herbei.

Schon am 31. Mai desselben Jahres war ihm im Tode der Preußenkönig vorangegangen, gegen dessen rheinische Hoffnungen Karl VI. seine letzten politischen Pläne mit dem alten Habsburgberauber Frankreich geschmiedet hat.

Gicht und andere Krankheiten, als deren Folgeerscheinung Wassersucht auftrat, quälten Friedrich Wilhelm seit Jahren; in den Leiden, die ihn fesselten, beschäftigte sich der Rastlose

dann wohl damit, seine „langen Kerle" einzeln in Öl abzukonterfeien, und setzte unter diese Gemälde, die man zu Berlin und Potsdam aufbewahrt erblickt, sein F. W R. in tormentis pinxit.

Schauen wir die Bildnisse an, die Pesne von ihm gemalt und die man nach Pesne gestochen hat, oder das gute Bild zu Dresden von Silvestre, wo er neben August II. steht, so hat die Erscheinung dieses Königs mit den schweren Beinen und dem ehrlichen Gesicht etwas Sympathisches, ja Rührendes, das doch nicht bloß die Verschönerungskunst der modischen Maler hineingebracht hat. Und das Gute, Wohlmeinende und Grundtüchtige in ihm hilft uns auch unschwer über Härten und Derbheiten, über seine Heftigkeit — keine Eigenschaft der Schlauen und Egoisten — hinweg. Dinge, von denen es genügt, bei der Jugendgeschichte Friedrichs des Großen zu sprechen.

Die Zeitgenossen hatten keine Würdigung für Friedrich Wilhelm I. Seine militärische Arbeit wie seine soziale Fürsorge für die unteren Schichten schätzte das in gefügiger Bewunderung hochfürstlicher Prunkschwelgerei und adliger Standesüberhebung erschlaffte Zeitalter gering ein. Man erkannte in diesen Dingen den Fundamentbau späterer Größe noch weniger als in seiner Verstraffung des preußischen Beamtenstaats. Das durch alle Großtaten und Erfolge seitdem nicht weggehobene Unbehagen der übrigen Bevölkerungen gegenüber dem Namen Preußen stammt schon aus dieser Zeit des Korporalstocks und der haarspaltend genauen und pünktlichen Verwaltung.

Den Höfen wie dem auswärtigen Bürgertum blieb Friedrich Wilhelm der Banause, dem es genügte, im abendlichen Tabakkollegium mit seinen Generälen und Vertrauten sich nach Art des groben Studententums von damals mit Biergesprächen und derben Possen zu vergnügen. Man konnte lediglich Böotiertum darin erkennen, wenn dieser König, der unter dem Gelehrtengetue am Hofe Sofie Charlottens zum Jüngling erwachsen war, zeitlebens die Kritik und die Lust zu spöttischen Ausfällen gegen die diplomierten Träger akademischer Wichtigkeit nicht wieder los wurde und bei Gelegenheit allerdings auch Männer von echter Bedeutung raschweg beleidigte. Im übrigen aber wagt der wirklich Beschränkte sich niemals aus der Ehrerbietung gegen alles, was am Himmel der Bildung und Gelehrsamkeit prangt, heraus; einem König solcher Art würde es nicht zu der eines modernen Tiberius würdigen Malice gereicht haben, den seit 1705 an der Berliner Adelsakademie Unterricht gebenden Jakob Paul Gundling (geb. 1673 in Hersbruck bei Nürnberg, † 1731), der 1713 bei Aufhebung dieser Adelsakademie Zeitungsreferent beim Könige wurde, als tatsächlichen Hofnarren zu halten und ihn gleichzeitig mit Würden aller Art zu überhäufen, zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften zu machen und obendrein noch in den Freiherrnstand zu erheben, um ihn schließlich in einem Weinfaß begraben zu lassen (zu Bornstedt). In solchen Dingen spürt man doch schon in ihm den zwar in allem verfeinerten, noch weit überlegeneren Friedrich II. und den Stil von dessen Randbemerkungen. Gundlings gelehrte Arbeiten, um dies nicht unerwähnt zu lassen, bestehen, da er auch Königlicher Historiograph war, in einer Anzahl recht bedeutungsloser Arbeiten zur brandenburg-preußischen und allgemeinen Geschichte.

Was Friedrich Wilhelm nicht gefunden hat und wonach er doch gerade unter der rauhborstigen Hülle verlangte, das ist Liebe und spontane Treue. Er glaubte auch an solche; sein Generalkommissar im Finanzwesen, General und Vertrauter auf allen Gebieten, Friedrich Wilhelm von Grumbkow, der Sohn Joachim Ernsts von Grumbkow (vergl. S. 172), ward durch reiche Geschenke im Sinne der kaiserlichen Politik interessiert erhalten, aber der König warf dem englischen Gesandten Hotham die dafür überbrachten Beweise einfach vor die Füße. Worin das persönliche Verhältnis fast Aller zu Friedrich Wilhelm besteht, das ist der scheue Respekt, die Furcht. Noch 1758, mitten im Feldzuge, erwachte der 46jährige Friedrich II. schweißgebadet aus einem nächtlichem Angsttraum: der Vater habe ihn von Grenadieren binden und auf die Festung Magdeburg schaffen lassen, weil Friedrich nicht genug Liebe zu seinem Vater habe. In der Tat ist Friedrich Wilhelms I. persönlichster Lebensinhalt die treue Sorge für seinen Sohn und dessen Regierung, die Sorge um diesen Sohn und das Verlangen nach seiner Liebe gewesen.

Friedrich II. hat seines Vaters Lebenswerk schon richtig gewürdigt. Die ganze Welt, schreibt er, werde darin übereinstimmen, „daß man in dem arbeitsreichen Leben dieses Fürsten, in seinen weisen Maßregeln den Grund zu dem Wohlstande findet,

welchen der preußische Staat nach seinem Tode genossen hat." Die ganze Welt las über dieses Urteil als einen schönen Satz der Pietät hinweg und nahm im Helldunkel neben dem Glanze des bewunderten Genies auf dem preußischen Throne keine andere Gestalt mehr wahr. Erst die auch der inneren Staatsgeschichte sich zuwendende preußische Historik des 19. Jahrhunderts hat endlich das Urteil des großen Sohnes vollauf begründet und Friedrich Wilhelm aus dem Bereiche der Anekdoten hinweg zu den redlich verdienten Ehren gebracht.

Als Friedrich Wilhelms körperliche Leiden am 31. Mai 1740 zu Ende gingen, war seine Seele zufrieden. Die Gewißheit einer nicht vergeblichen Arbeit war mit ihm; der starke und rastlose König, der noch seinen eigenen Tod im Handspiegel, den er sich reichen ließ, beobachten wollte, sah beruhigt — nicht aus Müdigkeit, sondern aus Vertrauen beruhigt — auf seinen Nachfolger. Besseres aber konnten ihm die Schlußjahre seines Lebens nicht bringen, denn die anders gerichtete Art des Kronprinzen, dessen Disziplinlosigkeit und die lange Entfremdung seiner Sohnesliebe waren der große und bitterste Schmerz des alles für die Zukunft arbeitenden königlichen Herrschers gewesen.

Abb. 152 König Friedrich II. Gemälde von Antoine Pesne.

Abb. 153. Sanssouci.

Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

Der Kronprinz.

In dem hochzeremoniösen Zeichen des Hofes Friedrichs I. ist die größte Persönlichkeit unter den Hohenzollern geboren und getauft worden. Zwei Söhne des jungen Kronprinzenpaares waren bald wieder gestorben, ehe sodann am 24. Januar 1712 ein neuer künftiger Erbe geboren wurde. Das hohe Souveränentum Europas berief der erfreute König zur Patenschaft: den Kaiser Karl VI., den Zaren Peter, den König August von Polen, die Generalstaaten, sowie den guten Nachbar des neuerworbenen Fürstentums Neuenburg, den Kanton Bern. So wenig selbst bürgerliche Paten im allgemeinen auf die innere Entwicklung der Patenkinder einzuwirken pflegen, so mag es immerhin als eine zufällige gewisse Symbolik betrachtet werden, daß zwei republikanische, wenn auch aristokratische Gemeinwesen unter den Taufzeugen dieses Königs der Aufklärung und freigeistigen Menschentums vertreten gewesen sind. Der Rufname des jungen Prinzen wurde Karl Friedrich, nach der Doppelnamensitte der Zeit. Außer noch wieder zu erwähnenden Töchtern (Friederike Wilhelmine, geb. 1709, und Luise Ulrike, geb. 1720) sind drei weiterhin geborene Söhne Friedrich Wilhelms I. und Sofie Dorotheens am Leben geblieben, August Wilhelm (1722—58), Heinrich (1726—1802) und August Ferdinand (1730—1813).

Den jungen Rebellen in Friedrich, das Abweichende und was dem Vater die Freude an seinem kleinen Kadetten früh wieder verdarb, das hat, wenn nicht die direkte Einwirkung der Mutter, so doch deren Verhältnis zu dem König schon ganz von selber erweckt und in die Seele des Knaben hineingetragen.

Sofie Dorothea ist eine verspäterte und etwas verminderte Neuausgabe von Sofie Charlotte. Auch sie kommt her aus der Formenwelt des hannöverschen Hofes nebst dessen geistig-künstlerischen Ansprüchen, die durch die pfälzisch-englische Beziehung zu diesen Welfen

gekommen waren und als Zubehör höfischer Vornehmheit schon weiter vererbt wurden. Sofie Dorothea steht durchaus in Empfindungen des menschlichen und auch politischen Gegensatzes zu Friedrich Wilhelm, sie ringt mit ihm um die Seelen der Kinder, wobei die Mutter fast immer im unerreichbaren Vorsprung verbleibt, und wenn sie, im Gegensatz zu Sofie Charlotte, den Gemahl nicht zu meistern vermag, so schlägt sie dafür ein vollkommen ausgestattetes politisches Gegenlager am Hofe auf wider seine Regierung und seine ihm maßgeblichsten Berater.

Die wichtigsten, das Leben bestimmenden Keime hat in die Seele des jungen Prinzen wohl der neben den militärischen Gouverneuren v. Finkenstein und v. Kalckstein stehende junge Informator und Deutschfranzose Duhan de Jandun gesenkt, wenn auch nur, indem er ihn, gegen des Vaters Willen, mit desto verlangenderem Wissen von französischer Bildung und Literatur erfüllte. Je unliebenswürdiger sich dem Prinzen die spartanisch-militärischen Instruktionen des Vaters aufnötigten, um so verklärter ward ihm jene jenseits des preußischen Hofes liegende Welt zum Inbegriff des Schönen und Lockenden, zu einem Wunderlande der feineren Lebenswerte. Der Prinz wird zum verstohlenen, unersättlichen Leser und verschafft sich heimlich mit geliehenem Gelde eine ganze französische Musterbibliothek; so steht er gegenüber dem Vater früh in einem ganzen System von Lügen, das er als Notwehr betrachtet und das man ihm so betrachten hilft.

In Dresden, bei einem Besuch am dortigen Hofe, tritt dem jungen preußischen Kronprinzen ein Abglanz des heiß bewunderten französischen Wesens, wenn auch des äußerlichsten, verwirrend und verführend entgegen. Der durch seine Lektüre vordisponierte, durch abschließende Maßregeln nur neugierig gemachte Jüngling sieht in das Epikuräertum der großen Welt gerade so weit hinein, um fortan die ehrbare Öde daheim vollends unerträglich zu finden. Der Vater aber, der sich nach seiner Liebe sehnt, der bisher es durchaus hat vermeiden wollen, den Rauhnikolaus bei dem Sohne zu Gunsten der Mutter zu spielen, muß nun die Maßregeln verschärfen, um aus dem mit Illusionen und Heimlichkeiten spielenden, Schulden eingehenden, heimlich auch, bei dem Hannoveraner Quantz, Musikstunde und Flötenunterricht nehmenden Prinzen womöglich doch noch einen „braven Kerl und honetten Offizier" zu machen. So kommt das in Friedrichs jungem Leben so bedeutungsvolle Jahr 1730 heran.

Preußen war damals, nach den Verträgen von 1726 und 1728, gut kaiserlich, Grumbkow der Hauptvermittler dieser Beziehung. Andererseits waren schon in älteren Anknüpfungen nach der englisch-hannöverschen Seite hin (1725, Bündnis von Herrenhausen) Gedanken einer Doppelheirat aufgetaucht, die beide Staatswesen dauernd verbinden, Preußen recht fest an England anketten sollte. Diese Pläne waren namentlich von der Königin nie aufgegeben worden, und sie rückten wieder sehr nahe, als Ende 1729 die erwähnten Seehandelspläne Karls VI. eine von England geführte Koalition mit Frankreich und Spanien (Vertrag von Sevilla, 9. November 1729) drohend gegen Habsburg zusammenzogen, der man Preußen anzugliedern wünschte. Die älteste Tochter Friedrich Wilhelms, Friederike Wilhelmine, sollte Georgs II. Thronfolger, dem Prinzen von Wales, und dessen Schwester Amalie dem Kronprinzen Friedrich vermählt werden. Sir Hotham kam deswegen in Spezialgesandtschaft nach Berlin, wo nun die Königin alle Hebel in Bewegung setzte, diesen Lieblingsplan zur Verwirklichung zu bringen. England lag an diesem so viel, daß es sogar bereit war, jene Amalie, als preußische Kronprinzessin, zur Statthalterin von Hannover zu machen.

Aber gerade dies war nicht nach des Königs Sinn, abgesehen von einer Art nüchternen Instinkts, der ihn auch lieber, trotz allem, nach Wien hin Treue halten ließ, wie es Grumbkow unablässig betrieb. Er wollte den nach Opulenz und Lebensgenuß verlangenden Kronprinzen nicht für einen eigenen und unabhängigen Hofhalt freigeben, wollte ihn noch erziehen. Friedrich natürlich wollte vor allem der Berliner und Potsdamer Sphäre entrinnen, ihn reizte auch die ansehnliche, glänzende Ehe-

verbindung als solche. So war der König zunächst nur für die Vermählung Wilhelminens mit dem Prinzen von Wales, und dafür freudig, bereit. Der andere Teil des Planes blieb in der Schwebe, als Gegenstand eines von der Partei der Königin mit Hotham zusammen geführten, alle Gegensätze leidenschaftlich aufrührenden, verwegenen Ränkespiels. Hierbei ereignete sich die schon berührte Szene, daß Hotham durch ein Schriftstück die Bestochenheit Grumbkows nachweisen wollte, der König jedoch das Papier mit seinen offenen Beweisen dem Gesandten an die Erde hinwarf und mit einem der bei ihm möglichen jähzornig groben Worte aus dem Zimmer stürmte; der Gesandte, dessen Abreise ohnedies bevorstand, verließ ohne Abschied Berlin. Aber erst, was nun folgte, zerriß den Heiratsplan endgültig.

Abb. 154. Sofie Dorothea, die Gemahlin Friedrich Wilhelms I. und Mutter Friedrichs des Großen. Gemälde im Hohenzollern-Museum.

Bald nach jener Szene reiste der König nach Süddeutschland, um an dortigen Höfen für den Kaiser gegen die „Sevillaner Partei" zu wirken, daneben auch wegen Jülich-Berg zu sondieren. Den Kronprinzen nahm er mit sich. Friedrich, der sich längst in qualvoller Spannung befunden hatte und seine Hoffnungen so gut wie gescheitert sah, hatte bereits den verzweifelten und abenteuerlich-unsinnigen Entschluß gefaßt, dem Vater einfach zu entfliehen und sich der französisch-englischen Partei in die Arme zu werfen. Junge Offiziere weihte er ein: den in Pommern geborenen Peter v. Keith, seinen bisherigen Leibpagen, den der König wegen Beider zu großer Intimität nach Wesel versetzt hatte, von wo aus Keith nun helfen sollte, sodann dessen Bruder und endlich Friedrichs besten Freund Hans Hermann v. Katte, Leutnant bei den Gardegendarmes. Dessen Vater war der General und spätere Feldmarschall Hans Heinrich v. Katte, seine Mutter eine Tochter des vielberufenen Kriegsministers Wartensleben (s. o. S. 130). Er selber war keineswegs eine Persönlichkeit, die

das ihr gewidmete und bei den neugierigen Besichtigern der Küstriner Lokalitäten noch immer lebendige romantische Mitleid so völlig verdient, vielmehr ein bedenklich zu Kavaliersfreuden und allerlei Insubordinationen neigendes Herrchen, das seine erste Jugend in Frankreich verbracht hatte und dessen Vertraulichkeit mit dem Kronprinzen dem König bereits anstößig genug war.

Auf jener Reise, auf dem Wege nach der pfälzischen Residenz Mannheim, machte Friedrich im Neckartal unterhalb von Heilbronn seinen Fluchtversuch, am 4. August 1730. Aber dies wurde dem König rechtzeitig entdeckt und mißlang vollkommen; ein in falsche Hände geratener Brief des Kronprinzen an Katte enthüllte obendrein die bedachte Vorbereitung. Friedrich und Katte wurden in Haft genommen, Keith entfloh nach England. Der König war aufs fürchterlichste getroffen, mit seiner ganzen Berserkerwut bedrohte er den ehrlos desertierenden Sohn und Offizier, der in seiner damaligen weichherzigen Leichtmütigkeit noch immer an den ganzen Ernst des Prozesses nicht glaubte, der ihm gemacht wurde, während vielfach dem König zugetraut wurde, er werde den Kronprinzen hinrichten lassen. Das danach eingesetzte Kriegsgericht zu Köpenick verurteilte Katte und Keith zum Tode, was an letzterem nur in contumaciam zu Wesel vollzogen wurde; gegenüber der prozessualisch-exemten Person des Kronprinzen hatte das Offiziersgericht die besonnene Charakterfestigkeit, sich für unzuständig zu erklären. Der König, dem das Urteil somit zurückgegeben wurde, ließ am 1. November „Gnade für Recht" ergehen und schickte den Kronprinzen in Haft auf die Festung Küstrin. Dort mußte dieser am 6. November vom Fenster aus Kattes Hinrichtung durchs Schwert ansehen, ohne über sein eigenes Schicksal schon sicher zu sein. In diesem Moment brach die Zuversicht, womit Friedrich bisher, in Briefen an

Friedrich. August Ferdinand. August Wilhelm. Heinrich.

Abb. 155. Kronprinz Friedrich und seine Brüder. Gemälde im Hohenzollern-Museum.

die Schwester, philosophisch über etliche Haft gescherzt hatte, vor dem furchtbaren Ernst des Vaters zusammen.

Dann wurde Friedrich zur Arbeit bei der Küstriner Regierung begnadigt und hatte Urfehde und Gehorsam zu schwören, bei Verlust des Anrechts auf die Krone. In Friedrich aber war doch Art des Vaters genug, daß seine Regsamkeit sich nunmehr ernstlich auf die ihm eröffnete praktische Verwaltungsarbeit lenkte und er in dieser, die er durch aufgesuchte Unterweisungen und parallele theoretische Studien ergänzte, Zweck und Befriedigung gewinnen wollte. Vollkommen konnte diese nicht sein; die Sehnsucht nach den ihm entzogenen Büchern und nach freiem Geistesflug blieb nur zurückgedrängt und in dem Kleinleben der Festungstadt, die die beiden Arme der Oder und die einmündende Warthe umfangen, als ein Trost für die Zukunft übrig.

Abb. 156. Friederike Wilhelmine, die ältere Schwester Friedrichs des Großen, vermählte Markgräfin von Brandenburg-Bayreuth. Gemälde von A. Pesne.

Die englische Doppelheirat blieb erledigt. Für den „Bürgersmann unter den europäischen Königen" hatte sie gleichwohl etwas Lockendes gehabt, soweit sie Wilhelminen galt; souveräner und unbefangener fühlte er sich doch bei einer bescheideneren Verbindung seiner Kinder. Und eine solche wünschte und betrieb vor allen Dingen die kaiserliche Politik, der die Ereignisse von 1730 so hilfreich zugute gekommen waren. Wilhelmine wurde, hinweg aus den unverschmerzten Hoffnungen auf die Krone einer großbritannisch-hannöverschen Königin, im November 1731 mit dem kleinen fränkischen Hohenzollern Friedrich, dem Erbprinzen von Kulmbach oder Bayreuth vermählt, der der geistvollen, aber auch sarkastischen Frau recht viel Leid angetan hat; allbekannt ist die kulturgeschichtliche Anschaulichkeit der Lebensdenkwürdigkeiten, die sie später, zunächst durchaus nur als privateste Kritik und Herzenserleichterung, abgefaßt hat. Und für Friedrich wurde Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern ausersehen, eine Nichte der Kaiserin, 1732.

Ein Eilbote des Königs, mitternächtlich eintreffend, brachte Friedrich die Nachricht, mit der sich dieser in der menschlichen Einsamkeit der Nacht abfinden mochte. Sie sei nicht häßlich, auch nicht schön, aber ein gottesfürchtiges Mensch, wohl aufgezogen, modeste und eingezogen, so müßten die Frauen sein. Das war der wohlmeinend beigefügte väterliche Trost zu dieser jähen Eröffnung, die über den geistverlangendsten der Hohenzollern lebenslänglich verhängt hat, einen geliebten Kameraden seines Daseins, eine Ausfüllung seiner Seele durch Ehe und Weiblichkeit zu entbehren. Wer möchte sagen, ob Friedrich nicht gerade durch diese Fügung, die ihn für immer auf sich allein zurückwarf, er selber geworden ist? wer es aussprechen, daß er auch keine für ihn schönere Wahl auf die Dauer ertragen und sich niemals in die Wohltat einer glücklichen Ehe geistig begnügt haben würde?

Abb. 157. Das Schloß zu Küstrin.

Noch einmal schäumt Friedrich in Briefen an Dritte auf, aber vor dem Könige beugt er sich. In den Ereignissen von 1730 und 1732 hat er die Selbstbemeisterung nach außen erworben, die „Tarnkappe", wie Carlyle sagt, unter der der Mensch in ihm seitdem sich durch das Unvermeidliche und das landläufige Zubehör des Lebens hindurchfindet. Gelassen läßt er die Verlobungsfeier und die Hochzeit, am 12. Juni 1733 zu Salzthal, über sich ergehen; er ward wenigstens der „Küstriner Galeere" damit ledig. Die Hochzeit vereinigte ihn noch nicht mit der Angetrauten, da noch kein Wohnsitz für das Paar eingerichtet war, und 1734 machte er den belanglosen Feldzug am Oberrhein (S. 253) mit. Inzwischen kaufte der König für ihn das Schloß **Rheinsberg** und ernannte ihn zum Obersten des im nahen Ruppin, sowie teilweise in Nauen garnisonierenden Infanterieregiments. Und in dieser neuen Pflicht wurde er nun auch zum praktischen, sich bald immer eindringlicher interessierenden **Soldaten** gemacht.

Die Art des Jünglings, sich als französischer Marquis zu geben, wie der Vater spottete, war schon in Küstrin von ihm gefallen. Jetzt ward er zunächst der tüchtige Garnisonoffizier, den der Vater verlangte. Alfred Dove stellt einmal — ich habe es schon Bd. I. S. 479 erwähnend zitiert — in rascher, prächtiger Charakteristik die beiden Friedrich II. der deutschen

Abb. 158. Rheinsberg. Zeitgenössischer Stich.

Geschichte nebeneinander, den Kaiser und den König: den normannischen Staufer, der als blonder, schöner, hochplanender Jüngling sein deutsches Väterreich erobert und der allmählich immer mehr in einen seltsam fremden Epikureismus versinkt, der kahlköpfig und beleibt und matt wird; sie gleichen sich beide in schonungsloser Kritik allem Menschlichen und Göttlichen gegenüber, in der Unersättlichkeit des Gedankens, dem Reichtum des in Alles dringenden Geistes, in seelischer Einsamkeit, an die kein Weib, kein Zeitgenosse ragt, in der monarchisch steilen Höhe, von der sie ihre Reiche alltätig und allbestimmend regieren. Aber im Wert und in der Kraft des menschlichen Teils ist der Weg des Hohenzollern der umgekehrte, als bei dem Staufer: immer ferner sinken von ihm der Epikureismus und die Weichheit hinweg, immer alleiniger lenken ihn sein Wille und sein Verstand, immer zäher wird seine Gestalt, wetterharter sein Antlitz, und sein wunderbares, tiefblaues Augenpaar, das bei dem Jüngling so liebenswürdig dreinschaut, blickt so durchdringend gewaltig und streng.

Bis dahin ist noch weiter Weg, aber dieser ist nun betreten. Es folgt in Rheinsberg zunächst die Zeit, auf die Elisabeth Christine nachmals als auf die eines jubellosen, doch für sie vorhandenen Glückes zurückschaut; dieselbe Zeit, die nun dem Kronprinzen die Möglichkeit beschert, durch Umgang mit selbstgewählten Büchern und Freunden alles Sehnen seiner Entbehrungen wertvoll zu erfüllen. Mit ihm sind sein militärischer Begleiter aus Küstriner Tagen und intimer Freund, der hochgebildete Kurländer v. Keyserlingk, der Franzose Chasot, der Hauptmann a. D. und seine Kunstfreund v. Knobelsdorff aus der Lausitz (1699–1753), der später sein Architekt werden wird – Schöpfer des feinen Rokokobaus von Sanssouci, Erbauer des Berliner Opernhauses, womit in früher Ankündigung der klassische Geist der Baukunst aus dem Rokoko wiedererstehn, Umgestalter von Rheinsberg und des Potsdamer Stadtschlosses, Urheber des Planes zum Berliner Tiergarten —, dann der wackere militärische de la Motte Fouqué und andere gebildete Freunde, der Flötist Quantz, die beiden Benda aus dem Musikerlande Böhmen, Franz (1709—1786) und Georg (1721—1795), der aus der Torgauer Gegend gebürtige Sänger und Komponist Graun (1701—1759). 1736 knüpft Friedrich den Briefwechsel mit Voltaire an, der bei diesem auf so wohldisponierten Boden fällt. Sein Lesen der französischen und antiken Schriftsteller wird zu einem Einbringen alles Wertvollen und Schönen, das kein Sichgenügen kennt und die hinzuströmenden Anregungen sogleich wieder durch die rastlose Feder fixiert; von dichterischen und rhetorischen Ergüssen schreitet er zu ernsten abstrahierenden Problemen und Arbeiten fort, wird zu dem selbständig bedeutenden Vertreter des methodisch und kritisch geschulten gesunden Menschenverstandes. Gerade bei Voltaire, dem nach beiden Seiten aufgeklärten und kritischen Widersacher der platten Atheisten, sucht Friedrich die Bestätigung des selbstgefundenen Standpunkts eines edleren, wenn auch undogmatischen Gottesbegriffes im All der Dinge; er hält sich gegen den freudlos lähmenden puren Materialismus durch die Philosophie einer den Menschen bestimmenden Pflicht geschützt, der im letzten heimlichen Kern noch die ernstliche Wesensart des reformierten Hohenzollernbekenntnisses zugrunde liegt.

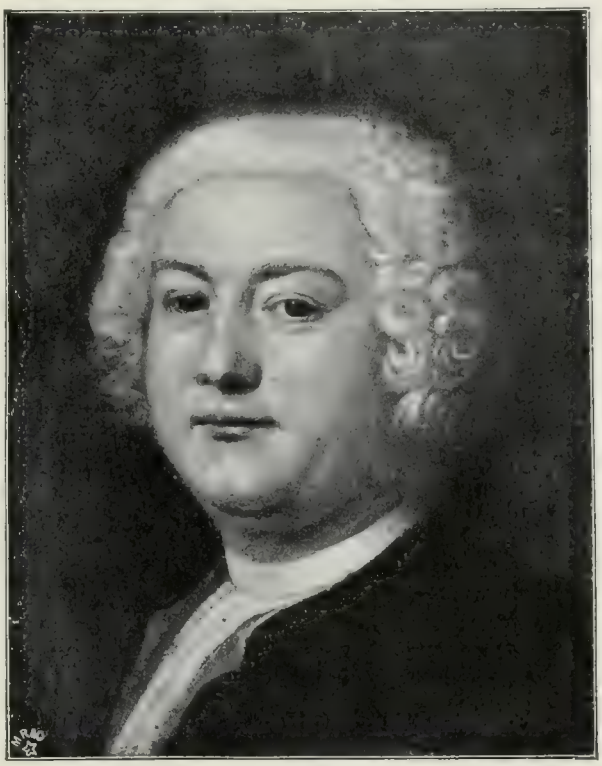


Abb. 159. Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff. Gemälde von A. de Manyoli vom Jahre 1732.

Vor allem aber begräbt er nicht das frische Leben in die formulierende Philosophie, sondern um des bewußten Lebens und Vollbringens willen will er philosophischer Denker sein. Der menschlich für sich selber trachtende feinere Geistesepikureismus spinnt ihn nicht ein, er beginnt über das Sichklären hinaus geben zu wollen, wird durchaus und überall der Mann, der Preußen erben und führen wird.

Ebenso wie seine — zunächst ungedruckt gebliebene — erste einschlägige Schrift, die Considérations sur l'état du corps politique de l'Europe, wird sein gegen das Buch Il Principe gerichteter Antimachiavel (1739) zum Katechismus der absolutistisch-monarchischen Pflicht, die den Fürsten als seines Gemeinwesens ersten Diener mit unumschränkter Waltung einstellt. Daß Friedrichs Standpunkt dabei gegenüber der Persönlichkeit und den Vorbedingungen Machiavellis ein ungerecht schiefer blieb, kann bei der damaligen allgemeinen Versunkenheit eines intimeren Verständnisses für die Renaissance, bei dem ganzen unhistorischen Denken des philosophischen Zeitalters nicht verwundern. Aber schon die Considérations suchen gleichzeitige Anwendung auf die konkreten, zwischen den Mächten schwebenden Fragen. Denn mit gespanntester Beobachtung und Kritik verfolgt der Kronprinz die Politik der väterlichen Regierung, deren Drehpunkt die bergisch-jülichsche Frage ist, studiert sie mit dem Nutzen der unmittelbarsten Schlußfolgerung. Weder das Seinige behaupten noch sich unterwerfen dürfe man halb tun, äußert er brieflich; strittiges Land besetze man am besten, wenn man das Heer dazu habe, und verhandele dann. Österreich gegenüber aber gelte es nur das eine: loszukommen von ihm und Entscheidung herbeizuführen, da von dieser Seite nur Übelwollen und Fesselung zu erwarten sei. Es ist, diesmal nicht am eigenen, sondern schon am Beispiel des Vaters gewonnen, die Erkenntnis, die mit Überwindung und Zaudern früher auch der Große Kurfürst, später wieder Bismarck und Wilhelm I. gewonnen haben und deren Wiederkehr erst durch die endgültige Heilung des deutschen Dualismus ausgeschlossen worden ist, weil bis dahin das Streben nach Niederhalten der norddeutschen protestantischen Macht durch die kaiserlich-habsburgische doch eben in tieferen Ursachen, als in einer bloßen einseitigen Mißgunst, begründet lag. —

Im vollsten Vertrauen schloß Friedrich Wilhelm den von Rheinsberg zu dem Sterbenden geeilten Sohn in die Arme, sprach ihm auch seinerseits von der invariablen Maxime Österreichs, Preußen niederzuhalten. In diesen Tagen, um den letzten Mai 1740, konnte noch niemand daran denken, daß ein so baldiger Tod Karls VI. zu den „Fragen" Europas auch eine österreichische, wuchtiger und erregender als alle, aufrollen werde.

Die Kriegszeit 1740—1748.

Der erste Schlesische Krieg und der Österreichische Erbfolgekrieg.

Friedrich war König. Und er erlebte dies mit dem bewußten Gefühl eines großartigen Vorgangs in ihm selbst. Wer von seinem Regierungsantritt ein vergrößertes Rheinsberg erwartet hatte, der sah nun, daß hier ein feuriger, nach Tat und Ruhm verlangender Politiker auf dem Plane stand, hinter dem der Musenhof vorläufig vergessen lag. Er ging sofort an eine weitere Vergrößerung der Armee um 10000 Mann, während er den Luxus der Potsdamer Riesen abtat. Er instruierte seine Diplomatie, sie solle die brennende Unternehmungslust des neuen Königs, den man nicht ungestraft vernachlässigen dürfe, den Höfen ausdrücklich schildern, das Heldentum, das er in einem selbstentzündeten europäischen Völkerbrande zu erproben hoffe; sie solle die neue preußische Heeresverstärkung nicht beschönigen, sondern mit mahnendem Nachdruck betonen. Vorläufig hielt man ihn für einen übermäßig selbstbewußten jungen Herrn; da brachten die Ereignisse nach dem Tode Karls VI. am 20. Oktober die Gewißheit, daß die Periode des preußischen Zuwartens und grollenden Sichfügens zu Ende sei.

Ein gedanklich Ungeheures bleibt es im Zusammenhang der bisherigen deutschen Geschichte doch immer, dieses Wagnis eines preußischen Kriegsangriffs auf die Macht, bei der die herkömmliche Führung des Reiches lag. Auch wenn man sich den kleinen Einwand macht, daß Österreich in diesem Augenblick diese Führung nicht hatte und daß sie ihm genommen werden sollte.

Die preußischen Ansprüche auf Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau waren zwar formell durch diplomatische Verträge beschwichtigt, doch nicht ohne erneuernden Protest Preußens (vgl. S. 187) und nur unter solchen Umständen, daß Österreich selber nicht daran geglaubt hatte, Preußen halte sie für abgetan (vgl. S. 252). Durch den Kanzler der Hochschule zu Halle, Ludwig, ließ Friedrich die schon früher auf Ilgens Veranlassung gesammelten Materialien zu einer Darlegung des unverfallenen preußischen Anrechtes bearbeiten; zugleich aber machte er geltend, daß Österreich selber immer die Natur der schlesischen Lehen als Mannlehen ausgebeutet habe und daß somit auch Maria Theresia in schlesischen Gebieten nur auf Grund einer Verständigung nachfolgen könne, für die er, unter Angebot von Kriegsbeistand mit seiner ganzen Macht, den niederschlesischen Anteil forderte. Für seine jetzt bis zur Herbheit klare und aufrichtige Natur war die offenliegende alte Rechtsfrage, soviel man in der Politik mit solchen operierte, doch nur eine sehr angenehm vorhandene Beihilfe, ordnete sich in die politische Frage, in das höhere Recht der lebendigen Kraft mit ein. Er wollte ganz einfach durch Diplomatie oder Krieg oder durch beides gewinnen, erobern; er wollte vor allem den günstigen Zeitpunkt nicht verpassen, seinen Staat in die Reihe der Großmächte zu stellen, von denen jener bisher so vieles hatte hinnehmen und dulden müssen. Österreich vernichten wollte er nicht, weil er damit nur die Geschäfte des Auslandes besorgt hätte. Aber die alte preußische Gewährleistung der pragmatischen Sanktion erklärte er durch die nachfolgende Vertragsuntreue Österreichs zunächst für verwirkt. Die Isolierung Preußens schreckte ihn nicht; es war nicht daran zu denken, daß das übrige Europa die Sachlage nicht ebenfalls ausnutzen und daß es sich beeifern werde, die pragmatische Sanktion ohne weiteres Tatsache werden zu lassen. Zunächst hatte schon Bayern, obwohl es die Erbfolge Maria Theresias früher ebenfalls anerkannt hatte, diese angefochten und das Recht des Kurfürsten Karl Albert als Gemahls von Josefs I. Tochter geltend gemacht. Von denen, die noch zuwarteten, wiegte Frankreich, indem Kardinal Fleury Maria Theresia mit irreführendem Vorbehalt als Königin von Böhmen und Ungarn titulierte, die Wiener Regierung in trügerische Sicherheit und trug wesentlich zu der empfindlichen Ablehnung bei, die sie Friedrichs Forderung nach dem persönlichen Willen Maria Theresias erteilte.

Abb. 160. Heinrich v. Podewils (1695—1760). Stich von J. C. G. Fritzsche.

Aber schon stand Friedrich in Schlesien, wohin er Mitte Dezember als sein eigener Oberbefehlshaber eingerückt war, unter höchster Besorgnis seines Ministers v. Podewils und der übrigen Berater wegen der abenteuerlichen Keckheit dieser

ganzen Politik. Sie war vorbedachter, zum mindesten bewußter, als die Erschrockenen beachteten; schon in Rheinsberger Tagen hatte Friedrich sich vorgesetzt: Die Klugheit ist sehr geeignet zu bewahren, was man besitzt, doch allein die Kühnheit versteht zu erwerben. Am 3. Januar 1741 zog er in Breslau ein; bis an den Jablunkapaß, der über die Beskiden von Schlesien nach Ungarn führt, hielt er das Land in der Hand, während die Österreicher nur noch Glatz, Brieg, Glogau und Neiße hielten, auch Glogau an ihn verloren, und während der protestantische Teil der Bevölkerung den gute Mannszucht haltenden Preußen offen als Befreiern zujubelte. In Mähren ward ein österreichisches Heer unter Feldmarschall Neipperg gesammelt und konnte sich, da die Preußen in Quartieren zerstreut waren, auf Friedrichs Rückzugslinie legen. Nachdem ein Schneegestöber am 9. den Angriff der wieder gesammelten Preußen verhindert hatte, kam es am 10. April auf der
1741. Ebene von Mollwitz (unweit Brieg) mit umgekehrten Fronten zur Schlacht.

Vor dem wuchtigen Anprall der österreichischen Reiterei wich die preußische und riß den König selber mit. Der neben ihm befehligende General v. Schwerin bewog darauf Friedrich, die Schlacht zu verlassen, da auch ein Teil der Infanterie in Unruhe zu kommen schien und man den Tag für verloren hielt. Aber unterdessen waren die Österreicher durch das mörderische nahe Feuer der Infanterie um den ersten Erfolg gebracht worden und prallten mit weiteren Angriffen ab. Zuletzt führte Schwerin die langen Linien der preußischen Bataillone mit klingendem Spiel zum letzten entscheidenden Angriff vor, jenem berühmten Parademarsch wie nach der Schnur auf dem Schlachtfeld und mit gefälltem Bajonett, vor dem die Österreicher die Flucht ergriffen. Friedrich war nach Oppeln geritten und dort mit feindlichen Schüssen empfangen worden, dann wieder nach Mollwitz zu umgekehrt und erfuhr um Mitternacht den preußischen Sieg. Diesen hatte noch nicht er selber gewonnen, es ist der Schlachtfeldsieg, der recht eigentlich dem toten König, dem bespöttelten Exerziermeister von Potsdam gehört. Und dem „alten Dessauer", den Friedrich absichtlich nicht mitgenommen, sondern mit einer Heeresabteilung gegen Hannover und Sachsen aufgestellt hatte.

Es war die höchste Zeit, daß der Mollwitzer Sieg die drohenden Gewitter ungefährlich entlud, die sich um Preußen zusammengezogen hatten. Friedrich hatte es gewagt; nun behielt er recht, daß er's getan. Georg II. von England-Hannover war die Seele einer zwischen ihm, Österreich, Rußland, den Niederlanden und Sachsen nahezu fertigen Verabredung gewesen, Preußen aufzuteilen, zum mindesten es bis zur politischen Belanglosigkeit zu verkleinern. Die Dimensionen von hastigem Landerwerb, woran die Kabinetts- und Kriegspolitik des 18. Jahrhunderts gewöhnt war, erscheinen auch diesmal durchaus nicht allein auf der Seite des schon so lange nicht mehr mitbeteiligten Preußen. Jetzt konnte Friedrich sich von England-Hannover und obendrein von Frankreich suchen lassen, konnte wählen zwischen beiden. Und dabei erfocht er auch seinen ersten diplomatischen Sieg.

Für Frankreich besuchte der als Soldat wie als Politiker bedeutende Marschall Graf von Belle-Isle die kurfürstlichen Höfe, um sie für die Kaiserwahl Karl Alberts von Bayern anstatt des Lotringer Gemahls der Kaisertochter zu gewinnen. Niemand konnte als Bundesgenosse so wichtig sein als der Sieger über Österreich, der schon gewaffnet in Schlesien stand; am 22. April traf Belle-Isle von Dresden aus im preußischen Hauptquartier ein. Für Friedrich gab es bisher, wie er selber isoliert stand, auch nur seine isolierte schlesische Absicht; für Niederschlesien und Breslau war er zum Frieden und zu Hilfe für Maria Theresia bereit. Insofern war ihm das vermittlungbietende England der nähere Kontrahent, da dieses einen solchen Frieden brauchen konnte, um freiere Hand in Verwicklungen mit Frankreich und Spanien zu haben. Er verhandelte zunächst also ernstlich mit England und durch dieses mit Wien, während er den ihn persönlich interessierenden, gewichtigen Belle-Isle in der Schwebe hielt. Aber bald genug konnte er sich der Überzeugung nicht verschließen, daß England bei Preußen wie in Wien doch nur ein gleich trügerisches Doppelspiel spiele, um die Lage zu trüben, und daß es die abgeneigte Stimmung Österreichs unüberwindlich verstärke. So wandte er sich verzichtend zu Frankreich, zu dem allgemeinen

Kriege hinüber und hielt das aufgegebene England noch einstweilen hin, um ihm zu vergelten. Gegen England richtet sich das Wort, das er am 12. Mai im ärgerlichen Stadium der Erkenntnis, wie er mit Englands Vermittlung dran sei, an Podewils schrieb: S'il y a à gagner à être honnête homme, nous le serons, et s'il faut duper, soyons donc fourbes. Auch ein damaliges Wort von Podewils an Belle-Isle mag noch belegen, wie wiederum England, mehr aus der Natur als aus dem Interesse seiner Politik, die große Krisis von 1741 herbeigeführt hat: „Wir sind alle für den Frieden (mit Wien) und ich glaube, daß dieser das beste ist, aber es wird nichts, das kann ich Ihnen versprechen, Sie kriegen uns noch!"

Abb. 161. Generalfeldmarschall Kurt Christof Graf v. Schwerin. Stich von F. Reucke nach A. Pesne.

Am 28. Mai hatten Spanien, das von Frankreich vorgeschoben wurde, und Karl Albert den Nymphenburger Vertrag geschlossen, der den letzteren Fürsten mit österreichischen Gebietstücken auszustatten und zum Kaiser zu machen versprach, wofür Frankreich schon die drei geistlichen Kurfürsten in der Hand hielt und Kursachsen sowie Kurbrandenburg zu gewinnen sicher war; Spanien sollte Österreichs oberitalische Länder erhalten. Am 4. Juni 1741 kam dann auch der preußisch-französische Vertrag zustande: Frankreich gewährleistete Preußen Niederschlesien und Breslau, Preußen gab zu Gunsten von Pfalz-Sulzbach seine Ansprüche auf Jülich und Berg auf, beide Mächte einigten sich auf die Unterstützung des Kaisertums Karl Alberts; französische Truppenmacht am Niederrhein sollte Friedrich eine Gefahr von seiten England-Hannovers und der im englischen Schlepp-

tau befindlichen Niederlande vom Halse halten. Die von Podewils und anderen gefürchtete abhängige Auslieferung an Frankreich war vermieden, ein glänzender diplomatischer Erfolg hatte weit mehr Frankreich für Preußen in Dienst gestellt, als umgekehrt.

In dieser Not eroberte Maria Theresia die Ungarn, deren erregliches Temperament bisher dem Kaiserhofe so viele Aufstände und Sorgen bereitet hatte.

Schon bei ihrer Krönung zu Preßburg am 25. Juni, als sie den Burgberg über der Donau hinanritt — von wo das 1811 ausgebrannte mächtige Königsschloß heute ruinenhaft von Rasen und Büschen umgrünt herabschaut auf die weite Herrlichkeit der Flußlandschaft mit ihren Ebenen, Weinhügeln und von ferne herüberblauenden Bergen — hatte ihre Erscheinung zu stürmischem Jubel hingerissen. Er wiederholte sich, als sie am 11. September vor die Ständeversammlung trat und die königliche,

Abb. 162. Schloß Nymphenburg, erbaut 1663. Nach einer Photographie von F. Finsterlein in München.

nach ungarischer Kultur und Verständigungsprache lateinische Ansprache in eine bittende Klage verwandelte: da schwollen die Herzen über und klangen jene stürmisch begeisterten Rufe auf, die von stilisierender Erinnerung in das berühmte ‚Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!‘ zusammengefaßt worden sind. Und die großherzige Nation, was mehr war, hielt das feurige Wort, in Massen wurden die Ungarn aufgeboten, und ihr Beispiel schien auch in den zisleithanischen Ländern den Volkskrieg gegen die fremden Eroberer entzünden zu wollen.

In jenen Septembertagen näherte sich das Heer Karl Alberts Linz und sollte nach dem von Friedrich entworfenen Plan mit den ihm zuziehenden Franzosen zusammen Wien angreifen. Am 21. Oktober stand er der Hauptstadt nahe bei St. Pölten, aber dann schwenkte der unsichere Kurfürst nach Böhmen ab und verdarb dadurch das geplante verderbenbringende Zusammenwirken. Sachsen, das sogar vor Bayern die Nachfolge Maria Theresias anfechten konnte (S. 248), schloß sich am 19. September dem französisch-bayrischen Bündnisse an und stellte seine Truppen unter Friedrich. Es sollte dafür Mähren, Oberschlesien und Teile von Niederösterreich erhalten. Friedrich seinerseits war gerade jetzt, weil ihn allerlei Ränke Frankreichs von

Abb. 163. Maria Thereſia.
Gemälde eines unbekannten Meiſters in der Majoratsbibliothek zu Warmbrunn i. Schl.

neuem bedenklich machten und ihm nahe legten, sich auf sein Interesse zurückzuziehen, zu Verhandlungen mit der bedrängten Maria Theresia bereit. In dem nur mündlich mit Neipperg formulierten Vertrag (9. Oktober 1741) von Kleinschnellendorf bei Neiße, dessen Geltung er an die Geheimhaltung durch Österreich band, gestattete er dem Neippergschen Heere, dem einzigen, das für Österreich im Felde stand, den Abzug nach Böhmen und versprach seine Kurstimme für Franz Stefan, wofür er im bald abzuschließenden Frieden Niederschlesien und angrenzende Teile erhalten sollte.

Abb. 161. Kurfürst Karl Albert von Bayern als Kaiser Karl VII. Schabblatt von J. G. Bodenehr.

Man hat übrigens bei dem Tadel, den dieser Vertrag alsbald und seither (auch in Friedrichs eigenen autobiographischen Schriften) gefunden hat, das eine übersehen, daß Friedrichs Vertrag mit Frankreich vom 4. Juni 1741 nur für den Fall, daß einer von beiden angegriffen würde, gemeinsamen Friedenschluß ausbedang. Nichtsdestoweniger war es, freier vom Buchstaben betrachtet, bedenkliche Politik, aber sie war keine andere, als die bei England und Frankreich selber derzeit üblich war, und sie findet ihren Tadel eben nach dem strengeren Maßstab, den eine ehrliche Geschichtschreibung in erster Linie gerade auf Preußen gern anwendet. Es wirkte dazu ein gewisses Herrengefühl der rasch erworbenen diplomatischen Meisterschaft in Friedrich mit; er will sich und, wenn sie's erfahren, den Anderen beweisen, daß er derlei auch versteht und daß gerade er so dasteht, den Sonderfrieden mit Österreich unabhängig bekommen zu können.

Als Österreich dann keine Anstalten machte, den Frieden herbeizuführen, vielmehr das bedungene Geheimnis brach, nahm Friedrich die Gemeinsamkeit mit Frankreich und Bayern wieder auf. Karl Albert hatte unterdessen am 26. November Prag eingenommen, das Neipperg nicht mehr rettete, und sich am 7. Dezember

zum König von Böhmen ausrufen lassen. Dann ging er nach Frankfurt, wo er am 24. Januar 1742 mit allen Kurstimmen zum Kaiser erwählt wurde; am 12. Februar fand die Kaiserkrönung statt.

Aber er war schon fast ein Kaiser ohne Land. Österreich hatte die wildesten Soldaten und Freischaren aus seinen buntscheckigen Ländern nach Bayern hineingeworfen, Hunderte von Dörfern und Flecken waren in Brand gesteckt, am 14. Februar zogen die Österreicher in München ein. Der schneidige und begabte Feldmarschall Graf Khevenhüller sammelte und organisierte mitten im Kriege die militärische Wiedererhebung des Kaiserstaates und entriß den Bayern die mit Truppen besetzten Donaustellungen. Prinz Karl von Lotringen, der Bruder des Gemahls der Königin und Großherzogs von Toscana (seit 1737), wandte sich mit Glück gegen

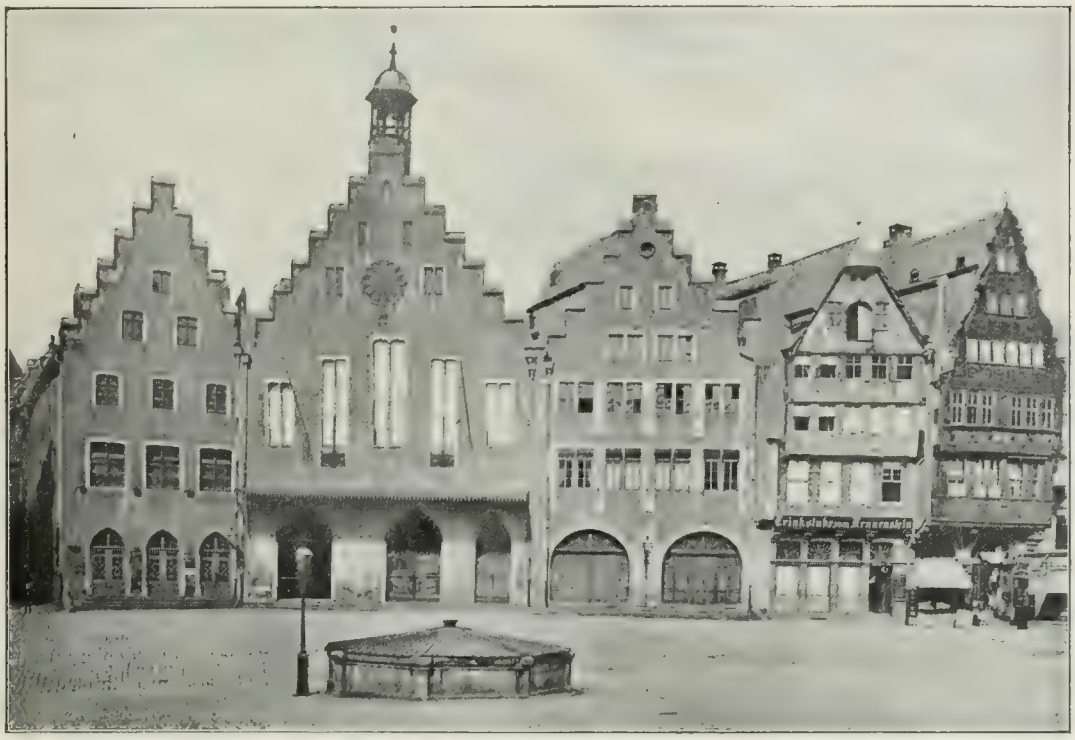


Abb. 165. Die Häusergruppe des Römers zu Frankfurt, der Ort der Kaiserwahl und Kaiserzeremonien. Vor der neuesten erheblichen Umformung.

die verbündeten Preußen, Sachsen und Franzosen in Mähren, welche durch Kleinlichkeiten und schließlichen Abzug der Sachsen, sowie durch das französische Bemühen, vorweg ein bequemes Gleichgewicht der deutschen Mächte zu sichern, gelähmt wurden; Anfang April räumte Friedrich Mähren und ging nach Böhmen zurück. Abermals hatte er der über ihre Wiener Vollmacht hinaus vermittelnden englischen Diplomatie die Hand geboten, aber Maria Theresia lehnte deren Bewilligungen ab. So schlug Friedrich am 18. Mai gegen Karl von Lotringen, der auf Prag rückte, die Schlacht nördlich von Tschaslau (Časlav) bei dem Dorfe Chotusitz. Hier brachten die seit Mollwitz geleistete Arbeit an seiner Kavallerie, die trotz außerordentlicher Verluste ihre stürmische Tapferkeit durchhielt, und die bewährte Vortrefflichkeit der Infanterie den Sieg, dessen taktisches Verdienst, trotz anfänglicher Fehler des Schlachtplans, diesmal Friedrich durch eine letzte überflügelnde Bewegung persönlich errang. Nun drängte Friedrich auf Abschluß, damit ihn ein eingeleiteter französischer Sonderfriede nicht überhole, und setzte bei Englands unter diesen Umständen desto eifrigerer Vermittelung, gegen Maria Theresias schmerzliches Widerstreben im Breslauer Präliminarfrieden vom 11. Juni, der am 28. Juli zum Berliner

Frieden wurde, die Abtretung von ganz Schlesien, außer den Fürstentümern Troppau und Teschen, und der Grafschaft Glatz durch. Dafür verbürgte er Duldung des Katholizismus und übernahm 4800000 Taler österreichischer Schulden an die Seemächte. Die alte böhmische Lehnshoheit über die schlesischen Abtretungen
1742. wurde aufgehoben.

Der Erfolg hatte ihm Recht gegeben. Was 1740 eine jugendlich unbekümmerte Verwegenheit gewesen war, die Europa herausforderte und die besten Berater des Königs selber erschreckte, war militärisch und diplomatisch zu glücklichstem Ende geführt und erschien vor Aller Augen als die persönliche Großtat des Genies. Die neue Provinz, welche Preußen um ein volles Drittel des Bisherigen vergrößerte, war Eroberung, aber doch nicht aus dem Rechte des Siegers allein. Das entschlossene Vorgehen um den Besitz von Schlesien und die Demütigung Österreichs waren der vergeltende vorläufige Abschluß einer generationenlangen Kette von Vergewaltigungen, die Preußens Anrechte und Politik mit Absicht und Bewußtsein von Wien her erfahren hatten. Und abgesehen von Jülich und Berg brauchte weder an Frankreich noch an England die Hilfe, wozu sie benutzt worden waren, bezahlt zu werden. Wenn Frankreich sich düpiert fühlte, so konnte es sich doch nur beklagen, daß es den neuen König von Preußen nach dem Maßstabe der früheren Hohenzollern gemessen hatte, die von den westlichen Mächten (und Wien) mit einseitiger Gewohnheit düpiert wurden. Für England, das 1742 eine Armee am Rhein aufstellte, um die Machtpläne Frankreichs niederzuhalten, wie für dieses blieb Preußen der ausschlaggebende Verbündete.

Friedrich selber fühlte sich gesättigt, wollte versöhnen, konsolidieren, als Schutzherr des Reiches erscheinen, die im Fluge erworbene Stellung zu freundlicherer Anerkennung bringen und sie, minder waghalsig, durch „Parade-Allianzen", wie er es im überlegenen Gefühl der Unabhängigkeit brieflich bezeichnete, stützen. Er operierte mit dem Reichsgedanken, um Karl Albert, dessen Kaisertum er hatte herbeiführen helfen, zu stützen, um dessen Ausgleich mit Österreich herbeizuführen und die bestimmende Einmischung des Auslandes abzudrängen. Er dachte an dauernd zu übertragende preußische Führung der Reichstruppen: eine tatsächliche militärische Mediatisierung des Reiches, dessen kaiserliche Führung Österreich absehbar verloren hatte, unter Preußen. Schon dachte er auch, wesentlich zu Gunsten Bayerns, an Säkularisationen und Mediatisierungen, wie sie dann ein halbes Jahrhundert später Napoleon vornahm: das Mittel, die österreichische Klientel zu dezimieren und die entgegenstehenden weltlichen Kräfte in Deutschland zu stärken. Aber die Ereignisse und Verhältnisse des fortdauernden europäischen Kampfes waren für diese Rezepte denn doch zu groß, und im Reiche selber fehlte es durchaus an den geeigneten Vorbedingungen dazu. Was aus den Rekognoszierungen nach dieser Seite übrig blieb, war die Erkenntnis der Unfähigkeit der kleinen Höfe für eine solche Unionspolitik unter preußischer Führung und war der Hohn, den der König fortan für die Pedanten und Perücken an diesen deutschen Höfen und in den Reichsorganen nicht wieder von sich zu trennen vermochte. Nicht sammeln, sondern lediglich befehligen konnte die Losung sein, ganz wie sich Bismarck in den 1850er Jahren aus gleichen Enttäuschungen preußischer Unionspolitik vorderhand die Lehre zog.

Die Franzosen mußten Böhmen den Österreichern räumen, ebensowenig konnten sie unter dem Marschall von Sachsen (ob. S. 250) Bayern halten, wo Maria Theresia, die, von England ermutigt, an dortige Entschädigung für Schlesien dachte, im September 1743 die Huldigung entgegennahm. Die „pragmatische Armee" Englands siegte über die Franzosen am 27. Juni 1743 bei Dettingen am unteren Main, Sardinien trat mit Österreich und England zu Worms (Sept. 1743) ins Bündnis, wobei Maria Theresia die nach den „früheren Verträgen" ihr gewährleisteten Lande zugesichert erhielt, also unausgesprochen auch Schlesien, was Friedrich im Februar 1744 auf dem Wege über Holland erfuhr. Am 20. Dezember 1743

Abb. 166. Prinz Karl (Karl Alexander) von Lotringen (1712—1780), österr. Oberbefehlshaber 1742—1757. Stich von Daullé.

verbündeten sich Österreich und Sachsen, ebenfalls mit einer Spitze gegen Preußen, auf dessen Kosten, wenn es das Schwert ziehe, Sachsen eine territoriale Verbindung nach Polen hin erhalten sollte, und zwar nicht durch Schlesien, wie mit den Worten „ohne Schaden der Königin von Ungarn" offenbar angenommen wurde, sondern durch die südlichen brandenburgischen Gebiete. Friedrichs ausgesprochene Absicht, „Teutschland zu pacifizieren", mit oder ohne gewaffnete Rüstung, erwies sich als unhaltbar, er selber war in erster Linie bedroht. In diesem Fall aber wählte er die Offensive. Er leitete Verhandlungen mit Frankreich ein und verband sich diesem am 15. April 1744 zum Angriff. Auch auf Rußland, dessen Kaiserin Elisabeth (1741—62), Peters des Großen vor seiner Vermählung geborene Tochter, antiösterreichisch gesinnt war, glaubte er rechnen zu können. Aber dort dauerten die Palastintrigen und Verschwörungen fort, mit deren Hilfe Elisabeth sich zur Kaiserin gemacht hatte, und der in Englands Solde stehende Bestuschew, den zu beseitigen sich Friedrichs Diplomatie bemühte, ward vielmehr Großkanzler.

Ehe Preußen diesmal in den Kampf ging, trug es in glückhafter Raschheit eine alterwartete Erbschaft davon, obwohl auch die Häuser Wettin und Braunschweig-Lüneburg neben

kleineren Ansprüche erhoben. 1694 hatte Leopold I. an Friedrich III. Ostfriesland zugesagt für den Fall seiner Erledigung. Nun starb im Mai 1744 das alte Häuptlingshaus Cirksena, das seit 1654 in den Reichsfürstenstand erhoben war, mit Karl Edzard aus. Friedrich ließ am 7. Juni Aurich besetzen, und am 23. Juni huldigten ihm die mit der neuen preußischen Herrschaft seit dem Großen Kurfürsten befreundeten Stände, die ihre auf einem Verfassungsvergleich von 1611 beruhenden Rechte behielten.

Der zweite Schlesische Krieg und der Ausgang des Erbfolgekrieges.

Der Anfang des Krieges, den Friedrich im August nach Böhmen verlegte, war rascher Erfolg, Prag ward eingenommen, das Land bis zum Süden besetzt. Aber die Zusammenwirkung mit den Franzosen versagte gänzlich, ebenso das erhoffte Eingreifen Rußlands in den Krieg. Von Norden rückten die Sachsen Friedrich nach, die Franzosen gaben die Rheinarmee des Prinzen Karl für Böhmen frei, Friedrich mußte im November Böhmen räumen, was im Verein mit den ausgestandenen böhmischen Verpflegungsnöten das preußische Heer bedenklich demoralisierte. Am 8. Januar 1745 wurde die von Sachsen (Graf Brühl) betriebene Warschauer Quadrupelallianz von England und Holland mit Österreich und Sachsen abgeschlossen, worauf die Vernichtung des Königreichs Preußen durch eine engere Verabredung von Wien und Dresden vereinbart wurde (im Leipziger Bündnis vom 18. Mai). Am 20. Januar starb Kaiser Karl Albert an einem Herzleiden. Sein bayrischer Nachfolger Maximilian III. Josef rettete sich sein Land durch den Frieden von Füssen mit Maria Theresia, vom 22. April, und sicherte den Seemächten Truppenhilfe zu. Überall operierten englische und holländische Subsidiengelder, England zahlte an solchen i. J. 1745 allein 830000 Lstrl., zum Teil zur Sicherung von Kurstimmen für Franz Stefan, dessen Wahl Frankreichs Politik so heftig bekämpfte.

In dieser feindlichen Umringung erhob sich Friedrich zum höchsten Heldentum. Er verglich sich in Briefen an Podewils dem Kapitän, der kämpfend ausharrt und schließlich lieber selbst die Lunte in den Pulverraum wirft, er erinnerte an Maria Theresia's ehrenhaften Mut in den Tagen von 1741. Er brannte auf die Schlacht, die die fürchterliche Spannung lösen werde, und als die Feinde über das Riesengebirge nach Schlesien hinabstiegen, warf er sich ihnen mit seinem wieder ermutigten und durch äußerste Anstrengungen — sogar das königliche Silbergeschirr hatte er in die Münze gesandt — verstärkten Heere im Tagesgrauen des 4. Juni bei Hohenfriedberg entgegen, wo er in einem seiner herrlichsten Siege zuerst die Sachsen, dann die Österreicher warf. Aber um die politische Frucht des Sieges brachte ihn das Vertrauen auf neue englische Vermittlung, die am 26. August die Konvention von Hannover herbeiführte, worin Preußen für den Frieden seine Kurstimme für Franz Stefan verhieß. Mit Recht hat man die diplomatische Arbeit Englands als Penelopepolitik bezeichnet, da Georg II., gleich seinem Vater im Herzen noch immer mehr Welfe als König des parlamentarischen Englands, aus hannöverscher Sondersüchtelei die Absichten der englischen Politiker persönlich durchkreuzte und der heißen sächsischen Gehässigkeit gegen Preußen Vorschub leistete. Während Friedrich täglich erwartete, daß Karl von Lotringen aus Wien zur Einstellung der Feindseligkeiten angewiesen werden würde, überfiel ihn dieser am 30. September im Lager bei Soor, an der Straße von Trautenau nach Königinhof im östlichen Gebirgsrande Böhmens. Er wurde aber durch die rechtzeitige Geistesgegenwart des Königs und dessen zuvorkommenden Angriff geschlagen, obwohl Friedrich nur etwa 20000 Mann gegen 33000 bei sich hatte.

Inzwischen war am 13. September Franz Stefan gegen die Stimmen von Kurbrandenburg und Kurpfalz zum Kaiser (Franz I.) gewählt worden und ward am 4. Oktober gekrönt. Aber nun folgten neue preußische Siege. Am 23. November warf Generalmajor Hans Joachim v. Zieten (geb. 1699 bei Wustrau in der Ruppiner Gegend, gest. 26. Januar 1786) den gegen die Lausitz vorgedrungenen Karl von Lotringen bei Katholisch-Hennersdorf, unweit Görlitz, nach Böhmen zurück. Am 15. Dezember schlug der zögernde alte Dessauer, von Friedrich scheltend gedrängt, bei Kesselsdorf unweit Dresden die Sachsen unter Graf Rutowski, einem der Söhne Augusts des Starken, und die mit ihnen befindlichen Österreicher; es ist die letzte schöne und große Tat des alten Haudegen, dessen Truppen über verschneite und vereiste Berghänge dem mörderischen Feuer der Feinde entgegen hinanstürmten. Am 17. dankte Friedrich dem siegreichen Getreuen, am 18. zog er in Dresden ein. Es war hohe Zeit solcher Erfolge gewesen, da Frankreich bereit war, mit Maria Theresia Frieden zu schließen und Rußland Miene machte, sich mit Sachsen zu verbünden. Nun schlossen in der von Preußen besetzten Hauptstadt Augusts III. dieser, Maria Theresia und der König von Preußen bei des letzteren Verzicht auf neue Eroberungen und bei Englands Verweigerung weiterer Subsidien den Dresdener Frieden, der Sachsen die Zahlung einer Million Taler auferlegte und zwischen den beiden anderen Kontrahenten den Frieden von 1742 bestätigte, während Franz I. von Preußen als Kaiser anerkannt wurde.

1745.

Abb. 167. Zarin Elisabeth.
Stich von F. L. Schmitner nach Fr. Stampart.

Zum zweiten Mal hatte Friedrich die Fortuna gemeistert, hatte er das Notwendige erreicht; denn Kaiser zu werden, wie wohl auch gemeint worden ist, den Gedanken hat er nie an sich herantreten lassen, war viel zu sehr Preuße dafür. Zum zweiten Mal meinte er das Seinige getan zu haben, wollte seines Lebens und einer im Frieden wohltätigen Regierung froh werden. Die

unbetitelte preußische Führung Deutschlands blieb nichterreicht, wieder führte das kaiserliche Österreich die überlieferte, nach seinem Interesse zusammengesetzte und durch Fürstenerhebungen verstärkte Mehrheit im Reiche. Aber auch so hatte die neue Großmachtstellung Preußens, mit der es frei aus der Reichspolitik herauswuchs, in schwerster Gefahr die Probe bestanden, ließ die Mittelstaaten dauernd hinter sich weit zurück und begann aus dem Reiche schon eine, wenn auch in der Minderheit bleibende ständige Gegenpartei gegen Österreich um sich zu sammeln. Es war wohlgemeinte, aber wertlose Übereilung gewesen, als ihn einst am 15. Juni 1742 die schlesischen Bürger von Jauer auf einem Transparent den Großen Friedrich nannten. Aber als er nunmehr von den Schlachtfeldern in seine Hauptstadt wiederkehrte, haftete an dem Dreiunddreißigjährigen dieser Name, den man seitdem nicht zu bezweifeln, sondern nur noch zu überbieten gesucht hat. Und wenigstens für zehn Jahre hatte er sich wirklich die ersehnte Waffenruhe erzwungen.

Der österreichische Erbfolgekrieg zog sich noch zwei Jahre hin, nicht ohne die Achtsamkeit der preußischen Diplomatie wach zu halten. Die allgemeine Kriegsmüdigkeit stand unter dem Zeichen der Siege des Marschalls von Sachsen über die österreichisch-englische Partei, zu der 1746 Rußland getreten war. Im Frieden zu Aachen, 1748, überließ Maria Theresia Parma, Piacenza und Guastalla dem Schwiegersohne Ludwigs XV., dem Infanten Philipp von Spanien, sowie mailändisch-lombardische Gebiete an Sardinien und mußte hinnehmen, daß alle Friedenschließenden Preußen das eroberte Schlesien mit Glatz gewährleisteten. Ihr gegenüber wurde allseitig die pragmatische Sanktion, also ihr Erbrecht, anerkannt, gegen das die beiden Vertreter der Ansprüche der Töchter Josefs, Bayern und Sachsen, schon nicht mehr gekämpft hatten, sondern das nur noch der Spielball des französisch-englischen Gegensatzes gewesen war, der sich nun 1748 vorläufig zufrieden gab. Von dessen akuter Wiederbelebung aber hing es auch ab, ob Maria Theresia den nicht gut entbehrlichen westlichen Bundesgenossen für die Wiederaufnahme des Kampfes um Schlesien finden werde, den sie schon 1746 beim Abschluß des russischen Bündnisses in dessen Eventualitäten und Bestimmungen einbezogen hatte. Im Verein mit den Meinungen des Grafen Kaunitz (1711—94) erkannte sie neuerdings den besseren Bundesgenossen in Frankreich, und Kaunitz' Pariser Gesandtenzeit (1751—53) leitete erfolgreich diese Wendung ein. Sie erschien bei der jahrhundertealten habsburgisch-bourbonischen Rivalität eine unerhörte, wurde aber möglich dadurch, daß Maria Theresia alle italischen Verluste der jüngeren Zeit geringschätzte gegen den des deutschen und näheren Schlesien und daß sie dessen Wiedergewinnung zum Angelpunkt ihrer ganzen Politik erhob.

Preußische Friedensjahre.

Die zehn Friedensjahre gönnten dem Verfasser des Antimachiavel die Muße und Mittel, nun auch praktisch die Ideale des alltätig fürsorgenden absolutistischen Herrschers zu verwirklichen. Symptomatisch hatten die ersten raschen Weisungen nach seiner Thronbesteigung den Geist seiner Regierung vorgezeichnet: die Aufhebung der Folter; die Äußerung gegen Podewils, „Gazetten, wenn sie interessieren sollen, müssen nicht geniert werden", die der Begründung der Haudeschen Zeitung in Berlin die Vorzeichen gab; der 1740 nicht ganz ohne Ironie gegebene Bescheid: die Religionen müssen alle toleriert werden, hier muß ein jeder nach seiner Fasson selig werden. Das neue zeitbestimmende Wesen der Aufklärung und der nicht durch Verträge erzwungenen, sondern auf Bildung und Freiheit gegründeten Toleranz beginnt in dieser Monarchie zur Staatsraison zu werden, durch einen König, dessen Brust sich in der

Abb. 168. Franz Stefan von Lotringen, Kaiser Franz I. Stich von F. L. Schmitner nach M. Meytens.

Freiheit des rückhaltlosen Gedankens, der sieghaften Wahrheit weitet und der im Gefühl, das Werden eines neuen menschlichen Zeitalters führend vollenden zu helfen, ein Huttensches juvat vivere empfindet.

Friedrich ist so wenig ein kirchlicher Protestant, wie er sich für ein Deutschtum als solches begeistern kann. Denn allzu peinlich und herausfordernd zu Spott und Ablehnung treten diesem durchdringenden und überlegenen Geiste, wie die Kläglichkeit der Reichsverhältnisse und der politischen Einzelgebilde im Reiche, so auch alle die schier unausrottbaren Schwächen des deutschen Wesens entgegen, die sich doch nur zum Teil mit der gelehrten Solidität und der Bildungsbeflissenheit des Deutschen bemänteln lassen: Verzopftheit, Pedanterie, Schulfuchserei, gespreizte Richtigkeit und Engsichtigkeit, seelische Schwunglosigkeit. Wie soll man, wenn man nur die Gegenwart um sich sieht und sich die Beziehung zu den großen

Männern und Erhebungen der deutschen Geschichte nicht lebendig hält, sich für eine Nation erwärmen, die in immer wiederkehrender und schier unausrottbarer Selbstaufgabe und Bedientenhaftigkeit in allem Fremden etwas unbesehen Höheres und Übergeordnetes verehrt, und sich nicht lieber selber zu diesen Fremden gesellen, darum, weil diese in ihren Seelen freier und stolzer sind, und aus der deutschen Enge und Unverbesserlichkeit sich mit ihnen zu einem echteren Aristokratentum erheben? So ist es möglich geworden, daß gerade dieser König und Mann, der wieder einmal ein deutsches Hochgefühl durch seine Person und seine Taten erweckt hat, selber noch außerhalb des werdenden Deutschtums stehen bleibt. Aber insofern ist Friedrich deutsch, als er politisch die Vergewaltigungen und Geringschätzungen Deutschlands durch das Ausland als allgemeine Unerträglichkeit empfindet und in ihrer Abwehr durch seinen Staat, die einzige ganzdeutsche Großmacht, bereits die Sache eines nur erst geistig sich bildenden Vaterlandes führt. — Und ganz so ist er Protestant durch den Gegensatz wider die Fremdmacht. Er ist alles weniger, als ein mit persönlichen Lustgefühlen zum Katholizismus hinüberäugelnder gleichgültig gewordener Protestant, er räumt dem mit Miß-

Abb. 169. Das Schloß zu Berlin mit Blick auf den Schloßplatz und die Kurfürstenbrücke. Stich von Jean Rosenberg.

trauen und Abneigung betrachteten römischen Wesen keinen Zollbreit der Eroberung bei sich und in seinem Staate ein. Wenn er dasselbe toleriert, so geschieht es nach Verträgen und, was wesentlicher ist, nach einer grundsätzlichen und vornehmen Freiheitlichkeit des Denkens, die sich gleichmäßig über das Ganze erhebt und eben dieselbe ist, der überhaupt erst durch den Protestantismus hatte Bahn gebrochen werden können.

Die Protestanten Schlesiens, die den „Seligmachern", den österreichischen Bekehrungsdragonern, wie den feineren Mitteln der Jesuiten widerstanden hatten, begriffen nicht leicht diese streng korrekte Toleranz ihres Befreiers in dem eroberten Lande, der lediglich die wirtschaftlich und moralisch schädigende Überzahl der katholischen Feiertage einengte und das schrankenlose Anwachsen des Kirchengutes unterband. Aber sie empfanden froh, daß sie nun keine in stete Gefahr gestellten evangelischen Christen von Altranstädter Gnaden mehr waren; in wenigen Jahren lebte sich das Land, dessen überlieferte Verhältnisse — ähnlich wie in Ostfriesland — schonend in Einklang mit den preußischen Staatseinrichtungen und Anforderungen gesetzt wurden, in die Zugehörigkeit zur Monarchie und zu den neuen norddeutschen Landsleuten ein.

Friedrich hat an den grundlegenden Verwaltungschöpfungen seines Vaters nicht erheblich geändert, sie nur in einigem ausgebaut.

Er beseitigte aus dem Generaldirektorium die Mitgliederung der Departements nach Provinzen und richtete die Fachabteilungen (Ministerien) für Handel und Gewerbe, für Heeresverwaltung, für Berg- und Hüttenwesen und für die Forsten ein. In der Zucht über die Arbeitsamkeit und genügende Tüchtigkeit der Beamten ließ er von der Strenge und unbekümmerten Ausdrucksweise der väterlichen Tradition nichts nach, wenn er das beliebte väterliche Hundsfott auch durch sorgfältigere Spezialcharakteristik wie „Idiot" und derlei ersetzte. Er entfernte unnachsichtlich die Untauglichen und Kompromittierten, war andererseits unerschöpflich in Sarkasmen und Randbemerkungen gegenüber Profitlichkeit, Streberei, Anmaßung und beschränkter Titelsucht, behielt aber in allem unermüdlich das Ziel im Auge, den Stand nicht nur als ein brauchbar-bestes Werkzeug zu erhalten, sondern ihn auch an Bildung und menschlichen Werten zum gesellschaftlichen Muster zu machen. Die Sparsamkeit des väterlichen Regiments erlitt nur in dem einen Punkte eine nicht belangreiche Einschränkung, daß

Abb. 170. Das Stadtschloß zu Potsdam.

Friedrich, der persönlich sehr wenig auf sich wandte und seine (ständig militärische) Kleidung geradezu vernachlässigte, den Repräsentationswert glänzender Hoffeste schätzte; er hat den vor Beendigung der beiden ersten Schlesischen Kriege verbrauchten väterlichen Barschatz in den zehn Friedensjahren erneuert und auf 13 Millionen gebracht.

Wie der Vater die moderne preußische Verwaltung begründet hat, so er das neuere preußische Justizwesen, das schärfer von der Verwaltung gesondert wurde.

Indem er 1746 herbeiführte, daß durch kaiserlichen Erlaß die reichsverfassungsmäßige Exemtion des Kurstaates von den Reichsgerichten auf die ganze Monarchie, soweit sie dem Reiche unterstand, ausgedehnt wurde, machte er sich auch in dieser Beziehung zum freien Herrn im Hause. Cocceji, seit 1738 das Haupt des preußischen Gerichtswesens, ist der Träger der fridericianischen Reform. Er ordnete das juristische Examenwesen und führte das Referendariat ein, schuf einen geordneten Instanzenzug, sorgte vorbildlich und organisatorisch für Raschheit und Billigkeit des Prozeßwesens. Zuerst in Pommern erprobt, wurde die neue Prozeßordnung von 1747, der Codex Fridericianus, in der ganzen Monarchie eingeführt, Cocceji selber zum Dank zum Großkanzler und Freiherrn erhoben.

Unter dem Einfluß moderner westlicher Anschauungen wurde zur Geltung gebracht, daß die letztausschlaggebende Instanz ein Gerichtspruch und nicht, wie seit Entstehen der abendländischen Monarchien, eine landesherrliche Entscheidung, ein Spruch der Kabinettjustiz sei; ihr blieben nur Begnadigungsrechte. Zu großer Berühmtheit ist der Prozeß des Müllers Arnold gelangt, in welchem Friedrich den Verzicht auf jenes alte Hoheitsrecht

doch wieder durchbrach. Aber sein Einschreiten entsprang seinem ständigen Bestreben, die Redlichkeit der Richter zu kontrollieren und den kleineren Leuten gegen den Adel beizustehen. Ich ziehe den späteren Vorfall sogleich in diese Zusammenhänge.

Der Müller Joh. Arnold auf der Krebsmühle bei Pommerzig in der Neumark war zu einer Erbabgabe an den Gutsherrn Grafen von Schmettau verpflichtet, leistete diese aber seit 1773 nicht mehr, weil ihm angeblich ein Karpfenteich des Landrats von Gersdorff das Wasser entziehe; er wurde zur Leistung verurteilt und ihm 1778 im Rechtsverfahren die Mühle versteigert. Friedrich, an den sich der Müller wandte, gewann aus einem angeordneten Bericht die Überzeugung, daß dem Müller zu Gunsten der beiden Edelleute Unrecht geschehen sei, und hielt diese gegen alle ferneren Berichte und Gutachten fest. Die beteiligten Mitglieder des Kammergerichts, das abermals gegen den Müller entschied, wurden mit strengen Strafen gemaßregelt und erst nach Friedrichs Tode gänzlich rehabilitiert; das vom König selbst herbeigeführte Protokoll wurde 1779 in der Handeschen (Spenerschen) Zeitung veröffentlicht und den Justizbehörden eingeschärft, daß alle Stände vor Gericht gleich seien. Der vielbesprochene Fall ward auch dadurch wichtig, daß er die neuen Gesetzarbeiten auf dem Gebiete des Rechtswesens am Ende der Regierungzeit Friedrichs in Fluß brachte.

Dem früh betriebenen Gedanken Cocceji's, nunmehr das Landrecht zu kodifizieren (S. 236), ein einheitliches bürgerliches Gesetzbuch der Monarchie zu schaffen, hatte der König stattgegeben. Doch ist das 1749—51 erschienene „Projekt des Corporis juris Fridericiani" ein auf der Grundlage des römischen und des Naturrechts theoretisch versuchter Torso geblieben und gegenüber dem in Kraft stehenden landschaftlichen und gemeinen Recht so gut wie zu keiner praktischen Wirkung gelangt. Er wurde denn auch bei der in den letzten Jahren Friedrichs II., seit 1780, begonnenen und zur nachmaligen Einführung gebrachten neuen Ausarbeitung eines preußischen Landrechts nicht zugrunde gelegt.

Die Aufhebung der bäuerlichen Erbuntertänigkeit durchzusetzen, mußte auch Friedrich aus denselben Gründen wie Friedrich Wilhelm I., aus Rücksicht auf den Adel, der ihm die Offiziere lieferte, noch verzichten. Aber dieser König, der sich

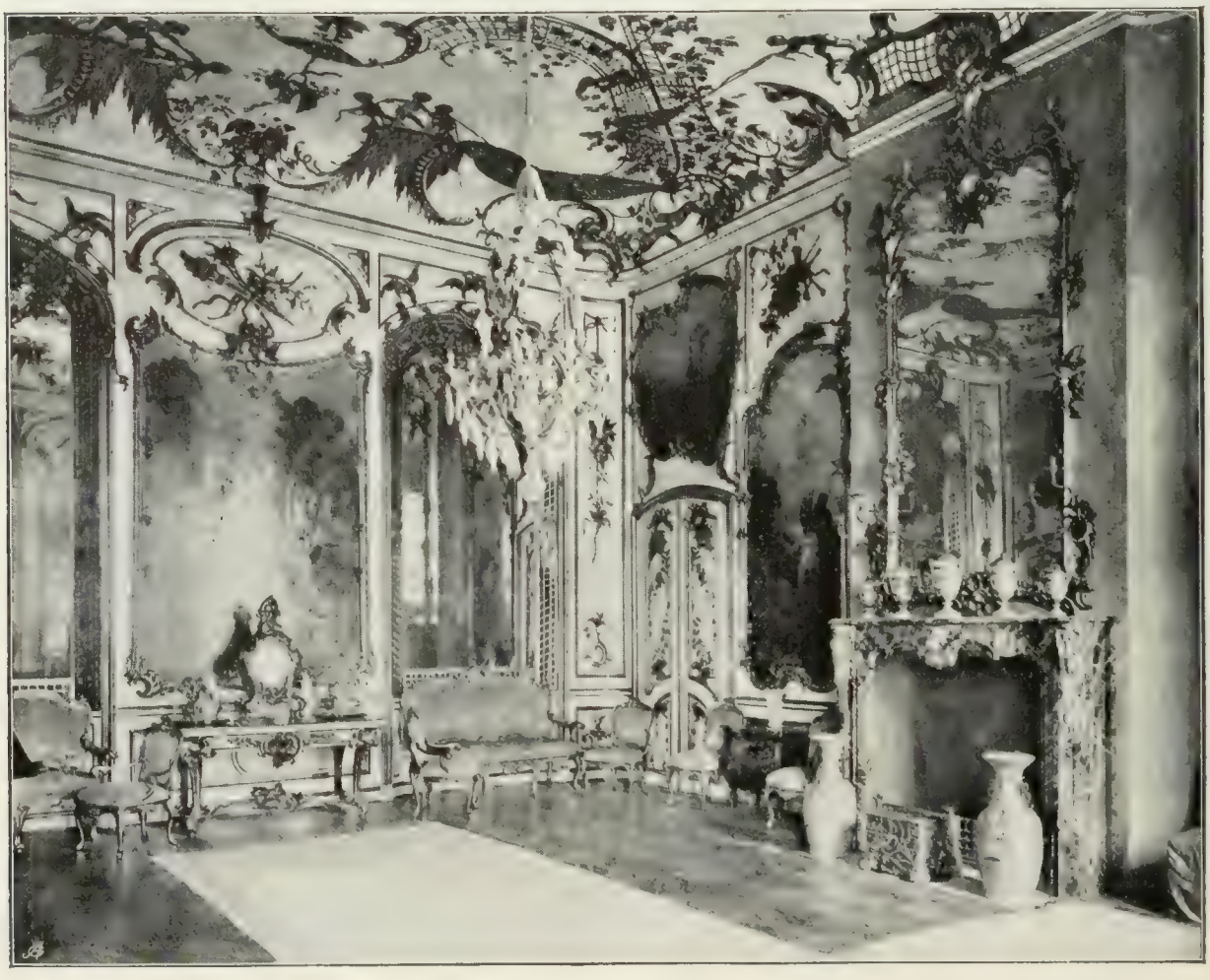


Abb. 171. Konzertsaal im Schlößchen Sanssouci.

Abb. 172. Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, Gemahlin Friedrichs des Großen. Gemälde im Hohenzollern-Museum.

als Absolutist zu den von der westlichen Philosophie entdeckten Menschenrechten schon bekannte, bevor sie von der Revolution formuliert wurden, sorgte wenigstens, daß die Bauern ihr Knie nicht mehr vor Beamten und Edelleuten beugten, und bedrohte das Prügeln als eine „Tyrannei" mit strengster Ahndung; er ordnete auch Erhebungen und Maßregeln an, um die Fron-Tage der Bauern erheblich zu verringern. Bei der Domänenverpachtung steuerte er der „abominablen Plusmacherei", die die Pächter ruiniere, und wollte vielmehr durch rationellere Wirtschaft und Meliorationen die landwirtschaftliche Ertragsfähigkeit gehoben wissen. Seine größte Melioration ist die Entwässerung und Kanalisierung des Oderbruchs von Küstrin nach Norden bis Oderberg, einer ungangbaren, nach Art des Spreewaldes von unzähligen Wasserläufen durchschnittenen und zeitweilig völlig überschwemmten Fläche. Sie wurde alsbald nach den Schlesischen Kriegen 1746 in Angriff genommen, bis 1753 durchgeführt und brachte 670 Quadratkilometer neues allerbestes Kulturland, wo 1300 Kolonistenfamilien aus der Pfalz, Schwaben, Westfalen, Mecklenburg und Österreich aufgenommen werden konnten und Dutzende neuer, reicher Dörfer entstanden. Gleichzeitig (1744—46) geschah die Anlage des Finowkanals zwischen Oder und Havel, zur Verbindung von Berlin mit Stettin. Auch für die Industrie wurden geschickte Arbeiter nach Preußen gezogen und neue Gewerbezweige, wie die Baumwollspinnerei und Zuckersiederei, eingeführt.

Außer England erschien kein Staatswesen in Europa so modern, als das des absolutistischen Königs von Preußen. Wohl wird es zu allen Zeiten Leute und Reisende geben,

Franzosen und andere, die, ohne selber zu sehen, landläufige Urteile, die vorzeiten einmal oder auch nie zutreffend gewesen sein mögen, mit dem Anschein der gewonnenen Beobachtung nachplappernd von sich geben, und so fehlt es an literarischen Stimmen nicht, die den preußischen Staat zur Zeit Friedrichs als eine einzige große Wachtstube und Kaserne bezeichnen. Aber, soweit urteilsfähige Berichterstatter über Preußen und Berlin das Wort nehmen, wird doch vor allen Dingen die Freimütigkeit hervorgehoben, mit der über alles gesprochen werden dürfe, und damit bewiesen, daß das aus Friedrichs letzten Tagen überlieferte Wort, er sei müde, über Sklaven zu herrschen, eine sonstige menschliche und nicht politische Deutung erheischt. Vielleicht liegt sie gutenteils und einfach genug schon in Goethes brieflichem Wort von 1778, er sei mit dem Herzog in Berlin gewesen und habe „über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren hören".

Abb. 173. Marquis d'Argens.
Stich von J. F. Schleuen.

Aber über den Friedenswerken hat Friedrich das väterliche Werk der Ausbildung des preußischen Heeres nicht hintenan gesetzt und großartig fortgeführt.

Über allem, vom Garnisondienste an, wachte er persönlich. Der pflichtmäßige Connetable, als welchen er den König von Preußen bezeichnete, bereiste die einzelnen Regimenter zur Abhaltung von Besichtigungen und hielt, als Erster, kriegsmäßige Herbstmanöver ab. Wenn er die Infanterie zur erreichbaren Vollkommenheit weiter geführt hat, so hat er bei der Ausbildung der Kavallerie (Kürassiere, Dragoner und der nach österreichischem [ungarischem] Muster eingeführten Husaren) zu gleichem Wert das ganze Verdienst für sich allein. Vor allem erfüllt er beide Truppen mit dem Geiste einer so unbedingten und rücksichtslosen Attacke, daß wenigstens für die Fußtruppen spätere schwererkaufte Erfahrungen von dieser Starrheit des Grundsatzes abzugehen zwangen. Taktisch ist namentlich die von ihm in immer neuen Versuchen geübte schräge, staffelförmige Angriffsstellung hervorzuheben, die bestimmt war, auch einen überlegenen Feind, den sie an der Flanke packte, von da aus aufzurollen. Schon während der ersten schlesischen Kriege steigerte Friedrich die Heeresstärke nach und nach auf 140000 Mann, zu denen er später noch eine ausgebildete Reserve von 16000 Mann bereit hielt.

Die Person des Königs finden unsere Gedanken in den Frühjahren seiner Regierung im Schlosse zu Charlottenburg, im Potsdamer Stadtschlosse und sodann, seit 1747, zu Sanssouci. Die Königin wohnt mit gesondertem Hofhalt im Schlosse zu Schönhausen, nordöstlich von Berlin.

Seinen französischen Büchern und ins Französische übersetzten antiken Autoren gesellt Friedrich die feinen Gemälde des Watteau nebst den in mythologischen und Schäferverkleidungen höfisch tändelnden Bildern der Lancret und Boucher, andererseits die aus fremden Privatsammlungen angekauften antiken Skulpturen. Erst später wendet er sich dem Geschmack für den einzigartigen Correggio und für die ausgehende Renaissancemalerei zu, der schon den sächsischen Erwerbungen für die reiche Dresdener Galerie zugrunde gelegen hatte. Seine Poesien, die er aus unermüdlichem, aber anspruchslosem Vergnügen daran in den verschiedensten zeitüblichen Gattungen niederschreibt und die bei einer gewissen überwiegenden Frostigkeit doch den Geist, der sie geschaffen hat, niemals verleugnen, folgen

durchaus dem wieder auf die Römer und auf antike Mythologie und Allegorie fundierten Vorbilde der Franzosen, wie denn alles, was er mit literarischer und feinerer Absicht schreibt, seine Privatbriefe eingeschlossen, in französischer Sprache und Form sich niederschlägt. So auch die beiden geschichtlichen Arbeiten dieser Periode, die Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg, zuerst veröffentlicht 1751, eine übersichtliche Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg bis 1740, und die daran anschließende Histoire de mon temps, bis zum Dresdener Frieden, mehrfach noch wieder überarbeitet und erst nach seinem Tode 1788 gedruckt. Es ist Geschichtschreibung mit der Absicht, für ein Publikum von gebildeten Lesern geschmackvoll und anziehend zu sein, nichts weniger als Generalstabswerke, aber auch ohne die Absicht, das geschichtliche Bild der Dinge subjektiv zu modeln und zu bestimmen. Nicht wie die mit vollendeter Kunst der Zweckwirkung vorbedachten Kommentare eines Cäsar, sind sie mit einer naiveren und ehrlicheren Kritik seiner selbst und durchaus nicht aus publizistischer, sondern mit literarischer Liebhaberabsicht abgefaßt. Die Histoire de mon temps wie die späteren autobiographischen Bücher sind unbefangene Geschichtsbücher, die es auch bleiben, wenn sich ihrer rückschauenden Erinnerung die Daten und Entwicklungen zum Teil perspektivisch verschieben, wie es bei jeder Memoirenarbeit — auch bei den großartigen Gedanken und Erinnerungen Bismarcks — der Fall ist, sofern sie nur ergänzend mit Archivalien arbeitet. — Mehr als hundert Flötenkonzerte und Sonaten komponiert Friedrich für die berühmten Musikabende von Sanssouci und Potsdam, bei denen er meisterhaft die Flöte spielt, zu der er auch für sich allein unter Tags greift, sobald er nach einem Gedankenstrich, einem seelischen Wohllaut verlangt. Mit den Flötenkonzerten wechseln die eleganten, von Geist und Laune funkelnden Soupers von Sanssouci, welche uns nebst jenen Ad. Menzel's Gemälde vollendet rekonstruiert haben.

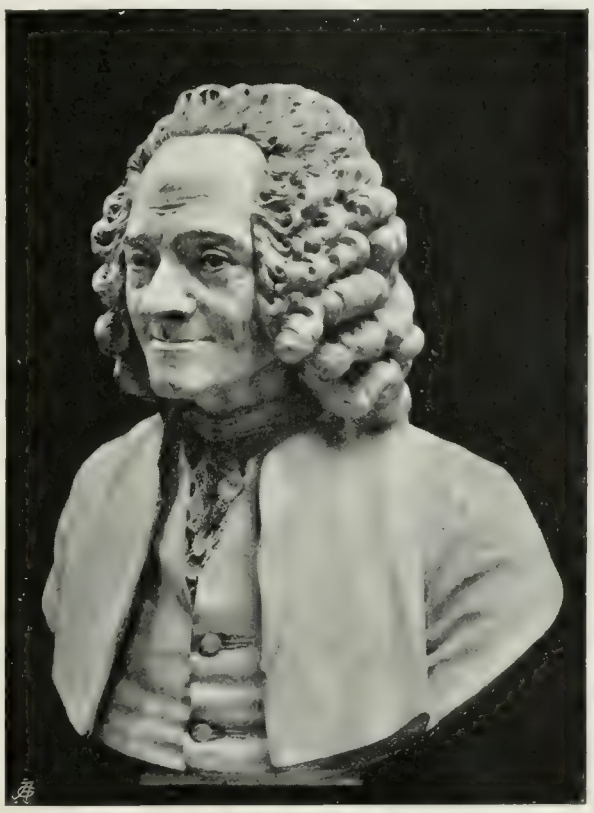


Abb. 174. Voltaire.
Büste von Houdon im Museum zu Versailles.

Auch diese Tafelrunde steht bis zu gewissem Grade im Geiste des Franzosentums, das Friedrich mit neuen Vertretern in seine Umgebung zieht. Hier ist der Mathematiker de Maupertuis (1698—1759) zu nennen, Mitglied der Pariser Akademie und der Royal Society, den Friedrich sogleich 1740 zum Präsidenten der würdig erneuerten preußischen Akademie der Wissenschaften berief, ein ehrlicher und tüchtiger Mann, aber von steifstem Gelehrtenstolz. Dann der provenzalische Marquis d'Argens (1704—1771), dienstunfähig gewordener Soldat, der sich der Schriftstellerei zuwandte und durch seinen munteren, freigeistigen Witz Friedrichs Aufmerksamkeit erregte, der ihn zum Direktor der philosophischen Klasse der Akademie einsetzte und den geraden und offenen Mann zeitweilig zu seinem intimsten Vertrauten machte. Ferner der weit tiefer stehende de Lamettrie (1709—1751, engerer Landsmann Maupertuis' aus St. Malo), ein atheistischer Militärarzt, der durch die Händelsuche seiner Schriften in Frankreich wie in Holland unmöglich wurde, Zuflucht bei Friedrich fand, dem „der Titel des Philosophen und des Unglücklichen genügte", und in der Akademie versorgt, auch als Vorleser beim König angestellt, von letzterem allerdings bald nicht sonderlich mehr geachtet wurde. In jüngerer Zeit ist dieser wegen seiner zynischen Frivolität und frechen Unwissenschaftlichkeit verschriene Stimmführer des radikalen Materialismus von Du Bois-Reymond und Anderen wieder in ein etwas günstigeres Licht gerückt worden. Er aß sich 1751 bei Durchführung einer Wette an einer getrüffelten Fasanenpastete tot.

Vor allen aber ist Voltaire zu nennen, der eigentliche Virtuose der Populärphilosophie und des Esprit. 1750 lud ihn Friedrich ein und er kam, entzückt von dem König, entzückt von Sanssouci, von dem dortigen französischen Wesen, von dem brandenburgischen Geschichtswerke Friedrichs, entzückt vor allem von seiner Aufnahme und davon, daß Leute, die in Königsberg

geboren wären, seine Verse auswendig könnten. Er bekam das damals und für Preußen enorme Jahresgehalt von 20000 Livres, freie Wohnung und Station als großer Herr mit Equipage, wurde Kammerherr und trug den 1740 gestifteten, damals nur militärischen Orden pour le mérite. Bei solchen Verhältnissen lockte es ihn noch zu einer verbotenen und höchst unanständigen Spekulation in sächsischen Steuerscheinen, wobei er sich mit dem vermittelnden Juden erzürnte und seinen Prozeß gegen diesen nur durch Lüge und Schriftfälschung gewann. Er kam auch mit den übrigen Franzosen nicht aus, zog beständig den stilgerecht gelehrten Maupertuis auf, machte Ansprüche, den Umgang des Königs zu diktieren; eine ganze Serie von Hinterbringungen boshafter Reden und diskreter Äußerungen verwickelte alles noch mehr. So warnte ihn der König schon 1751 auf sehr empfindliche Weise, und am 24. Dezember 1752 ließ er eine Spottschrift Voltaires gegen Maupertuis, die „Diatribe des Doktors Akakia", öffentlich vom Henker verbrennen. Am Neujahrstage 1753 wollte Voltaire sein Kammerherrnamt niederlegen und den Orden zurückgeben. Friedrich begütigte ihn noch wieder; da aber Voltaire auf eine Badereise im März die damals nur ganz privatim für Freunde gedruckten Gedichte des Königs mitnahm und entgegen seinem Versprechen von der Reise aus sofort wieder Maupertuis mit Spott übergoß, fürchtete Friedrich auch für sich und ließ ihm unterwegs das Buch nebst Orden und Kammerherrnschlüssel abnehmen. So endete, wenn auch noch wieder Briefe hin- und hergingen, diese Freundschaft, die in ihren brieflichen Anfangstadien so anregend und beglückend gewesen war. In Anekdoten, die namentlich sein Äußeres höchst unbefangen entgeistigen, hat Voltaire und sein Verhältnis zu Friedrich bis auf den heutigen Tag eine gewisse Volkstümlichkeit nicht bloß in Potsdam behalten.

Der Siebenjährige Krieg.

Nach dem Dresdener Frieden war ein Gefühl in Friedrich, das sich dem von 1871 vergleichen läßt: Wir führen keine Kriege mehr! Durch Heer und Diplomatie wollte er den Frieden sichern, den er bei dem Revanchemut Maria Theresia's und der Verkehrung der europäischen Sachlage, trotz anfänglich glänzenden Erfolgen im politischen Schachspiel, doch nicht erhalten sollte. — Seit **England** groß geworden, trachtete es mit einem Heißhunger, als ob es schon zu spät käme, nicht nur nach Neuländern über See, sondern auch nach den eingerichteten Kolonien der älteren europäischen Großmächte. Mit in erster Reihe nach dem erst wenig entwickelten Landbesitz Frankreichs auf dem **nordamerikanischen Festlande**, der als eine riesige, von der St. Lorenz- und Hudsonbucht bis zur Mississippimündung zusammenhängende Fläche dem weit geringeren Küstenbesitz Englands die Entwicklung nach Westen zusperrte. Schon 1711 hatte es im Spanischen Erbfolgekriege **Kanada** zu erobern gesucht; jetzt brach um dieses 1754 der neue Krieg aus (der die Entscheidung zu Gunsten Englands 1759 und 1763 bringen sollte), und auf allen Meeren jagten die Flotte Englands und Kaperer unter englischer Flagge die französischen Schiffe. Diese Gelegenheit benutzte Österreich, den alten Erbgegensatz von Habsburg und Bourbon zu überbrücken, eine Hilfe zu erlangen, die es mit Recht als ehrlicher und wertvoller, verglichen mit England, einschätzte, obwohl die österreichisch-englische Interessengemeinschaft bis in die Zeiten Maximilians I. zurückging. Um die europäisch als nutzbarer bewährte Freundschaft Frankreichs zu erlangen und damit Preußen niederzuwerfen, war Österreich bereit, die belgischen Niederlande herzugeben und auch in Polen die alten Gelüste nach einer politischen Sekundogenitur Frankreichs erfüllen zu helfen.

Friedrich sah die russische als die größte Gefahr. Denn **Kaiserin Elisabeth**, eine echt sarmatische, zugleich sinnliche, lässige, willkürliche und verschlagene Frauenerscheinung, war unter dem Einfluß Bestuschews von ihrer anfänglichen Abneigung gegen Österreich in die persönliche gegen den einst bewunderten König von Preußen umgeschwenkt, der überdies der Verbündete des alten russischen Nachbargegners, Schwedens, war. Seit 1755 war sie durch Subsidien für Englands Bündnis ge-

wonnen, und wenn dieses auch seine Spitze gegen Preußen kehrte, so blieb doch Verständigung mit England für Preußen der aussichtreichste Weg, Rußland derzeit ungefährlich zu machen. Am 16. Januar 1756 kam der Vertrag von Westminster von Preußen und England zustande, mit der neutralisierenden Tendenz, sowohl Frankreich wie Rußland aus Deutschland fern zu halten, also England sein Hannover zu schützen und Friedrich nach Osten den Rücken zu decken. Nun kam aber auch Kaunitz' Politik zum Ziel, zumal er sehr geschickt den allbestimmenden Einfluß der graziösen, begabten und ehrgeizigen Mätresse Ludwigs XV., der Marquise von Pompadour, eigentlich eines unehelichen Fräulein Poisson, vermählten Lenormant (1721 bis 1764), für sich zu gewinnen wußte. Am 1. Mai 1756 ward zu Jouy bei Versailles das fast Undenkbare zur Tatsache, daß Frankreich und Österreich im (ersten) „Vertrage von Versailles" einander die Hand reichten und ersteres den bisher am meisten geschätzten Bundesgenossen, den preußischen Militärstaat, aufgab. Dann einigten sich beide Mächte mit Elisabeth von Rußland, deren ungeduldiges Drängen Österreich nur noch halte bis zu der Erfüllung jener Vorbedingung hinzuhalten brauchen. Kaunitz sah sein Ziel erreicht, Preußen „über den Haufen zu werfen" und auf seinen Umfang ums Jahr 1600 zu verkleinern, weil nur so „das durchlauchtigste Erzhaus aufrecht stehe". Man wollte auch deutsche Fürsten sowie Schweden in das Bündnis ziehen; von allen Seiten sollte der Krieg um Preußen her losbrechen, und wenn man über die Beute noch nicht bestimmt einig war, so sollte jedenfalls Österreich Schlesien zurückgewinnen, ferner etwa der Pfälzer Kurfürst Kleve und Mark, Schweden Pommern, Sachsen das Herzogtum Magdeburg, Polen das Herzogtum Preußen erhalten. Friedrich konnte einigermaßen auf

Abb. 175. Die Marquise von Pompadour. Gemälde von La-Tour im Louvre. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

England rechnen, das Hannover gegen Frankreich schützen mußte; beide hatten aus dem Reiche Braunschweig, Hessen-Kassel und Sachsen-Gotha an ihrer Seite.

Es fehlt an jeder stichhaltigen Begründung, obschon es behauptet worden ist, daß Friedrich diesen Krieg, der sich dann auf sieben Jahre ausdehnen sollte, seinerseits gewollt und herbeigeführt habe, um Sachsen zu erobern. Ganz abgesehen von dem Mangel an Beweisen: hätte er jenes gewollt, so wären seine politischen wie militärischen Maßregeln unbegreiflich gewesen, von höchster Schädlichkeit für solchen Plan durch ihr Zögern und mehrfach erneutes Abwarten. Tatsächlich überraschten ihn die mittelbaren Nachrichten, die ihm über das drohende Unheil von hier und da zuflossen, und die Gewißheit, die er sich durch einen bestochenen sächsischen Kanzleibeamten Menzel verschaffte, mitten in friedlichsten Anordnungen. Dann allerdings machte er mobil; er hoffte immer noch, durch mutige Tatbereitschaft die gegnerische Kriegslust herabzustimmen. Als dieser Anschein entschwand, wollte er einen Schritt weitergehen durch die Besetzung Sachsens, da er dieses und den Grafen Brühl mit Recht als den diplomatischen Mittelpunkt der Intrigen ansah, wollte Sachsen verhindern, ihm, wenn er in Böhmen kämpfe, „hinterrücks den Dolch ins Herz zu stoßen", und das Land nebst seinem Heere an sich vergeiseln. So zog er in der Morgenfrühe des 28. August 1756 von Potsdam aus, in jener Zuversicht, die das Gefühl des Rechts und der Kraft verleihen. Sachsen wurde besetzt, die sächsische Armee im festen Lager von Pirna eingeschlossen gehalten, aus den beschlagnahmten Dresdener Archivalien der durch Manifeste verbreitete Nachweis geführt, daß Friedrich lediglich einem gegen ihn geplanten allgemeinen Angriff, dem beizutreten Sachsen nur auf den günstigen Moment gewartet, in Notwehr begegne. Freilich hört auf solche Darlegungen immer nur, wer sie hören will, und an den feindlichen Höfen wurde der König von Preußen, von dem man derlei längst erwartet habe, als der gewalttätigste Friedensbrecher ausgegeben.

Inzwischen zog der österreichische Feldmarschall Browne (der 1705 zu Basel geborene und früh in kaiserliche Dienste getretene Sohn einer stuartisch gesinnten schottischen Emigrantenfamilie) zum Entsatz der Sachsen heran, und Friedrich eilte ihm nach Böhmen entgegen. Die Schlacht in dem engen Gelände von Lobositz am 1. Oktober brachte beiden Teilen starke Verluste, aber gab keine glatte Entscheidung. Die Österreicher, die überaus tapfer gekämpft hatten, zogen indessen ab, und da auch ein zweiter Entsatzversuch, auf dem rechten Elbufer, scheiterte, so blieb der österreichische Feldzug ein starker Mißerfolg. Die Sachsen kapitulierten nun am 15. Okt. und wurden von Friedrich unter Fahneneid in preußische Garnisonen geschickt. Während er in Sachsen überwinterte, vervollständigten die Gegner ihre Bündnisse durch nähere militärische Vereinbarungen und fanden tatsächlich Schweden, wo der aristokratische Senat wieder ausschlaggebender als das Königspaar war, zu dem erwarteten Anschluß bei stattlichen französischen Subsidien bereit, von denen freilich das wenigste auf das Heer gewandt wurde. Am Regensburger Reichstage beschloß die kaiserlich-katholische Mehrheit Reichsexekution und Reichskrieg gegen Preußen, was einer großen Anzahl von Reichsständen Gelegenheit gab, ebenfalls wieder französische Subsidien zu nehmen, die somit auch einmal für Habsburg gebraucht wurden.

Die starke Mehrheit Europas auf dem Plane wider das einzige Preußen! In dieser Lage, die jeden Anderen niedergezwungen hätte, stellte Friedrich für den Kabinettminister Grafen Finckenstein seine persönlichsten und geheimsten Befehle auf. Sollte er fallen, so sollten die Geschäfte weitergeführt werden, so daß niemand die mindeste Veränderung bemerke. Ebenso, falls er gefangen werden sollte; dann sei seinem Bruder zu gehorchen, „der wie alle meine Minister und Generale mir mit ihrem Kopfe dafür einstehen werden, daß man weder

Abb. 176. Die Schlacht bei Lobositz am 1. Oktober 1756. Stich von P. Benazech.
Hauptsächlich als Beispiel der, namentlich von Augsburg aus, geschäftlich verbreiteten zeitgenössischen Kupferstiche.

eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbietet und daß man den Krieg fortsetzt und seine Vorteile verfolgt, ganz, als wäre ich nie auf der Welt gewesen." (Dieser Bruder war August Wilhelm, der zuerst in der Geschichte den amtlichen Titel Prinz von Preußen führte. Die Anordnung Friedrichs war der einzige Weg, um ihm auch als Gefangenen die letzte Entscheidung vorzubehalten.)

Friedrich hatte 150000 Mann im Felde und führte dem schon wieder beträchtlich erleichterten Kriegsschatze durch Anleihen und sächsische Kontributionen neue Ergänzungen
1757. zu. So ging er in den Feldzug von 1757, der mit schwerer Notlage begann und mit Friedrichs populärsten Siegen endete.

In zwei Armeen waren die Franzosen, von Osten her die Russen unterwegs. Friedrich billigte den Gedanken des Generalleutnants Hans Karl v. Winterfeldt (geb. 1709 in Vorpommern), seines nächstvertrauten militärischen Helfers und, wie man heute sagen würde, Generalstabchefs, rasch mit der Hauptkraft den Schlag gegen die Österreicher in Böhmen zu führen. So bewegten sich vier preußische

Abb. 177. Medaille auf Daun. Nach einem Stich.

Heere konzentrisch auf Prag zu, wo am 6. Mai der Herzog von Lothringen und Browne in blutigstem Siege geschlagen wurden.

Aber zu den vielen preußischen Toten zählte der Generalfeldmarschall Graf Kurt Christof v. Schwerin, der Schlachtensieger von Mollwitz und angesehenste Soldat des preußischen Heeres: selber mit einer Fahne seines Schwerinschen Regiments den Grenadieren voranstürmend war der 73jährige Held von Kartätschenkugeln zerrissen worden. Als Feldherr und edler, guter Mensch ehrwürdig, ist er lange im Nachgedächtnis lebendig geblieben und noch heute das Soldatenlied nicht ganz verklungen: „Als die Preußen marschierten vor Prag —"

Da fing der König wohl an:
Ach ach, was haben die Feinde getan!
Ja, meine halbe Armee wollt ich drum geben,
Wenn mein Schwerin noch wäre am Leben:
Er war allzeit ein tapfrer Kriegesheld,
Stand allezeit bereit im Feld!

Während ein Teil der Armee Prag belagerte, als dessen Befehlshaber Browne sich durch tapfere Verteidigung „die Achtung des Königs erwerben wollte" — er

war schwer verwundet und starb in Prag — rückte Friedrich gegen das zweite österreichische Heer, das auf den Höhen bei Kolin verschanzt stand. Sein Befehlshaber war der Feldmarschall Graf Leopold Josef v. Daun (1705—66), ein ernster tüchtiger Soldat aus einem ursprünglich Eifel-sässigen Hause, der gerade durch das Gegenteil von Friedrichs Taktik, bedächtige, den Umständen angepaßte Zurückhaltung, seine Siege über Friedrich erfochten oder richtiger, diesen seine Schlachten hat verlieren lassen. Bei Kolin am 18. Juni sollte die schräge Gefechtsordnung zur Anwendung kommen, aber durch mißverständliche Bewegungen von Unterbefehlshabern zerriß sie, bei der Schwäche der anwesenden Infanterie, in der Mitte, so daß Daun, der schon an Rückzug gedacht hatte, durch einen stürmischen Vorstoß seiner Reiter den Tag gewann.

Abb. 178. General von Seydlitz.
Gemälde im Ständehaus zu Breslau.

In guter Ordnung zogen sich die Preußen zurück; aber die Niederlage erhielt dadurch, daß es Friedrich war, der besiegt worden, eine allgemeine Wirkung, die die militärische weit hinter sich ließ. Das und die daraus entstehenden Folgen empfand auch der König; er mußte die Prager Belagerung aufheben und Sachsen decken; der Rückzug des übrigen Heeres in die Lausitz, der dem Prinzen von Preußen anvertraut war, ward bei dessen geringer Eignung zur wirren und verlustreichen Flucht. Von Friedrich mit schneidender Härte getadelt, zog Prinz August Wilhelm sich nach Berlin und Oranienburg zurück und ist hier nach einigem Kränkeln im Juni 1758 gestorben. Ein Jahr vorher, in den Tagen nach Kolin, am 27. Juni 1757, verlor Friedrich die geliebte Mutter, Sofie Dorothea, die, seit sie Witwe war, in dem Schlößchen Monbijou an der Spree in Berlin, dem heutigen Hohenzollernmuseum, lebte. Dieser seelischen Erschütterung folgte dann der neue Schlag, daß die von England besoldete niederdeutsche Armee, welche unter dem Herzog von Cumberland Hannover gegen die französische Nordarmee decken sollte, nach einer nur aus Irrtum dafür gehaltenen Niederlage bei Hastenbeck unweit Hameln am 8. September die Konvention von Kloster Zeven schloß, durch die sie aus dem Kriege schied. Tags zuvor hatte Winterfeldt bei Moys unweit Görlitz ein Treffen gegen Österreicher unter Nadasdy verloren und war auf dem Schlachtfelde gefallen; in Ostpreußen bei Groß-Jägersdorf schlug die russische Übermacht am 30. August den gegen sie und die Schweden aufgestellten tapfern Feldmarschall Lehwald; Österreicher unter dem Feldmarschallleutnant Haddik stießen im Oktober bis Berlin vor und legten ihm eine Kontribution auf; von Westen rückte die französische Südarmee unter Prinz Soubise, vereint mit den Reichstruppen unter dem wackeren, beständig jenen vorandrängenden Prinzen Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, nach Sachsen vor, wo Friedrich stand.

Verhandlungen, die der König nach Frankreich hin geführt, waren vergeblich geblieben; er war in seiner Not so weit gegangen, der Marquise von Pompadour das Fürstentum Neuenburg anzubieten; warum sollte auch das ehemalige Fräulein Poisson nicht europäische Fürstin werden, da sie schon ganz Frankreich regierte? Frankreich machte alle Anstalten, den neuen Versailler Vertrag vom 1. Mai 1757 auszuführen, worin es Österreich 105000 Mann nebst der Besoldung von 10000 Mann Bayern und Württembergern zusagte. Friedrich fand nur ringsum Feindschaft und Niederlage. Eine menschlich unendlich an ihm interessierende Zeit, reich an tiefgeschöpften, farbensatten Briefen, in denen er sich an die geliebte Bayreuther Schwester und die Freunde lehnt, an düster entschlossenen Versen und Selbstbekenntnissen. Er wird als König fallen oder siegen, auf keinen Fall den Untergang seines Staates überleben; in seiner furchtbaren Seelenspannung klingen beruhigend und fast lockend ähnliche Töne auf, wie sie Matthias Claudius', des damaligen Jünglings, Gedicht (von 1775) unsterblich machen, das Zwiegespräch „Der Tod und das Mädchen".

Da packte Friedrich am 5. November, bei Roßbach, im kalkigen Hügelgelände westlich von Korbetha, die Franzosen und die Reichsarmee. Nur die Artillerie und die von dem Generalmajor Friedrich Wilhelm von Seydlitz (1721—1773), der hier nicht seine ersten, aber seine glänzendsten Lorbeeren gewann, befehligte Reiterei kamen richtig ins Gefecht. Nach Seydlitz' Sturmritt stob schon die ganze „Reißausarmee" nebst den Franzosen davon, erst in den Werra- und Maingegenden kamen sie wieder zum Stehen. Friedrichs Wort, 50000 Franzosen machten ihm weniger als 10000 Österreicher, hatte recht behalten. Unerschöpflicher Hohn ergoß sich über diesen hochmütigen Feind, der nun in seiner Schmach wieder als der alte Erbgegner aus Ludwigs XIV. Tagen vor den Deutschen erschien und Friedrichs Rolle in die des Verteidigers, des Siegers für die vaterländische Ehre verschob.

Nun wandte sich der König nach Schlesien, wo Karl von Lotringen Breslau besetzt hielt und die Kaiserin sich wieder huldigen ließ. Am 1. Dezember vereinigte er sich mit Zieten, an dem kurzen Wintertage des 5. Dezember trat er bei Leuthen unweit Breslau Karl von Lotringen und Daun entgegen. Und diesmal leistete die schräge Schlachtordnung ihm alles, was er von ihrer ordnungsmäßigen, unerschütterlichen Ausführung erwartet. 32000 gegen 70000 Mann. Der Choral von Leuthen, der vom Biwak auf dem abenddunklen Schlachtfelde aus der Seele der müden Kriegsmänner aufscholl, war ein „Danket alle Gott" für mehr als bloß einen einzelnen, unsterblichen Schlachtensieg. Schlesien war dem Feinde wieder entrissen und Kolin war ausgelöscht. Und unter dem neuen Ministerium William Pitts ward von England die Konvention von Zeven nicht mehr ratifiziert, an Stelle Cumberlands trat an die Spitze der Welfenarmee einer der Sieger von Prag und Roßbach, der dem Könige eng vertraute Prinz Ferdinand von Braunschweig (geb. 1721, gest. 1792). Ihm gelang es mit den für England kämpfenden nordwestdeutschen Kontingenten die Franzosen bald bis in die Rheingegenden zu drängen. Die Russen waren seit dem September untätig, da der Tod der Kaiserin erwartet wurde und ihr Nachfolger

Abb. 179. Vivatband auf die Schlacht bei Leuthen.

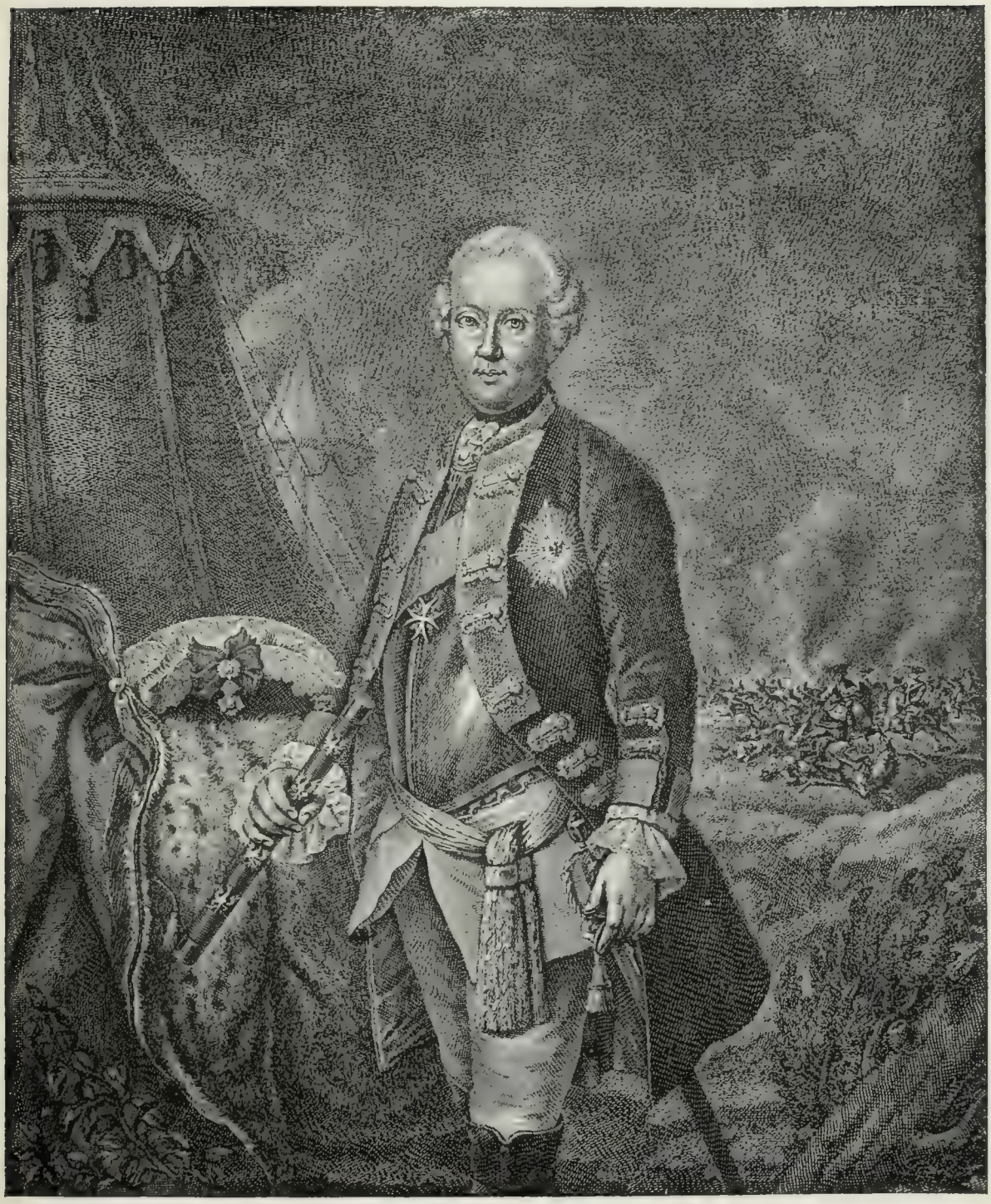


Abb. 180. Ferdinand von Braunschweig. Stich von Martin Tyroff.

anderer Gesinnung war; so hatte Lehwald die Möglichkeit gewonnen, die Schweden aus dem preußischen Pommern wieder herauszuschlagen. Ihr einstiger Schlachtenruhm blieb auch in diesem Kriege vor dem der Preußen verloren, ihre ganze Beteiligung an diesem Kriege höchst kläglich.

In dem von seiner öffentlichen Meinung politisch bestimmten England war Friedrich der populärste Mann geworden. Wenn auch, wie später Blücher, im Lichte des Gewinns betrachtet, den England aus ihm zog. Frankreich sollte sich nun auf dem Festlande vollends erschöpfen, und Friedrich dazu Gelegenheit geben. Hierfür zu zahlen war man bereit; geborene englische Soldaten nach Deutschland zu senden, daran dachte niemand. Und Friedrich brauchte Geld. So brachte William Pitt,

später Graf von Chatham (1708—1778), der 1757—1761 England lenkte, das Londoner Bündnis vom 11. April 1758 zustande, wonach Preußen jährlich vier Millionen Taler Subsidien empfing und beide Mächte nur gemeinsam Frieden und Verträge zu schließen übereinkamen. Dafür aber war Kaiserin Elisabeth genesen, und tatkräftiger als 1757 rückten die Russen durch Ost- und Westpreußen in die Neumark vor. Friedrich, der seinen planmäßigen Vorstoß gegen Österreich in Mähren geführt hatte, aber mit seinen Feldtruppen und Verpflegungsschwierigkeiten an der entschlossenen Verteidigung Olmütz' scheiterte, eilte über die Oder und griff bei Zorndorf
1758. die Russen an, am sengend heißen 25. August. In seiner blutigsten Schlacht, die ihm 11000 Mann kostete und 22000 Russen niedermetzelte, erfocht er, wesentlich wieder durch Seidlitz' Unwiderstehlichkeit, den Sieg und warf die Russen an die Weichsel zurück. Er selber mußte in Eilmärschen nach Sachsen, wo Daun jetzt stand. Ihn zum Kampf herauszubringen schien nicht zu gelingen; aber als Friedrich in der eigensinnigen Sicherheit der spöttisch Überlegenen ganz nahe dem Österreicher bei Hochkirch lagerte, da konnte ihn dieser gänzlich unvermutet in der Nebelfrühe des 14. Oktober überfallen. Nur den geordneten Rückzug konnte Friedrich retten; es lag an Daun, wenn der schlimme „Überfall von Hochkirch" ohne schwerere Folgen blieb.

Abermals mengte das Schicksal zu Friedrichs Niederlage persönliche Trauer; am Morgen von Hochkirch verschied seine beste Freundin auf der Welt, seine heißgeliebte Schwester Wilhelmine von Bayreuth. — Auch sein trefflicher Feldmarschall James Keith, kein Verwandter des einstigen Jugendbekannten, abgesehen von beiderseitiger schottischer Herkunft, aber ein Bruder von Friedrichs Diplomaten und Sanssoucifreunde Georg Keith, war am Hochkircher Tage gefallen.

1759 hielten sich die Franzosen und Prinz Ferdinand im Westen die Wage, während die Russen unter Soltikow sich mit einer Abteilung der Österreicher vereinigen konnten. Letztere befehligte der aus schottischer Familie stammende rasche Freiherr v. Laudon (Loudon; 1717—1790), den Friedrich einst aus Mißfallen des ersten Eindrucks aus seiner Armee abgewiesen hatte; er hatte, stets von Daun unterschätzt oder niedergehalten, schon früher wichtiges Verdienst, u. a. bei Hochkirch, gehabt. Bei Kunersdorf auf der Hochebene östlich bei Frankfurt, ganz nahe den Hochufern der Oder, griff Friedrich am 12. August an und erlag mit seinen von Marsch und Sonnenbrand müden Truppen, weil ungenügend erkundetes Gelände
1759. seine Absichten vereitelte, der gut geführten starken Übermacht. Sein Heer war zersprengt, seine Artillerie hatte er verloren, er selber war bis zur Selbstaufgabe niedergedrückt. Aber dann erlebte er, nach eigenem Ausdruck, das rettende „Mirakel des Hauses Brandenburg", daß die Sieger sich, wesentlich aus Ursachen des russischen Hochmuts, wieder teilten und dem König ohne Heer Zeit gönnten, sich zu erholen. Zunächst ward nun zwar Sachsen unter Gefangennahme erheblicher preußischer Abteilungen für den König verloren. Aber Prinz Heinrich bewährte sich im Beschäftigen der Gegner.

Ein Stratege der alten, dem Wagen abgeneigten Schule, der aber, wie Friedrich sagte, als Einziger niemals einen Fehler gemacht. Der Prinz freilich seinerseits trug schwer an der militärischen wie menschlichen Genialität des Bruders, er konnte nach Niederlagen von „Phaëtons Fall" sprechen, warf Friedrich vor, immer nur bataillieren zu wollen, stellte mit seiner Umgebung den Mittelpunkt aller Kritik dar und hatte während des ganzen Krieges seine Abschiedsgesuche parat.

Mit Heinrich konnte sich Friedrich während der Feldzüge von 1760 in Schlesien vereinigen, nachdem er am 15. August bei Liegnitz den überraschten
1760. Laudon geschlagen. Den Russen mußte er Berlin nebst den dortigen Kriegsmaterialien preisgeben, das am 9. Oktober gegenüber dem General v. Totleben

Abb. 181. Ernst Gideon Baron von Laudon. Stich von G. Fießinger nach J. Steiner.

kapitulierte und bei dessen höchst anständigem Verhalten glimpflich davonkam. Der König, der in diesen späteren Kriegsjahren unter dem Fehlen seiner aufgebrauchten alten guten Truppen, der Minderwertigkeit des mühsam beschafften Ersatzes litt, konnte die Oberhand nur wieder durch eine Hauptschlacht gewinnen, und so griff er am 3. November Daun bei Torgau an, wo er durch Zietens Verdienst einen Sieg erfocht, der ihn in Sachsen wieder zum Herrn machte und der auch seine politische Rückwirkung nicht verfehlte. Das neue Kriegsjahr 1761 zog

Abb. 182. Hans Joachim von Zieten. Stich von D. Berger nach Therbusch.

sich in nicht hervorragend wichtigen und nicht gerade günstigen, aber auch nicht mit aller Anstrengung geführten, nicht entscheidenden Ereignissen hin.

1761. Stärker gestalteten zwei Todesfälle dieser Jahre die Sachlage. 1760 war Georg II. von England gestorben, sein Enkel Georg III. († 1820) ersetzte 1761 durch seinen Freund (und seiner Mutter noch näheren Freund) Lord Bute die mit Preußen rechnende Geschäftsleitung Pitts, und England wollte bei seinen großen Erfolgen gegen Frankreich in Nordamerika Frieden haben. So verlor Friedrich die englischen Subsidien zu einer Zeit, da er nur durch die mühsamsten Finanzkünste Preußen in Wehrhaftigkeit erhielt.

Die königliche Münze war in die Hände von Unternehmern, Ephraim und Itzig, vergeben worden, welche unter sächsischem Gepräge mit der Jahreszahl 1753 anstatt 14 Taler 45 auf die Mark fein schlugen und mit diesen gefürchteten „Ephraimiten" Polen und die übrigen Ostländer überschwemmten.

Nun ward aber Friedrich durch den Tod der Kaiserin Elisabeth, am 5. Januar 1762, der nicht minder als Maria Theresia unversöhnlichen und von ihm am bittersten ertragenen Gegnerin ledig. Unter ihrem Neffen und Nachfolger, dem gottorpischen Zaren Peter III., der von je seine Bewunderung für den König zur Schau getragen hatte, geschahen sofort Annäherungen von beiden Seiten, ward Friede
1762. geschlossen (am 5. Mai) und ein Bündnis eingeleitet. Ein russisches Korps von 20000 Mann unter Tschernitschew wurde zur Verfügung Friedrichs gestellt, der nunmehr die 1761 von Laudon eingenommene Festung Schweidnitz, welche Daun deckte, und damit Schlesien zurückzugewinnen sich anschickte. Indessen schon am 9. Juli desselben Jahres wurde Peter entthront durch seine Gemahlin, Zarin Katharina, die 1729 zu Stettin geborene Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst.

Ihr Vater hatte in preußischem Dienst als General und Gouverneur von Stettin gestanden. Friedrichs des Großen Empfehlung an Kaiserin Elisabeth hatte herbeigeführt, daß sie im Jahre 1744 als Gattin für Peter ausersehen und diesem 1745 vermählt wurde.

Die leidenschaftliche und ehrgeizige Frau hat die Kälte und Mißachtung, die der roh-epikureische Peter seiner geistig überlegenen Gemahlin zeigte, mit vollgerüttelten Maßen gerächt, zuerst als Gattin, und dann nach Elisabeths Tode, indem sie den Gewaltschritten des neuen Kaisers gegen sie entschlossen mit Hilfe der Garde und des Klerus zuvorkam. Der Staatsstreich jenes Julimorgens machte die blühende, nach Leben und Macht dürstende Frau zur regierenden Kaiserin. Die Ermordung Peters am 17. Juli durch ihren Liebhaber Grafen Gregor Orlow und dessen Bruder ist indessen ohne ihr Vorwissen herbeigeführt worden. Nach Peter dem Großen hat Rußland keinem Herrscher soviel zu danken gehabt, für seine politische wie für seine Kulturentwicklung, wie dieser als Herrscherin und Persönlichkeit bedeutenden Frau, deren vielumklatschte Liebesaffären der Zeit entsprechen und eben auch die Äußerungen des in ihr pulsierenden souveränen Temperaments sind.

Dem König Friedrich verdankte Katharina ihre russische Laufbahn. Sich für ihn einzusetzen war sie darum nicht gewillt, sie hatte für diesen einsam großen König dieselbe unmittelbare Empfindung instinktiver weiblicher Abneigung, wie andere hervorragende Frauen der Zeit. Er ist ja in diesen femininen Jahrzehnten fast der einzige wirkliche Mann unter lauter regierenden oder sonst bestimmenden Frauen. Vor allen Dingen aber wollte Katharina weder preußische noch österreichische oder sächsisch-polnische Politik treiben, sondern russische. Und die war zu dieser Zeit mit Neutralität am besten versorgt. So wurde Tschernitschew unverzüglich heimberufen, ehe er irgend eine Tat hatte leisten können. Persönlich für Friedrich lebhaft eingenommen, hat der russische Befehlshaber durch sein Verweilen um einige Tage, so daß Daun auch mit ihm rechnen mußte, dem König ermöglicht, am 21. Juli im Gefecht von Burkersdorf die Österreicher von Schweidnitz abzudrängen. Doch erst nach einem neuen Sieg bei Reichenbach am 16. August nahm Friedrich die Festung ein. Prinz Heinrich erfocht bei Freiberg in Sachsen einen Sieg vom 29. Oktober über die Österreicher und Reichstruppen; auf dem westlichen Schauplatz vertrieb der Herzog von Braunschweig die

Abb. 183. Prinz Heinrich. Stich von G. F. Schmidt nach A. Vanloo.

Franzosen, welche er durch die Jahre seit 1757 mit einer Reihe von schönen Siegen und Gefechten in Schach gehalten hatte und denen er nun am 31. Oktober Kassel entriß, wieder gegen den Rhein.

In diesem Dreiklang glücklicher Erfolge auf preußischer Seite geht der ermüdete Krieg zu Ende.

Zuerst barg England den amerikanischen Siegespreis im Präliminarfrieden von Fontainebleau, dem am 10. Februar 1763 der Pariser Friede nachfolgte. Frankreich trat Kanada an England, Louisiana an Spanien ab, welches dafür Florida ebenfalls an England gab. England hatte sich sogar schon vorher an Österreich so weitgehend als Freund gegen Preußen erboten, daß es für Kaunitz nicht mehr verständlich war und dieser nur an eine dem österreichisch-französischen Bündnis gestellte Falle glauben konnte.

Frankreich war auch nach der europäischen Seite hin des Krieges übersatt, der das Ansehen der französischen Armee so schmählich vernichtet hatte und der die schon bedenklichen Finanzverhältnisse des sich noch immer so demonstrativ freigebig gebärdenden Staates zerrüttete. Maria Theresia, allein für sich, hoffte nichts mehr gegen den selbst durch Niederlagen nicht zu überwindenden König. Die Verhandlungen anzubahnen nahm ihr die Vermittlung Sachsens ab, das alle seine Sünden seit dem 16. Jahrhundert aufs schwerste in den sieben Jahren hatte büßen müssen. Seit dem 27. November 1762 ward Waffenruhe, seit dem 31. Dezember wurde auf dem sächsischen Schloß Hubertusburg verhandelt. Als sieghafter Diplomat schloß der König den langen Feldkrieg ab und verweigerte sich der geforderten Rückgabe der Grafschaft Glatz; der Friede vom 15. Februar 1763 bestätigte den Abschluß der beiden ersten Schlesischen Kriege, während Friedrich dem Erzherzog Josef seine Kur-
1763. stimme bei der römischen Königswahl verhieß.

Damit war alles 1740 Begonnene endgültig erkämpft: der Besitz von Schlesien, die territoriale wie politische Großmachtstellung der preußischen Monarchie, der Hinweis deutscher Zukunft auf die Führung der norddeutschen Kriegsmacht. Die amtliche Welt im Reiche sah vorerst nur materielle Verschiebungen durch Krieg und Verträge, aber in den noch so gänzlich und man möchte fast sagen zum Glück unstaatlichen Deutschen, in der Nation mit ihrem sich erst wieder kräftigenden Gefühl von geistig-historischer Zusammengehörigkeit, von Schicksalsverbundenheit über alle Binnengrenzen der absolutistischen Vielstaaterei hinweg, ging die Ahnung kommender größerer Tage und Ziele auf.

Den Landsleuten der geschlagenen Reichsarmee fügte sich auch Fritzens Ruhm als „teutscher Ruhm" hinein in die germanische Waffenfreude neuerweckter Cherusker- und Hermannserinnerungen und in das Vaterlandsgefühl sturm- und drangvoll sich verjüngender deutscher Literatur. Zu Armin und Luther war ein neuer Held erstanden, ein Mann vor allen Dingen. So zog er auch die an sich, die bei staatlicher, d. h. einzelstaatlicher Gesinnung ihn hätten verabscheuen müssen. Goethe, wie er die Erinnerungen aus seinem Leben niederschreibt, entsinnt sich lebhaft dieser Eindrücke früher Jugend, die er nun in den historischen Überblick des Rückschauenden einreiht. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." „Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles taten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte." Gleims Lieder des preußischen Grenadiers wurden Ausgang einer verbreiteten platonischen Kriegspoesie; das erste Lustspiel der neudeutschen dramatischen Literatur, Minna von Barnhelm, ward auf den Hintergrund des großen Krieges und auf das Ehrgefühl des preußischen Offiziers gestellt.

Die erste polnische Teilung.

Seit 1763 hatte die Welt die fünf befestigten Großmächte, die es bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts geblieben sind: Frankreich, Österreich, Preußen, Rußland und, durch seine Stellungnahme das „Gleichgewicht von Europa" meisternd, Großbritannien. Polen, das am 5. Oktober 1763 durch den Tod Augusts III. von Sachsen erledigt wurde, sowie die alternde Türkei waren damals die zerfallenden Staaten, der Kampfpreis der Nachbaren, während von den übrigen

Abb. 184. Graf, später Fürst Wenzeslaus Anton von Kaunitz (1711—1794), österr. Gesandter in Paris 1750—1753, Staatskanzler 1753—1792. Stich von Pozzi. K. K. Hofbibliothek.

ehemaligen Großmächten Spanien die große Auflösung seiner Kolonialmacht, obwohl sie 1763 eingeleitet war, erst im 19. Jahrhundert erleben, Holland und Schweden vorerst nur einzelne Beraubungen durch England und Rußland erfahren, aber in ihre Bedeutungslosigkeit verwiesen bleiben sollten. Nach 1763 bildete sich auch das im allgemeinen beständige Verhältnis Rußlands gegen Österreich, mit Preußen heraus. Die Reibungsflächen der neuen osteuropäischen Großmacht mit Österreich lagen auf dem Boden sowohl von Polen wie der Balkanhalbinsel, während ernstliche Interessengegensätze Rußlands und Preußens eigentlich nur zeitweilig konstruiert

werden konnten, wenn sich die preußische Politik für fremde, namentlich englische Einflüsse vorschieben ließ. Beherrschen konnte auch ein Friedrich die Lage Europas nach 1763 noch nicht. Aber die Zeit, da er, lediglich durch einen kühl eigensüchtigen Verbündeten lau gedeckt, im Grunde allein den Ansturm dreier Großmächte abzuwehren hatte, war für ihn endgültig vorüber, seine Bundesgenossenschaft und Unterstützung die meistbegehrte geworden. Für ihn selber waren Frankreich und England, das, noch als sein Verbündeter, ihn zuletzt an mehr als einer Stelle zu verraten und verderben gesucht hatte, als Freunde abgetan, war der ehemals meistgefürchtete Gegner, Rußland, der meisterwünschte Genosse geworden. 1764 schloß er mit Katharina das Bündnis ab, auf das für das kommende Jahrzehnt die Politik beider Staaten gegründet blieb und von dem Friedrich nach Möglichkeit jeden dritten Staat auszuschließen bestrebt blieb.

Polen gab den aktuellen Anlaß hierzu, der Wunsch beider Mächte, keinen auswärtigen König von irgendwoher wieder in dem Wahlreiche aufkommen zu lassen.

> Das Land war unter den beiden sächsischen Königen vollends in Zerrüttung aufgelöst, ein Staat ohne jede äußere und innere Führung geworden, abgesehen von dem üppigen Herrentum des Klerus. Oligarchie kann einen Staat, wie andere — patrizische — Beispiele erweisen, vortrefflich in Bedeutung und Ordnung erhalten, wenn sie einig ist und staatlich gesinnt. Gerade das Gegenteil war bei den Polen der Fall, deren heute nachahmungswürdiger Patriotismus erst aus der Asche der polnischen Selbständigkeit, aus der bitteren Lehre der Fremdherrschaft emporgestiegen ist.

Dem russischen Verbündeten das verwandte slawische Land nicht allein zur Beute werden, die Stellung Rußlands sich nicht bis nahe an Küstrin und Frankfurt a. d. O. vorschieben zu lassen, mußte das konkrete Ziel der preußischen Politik sein. So konnte sie zunächst ihren Beistand leisten, daß Polen in Stanislaus Poniatowski (geb. 1732, gest. 1790) — einem der Liebhaber Katharinas, an deren Hof er durch Mission Augusts III. gekommen war — einen einheimischen König erhielt; seine Wahl am 7. September 1764 ward unschwer durch die militärischen Vorbereitungen Rußlands und dessen Nachhilfe bei den Wählern durchgesetzt. Beide Mächte waren geeinigt, den „Dissidenten" in Polen, d. h. sowohl den Protestanten wie den griechischen Katholiken die Berechtigung neben der alleinherrschenden römischen Kirche zu verschaffen.

Eben hieraus entsprangen, da der polnische Reichstag gegen die Dissidenten vorgehen wollte, die sich an das Ausland angelehnt hätten, die Vorgänge, die zur ersten Teilung Polens führten. Der russenfreundlichen Adelspartei, die sich als Konföderation von Radom 1767 konstruierte, bot auf Ermutigung Österreichs und Frankreichs im Februar 1768 die Gegenkonföderation von Bar die Spitze. Von Frankreich getrieben trat auch die Türkei dem drohenden Machtzuwachs des russischen Widersachers entgegen und erklärte im Oktober 1768 den Krieg. Damit war nun Österreich in die heftige östliche Spannung einbezogen. Es stellte Truppen auf und besetzte, aus dem Eifer des jungen Josef II., um alte Ansprüche zu wahren, die zum polnischen Reiche gehörige, von Deutschen, Slowaken und Madjaren bewohnte Zips, in deren Norden die Karpathen sich zu der Hohen Tatra, ihrer mächtigsten, felssteilen Höhe erheben. So geschah von Wien aus der erste materielle Schritt, der die Zerstückelung Polens anbahnte. Neu war der Gedanke schon lange nicht mehr (vgl. S. 223); auch Friedrich hatte sich als Kronprinz darüber schriftlich geäußert, hatte kürzlich bei Rußland auf eine verdeckte und ganz unverbindliche Art sondiert (durch das angebliche Privatprojekt eines Grafen Lynar), um dadurch Rußland die preußische Freundschaft wertvoll zu machen, und hatte endlich, als Rußland in

die polnischen Wirren eingriff, betont, daß bei dortiger Machterweiterung des Verbündeten auch ihm eine Entschädigung zustehe.

Die Lage führte zu dem berühmten Besuche, den Friedrich von Josef II. in Neiße am 25. August 1769 empfing.

Am 18. August 1765 war Franz I. gestorben, der Kaiser, über dessen Flatterhaftigkeit die als Regentin so ehrbare und strenge Maria Theresia hinweggesehen, von dem sie neun Kinder geboren hatte und für den sie, die Landesherrin Österreichs und der Nebenlande, trotz seines Wahltitels tatsächlich die kaiserlichen Geschäfte verwaltet, die Reichspolitik geführt hatte. So war Josef mit 24 Jahren Kaiser geworden, nachdem ihn der Wahltag vom 27. März und die Krönung vom 3. April 1764 (die Goethe als 15jähriger sah) zum römischen König gemacht hatten. Auf schlesischem Boden also erfolgte die Begegnung mit dem Preußen, und Josef versicherte denn auch, daß er Schlesien vergessen habe.

Er gefiel Friedrich, der ihn mit dem unterscheidenden Urteil des Älteren schildert, persönlich gut, hinterließ ihm aber den Eindruck eines brennenden Ehrgeizes, von dem nach dem Ableben der Mutter alles zu fürchten sei. Er sprach mit der rückhaltlos offenen Unbefangenheit, wie sie ein Jahrhundert später Bismarck zu eigen war, über die gefährlichsten Punkte mit Josef, auch über das allbedrohende Übergewicht Rußlands, und jener glaubte um so mehr die jugendliche Sicherheit davontragen zu dürfen, einem ganz besonderen „Schelm" gegenüber, dem in allem nachzutun übrigens sein heißer Wunsch war, mit Klugheit und Vorsicht bestanden zu haben. Ein deutliche Verschiebung in der Gruppierung der Mächte vermochte die Zusammenkunft nicht herbeizuführen.

Abb. 185. Josef II. und Friedrich der Große kommen 1770 zu Mährisch-Neustadt zusammen. Kalenderblatt von D. Chodowiecki.

Die Türkei blieb ihrem Unterfangen bei weitem nicht gewachsen. Die zu Lande und mit der Flotte siegreichen Russen nahmen ihr 1770 die Moldau, Walachei und 1771 auch die Krim, drangen 1773 nach Bulgarien ein. Diese Voraussichten gaben den Inhalt während Friedrichs Gegenbesuch bei Josef im September 1770 zu Mährisch-Neustadt, wo auch der leitende Kaunitz anwesend war; die Besprechungen enthielten wesentlich, daß Friedrich sich um Mäßigung Rußlands gegenüber der Pforte bemühen wollte, damit Österreich nicht in den Krieg getrieben und dieser allgemein werde. Im Zusammenhang mit diesen Bemühungen, die Prinz Heinrich in Petersburg vertrat, sprach Rußland nunmehr den polnischen Teilungsgedanken klar aus, als den Ausweg, daß auch Preußen und Österreich sich mit Rußlands Vergrößerungen zufrieden geben könnten. Für Preußen bedeutete das die selbst bei anderer Lage gar nicht abzulehnende Gewinnung der Landverbindung mit Ostpreußen, die Angliederung der Deutschen Westpreußens an die norddeutsche Monarchie. Länger zierte sich die Kaunitzsche Politik, welche gerne für ihren Beuteanteil Schlesien und Glatz eingetauscht hätte und wenigstens mitbestimmt war durch Maria Theresias ehrliche persönliche Abneigung gegen die Teilung der katholischen Nachbarmonarchie. Am 5. August 1772 wurde die erste polnische Teilung von den drei Mächten vereinbart und dem wehrlosen Lande auferlegt, das im April 1773 durch den Reichstag die Abtretung beschloß. Rußland nahm 2200 Geviertmeilen 1772.

litauisches Gebiet, Preußen 600 Geviertmeilen: nämlich Westpreußen ohne die Städte Danzig und Thorn und den Netzedistrikt, und Österreichs Politik trug mit Galizien (außer Krakau) oder Ostgalizien, wie das Land im Gegensatz zu Galizien um Lublin damals bezeichnet wurde, und der Woiwodschaft Rotrußland (1300 Geviertmeilen im ganzen) das wertvollste Stück der Beute davon.

Der preußischen Besitznahme und Huldigung (zu Marienburg und „Jungbreslau" = Inowrazlaw) folgte alsbald die Urbarmachung und Besiedlung des moorgrundigen Netzebruchs. Mit kaum 500 Einwohnern kam das alte tüchtige Bromberg an Preußen, in zwanzig Jahren preußischer Regierung erreichte es das zehnte Tausend. Das war wesentlich das Werk des Kanals, den Friedrich in zwei Jahren von der Brahe und Weichsel zur Netze und Warthe führte und der alsbald Hunderte von langleibigen schweren Frachtkähnen trug. Ein Stück Anarchie war bisher nach Friedrichs Wort Westpreußen gewesen; nun weckten Gesetzgebung und Verwaltung die alte Gewerbetätigkeit wieder, und alles seit dem Mittelalter Verlorene kehrte unter dem Segen der neueren Monarchie diesen Gegenden der einstigen deutschen Ordens- und Bürgerkolonisation zurück. Friedrich hat die Gewalttat von 1772 in Segen verwandelt; zu historisch-moralisch-rechtlicher Beschönigung alles das nicht Wenige anzuführen, was schließlich hätte gesagt werden können, darauf hat er frei genug verzichtet.

Durch Österreichs Beitritt von 1772 war auch die Isolierung der Pforte entschieden; im Frieden von Kütschük Kainardschi vom 21. Juli 1774 gab der neue Sultan Abd ul Hamid (1774—1789) die Krim und alle Plätze nördlich am Schwarzen Meer auf und verstand sich dazu, ein tatsächliches Schutzrecht Rußlands über die Moldau und Walachei zu dulden; Österreich aber besetzte die unter türkischer Schutzherrschaft stehende Bukowina und ließ sie sich 1775 abtreten.

Der bayrische Erbfolgekrieg und der Fürstenbund.

Friedrich sah die von Neiße aus über Josef II. ausgesprochene Diagnose beunruhigend genug sich erfüllen. Wenn Schlesiens Pforte ihm durch den Eisenriegel des preußischen Heeres verschlossen war, so mußte er anderswo Umschau halten, um Österreich abzurunden und zu vergrößern. Vom Bistum Passau und dem Erzbistum Salzburg löste er mit zweifelhaftestem Recht die in Österreich gelegenen Teile der Diözesen ab und suchte die Kassen der hohen Prälaten im Reiche mit gänzlich neuartigen kaiserlichen Erhebungen heim. Dann aber wandte sich der Eroberungzug des Hauses Neuhabsburg auf ein verwegeneres Ziel: die Einverleibung des alten Nachbarfeindes Bayern in Österreich.

Denn in Bayern starb am 30. Dezember 1777 der Sohn Karl Alberts, Kurfürst Maximilian Josef, als letzter der bayrischen Linie Wittelsbachs.

Seine Regierung hat gutes Andenken hinterlassen und sowohl auf dem Gebiete des Rechts- und Finanzwesens, wie auf dem der Wissenschaften und Künste Fortdauerndes geschaffen; unter ihm entstand auch, nebenbei gesagt, in dem bayrischen Versailles, Nymphenburg bei München, die kurfürstliche Porzellanmanufaktur. Sein Erbe mußte Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz aus der Sulzbachischen Linie sein, auch Herr von Jülich und Berg. Unter Karl Theodors Regiment in der Pfalz (seit 1742) ward der hergebrachte kirchlich-reaktionäre Fanatismus der neueren katholischen Dynastie gemildert durch persönliche Selbstgefälligkeit, Genußsucht und Prunkliebe. Das glänzend elegante und kostspielige Hofwesen von Versailles hat an diesen Höfen von Mannheim und Schwetzingen noch eine seiner spätesten, aber bestgelungenen Nachahmungen entfaltet, dem der übliche Zusatz von Sultanismus nicht fehlt. Und da einem unfreien Volke goldstrotzende Lakaien, herrische Jagden, üppiger Marstall- und Tafelprunk, verschwenderische Kleiderpracht und namentlich ein pikanter Epikureismus, von dem sich recht viel tuscheln läßt, stets mehr imponieren, als an sich selber sparende fürstliche Fürsorge, so hat in der Pfalz die Regierung Karl Theodors trotz aller Korrektur, die die Nachwelt sprechen mag, nachmals als das goldene Zeitalter gegolten. „Unter Karl Theodor ist die Pfalz in Flor gewesen", so hieß es noch lange, als dort seit 1803 die badische Regierung des hausväterlich-wackeren Karl Friedrich die Arbeit einer gründlichen und gesunden Wiederherstellung begann.

Abb. 186. Katharina II. von Rußland. Kopie Chodowieckis (im Besitz des Direktor Wichern-Altona) nach einem Gemälde Titelbachs im Kgl. Schloß zu Berlin. 1772.

In Wien hatte man das Ereignis von Ende 1777 längst ins Auge gefaßt. Karl Theodor von der Pfalz hatte sich gegenüber der bayrischen Regierung in den vorhergehenden Erbbestätigungsverträgen verpflichten müssen, nach München überzusiedeln. Man wußte aber in Wien, wie schwer es ihm fiel, aus der heiter-fröhlichen, schönen, italienisch-milden Pfalz hinweggehen und auf die rauhe und regnerische oberbayrische Hochebene ziehen zu sollen; seinem epikureischen Sinne war die Erbschaft

eher eine Last, und unschwer verstand er sich gegen materielle Vergünstigungen für seine illegitimen Kinder dazu, an Josef (der Vertrag wurde sofort am 3. Januar 1778 fertiggestellt) mindestens Niederbayern und Oberpfalz abzutreten. Josef war 1777 nach Frankreich gereist, zum Besuch seiner Schwester Marie Antoinette und seines Schwagers König Ludwig XVI. (1774—92), wo er durch die allgemeine österreichische und seine persönliche Liebenswürdigkeit die Pariser entzückte. Er glaubte des bayrischen Erfolges sicher genug zu sein und war überzeugt, daß der König von Preußen „geduldig stille sitzen" müsse. Der Plan, so schwerwiegend dessen Inhalt war, erschien ihm gesichert; er hätte, wäre er gelungen, eine beträchtliche Verstärkung des von Josef auch bureaukratisch gepflegten deutschen Charakters seiner Monarchie, aber auch wiederum eine unvermeidlich stärkere Inanspruchnahme der deutschen Kräfte aus dem Reiche für die internationalen Interessen dieses an so verschiedenartigen Ländern reichen Staates bedeutet.

Aber der nach Karl Theodor, dem legitime Nachkommen nicht beschieden waren, nächstberechtigte wittelsbachische Erbe war nicht so einfach mit Geld abzufinden, wie Josef gedacht hatte, nämlich der Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken. Von Friedrich dem Großen, an den er sich wandte, ermutigt, protestierte er beim Reichstage, und sein Einspruch fand Widerhall. In völliger Verkehrung der einstigen Auffassungen erschien der mit der Reichsacht bedrohte preußische Reichsfriedensbrecher von 1756 nunmehr als der Hort des Reichsrechts gegen das umstürzlerische Kaisertum, selbst Sachsen lehnte sich für kognatische Ansprüche auf Bayern, die es hervorholte, an den preußischen König an. Friedrich war entschlossen, eine derartige Machtverschiebung im Reiche, die Süddeutschland bis zum Breisgau zum österreichischen Territorinm mit eingesprengten Enklaven Anderer gemacht hätte, nicht zu dulden, und die Bitte des Zweibrückners um Hilfe gab ihm den genügenden Anlaß. Im Juli 1778 rückte er von Schlesien und Sachsen her mit aller Entschiedenheit den alten Schauplätzen in Böhmen und Mähren zu, obwohl er militärisch keineswegs entsprechend Österreich gerüstet war.

Indessen Maria Theresia billigte keineswegs das ganze Vorgehen ihres sanguinischen und ungeduldigen Sohnes und führte Verhandlungen herbei. Der Feldzug beschränkte sich daher auf strategische Bewegungen und auf Fouragierungen, so daß die preußischen Soldaten ihn bald den Kartoffelkrieg nannten. Die zu Teschen, in der Hauptstadt von Österreichisch-Schlesien, geführten Verhandlungen schlossen am
1779. 13. Mai 1779 mit dem Frieden ab: Karl Theodor mußte Bayern behalten, Karl von Zweibrücken sah sein Erbe gesichert; nur das Innviertel zwischen Inn, Donau und Salzach erhielt Österreich abgetreten. Preußen wurde sein agnatischer Erbanspruch auf die fränkischen Markgrafschaften oder Fürstentümer Ansbach-Bayreuth gewährleistet, die seit 1769 unter Karl Alexander von Ansbach vereinigt waren und mit diesem (er starb 1791) zur Erledigung kommen mußten.

Indessen Josef hatte weder seinen kaiserlichen Ehrgeiz noch seinen besonderen bayrischen Plan begraben. Während Preußen das Schwert über den Frieden und das Gleichgewicht in Deutschland hielt, begann Josef einen erfolgreichen diplomatischen Feldzug um die Eroberung der geistlichen Kur- und Hochstifte für lotringische Prinzen, abermals gegen Wittelsbach, welches bisher das hierin meistbegünstigte Haus gewesen war. Um dieselbe Zeit gelang es ihm, als er nach guter diplomatischer Vorbereitung im Sommer 1780 Katharina II. in Mohilew, Smolensk und Petersburg besuchte, das Verhältnis Rußlands zu Preußen, obwohl es formell weiterbestand, tatsächlich durch eine junge, persönlich begründete Freundschaft der beiden angriffs- und eroberungslustigen Ostreiche zu ersetzen. Und eben jetzt, am 29. November 1780, starb Maria Theresia, die Frau, welche ihr großer Gegner bei seiner Kondolenz in Wahrheit

ce 9 Dec 1763

Mon cher frere. Je suis fort faché d'aprendre que Vous n'etes pas encore restitué de Votre Indisposition, il faut de L'exercisse mon cher frere pour faire Circuler le Sang malgré luy s'il ne Circule pas de Luy meme; je me trouve plaisant de ce que Mon hipocondrie donne des Conseils a La Votre, mais mon cher frere il faut dissiper son Mal, fortifier ses nerfs, radouber son Estomac, egayer son Esprit et tacher de passer le plus doucement que l'on peut le tems qui nous est finsé pour habiter avec les Vivans.

Le Mamamouchi est Venu ici, et je suis fort Etonné si La Charme de la Nouveauté ne portera pas quelqu'un de Mes beaux Compatriotes a se faire Circonsir; Le Vieil effendi a beaucoup de Gout pour Les Spectacles et pour la chasse, je Luy ai fait donner de L'un et de L'Autre ce qui Luy fait grand plaisir, j'ai vû monter a cheval des Spahis, c'est apeupres Comme les Cosaques, a Vous dire le Vray nos peuples Européans ont un Grand avantage sur ces Asseatiques et sur tout les habitans des Autres parties de ce Globe, nous sommes plus industrieux, plus raffinés qu'eux et quoi que nous ne Conoissions pas les premiers principes des Choses, nous en savons Cependent Cent fois plus que tout ces gens pris ensemble; L'Effendi retourne aujourd'huy a berlin, et je crois etre apressent assuré que cette alliance a laquelle j'ai travaillé depuis 10 années va se Conclure, c'est une de Meilleures piesses que je peu Laisser en heritage a Mon Neveux, et qui selon ce que peut prevoir la prudence humaine pourra servir a faire respecter de Nos Ennemis et de Nos Envieux Les Traités quils Viennent de Conclure avec nous: Vous Aurez un beau Cheval Turc dont L'Empereur Vous fait pressent il n'atant que Votre Arivée, et moy de meme pour

Abb. 187. Ein Brief Friedrichs des Großen an den Prinzen Heinrich. Original im Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

4. Dezember 1768.

Mein lieber Bruder! Es tut mir sehr leid zu hören, daß Sie sich von Ihrer Unpäßlichkeit noch nicht erholt haben. Sie brauchen Bewegung, mein lieber Bruder, damit das Blut, wenn es nicht von selber rollt, in Fluß kommt. Ich finde es scherzhaft, daß ich mit meiner Hypochondrie der Ihrigen Ratschläge gebe; aber, mein lieber Bruder, man muß sein Leid in die Flucht schlagen, seine Nerven stärken, seinen Magen ausbessern, seinen Geist aufheitern und versuchen, so glatt wie möglich über all das hinwegzukommen, das uns für unser Wohnen und Leben hienieden nun einmal bestimmt ist.

Der Mamamouchi ist hier angekommen, ich würde sehr erstaunt sein, wenn der Reiz der Neuheit nicht einen oder den andern unter meinen närrischen Landsleuten dazu bringen sollte, sich beschneiden zu lassen. Der alte Effendi findet besondern Geschmack an Schauspiel und Jagd; beides habe ich für ihn zu seinem großen Vergnügen veranstaltet. Ich habe die Spahis zu Pferde gesehen, sie sehen ungefähr wie die Kosaken aus. In Wahrheit sind wir, die Völker von Europa, diesen Asiaten doch weit voraus und ebenso den Bewohnern der übrigen Erdteile, wir sind betriebsamer, gewandter als sie und wenn wir auch den letzten Grund der Dinge nicht kennen, so wissen wir doch hundertmal mehr als diese Leute alle zusammen. Der Effendi kehrt heute nach Berlin zurück, ich glaube jetzt darüber ruhig sein zu dürfen, daß diese Allianz, an der ich seit zehn Jahren gearbeitet habe, zum Abschluß kommt. Sie ist eins der besten Erbstücke, die ich meinem Neffen hinterlassen kann, und sie wird, soweit menschliche Klugheit das voraussehen kann, dazu beitragen, unsren Feinden und unsren Neidern die Achtung vor den Verträgen zu lehren, die sie vor kurzem mit uns geschlossen haben. Sie sollen ein schönes türkisches Pferd erhalten, das Ihnen der Kaiser zum Geschenk macht und das nur Ihrer Ankunft harrt ebenso wie ich, um Sie, mein lieber Bruder, mündlich der zärtlichen Liebe und der vollendeten Hochachtung zu versichern, mit der ich bleibe

Mein lieber Bruder

Ihr treuer Bruder
und Diener

Friedrich.

Avec assurance Mon cher frere de mon Voyage, de la tendresse
et de la parfaite estime avec laquelle je suis

Mon cher frere.

Votre fidelle frere
et Serviteur
Federic

Abb. 188. Friedrich Wilhelm von Steuben. Originalgemälde im Besitz der Familie.

und Einfachheit als „eine Ehre für ihren Thron und für ihr Geschlecht" charakterisierte. 1780.
„Voilà nouvel ordre de choses!" war das andere Wort, das Friedrich in diesem Augenblick aussprach und das sich eilfertig genug bewahrheitete. In Österreich begann die an anderer Stelle zu besprechende Ära der hastigen, flutartigen josefinischen Reformen; nach außen hielten Josef und Kaunitz die Fäden sowohl nach Rußland wie nach Frankreich in der Hand. Von England dagegen hoffte Friedrich seinerseits so wenig greifbaren Beistand, daß er sich nicht abhalten ließ, offen seine Sympathien dem Unabhängigkeitskampfe (1776—83) der dreizehn nordamerikanischen Kolonien gegen das Mutterland entgegenzubringen, das seine knebelnde, ausbeutende Zoll- und Handelsgesetzgebung bis zur aufreizenden Unerträglichkeit angespannt hatte. Indem gerade Friedrich die gewalttätige Unbekümmertheit, womit Englands Kriegsschiffe alle neutrale Schiffahrt tyrannisierten, zum Gegenstand der europäischen Aufmerksamkeit machte, entstand eine Bewegung

und Aktion gegen diese englische Seerechtsauslegung, welche die Isolierung Preußens wenigstens zum Teil aufhob.

Dieser Krieg Englands gegen die Farmerfreischützen Nordamerikas ist es, der zu den Soldatenlieferungsgeschäften verschiedener deutscher Landesväter den Anlaß gab. Daß England mit deutschen Truppen Krieg führte, war eher etwas Ständiges als Neues. Und schon vor Englands Soldatenkäufen in Deutschland hatten Bischof Bernhard von Galen zu Münster (S. 140), Johann Georg III. von Sachsen (an Venedig) und Andere dem Auslande zu dessen eigener Verfügung Truppen geliefert. Aber weder in solchem Umfang war es bisher geschehen, noch auf derartig entlegenen Kriegsplätzen, und daß es gegen Freiheitskämpfer geschah, hat wesentlich beigetragen, die so duckig gewordenen Deutschen ihr altes Lieblingswort der Freiheit wieder in bestimmtem Sinne verstehen und es mit einem Begriff von deutscher Ehre verbinden zu lassen. Nicht zuletzt hat dann des jungen Friedrich Schiller Drama „Kabale und Liebe", das noch während des amerikanischen Krieges entstand, diese Schmachempfindung vertieft und zum Gemeingut der gebildeten bürgerlichen Kreise gemacht. Neben Hessen-Kassel, das 16992 Landeskinder verkaufte, haben Braunschweig, Ansbach-Bayreuth, Anhalt-Zerbst, Waldeck und der zu Hanau residierende Kasseler Erbprinz an dem gewinnbringenden Handel mit England teilgenommen, während Württemberg entsprechende Geschäfte mit Frankreich und mit Holland (für die Kapkolonie, daher Schubarts „Kaplied") machte. Wenn Friedrich diese Soldatentransporte, soweit sie durch preußisches Gebiet ziehen wollten, nicht durchließ, so war dies mehr eine Kundgebung gegen England als die eines Urteils; ihm paßten die Verkäufe in erster Linie deswegen nicht, weil die preußische Armee noch immer zum Teil auf Werbungen beruhte, die durch jene ihr Material verringert sahen. Sein Verhalten hatte aber immerhin für die Amerikaner den Wert, Englands Ersatz gerade im Falle des dringlichsten Bedarfs und Wartens um Wochen zu verzögern; es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, daß er Washington in dessen schlimmer Lage von Valley Forge vor dem rechtzeitigen englischen Angriff, der vernichtend gewesen wäre, bewahrt hat.

Von hohem Werte für die Amerikaner wurde der Magdeburger Friedr. Wilh. von Steuben (1730—94), der als junger preußischer Offizier den Siebenjährigen Krieg mitgefochten hatte und 1777 zu den Aufständischen ging. Er wurde der Lehrmeister dieser bisher nur auf Wildtöten und gegen Tomahawks eingeübten Naturschützen, namentlich im preußischen Bajonettkampf und in der Gefechtsdisziplin, und hat weiter als Washingtons Generalstabschef und als selbständiger Befehlshaber in Virginia hervorragend zur glücklichen Durchhaltung des schweren Kampfes beigetragen. — In den späteren Stadien des Kampfes sprang Frankreich den von Anfang an aus Englandhaß und auch aus theoretischer Freiheitsbegeisterung, entsprechend den geistigen Vorströmungen der Revolution, unterstützten Amerikanern durch offenes politisches Bündnis bei. Dann gab der Versailler Friede vom 19. April 1783, der die Unabhängigkeit Nordamerikas (außer Kanada, das nicht mitgekämpft hatte und englisch blieb, und Florida, das wieder an Spanien gewiesen wurde) feststellte, sowohl England wie Frankreich der europäischen Politik zurück.

Unterdessen erlaubte die russisch-österreichische Verständigung Katharina neue Schläge gegen das Osmanenreich und Josef die Wiederaufnahme seiner bayrischen Pläne. Er wollte jetzt, 1784, entschlossener das Ganze und bot hohen Preis: die österreichischen, ehemals spanischen Niederlande und eine Königskrone, unter der sich die wittelsbachischen Rheinlande von der pfälzisch-badischen Grenze über Jülich und Berg bis an die belgische Nordsee zusammenschließen sollten. Dafür war Karl Theodor das ungeliebte München und Bayern dahinzugeben mit Freuden bereit. In voller Gunst der diplomatischen Lage war das Unternehmen diesmal wirklich vorbereitet, so daß es politisch nicht mehr so verwegen erschien und die Periode der großen Länderaustäusche aus der Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges tatsächlich wiederkehren zu wollen schien. Nur jetzt mit weniger europäischer, als desto stärkerer deutscher Wirkung: der Plan bedeutete noch entschiedener als 1778 die süddeutsche Herrschaft Österreichs, das auch bereits wieder nach dem einst so heftig begehrten und zeitweilig beschlagnahmten Württemberg ausschaute, und bedeutete die Eroberung des Reiches unter Habsburg. Hiergegen aber machte Preußen die mit-

bedrohten Reichsstände politisch mobil. Friedrich gründete den schon seit Jahren im Plan erwogenen, auch schon in den Gedankengängen der kleineren Höfe aufgetretenen Fürstenbund von 1785, den man berechtigt ist, als den Vorläufer derjenigen deutschen Gründungen anzusehen, die Preußen 1850 versucht, 1866 durchgekämpft und 1870—71 in reich vollendendem Erfolge abgeschlossen hat. Als „reichsverfassungsmäßige Verbindung" der deutschen Fürsten setzte der König den Gedanken im März 1785 in Umlauf. In dieser Formulierung „reichsverfassungsmäßig" liegt das Neue, das den Gedanken, hinweg von den älteren Bündnissen gegen Habsburg seit dem Schmalkaldener Bunde, zu den Verfassungsumformungen des 19. Jahrhunderts als

Abb. 189. Allegorie auf die Gründung des Fürstenbundes. Stich von Meno Haas nach B. Rode.

ersten Anfang stellt. Karl von Zweibrücken war dem Bunde sicher, sonst erklärten sich die gutprotestantischen Stände Kurhessen, Mecklenburg, Sachsen-Weimar (Karl August, 1750—1828), Sachsen-Gotha, Baden (Karl Friedrich, 1738—1811), Braunschweig, Anhalt, Ansbach bereit. Sie hatten über Ähnliches bereits korrespondiert, u. a. hatte auch Goethe in Weimar 1778, im Bayrischen Erbfolgekriege, mit Schreiben an Karl August eine Reichsfürstenvereinigung erwogen, die damals freilich eine selbständige Trias der Mittleren und Kleinen sowohl Preußen wie Österreich gegenüber einleiten sollte. Seitdem hatten aber gerade der Ausgang jenes Krieges sowie Friedrichs weitere Haltung die Uneigennützigkeit des Königs nach der Seite des deutschen Fürstenstandes hin, die sichernde Anlehnung, die dieser gegen Österreichs Umsichgreifen bei Preußen finden würde, im hellsten Lichte gezeigt. Am 23. Juli

Abb. 190. Das Neue Palais zu Potsdam (Gartenseite, nach Osten).

1785 wurde die Gründung des „Assoziationstraktates" vollzogen; Hannover, welches Preußen gleich anfangs für die Idee bereitgefunden hatte, und das von Hannover gewonnene Sachsen einigten sich mit Preußen gegen den bayrischen Ländertausch
1785. und über verschiedene dauernde Reichsangelegenheiten. Bald traten nun auch die obengenannten Staaten, sowie die um die Abwehr habsburgischer Kandidaturen besorgten Kurstaaten Mainz (wo der Freiherr Karl v. Dalberg Koadjutor war und 1802 der letzte Kurfürst wurde) und Trier der neuen Union vertragsmäßig bei. In Köln dagegen war der 1780 gewählte Koadjutor Maximilian (gest. 1799), Kaiser Josefs Bruder, gerade 1785 zur Kurwürde aufgerückt. Der Bund tat seine Schuldigkeit, Josef mußte die geliebten Pläne zum zweiten Male beiseite legen. Den Tod seines Gründers hat der Bund nicht überlebt; Karl Augusts schöne deutsche Ideen, ihn unter preußischer Führung zu einer dauernden Verfassungschöpfung mit Zolleinigung, Militärkonventionen und einheitlichem Recht auszugestalten, erwiesen sich als um Generationen verfrüht.

Die spätere Friedensregierung Friedrichs des Großen.

Auch König Friedrich beide Jahrzehnte bewaffneten Friedens seit dem Hubertusburger Vertrage haben der unermüdlichen landesherrlichen Fürsorge gehört. Gleich der „Lanze des Achill" wollte er die Wunden heilen, die er als Kriegsherr hatte in den Körper seines Staates stoßen müssen. Seit dem ersten raschen Gewinn Schlesiens und einer europäischen Großmachtstellung Preußens hat er nur noch notgedrungen wieder aufs neue gekämpft und nicht einmal die alte Forderung von Kleve und Mark gegen die Pfälzer erhoben, denen seine Überlegenheit ihren Platz bestimmte. Nichts war weniger in ihm als die cäsaristisch weiterdrängende Eroberung des baldkünftigen Bonaparte; von dem auf unermüdlich erneuerte gloire gegründeten, emporgekommenen Gewaltherrn hebt er sich aufs deutlichste ab als der legitime König eines althistorischen Staatswesens, dem er seine Ausrundung gibt, um weiterhin dann allein der ehrliche „enthousiaste du bien public" zu sein.

Trotz der enormen Kosten des Krieges hatte er beim Friedenschluß wohlgefüllte Kassen. Es war hauptsächlich eine nach außen berechnete Demonstration seiner durch unvergleichliche Finanzkunst aufrecht erhaltenen pekuniären Kraft, wenn der bedürfnislose König sogleich nach dem Frieden das glänzende Neue Palais westlich von Potsdam erbaute. Die Hauptmasse der vorhandenen Mittel wandte er auf die Barunterstützung der geschädigten Provinzen, er ermöglichte Steuerfreiheiten und vermochte in 15 Monaten die Münzverschlechterung zu heilen. Wie man seine Werber im deutschen Reiche und im angrenzenden Europa kannte, so bediente er sich ähnlicher Agenturen, um alle geeigneten Auswanderungslustigen und Ansiedler nach Preußen zu führen. Etwa 900 Dörfer sind unter ihm neu angelegt worden, in erster Linie in den großen Meliorationsgebieten der Oder (S. 283) und der Netze, in den neuerworbenen westpreußischen Landen. Auch im Spreewald unter den Wenden setzte er in der „Kolonie" um den Ort Burg i. J. 1765 Neuansiedler aus seinen alten Soldaten und aus österreichischen Zuwanderern in größerer geschlossener Anzahl an, und amüsanterweise sind diese überwiegend deutschen Hinzukömmlinge heute die letzten, die in Tracht und Sprache das „echte" Wendentum vertreten. Auf die Zahl von 300000 im Ganzen wird die Zahl der von Friedrich nach Preußen geführten Kolonisten geschätzt, und rasch genug hat der straffgeschlossene und zum Selbstgefühl der Leistung erwachte Staat all diese Elemente zu ganzen Preußen gemacht. Umgekehrt mochte der nunmehrige Austausch mit Schlesien von nicht unerheblicher Wirkung auf die nördlich benachbarten, von alters wesentlich niedersächsisch und niederrheinisch besiedelten Provinzen bleiben. Auch der Charakter der Kleinbevölkerung der preußischen Hauptstadt ist durch alles das in deutlich günstiger Richtung auf freundlich gefällige und flinke Gesinnung beeinflußt worden. Wer Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Hannover kennt, wird nicht übersehen können, welchen Unterschied gegen sie jene ganz erhebliche Hinzumengung anderen Volkstums den älteren preußischen Gebieten gegeben hat.

Weit mehr als auf Zuwachs der Domänen war Friedrich auf den von Siedlungen und selbständigen Bauernwirtschaften bedacht.

Auf den Domänen verwandelte er die abhängigen Bauern in Erbpächter, und allgemein setzte er die Fron- und andere Zwangsleistungen noch weiter herab. Ferner suchte die Fürsorge des Königs der Landwirtschaft durch rationelle Methoden zu größerer Ertragsfähigkeit und Steuerkraft zu verhelfen. Er lehrte den Boden intensiver ausnutzen, bürgerte Kartoffel und Lupine ein, führte edlere Zuchttiere ein, setzte die Stallfütterung durch, betrieb den Anbau von Handelsgewächsen, welche wieder das Rohmaterial für die heimische Industrie

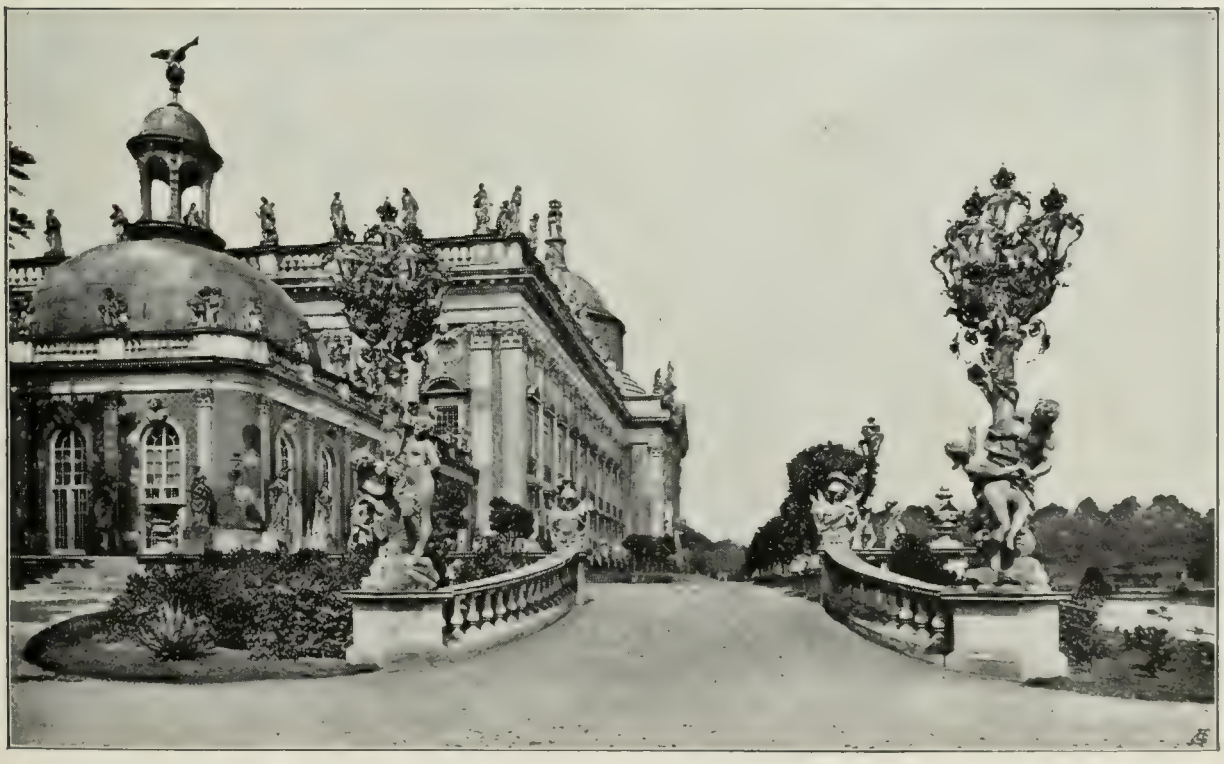


Abb. 191. Blick von Süden auf die Terrasse des Neuen Palais.

bildeten. Den Adel, dessen „Conservierung" zuliebe er, nicht ohne etwas peinlich empfundenen Verzicht, von radikaler Aufhebung der sog. Leibeigenschaft absehen mußte, suchte er auch auf andere Weise in seinem Besitz zu halten, verbot Bürgerlichen den Kauf von adligen Gütern, wodurch die Ausbeutung der Verschuldung wesentlich eingeengt wurde, und wirkte letzterer durch die „Landschaften", genossenschaftliche Kreditverbände mit privilegierten Pfandbriefen, entgegen. Mit Vorschüssen aus der Staatskasse wurde 1765 die Berliner Bank ins Leben gerufen, eine Giro- und Leihbank, welcher der König die vormundschaftlichen und ähnlichen Depositen zuwies.

In Handel und Industrie war Friedrich gleich seinem Vater der Schüler des im Colbert'schen Frankreich zur Zeit Ludwigs XIV. durchgebildeten Merkantilsystems.

Soweit nicht Klima und Landesnatur die Erzeugung mancher Verbrauchswaren ausschließen, soll nach dieser nationalwirtschaftlichen Theorie aller Bedarf im Lande selbst durch Anbau und Gewerbetätigkeit gewonnen und die den Selbstbedarf übersteigende Produktion zur Mehrung des Wohlstandes nach außen verkauft werden. Es ist das System, das vor allem darin seinen historischen Wert hat, daß es die örtlichen Schranken niedergerissen, das Staatsganze als geschlossene wirtschaftliche Einheit betrachten gelehrt und innerhalb dieser frei alle Kräfte entfesselt hat. Damit erscheint es als die wirtschaftliche Parallele zu den zentralisierend-staatsbildenden Vollbringungen der neueren Monarchien. Praktisch betrachtet leistete die Durchführung jener Grundsätze in Preußen die Abwehr der englischen Fabrikation, die Deutschlands Häfen zu Kontoren des britischen Imports gemacht hatte und die, wie von überall, viel gutes deutsches Geld nach England zog, von wo es nur zum kleinsten Teile in Gestalt von englischen Subsidiengeldern für politisch-militärische Leistungen zurückkehrte. Die Leineweberei, für die in Schlesien ein neues Hauptgebiet gewonnen war, und die Tucherzeugung wurden eifrig gefördert und geschützt. Während Friedrich Wilhelm I. Baumwollstoffe zu tragen noch verboten hatte, weil man sie nur aus dem Auslande haben konnte, wurden nun Baumwollspinnereien und -webereien eingerichtet. Ferner wurde in Berlin und Potsdam eine rasch aufblühende Seidenindustrie ins Leben gerufen, die sich neben der von Krefeld (das, zum Fürstentum Mörs gehörig, seit 1702 preußisch war) und der des Auslandes gut behauptete.

Die von W. K. Wegeli 1750 gegründete Berliner Porzellanmanufaktur wurde bei Geschäftsschwierigkeiten des Nachfolgers Gotzkowsky 1763 in Regie genommen. Es war die Zeit, wo ein wahrhafter Porzellantaumel die vornehme Welt beherrschte, wo aus dem kursächsischen Meißen entlaufene Arbeiter überallhin die dortige Technik trugen und es auch den kleinen Fürsten zum unumgänglichen Inventar ihrer Würde gehörte, eigene Porzellanmarken in die Welt senden zu können. Die Berliner Technik erlebte unter Friedrich eine erste technische und künstlerische Blütezeit und gab in ihren Preisen keiner anderen nach. Der Absatz der Berliner Porzellanmanufaktur wurde übrigens u. a. dadurch gefördert, daß der König den sich etablierenden jüdischen Geschäftsleuten auferlegte, je nach ihrer Ansehnlichkeit einen Posten Erzeugnisse zu übernehmen und nach auswärts zu verhandeln. Nach Friedrichs Tode sank die Berliner Manufaktur von ihrem Höhepunkte beträchtlich herab, was indessen auch mit allgemeinen Kulturverhältnissen zusammenhängt.

Wenn unter Friedrich Wilhelm I. trotz seiner Bemühungen die Handelsbilanz noch mit jährlich einigen hunderttausend Talern zu Lasten Preußens abschloß, so brachte es das Land unter Friedrich dahin, für etwa 14 Millionen Taler Gewerbeerzeugnisse zu exportieren und den Wert der Einfuhr nach Preußen insgesamt um etwa $4^1/_2$ Million Taler zu überbieten. Natürlich fehlte es an einzelnen Mißerfolgen und Härten dieses wirtschaftlichen Systems nicht. Im Verhältnis am meisten gewann Berlin, dem von den Kanalbauten dieser Regierung der Finow'sche (Oder-Elbe) und der Plauen'sche (Spree-Havel-Elbe) beträchtlich zugute kamen; die Stadt wies im Todesjahre Friedrichs bereits 150000 Einwohner auf.

Damals besaß der Staat als solcher eine Zollgrenze noch nicht, die Abgaben wurden an den einzelnen Stadttoren erhoben. Friedrich war es nun, der das Zollwesen mit der Akzise zusammen in einheitliche Verwaltung, Regie, zog.

Letztere legte er, da ihm Frankreichs Einrichtung vorschwebte, in die Hand des tüchtigen Franzosen de la Haye de Launay. Dieser führte die Zentralisationsarbeit mit seinem allerdings kostspieligen Beamtenapparat durch, der gutenteils aus hoch besoldeten Lands-

Abb. 192. Gesellschaft im Tiergarten zu Berlin. Ölbild von Chodowiecki.

leuten von ihm bestand. In staatlichen Monopolen, die zum Teil wieder Gesellschaften überlassen wurden, erblickte Friedrich eine besonders wertvolle Handhabe seiner Finanz- und Wirtschaftspolitik. Es gab solche Monopolgesellschaften u. a. für den Getreidehandel auf den Flüssen, für den Brennholzhandel, und auch die 1772 begründete „Seehandlung", die mit dem Monopol für Seesalz, Wachs und Holzausfuhr ausgestattet wurde, gehört hierher, der König selber war der Inhaber einer übermächtigen Mehrheit ihrer Aktien. Da Friedrich in die Hände der vorhin genannten Regieverwaltung der Zölle und indirekten Steuern (der Akzise) auch die staatlichen Monopole für den wesentlichsten Luxusverbrauch des Bürgers, Tabak und Kaffee, legte, wandte in der Bevölkerung die Unbeliebtheit, die nun einmal allen Steuerbehörden anhaftet, ihre heftige Spitze gegen die Franzosen, mit deren kostspieliger Verwaltung andererseits Friedrich selber nicht auf die Dauer zufrieden blieb. Es sind dies Dinge, die der Popularität des Königs in seinen letzten Jahren nicht unerheblichen Eintrag getan und mitgewirkt haben, daß auswärtige Beurteiler in der alldurchgreifenden Regierungsweise des Königs einen über dem Staate lastenden Despotismus zu erkennen glaubten. Man darf sagen, daß ein solcher denn doch nicht empfunden wurde, wenn man von einzelnen für sich entwickelten Geistern absieht, die zu allen Zeiten einem nach den nüchternen öffentlichen Zwecken uniformierten Staatswesen unbefriedigt und ablehnend gegenüber stehen werden. Mehr verdient hervorgehoben zu werden, daß jedes derartige scharf zentralistische System die Gefahr birgt, den bureaukratischen Apparat zu einem mechanischen Räderwerke werden zu lassen, das zwangläufig seine Arbeit gut verrichtet, solange die treibende Kraft das Ganze lebendig durchdringt, aber einer solchen eben auch notwendig bedarf.

Es gab doch kein Land, das so freudig und schon so überzeugt monarchisch war, wie Preußen. Über der unerläßlichen Einzelkritik und der Betonung des nur experimentalen Wertes mancher Maßregeln wird man auch nie zu vergessen haben, daß das Vorbild dieses Königs, der der erste Diener seines Staates sein wollte und es wahrhaft und großartig gewesen ist, eine ganze neue Fürstengeneration hervorgerufen hat. Zu Friedrichs Zeit endigt die Periode der mittel- und kleinfürstlichen Sultane französisch-sächsischer Bemusterung und beginnt diejenige humaner, arbeitsamer und organisatorischer Landesherren, die in den Einzelgeschichten unserer deutschen Staaten als die Begründer neuerer besserer Zeiten mit Recht gepriesen werden.

Persönlich freilich fand sich Friedrich auf einer menschlichen Höhe allein, die auch die Kälte der Höhen hat. Die neu sich aufringende nationalstolze deutsche Bildung, die junge deutsche Poesie, auch jene kritisch-schriftstellerische Literatur, die sich aus dem Berliner- und Preußentum heraus nach deren eigenstem Wesen entfaltete und 1748—1755 in der preußischen Hauptstadt den jungen Lessing unter ihre Namen zählte, erreichten ihn nicht mehr. Aus den alten Bahnen seiner schöngeistigen Neigungen heraus sah er kalt über all dieses Deutsche hinweg, das ja viel jünger als er und nach ihm herangewachsen war. Die deutsche Sprache, die er als rechter Märker aussprach, blieb ihm ein niederer Jargon, peinliche Erinnerung vom Tabakskollegium des Vaters her; um Beamte und Soldaten anzuwettern oder für seine köstlichen sarkastischen Bemerkungen zu den vorgelegten Akten war sie gut genug, aber schon nicht für Briefe oder gar für feingestimmte Literatur und Poesie. Aber alles das hat nur mit seinem Geschmack zu tun, etwa nicht mehr mit Gesinnungen. In diesen war Friedrich doch nie Franzose, wurzelte viel zu tief im Wesen der deutschen Ordnung, Pflichtstrenge und Sittlichkeit, um nicht beständig sich dessen, daß er es nicht sei und sein könne, bewußt zu bleiben. Er war der freie, aufgeklärte, mit dem Pantheismus spielende König. Er drapiert sich nicht mit Philosophie, er sucht in ihr mit Hoffnung und Verlangen, und wenn sie ihm die gelassene Ruhe der seelischen Sicherheit festigt, so rückt die ganz in ihm allein vollzogene Denkarbeit ihn doch wieder in die Anlehnungslosigkeit und Einsamkeit um sich her hinaus. Was er seinem Staate, seinen Untertanen gewesen sei und dauernd bleibe, davon nahm der ruhevoll sterbende König die vollbewußte sichere Empfindung mit sich hinüber. Daß aus seinen Taten ein deutscher Nationalstolz schon bei seinen Lebzeiten aufgedämmert sei, daß in bald-künftigen

Tagen der gesamtdeutschen Schande und Not man an seinen Namen die Deutschen erinnern, mit ihm sie emporreißen und in die vaterländische Befreiungschlacht führen werde: solche Ahnungen sind gänzlich außerhalb der preußischen und kosmopolitischen Gesamtmischung seiner persönlichen Anschauungswelt geblieben. Hundert Male ist erzählt worden, wie er das im Druck ihm übersandte, aus Vergessenheit wieder erweckte Nibelungenlied i. J. 1784 ungnädig ablehnte; übrigens hat auch Goethe, was weniger zitiert wird, das Exemplar des alle Berühmtheiten mit seinen Sendungen heimsuchenden Herausgebers 24 Jahre unbeachtet liegen lassen. So klopft das größte epische Kleinod aus jener staufisch-mittelalterlichen Blütezeit deutschen Tatensinnes und deutscher Literatur noch beziehungslos und fremd an die vornehmsten Pforten

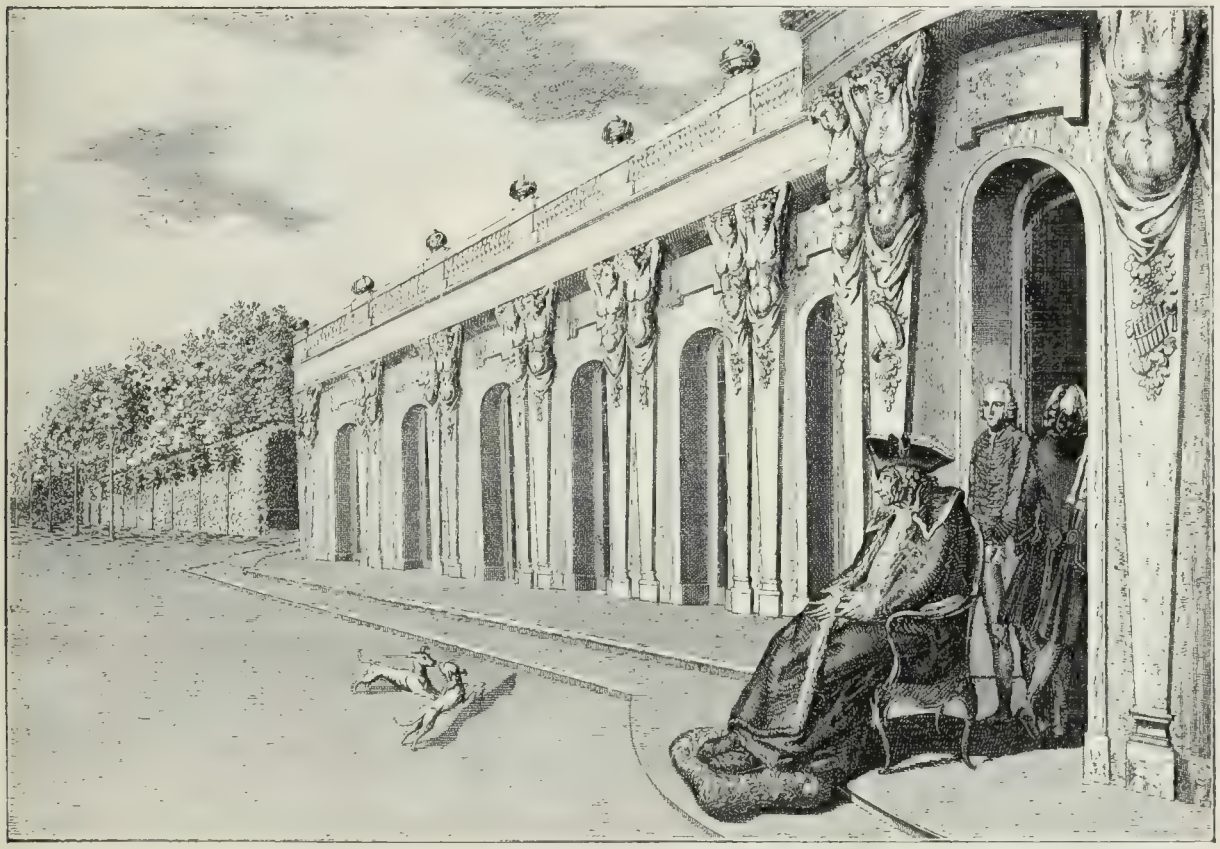


Abb. 193. Friedrich auf der Terrasse von Sanssouci, der untergehenden Sonne nachschauend. Stich von F. F. Jügel mit der Unterschrift: Bald werde ich dir näher kommen.

einer Generation, die selber eine neue epische Heldenzeit und eine neue höchste Blütezeit der deutschen Dichtung in sich schließt. Und dennoch ist alles, was er geschafft und was er bedeutet hat, Arbeit an deutscher Geschichte, Neuspannung des lange Zeit schlaffgelegten, aber in seiner inneren Elastizität noch immer gesund und jung gebliebenen Bogens deutschen Volksgeistes und deutscher Kraft.

Unermüdlich in seiner Arbeitsamkeit verharrt der König bis an den letzten Tag. Frühmorgens noch im Bett — man muß daran denken, wie schwach es noch mit der warmen Behaglichkeit der Wohnungen bestellt war, was auch die allgemeine Sitte des Besuchempfangens im Bett miterklärt — nimmt er den schriftlichen Eingang vor, dann kommen die Sekretäre, die hohen Beamten; militärische Angelegenheiten und Besichtigungen schließen sich daran, keine Frühlingsparade, kein großes Manöver gibt es ohne ihn.

In den nassen Herbstübungen von 1785 in Schlesien erkältete sich der schon Kränkelnde, um sich nicht wieder zu erholen; ein Schlaganfall trat hinzu, und, wie bei dem Vater, das bedeutungschwere Symptom der Wassersucht. Ein Kupferstichblatt aus diesen Tagen schildert ihn nach dem, was man erfuhr: an der Südseite

von Sanssouci sitzt mit Pelzdecke und Filzpantoffeln der Todkranke, in seiner tagtäglich gewohnten Uniform mit dem Dreispitz und dem großen Stern, und blickt mit den großen, nur noch tiefernsten Augen in die nachmittäglich sinkende Sonne; vor ihm die Terrasse eigentümlich ergreifend leer, nur die zwei Windspiele da, die letzten vertrauteren Gefährten dieser still allein gebliebenen Menschlichkeit. In der Nacht
1786. zum 17. August 1786 losch seine bis zuletzt lebendige Seele aus.

Die Aera Josefs II.

Auch nach Österreich hatte sich die Anregung durch die monarchische Tätigkeit Friedrichs erstreckt; in der Königin und Kaiserin war hier eine Regentin vorhanden, die offenen Blick genug besaß, um die Überlegenheit ihres vier Jahre älteren Gegners auch durch ein Aufwecken ihres Staates parieren zu wollen. Herüberwehende norddeutsche Luft war es, wenn Maria Theresia durch gelinde Einschränkung der ganz übermäßigen kirchlichen Feiertage, die sie beim Papst veranlaßte, ihre Untertanen straffer auf die Arbeit wies, wenn sie Erleichterungen der bäuerlichen Abhängigkeit in Angriff nahm, den Staat über Kirche und Adel erhob und wenn sie jener oberflächlich gebildeten Schlaffheit, die im Beichtstuhl die moralische Lebensversicherung erblickte, durch ein aufgefrischtes Unterrichtungswesen entgegenarbeitete.

Auf diesem Gebiet stand ihr der in Leyden, im protestantischen, lange Zeit geistig führenden Holland geborene und herangebildete, wenn auch persönlich katholische Leibarzt Gerhard van Swieten als Betrauter zur Seite. Er entzog das Unterrichtswesen wenigstens der Hochschulen und der Volksschule, nicht so sehr der Mittelschulen, den Jesuiten und stellte die über allem geistigen Wesen lastende klerikale Bücherzensur in staatliche Aufsicht. Auch die zentralisierende und modernisierende Umgestaltung der Verwaltung und Justiz durch den Schlesier Grafen Haugwitz, die Milderung der alten Karolina, der peinlichen Halsgerichtsordnung von 1532 in eine „Theresiana", die endliche Abschaffung der Folter (1776), die Bestrebungen für den Handel verleugneten die preußischen Anregungen und Muster nicht.

Der österreichische Levantehandel hob sich durch die Donauschiffahrt zum Schwarzen Meer, durch Handelsverträge mit Rußland, durch Einrichtung österreichischer Konsulate in der Türkei. Eine orientalische Akademie zu Wien wurde für die Ausbildung des konsularischen Personals gegründet, Triest entfaltete seine Bedeutung als österreichischer Hafen am Mittelmeer, dem sich danach noch Fiume gesellte. Österreichische Schiffe fuhren bis nach Ostindien und China, Handelsgesellschaften entstanden, und an verschiedenen fremden Küsten, u. a. in der Delagoabai, wurde, freilich ohne Bestand, die österreichische Flagge gehißt. —

Dann ist in Österreich das Jahrzehnt jenes heftigen Aufklärungs- und Humanitätsabsolutismus erfolgt, der sich mit Recht den ganz persönlichen Namen des Josefinismus erworben hat. — Viel mehr als die Hofmeister, die ihm die Mutter aus ungarischen Magnaten und aus geistlichen Patres setzte, haben wißbegierige Lektüre und die eifersüchtige Bewunderung des großen Preußen den herzensedlen, tüchtigen und selberdenkenden Kaisersohn erzogen und den heftigen Betätigungsdrang des Autodidakten in ihm erweckt, dem Maria Theresia die absichtlich engsten Schranken zog, und nur um so mehr, als Josef dann Kaiser hieß. Josef hat auch die schwerwiegende Annäherung an Katharina II. und den Besuch bei dieser unter schärfster Mißbilligung der zürnenden Mutter herbeigeführt, den Ausgleich mit ihr nur durch Kaunitz erlangt.
1780. Erst sobald er, fast vierzigjährig, Alleinherr war, konnte jene schnellfertige Fülle von Verfügungen in die Welt gehen, die in einer ideologischen, selbst für den Absolutismus bisher nicht erhörten Raschheit des Tempos und Unbekümmertheit um alles Geschichtliche oder um mitberatende Einrichtungen das neue Österreich zu schaffen unternahmen.

Erstlich nach der kirchlichen Seite hin. Religion erhalten und bessern, Priesterherrschaft abstellen ist hier der leitende ideale Gesichtspunkt. Weitgehende Toleranz

wurde verkündet, der Proteſtantismus zwar nicht der katholiſchen Staatskirche gleichgeſtellt, aber in ſeiner Ausübung endlich durchaus freigegeben. Die anſpruchsvollſten Papſtbullen des Kirchenrechts wurden nebſt einer Anzahl von Formen der hierarchiſchen Disziplin für Öſterreich geſtrichen, ganze Serien der überzahlreichen Klöſter aufgehoben — nachdem bereits der Aufhebung des vielverhaßten Jeſuitenordens im Jahre 1773 durch Papſt Klemens XIV. (Ganganelli; 1769—1774) auch in Öſterreich Folge gegeben war —; das Kloſtergut wurde zur Ausſtattung von Lehr- und Wohltätigkeitsanſtalten (ſ. u.) verwendet. Die katholiſche Staatskirche wurde auf territorial abgeſchloſſene öſterreichiſche Baſis geſtellt, die rein inländiſche Heranbildung eines ſtaatlich geſinnten Klerus begonnen. Dies war um ſo dringlicher, als Öſterreich bei einer rieſigen Menge von Ordensleuten längſt empfindlichen Prieſtermangel hatte. Sehr viel unwilliger als das Vorgehen gegen die Hierarchie ertrug das ſo lange Zeit gerade von Staats wegen in mechaniſche kirchliche Devotion herabgedrückte Volk die Verfügungen, die mit dem Maßſtab gebildeter Auffaſſungen über das Weſen der Religion in die gottesdienſtliche Technik, ſowie in das Wallfahrts-, Prozeſſions- und Ablaßweſen eingriffen und damit allerdings die befangenen Seelen um ihr künftiges Heil heftig beſorgt zu machen geeignet waren.

Abb. 194. Totenmaske Friedrichs des Großen. Im Hohenzollern-Muſeum.

Nicht minder als auf kirchlichem erſtrebte Joſef auf weltlichem Gebiet die geſchloſſene und in allem zuſtändige Staatseinheit. Unter Verflüchtigung ihrer hiſtoriſchen und ſtändiſchen Einrichtungen ſollten die verſchiedenen Länder wie die Provinzen einer zentraliſtiſch gefügten Monarchie nach gleichartigen Geſetzen von Wien aus regiert werden, die allgemeine Amtsſprache die deutſche ſein. Die Krönungen in Ungarn und Böhmen hob Joſef auf, indem er ſie nicht vornehmen und die Stefanskrone in die Schatzkammer nach Wien bringen ließ. Indeſſen das überkühne Unternehmen der Vereinheitlichung Öſterreich-Ungarns zu einem Staatsweſen endete mit notgedrungenem Verzicht und formellem Widerruf. Der zuerſt latente, bald heftigere Widerſtand in den madjariſchen Gebieten, dem Bewegungen in Böhmen und bei den tiroliſchen Ständen parallel gingen, wurde vollends bedrohlich, als die franzöſiſchen Ereigniſſe von 1789 auch in den übrigen europäiſchen Ländern die Gemüter in unruhige Spannung verſetzten. Im Januar 1790 mußte der ſchon kranke Kaiſer die Unifizierung ſeiner Monarchie aufgeben, die Neuerungen für Ungarn widerrufen und den Zuſtand von 1780 herſtellen. Die belgiſchen Niederlande aber ſah Joſef ſeit 1787 in offenem Widerſtande, den auch die Ausweiſung des hetzenden päpſtlichen Nuntius nicht beruhigte und der zum Aufruhr wurde. Wenn einſt die nördlichen Niederlande ſich um ihres evangeliſchen Glaubens willen von Habsburg losgekämpft hatten, ſo ſchienen jetzt die ſüdlichen für die Erhaltung des ſtarren Katholizismus denſelben Kampf führen zu wollen.

Am dauerndsten ist den österreichischen Landen zugute gekommen, was dieser Landesherr auf dem Gebiete praktischer Nächstenliebe und sozialer Fürsorge durch Kranken- und Armenhäuser, ärztliche Ausbildungsinstitute, humanitäre Anstalten geschaffen hat. Ähnlich seine gerechtere Steuerverteilung und der angebahnte rechtliche Ausgleich der Stände, der in der verkündeten Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1781 — tatsächlich erhebliche Veränderungen für das Landvolk brachte diese Maßregel nur noch in den slawisch-madjarischen Teilen der Monarchie — sein Hauptereignis hat. Auch allen diesen Dingen fehlte es natürlich an Widerspruch nicht, der bis zu armseligsten Einwänden kommen konnte; so z. B., wenn bürgerliche Kaufmannskreise die Heranziehung des Adels zu den Steuern als Herabsetzung seiner Kaufkraft bemängelten. Wie Friedrich suchte Josef auf dem platten Lande zu kolonisieren, andererseits Handwerk, Gewerbe und Handel zu heben; hierher gehört, daß er zur Unterstützung der letztgenannten Kreise die Kommerzial-, Leih- und Wechselbank zu Wien gründete. Nachdem schon 1775 wenigstens Deutschösterreich und Böhmen zum einheitlichen Zollgebiet mit Grenzzöllen ausgestaltet waren, woneben Ungarn und dessen Angliederungen ein weiteres solches bildeten, folgte Josef mit seinen Erlassen von 1784 und 1788 dem merkantilistischen Schutzzollsystem Preußens nach, das hier bis zum vollen Ausschluß fremder Erzeugnisse entwickelt wurde. Dem belgischen Handel wollte Josef einen freien Ausgang durch Aufhebung des Rechtsanspruchs schaffen, womit die Holländer seit 1648 die Schelde gesperrt hielten. Aber die Holländer feuerten auf die kaiserlichen Schiffe, die die Durchfahrt unternahmen, und Josef mußte diese Demütigung einstecken, zu der endlich 1785 nach langen Verhandlungen auf gütliche Vermittlung Frankreichs noch 5 Millionen Gulden hinzugefügt wurden, als Entschädigung für Josefs Gutheißen der fortbestehenden Sperre.

Josef ist im Gefühl des höchst unvollkommen Erreichten früh, am 20. Februar 1790 gestorben, unter dem schmerzlichen Eindruck des Verzichts auf die Einheits-
1790. monarchie. Seine Werke haben ihn doch gutenteils überdauert, der „josefinische Geist" ist nicht nur die zierende Erinnerung Österreichs, sondern auch durch Vorbild für andere Länder der katholischen Welt fruchtbar geblieben. Und trotzdem die Unruhe, die Übereilung in seinen Unternehmungen letztere vielfach geschädigt anstatt ihnen Kraft gegeben hat, wird die deutsche Geschichte dieses Kaisers immer mit besonderen Ehren gedenken und es vollauf gerechtfertigt finden, daß er die Lieblingsgestalt des österreichischen Bürgertums geblieben ist.

Abhängigkeit und Verselbständigung der neueren deutschen Kultur.

Die Entwicklung eines Volkes in „Politik" und „Kultur" zerlegen zu müssen, bleibt immer eine in größeren Werken praktisch empfohlene, aber leidige darstellerische Barbarei, da die feinen Wechselwirkungen auf diesen Gebieten zu dem geschichtlich Anziehendsten überhaupt gehören. Läßt sich das Verfahren für die älteren Jahrhunderte noch erzwingen, so verbietet es sich von dem Moment an, wo eine deutlichere Geschlossenheit von Selbstbewußtsein und Kultur einer Nation sichtbar zu werden, wo eine solche auf deren Wollen und Schicksal Einfluß zu nehmen beginnt. Das ist für die deutsche seit der Zeit Friedrichs des Großen der Fall. Wir werden daher fernerhin die großen geistigen Zeitbewegungen notwendig in den „allgemeinen" Text einflechten müssen und geben hier nachfolgend die letzte aussondernde Kulturübersicht. Diese aber wird nun wieder durch die logische Ergänzung des vorhin Gesagten beeinflußt und zerstückelt. Wenn wir später unter der Macht eines bewußt werdenden deutschen Geistes- und Willensinhalts den Absolutismus werden zu Ende gehen sehen, so entspricht dessen vorhergehender Vollentfaltung die Ungeschlossenheit und namentlich die geringe und nur schüchterne Selbständigkeit der deutschen Kultur. Das aber wiederum prägt den vorhandenen Regungen letzterer den territorialen und fragmentarischen Charakter auf. Mit anderen Worten, wir finden zur Hoch-Zeit des Absolutismus einzelne Höfe als Pfleger geistiger, wissenschaftlicher oder künstlerischer Bestrebungen und haben letztere daher auch da schon behandelt, wo von den

Abb. 195. Josef II. Gemälde von A. von Maron.

politischen Geschehnissen derselben Territorien — hauptsächlich der Antipodengebiete Preußen und Sachsen — die Rede war. Hierdurch werden den nachfolgenden Ausführungen wesentlich nur Nachträge und Übersichten vorbehalten, umsomehr, als hier weder spezifizierende „Literaturgeschichte“ noch „Kunstgeschichte“ zu geben ist.

Die Höfe.

In fast allem gilt nun seit Ludwig XIV. das französische Vorbild. Wo dies nicht so ausschließlich der Fall ist, vermittelt der römische Klerikalismus die italienischen Formen. Diese liegen zwar auch der französischen Kunst zugrunde, aber

in deren Milieu erhalten sie das Wesen und die Absichtlichkeiten eines von bestimmter Idee — der des Absolutismus — durchgebildeten Systems aufgeprägt. Die an groben und feinen Rädern reiche, kunstvolle Maschinerie des höfischen Absolutismus Ludwigs XIV. hat ihrem Herrn vollständig gehalten, was sie sollte: Aufsehen machen, Bewunderung erzwingen, Frankreich und das Ausland auf den Wegen des Geschmacks, der Form, der Etikette und der Mode unterjochen und tyrannisieren. Für Deutschland bedeutet das den Sieg der französischen über die spanischen, italienischen und vlämischen Kultureinflüsse an den katholischen Höfen; an den evangelischen bedeutet es den Sieg über die holländischen Vorbilder und Kräfte. Und es bedeutet hier die empfindliche weitere Zurückdrängung der bewußt deutschen Richtungen und Strömungen, welche das Zeitalter des Humanismus und der Reformation zum Siege geführt hatte, die aber schon durch den Dreißigjährigen Krieg und seit ihm wieder in die Abwehr (vgl. S. 19) getrieben waren. Was dann im Widerspiel die eigentümliche Folge hatte, anstatt der Sitze der Regierungen die Universitäten wenigstens durch Minderheiten zu Pflegern einer gewissen Bewußtheit in nationalen Dingen werden zu lassen. Übrigens geschah auch das nicht ohne den Einfluß des Beispiels Frankreichs, dessen großer Bismarck, Richelieu, im Jahre 1635 aus einem Privatverein zur Pflege französischer Sprache die Académie française geschaffen und auch sonst sehr viel dafür getan hatte, sie das gelehrte Latein überwinden und sie nach erlangtem Selbstbewußtsein nun schon ihren Siegesweg in Europa beschreiten zu lassen.

Im allgemeinen fällt der entschiedenere Sieg des französischen Kulturmodells an den evangelischen Höfen über die (minder umfassenden) holländischen Vorbildlichkeiten und über die mit diesen wohlverträgliche einheimische Art in die Zeit gegen 1700 und sogleich danach. Ihm beugen sich außer den Höfen auch das Beamtentum, die auf feinere Privatbildung Anspruch machenden Kreise, der Landadel und, soweit es irgend etwas ansehnlicher ist, auch das Bürgertum. Und nicht zum wenigsten richtet sich nach alledem, wenn er auch nicht gerade französisch parliert, mit seinen Auffassungen und seinem gewerblichen Geschmack der Handwerker. Allein der Bauernstand setzt seine einheimische Überlieferung fort und bleibt, absichtslos und tatsächlich, ein deutschgearteter Stand. Und dann finden wir eine Oase des Deutschtums oder richtiger der Franzosenablehnung, nämlich nicht so sehr aus nationaler Absicht, als aus den Gründen der Sparsamkeit, der männlicheren Moral und der hausbackenen tüchtigen Einfachheit. Das ist der Hof Friedrich Wilhelms I. von Preußen. Für die Wiederverselbständigung des deutschen Wesens ist dies doch sehr wichtig geworden, wichtiger, als es gewöhnlich — wegen der Überschattung durch Friedrich den Großen — beachtet wird. Aus diesem deutsch sprechenden Staat im Norden des Reiches sind, abgesehen von den deutschen Richtungen an der Universität Halle (s. u.), eine ganze Anzahl derjenigen Namen hervorgegangen, die in der Literatur des 18. Jahrhunderts zuerst wieder eine gebildete deutsche Sprachgewöhnung und Sprachmeisterschaft aufweisen. Und außerdem eine deutsche Gesinnung: im Gegensatz zu jenem Gottschedtum, das sich zur Filiale des französischen Klassizismus auftat und am liebsten die ältere Leipziger „deutsche Gesellschaft" in eine Académie allemande verwandelt hätte. Preußen und Sachsen sind, wie schon gesagt, in sehr vielen Dingen dieser Zeit die typischen Gegensätze, ebenso das nüchterne und im Verhältnis damals recht sittliche Berlin gegenüber dem Dresden der Auguste. Und reichlich so sehr auch gegenüber Leipzig, das sich um diese Zeit in vielen Kulturbeziehungen und nicht zum wenigsten in der „Galanterie" zu dem kleinen Paris in Deutschland ausbildet, weshalb auch seine Universität bis weit durchs

Abb. 196. Das Lustschloß Schönbrunn bei Wien. (Gartenseite.) Von Fischer von Erlach unter Leopold I. begonnen, vollendet 1744–1750. Gemälde von Canaletto.

Abb. 197. Chor der Pfarrkirche des Chorherrenstifts zu Dießen am Ammersee, erbaut 1733—1739.
Nach: Kunstdenkmäler Bayerns.

18. Jahrhundert die meistbevorzugte für die jungen Leute „von Stande" wird, ganz ebenso wie nachmals, als die Zeiten andere wurden, um des anglisierenden Tones willen die 1757 gegründete, Leipzig in der modischen Vornehmheit, nicht in der Galanterie ablösende Georgia Augusta von Göttingen.

Im Punkte des Sittenverhältnisses der Geschlechter zueinander waren Frankreich und Deutschland nie stärker auseinander gegangen als im 16. Jahrhundert, welches für

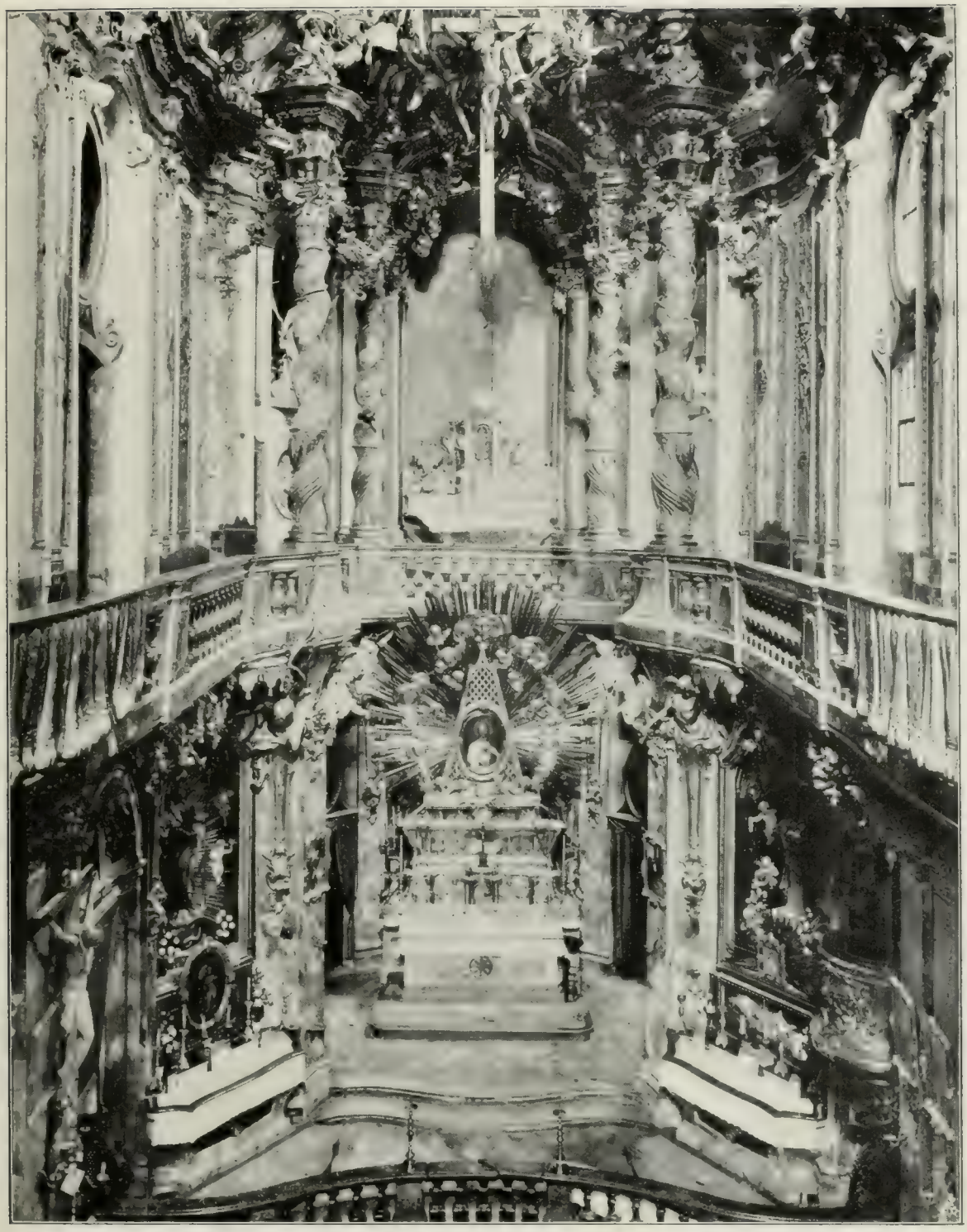


Abb. 198. Inneres der 1754 erbauten Johanniskirche in der Sendlingergasse zu München.

Deutschland einen starken öffentlichen Sieg der Ehrbarkeit und des Willens zu ihr, keineswegs nur immer in den evangelischen Ländern, bedeutet, während Frankreich, soweit es sich um den Hof gruppiert und von ihm beeinflußt wird, in diesem 16. Jahrhundert so eifrig wie je bestrebt ist, alle Fähigkeiten der Nerven, des Geistes und der Herzen auf erregliche und pikante „Bereicherung" des Lebens zu verwenden. Das Stichwort dieser französischen Lebensidee steht einmal bei Rabelais: fay ce que voudras. Als Korrektiv gibt es dann die mit höchster Liebenswürdigkeit gehandhabte Seelsorge, so daß die Anfänge der Memoirenliteratur und sonst detailreichen Zeitspiegel auch hierüber die Fülle eines mehr als pikanten Materials enthalten. Und außerdem gibt es noch den Begriff der Ehre, l'honneur, wovon sie alle damals so viel reden, auch König Franz I., als er bei Pavia gefangen wird. Aber es ist die Kavaliersehre, die alles durch den Degen ausgleicht und weniges respektiert, nicht einmal immer die Diskretion.

Gemildert wird dieses Bild der französischen Unmoral oder besser einer durch Bigotterie und Duell gedeckten A-Moral durch die persönliche Degeneration der letzten Valois, denen dann aber in dem hugenottisch geborenen Heinrich IV. ein desto unverbrauchterer Erneuerer des französischen Königtums folgt. Seines Enkels Ludwigs XIV. Hof ist bei weitem nicht so sittenlos, so absolut unbekümmert, wie der des vorhergehenden Jahrhunderts, gewesen: weil Ludwig auf Form und Würde um ihn her achtete und hielt. Dafür hat er nun die Höfe Europas das neue Monarchen- und Fürstendogma von der exemten persönlichen Unverantwortlichkeit der höchsten Person gegenüber dem Sittengesetz gelehrt und hat mit allem übrigen Herkommen das Hofmätressentum zu einer unerläßlichen Form stilisiert, so daß seitdem zur regierenden Person genau so gut wie Minister überall auch offizielle Mätressen gehören. Sogar Fürsten, die gar nichts mit ihnen anzufangen wußten, wie Friedrich I. von Preußen und Kaiser Karl VI., besoldeten Mätressen im Hofstaatsamt, wie S. 204 schon für Berlin gestreift wurde. Ein Beispiel vor allen anderen, mit welcher vorbehaltlosen Hingabe sich diese deutschen Höfe französisieren. Dies geschieht bis zu den kleinsten herab und da erst recht; es geschieht in der Bauweise, in den zu allen bisherigen Schloßsitzen und Residenzen hinzugefügten Nachahmungen von Versailles mit seinem großen geometrischen und architektonischen Garten nebst dessen Gartenskulpturen und Wasserkünsten (Schwetzingen, Bruchsal, Karlsruhe, Ludwigsburg, Nymphenburg, Schleißheim, Schönbrunn, Charlottenburg, Herrenhausen, Ludwigslust usw.), geschieht in der ganzen Hofordnung und in der Tracht der Hofgesellschaft, die sich nun mit Perücke, Überrock (Just'au corps), Seidenstrümpfen, Schnallenschuhen der Herren, mit Schleppe, Haarputz, Puder und Stöckelschuhen der Damen genau nach dem Hofe Ludwigs XIV. richtet und dabei auch die übrigen Stände zu erobern und einzuschließen vermag. Das wesentliche ist, daß von Ludwig XIV. ab die bisherigen Berufs- und Standestrachten verwischt werden von der Allgemeingültigkeit der wechselvoll diktierten Mode. Und ferner ist wesentlich, daß damit auch die nicht-müßiggängerischen Stände Kostüme zu tragen beginnen, die ihrer Berufsausübung und ihrer Tätigkeit durchaus hinderlich sein müssen, was noch mehr, als bei der männlichen, bei der nicht für gehende und sich frei bewegende, sondern für sitzende, fahrende, sänftengetragene, immer etiketten-eingeschnürte höfische Damen berechneten weiblichen Tracht der Fall ist. Das sind Dinge, durch die Ludwig XIV. bis in die Gegenwart die Tyrannei seines Feldzuges gegen die freie Natürlichkeit und gegen die gesunde Kraft der Natur ausgeübt hat.

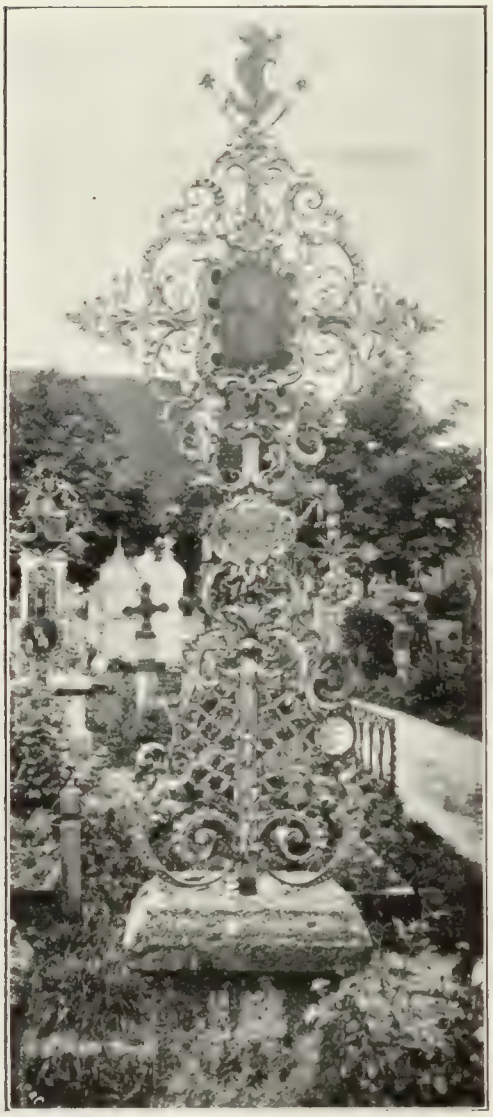


Abb. 199. Schmiedeeisernes Grabkreuz auf dem Friedhof zu Garmisch. Zweite Hälfte des 18. Jahrh. Nach: Kunstdenkmäler Bayerns.

Der Stil des allen ist das Barock, die aus Italien herübergenommene Weiterbildung der Spätrenaissance, die aber in Frankreich gemessener, gravitätischer, pompöser und weitläufiger gemacht wird, um sich der zeremoniösen Würde des Königtums anzupassen. In seiner nicht so von Frankreich gemodelten Form tritt uns das Barock in Deutschland hauptsächlich als geistlicher, sog. „Jesuitenstil" entgegen, italienischer als das höfische Barock, üppiger, in allen Bauformen kecker, unterstrichener, innen massenhafte Vergoldung aufbietend, für stärksten Eindruck auf die minder feinfühligen Massen berechnet und in all dieser Prahlerei doch immer noch harmonisch und schön, weil man aus großen Kunsttraditionen herkam und von ihnen noch immer mit Geschmack herunterstieg. So ist das wiedererstehende, aus der Arbeit der Unter-

tanen sich wieder „erholende" Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege einerseits mit zahlreichen Fürsten- und Adelsbauten des höfisch-französischen Schlösserstils, andererseits in den katholischen Ländern mit nicht minder zahlreichen Kloster- und Kirchenbauten jenes verwandten geistlichen Barockstils übersäet worden. Der letztere hat seine Herrschaft zeitlich noch länger als das weltliche Barock behauptet, da die Schloßbauten früher im 18. Jahrhundert die in Übergängen erfolgende höfisch-französische Wendung in einen neuen Stil mitgemacht haben: in das zierlichere, tändelnde, keine geraden Linien duldende, graziös-kapriziöse, nicht mehr so gravitätisch-despotische, als vielmehr esprit- und phantasievolle Rokoko, welches wir viel eher, denn das Barock, als eine wesenseigene Hervorbringung des Franzosentums in Anspruch zu nehmen haben.

Wenn wir jetzt den Blick auf die Fortentwicklungen richten, die wir im deutschen Leben aus ihm selber her keimen sehen, so kann derartiges zunächst von dem religiösen und damit verwandten philosophischen Geistesleben beobachtet werden.

Abb. 200. Phil. Jak. Spener. Stich von P. Schent.

Pietismus und religiöse Sonderbildungen.

Während das lutherische Epigonentum in der oft von uns berührten Weise in Stillstand und gelehrte Verknöcherung gekommen war, knüpfen sich die Bestrebungen, welche die Verinnerlichung und Vertiefung des religiösen Lebens zu erhalten, an letzterem in diesem Sinne fortzubilden suchen, zunächst an die Namen einzelner frommer, Sonderwege gehender Geistlichen wie auch von Laien. Es ist das Bibellesen, das diese Männer freier von der Theologie macht und sie den vorlutherischen Mystikern wieder nähert. Indessen dies nur in dem Sinne, als solche selbständige Geister nun mit den sieghaften Lutherschen Gewinnungen des Glaubens und des von der Heiligenvermittlung befreiten Gottesverkehrs der Seele weiterzukommen wissen.

Hierher gehört vor allem die erstaunliche Erscheinung des Görlitzer Schuhmachers Jakob Böhme (1575—1624), an dem wahrhaft das Wort, an das er sich hielt, sich erfüllt hat, daß den Geist empfange, wer darum bitte. Individualistischer kann das Seelenleben nicht aufgefaßt und verteidigend formuliert werden, als in dieses von den Orthodoxen damals Vielverfolgten Schriften, die ihrem Leser das stärkste, ja wundersamste Gefühl geben, leicht und schön in eine höhere Welt emporgenommen zu werden. Böhme geht in seinen Ausführungen — die übrigens so wenig ein aufgestelltes System sind, wie die umfassende Aphoristik des nicht in allem so ganz anderen, neueren Nietzsche — aus von der Unendlichkeit des inneren Seins und von dem Wirklichkeitsrecht dieses inneren Seins; durch dieses setzt er den Geist zum selbsttätigen Erzeuger seiner Wahrheiten ein und überwindet damit den Zwiespalt von Wissen und Glauben, um nun dieser Begründungen und des über ihnen Gewonnenen auf eine höchst wohltuende Weise froh zu werden und zu machen.

Zur Richtung in der Theologie wurde die Verinnerlichung durch Philipp Jakob Spener (1635—1704).

Er war Elsässer, aus Rappoltsweiler, hatte sich viel umgetan, mit Waldensern verkehrt; im Grunde wenig original, ist er ein Vereiniger und in aller männlichen Anständigkeit ein

Abb. 201. Nic. Ludw. v. Zinzendorf.

geschickter Anwalt und Verbreiter der Richtung, die man den Pietismus genannt hat nach seiner Schrift von 1675, den Pia desideria, und seinen Collegia pietatis. Als er letztere veranstaltete, war er aus dem Straßburger Pfarramt schon nach Frankfurt a. M. berufen worden, wo er mit frommen Laien jene Collegia zur gegenseitigen Aussprache einrichtete, mit der Hauptidee, den Glauben vor die Gelehrsamkeit, die Liebe vor das Theologengezänk und die Heranziehung der Laien zu Gemeindefunktionen vor die alleinige Vermittlung des Geistlichen und vor dessen absolutistische Stellung in der Gemeinde zu setzen. 1686 in das Dresdener Oberhofpredigeramt berufen, das als die rangerste evangelische Stelle galt, erlebte er eine so heftige Befehdung durch die sächsische Theologie, daß er die Gelegenheit ergriff, 1691 als Prediger an St. Nikolai und als Beisitzer im Konsistorium nach Berlin zu gehen. Hier, im Wohlwollen des lenksamen Friedrich und der sich nach allen Richtungen interessierenden Sofie Charlotte, hat er großen Einfluß auf die Gestaltung des Berliner und preußischen religiösen Lebens gewinnen können. Namentlich auch, indem er seine geistigen Schüler und Anhänger an der 1694 eröffneten Hochschule zu Halle unterbrachte, die für damals als die brandenburg-preußische Hauptuniversität bezeichnet werden kann. Mit der Polemik, welche der Pietismus abtun wollte und die Spener desto heftiger erfuhr, hängt seine durchaus irenische Gesinnung den anderen Bekenntnissen gegenüber zusammen, was jetzt überhaupt, nach der Selbstermüdung des konfessionellen Kampfes im Dreißigjährigen Kriege, zur Zeiterscheinung wird. Der Pietismus, die konfessionellen Unions- und Harmoniebestrebungen und endlich auch die Aufklärung des Jahrhunderts (die ja mit Friedrich II. und Voltaire vor dem platten Materialismus Halt zu machen vermag) wachsen letzterdings alle aus gleicher Wurzel, aus der Tendenz zur Verfeinerung und kritikbeständigen Befestigung des seelisch-geistigen Innenlebens. — Freilich, da an allen gezeigten Höhenwandel sich sogleich wieder die Tuerei und das Modewesen der Auchgelüstenden anhängt, so melden sich in der um Spener gescharten frommen Richtung früh die Symptome desjenigen Wesens, das weiterhin in den Namen „Pietisten" eine für die Übrigen unbehagliche Hauptbedeutung hineingebracht hat. Namentlich ein Frauenkreis in Halberstadt verfiel schon wieder in halb oder ganz hysterische Verzückungen, deren Gefahren das Sekten- und Konventikelwesen — auch das weltlichste oder modernste — immer birgt; und Spener, der doch auch der künftigen, durch das 18. Jahrhundert bis gegen Ende zunehmenden Tränenseligkeit Vorschub geleistet hat, hat die klare und grobe Kraft nicht besessen, womit sich ein Luther von derartig unbequemen und kompromittierenden Anhängern auf mehr als Armlänge frei zu halten wußte. — Spener hat noch eine zweite Bedeutung ganz für sich. Er ist der zusammenfassende Umgestalter oder Neuschöpfer jener systematisierten Summe von konventionellen Vereinbarungen, Regeln und Bezeichnungen im Wappenwesen, die man Heraldik und auch wohl eine Wissenschaft nennt. Durch seine Historia insignium illustrium (1680) und seine Insignium theoria (1690) hat er die symbolisierende alte Heroldskunst durch eine historische ersetzt und ihr damit den akademischen Rang verschafft. Mit dem allen paßte er herrlich in das Berlin Friedrichs III. oder I., und wir dürfen die Anziehungskraft, die er aus diesen monopolistischen Kenntnissen her hatte, gleichfalls nicht unterschätzen. —

Seiner in konfessioneller Beziehung minder geprägten Natur nach hat der Pietismus, die Richtung der individuellen Frömmigkeit und Erhebung im Glauben, auch Eroberungen innerhalb des reformierten Bekenntnisses gemacht. Hier ist insbesondere der früh verstorbene Bremer

Joachim Neander (1650—1680) zu nennen, der Dichter des gewaltigen „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" und anderer Kirchenlieder, die überhaupt, aber nicht unverständlicher Weise, die erste bedeutendere Liederdichtung aus dem Schoße der reformierten Kirche darstellen.

Anhänger Speners war auch der Lübecker Aug. Herm. Francke (1663—1727), der als Dozent in Leipzig mit seinem pietistisch gerichteten Bibelzirkel Schwierigkeiten hatte und bald vertrieben wurde. Er kam nun um die Zeit, da Halle als Universität eingerichtet wurde, dorthin, wurde Prediger und Professor. Hier sind aus seinem Zirkelwesen, seiner Kinderlehre und dem geschickten Flüssigmachen von Mitteln nacheinander Armenschule, Bürgerschule, Pädagogium, Lehrerseminar, Waisenhaus, Pflanzschule für äußere Mission hervorgegangen: jener erste Kreis der Francke'schen Stiftungen, die nur wieder in unseren, mehr ins „soziale" gedrängten Zeiten eine ähnlich sachliche, selbstlose und erfolgreiche Nachfolge durch den westfälischen Pastor v. Bodelschwingh gefunden haben. An Franckes Stiftungen lehnte sich auch die Bibelanstalt v. Cansteins an, seines Freundes und des eifrigen Förderers jener fromm-pädagogischen Unternehmungen.

Mit einem Teil im Pietismus wurzelt auch die jüngere Tätigkeit Nik. Ludw. v. Zinzendorfs (1700—1760), des Begründers der Herrnhuter.

Herstammend aus einer niederösterreichischen evangelischen, ins Fränkische ausgewanderten Adelsfamilie war er der Sohn eines mit Spener befreundeten kursächsischen Ministers, wurde in Halle auf dem Pädagogium erzogen, studierte dann an der Hochburg des orthodoxen Luthertums, zu Wittenberg, kam durch Reisen nach Holland und Frankreich zu näheren Bekanntschaften mit dem Kalvinismus und dem Katholizismus und darüber zu einer gewissen weltmännischen Abstreifung des Konfessionellen, die ihr Gegengewicht in einem wachsenden persönlichen Innigkeitsgefühl gegenüber Jesus fand. Aus verfolgten Angehörigen der mährischen „Brüderunität" — einer Gruppe des alten Hussitentums, die die Reformation freudig begrüßt hatte, aber nicht in sie aufgegangen war — schuf er sich seine Gemeinde, indem er sie 1722 auf seinem sächsischen Gute Berthelsdorf als Kolonie „Herrnhut" am Hutberge ansiedelte. Hier wurde nun das

Abb. 202. August Herm. Francke. Stich von J. G. Wolffgang.

Prinzip der Brüderlichkeit in der Gemeinde und des „Geistes der Liebe" durchgebildet, bei organisatorischen Übergängen vom verwaltungsbeteiligten Laientum bis ins geistliche Amt hinüber. Zinzendorfs Gemeinde und was aus ihr geworden ist, hat man von seiner individuellen Persönlichkeit dennoch bis zu manchem Grade auseinanderzuhalten. Es ist etwas gar viel Begnadigungsgefühl in ihm, auch Süßlichkeit, die sich am geschmacklosesten in seinem hyperkatholisierenden, geradezu verliebt tuenden Kultus der Wunden Christi ausspricht, besonders der Seitenwunde, des „Seitenhöhlchens", der seine Gedichte bis zum Überdruß im Zeitstil des 18. Jahrhunderts den Hof machen, „Ach, welche Blicke ich dir jetzt schicke" usw. Die den Lutheranern nachgebende sächsische Regierung hat durch zeitweilige Ausweisung Zinzendorfs seinen Hauptgedanken: unter alle christlichen Bekenntnisse und die Heiden einzudringen, nur bestärkt, er hat in England sowie in Nord- und Mittelamerika im Sinne dieses Gedankens gewirkt. Seine Gemeinde ist, da sie keine Propaganda treibt, nie sehr zahlreich geworden, am stärksten ist sie noch in Amerika. Aber um so respektabler sind die Leistungen ihrer Tüchtigkeit und ihrer humanitären Betätigung auf verschiedenen Gebieten; unvergeßlich bleibt es dem Verfasser dieses Buches, in dem Aussätzigenspital der deutschen Herrnhuter bei Jerusalem einen solchen Teil ihres Wirkens genauer kennen gelernt zu haben, auf einem Leidensgebiete der Menschheit von einer Schrecklichkeit, vor welcher sonst die christlichste nichtärztliche Selbstaufopferung unwillkürlich wohl Halt macht.

Abb. 203. Leibniz. Gemälde von Andreas Scheits.

Philosophie und Rationalismus, gelehrter Universalismus und deutschgerichtete Gelehrte.

Manches Verwandte zu allen diesen Dingen treffen wir bei dem einzigen großen Vertreter der Philosophie, den Deutschland in diesen Zeiten aufzuweisen hat, bei Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716), von dem wir schon in anderen Zusammenhängen (S. 145 und 208) zu berichten hatten.

Persönlich hat dieser im Universitätskreis erwachsene Leipziger Professorensohn zu jenen Gelehrten gehört, die es allezeit gibt, denen das höhere Pädagogenwesen und der entsprechende menschliche Austausch der Universitäten gesellschaftlich nicht völlig zusagen und nicht genügen, die vor allen Dingen nach den Höfen zu drängen und dort denn ja auch, wenn erst einmal der Schlüssel richtig aufgedreht ist, der sichtbarsten Erfolge sicher sein können. So hat Leibniz das biegsame Amt eines hannöverschen Bibliothekars zum Fußbrett ausgebreiteter höfischer Beziehungen und eines wahrhaft überragenden Ansehens zu machen gewußt. Er ist der Mann, der überall bei geeigneten Fürsten noch ein Höheres, als die bisher zum summum decus gegründeten und geförderten Universitäten, nämlich Akademien nach Pariser Muster, betreibt und durchsetzt. Freilich im kaiserlichen Wien scheiterten seine Anregungen und Betreibungen einer Akademie an der ablehnenden dortigen Omnipotenz der Jesuiten, so daß Berlin der vornehmste der in seinen Bereich gezogenen Höfe verbleibt. Er hat, der gerne begrüßte Berater Sofie Charlottens, den eigentlichen Gedankenanteil an der Begründung der Berliner Akademie (1700), er hat Sofie Charlotten das in solchen Anwendungen niemals veraltende Lied gesungen, daß er erst aus den Gesprächen mit ihr seine bedeutendsten Anregungen empfangen habe, und trotz jenes Wiener Mißerfolges ist der Freiherrnstand durch kaiserliche Erhebung, nebst Titeln und Jahresgehalten von verschiedensten Fürsten (vgl. Bd. II. S. 502), dem weltberühmten und weltläufigen Vertrauensmanne der Welfen nicht ausgeblieben.

In seinen gelehrten Bestrebungen ist Leibniz' Richtung nach dem Zwange der ganzen Persönlichkeit, aber auch nach der obersten Strömung der Zeit: Vermittelung harmonischen Ausgleichs, Vereinigung; die „Harmonie" ist sein großgeschriebenes Wort. So kommen jene

auf eine Vereinbarkeit und Versöhnung der in Frankreich (Descartes) und seither im zeitgenössischen England (Newton) so reich geförderten mathematisch-mechanischen Wirklichkeitserkenntnis mit der Religion hinaus. Die von den Franzosen (Gassendi, Descartes) erneuerte Weltatomenlehre der älteren antiken Philosophen wandelte er in die der beseelten Atome, „Monaden", welche, unendlich in ihrer Menge und ihrer Unterschiedenheit, in ihrer Bewegung von dem Willen, der die Schöpfung vollzog, dem göttlichen, harmonisch bestimmt werden. So wird also die Seele, die der Pietismus so stark in ihre Ansprüche einsetzt, hier auch durch die philosophische Deduktion zum Grundstoff und zugleich zur Kraft in den Dingen gemacht. Mit dem Pietismus, über dessen Eifer noch weit hinausgreifend, parallel geht ferner Leibniz' Wirken für Unionen jeglicher Art: der Evangelischen untereinander, aber wiederum der Protestanten und Katholiken, und darüber hinaus für die an zuerkennende Harmonie der Religionen. Innerlich hiermit verwandt hat ihn das Problem einer künstlich zu schaffenden Weltsprache zeitlebens interessiert; er ist der Urheber eines der ersten Entwürfe jener ungefähr 150 verschiedenen Universalsprachen und Volapüke geworden, welche seither die Einheit der Verständigung und der Bildung dem allmählichen Weltgange der Kultur haben vorweg nehmen wollen. Der stets bedeutenden Vielseitigkeit von Leibniz' wissenschaftlichen Interessen entspricht nur die geschmeidige Allgestaltigkeit seiner inneren Person. So hat er, der selber als universalistischer Geist lateinisch und französisch schrieb und korrespondierte, sich auch um Förderung und Grammatik der deutschen Sprache (nach dem Muster der Richelieuschen Wirksamkeit) bemüht. — Bei Leibniz fehlt die Erscheinung nicht, welche sich bei allen, die ihren äußeren Ruhmeserfolg eigenhändig machen, wiederholt: bei ihrem Tode tritt dann eine Art Ermüdung durch sie hervor und es zeigt sich sogar der Rückschlag der ungerechten Verkennung. So sind Leibniz' wichtiger Nachlaß und seine Werke jahrzehntelang unbearbeitet geblieben; die Philosophen der nächsten Generation bestritten die Echtheit seiner Bedeutung und die Tiefe seines Denkens, und erst jüngere Zeiten haben ihn wieder ganz richtig in seine alten Ehren hineinentdeckt.

Abb. 204. Christian Thomasius.

Christian Wolff (1679—1754), ein Breslauer Handwerkersohn, Professor in Halle, berührt sich mit Leibniz im Verhältnis des selbständigen und kritischen Schülers, der vor die allbereite Harmonie vor allem die Ordnung setzt, die Lustigkeit und Klarheit schafft.

Da die Absicht des Welturhebers schöpferisch hervorbringend ist, so ist auch alles vernünftig und aus dem Ganzen nützlich und ist aus diesem seinem Wesen zu begreifen. Indem

nun hierhinein die vereinfachte Leibnizsche Metaphysik verarbeitet wird, entsteht ein Sys
immer so, daß nicht die Seele, sondern die Vernunft in den Mittelpunkt der Dinge ge
ist. Mit dieser Lehre hat Wolff das deutsche Denken des 18. Jahrhunderts bis auf Ka
so gut wie beherrscht. Daher freilich hat er, als Vertreter des Rationalismus, den sich ä
aller Theologieparteien Art wieder intolerant versteifenden jüngeren Pietismus zum heftig
Gegner finden müssen. Dem, und den entsprechenden höfischen Einflüssen, verdankt es W
daß ihm König Friedrich Wilhelm I. bei Strafe des Stranges den Aufenthalt in Pre
verbot. Die alsbald in Berlin geführte Untersuchung über seine Philosophie hat dem
Marburg Übergesiedelten dann volle Genugtuung verschafft, und Friedrich der Gr
der der Weltanschauung Wolffs sehr nahe steht, hat ihn sofort 1740 nach Halle unter gr
Ehrungen zurückgerufen.

Wolff trug in seinen Vorlesungen deutsch vor und hat — nach der Voran
der Mystiker des 15. Jahrhunderts — das hauptsächliche Verdienst um die Fäh
machung der deutschen Sprache für begriffliche Darlegungen. In d
Beziehung, der gelehrten Verwendung der deutschen Sprache, ebenso wie in
Richtung der vernunftbestrebten Aufklärung, ist zeitlich aus der Generation vor
noch Christian Thomasius (1655—1728) zu nennen.

Ein Leipziger Professorensohn und juristischer Dozent, der als erster überh
(W.-S. 1687—88) in deutscher Sprache Universitätsvorlesungen gehalten und
gleichzeitig auch eine erste Monatschrift in deutscher Sprache herausgegeben hat.
daß er nicht bloß jene Ketzerei gegen den akademischen Geist wagte, sondern eine Fülle
sonstigen noch hinzugesellte, verschaffte dem gefährlichen jungen Dozenten in Leipzig
von der theologischen Fakultät durchgesetzten Haftbefehl, der ihn vertrieb. So kam er
mit einem ganzen kleinen Exodus von Anhängern nach Halle, wo er im Anschluß an
bestehende Ritterakademie Vorlesungen hielt und bei Errichtung der Universität von
übernommen wurde. Thomasius ist nicht so sehr Systematiker, als gedankenfrischer,
seitiger Antischolastiker, der als solcher von der Jurisprudenz aus auch auf die philosophi
und theologische Bildung hinübergegriffen und nicht wenig auf die allgemeine Duldsa
eingewirkt hat.

Auf die Umwandlung oder richtiger Entstehung des öffentlichen Denken
den breiteren gebildeten Schichten Deutschlands wird weiterhin im allgemeinen
sammenhange zurückzukommen und dort auch des wichtigen Anteils der Litera
zu gedenken sein.

Deutschlands geistige Erhebung zur Nation.

Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

Wenn Josef II. erfuhr, daß Friedrichs Nachahmer zu sein schwer und überschwer sei, so galt genau dasselbe davon: sein Erbe zu sein. Und Friedrich Wilhelm II. hielt es für besonders leicht.

Er war 1744 als Sohn August Wilhelms geboren und führte seit dessen Tode 1758 den Titel der „Prinzen von Preußen". Er war gutmütig, ritterlich, nach der Art sinnlicher Naturen leicht zu Einfällen und großen Entschlüssen angeregt und ebenso bald wieder ermüdet. Ehrlich ergriff ihn die Erhabenheit des Berufes, der Wohltäter seines Volkes zu werden. Mit einem Füllhorn voller Gnadengeschenke, Adelspatente usw. bestieg er den Thron. Steuern wurden ersatzlos aufgehoben, ganze große Domänen verschenkt, die verhaßte Regieverwaltung der Franzosen, das Kaffee- und Tabakmonopol beseitigt. Schwelgend in seinem Wohltun und in dem zurückhallenden Dank dachte der neue König kaum daran, welche Verantwortung er finanziell auf sich nehme und wie nahe es lag, alle diese Dinge als bewußte Urteile gegen den strengen großen Vorgänger aufzufassen. Natürlich begrüßte lauter Jubel die oberflächliche Humanität dieser Maßnahmen und sang dem menschenfreundlichen, leicht zugänglichen Monarchen noch 1793 die Preußenhymne: „Heil Dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands" begeistert entgegen. Die Hymne ist eigentlich als dänische 1790 gedichtet von dem Flensburger Heinr. Harries; ein Dr. B. G. Schuhmacher widmete sie 1793 gekürzt, aber wenig verändert dem König Friedrich Wilhelm. Mit der Melodie des englischen God save great George the King von H. Carey wurde sie rasch volkstümlich.

In der Tat, als „Liebling in des Thrones Glanz" hatte Friedrich Wilhelm sein Volk empfangen. Indessen die Kaufmittel für die Popularität des „Vielgeliebten" erschöpften sich, der landesväterliche Eifer, so redlich er gewesen war, desgleichen, und gar manche jener Maßregeln wurden bedauert, das Tabakmonopol sogar wieder eingeführt. Die neue königliche Fürsorge für deutsche Kultur, womit es Friedrich Wilhelm ernst war, kam am ehesten dem Aufkeimen einer eigenen Berliner bildenden Kunst und der Musik zustatten, während sie sich nach der Seite der Literatur, die sich freilich am schwierigsten „fördern" läßt, wesentlich auf Gnadengelder beschränkte. Indem dagegen die strenge, anspornende, oft unbequem ertragene Fürsorge, die der große Friedrich persönlich für den wirtschaftlichen Fleiß gehabt hatte, nun wegfiel, das System an sich im großen Ganzen erhalten blieb, traten die in ihm vorhandenen Gefahren beengender und lähmender Nebenwirkung einseitig ans Licht.

Wenn bisher der Hohenzollernhof rein geblieben war von der Mätressenwirtschaft französischen und Dresdener Musters, so holte gerade noch vor Torschluß des ancien régime dieser König nach, was um dieselbe Zeit in den Mittel- und Kleinstaaten durch den Überdruß und Ekel der jüngeren Generation zumeist schon abgestellt war. Friedrich Wilhelms einflußreichste Geliebte ist Wilhelmine Enke, die im Jahre 1752 zu Potsdam geborene schöne Tochter eines königlichen Hornisten aus Hildburghausen, die er als Prinz hatte für sich erziehen lassen und die er, nachdem sie ihm schon fünf Kinder (die Grafen und Gräfinnen von der Mark) geboren hatte, an einen Kammerdiener (weiterhin Geheimkämmerer) Rietz vermählte. Ähnlich der Pompadour beherrschte die kluge Frau ihren königlichen Liebhaber auch noch, als dessen

Neigungen längst zu anderen davongeflattert waren, wurde 1794 noch zur Gräfin von Lichtenau erhoben und hielt sich, reich ausgestattet mit Gütern und Vermögen, in der Stellung einer angesehenen Dame der Hofgesellschaft. Friedrich Wilhelm III. hat sie dann zeitweilig nach Glogau in Haft gesandt und hat ihr Vermögen eingezogen, aus dem ihr aber eine stattliche Pension gelassen wurde. 1820 ist sie in Berlin gestorben. Ihre jüngeren Rivalinnen in des Königs Neigung sind das Fräulein Julie von Voß, die Mutter des Grafen von Ingenheim, und Gräfin Sofie Dönhoff, die Mutter der Grafen von Brandenburg, von denen Graf Friedrich Wilhelm 1848 preußischer Ministerpräsident wurde. Die beiden adeligen Geliebten waren dem König bei Lebzeiten der Königin, einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt und Mutter von sechs Kindern, zur linken Hand angetraut.

Denn die Kirche deckte diesen Hof, von dem ihr Einfluß unter Friedrich II. hinweggewischt gewesen war. Äußerliche Frömmelei fand ihre interessierte Ergänzung in der früh schon theosophisch-magisch, sinnlich-alchymistisch umnebelten, gegen 1600 entstandenen „Rosenkreuzerei", die sich Formen eines Geheimordens gegeben hatte und an den meisten Höfen dem gröberen Schwindel oder dem feineren Profitmachen Vorschub leisten mußte. Es ist die Zeit des ins Mysterienwesen degenerierten höfisch-adeligen Epikuräertums, das, so wenig es echterer ethischer Werte fähig war, doch den Kitzel sich nicht entgehen lassen wollte, mit allen neuen Strömungen, wie Humanität, Freiheit, Aufklärung, ungefährlich konventikelmäßig zu spielen. Die Zeit, da eine ganze Fülle von Abenteurern nach Art der Cagliostro, St. Germain — oder des Casanova mit jenen gewissen Elixieren, wegen der schon Kaiser Rudolf II. Rosenkreuzer geworden war — Europa unsicher machte, die Taschen der beschränkteren Gläubigen leerte und einen Goethe so gut wie Schiller gezwungen hat, sich, im „Großkophta" und im „Geisterseher", mit dieser Erscheinung zu beschäftigen.

Nicht aus solchem Sinne (oder Unsinn, aber doch als Geheimbund, der verwandte Dinge mit wertvollerem Range vertrat, gehören auch die „Illuminaten" hierher, ein 1776 von dem ehrlichen Jesuitengegner Prof. Adam Weishaupt zu Ingolstadt nach dem Vorbild der Freimaurer gegründeter freier Orden. Er war zunächst hauptsächlich verbreitet in Bayern, das unter dem mehr und mehr der klerikalen Leitung verfallenen Karl Theodor eine Regierung der alleinigen Beflissenheit in der Richtung des Niederhaltens und der Verdumpfung sah; aber durch die Tätigkeit des hannöverschen Freiherrn Adolf v. Knigge, des Verfassers des weltkundigen und klugen Buches über den Umgang mit Menschen, gewann er auch im nichtkatholischen Deutschland große Beteiligung. Der Illuminatenorden wollte nicht bloß auf religiösem Gebiet aufklärerisch wirken, sondern sich daneben, freilich mit großer Vorsicht unter Beschränkung auf die Eingeweihteren, zum Organ bürgerlich-freiheitlicher, antiabsolutistischer und damit auch ins Republikanisch-Antimonarchische hinüberschillernder Ideen und Bestrebungen machen. In Bayern hob ihn Karl Theodor auf Betreiben der seit dem Nachfolger Klemens' XIV., Pius VI. (1775—1798), wieder päpstlich hergestellten und geförderten Jesuiten 1784 und 1785 auf. Im evangelischen Deutschland haben ihm liberale Fürsten, wie Karl August von Weimar, ferner, außer Knigge, der durch die Illuminaten die plumpe Rosenkreuzerei verdrängen wollte, Persönlichkeiten wie Goethe und der nichts auslassende Herder, von katholischer Seite nennenswert der Mainzer Koadjutor Karl v. Dalberg angehört.

Am Berliner Hofe vertritt die Vermengung von Kirchlichkeit und Rosenkreuzerei in erster Linie der Minister Joh. Chr. Wöllner.

Ein Pastorensohn und Theologe aus Döberitz, der dem durch Friedrich außerhalb der Geschäfte gehaltenen Thronfolger Unterweisung in Verwaltungsachen erteilt hatte, Einfluß auf ihn behielt und nach anderen hohen Stellungen 1788 Minister der geistlichen und Justizangelegenheiten wurde. Ein Mann, der das immer wieder an großen und kleinen Höfen vorübergehend bewährte System befolgte, der rechte Mann des Fürsten zu sein, in diesem Falle der Üppigkeit, Vergnügungslust und finanziellen Leichtherzigkeit Vorschub zu leisten und nebst der frommen Mystik auch die experimentelle Geisterseherei in seinem Hause zu zentralisieren. Mit dem Ministerium des ebenso schlauen wie geistesarmseligen Heuchlers setzen die Maßregeln zur Hebung der Religion von oben und zur Niederhaltung der freien Meinung ein, durch das berüchtigte „Wöllnersche Religionsedikt" vom 8. Juli 1788, das die freieren Auffassungen mit Amtsentsetzung und bürgerlichen Strafen bedrohte, und das Zensuredikt vom 19. Dezember desselben Jahres. Das Ergebnis zeigte freilich nur den durchaus entgegengesetzten Effekt und die Überlegenheit der witzig-dreisten Pamphletisten über den Zensor; nun war erst richtig gesorgt, daß niedrig derbe Spottschriften, wie die von „Saul

dem Dicken, König von Kanonenland", ihre behagensvolle Leserschaft und eine entsprechend fruchtbare Anzahl von Nachahmungen fanden.

So erzielten das Pharisäertum und die Gedankenfeindlichkeit des Hofes lediglich die Wirkung, die ernstere Kritik am Staate und die mannhafteren Elemente des Preußentums beiseite zu schieben zu Gunsten sich breitmachender niedriger Skandalsucht und ihrer unsauberen geschäftlichen Ausbeutung. Und daneben die Wirkung einer allgemeinen Auflösung des Berliner Geistes in unbekümmerte Frivolität von jeder landläufigen Art. Was in den Erwähnungen einzelner Diplomaten und Reisenden aus Friedrichs II. letzten Zeiten doch noch generalisierende Übertreibung gewesen war — möglicherweise erleichtert durch die Lust des unbesehenen Entgegenkommens gegen jeglichen Herrn Franzosen oder sonstigen bewunderten Ausländer, worin ein gewisser Teil der deutschen Frauen und Jungfrauen um jene Zeit noch bedenkenloser war als leider sogar noch zur Zeit der französischen Verwundeten und Gefangenen von 1870 , das traf in diesen Jahren um 1790 nur allzu umfassend zu: daß freie menschliche Denkungsweise in Zügellosigkeit entartet sei, daß in allen Ständen über die materiellen Verhältnisse hinaus gelebt werde und ein wesentlicher Grund der Sittenverderbnis nicht bloß in dem eingerissenen Leichtsinn, sondern auch in der Preisgabe an das Vergnügen schaffende Geld zu finden sei. Nur wird, wer sich intimer in die Memoiren, Briefe und ähnlichen Quellen der Zeit hineingelesen hat, nicht meinen, daß das im 18. Jahrhundert

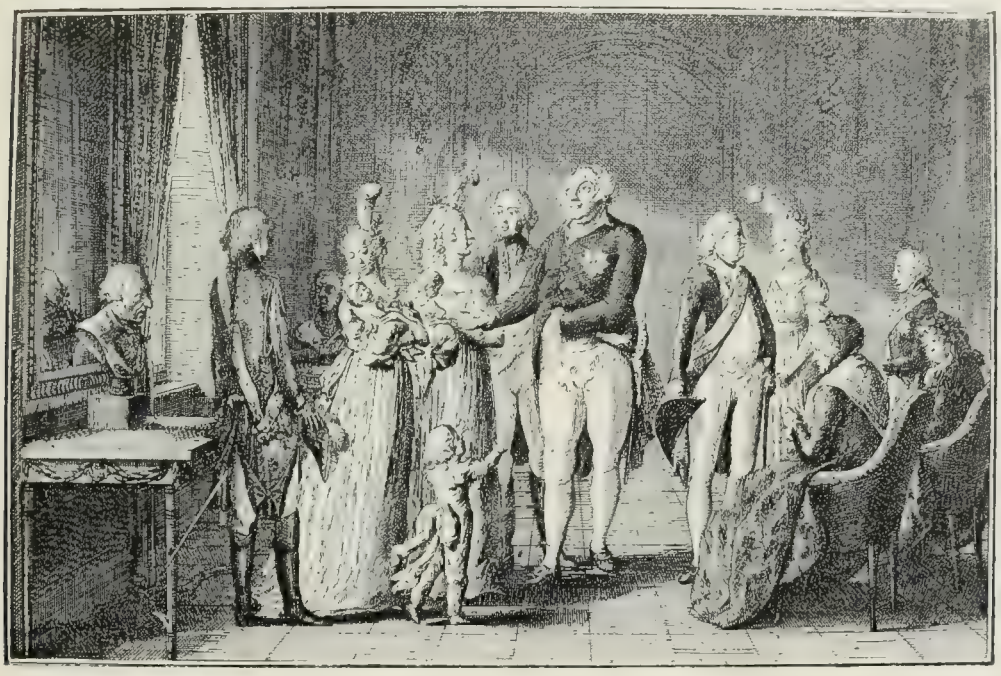


Abb. 205. Friedrich Wilhelm II. im Kreise seiner Familie. Kupferstich von Chodowiecki.

in der dichteren Atmosphäre der übrigen Residenzen anders gewesen sei; die große, vom französischen Hofe ausgehende Flutwelle der Frivolität ist, wie über den preußischen Hof, so auch über seine hauptstädtischen Bürger nur eben etwas später hinweggegangen.

Neben Wöllner und dessen rosenkreuzerischem ursprünglichem Gönner, dem Flügeladjutanten und Günstling des Königs, v. Bischoffwerder, steht als untadlig ehrenhaft in dieser Regierung der Minister Ewald Friedr. v. Hertzberg (1725—1795), der aus dem Archivdienst in das auswärtige Departement unter Friedrich II. aufgerückt war, ein intimer Kenner der brandenburgisch-preußischen Geschichte und Urheber sowohl historischer wie politisch-publizistischer Arbeiten.

Seit 1763, nachdem er den Hubertusburger Frieden unterzeichnet hatte, Kabinetts- und Staatsminister, gelangte er unter dem alles bei sich selber konzentrierenden großen König doch niemals über die Funktion als der höchst brauchbare Helfer, der er war, hinaus. Zu bestimmender Stellung kam er unter Friedrich Wilhelm II., der ihn zum Grafen erhob und die Leitung der auswärtigen Geschäfte in seine Hand legte. Damit wurde die latente Gegensätzlichkeit des Ministers gegen die konservative auswärtige Politik Friedrichs des Großen freigemacht, obwohl sich Hertzberg als den politischen Erben des großen Königs betrachtete;

sie offenbarte sich schon in Hertzbergs Geringschätzung des Fürstenbundes als einer Fessel „hoher" Politik. Der Bund bestand zwar noch etliche Weile fort, aber hatte seinen wichtigsten Anwalt jetzt in Karl August, der ihn, wie schon gesagt, zu einer Verfassungsreform des Reiches auszugestalten plante und der in der Rolle, welche er Preußen im Reiche zudachte, preußischer war, als der neue König und der leitende Minister selber.

Hertzbergs Ideen standen auf leichte neue Machtvergrößerungen Preußens und auf einen von ihm geführten großen „nordischen" Bund unter Mitwirkung Rußlands und Englands.

Eine Art Einleitung hierzu, als Gelegenheit und Nötigung, Frankreich die Spitze zu bieten, entstand durch Holland. Wie seit alters, wurden die Generalstaaten innerlich auseinandergerissen in die Parteiung der oranischen Anhänger, zu denen England hielt, und der republikanischen Aristokraten, der sog. „Patrioten", hinter denen Frankreich treibend agierte. Seit 1786 war der Gegensatz zur heftigsten Kampferbitterung geworden, so daß es geschehen konnte, daß im Juni 1787 die Patrioten die auf einer Reise befindliche Gemahlin des Prinzen und Erbstatthalters Wilhelm V. (1751—1795) gefangen nahmen, die Schwester Friedrich Wilhelms II., der vergeblich schon versucht hatte, in den Streit vermittelnd einzugreifen. Die generalstaatliche Regierung verweigerte dem König Genugtuung für die Beleidigung der Schwester, Frankreich ermutigte jene ganz offen, französische Offiziere traten scharenweise unter die Fahne der Patrioten; andererseits drängte England auf Preußen,
1787. und so rückten dessen Truppen im September unter dem neuen Herzog von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand (1780—1806), über die Grenze. Die von Frankreich im Stich gelassenen Patrioten stoben auseinander, die oranische Partei und der Prinz befestigten die erlangte Oberhand, selbst Frankreich mußte (im Oktober) das Geschehene anerkennen. Karl August trieb in heißer Bemühung zum Anschluß der Statthalterrepublik an den Fürstenbund — ein später und letzter, durchaus im Bereiche des Denkbaren liegender Plan, diese protestantischen Gebiete Niederdeutschlands, wenn auch nicht dem Reiche, so doch einer für die Zukunft gedachten deutschen Verfassungsorganisation in einer möglichen Form wieder anzugliedern. Aber da trat die persönliche Art des Königs dazwischen. Von den Glückwünschen emporgetragen, die der rasche Erfolg nach sich zog, erließ er den reichen Niederländern jede Entschädigung für die aufgewandten 6 Millionen Taler Kriegskosten, aus jener Generösität heraus, die so leicht meint, sie koste nichts als einen Entschluß, und gab auch alle politischen Vorteile der gewonnenen Stellung aus der Hand. Im Haag befahl nun wieder England, das keinen Mann und keinen Penny aufgewendet hatte. Preußen rettete nicht einmal den Eindruck, den der sichere, stolze Anfang des Unternehmens gemacht hatte, und die 6 Millionen wurden der Anfang immer breiter klaffender Geldverlegenheiten, die den auf seine Unabhängigkeit so stolzen Staat Friedrichs des Großen bald zwingen sollten, wieder Subsidien zu nehmen.

Aber die preußische Regierung verpaßte auch die zweite der günstigen Gelegenheiten, die ihr viel reicher als dem großen Vorgänger des Königs erblühten. Josef II., von dem Haltwort des großen norddeutschen Gegners befreit, fand sich zu weitschweifenden Eroberungen mit Katharina II. zusammen, welche Rußland die Bosporusstellung des ehemaligen Byzanz, Österreich Vergrößerungen auf dem Balkan, in Bayern, Italien bringen sollten. Im Spätsommer 1787 begann ihr gemeinschaftlicher Krieg gegen die Türkei, der dem Kaiser Josef bald genug gehäuftes Mißgeschick brachte. Und dazu den mehr oder minder offenen Aufruhr, der eben jetzt in Ungarn, Böhmen, Belgien entbrannte. Zu allem nahmen obendrein die Dinge in Frankreich seit 1789 jene Wendung, die die auswärtige Politik Ludwigs XVI., vor allen Dingen sein Verhältnis zu seinem Schwager von Österreich lahm legte.

An allen übrigen Höfen herrschte Entrüstung über die plündernde Eroberungsucht Katharinas und Josefs; seit es politisch etwas mitbedeuten wollte, hatte das unter lauter Beengungen aufgestiegene Preußen sich niemals in so freier und überlegener europäischer Lage befunden, wie jetzt, und an mangelndem Selbstbewußtsein litt es wahrlich nicht. In dieser Stunde wäre die Fürstenbundsidee, die erlösende Beseitigung des Dualismus in Deutschland, die preußische Führung unwiderstehlich durchzusetzen gewesen; die im preußischen Staate angesammelten Kräfte konnten doch einmal keine nähere Aufgabe haben. Aber Hertzberg verfolgte seine sehr viel feiner ausgetiftelte Gleichgewichtspolitik. Als sein Ei des Kolumbus bezeichnete er einen höchst schwierigen allgemeinen Länderwechsel im Osten, der der Türkei den Frieden verschaffen, mit gelinderen türkischen Abtretungen am nördlichen Balkan für Rußland und Österreich beginnen, an Polen wieder Galizien, von Polen an Preußen Danzig und Thorn sowie die Gebiete von Posen und Kalisch bringen und vor allen Dingen sämtliche Mitbeteiligten beglücken und zufrieden stellen, sie im Gleichgewicht halten und dankbar um Preußen scharen sollte. Als jedoch der preußische Minister mit dem „höchst einfachen" Kolumbusei hervorzutreten begann, wollte weder Freund noch Gegner davon etwas wissen.

Dann starb am 20. Febr. 1790 Josef II., von dem verworrenen Zustand seiner auswärtigen Politik nicht minder niedergebeugt, wie von dem im Innern. Aber nun war der Fürstenbund schon so weit verflüchtigt, daß man aus seiner Mitte ohne weiteres wieder die Kurstimmen für Habsburg hergab. Auch Friedrich Wilhelm half mit seiner noblen Bedingungslosigkeit am 30. Sept. 1790 den sehr viel nüchterneren und klügeren Bruder Josefs II., Leopold II., zum Kaiser wählen, der, wie er selber gestand, die Kaiserkrone und die Zurückgewinnung der alten Reichsstellung Habsburgs als ein großmütiges Geschenk aus Preußens Hand empfing.

> Also kehrte noch einmal vor dem Schluß das Reich in seine alten Verhältnisse und, was nicht so bald wieder gut zu machen war, Preußen aus den schon besetzten Vormachtstellungen und größeren Absichten in die Nebenrolle an Österreichs Seite zurück, in eine Rolle, die zu älteren Zeiten ein gewisses historisch-moralisches Wohlverhalten darstellen mochte, aber niemals kosten- und verlustlos für Preußen gewesen und seit den Tagen eines Friedrich II. zu einem Selbstverzicht, einer Unterlassungsünde geworden war. Einer Sünde nicht nur an Preußen, auch an Deutschland überhaupt, das von Wien her, von dem zum Balkan hin wachsenden Österreich doch nichts anderes mehr zu erwarten hatte, als allenfalls seine gänzliche Preisgabe und Auflösung, was sich denn auch noch in diesen selben neunziger Jahren zu erfüllen begann.

Leopold II. war 1747 geboren und seinem Vater Franz I. in dessen Todesjahre 1765 in Toskana nachgefolgt; aus spanischer Ehe mit 16 Kindern gesegnet, hat wesentlich er das Haus Lotringen-Neuhabsburg wieder in florierenden erzherzoglichen Bestand gebracht. Geschmeidiger und weltkluger Praktiker, war er ganz das Gegenteil seines ideen- und prinzipienstarken, radikalen Bruders, dessen kirchliche Haltung übrigens er selber, der langjährige Nachbar des Kirchenstaats, vollkommen billigte und teilte. Er schloß die josefinischen Reformen ab, indem er deren Maßregeln abschwächte und im ganzen den Zustand unter Maria Theresia herstellte. Ihm kam es anstatt der weiter hinausliegenden Ziele auf die Herbeiführung des inneren Friedens und der Autorität in Ungarn und Belgien, auf nützliche Eintracht sowohl mit den historisch bestehenden Ständen, wie mit den lebendigen Zeitströmungen an. Es drängte ihn ebensowenig, sich gegen die letzteren für Ludwig XVI. einzusetzen, als er andererseits Lust trug, das Umsichgreifen Rußlands auf Kosten der Türkei weiter zu unterstützen. Das alles bedeutete: Zusammengehen trotz Kaunitz' Abneigung mit einem Preußen, welches die Aussicht bot, sich ins Schlepptau nehmen zu lassen, und bedeutete Frieden mit Preußens Schützling, der Türkei.

Auf dem Kongreß, der im Juni 1790 zu Reichenbach bei Glatz zusammentrat, hatte Hertzbergs dargelegter Plan, der die Summe der auswärtigen Gedanken Preußens darstellte, kläglichen Mißerfolg, was auf die Stellung des Ministers innerhalb der eigenen Regierung zurückwirkte, in der nun der rivalisierende, für Österreich gewonnene Bischoffwerder die Oberhand bekam. Hertzberg wurde ein Teil der auswärtigen Geschäfte abgenommen, und daraufhin erbat er 1791 seinen Abschied. Das ganze Abtretungs- und Tauschprojekt fiel hin, und Leopold ließ sich ziemlich leichten Herzens auf den status quo von 1787, also den Frieden von 1739 mit der Türkei zurückverweisen. Er konnte nun die Ruhe in Belgien herstellen, auf welches ihm seine Hoheitsrechte von den Mächten ausdrücklich anerkannt waren. Dem 1791 zu Sistowa formell abgeschlossenen österreichisch-türkischen Frieden folgte im Januar 1792 der russisch-türkische von Jassy, worin die Türkei das Land zwischen Bug und Dnjestr abtrat. Österreich und Preußen traten 1791 in das von Bischoffwerder verhandelte Bündnis, das zwischen zwei einander nach tieferer Sachlage und Gesinnung widerstrebenden Staaten doch kein frohes und ehrliches sein konnte.

Und jetzt wurden die beiden Mächte, im Grunde durchaus gegen ihren Wunsch, auch genötigt, bestimmtere Stellung nach Frankreich hin zu nehmen.

Die Deutschen und die französische Revolution.

Viel weniger, als man nachträglich erwarten möchte, haben die 1789 einberufene französische Nationalversammlung und ihre Beschlüsse, die Frankreich praktisch und die ganze Menschheit theoretisch auf neue, moderne Grundlagen zu stellen am Werke waren, die amtliche Welt der absolutistisch-monarchischen Staaten Deutschlands emporgejagt. So erleben wir ja auch heute, wie man die russischen Vorgänge (1905—06) wohl oberflächlich kritisiert, wie aber eine Sorgfalt der amtlichen Welt des übrigen Europa, die zu vermutenden allgemeinen Folgen und Rückwirkungen sich klar zu machen, eigentlich nirgends hervortritt. — Es fehlten um das Jahr 1791 eine noch vorhandene eigene Überzeugung und Zuversicht des altmonarchischen Staates. Der Glaube an das bisher allgemeingültige absolutistische System war bis in die Hofwelt hinein erschüttert, teils ganz einfach durch das schlechte Gewissen der Stelleninhaber, das stille Bewußtsein ihrer geistigen Unzulänglichkeit, teils durch die Stellungnahme feuriger und gebildeter Männer, die zu den Schülern der literarischen Vorrevolution, der staatsphilosophischen Kritik und Lehre der Montesquieu, Voltaire, Rousseau gehörten und zu denen sich bereits eine kleine Gruppe von aufgeklärten und idealistischen Fürsten gesellte.

Was nun aber das private Deutschtum anlangt, blieb so gut wie ausschließlich dessen an sich lebhafte Anteilnahme an den französischen Vorgängen von 1789 bis 1791 eine theoretische oder noch richtiger eine ästhetische.

Mit dem praktischen Staatsleben hatte der Untertan des Absolutismus keine Berührung. Bis ins 17. Jahrhundert hatten die politischen Juristen den Staat noch als eine respublica bezeichnet, seitdem war dies Wort in seinem allzugrellen Widerspruch gegen die Wirklichkeit in aller Stille durch das nichtssagende status, état, Staat ersetzt worden. Der Deutsche des 17.—18. Jahrhunderts wurde lediglich regiert. Die im ausgehenden Mittelalter, zur Konzilienzeit und im 16. Jahrhunderts so lebendige öffentliche Meinung war eingeschlafen und beseitigt, denn die noch vorhandenen Landstände etwa in Württemberg oder in Mecklenburg wird man als ihren Ausdruck nicht betrachten wollen. Und wo das einzelne Staatsdasein lebensvoll und ereignisreich genug war, um die Gedanken der Landeskinder auf sich aufmerksam zu machen, wie in Preußen oder im josefinischen Österreich, da strebte doch niemand, soweit er nicht etwa Beamter war, nach bürgerlich-politischer Mitbetätigung am

Staate. Womöglich noch weniger geschah dies in den Mittel- und Kleingebilden weltlicher oder geistlicher Obrigkeit, und auch in den Reichsstädten nur insofern, als etwa der Einzelne so oder so in den regierenden Vetternring hineinzukommen trachtete.

Die ungebärdigen Deutschen waren bis ins Innerste hinein unterwürfig geworden, Verhältnissen fast noch mehr als Personen. Wenn der Absolutismus und sein Apparat launisch oder hart und ungerecht gegen den Einzelnen sein können, so sind sie ein andermal wieder leutselig, gnädig und schenken ein bequemes, gutbesoldetes Ämtchen, eine Handvoll Dukaten; das Wohlwollen des Absolutismus gegenüber seinen Gehorsamen oder ihren Witwen und Kindern hat freiere Hand als der Verfassungs- und Budgetstaat. Und der Streber kann sich kaum eine bessere Staatsform wünschen. Bietet auch die demokratische Republik ihm gute Aussicht dar, so erfordert sie immerhin gewisse Qualitäten des Kopfes, während der allergnädigste Landesherr und seine Hochgestrengen so leicht schon mit den mangelnden Qualitäten des Rückgrats zufrieden sind. In seiner Untertaneneigenschaft war das damalige Geschlecht *nur* ergeben und geduldig, und zwar desto sicherer, je fühlbarer ihm diese Eigenschaft gemacht wurde. In Gellerts derbem Fabelgedicht von den Bauern und dem Amtmann spiegelt sich weit mehr als eine Dorfepisode. Und wenn irgendwo jemand hoffnungslos Unrecht trug, so hatte man milde Zähren für ihn. Entrüstung lag schon ferner, und noch viel viel ferner der Gedanke, daß Untertanen kontrollierend einwirken könnten. Noch die ersten aufgewachten Apostel neuer bürgerlicher Anschauungen, wie Schubart, wünschen sich doch keine konstitutionellen Fürsten, sondern nur gute Fürsten, „zu herrschen wert". Und diese gibt es jetzt in immerhin ansehnlicher Zahl, über sie, über solche stürmt kein weiteres Begehren der Deutschen hinweg.

Seine „*Freiheit*", von der der Deutsche nicht lassen will, ersah er auch unter dem Absolutismus. Sie bestand erstlich darin, daß den Einzelnen die Staatssorgen nichts angingen; eine ruhselige Befriedigung, die sich in zahlreichen Gesellschaftsliedern der Zeit bewußt ausspricht und sich zu dem mitleidig-überlegenen Wort verdichtet: „Dem Manne, der die Krone trägt, beneiden wir sie nicht." Diese Freiheit ist eine *praktische Philosophie der Zufriedenheit*, der *Unabhängigkeit durch Sichbegnügen*, die mit Lebensfreude aufs beste vereinbar ist.

Diese Menschen sind glücklich und heiter wie Hagedorns Johann der muntere Seifensieder, denn ihre Verhältnisse sind einfach, und ihre Freuden, die ihnen so viel bedeuten, sind immer wieder erreichbar: ein Täßchen Kaffee, ein Pfänderspiel, ein Tanz im Grünen und, wenn's hoch kommt, mit Laub umkränzt der liebe volle Becher. Und dann — der süße Leichtsinn der Liebe, den sie getreulich mit der Hofwelt teilen. Mit der sie freilich oft auch sehr konkret teilen müssen, was dem Einzelnen wert und geliebt gewesen; dann heißt es eben sich ducken, und schließlich ist für die Meisten bei solchen vornehmen Beziehungen doch wieder allerlei dabei, was ausgleicht und schmeichelt. Frankreich ist auch hierin ein gefährliches Beispiel geworden, wo jedermann den Ehemann klug findet, der durch gefällige Nachsicht sich im Amt oder Einkommen verbessert und nebenbei seinen häuslichen Frieden behält; eine Auffassung, die z. B. den noch so „aufgeklärten" Diderot zum gelegentlichen brieflichen Fürsprecher findet. „Kabale und Liebe", 1774 anstatt 1784 der deutschen Öffentlichkeit dargeboten, wäre unverstanden geblieben, vielleicht als treuherzig und moralisch ausgelacht worden.

Methodisch nach *Geld und Gut* zu jagen, liegt dem breiteren Bürgerstande ferner als vielleicht zu jeder anderen Zeit. In den Städten gibt es, trotz der gewerblichen und Handelsherrschaft Englands und der Niederlande, immer noch wohlhäbige Patrizier und auskömmliche Handwerker, im allgemeinen aber fällt der Begriff des reichen Herrn doch mit dem des vornehmen zusammen. Gesellschaftliche Vorbedingung ist eine gewisse Breite des Einkommens nicht. Unendlich bescheiden nach unseren und auch nach Begriffen des 16. Jahrhunderts sieht es in den Wohnungen der allermeisten gelahrten Herren und derer, die heute in unseren Literaturgeschichten stehen, aus, beim mittleren Beamten nicht anders und gar erst in der durchschnittlichen Bürgerfamilie. Und entsprechend ist die *Geselligkeit*. Die Klubhäuser, Kasinos, „Museums", „Sozietäten" gibt es noch nicht; in diesem oder jenem besseren Hause, weiß man, ist zu den und den Zeiten Besuch willkommen. Die Verhältnisse der Spinnstube, auf das Bürgertum übertragen. In Süddeutschland namentlich zeigt die Außenfront des Hauses noch immer die alten gemütlichen Malereien oder sonst allerlei liebevollen, immer individuellen, nicht schablonenhaften Schmuck. Der Ort der Geselligkeit im Hause, des Empfanges und der Unterhaltung ist „das" Wohnzimmer, wo ein entsprechender Tisch und Stühle sich befinden und den sonstigen Schmuck die Familienporträts bilden, vom Ölgemälde bis zum Schattenriß, der etwa um 1770 zu florieren beginnt und bis an die Lithographie, ja bis an die Photographie heranreicht. Daß Landwein, in Norddeutschland Punsch oder „dem Frauenzimmer" Kaffee angeboten werden, ist schon etwas Besonderes. Man kommt doch schließlich um des schöngeistigen oder sonstigen Plauderns willen, man liest auch wohl, beim flackernden Licht der Unschlittkerze, ein genialisches oder rührsames Buch

vor, das mit dem Frachtfuhrmann von der Leipziger Messe gekommen, und schmückt diese Art Geselligkeit sonst noch durch die gewisse einfache Zierlichkeit des Anzugs, worin man erscheint; Stiefel sind gesellschaftlich unpassend, die Schuhe sind es, die das Bewußtsein der gehobenen und gebildeten Menschlichkeit geben. Die kleinen Verhältnisse dieser neueren Phäaken, ihre ästhetisierenden Liebhaberfreuden und die Genügsamkeit ihrer Idyllen gewähren ihnen das Freiheitsgefühl, welches sie lobpreisen und besingen. Und wo ihnen die Welt um sie her dann noch zu schwer wird, träumen sie sich aus ihr hinweg; es ist die Zeit der Robinsonaden, der „indischen Hütte", der Paul und Virginie, und endlich stellt das ganze Schäfergetändel der Gesellschaft oder der Dichtung auch nur eine solche Flucht aus den Wirklichkeiten dar.

Sie waren nicht frei im Staate, aber ziemlich frei vom Staate. Viel weniger als heute nahm er die Freiwilligkeit, die öffentliche Pflicht, die physische waffenfähige Person des Einzelnen in Anspruch, er beließ ihm diese seine Einzelpersönlichkeit noch. Und deren Kultus, wohin das ganze höhere geistige Streben der Zeit abzielt. Es fand, wie mit Worten Fichtes bezeugt sein mag, „bei manchen Einseitigkeiten und Engherzigkeiten der besonderen Staaten dennoch in Deutschland, dieses als ein Ganzes genommen, die höchste Freiheit der Erforschung und der Mitteilung statt, die jemals ein Volk besessen." Die freie Bildung, der feinere Egoismus der gesteigerten Individualität, das ist es, worin sich die Gebildetsten ausleben. Die „freien Geister" existieren in einer Welt für sich; sobald sie aus ihr in die staatlichen Wirklichkeiten heraustreten, stoßen sie sich an Hergebrachtheiten, Standesumgrenzungen, überlebten Gesetzen, die für sie nicht mehr erträglich sind. Das ist es, was sie so staatsfremd erhält, was den Gebildeten ihre vaterländischen Aufwallungen, wie die über Friedrichs des Großen Siege, immer wieder in geistige und individuelle Betrachtung verflüchtigt. So gehen des freien Einzelnen Bildung und Umschau noch immer wieder in die Menschheit hinaus, wissen weder von einer staatlichen Form, noch von einer Nation, die an ihren Grenzen einen Tribut der Gesinnungspflicht erhebe. Individualismus und Weltbürgerei sind die Pole des begrifflichen Gedankeninhalts jener Zeit. Nicht nur in den Persönlichkeiten, sondern auch in ihren dichterisch erschaffenen Gestalten, wie in Goethes Wilhelm Meister, durch dessen Aufsuchen persönlicher Entwicklung bei idealer Freiheit und Losgelöstheit die Zeitereignisse (es sind die um und nach 1795) ganz ohne politisch empfundenes Kolorit lediglich als Störungen am Wege des Einzelmenschen hindurchhuschen. Erscheinungen, die der Absolutismus auch in den übrigen Nationen erzeugt, aber denen man sich doch nirgends so sicher und so hingebend, wie in Deutschland, überläßt.

Wie in dieser frei-bürgerlichen Gedankenwelt der Staat als solcher noch keine Stätte hat, so fehlt er ganz ähnlich innerhalb des deutschen Begriffs.

Um das Reich als solches kümmern sich nur noch die dazu berufenen Politiker und Staatsjuristen. Dagegen ist ein deutsches Volksbewußtsein erwacht. Ganz ähnlich wie zur Zeit der Kreuzzüge ist es zu einem Teil wieder hervorgegangen aus dem Gegensatz gegen die Ausländer, aus den Kriegen auf deutschem Boden seit Ludwig XIV. und aus der Schlacht von Roßbach, aus dem Überdruß an der Alamode-Fexerei und aus vielem Ärger über die gehätschelten ausländischen Glücksritter, Gecken und Bedienten aller Chargen. Zum anderen, vertiefenden Teile ist es hervorgegangen aus den historisch-philologischen Studien, die zunächst auf die poetische Literatur einwirken, im Sinne ethischer Begeisterung für das von den klassischen Schriftstellern gepriesene Germanentum. Aus dem höfischen ancien régime heraus werden, wie den Franzosen die Spartaner und Römer, den Deutschen die Cherusker und ihr „Hermann", wie man damals immer sagt, zum Vorbild edlerer Männlichkeit und Tugend; aus des Tacitus Worten von den deutschen Frauen erwacht ein Ahnen, ein Wollen und Programm einer anderen und neuen, heiligen und hohen Weiblichkeit. In Klopstocks, Matthias Claudius', Stolbergs allbekannt gebliebenen Liedern aus den siebziger Jahren beginnt solche erzieherische Wirksamkeit des historisch-poetisch wiedererweckten Altgermanentums deutlich hervorzutreten. Und das bleibt. Der Stolz auf einzelne große Deutsche,

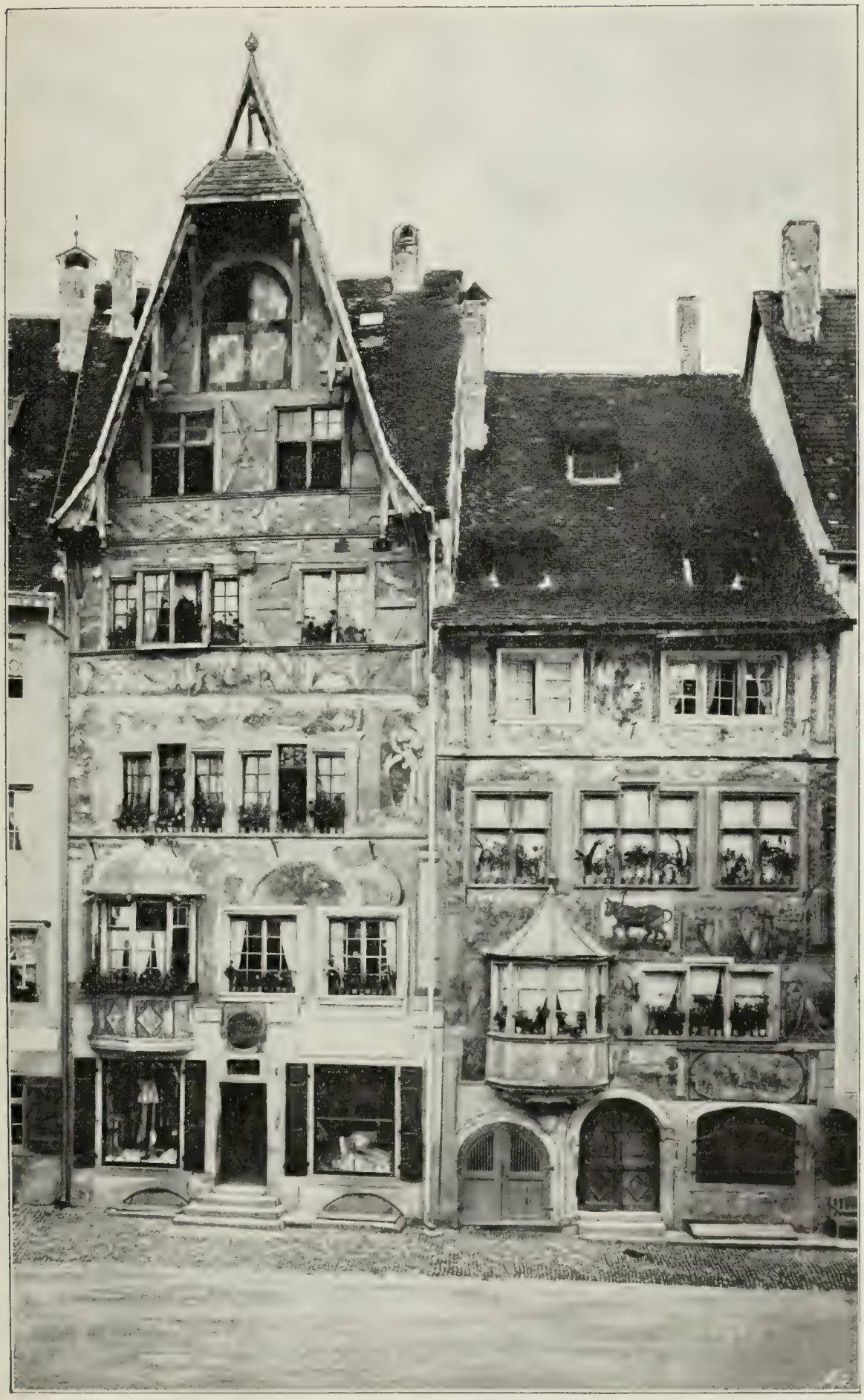


Abb. 206. Die Häuser „Zur Vorderen Krone“ und „Zum Roten Ochsen“ in Stein am Rhein. Als Typen von Bürgerhäusern bis ins 18. Jahrhundert. (Vgl. Text S. 335.)

auf Friedrich, auf die jüngere Generation der geistigen und literarischen Führer, auf den Weltsiegeszug deutscher Dichtung in deutscher Sprache gesellt sich hinzu. Deutsches Nationalbewußtsein ist um 1780 als Rückwirkung geistiger Kulturbedeutung wieder bedeutsam vorhanden; zu praktischen volklichen oder staatlichen Bestrebungen fehlt ihm immer noch jede Beziehung.

Auf diese Sachlage treffen dann Einwirkungen von schon deutlich politischer Natur. Ich will weniger auf Kant hinweisen, dessen „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784) im Gegensatz zu dem, was der Titel heute oberflächlich vermuten lassen würde, den Staat als Form und Gesetzlichkeit alles geschichtlichen Inhalts und aller Entwickelung aufstellen, und der andererseits, von anderen Gedankenausgängen her, als die Engländer und Franzosen, das große neue Evangelium lehrte, daß in jeglichem einzelnen Menschen die Würde des ganzen Menschengeschlechtes zu achten sei. Unmittelbarer und sinnfälliger doch wirkte auch in Deutschland die Formulierung der Menschenrechte in der Unabhängigkeitserklärung der Nordamerikaner, die berechnet war, die Franzosen zu gewinnen. Von Schiller wollen wir noch für sich sprechen, durch ihn ward ein gänzlich neuer Männerstolz vor Fürstenthronen dem Bürgertum verkündet und namentlich mit zündender Wirkung in die Seelen des jungen Geschlechts gepflanzt.

Dann rissen die von Lafayette, dem Mitkämpfer in Amerika, nun auch in der französischen Nationalversammlung beantragten „Menschenrechte", die Abschaffung der feudalen Vorrechte und des kirchlichen Gutes in der berühmten Versailler Nachtsitzung vom 4. auf den 5. August 1789, die Losung Tous les Français sont égaux die gebildeten Geister Deutschlands mit einhelliger, jubelnder Bewunderung hin. Und insofern mit eigenem inneren Anlaß, als in Deutschland den neuen Ideen am meisten der verschiedene Rechtsstand der einzelnen Klassen ins Gesicht schlug. Gegen Staat und Regierung richtete sich das, wie dargelegt, nicht, nicht einmal besonders scharf gegen die privilegierten Stände: es wirkte nur stark als Doktrin, Prinzip, Idee. Sonst holte in vielen Dingen das neue konstitutionelle Frankreich auf hastige und radikale Weise nur nach, was dort von Generationen versäumt worden war, während in den lebensvolleren weltlichen Staaten Deutschlands Reihenfolgen von wohlwollend-aufgeklärten absolutistischen Regierungen längst an denselben Fortschritten gearbeitet hatten. Aber dies ward kaum beachtet; man sah große, entschlossene Taten, man sah sie vor allem im Auslande geschehen, wodurch die deutsche Kritik von selber ausgeschieden, die Bewunderung vervielfacht wurde. Und da man von den, wie gesagt, zunächst lediglich hinnehmenden Höfen noch keine Stellungnahme zu den Beschlüssen und Reden in Frankreich erlah, manche Fürsten sogar das Entzücken ihrer Untertanen über jene teilten, da man in Preußen speziell der auswärtigpolitischen Lähmung Frankreichs froh war, so hielt die öffentliche, laute humanitäre Begeisterung an, bis sie von den Bluttaten und der systematischen terreur seit 1792 in allgemeinen Abscheu und wiederum zuweit gehende Enttäuschung und Resignation verwandelt wurde.

Alles das blieb, wie gesagt, theoretisch. Bloß in den seit je von französischen Bewegungen leicht erfaßten Rheinlanden, in diesen vielgestaltigen, großenteils geistlichen Gebieten mit ihren reformlos veralteten Zuständen und Ungerechtigkeiten, die den neidischen Blick auf die „neugallische" Freiheit begreiflich und begründet machten, gab es vereinzelte Putsche. Sonst sah Deutschland die Vorgänge in Frankreich auch in den Begeisterungsjahren praktisch durchaus abwartend an. Man verglich sie wohl an Wichtigkeit mit der lutherischen Reformation; man sagte aber schließlich: wie Deutschland um der Reformation willen anderthalb wirre und schwere Jahrhunderte durchgemacht habe, so möge nunmehr Frankreich, indem es das Experiment der politischen Reformation wage, die Hoheit dieser Aufgabe mit einem blutigen Jahrhundert bezahlen. Nirgends, soweit man von einflußlosen Schreihälsen absieht, faßte man in Deutschland den neugewonnenen politischen Freiheitsbegriff antimonarchisch auf. Fichte (1762 bis 1814), der kraftvolle, kühne Schüler Kants, der in diesen Jahren privatisierte und 1794 nach Jena berufen wurde, um alsbald von dem unmittelbarsten Einfluß auf die Anschauungen der deutschen Jugend zu werden, formulierte so: „Würdigkeit zur Freiheit kann nur von unten herauf kommen, die Befreiung kann ohne Unordnung nur von oben herunter kommen." Das Wesentlichste ist, mit den neunziger Jahren war das alte Lieblingswort der Deutschen von ihrer Freiheit wieder ein öffentliches

geworden, hatte Deutschland die bürgerliche Aufmerksamkeit für die staatlich-politischen Gebiete wiedergefunden. Deutschlands Reisebeschreiber, wie Georg Forster, werden Politiker, seine Tagesliteratur und Presse verwandeln sich, seit 1793 plant der angesehenste deutsche Buchhändler, Cotta in Tübingen, seine Allgemeine Zeitung, die bestimmt sein soll, der neuerstandenen öffentlichen Meinung als das erste deutsche Blatt von großem Stil und wirklicher politischen Bedeutung zu dienen.

Hier ist nun aber noch an ausgesonderter Stelle, zu Teilen nur als Ergänzung, von

Friedrich Schiller

zu reden. Auf die Frage, was die Weiterentwicklung unseres Volkes ganz persönlich dieser großen und edlen Erscheinung verdankt, ist vor allem zu antworten: Erziehung zur Männlichkeit. Darin ist alles enthalten. Nicht der Umfang und die Tiefe seiner Lehre, seiner Kraft, seines Genies. Aber Anfang und Schluß von dem, was er dem geschichtlichen Neuwerden seines, unseres Volkes gegeben hat. Von Manneswürde, die er dem Bürgertume erst entdeckte, ging er aus, und aus ihr, wegen ihr, beschloß er den Anstieg seiner Persönlichkeit, seiner politischen Prophetie in der Deutung auf ein Vaterland. Der geschichtliche Gang des deutschen 19. Jahrhunderts in allen seinen Stufen, von der Revolution der Geister bis zur glückhaften Erlangung eines einigen und großen Vaterlandes freier, staatsbürgerlicher Deutscher, und die hohe Ethik, die hinter diesen historischen Vollziehungen verbleibt, liegt in dieses einen Mannes Entwicklung und wachsender Lehre vorgezeichnet. Nicht die staunenswerte Entfaltung der erkundenden Wissenschaften, der materiell erzeugenden Kräfte im 19. Jahrhundert hat in Schillers Geistesbahnen voraus gelegen, wohl aber das öffentliche Denken und Vollbringen dieses Zeitraumes und die Ideenkraft, der Idealismus, wie man gemeinhin sagt, der durch seine glückhafte und unentbehrliche Vereinigung mit der praktischen Vernunft erkundender, realer Politik uns endlich stark und geeint und zukunftsbewußt gemacht hat. Durch die tiefe geschichtliche Logik, worin sein Genius den Werdegang der Nation in sich vorausnahm und ihn deutend predigte, ist die öffentliche Summe jenes Jahrhunderts mit dem Lebensinhalt des großen idealistischen Dichters wesenseins, bedeutet sie dessen Erfüllung, die Herübernahme der seherischen Gewalt dieses ringenden und von Stufe zu Stufe höher schreitenden Mannes auf den Willen und den Sieg der Nation.

Von der Manneswürde kam er her. Seine Zeit wußte, wie wir sahen, kaum noch von ihr. Sie hatte höchstens Standesehre bevorzugter Kreise, aber keine durch sich selber verpflichtende Mannesgesinnung. Wenn sich ein einzelner, von außen her Gebildeter zu ihr erheben wollte, so griff er zu den Schriften der antiken Griechen und Römer und sah zu seinen kleinen Fenstern hinaus vom Lesepult in eine Welt, die bei den derart Gebildeten von sich abgelehnt wurde, als ginge sie jene überhaupt nichts an. Kultur und Lebensformen, die man besaß, hatte Frankreich gegeben. Aber was Frankreich öffentlich Verwertbares zu geben hatte, die literarische Vermittlung zu den Staatstheorien und Wohlfahrtsbegriffen der politisch von ihrer Geschichte erzogenen Engländer hinüber, erreichte die Deutschen zunächst noch nicht. Sie erreichte den königlichen Denker von Rheinsberg und Sanssouci, der sich als den ersten Diener eines Gemeinwesens begriff, aber ihn allein, und darum noch keinen Untertanen, weil der Untertan als solcher vom Staate, seinem Inhalt und seiner Arbeit, gehorsam und freiwillig abgewandt verblieb. Das änderte Schiller. Nicht der erste unter den Deutschen, der ein solches Untertanentum des bloßen Objektseins als Unerträglichkeit empfand, aber der erste, der die starke Heroldskraft fand, diese Unerträglichkeit, wenn nicht Allen, so denen, die mit ihm Blut in den Adern und unter den Idyllen ausgeruhte Kraft in den Herzen hatten, zu wecken. Persönliches Erleben in der kleinstaatlichen Willkür hatte dieses starken und leidenschaftlichen Jünglings Seele emporgerissen in Zornmut, der seiner selbst bewußt wurde und seine Sprache fand; „in tyrannos“ schleuderte er sein erstes überschäumendes Drama der trotzenden Kühnheit. Dann griff sein Geist um sich, wandte er den Heroismus eines

freieren Denkens, dessen er bewußt geworden war, von der beschränkten und nichtsbeweisenden Umwelt der „Räuber" auf die Allgemeinheit der Verhältnisse, mit deren Kritik er sich als klar und reif gewordener Schüler der antiken Geschichte, der westlichen Staatsphilosophien durchdrang. So erhob er seinen genuesischen Fiesko, unhistorisch genug, zum Träger einer antikisierenden republikanischen Idee, zeichnete in „Kabale und Liebe" das desto echtere und beweisende Bild verächtlich leerer Kleinstaaterei mit ihren Höfen und Schranzen und der durchschnittlichen Feigheit ihres Bürgertums, und rang sich vom „Männerstolz vor Königsthronen" (aus dem Hymnus an die Freude) weiter zu der geklärten und inhaltsvollen Gestalt des Posa im Don Karlos. Mit ihm wendet er sich von der Kritik zur Botschaft; die Rolle einer Lady Milford, die Gelegenheitsanwandlung einer Favoritin, in der die Engländerin sich regt, erhebt sich zu dem in Einheitlichkeit geschlossenen Charakter eines ganzen und idealistischen Mannes. Der Posaruf von der Gedankenfreiheit Recht und: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben!", das sind die Parolen, in deren Zeichen, hingerissen von seinem Dichter, Deutschland stand, als von Westen die Revolution heraufzog und die ehernen Posaunentöne eines auf Erden sich vollziehenden Weltgerichts mit den Schillerschen Prophetien von Freiheit und Mannestum im verwandelten staatlichen Leben überwältigend zusammenklangen.

Aber Freiheit ist wenig und nur wieder neue Willkür, wenn sie je in einem Sichselbergenügen verharren will. Freiheit und Persönlichkeit bedeuten allen ihren Gewinn und Adel erst durch den Hinzutritt derjenigen ethischen Kraft, welche die schaffenden Werte aus ihnen erweckt. Noch glaubte im Posa des Don Karlos diese mit der Freiheit sich verbindende Energie ihre Betätigung und ihr Ziel erkennen zu können in allgemein gedachter Völkerbeglückung, ganz ähnlich, wie im Liede an die Freude ein ätherseliger, aber ätherdünner Odem pantheistischer Menschenliebe seinen Millionen umschlingenden Jubel hinausströmt. Die Weltbürgerei erhebt in jenen Posaideen, diesen Dithyramben des Menschenbrüderjubels ihre höchste je gefundene Melodie. Aber nur noch, damit sie zum Schwanengesange austönt, zum geistigen und Gefühlsabschied des 18. Jahrhunderts wird. Von da ab nimmt sich auch dieser letzte, schon nach außen, auf der Menschheit hohes Ganzes gewandte Gefühlsausbruch der zeitgenössischen Empfindsamkeit in die Zucht des Gedankens. Während auf der einen Seite das revolutionäre Frankreich in der Begeisterung seiner Schüler verblaßt, das die Völker beglückt, indem es sie vergewaltigt, und an sich selber alle sichtbaren Greuel der aus der allzu vagen Freiheit neugeborenen Tyrannei erlebt, gewinnt über den deutschen Schiller eine neue ideenleitende Macht der große Königsberger Denker, der die wogende Schwärmerei auslöscht und an ihre Stelle die straffere Bewußtheit der sittlichen Tat, die in einem „kategorischen Imperativ" erkannte Verantwortlichkeit setzt. Im geistigen Bunde mit Kant schreitet der Dichter von den Gefühlsweiten der unbegrenzten Hingabe zur sittlich geordneten Realität, gelangt er zur Erkenntnis und dem von inneren Mächten befohlenen Zweck als der unentbehrlichen Grundlage der dauerbeständigen Tat. Und in unabhängiger Parallele mit ihm — mit Kant, der den Begriff des Staatsbürgertums läutert durch eine niemals so tief erkannte und erzwungene Auffassung von Idee und Pflicht — parallel mit Kant entdeckt auch Schiller, unter der eindrucksvollen Mitwirkung der Zeitereignisse, als die Form, in der die individuelle Freiheit sich einzusetzen hat, um schaffend, auswirkend, positiv zu sein, als die Form, durch welche einzig hindurch der Einzelne dem Menschheitsganzen geben kann: die Gemeinsamkeit der natürlich dem Einzelnen Verbundenen, den Menschenbund durch einen Vaterlandsbegriff. Nicht den Einzelstaat entdeckt er, der zufällig und gleichgültig innerhalb des Vaterlandes seine Grenzmauern aufgerichtet hat, sondern ewiger, freier, natürlicher, menschenwürdiger die Allgemeinsamkeit der ins gleiche Ideenziel und in die gleiche Ehre oder Schmach des Geschicks Geborenen, die Nation. „Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft," um alle diese Kraft des Ethos aus der Berührung mit der mütterlichen Erde zu verjüngen, vermehren, umzusetzen in des Mannes durch sicheres Ziel unüberwindliche Tat; „nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

Es braucht in einer Deutschen Geschichte nicht mehr dargelegt zu werden, weshalb Schiller kein Unrecht und keinen Irrtum begangen, sondern nur das Richtige getroffen hat, seine hohe Weisung auf ein Vaterland in die dramatisch-historischen Stoffe des französischen Heldenmädchens, der Jungfrau von Orleans, und des schweizerischen Wilhelm Tell zu kleiden. Und weshalb wiederum es die Wirkung auf die Deutschen nicht minderte, daß sie das Höchste damaligen und künftigen Zeitgedankens gekündigt sahen an der Geschichte des westlichen Nachbarlandes und der alamannischen Eidgenossen, welche frei sich machten und ein Vaterland gewannen, indem sie es vom römisch-deutschen Reiche rissen. Nicht um Geschichte, auch nicht um Heimatsinn allein mehr handelte es sich, sondern um das losgelöst Größere und Mächtigere, die zeitlos-menschliche, seelische Fähigkeit und Sieghaftigkeit der aus Freiheit empfundenen und von Freiheitskraft verwirklichten Vaterlandsidee. Drum hat der Wilhelm Tell nicht bloß das Volks-

buch der erinnernden Schweizer werden können, sondern das Evangelium des verlangenden deutschen Jahrhunderts: die Zusammenfassung des Bewußtseins von Recht und Pflicht, die es gibt, ein Vaterland zu wissen, die leuchtende Erhebung zum Staatsbürgerbegriff, der Anteil hat am Staate der Nation, der die Persönlichkeit in den Rang des freien Mannes setzt, aber ihr auch, bis zum freudigen Wehrtode, die Verantwortlichkeit für dieses Vaterlandes Glück und Freiheit auferlegt. Und weiter noch ward der Tell die nachdenklich-schöne Lehre jenes Wirklichkeitsinnes, der weiß und fühlt, was er im Herkommen besitzt, aber nicht romantisch-lässig nur in ihm zurückbleibt, sondern der sich auch dieses Gut wiederum durch Verstehen erst ganz erwirbt; der erkennt, daß man zum Bewahren des Wertvollen, überhaupt zu allem gutsinnig Gewollten nur hingelangt, indem man sich mit den lebendigen Kräften zusammenschließt und deren Wegewendung, deren Ziel zum Besten mitbestimmt.

Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menschheit sich erhalten. —
Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Das ist der Inhalt des Tell und seine geschichtlich aufbauende Wirkung. Kein Inneres und Geistiges hat wie er, in der bald von uns zu schildernden Zeit der Knechtschaft, da alles verloren schien, die Schillerschen Eid- und Todgenossen, die schwarze Schar des Braunschweiger Herzogs, dann die Jünglinge von 1813, die Körner und Friesen, die Freiwilligen Lützows, die Männer der Landwehr in den heiligen Krieg der Freiheit gerissen. Der Tell mit seiner tieflogischen Zusammengründung von Freiheit und Vaterland, das nur der Freie lieben kann, weil es nur dem Freien gehört, hat als wehendes Geistesbanner in die Kämpfe gegen die bureaukratischen Landvögte der trübseligen Wiederkehr nach dem heiligen Kriege geführt. Die Mahnung des Attinghausen in der ergreifenden Szene seines prophetischen Sterbens: „Seid einig, einig, einig!“ hat bis zu der endlichen Erfüllung durch den großen Staatsmann, der den Willen der Volksseele überlegen zu verstehen und zur Gemeinsamkeit zu gewinnen wußte, wie die Worte ihres eigenen guten Geistes über der Nation getönt.

Immanuel Kant

Abb. 207. Immanuel Kant.

Der erste Koalitionskrieg und die Verwicklungen im Osten.

Während so die französische Revolution auf die längst vorgekeimte Entwicklung eines öffentlichen deutschen Denkens einen weniger geistig erst weckenden, mehr bestätigenden und beschleunigenden, andererseits aber schon wieder korrigierenden und warnenden Einfluß gewann, hatte sie inzwischen auch die technische Diplomatie der deutschen Großstaaten und des Reiches gezwungen, sich mit ihr zu beschäftigen.

Durch die Beschlüsse der berühmten Nachtsitzung der Nationalversammlung vom 4./5. August 1789 waren sowohl die geistlichen Reichsstände im Westen ihres auf französischem Gebiet belegenen Kirchenguts beraubt worden, wie zahlreiche weltliche Reichsstände ihrer entsprechenden grundherrlichen Rechte. Gleichzeitig hatte die jähe Auslöschung der historischen Einteilung Frankreichs nach Provinzen, ihr Ersatz durch die große Einheitsmaschinerie der 83 Departements, 574 Distrikte, 4760 Kantone und 44000 Munizipalitäten manche reichsständische Enklave in Frankreich einfach in die rasche Neuordnung einbezogen. Nennenswerter geschädigt

waren Württemberg, Pfalz-Zweibrücken, Baden und Nassau. Als sie bei Kaiser und Reichstag klagten und diese sich diplomatisch an Frankreich wandten, war man in der Nationalversammlung noch von billigen Absichten beherrscht und ließ sich auf Erörterungen über eine gerechte Regelung ein. Indessen traten dann bald Störungen ein, am meisten durch die Emigranten.

Unter den vielen Tausenden französischer Adligen, die sich seit 1789, an der Spitze der Graf von Artois, Ludwigs XVI. jüngster Bruder, nach Belgien, Holland, der Schweiz, Rußland und anderen Ländern, namentlich aber nach Deutschland gewandt hatten, ist es wieder einmal eine Minderheit, die dem Ganzen den Stempel aufgedrückt und das ruhige, würdige Verhalten der Meisten vergessen gemacht hat. Zu allen Unarten, durch die der Haß in Frankreich aufgekommen war, brachte dieser Teil, der das Wort Emigranten anrüchig gemacht hat, nach Deutschland noch den Hochmut der geborenen Franzosen und den wie selbstverständlichen Anspruch mit, auf Kosten ihrer Wirte sich's wohl sein zu lassen. Im kurtrierischen Koblenz, wo Artois residierte und sich bald auch der dritte (oder vielmehr zweite) Bruder, der Graf von Provence, einfand, wurde ein vollkommener Emigrantenhof und eine Regierung eingerichtet, die sich den Anschein gab, Frankreich zu vertreten, und mit den Mächten über bewaffnete Intervention verhandelte. Das hatte nur die Folge, die Lage Ludwigs XVI. immer hoffnungsloser zu verschlechtern, so daß auch er an Emigration dachte, im Juni 1791, aber in Varennes angehalten, als Gefangener der Nation in die Tuilerien zurückgebracht und das Königtum bis zur Inkraftsetzung der neuen konstitutionellen Verfassung aufgehoben wurde. Im September 1791 leistete Ludwig den Eid auf die Verfassung und die neuen Gesetze und wurde als König hergestellt.

Kaiser Leopold hatte die leidenschaftlichen Briefe seiner Schwester Marie Antoinette kühl genug aufgenommen und sich nach Möglichkeit auch den Hof und die Diplomatie von Koblenz vom Halse gehalten. Am 25. Juli 1791 wurde das erwähnte, durch Bischoffwerder in Wien abgeschlossene Defensivbündnis mit Preußen fertig, dem im August die Zusammenkunft beider Monarchen auf dem sächsischen Lustschlosse Pillnitz folgte, wo auch Artois anwesend war. Die Pillnitzer Erklärung vom 27. August, obwohl sie aufstellte, daß die Sache Ludwigs XVI. eine gemeinsame Angelegenheit aller europäischen Souveräne sei und der König durch sie instand gesetzt werden müsse, die Grundlage monarchischer Regierung mit völliger Freiheit zu befestigen, war tatsächlich viel eher eine Absage an die Emigranten, da man nur im Falle allgemeinen europäischen Zusammenwirkens vorgehen wollte — woran absehbar wegen England gar nicht zu denken war. Und die Wiederherstellung Ludwigs XVI. im September befriedigte den kühlen und klugen Leopold vollkommen; eher wäre Friedrich Wilhelm kurz vorher noch bereit gewesen, für das Prinzip der unantastbaren Monarchie zu kämpfen. Die Angelegenheit einer „Entschädigung" der westlichen Reichsstände, also nicht der Wiederherstellung ihres Besitzes, wurde mit zaghafter Höflichkeit betrieben, dem Koblenzer Hof die Aufstellung eines Emigrantenheeres durch den Mund des Trierer Kurfürsten untersagt.

Der Feldzug von 1792 und die zweite polnische Teilung.

Die Girondepartei der französischen Nationalversammlung wollte das Königtum beseitigen, welches das ihm gebliebene Vetorecht zu Gunsten der Emigranten nutzbar zu machen suchte. Und damit im Zusammenhang wollte sie den auswärtigen Krieg; die patriotische Begeisterung eines solchen, die Entfaltung der freiheitlichen Propaganda dem Auslande gegenüber, der grundsätzliche Krieg gegen die Monarchie der alten Form mußten dem republikanischen Gedanken den Sieg in Frankreich bringen. Die gefährliche Pillnitzer Erklärung ward von dem wilden Feuer der girondistischen Redner in Bedrohungen umgedeutet, die sie gar nicht enthielt. Die Nationalversammlung stellte dem Kaiser das Ultimatum, auf das europäische Zusammenwirken zur Unterstützung Ludwigs XVI. formell zu verzichten, und erklärte,

Abb. 208. Zusammenkunft Kaiser Franz' II. mit Karl Theodor, Kurfürst von Bayern und der Pfalz (die vordere Figur) zu Nymphenburg im Jahre 1792. Gemälde von Joh. Bapt. Höchle.

da Leopold diese Schmach ruhig und ohne Herausforderung ablehnte, dem Kaiser am 20. April 1792 den Krieg. Als den Krieg des republikanischen Prinzips gegen den Despotismus, wie in Frankreich verkündet wurde. Preußen war durch sein am 7. Februar 1792 noch näher umschriebenes Bündnis an Österreich gebunden. Die Kriegserklärung traf schon nicht mehr Leopold II., der am 1. März gestorben war, sondern seinen Erben und Sohn Franz II., den am 5. Juli die Kurfürsten auch zum Kaiser wählten. Seine allgemeine Charakteristik wird besser auf die Zeit, da er die Richtungen Europas wesentlicher bestimmt hat, denn als römischer Kaiser, also auf die nach 1813, zu verschieben sein.

Preußen hatte 1791 den Anfall der Markgrafschaften Ansbach-Bayreuth erlangt. Der letzte kinderlose Markgraf Karl Alexander, den seine Mätresse Lady Craven regierte, ließ sich durch ein Jahrgeld abfinden und zog mit ihr gen England, wo er 1806 gestorben ist. Die beiden Markgrafschaften blieben in gesonderter Verwaltung unter dem letzten markgräflichen, jetzt königlichen Minister Karl August von Hardenberg (1750—1822), einem Hannoveraner aus der Göttinger Gegend, den Preußen in die ansbachische Stellung empfohlen hatte. In des Ministers Umgebung befand sich, als bisheriger Hardenbergscher Archivar, der aus dem Öttingischen gebürtige Karl Heinrich Lang, der als ansbachischer und später bayrischer Beamter in manchen größeren Ereignissen mit tätig gewesen ist und uns in seinen „Memoiren" (Braunschweig 1842) eine der lebendigsten, persönlichsten und amüsantesten Schilderungen von Menschen, Zeit und Zeitkultur hinterlassen hat, die es überhaupt gibt.

Die Lage Preußens wurde zu einem Teil durch die polnischen Verhältnisse bestimmt. In zwölfter Stunde ging das seit 1772 aufgeschreckte Polenvolk an eine Sanierung seines Staates. Der von alters her bestechliche Senat wurde abgeschafft, das Finanzwesen gebessert, 1791 eine neue Verfassung beschlossen, die das

berüchtigte Liberum veto — das seit 1652 durchgesetzte Recht jedes Reichstagsmitgliedes, durch sein „nie pozwalam", ich gestatte nicht, Beschlüsse ungültig zu machen, das fast alle letzten Reichstage gelähmt hatte — abschaffte und die Krone erblich machte, die nach Stanislaus Poniatowski auf das Haus Kursachsen übergehen sollte. In einer seiner raschen ritterlichen Wallungen hieß Friedrich Wilhelm II. die neue hoffnungsvolle Verfassung gut, obwohl sie gerade für ihn unannehmbar war wegen der feindlichen sächsischen Umklammerung, in die er dadurch geriet. Rußland dagegen parierte den gegen seine Gelüste gerichteten Schlag durch neue Umtriebe und Verständigung mit einer einheimischen Gegenpartei, die seinen Schutz anrief; im Sommer 1792, als Preußen und Österreich gegen Frankreich mobil machen mußten, rückten die Russen in Polen ein, mit der unverhohlenen Meinung, das ganze Land zu nehmen. So trat auch die wahre Absicht zutage, aus der Katharina II., die freigeistige absolutistische Freundin Diderots, zuletzt so unablässig bei den deutschen Monarchien gegen die Revolution gehetzt hatte.

Daß Preußen das gierige Zarenreich zum Landesherrn bis an die Neumark heran, Pommern-Preußen zum schmalen Zipfel zwischen Meer und Rußland werden ließ, war politisch und militärisch unmöglich. Nur rasches, zielbewußtes Handeln konnte helfen, schnelle Erledigung des französischen Krieges, um zur unbehinderten Abrechnung über Polen zu gelangen, oder allenfalls der umgekehrte Weg. Indessen der französische Krieg wurde so lahm wie möglich geführt, Österreich ließ sich gemächlich Zeit und wollte die Verwicklung in erster Linie benutzen, um für sich Bayern und die Abtretung von Ansbach-Bayreuth herauszuschlagen. Der preußische Oberbefehlshaber, der verdiente Herzog von Braunschweig, ließ sich zu seinem unbesonnenen, ganz im Sinne der Emigranten gehaltenen Koblenzer Manifest vom 25. Juli 1792 herbei, das bestimmt war, durch seine Drohungen das französische Königtum und die alten Zustände zu schützen, aber den Revolutionären nur den Stoff hergab, desto wilder gegen das Königtum zu hetzen und den Kampf gegen die Monarchie zum fanatischen Volksaufruhr zu entfachen. Der Unschlüssigkeit der durch die russische und österreichische Begehrlichkeit tief verstimmten, sich im Rücken bedroht fühlenden Berliner Politik entsprach die Kriegführung. In Absage an die auf schnelle entscheidende Stöße bedachte Strategie Friedrichs des Großen wollte der Herzog — was zu einem Teil durch den überliefert erheblichen Bruchteil Werbemannschaften im preußischen Heere, durch die Schonungsbedürftigkeit und schwere Ersetzbarkeit dieses mühsam gedrillten Materials gerechtfertigt war — seine Kräfte zögernd und behutsam sparen; so übte er die Kunst der militärischen Bedächtigkeit und Manövriertechnik gegen junge unerfahrene Parteigenerale, die mit ihren wenig disziplinierten Heeren durchaus kein verständnisvolles Objekt für diese Art von Kriegssystematik waren. Wohl waren die Preußen — bei denen sich im Gefolge seines Herzogs auch Goethe befand — in ihrem langsamen Zurückdrängen des Gegners siegreich, nahmen Longwy und Verdun. Aber wenn den König Ludwig XVI. ein rascher Vorstoß auf Paris, wozu Friedrich Wilhelm drängte, hätte retten können, so hatte die Hauptstadt Zeit behalten zu dem Tuilerienſturm vom 10. August 1792, der den fliehenden König mit seiner Familie in die Hand der Nationalversammlung brachte, die ihn suspendierte und im Temple gefangen setzte. Und am Tage der Einnahme von Verdun, am 2. September, begannen die von der terroristischen Pariser Minderheit veranstalteten sechstägigen Septembermorde, die, ihre Nachahmungen in der Provinz ungerechnet, in Paris allein gegen 1500 Menschen umbrachten und nach Robespierres Wort bestimmt waren, zwischen das neue Frankreich und die Emigranten einen unüberschreitbaren Strom von Blut zu legen. In ihrem Zeichen

erfolgten die Wahlen zum neuen Nationalkonvent, die nun, wie beabsichtigt, durchaus im Sinne der republikanischen Schreckenspartei ausfielen.

Im Felde behielten die beiden französischen Befehlshaber Dumouriez und Kellermann Zeit, sich zu vereinigen und dadurch stärker als die preußische Invasionsarmee zu sein. Am 20. September stand man sich bei Valmy am Ausgang des Argonner Waldes gegenüber. Abermals schob der Herzog die Entscheidungslust des Königs durch feinere Umgehungspläne beiseite. So kam es lediglich zu einer nicht unwirksamen preußischen Kanonade auf die französischen Stellungen, aber zu keinem Ergebnis. Außer zu dem: daß das ungeübte Revolutionsheer der Armee Friedrichs des Großen standgehalten hatte. Dumouriez bot Verhandlungen, worauf man einging; unterdessen trafen französische Verstärkungen ein, nach etlichen Tagen war die Lage vollkommen verschoben, dazu kamen die Nachrichten von der Gefangenhaltung und dem Prozeß Ludwigs XVI., was weitere Verhandlungen unmöglich machte. So wurde der verlustreiche preußische Rückzug durch die Champagne angetreten, den Franzosen, der Revolution das Gefühl des Siegers gelassen. Und damit die Begeisterung, die die Massen nicht bloß in Frankreich mitreißende propagandistische Zuversicht. An den Preußen seitlich vorbei machte im Oktober der General Custine mit 18000 Mann seinen kecken, erfolgreichen Vorstoß auf das kurfürstliche Mainz, wo der von den „Klubbisten" geführte Teil der Bevölkerung, des unter dem Kurfürsten Fr. v. Erthal auf eine höchlichst luxuriös-sultanische Weise vertretenen „Pfaffenregiments" überdrüssig, den Freiheitsmännern zujubelte. Am 6. November geschah das nennenswerte Hauptereignis des Feldzuges auf der Seite der Österreicher, nämlich daß diese in Belgien von Dumouriez bei Jemappes geschlagen wurden und das Land den Franzosen preisgeben mußten. Sowohl in Belgien wie am Rhein hatte der Gedanke der Ausbreitung der Revolution, der Befreiung der Völker seine tatsächliche Unterlage erhalten, die alten Monarchien waren schimpflich zurückgedrängt und zurückgewichen, Ludwig XVI. blieb verloren, und am 21. Januar 1793 fiel unter der Guillotine sein Haupt.

Zwei Tage später wurden die großen Monarchien sich über Polen einig.

Katharina hatte mit bewaffnetem Eingreifen die neue Verfassung über den Haufen geworfen, hatte geschickt die polnischen Patrioten in die Arme der Franzosen gedrängt, um deren Hilfe sie warben, und sie dadurch für die monarchischen Staaten unmöglich gemacht. So erscheint das aufregende Ereignis jener französischen Revolution, das zum Anfang einer in den Tiefen veränderten Periode der Weltgeschichte wird, zu seiner eigenen Zeit überall nur erst als ein nutzbarer Hebel für die viel kleineren Fragen und Wünsche der hergebrachten Kabinettspolitik. Mit seiner geistigen Bedeutung wie mit seinem Schrecken geht es hoch über die Häupter der „zum Regieren Berufenen", der Staatsmänner jener Tage hinweg. —

Unter dem General Thaddäus Kosciuszko (spr. Koschziuschko, 1746—1817), der einst unter Washington für die Befreiung der Nordamerikaner gefochten, wehrte sich das kleine polnische Heer tapfer gegen die russische Übermacht, der jedoch Poniatowski selber die Hand reichte. Um sein Interesse zu retten, stellte Preußen an seiner Ostgrenze größere Truppenmassen auf und bewog dadurch Katharina zu widerstrebender Rücksichtnahme.

Nach dem Vertrage vom 23. Januar besetzten die Preußen Danzig und 1793.
Thorn, wohinzu sie nach der im April des Näheren vereinbarten (II.) Teilung großpolnische Gebiete erhalten sollten: die unentbehrlichen Bezirke von Posen und Gnesen, wodurch Schlesien und Westpreußen verbunden, die tiefe Lücke in der Ostgrenze der Monarchie geschlossen, viele deutsche Ansiedler dem Deutschtum wiedergegeben wurden, und darüber östlich hinaus freilich auch die Gebiete bis an die Pilica und Bzura, Nebenflüsse der Weichsel: Erwerbungen, die eben nur in der um Volkstum und Nationalität unbekümmerten kahlen absolutistischen Machtpolitik ihre Begründung fanden und in dem Bestreben, gegenüber dem gewaltigen russischen

Zuwachs zwischen Düna und Dnjestr wenigstens einen gewissen, viel bescheideneren Ausgleich zu behaupten. Der polnische Reichstag zu Grodno hieß am 17. Juli 1793 gegenüber Rußland, abermals unter widerwärtiger Mitwirkung von russischer Bestechung und Parteigängerei, das Geschehene gut, da er dieses zu tun einberufen war, und billigte am 25. September auch die Abtretung an Preußen. Die Aufteilung des polnischen Restes konnte nur eine Frage der Zeit sein. Die neuen preußischen Gebietsteile erhielten den Namen Südpreußen.

Der Baseler Friede und die dritte polnische Teilung.

Es war die Gefahr gewesen, daß Rußland und Österreich, die sich einander genähert hatten, Preußen noch im letzten Augenblick um seine vertragsmäßige Beute brachten. Unter solchen Umständen, stets zur Wachsamkeit gegen Rußland, aber auch gegen das verbündete Österreich genötigt, mußte Preußen den Koalitionskrieg im Jahre 1793 gegen Frankreich fortsetzen. Der im Mai ernannte neue österreichische Minister Freiherr von Thugut (1738—1818) — Kaunitz hatte 1792 sein Amt niedergelegt und starb 1794 — zeigte lediglich vermehrte Neigung, Preußen zu isolieren und einer Tripelallianz Österreichs mit Rußland und England das gebietende Wort in Europa zu geben. Unter solchen Umständen ward durch den Beitritt des Reiches, Englands, Hollands, Spaniens, Sardiniens und Neapels (wo seit 1735 eine selbständige Bourbonenlinie regierte), zur Koalition gegen Frankreich wenig für eine ehrliche und einheitliche Kriegführung gewonnen, obwohl die Kämpfe der Revolutionsparteien widereinander und der monarchistische Aufstand der wackeren Vendéebevölkerung die Lage günstig genug gestalteten. Zwar waren die Preußen siegreich, stellten in den Rheingegenden die Ruhe her und eroberten am 12. Juli 1793 Mainz zurück, dessen Träume, mit den Gegenden von Landau bis Bingen zur Tochterrepublik Frankreichs zu werden, damit vorläufig vernichtet wurden.

Der beste Mann der Mainzer war der schon genannte Georg Forster (1754—1794) gewesen, ein geborener protestantischer Westpreuße, der nach großen Weltreisen mit Cook 1788 Bibliothekar des Kurfürsten v. Erthal geworden war, ein weitüberschauender Kosmopolit, wie es im damaligen Kleinstaatereideutschland die unbefriedigten feineren Köpfe so natürlich waren. Er hat das Verdienst, sowohl den Sinn für landschaftliche Schönheit aus der allgemeinen Naturschwärmerei heraus verfeinert, wie die Deutschen mit der Sakuntala und anderen Perlen der morgenländischen Literatur bekannt gemacht, überhaupt den asiatischen Studien in Deutschland die Bahn gebrochen zu haben, die nachmals so eifrig von den Romantikern betreten wurde. Die Eroberung von Mainz trieb ihn nach Paris, und die dortigen Ereignisse verleideten ihm die einst begeistert begrüßte Revolution; so ist er, enttäuscht und verbittert, in Vorbereitungen gestorben, sich in die resignierte Ruhe Indiens zurückzuziehen. Seine Frau Therese, eine Tochter des bedeutenden Göttinger Philologen Heyne, heiratete einen der tüchtigeren Männer in der Reihenfolge der Redakteure der Cotta'schen Allgemeinen Zeitung, Forsters und ihren Freund L. F. Huber; sie hat sich, bald von neuem verwitwet und Ernährerin von zehn Kindern, als Schriftstellerin und Herausgeberin für den Cotta'schen Verlag redlich bis zu ihrem 1829 erfolgten Tode durchgebracht. Neuerdings ist die Aufmerksamkeit wieder allgemeiner auf Therese Forster oder Huber gelenkt worden. Lebhaft, liebenswürdig, geistvoll, interessereich, lauter, wahrhaftig und mutig, stellt sie sich als eine der früheften und allerbesten unter jenen Frauen dar, welche, durch die Ehe der hergebrachten Form unausgefüllt, über diese in die Freiheit des Weibes hinausdrängen und bezeichnenderweise nur um so mehr, je feiner sie sich darin von dem eigenen Manne verstanden sehen. Man könnte aber auch gerade sie als ein Paradigma aufstellen, welche unüberwindlichen Bedingungen wiederum die Natur selber solchen Frauen auferlegt, sobald sie dann nicht gänzlich sich in die Unnahbarkeit der Pallas Athene zurückzuziehen vermögen.

Dumouriez war am 18. März 1793 von den Österreichern bei Neerwinden geschlagen worden, wodurch den Franzosen Belgien wieder verloren ging, während er selber, von den Jakobinern angeklagt, ausschied. Abermals unterblieb ein Vormarsch

Abb. 209. Das Rathaus von Posen.
Renaissance-Umbau, 1550—1555, des älteren gotischen Gebäudes durch Giov. Batt. di Quadro aus Lugano.

gegen Paris, weil England den Krieg so zu dirigieren suchte, daß er ihm Dünkirchen bringe. Indessen die Franzosen entsetzten durch ihren Sieg bei Hondschooten im September Dünkirchen, und wenn die Preußen auch am 14. Sept. bei Pirmasens über den General Moreau, am 28.—30. November über die doppelt so starke Armee des Generals Hoche bei Kaiserslautern siegten, so lähmten einerseits das Verhalten der Österreicher, andererseits preußische Finanznot jede entschlossene Aktion. Preußen konnte nur nach einem neuen Subsidienvertrage mit den Seemächten, vom April 1794, weiterkämpfen; es schlug nun, unter Feldmarschall v. Möllendorf, am 23. Mai 1794, die Franzosen abermals bei Kaiserslautern zurück, aber es hatte keine Bestimmung über das Ziel der Kriegsführung mehr. Pichegru besiegte im Mai die englisch-hannöverschen Truppen bei Tourcoing, Jourdan die Österreicher am 26. Juni bei Fleurus, Belgien ward von Wien aufgegeben, da man das Land nur noch als Tauschobjekt betrachtete. Im Winter aber drangen die Franzosen über die gefrorenen Ströme in die generalstaatlichen Niederlande ein, von ihrer dortigen Partei, den Patrioten, lebhaft bewillkommt, und machten den Generalstaaten und der Erbstatthalterwürde ein Ende durch die Begründung der batawischen Republik, womit sich Frankreich die erste Tochterrepublik gab.

Nur noch Preußen war, unter Hohenlohe zum dritten Male bei Kaiserslautern, am 18.—20. Sept. 1794, siegreich gewesen. Aber England zahlte nicht mehr, da es in seinen niederländischen Plänen zurückgeworfen und kriegsmüde war. Dazu war seit dem März 1794 Polen gegen Rußland im Aufstande, Preußen rückte auch seinerseits ein, schlug Kosciuszko am 6. Juni bei Szczekociny und eroberte Krakau. Österreich und Rußland vereinigten sich zu einem Geheimvertrage vom 3. Jan. 1795, der die gemeinsame Aufteilung Polens sowie der Länder an der unteren Donau und am Balkan enthielt und Österreich außerdem Venedig und Bayern bringen sollte. Wenn der Text dieses Vertrages auch erst 1852 bekannt geworden ist, so wußte man in Berlin doch das Wesentliche von der in ihrer gesamten und weiteren Tendenz ausgesprochen gegen Preußen gerichteten Verständigung; man sah weder Möglichkeit noch Zweck, gegen Frankreich weiter zu kämpfen. Angeknüpfte Verhandlungen wurden von Frankreich, wo man die besondere Aufmerksamkeit und gewisse Sympathie für den Staat Friedrichs des Großen nie verloren hatte, bereitwillig aufgenommen, und nach Konferenzen zu Basel wurde daselbst am 5. April
1795. 1795 der Sonderfriede abgeschlossen. Frankreich räumte besetzte rechtsrheinische Besitzungen und verpflichtete sich, den Krieg von Norddeutschland fernzuhalten, jenseits einer Demarkationslinie, die vom Rhein aus durch Mitteldeutschland gezogen wurde. In Geheimartikeln wurde festgesetzt, daß Preußen unter Umständen Hannover sequestrieren und, wenn Frankreich im allgemeinen Frieden das linke Rheinufer behaupten würde, für seinen Verlust Entschädigungen erhalten solle. Das bedeutete, wenn auch unausgesprochen, aufs neue den seit Jahrzehnten lebendigen Gedanken der Säkularisation geistlicher Reichsstände.

Dem Baseler Frieden ist es beschieden, einer der meistumstrittenen und meistgescholtenen der deutschen Geschichte zu sein. Weniger weil er ein so ausnahmsweise kläglicher wäre, als weil sich nun einmal die Diskussion der Publizisten und Historiker früh an ihm festgesogen hat. Übrigens ist seit Ranke nicht mehr verkannt worden, daß Norddeutschland diesem Frieden doch schließlich die ungestörte Entfaltung dessen verdankt, was das Jahrzehnt 1795—1805 in unserer Literatur und damit auch wieder für die nationale Erhebung des deutschen Sinnes im 19. Jahrhundert bedeutet. — Keineswegs entsprang der Friede militärisch gedemütigten Stimmungen; dann hätte es wahrscheinlich eines Jena nicht bedurft. Im Gegenteil, man hatte gesiegt; aus diesen Feldzügen und den sie begleitenden leichtzufriedenen Stimmungen heraus ward die erwähnte preußische Königshymne dauernd volkstümlich, wurde der 1789 begonnene Bau des stolzen Brandenburger Tores 1793 mit

der Siegesgöttin gekrönt. Der Friede war nicht nur Notwendigkeit, sondern auch Verlockung für eine Politik, die ohne Größe war, es den vorhandenen geistigen Kräften nach sein mußte und die sich erfolgreich wähnte, wenn sie im Osten weit mehr an Neuem einbringen konnte, als sie im Westen aufgab. Wenn man auf die Führung Deutschlands damit wieder verzichtete, obwohl Preußen gerade soeben den Fuß in das fränkische Süddeutschland gesetzt hatte, so erschien man sich doch wieder in der Glorie des norddeutschen Führers und Friedenshortes.

Jetzt konnte Preußen freilich nicht mehr in Polen ohne weiteres abgewiesen werden. Bei der dritten Teilung vom 24. Oktober 1795, die im Januar 1796 durchgeführt wurde, erhielt es als künftiges „Neuostpreußen" Podlachien und Masovien mit der Hauptstadt Warschau, das Gebiet bis an den Bug und mittleren Niemen, während Österreich Kleinpolen mit Krakau und Lublin und Rußland wieder den großen Löwenanteil, hauptsächlich das westliche Litauen nahm. Ein Teilchen der alten Woiwodschaft Krakau kam noch als Neuschlesien an Preußen. Dieses hatte erreicht, daß es nicht beiseite geschoben blieb. Es hatte sowohl eine militärisch günstige Ostgrenze, wie durch den Hauptbesitz der Weichsel vortreffliche Handelsbedingungen erhalten, und es ist denkwürdig genug, wie nun außer Kaufleuten und Glücksjägern die deutschen Beamten in diese weiten Ostlande unter das reine Polentum hinauszogen, um auch hierher die preußische Ordnung und Verwaltungssystematik zu tragen. Bei alledem ist es als ein Glück für den preußischen Staat zu bezeichnen, daß von diesen polnischen Beutestücken, womit er gerade noch am Ausgang der um die Nationalitäten unbekümmerten Zeit der Kabinettspolitik sich überladen hatte, die 1795 gewonnenen Gebiete gänzlich und auch von denen von 1793 der entbehrlichere Teil später wieder an Rußland haben aufgegeben werden müssen.

Abb. 210. Erzherzog Karl. Stich von Sturm.

Ausgang des ersten Koalitionskrieges.

Österreich setzte den Kampf gegen Frankreich fort, der nur noch zum Ringen um die Herrschaft in Oberitalien wurde, wohin jenes längst ausschaute. Die norddeutschen Reichsstände hatten sich dem Baseler Frieden angeschlossen, die süddeutschen waren mit Österreich, so daß der deutsche Dualismus in seiner deutlichsten Form hervortrat. In Süddeutschland stellte sich den von Moreau und Jourdan geführten Heeren Frankreichs der neuernannte Reichsfeldmarschall Erzherzog Karl (1771 bis

1847) entgegen, der dritte Sohn Leopolds II., der rasch seinen Ruhm als einer der besten Feldherren der neueren Zeit begründete. In einer ganzen Reihe von Siegen warf er die Franzosen aus Süddeutschland und über den Rhein zurück und zwang durch seine Belagerung mitten im Winter die Festung Kehl zur Kapitulation am 10. Januar 1797. Aber diese Erfolge wurden aufgehoben durch die gleichzeitigen des Generals Bonaparte in Italien.

Dieser populärste Feind Deutschlands und größte neuere Umgestalter an seinen Zuständen bis auf Bismarck war am 7. Januar 1768 (falls er um momentaner Zwecke willen seinen Geburtstag mit seinem Bruder Josef vertauscht hat) oder, wie später offiziell galt, am 15. August 1769 zu Ajaccio geboren worden und hatte sich in der französischen Armee zuerst 1793—94 bei der Belagerung und Einnahme von Toulon ausgezeichnet, das sich in Widersetzlichkeit gegen die revolutionäre Regierung den Engländern als Flottenstützpunkt geöffnet hatte. 1795 kartätschte er, von dem damals allmächtigen Barras protegiert, als Befehlshaber der zum Schutze des Konvents zusammengezogenen Truppen den Straßenaufstand vom „13. Vendemaire" nieder und begründete weiter die Zukunft seines Ehrgeizes durch die Barras erwünschte Vermählung mit Josefine, der verblühenden Witwe des Vicomte von Beauharnais, die im März 1796 erfolgte und ihm den Oberbefehl in Italien verschaffte.

In einer Reihe von Siegen, welche die des Erzherzogs überstrahlten, trennte Bonaparte die Sardinier und Österreicher und zwang erstere zum Sonderfrieden, unter Abtretung des alten Stammlandes der Dynastie, Savoyens, und Nizzas. Dann erstürmte er am 10. Mai die von den Österreichern verschanzte Addabrücke bei Lodi, zog am 14. in Mailand ein, belagerte Mantua und nahm es nach den Siegen von Castiglione (5. August), Bassano (8. September), von Arcole (15.—17. November) und Rivoli (14.—16. Januar 1797) über die Entsatzheere am 2. Februar ein. Daß Erzherzog Karl nun nach Italien gesandt wurde, verhinderte Bonaparte nicht mehr, durch Friaul bis nach Steiermark, unbekümmert um seine Rückzugslinien, vorzudringen, wodurch er in seinem Hauptquartier zu Leoben einen Präliminarfrieden erzwang, dem am 17. Oktober der Friede von Campo Formio (in
1797 Friaul) folgte. Eines der Verhandlungsobjekte hatte er dadurch gewonnen, daß er, unter Benutzung demokratischer Strömungen und Propaganda gegen die oligarchische Adelsregierung, im Mai 1797 die altersschwache Signorie von Venedig über den Haufen warf und die noch niemals eroberte Stadt bis zum Frieden mit Österreich besetzte.

Ferner hatte er im Vorbeigehen nach dem Falle von Mantua den Kirchenstaat angegriffen und Papst Pius VI., dem er Neutralitätsverletzung zur Last legte, im Frieden von Tolentino zum Verzicht auf Avignon und die zugehörigen Besitzungen in Frankreich, die die Republik bereits einverleibt hatte, sowie zur Abtretung der alten „Rekuperationen", Bolognas, der Romagna und Anconas, gezwungen. Auch den Herzog von Modena hatte er wegen Neutralitätsverletzung abgesetzt und aus dem Herzogtum und einem Teil der Rekuperationen im Herbst 1796 die „cispadanische Republik", die zweite Tochterrepublik Frankreichs, gebildet. Ihr folgten im Juni 1797 eine ligurische Republik aus dem Material des alten Seestaates Genua an der Riviera und im Juli 1797 eine cisalpinische mit der Hauptstadt Mailand nach, die nun die cispadanische in sich verschluckte. Überall waren die Verfassungen die getreuen Kopien der dermaligen Frankreichs mit dem Direktorium an der Spitze.

Zu Leoben hatte Österreich Belgien, den alten burgundischen Reichskreis, sowie das Land zwischen Oglio und Tessin aufgegeben und sich mit der Rheingrenze Frankreichs einverstanden erklärt. Dafür erhielt es im Frieden von Campo Formio unter leichter Abänderung der Leobener Abmachungen das langersehnte Venedig und dessen Landbesitz sowohl auf der terra ferma von Italien wie in Istrien und Dalmatien. In dem Geheimartikel wegen der Rheingrenze wurde von der Abtretung an Frankreich der preußische Besitz am linken Rhein (Kleve, Mörs, Geldern) ausgenommen. Indessen nur, um Preußen nicht teilnehmen zu lassen an

den im großen Maßstabe in Aussicht genommenen Entschädigungen durch die Säkularisation, wobei Österreich weiter bedacht werden sollte. Für den Herzog von Modena wurde Entschädigung im Breisgau ausgemacht.

So war der Gedanke der Säkularisation, der das seiner „Aufklärung" stolze Jahrhundert oft beschäftigt hatte, durch diesen raschen Kriegsmann der geschichtslosen, lediglich mit dem Altgalliertum und Altrömertum sich drapierenden Republik an die Schwelle der Verwirklichung geführt worden, und gerade Österreich, der alte Hort und reichspolitische Ausnutzer des geistlichen Fürstentums, wollte jetzt auch die beste Beute von ihm haben. Es hatte zwar bei der heimlichen Abtretung des linken Rheinufers die „Integrität des deutschen Reiches" gewahrt. Sie begann damit, daß die Franzosen sich häuslich in diesen buntscheckigen linksrheinischen Gebieten einrichteten, schon vor dem Kongreß, der die große Abtretung im Einzelnen regeln sollte. Das Gefühl, daß es zu Ende gehe mit dem Reich, war älter als die neunziger Jahre, hatte ja schon bei der Entstehung des letzten Fürstenbundes zugrunde gelegen, und eben deswegen trug man höchstens noch etwas geheuchelte und vorgegebene Scheu, wenn man dazu tat, ihm das Ableben zu beschleunigen. Was Preußen anlangt, so war es durch die polnischen Erwerbungen beträchtlich aus dem historischen römischen Reiche herausgewachsen und stand in Gefahr aufzuhören, der deutsche Großstaat, verglichen mit Österreich, innerhalb der Gesamtnation zu sein. Man hatte sich zuletzt gänzlich in die Demarkationslinie eingelebt und damit einen Schnitt nicht nur durchs Reich hindurch, sondern auch ins Reich hinein gemacht.

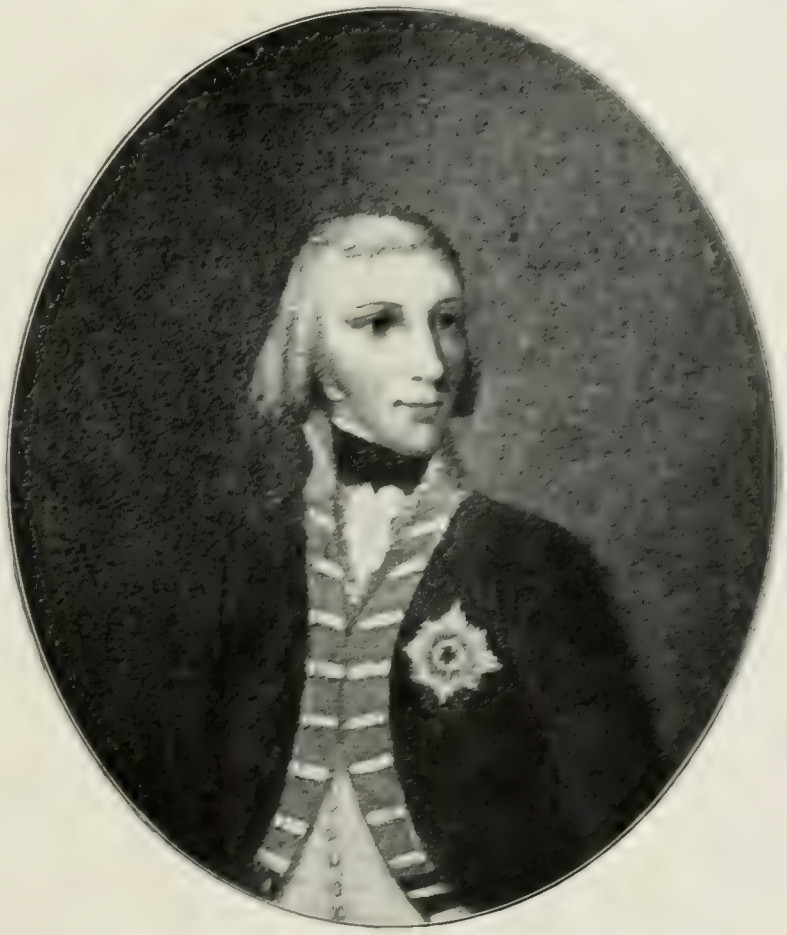


Abb. 211. Friedrich Wilhelm III. Stich von J. F. Dieller.

Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III.

Um die Zeit von Campo Formio kam der König von Preußen an sein Ende. Seit dem September kränkelte Friedrich Wilhelm II., am 16. November 1797 starb er, und sein Sohn Friedrich Wilhelm III. folgte ihm nach. Ein schöner, schlanker, tugendhafter und reiner, rechtlicher, frommer, pünktlicher und fast allzusehr, nämlich bis zur Schüchternheit bescheidener Mensch, insofern auch unselbständig, schwunglos und unentschlossen, so daß er schon seelisch sich darauf gewiesen sah, alles Neue als störend mit künstlich barscher Einsilbigkeit abzuweisen und im Hergebrachten zu ver-

harren. Denn vor allem wollte er sich nicht führen, nicht tragen lassen, wollte selber der unbedingte König sein. Er ist es gewesen und geblieben, auch wo er später durch die Unbarmherzigkeit des Schicksals die Notwendigkeit von Reformen einsehen lernen mußte. So hat doch auch dieser minder bedeutende Fürst den monarchischen Charakter des Staates zu jener straffen, fast starren Unverbrüchlichkeit weitergebildet, die Preußen im 19. Jahrhundert zu eigen bleibt und worauf nicht zuletzt die deutsche Geschichte dieses Jahrhunderts beruht.

Friedrich Wilhelm III. wurde, als sein Vater selber noch Kronprinz war, am 3. August 1770 geboren. Zwischen Vater und Sohn hat nie eine nähere, innigere Beziehung bestanden. Dagegen prägte es sich unauslöschlich in das Gedächtnis des heranwachsenden Knaben, wie der scheu bewunderte alte, einsame König Friedrich, der Großoheim mit den seltsamen, fast furchterweckenden, mächtigen Augen, ihn gelegentlich im Park von Sanssouci hatte neben sich gehen heißen und mit ernsten, eindringlichen Worten über die Größe des Berufs gesprochen hatte, dereinst ein König von Preußen zu sein. Die eigentliche Erziehung des Prinzen lag Männern ob, die es innerhalb der Eindrücke von Lockerung und Lässigkeit auf allen Seiten vermocht haben, Einfachheit, Pflichtstrenge, Offenheit, Wahrhaftigkeit und ein starkes, durch den Gegensatz geschärftes Gefühl für Sittlichkeit und Ehrbarkeit in seine junge Seele zu pflanzen und ihn zu einem wahrhaft guten und edlen Menschen zu machen. Indessen einen König zu erziehen, den absolut regierenden Herrscher desjenigen Staates, der von allen damaligen Staaten an die Persönlichkeit seines Lenkers die höchsten Ansprüche stellte, einen Fürsten mit weitem und höher ausschauendem Blick heranzubilden, waren sie minder befähigt und tüchtig gewesen. Eine Individualität des Zöglings zu entdecken und dieser, anleitend und lenkend, Spielraum zu gewähren, hatte diese Erziehung von Anfang an nicht beabsichtigt, und so hatte sie Friedrich Wilhelm zu den Vorzügen, die sie ihm gab, auch die Kehrseite nicht gespart. Aus einem heiteren Knaben, an den später nur hier und da noch die Anwandlungen scherzhafter Ausgelassenheit im engsten Familienkreise erinnerten, war er befangen unter jeder etwas größeren Personenzahl geworden und blieb es zeitlebens; so erschien denn wohl als Unliebenswürdigkeit und gelegentliche Schroffheit, was nur Verlegenheit und Eckigkeit war. Jedes Selbstgefühl, jede frische Dreistigkeit hatte man ihm auszuschulmeistern gestrebt; er stand allezeit vor dem Kühnen und Außerordentlichen mit dem verlegenen und abweisenden Gefühl eines persönlichen Fesseltragens; er zauderte, wo keckere, unverkürzte Naturen im Schwung der Überzeugung und der Begeisterung sich selbst und andere hingerissen hätten; er hatte es schon sehr ungern, sich überhaupt entscheiden, entschließen zu müssen.

Bemerkenswert charakterisiert ihn Mirabeau, der feinste staatsmännische Kopf Frankreichs. Er hatte kurz vor Friedrichs des Großen Tode bei diesem in Sanssouci geweilt und konnte also nur erst den Knaben schildern, wenn er aufzeichnet: „Dieser zukünftige König hat einen schönen Charakter, wenn auch keine gefälligen Formen, er ist ein unhöflicher Prinz, aber er ist wahr. Bei allem forscht er nach dem Warum und ergibt sich nur auf ein überzeugendes Weil."

Geist und richtiges Denken waren Friedrich Wilhelm durchaus gegeben, er besaß eine ruhige Logik gegenüber den Tatsachen, erwog gründlich und klar, und wenn er sich entschied, geschah es mit der Sicherheit und Beruhigung des besten Wollens und guten Gewissens. Was geschehen sollte, mußte die strenge Prüfung seiner bedächtigen Überlegung uneingeschränkt und ohne zurückbleibende Bedenken bestanden haben, sonst mochte es eher unterbleiben. So hat Friedrich Wilhelm III. später als König in seiner langen Regierung manches Erwartete oder Erhoffte unterlassen, aber nichts Unwürdiges, nichts durchaus Unrichtiges getan. Innerhalb seiner Gewöhnung bleibend, alle Dinge auf einen engeren, sicher überblickten Gesichtskreis zu projizieren, hat er seinen Staat mit Rechtschaffenheit und Nüchternheit regiert. Er hat ihn nicht bewahren können vor schwersten Niederlagen und einer Verstümmelung, die fast Vernichtung war, aber er hat ihn aus dem tiefen Sturz doch auch wieder zu Freiheit, altem Umfang und selbständiger Entfaltung emporgeführt; und in den großen Momenten des bedeutungschweren Handelns entschied er sich jedesmal für das durch logische Notwendigkeit Geforderte noch zur rechten Zeit.

Durch den Feldzug in Frankreich hat der Kronprinz seine Gemahlin gefunden. Bei ihrer Großmutter, der verwitweten Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, geborenen Pfalzgräfin von Zweibrücken, der „großen Landgräfin", wie Zeitgenossen und Nachwelt die kluge, gemütvolle und durch ihre Beziehungen, ihr allgemeines hohes Ansehen bedeutsame

Frau genannt haben, lebten die beiden Töchter des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, der als nichtregierender Fürst in fremdem (hannöverschem) Militärdienst von seinen vielen Kindern die beiden jüngsten Mädchen der großmütterlichen Obhut anvertraut hatte: Luise und Friederike. Auf einer Reise mit den Prinzessinnen durch Frankfurt kommend, sah sich die Landgräfin um so mehr veranlaßt, den dort sein Hauptquartier haltenden König zu besuchen, als dieser der Gemahl einer ihrer Nichten, Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, war. Aus der Visite wurde ein zweitägiger Aufenthalt, der König war überaus liebenswürdig gegen die Landgräfin, entzückt von den mecklenburgischen Prinzessinnen, und in des Kronprinzen stillem, nachhaltigem Gemüt und unberührtem Herzen hatte die kurze Begegnung entschieden.

Abb. 212. Kronprinzessin Luise und ihre Schwester Prinzessin Friederike: Marmorgruppe von Gottfr. Schadow.

Luise, am 10. März 1776 geboren, war damals siebzehn Jahre alt. Sie konnte erscheinen als die vollkommene Vertreterin jenes herzerfreuenden Typus weiblicher Schönheit, durch dessen dichtere Saat die Natur die norddeutschen Ostseelande hat bevorzugen wollen; und aus dem Gesicht mit dem lieblichen — nicht so klassischen, wie man, u. a. Rauch, es im Empiregeschmack stilisiert hat — Profil gemahnten die Augen mit ihrem tiefen Blau an die Kornblumen der mecklenburgischen Heimat. Auch auf sie hatte der preußische Königssohn den vorteilhaftesten Eindruck hinterlassen, so wurde der Besuch in Frankfurt gern wiederholt und am 24. April 1793 zu Darmstadt die Verlobung verkündet. Am Heiligabend, 24. Dezember 1793, wurde zu Potsdam die Vermählung vollzogen.

Friedrich Wilhelms III. vom Vater ererbte Menschenfreundlichkeit, die sich ihm mit strengerer Pflicht verband, aber sich auch leicht wieder ängstlich zuknöpfte, ließ ihn als König mit redlicher Reformabsicht beginnen. Dann beschränkten sich die Änderungen doch bald auf die Herstellung der alten preußischen Sparsamkeit am Hofe, auf eine Personalrevision, die namentlich Bischoffwerder und Wöllner entfernte, und auf die Aufhebung sowohl des verhaßten und verlogenen Religionsedikts wie des

unpopulären Tabakmonopols. Darüber hinaus kam es nicht, namentlich geschah im Heere nichts Durchgreifendes.

Das Heer war nicht frei geblieben von der Gefahr, auf die Lorbeeren des Siebenjährigen Krieges stolz zu pochen und unterdessen in dem Kleintreiben des damaligen Friedensdienstes zu verflachen. Die leichte militärische Exekutionsarbeit 1787 in den Niederlanden hatte jene kritiklose Zuversicht nur erhöht, der flaue Krieg gegen Frankreich ihr wenigstens nicht in heilsamem Maße Eintrag getan. Dazu war versäumt worden, die Armee entsprechend der Erweiterung des Staates und seiner politischen und militärischen Aufgaben zu verstärken; während die Stärke und Leistungsfähigkeit der Heere sowohl bei den östlichen Monarchien, wie in Frankreich in stetem Wachsen begriffen waren, sang man in Preußen auch auf diesem Gebiete, wo sie eher denn anderweitig zur schweren Gefahr werden kann, das Lob der Sparsamkeit — die bald genug grausam genötigt werden sollte, das unweise Versäumte mit mehr denn Zins und Zinseszinsen herauszuzahlen.

In der auswärtigen Politik galt der Lobpreis den Segnungen des Friedens; nur angegriffen wollte der wohlmeinende König das Schwert ziehen und seinen Staat verteidigen. Und so hat er, obwohl den Widerwillen seines Vaters gegen die königsmordende Republik in tiefster Seele teilend, doch alle aktiven Gedanken von sich geschoben, um die Anderen allein sich schlagen zu lassen und auf solche Weise endlich sich selber den tiefsten Sturz zu bereiten.

Der Untergang des heiligen römischen Reiches.

Nicht die Zerstörung des heiligen römischen Reiches war das wichtige Ziel der französischen Republik und des jungen Generals, der mehr und mehr der Träger ihrer aggressiven Gedanken wurde, sondern in erster Linie hat Bonaparte zeitlebens gegen England gekämpft, um die Versäumnisse Ludwigs XIV. wettzumachen; nur gegen England hatte und brauchte sich das neue, zukunftstolze und weltumgestaltungsfrohe Frankreich zur ersten und gebietenden Macht emporzukämpfen. Die Festlandsmächte sind in diesem gewaltigen Entscheidungskampfe, der sich schon vor Toulon ankündigt und bei Waterloo, auf St. Helena seinen Abschluß findet, doch nur die Beifiguren auf dem Schachbrett; das dürfen auch wir Deutschen nicht übersehen, so sehr unsere ganze neuere Geschichte durch Jena und Leipzig aus- und inwendig bestimmt wird und mit den napoleonischen Kriegen die neue Ära eines erwachten politischen Bewußtseins, der öffentlichen vaterländischen Meinung beginnt.

Im Jahre nach Campo Formio, 1798, schuf sich Frankreich eine neue wichtige Tochterrepublik aus gutenteils altem und bestem deutschen Lande. In der Eidgenossenschaft war viel revolutionäre und franzosenfreundliche Stimmung, da die Zustände antiquiert und mehr oder minder ungerecht drückende waren; die Franzosen aber lockte vor allem das noch übertreibende Gerücht von den großen Reichtümern in den alten Patrizierstädten, die, wie im italienischen Feldzug von 1796, die Aussicht eines neuen Enrichissez-vous! gewährten. So rückten die von dem Waadtländer Laharpe und dem Baseler Oberzunftmeister Peter Ochs gerufenen Franzosen Ende 1797 unter Brune ein, die ohnmächtige Tagsatzung ward aufgelöst und am 22. März 1798 anstatt der historischen Kantone eine unteilbare, einheitliche République helvétienne proklamiert, die vorläufig auch militärisch von Frankreich besetzt blieb. Allein aus der Stadt Bern sind 40 Millionen Franken an Barwert und Wertpapieren fortgeschleppt worden.

Während Preußen und Österreich nebst dem „Reiche" vor der Begeisterung der sansculottischen und der bonapartischen Heere ermüdet oder geschlagen zurückwichen, um sich über die Kläglichkeit ihrer Friedenschlüsse durch Entschädigungen und freie Hand auf anderen Gebieten zu trösten, nahm England den Franzosen mit Ausnahme von Cayenne alle amerikanischen und ostindischen Kolonien weg, und sobald Holland als Batavische Republik sich an Frankreich schloß, riß es die Kapkolonie, Malakka, Ceylon und eine Anzahl kleinerer Inseln an sich. Spanien war dem preußischen in einem zweiten Baseler Frieden mit Frankreich, vom Juli 1795, gefolgt; sobald es nun infolge seiner gänzlich verfahrenen politischen Leitung 1796 in das französische Fahrwasser geriet, besetzte das erfreute England Trinidad.

Bonaparte plant Landungen in England, die das Übermaß ihrer Schwierigkeiten doch aufwiegen durch den vollkommenen Sieg, den sie im Falle des Gelingens verheißen; er geht 1798 nach Ägypten, um hier für Frankreich Fuß zu fassen, das Mittelmeer zum französischen Binnensee zu machen, den Suezkanal zu bauen und den neuen Weg nach Indien für Frankreich in der alleinigen Gewalt zu haben. Der große Raub aus der Schweiz hat der Republik einen wesentlichen Teil der Mittel für die Unternehmung geliefert. Im Vorbeifahren nimmt Bonaparte dem Johanniterorden, der nur noch einen Scheinwiderstand von einem Tage leistet, die Insel Malta ab, um sie freilich rasch genug an England zu verlieren. Denn er hat die Seemacht nicht mehr, mit der Ludwig XIV. der britischen noch hätte Schach bieten können. Nelson vernichtet am 1. August 1798 bei Abukir die französische Flotte, wodurch die Verbindung mit der Heimat abgeschnitten, die ägyptische Expedition trotz der ruhmreichen Siege über die Mameluken zwecklos wird. Wie durch ein Wunder gelangt Napoleon auf einer einzelnen Fregatte durch die spähenden Engländer hindurch nach Frankreich zurück, landet am 9. Okt. 1799 in Fréjus, macht sich durch den Staatsstreich vom 18. Brumaire, vom 9. Nov. 1799, der das Direktorium stürzt, an der Spitze des neuen „Konsulats" zum Herrn von Frankreich, das längst auf seinen Gebieter wartet und ihm zujubelt.

Indessen es stand noch aus, den Frieden von Campo Formio beim Reiche in Richtigkeit zu bringen. Dies sollte geschehen auf einem Kongreß zu Rastatt, der im Dezember 1797 seinen Anfang nahm.

Das linke Rheinufer von 1799 sah auf der Landkarte anders aus, als heute. Wo wir in der Gegenwart einen selbständigen Staat des Deutschen Reiches (Elsaß-Lotringen) und vier geschlossene, mehr oder minder ansehnliche Zubehöre rechtsrheinischer Staaten (nämlich Preußens, Bayerns, Hessens und Oldenburgs) haben, da gab es damals siebenundneunzig politische Einheiten, von Kurfürstentümern und Fürstentümern bis zu den Reichsunmittelbarkeiten allerkleinster Sorte hinab. Und noch ganz anders würde sich diese Zahl „heben", hätte Frankreich nicht schon vom 16. Jahrhundert ab so fleißige Raubarbeit gemacht. Die Verwitterung des deutschen Reichskörpers, der Zerfall des mittelalterlichen Kaiserbaues in bröckelndes Gerinnsel kam höchstens noch in den oberen schwäbischen Gegenden zu ähnlich drastischer Erscheinung. Als dagegen Frankreich nun bald die 97 Abtretungen übernahm, machte es mit einem Federstrich vier Departements daraus, und alle Welt sah, wie bequem sich in diesen leben ließ.

In Rastatt, in der alten Residenz von Baden-Baden, jetzt Nebenresidenz Karl Friedrichs, traf, 631 Mann hoch, die Diplomatie der deutschen Reichsstände zu Verhandlungen und ungezählten Diners, Reunions und Schwarzwaldausflügen zusammen; mit ihr eine Schar von Reichsrechtsgelehrten, die sich in stolzer Genugtuung blähten, zu der weltgeschichtlichen Entstehung von so viel künftigen Paragraphen juris publici novissimi zu Rate gezogen zu sein. Ungezählte Garköche, Kaffeewirte, Marqueure, Perückenmacher, Schauspieler, Schauspielerinnen usw., halbe und ganze Abenteurer bilden den weiteren Troß, in dem sterbensöden Rastatt geht es plötzlich zu, wie auf einem spätmitelalterlichen Konzil.

Wie spotten die vornehmen Herren von der zünftigen Diplomatie über die französischen Bürgergesandten, die wie kleinstädtische Notare aussehen, Bonnier, Treilhard, für den später Roberjot, ein ehemaliger Kaufmann, kam, und Jean Debry! Aber diese Notare verstehen ihr Geschäft, dem deutschen Reiche das Testament zu machen. Und an des Reiches Sterbebett geht nun die große Tragikomödie des Jammers und der Heuchelei in Szene. Zunächst wird pomphaft das Prinzip der Reichsintegrität verkündet, welches das „allerhöchste Reichsoberhaupt" huldvollst gewährt habe. Gleichzeitig scheuen sich die kaiserlichen Beauftragten nicht, den Franzosen Mainz schon zu übergeben, und die pfälzische Rheinschanze, die Mannheim an der Stelle des heutigen Ludwigshafen gegenüberliegt, wird ohne besondere Übergabe von den Franzosen besetzt. Unter der Zeit haben die französischen Gesandten das Wort zur Auslegung der Reichsintegrität genommen und enthüllen ohne Federlesens, daß es sich in Wirklichkeit um die Vernichtung von nahezu einhundert Reichsexistenzen handelt. In dem furchtbaren allgemeinen Wirrwarr, der daraufhin entsteht, erfährt man als Trost der einen, zum schlotternden Entsetzen der anderen: die geschädigten erblichen Fürsten sollen eine Ausgleichung für das linksrheinisch Verlorene erhalten, und zwar durch die Säkularisation der geistlichen Stiftlande, der Bistümer und Abteien. Die Unversehrtheit des Reiches aber wird immer noch weiter mit zarter Fürsorge umgeben. Man läßt sich überzeugen, daß diese Integrität eben nicht als ein plump realer Begriff, sondern gewissermaßen geistig und ideal, im höheren Sinne verstanden werden müsse.

Der zweite Koalitionskrieg.

Aber das Werk kam diesmal noch nicht zu Ende, obwohl man über ein Jahr zu Rastatt tagte und tafelte. Eine neue Koalition begann sich seit Anfang 1799 zusammenzuschließen: England, Rußland — dessen Kaiser Paul I. (1795—1801) sich persönlich, aus Lektüre, für die Johanniter von Malta interessierte, von ihnen um Schutz angerufen wurde und sich überhaupt zum Vorkämpfer der Legitimität gegen die Revolution berufen fühlte —, ferner die durch den französischen Überfall auf Ägypten verletzte Türkei, Österreich, die italienischen Staaten mit Einschluß des 1798 von den Franzosen durch Errichtung einer „Römischen Republik" vertriebenen Papstes, endlich das von England und von der alten Spanierfeindschaft bestimmte Portugal. Am 23. April 1799 löste der Kaiser den Rastatter Kongreß auf, und die Diplomaten begannen ihre unzähligen Koffer packen zu lassen.

Am 28. April gegen Abend reisten die französischen Gesandten ab. Da wurden sie, kaum von der Stadt entfernt, von Szekler Husaren der Österreicher überfallen. Bonnier und Roberjot wurden getötet, Jean Debry entkam, schwer verwundet und für tot gehalten, in die Stadt zurück; ihr Archiv nahmen die Husaren mit sich.

Bis heute ist das Dunkel des Rastatter Gesandtenmordes nicht gelichtet, obwohl Erzherzog Karl alsbald eine geheim geführte Untersuchung hat anstellen lassen und die Historiker ihre Debatten darüber zum Teil mit aller heißen Kampfeswut des Gelehrtenstandes ausgefochten haben. Als die Tat geschah, meinte der kluge Lang, dessen Denkwürdigkeiten oben erwähnt wurden, und blieb auch bei dieser Meinung: sie sei geschehen im Auftrage der Engländer, um ein Pfand für unversöhnliche Feindschaft Frankreichs und Deutschlands zu schaffen. Die neuere Erörterung hat diese Erklärung beiseite gelassen, im ganzen aber auch die kühne Hypothese abgelehnt, der im Orient abwesende Bonaparte hätte den Mord arrangiert, um dem Kriege und sich wieder freies Feld zu schaffen. Das Stichhaltigste scheint, daß die Österreicher das Gesandtschaftsarchiv haben wollten, da die Franzosen in Rastatt allerhand Ränke angesponnen hatten, an denen jene auch Bayern beteiligt glaubten, und daß der sich einmischende Republikanerhaß von Emigranten die beauftragten Offiziere und Soldaten derart aufgehetzt hatte, daß sie in dem Niedermetzeln der wehrlosen Gesandten noch eine Art gerechtes Werk zu tun vermeinten.

Trotz der in den letzten Jahren bedeutend gehobenen Disziplin seines Heeres und der gemehrten Erfahrung der Generäle führte Frankreich den zweiten Koalitionskrieg bis zur Rückkehr Bonapartes mit wenig Glück. In Süddeutschland und in den Alpenländern drängten die Österreicher, deren Hauptbefehlshaber wieder der Erzherzog Karl war, erfolgreich die Franzosen zurück, ganz Oberitalien bis auf die Ligurische Republik ward von den Russen unter dem großartigen alten Türken- und Polenbesieger Ssuworoff, der hier eine Reihe neuer Ruhmestaten erfocht, beherrscht. Ein gemeinsamer entscheidender Stoß sollte von der Schweiz aus nach Frankreich hineingetragen werden, weswegen Ssuworoff Ende September seinen denkwürdigen Übergang mit der Armee über den St. Gotthard an den Vierwaldstätter See machte. Aber nun fand er die Österreicher und die bei diesen befindliche süddeutsche Russenabteilung von Masséna bei Zürich (26.—27. September) geschlagen, stand auf einem ganz unmöglichen Gelände und mußte sich direkt wieder über die Alpen zurückziehen. Schon vorher waren die der fridericianischen und napoleonischen verwandte Strategie Ssuworoffs der raschen Entscheidung aus der Sachlage des Moments und seine bajonettfreudige Angriffstapferkeit in Widersprüche mit der subtilen Systematik der Österreicher gekommen. Immer deutlicher trat hervor, daß die Mitwirkung der Russen den Plänen der Engländer und Österreicher nur unbequem war und sie jene zu überlisten suchten, denn sie wollten erobern, die Russen aber wollten nach Auftrag und Absicht Ssuworoffs wiederherstellen. So zog sich Kaiser Paul noch im Herbst von der Koalition zurück, womit deren Kriegführung die militärisch treibende

Kraft verlor. Obendrein legte Erzherzog Karl den Oberbefehl nieder. Damit standen nur Männer zweiten Ranges Bonaparte entgegen, als er im Mai 1800 mit der Reservearmee unter absichtlichen Hannibal-Effekten über den Großen St. Bernhard nach Italien ging, auf das vertraute Schlachtfeldgebiet seiner ersten europäischen Siegestaten. Am 14. Juni erfocht er die Entscheidung bei Marengo, nahe bei Alessandria, über die Österreicher unter Melas. In den gleichen Mai- und Junitagen drängte Moreau in siegreichen Gefechten den österreichischen General Kray durch Oberschwaben bis nach Bayern zurück, umging ihn und bedrohte Wien. Mehr noch hierdurch als durch die gleichzeitig eintreffende Kunde von Marengo ward Österreich zu Waffenstillstand und Verhandlungen gezwungen.

Abb. 213. Bonaparte als Erster Konsul.
Aquarell von Van Brée.

In der lotringischen Stadt Lüneville, die, als auf halbem Wege gelegen, gewählt worden war, kamen der französische Unterhändler Joseph Bonaparte und der österreichische Graf Cobenzl zusammen. Der letztere eröffnete die Besprechungen mit der Erklärung, daß sein Souverän „vermöge seiner Verhältnisse mit Großbritannien nicht anders als in Verbindung mit dieser Macht unterhandeln könne". Für die Isolierung Englands, wonach Napoleon im Einklang mit ganz Frankreich dürstete, konnte in absehbarer Zeit kein Zeitpunkt so günstig wiederkehren wie dieser. Denn wieder einmal waren alle seefahrenden Nationen über unerhörte Wortbrüchigkeiten des befreundeten England und über seine profitliche Handhabung des Seerechtes gereizt; Paul von Rußland war außerdem noch aufgebracht durch die englische Einheimsung Maltas, welches Nelson im September 1800 den Franzosen abgenommen, aber dem Orden nicht zurückgegeben hatte. Aber Österreichs leitende Politiker waren England gegenüber in unfreier Lage, zum Teil sogar persönlich; die Verhandlungen zu Lüneville und Paris wurden ergebnislos abgebrochen.

Noch einmal kam die Sache an das Schwert. Diesmal fiel der Entscheidungstag in Süddeutschland, auf der oberbayerischen Hochebene, inmitten der verschneiten Wälder und Moore bei Hohenlinden westlich vom Inn, wo am nebelverhangenen 3. Dezember 1800 Moreau einen zerschmetternden Sieg über Erzherzog Karl erfocht. Damit war es zu Ende.

Der Friede von Lüneville und der Reichsdeputationshauptschluß.

Abermals trafen die beiden Unterhändler in Lüneville zusammen, und am 9. Februar 1801 wurde der Friede unterzeichnet. Österreich trat Belgien ab, 1801.
ferner zu Gunsten von Frankreichs helvetischer Tochterrepublik das Fricktal, die

letzte der alten Habsburgerbesitzungen in der Schweiz. Ferner mußte Kaiser Franz, von italischen Zugeständnissen abgesehen, aufs neue das linke Rheinufer, zugleich im Namen des Reiches, preisgeben. Das Reich selber ward diesmal gar nicht erst wieder zu einem Kongreß gerufen, sondern hatte sich einfach durch Reichsgutachten anzuschließen; schon in den ersten Märztagen wurde ihm dieses mit einer für Österreich und das Reich ganz unerhörten Eilfertigkeit abgedrungen.

Damit aber trat zur Entschädigung die Säkularisation wieder in den Vordergrund, und da sie für den allgemeinen rechtsrheinischen Hunger nicht reichte, ward die Mediatisierung der Reichsstädte hinzugenommen.

Durch den Frieden von Lüneville verschwanden unmittelbar 97 linksrheinische und mittelbar 112 rechtsrheinische Staaten von dem bunten Teppich der deutschen Reichskarte. Willig und froh traten die Linksrheiner unter die französische Herrschaft. Sie bedeutete Befreiung von dem Wust der Kleinstaaterei, der völlig antiquierten Verfassungsverhältnisse, einer teilweise bis zum Unsinn veralteten Rechtspflege, von Lasten, Fronden, Diensten vielfältiger Art. Eine ungewohnte Ordnung kam ins Land, die französische Gendarmerie zerstreute die Räuberbanden des „Schinderhannes" Hans Bückler, denen die Anarchie der Allzuvielstaaterei so wohl bekommen war, und lieferte ihn selber nach Mainz mit 20 Genossen an den Henker. Alles atmete auf unter der teils wirklichen, teils von dem neuen Wesen wenigstens erhofften Besserung. Deutsche Reisende, welche im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts durch diese Gegenden der Nahe, der Mosel und der Eifel kamen, berichten, daß, wenn man dort die Leute frug, ob sie zufrieden seien und wie es gegen früher gehe, man die schärfsten Äußerungen über die kleinherrliche Tyrannei und deren Beamte, über den Druck und die gleichzeitige Unbildung des Klerus zu hören bekommen habe, und daß der Vergleich des jetzigen mit dem früheren Zustande für letzteren vernichtend sei. Das seinem faßbar begriffenen Nationalbewußtsein erst entgegengehende gebildete Deutschtum empfand bei alledem eher eine Genugtuung. Was denn dem deutschen Künstler oder Landmann daran liegen könne, frug Fichte, „daß der lotringische oder elsässische" — so wenig macht Fichte sich das Geschehene auch nur geographisch klar — „Künstler und Landmann seine Stadt und sein Dorf in den geographischen Lehrbüchern hinfüro in dem Kapitel vom deutschen Reiche finde?"

Viel weniger bei der einzusetzenden Regensburger Reichsdeputation, die überhaupt erst im August 1802 zusammentrat, als vielmehr zu Paris entschied sich die Neugestaltung des rechtsrheinischen Deutschland durch Säkularisation und Mediatisierung.

In der Hauptsache ein großes Handels- und Auktionsgeschäft; wer von den Kleinen gut zahlte, der erhielt vielleicht Gut dazu, und wer knauserte, der büßte es mit seiner politischen Existenz. Der Mittelpunkt dieses ganzen Treibens ist Talleyrand (1754—1838), einstiger Bischof von Autun, dann geistlicher Parteigänger der Revolution, vom Papste gebannt, weiterhin Diplomat der Republik, Helfer Bonapartes beim Staatsstreich des Brumaire und nunmehr ministerieller Leiter der auswärtigen Angelegenheiten.

So wurde dem Entschädigungswerke durch zahlreiche Sonderverträge vorgegriffen, deren Gesamtgemälde die Reichsdeputation einfach zu vollziehen hatte, nachdem die Entschädigungsgebiete teilweise schon 1802 von den neuen Herren besetzt worden waren. Am 25. Februar 1803 wurde der Reichsdeputations-Hauptschluß unterzeichnet, am 27. April folgte der entsprechende Reichsbeschluß nach.

1803.

Vom geistlichen Gute blieb zunächst erhalten das Bistum Regensburg, das mit dem mainzischen Aschaffenburg und der bisherigen Reichsstadt Wetzlar vereinigt wurde zu einem Fürstentum Regensburg für den Metropolitan von Germanien, den Freiherrn Karl von Dalberg.

Er hatte als langjähriger, tüchtiger und feinsinniger Koadjutor des gar vergnügten und viel verliebten erzbischöflichen Kurfürsten, dann seit 1802 selber als Kurfürst von Mainz und als geistvoller Mäcen sich hohes Ansehen erworben, sich Bonaparte aber dadurch nützlich erwiesen, daß er den Pariser Abmachungen glatten Weg am Regensburger Reichstage schuf. So wurden, während Mainz, Köln, Trier in Frankreich verschwanden, Erzkanzleramt

des Reiches und Spitze der deutschen katholischen Hierarchie noch knapp vor Toresschluß der alten Reichsgeschichte örtlich mit dem Sitze des Reichstages in der alten Donaustadt verbunden.

Sonst ließ man, um wenigstens einen kleinen Teil all der verschwindenden geistlichen Pfründen zu erhalten, die beiden Ritterorden, den deutschen und den der Johanniter, mit ihrem Besitz noch bestehen. Aber das war im Verhältnis sehr, sehr wenig. Die Kirche war arm geworden, zwar immer noch nicht so arm, wie es ihre idealen Gebote forderten, aber doch recht sehr im Vergleich mit ihrem bisherigen riesenhaften Land- und Grundbesitz. Die geistlichen Kurfürstentümer, gefürsteten Bistümer und Abteien und sonstigen mehr oder minder ansehnlichen Krummstabsherrschaften, die fetten Domherrenstellen, alles das, womit der katholische Fürstenstand und hohe Adel seine jüngeren Söhne versorgt hatte, war nicht mehr. Und damit hörte die wesentliche Veranlassung für die vornehmen Familien auf,

Abb. 214. Das Karlsruher Schloß, erbaut 1751—1776.
Im Vordergrunde das Denkmal Großherzog Karl Friedrichs, von Schwanthaler.

ihre Söhne dem geistlichen Gewande zu bestimmen. Der höhere Klerus ging seitdem nur noch aus den kirchlich bewährten Geistlichen hervor, auch er war für seine Rekrutierung fortan auf die niederen Bevölkerungschichten angewiesen. Auf diese Weise sah das 19. Jahrhundert ein Ziel sich endlich erfüllen, das einst die größten Männer der mittelalterlichen Kirche erstrebt hatten: die Umwandlung des Klerus in eine wirkliche ecclesia militans, in eine von der Scholle, von Vaterland und Heimat losgelöste, nicht in weltliche Familienbestrebungen und dadurch schließlich in die nationalen Angelegenheiten der einzelnen Staaten und Völker verstrickte, auch nicht mehr durch unabhängige Einkünfte fundierte, sondern nur noch auf Erfüllung hierarchischen Gehorsams angewiesene reine Berufsgeistlichkeit.

Aber auch die Reichsstädte — es waren immer noch 51 — verschwanden bis auf die sechs ansehnlichsten, nämlich Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg. Die übrigen wurden, soweit sie linksrheinisch waren, Frankreich, sonst den Territorien der entschädigten Landesherren eingefügt.

Von diesen erhielt der Kaiser für Österreich: die Bistümer Brixen und Trient; er gab den Breisgau (soweit dieser nicht markgräflich badisch war) mit

Freiburg zu Gunsten des Herzogs von Modena auf, während der von Frankreich entthronte habsburgisch-lotringische Großherzog von Toskana, Ferdinand, nach den Bestimmungen des Friedens von Lüneville mit dem Hochstift Salzburg und Teilen des Passauer Bistums als neuem Kurfürstentum entschädigt wurde.

Preußen hatte ungefähr 48 Geviertmeilen klevisches Land verloren. Es erhielt etwa 230 wieder, nämlich die Bistümer Hildesheim, Paderborn, den größten Teil von Münster, die mainzischen Besitzungen in Thüringen, darunter Erfurt und das Eichsfeld, eine stattliche Anzahl westfälisch-niederdeutscher Abteien und die Reichsstädte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen. Wie diese Entschädigung, die Vergrößerung war, so entsprang auch die stattliche Bedenkung einzelner süddeutscher Staaten dem französischen Bestreben, die Kräfte zu stärken, die das Reich zersprengen und Österreich um diesen Anhang bringen helfen konnten. Daher erhielt Bayern, wo seit 1799 der Zweibrückner Max Josef (— 1825) regierte, für seine freilich beträchtlichen Opfer an pfälzischem und niederrheinisch-jülichschem Gebiet die Bistümer Würzburg und Bamberg im Mainfränkischen, welche die neue bayrische Grenze bis an die thüringischen Staaten erstreckten, das schwäbische Bistum Augsburg, das München benachbarte Bistum Freising, dazu eine große Anzahl fränkischer und schwäbischer Abteien, kleinerer Stifte und Reichsstädte. Herzog Friedrich von Württemberg (1797—1816) hatte Mömpelgard verloren, etwa 7 Geviertmeilen; dafür konnte er aus dem Gewimmel der Reichsstädte im Schwäbischen vierfach entschädigt werden und erhielt die Kurwürde des heiligen römischen Reiches. Die gleiche Rangerhöhung erhielt der hochangesehene, ebenso treffliche wie kluge alte Markgraf Karl Friedrich von Baden, der in Paris durch den Freiherrn von Reitzenstein bis zur ehrlichen Geriebenheit gut vertreten gewesen war. Für 8 Geviertmeilen linksrheinischen Verlust bekam er fast das Achtfache, im Verhältnis die größte Entschädigung, wieder: die Bistümer Konstanz, Straßburg, Basel und Speyer, soweit sie auf dem rechten Rheinufer lagen, wertvolle Teile der rechtsrheinischen Pfalz mit Mannheim und Heidelberg, dazu Abteien, sieben Reichsstädte und andere versprengte Kleinexistenzen. Die bisher zerrissene Markgrafschaft Baden beginnt die geographischen Formen des heutigen Landes anzunehmen, wenn auch zur Ausrundung innerhalb des neuen Umrisses 1803 noch manches vermißt wurde. Der knausernde Landgraf von Hessen-Kassel hatte nicht mehr als 20000 Louisd'or in Paris verwendet und trug fast nur die Kurwürde davon, welche Reliquie Kassel als „Churfürstentum" bis an sein Ende, 1866, aufrecht erhalten hat, obwohl es weder mehr zu küren noch gar zu chüren gab. Ansehnlich erhielt Hessen-Darmstadt seine linksrheinischen Verluste ersetzt. Die beiden Linien von Nassau, Usingen († 1816) und Weilburg, die in dem Freiherrn Hans v. Gagern einen trefflichen Vertreter gehabt hatten, wurden ausgiebig mit pfälzischen, mainzischen, kölnischen Gebietsteilen bedacht. Das stammverwandte niederländische Haus Oranien und dessen jetziger Vertreter Wilhelm Friedrich erhielt durch die nassauischen und preußischen Bemühungen aus den alten Abteien Fulda und Korvey, der Reichsstadt Dortmund und anderen Stücken ein Fürstentum Oranien in Deutschland zurechtgeschnitten, das freilich schon 1806 im Königreich Westfalen wieder verschwand. Hannover wurde von Reichsdeputationswegen das administrierte Bistum Osnabrück als nunmehriger Bestandteil zugewiesen.

Revolution, nur durch die Fürsten selber vollzogen, war es, was hier 1801 und 1803 begonnen war und 1805 und 1806 noch seine Vervollständigung erhielt: dieser um keine historische Sachlage und Überlieferung mehr bekümmerte taumelnde Wetteifer, von fremdem Landbesitz sich anzueignen, was durch jegliche Mittel der

Diplomatie und ihre Nebenkünste nur irgend zu erlangen war. Aber es hat nicht viel Zweck, an diesem Punkte haften zu bleiben, wenn man überhaupt Veränderungen des Seienden und somit das geschichtliche Prinzip zugesteht, vollends wenn dieses Seiende unerträglich und lächerlich geworden ist; von uns Nachlebenden ist auf jeden Fall die Vereinfachung der deutschen Karte als eine Wohltat zu betrachten. Vor allem ist auch die für die neuvergrößerten Staaten eintretende Notwendigkeit, sich einheitlich auszugleichen und unter Aufräumung mit den Feudalresten und überlebten Autonomien von innen heraus modern zu organisieren, sogar als das Moralischere gegenüber einer Erhaltung des Reichstohuwabohus bis 1803 anzusehen. Freilich, wenn die übrig bleibenden Kräfte eine für die deutsche Weiterentwicklung förderliche Verstärkung gewonnen hatten, als Ganzes hatte der politische Körper der Nation doch schmerzlich verloren. Links des Rheines gab es wohl noch Deutsche, aber vorderhand keine solchen, die dachten, daß sie jemals zu denen rechts am Rhein wieder zurückkehren würden.

Der „Talweg du Rhin", d. h. innerhalb der Laufveräftelungen am Oberrhein diejenige Strömung, mit der das Wasser am lebendigsten und am ehesten schiffbar zu Tal ging, war die deutsche Westgrenze geworden. Das verfehlte nicht, eine gänzlich willkürliche Vorstellung Frankreichs von seiner „natürlichen Grenze" gegen Deutschland zu stützen, für die man nunmehr auch nicht versäumte, sich auf die alten Zeiten des Julius Caesar und seines Galliens zu berufen, obwohl selbst damals der Rhein die Kelten und Germanen nicht wirklich auseinander geschieden hatte.

Die napoleonische Zeit, das Verhalten Napoleon gegenüber, wird leichter verstanden, wenn man sich gegenwärtig hält, daß nicht eine aktive Macht allein, Frankreich, die europäischen Staaten vergewaltigte, sondern daß ihr Widersacher England auf seinem Gebiete, zur See, genau dasselbe tat. Die brutalen Willkürakte englischer Schiffsbefehlshaber, von denen die damaligen Zeitungen mit lahmer Entrüstung berichten, das von England angemaßte „Recht" der Durchsuchung neutraler Schiffe führte 1800 den „Bund der Neutralen" gegen England zusammen, der von Rußland geführt wurde und zu Hauptmitgliedern die skandinawischen Schiffernationen sowie Preußen hatte. Um zu verhindern, daß bei der großen Gereiztheit und Angriffslust des mit Paris verständigten Kaisers Paul das an die deutschen Flußmündungen der Nordsee angrenzende Kurfürstentum Hannover von den Russen oder Dänen, die schon Hamburg und Lübeck besetzt hatten, okkupiert werde, mußte König Friedrich Wilhelm III. sich, ungerne genug, im Sommer 1801 entschließen, es selber zu tun. Ganz unerwarteterweise führte das nicht zum Bruch mit England, wenn dies auch nicht das einzige Beispiel für die Erscheinung ist, daß die stets drohlustige Macht vor der Entschlossenheit oder der Herausforderung, die auch dem Unkühnen einmal passieren kann, zurückweicht. England kühlte seinen Zorn über den Bund der Neutralen an einem Kleineren: im April 1801 erschien seine Flotte im Öresund und bombardierte Kopenhagen.

Kaiser Paul konnte den Dänen nicht mehr beispringen. Am 24. März 1801 wurden die Petersburger durch eine von Zar Alexander I. unterzeichnete Proklamation überrascht: „Es hat Gottes Ratschlusse gefallen, das Leben Unseres geliebten Vaters Paul Petrowitsch durch einen apoplektischen Schlag zu enden." In der Nacht war Paul von einer Palastverschwörung mit seiner eigenen Schärpe erdrosselt worden. Es ist bezeichnend genug, daß weite Kreise, auch Napoleon, wieder meinten und aussprachen, daß England die Hand im Spiele gehabt habe, wovon in diesem Falle keine Rede sein kann.

Von dem neuen Zaren Alexander I. wurde der Bund der Neutralen einfach aufgegeben, damit das Durchsuchungs-„Recht" zugestanden und Englands Hoheit zur See tatsächlich anerkannt. Die Franzosen erlangten eine ehrenvolle Kapitulation vor England in Ägypten; im Frieden von Amiens zwischen Frankreich und England vom

25. März 1802 gab letzteres die geraubten Kolonien noch einmal bis auf Malta, Ceylon und Trinidad heraus: eine vorläufige Wegräumung der Streitpunkte aus dem allgemeinen Ruhebedürfnis, keine endgültige, wie jedermann fühlte. Gerade jetzt begann Napoleon die Landung in England großartiger denn je ins Auge zu fassen.

Inzwischen machte er sich am 11. Mai 1802 zum „lebenslänglichen Konsul", zum verfassungsmäßig anerkannten Beherrscher Frankreichs, stellte die monarchische, dem Anschein nach konstitutionelle Staatsform mit Einschluß eines vollkommenen und zeremoniösen Hofhalts in den Tuilerien und zu St. Cloud (an der Seine nahe unterhalb von Paris; der Ort heißt so von der einstigen Klostergründung des Merowingenheiligen Chlodowald) her und wandelte am 20. Mai 1804 sein Konsulat in das erbliche Kaisertum der Dynastie Napoleon um, der freilich ein Erbe aus der Ehe mit Josefine nicht beschieden war.

Der dritte Koalitionskrieg.

Bedroht durch die riesenhaften Vorbereitungen in den Häfen am Kanal, namentlich in Boulogne, begann England im Frühjahr 1803 ohne richtige Kriegserklärung den Kampf aufs neue. Napoleon sandte den General Mortier zur Besetzung Hannovers aus, dessen zerfahren geleitete Armee in den Konventionen von Sulingen (3. Juni) und Artlenburg (5. Juli) einfach kapitulierte und aufgelöst wurde; ein großer Teil der an sich nicht schlechten Truppen wurde nach England verschifft und bildete weiterhin den Kern der deutschen Legion. In der Folge brachte der seit dem Mai 1804 wieder zur Staatsleitung gelangte jüngere William Pitt (1759—1806), der Träger des Kriegsgedankens gegen Frankreich, im August 1805 eine dritte Koalition zustande. Das Werk wurde ihm erleichtert, abgesehen von diplomatischer Guineenwirkung und hohen Subsidienzusagen, durch den Völkerrechtsbruch, womit Napoleon 1804 den bourbonischen Herzog Heinrich von Enghien aus dem Hause Condé, der in ungeklärten Beziehungen zu einer royalistischen Verschwörung stand und eine englische Pension empfing, von badischem Gebiet, Ettenheim, durch französisches Militär hatte wegschleppen lassen, um ihn in Vincennes erschießen zu lassen, sowie dadurch, daß Napoleon sich selber am 18. März 1805 zum König von Italien hatte erklären lassen. Zuerst war König Gustav IV. von Schweden (1792—1809) aus dem seit 1751 dort regierenden Hause Gottorp der Koalition beigetreten, ein leidenschaftlicher persönlicher Hasser der Revolution und Napoleons, der z. B. dem König Friedrich Wilhelm III. mit schroffen Vorwürfen den Schwarzen Adlerorden zurücksandte, weil jener mit dem hohen Orden auch den neuen Kaiser von Frankreich bedacht hatte. Und dann gelang es England, den jungen Zaren Alexander von der ihm geschickt suggerierten Vorstellung abwendig zu machen, daß Frankreich und Rußland die beiden Mächte seien, die in ihrer Gemeinsamkeit das natürliche Recht hätten, den Kontinent zu beherrschen. Nach diesen Erfolgen Englands in Stockholm und Petersburg, sowie in Neapel, das gleichfalls beitrat, konnte auch Österreich gewonnen werden. Auf dieses hatten die ahnungsvollen Ereignisse bis 1803 die Nachwirkung geübt, daß Kaiser Franz II. am 14. August 1804 den Titel eines erblichen Kaisers von Österreich annahm, um die Kaiserwürde, die jetzt auch den selbstemporgekommenen Gewaltherrn in Frankreich zierte, auf alle Fälle zu sichern, wenn es über kurz oder lang ein römisch-deutsches Kaisertum des Hauses Habsburg-Lotringen nicht mehr geben sollte.

In Österreich war die wichtige Stimme des Erzherzogs Karl gegen den Krieg, den der Staat zur Zeit nicht auf sich nehmen könne. Aber andere Mitglieder des Kaiserhauses bemühten sich desto eifriger um den Beitritt zur Koalition, und mit ihnen ging die bedeutsame Publizistik von Friedrich Gentz parallel.

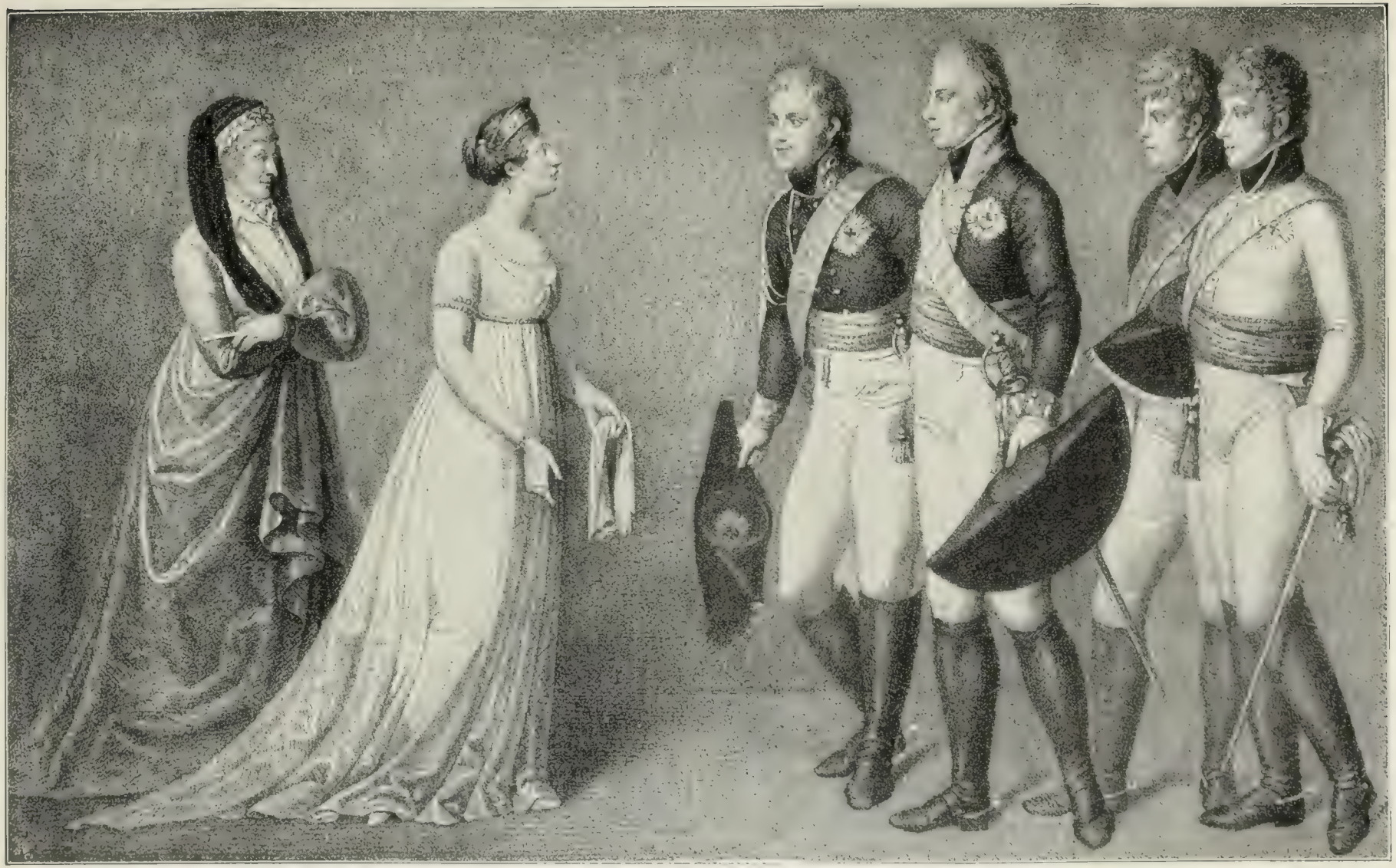


Abb 215. Zusammenkunft des Kaisers Alexander von Rußland mit Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise zu Memel am 10. Juni 1802.
Lithographie nach dem Gemälde von Dähling.

Friedrich Gentz (geb. in Breslau 1764, aufgewachsen in Berlin als Sohn des dorthin berufenen Kgl. Münzdirektors, Schüler des Joachimsthaler Gymnasiums, Student in Königsberg, 1786—1802 Sekretär beim Generaldirektorium — der Finanz- und Kriegsbehörde — und Kriegsrat in Berlin, seit 1802 Rat im äußeren Dienst bei der Staatskanzlei in Wien, gestorben daselbst 1832) ist der Klassiker der Publizistik, ihr bis auf den weit edleren Treitschke glänzendster Vertreter: der Mann, auf dessen feingeistiger Höhe die große Ideenphilosophie und die literarische Kultur um 1800 den Gebietskreis des vornehmsten Journalismus betritt. Er ist einer der wenigen des von Kant geführten Geschlechts, welche ihn unmittelbar in der entlegenen Stadt am Pregel gehört haben: der immer als mittelmäßig aufgeführte Gymnasiast, der unbedeutende, richtunglose Student, den dann die Gedankendisziplin des Königsberger Philosophen mit weckender Übergewalt emporgehoben und in nicht wieder zu verlierende Bahnen überlegener Denkerklarheit aufwärts gerissen hat. Zugleich aber derjenige, den selbst damals, in Tagen einer helläugigen und herzklopfenden Jugend, nichts mitergriffen und gepackt hat auch von dem Ethos dieses Künders des sittlichen Imperativs; er bleibt der Jüngling, dessen Triebkeime früh die seelische Türe zu den höchsten Eingängen für immer überwuchern und verschließen. Und endlich ist er derjenige Schüler Kants, der weiterhin bestimmt sein sollte, im geistigen Bunde mit dem Kreise der Konvertiten-Romantik zu dem dunkelgerüsteten, aber waffenscharfen Turnierreiter wider Daseinsrecht und Freiheit der Vernunft und damit zu dem die Ära der Metternichschen politischen Reaktion aus seinem Geiste ernährenden Stimmführer des Lagers der alten Mächte zu werden.

Seine jungen Berliner Amtsjahre enthielten die gespannte Aufmerksamkeit auf die Revolution, die in sie hineinfiel. 1791 hoffte er noch von ihr, suchte sie fruchtbar zu machen in seiner Abhandlung „Über den Ursprung der neuesten Prinzipien des Rechts". 1793 aber war dann auch bei ihm die Abkehr schon eingetreten; und nun sandte er, mit seiner Übersetzung der „Reflections" Edm. Burke's „on the revolution in France" die seine Bedeutung ankündenden Erläuterungen und Ausführungen zu dieser englischen Streitschrift hinaus. Zum ersten Male stellte sich zwischen naturrechtlich radikale Konstruktionen bei den Schwärmern der Liberté und Schrecken, Verwirrung, Armut auf seiten des ancien régime eine publizistisch vertretene Lehre der Tatsachen, der Geschichtlichkeit und der lebendigen Anschauung vom Staate. Der Schlagwortbegeisterung warf sich die produktiv bedachte Kritik, der heischend aufgestandenen Mehrheit die Überlegenheit entgegen, aber auch an die Regierenden erhob nun diese schützende Logik einer modern-lebendigen Staatsanschauung ihre Forderung.

Nun folgen Jahre einer unermüdlichen Tätigkeit in den seit 1793 betretenen Wegen. Und zwar so, daß immer deutlicher das Bild Englands als des durch seine historisch erwachsenen konstitutionellen Einrichtungen bestgesicherten, durch sie gewissermaßen konservativen Staatswesens in Gentz lebendig wird. Auf Englands Muster verweist er, predigt es, doch in ganz anderem, viel eindringenderem Sinne, als es einst Montesquieu und die geistigen Vorrevolutionäre getan, und auch wieder nicht ohne den Vorbehalt, daß diese englischen Formen eben im Tempo der Geschichtlichkeit organisch herangewachsen sind. Aber alle diese staatsphilosophische Emsigkeit und Tätigkeit, die auch durch zwei von Gentz nacheinander gegründete und geleitete Monatschriften vertreten wird, macht dem jungen Autor im königlichen Dienst, soweit der brennende persönliche Ehrgeiz hineinspielt, seine Hoffnungen nicht sichtbar. Er bleibt der auf geduldige Anciennitätsgefühle gesetzte Kriegsrat, der sich nicht zu einer ungewöhnlichen Laufbahn heraus zu befreien vermag. Schon sehen wir diese Ungeduld nervös werden: die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. im Jahre 1797 gibt ihm den Anlaß, in offenem „Sendschreiben" an die unmittelbare Adresse des jungen Königs die Umrisse einer modern verwandelten Regierung mit systematischer Erziehung der im Volke lebendigen Kräfte und mit weitgehender Preßfreiheit zu zeichnen. Das trotz des ehrerbietigen Tones unerhörte Unterfangen eines mittleren Beamten verläuft zwar äußerlich ohne die zu erwartenden Folgen, aber bleibt darum nichts weniger als geeignet, ihn seinen Zielen näher zu bringen. Allmählich fühlt er das Unhaltbare seiner Stellung im Amtsmechanismus und in Berlin überhaupt. In Preußens Staatsdienst, zumal nun wieder unter dem engen und strengen Gemahl der Königin Luise, paßt dieser politische Pegasus im Joche, dieser über die Welt blickende Geist nicht hinein. Aber auch der junge Schwelger nicht, dieser Kavalier ohne Geburt mit seinen Casanovaeigenschaften, mit seinem heiß gesuchten und gepflegten Adels- und Diplomatenverkehr, seinem ganz unverhältnismäßigen, peinlich auffälligen Geldverbrauch, seinen Beziehungen zur englischen und österreichischen Gesandtschaft, seinen großen, von England empfangenen, gelegentlich auch von Wien her „auf dem Gnadenwege" vermehrten Soldgeldern, die aller Welt bekannt sind, wenn man sich auch hinzusetzt, daß er sie nicht als Preis der Käuflichkeit, sondern nur als angenehmen Lohn seiner publizistischen Meinungen zu ziehen weiß. Und von seiner Seite kommt hinzu die Hoffnungslosigkeit auf Preußens innere und

namentlich äußere Politik. So hat er sich denn durch seine diplomatischen Gönner den Übergang in das Wiener Lager, 1802, vermitteln lassen.

Keineswegs mit offenen Armen nimmt die k. k. Welt ihren neuen, ins freie Amt gesetzten Publizisten auf. Trotz des großen Ruhmes, den der feurige Widersacher der Revolution, aber auch ihres Sohnes und Verderbers Napoleon, längst bei der für Wien maßgeblichen Macht genießt, bei den praktisch klarsichtigen Engländern, denen er auch als gründlicher Kenner ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse und Staatsfinanzen imponiert. Es sind ja nur diese „zwo gewaltige Nationen", auf die es ankommt, welche „ringen um der Welt alleinigen Besitz" und die nebengruppierten Staaten dirigieren: dort die „neufränkische", das neue Charlemagnetum, das vom Kontinent her zum Weltreich werden will, hier die vordem so glückselig unbestrittene einzige Weltmacht Albion, dessen Sovereigns seit alters die Reise auf den Kontinent kennen und müheloser, als bei allen anderen Regierungen, die Wiener Entschließungen bestimmen helfen. Gentz' hauptsächlicher Gönner Fürst Metternich sitzt noch als Gesandter in Dresden, und auch dieser hat Jahre gebraucht, bis er Gentz anders ansehen lernte, als wie eben hochgeborene Rangträger nutzbare und geldbedürftige Schriftsteller anzusehen pflegen. Des Kaisers Franz Bedenken gegen Gentz' Anstellung haben erst sehr mühsam zerstreut werden müssen; ihm ist der Mann, der durch Jahrzehnte den politischen Gedankenverbrauch Österreichs so ziemlich gedeckt hat, immer nur der norddeutsche Eindringling und parvenuhafte „Plebejer" geblieben. Aber in der nahen Verbindung mit Metternich werden wir diesen Mann, der der denkende „Kopf" des Metternichschen Systems war, noch einmal wieder persönlich aufzusuchen haben.

Es sind die schönsten, schwungvollsten Schriften, die in den ersten Wiener Jahren aus Gentz' Feder geflossen sind, diese unermüdlichen Kriegserklärungen gegen die französische Eroberung Europas, diese flammenden, hinreißenden Weckrufe, deren Inhalt immer der eine ist: Zusammenscharung des Kontinents unter das kaiserliche Banner, mit enger Anlehnung des prophetisch von Gentz gewarnten, neutralitätsüchtigen Preußen an ein aktiv vorgehendes, die Führung ergreifendes Österreich. Namentlich seine etwas späteren, im Mai 1806 erschienenen „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa" mit ihrer im Einzelnen wundervoll durchgeführten Parole: Deutschland hat den Untergang Europas verschuldet, Deutschland muß dieses wieder befreien und herstellen, gehören zu den Schriften von allererster politisch-welthistorischer Bedeutung.

Indessen Preußen hielt fest an seiner Politik der Neutralität und einer gewissen Fühlung mit Frankreich, die 1802 und 1803 ihre nicht verächtlichen Früchte eingebracht hatte. Es war die Haltung, die in dem Grafen Haugwitz (1752—1831), dem Kabinettsminister seit 1792 und Urheber des Baseler Friedens, und in dem von Napoleon reich beschenkten Kabinettsrat Lombard (1767—1812), bei dem gutenteils die auswärtigen Angelegenheiten lagen, ihre Hauptvertreter hatte. Freilich war es die Politik der Schwächlichkeit, des Versagens und Versäumens zwischen den großen Entscheidungen. Aber sie erhielt wiederum dadurch eine anscheinende Rechtfertigung, daß man weder England noch Rußland noch Österreich ehrlich zu trauen in der Lage war. Gerade damals ließ sich der Zar Alexander von seinem Günstling und amtlichen Berater in auswärtiger Politik Fürsten Adam Czartorysky (1770—1861) für Pläne polnischer „Revindikationen" und Gründung eines unabhängigen Polens unter einem russischen Großfürsten begeistern. Der große Kampf begann, ohne daß Preußen so oder so eine klare Stellung gewählt hatte.

Sobald Österreich die Maske fallen ließ, warf Napoleon, dem seine Überfahrt nach England selber schwierig und bedenklich genug erschien, die bei Boulogne angesammelten Heeresmassen an den Rhein und gab, wie er sollte, die englische Landung auf. Mit wunderbarer Sicherheit der Bewegungen und des Erfolges zog er seine Kreise um den österreichischen Feldmarschall Mack, den Liebling der Hofkoterien, welchen General Ney am 14. Oktober bei Elchingen schlug und nach Ulm hineinwarf, wo er am 20. Oktober mit seinen 24000 Mann vor den in Parade aufgestellten Franzosen die Waffen strecken mußte. Bei diesen Bewegungen war die französische Abteilung Bernadottes auf ausdrücklichen Befehl Napoleons von Hannover

aus durch das preußische neutrale Ansbach nach Bayern zu gerückt. Am Tage nach Ulm, am 21. Oktober 1805, vernichtete Nelson die mit großen Anstrengungen neu hergestellte französische Flotte und die des mit Napoleon einzig verbündeten Spanien in der großen Seeschlacht beim Kap Trafalgar, die England zwar den Sieger, den größten seiner Seehelden, kostete, aber es für absehbare Zeit von maritimen Sorgen gegenüber Frankreich befreite. Und nun schien es nach obigem, als ob Preußen in den Kampf eingreifen müsse, wie es für die Koalition brennend wichtig geworden war. Damals leitete episodisch die auswärtigen Geschäfte Hardenberg, was ein Programm gegen die Politik Haugwitz' bedeutete, der seit 1804 im Ruhestande auf seinen schlesischen Gütern saß. Preußen machte denn auch mobil, gewährte Rußland den bisher korrekt verweigerten Durchzug durch Schlesien. Alexander kam persönlich nach Berlin und Potsdam, was zu intimer Annäherung des lebhaften Zaren an das preußische Königspaar führte — es ist die Monarchenbegegnung mit der gerne und wirkungsvoll dargestellten Szene des nächtlichen Besuches in der engen Gruft Friedrichs des Großen in der Potsdamer Garnisonkirche —, und an Napoleon wurde ein auf den allgemeinen Frieden gestelltes Ultimatum gerichtet. Aber der Überbringer war — der wieder berufene Haugwitz, und Napoleon, der nach neuen Erfolgen am 13. November in Wien einzog, zögerte den preußischen Vermittler, der eigenmächtig seine bestimmten Instruktionen verließ, in seinem Hauptquartier glücklich so lange hin, bis er in der gewaltigen Dreikaiserschlacht von Austerlitz in Mähren am 2. Dezember 1805 die verbündeten Österreicher und Russen geschlagen, letztere zur Rückkehr nach Rußland und den Kaiser Franz zum Waffenstillstand vom 6. Dezember genötigt hatte. Haugwitz beeilte sich zu gratulieren und schloß dann am 15. Dezember, wiederum eigenmächtig, den Vertrag
1805. von Schönbrunn, der Preußen in die Reihe der französischen Vasallen zu den während des Feldzuges in Süddeutschland an Frankreich angeschlossenen süddeutschen Hauptstaaten stellte. Gerade an diesem 15. Dezember hatte Preußen, wenn Napoleon das Ultimatum abweise, seine militärische Aktion mit gesamter Heeresmacht beginnen wollen. Es trat nun an Frankreich ab Ansbach-Bayreuth (dieses zur Weitergabe an Bayern) sowie Neuenburg und den Rest seiner niederrheinischen Besitzungen und sollte dafür Hannover empfangen, mit der Aufgabe, es an Frankreichs Seite gegen England zu verteidigen.

So verstärkt schloß Napoleon, der schon am 4. Dezember eine stolze Begegnung mit Franz II. gehabt hatte, am 26. Dezember den Preßburger Frieden. Österreich wurde gänzlich aus Italien herausgedrängt, verlor Venedig mit seiner terra ferma, aber dazu auch die illyrisch-dalmatinischen Lande, trat Tirol, Brixen, Trient und Vorarlberg an Napoleon für Bayern ab, seine letzten Stellungen im Schwäbischen desgleichen für Württemberg und Baden und zahlte große Kriegsentschädigung. Dafür erhielt es als Ersatz Salzburg mit dem ehemaligen Klosterbesitz von Berchtesgaden, während für den Toskaner eine neue würzburgische Herrschaft gegründet werden sollte, die das so erheblich gemehrte Bayern ablassen mußte.

Es würde uns zu sehr in die allgemeine Weltgeschichte ablenken, die Umformungen, die auch anderweitig in ebenso willkürlicher Leichtigkeit wie auf der geduldigen Landkarte des römischen Reiches geschahen, aus Grundsatz alle herzuzählen. Aber es ist zu erwähnen, wie nun die Ära der Ausdehnung der Familie Bonaparte über europäische Throne beginnt. In Neapel war bereits im Kriege der zweiten Koalition im Januar 1799 eine kurzlebige parthenopäische Tochterrepublik Frankreichs ausgerufen und eingerichtet worden, die bourbonische Dynastie aber nach wenigen Monaten zurückgekehrt. Sie hatte sich schon vorher gänzlich der englischen Leitung überlassen, die dort durch den Lord Hamilton vertreten war; dessen Gattin, die aus untersten Kreisen und Liebschaften stufenweise emporgekommene berühmte, vielgemalte Schönheit und plastische Darstellerin, Lady Hamilton, war die

Beraterin und Vertraute der stolzen, feurigen Königin Charlotte oder Carlotta, einer Schwester Marie Antoinettes, und gleichzeitig die intime Freundin Nelsons, dessen wichtiger Stützpunkt die Häfen des Königreichs waren. Jetzt erging zur Strafe für den Beitritt Neapels zur dritten Koalition am 27. Dezember 1805 das napoleonische Dekret aus Schönbrunn, daß die Dynastie der Bourbonen auch in Neapel-Sizilien „aufgehört habe zu regieren". Anfang 1806 erhielt Napoleons Bruder Josef diese Krone, um 1808 zu der von Spanien zu avanzieren, während gleichzeitig, 1808, in Neapel sein und Napoleons Schwager Joachim Murat als König nachrückte, der tapfere Soldat und Sohn eines kleinen Gastwirts bei Cahors, dem der erste Konsul, damals noch mit den Nebeneffekten der Égalité, seine Schwester Karoline, die jüngste und sympathischste unter den dreien, vermählt hatte.

In Ägypten wie am Tage des 18. Brumaire war Murat der getreue Kamerad Napoleons gewesen und hatte in den Feldzügen seither, u. a. als Befehlshaber der gesamten Reiterei am Tage von Austerlitz sich neue große Verdienste errungen. Nachdem ihn Napoleon schon früher zum kaiserlichen Prinzen erhoben hatte, verlieh er ihm — wir haben vorhin vorgegriffen — jetzt, am 15. März 1806, das am Niederrhein aus Kleve und Berg (welches Bayern hergab) neugebildete Großherzogtum Berg, während Berthier, ein anderer vertrauter Kamerad, Freund und General des Kaisers, 1807 das Fürstentum Neuenburg oder Neuchâtel erhielt und sich im Jahre darauf in die altlegitime Welt Europas durch die Heirat einer Prinzessin von Zweibrücken einführte. Sein Enkel vermählte sich später mit einer Rothschild von Frankfurt, so daß dieses Geschlecht sehr interessant die verschiedenen erwünschten Ingredienzen des neueren Hochadels in sich vereinigte. — Für seinen Bruder Ludwig wandelte Napoleon am 26. Mai 1806 die Batawische Republik in ein Königreich Holland um. Weitere fürstliche Herrschaften wurden für die übrigen Schwäger und andere Empfänger, darunter Talleyrand, der Benevent empfing, in Italien ausparzelliert. Josefinens Sohn aus erster Ehe, Eugen von Beauharnais (geb. 1781), war als kaiserlicher Prinz schon 1805 zum Vizekönig von Italien erhoben, unter dem Königtum seines Stiefvaters; er vermählte sich nun im Januar 1806 mit Augusta Amalia, der Tochter Max Josefs von Bayern, und ward 1807 von Napoleon adoptiert. Eine Nichte Josefinens, Stefanie von Beauharnais, wurde 1806 von Napoleon adoptiert und am 8. April desselben Jahres mit dem Enkel und Thronfolger Karl Friedrichs von Baden, Karl, vermählt. Bald danach wurde Napoleons jüngster Bruder Hieronymus oder Jérome mit Katharina von Württemberg vermählt.

So war durch diese Ehen der Kaiser selber in enge kognatische Verwandtschaft mit dem altlegitimen Fürstenstande getreten, mit den drei süddeutschen Häusern, die ihm am meisten verdankten, aber seinem Willen auch am wenigsten Widerstand entgegensetzen konnten, selbst wenn, wie in dem badischen Falle, der Nächstbeteiligte, Erbprinz Karl, die Ehe persönlich höchst ungern eingegangen war. Und Dalberg mußte einen Stiefoheim Napoleons, Josef Fesch, zum Koadjutor cum spe succedendi annehmen, so daß dieser, der übrigens Abkömmling eines Schweizer Kapitäns in französischen Diensten war, Aussicht erhielt, Erzkanzler und Primas eines napoleonischen Germanien zu werden.

Der Rheinbund.

Zwei Nationen gehorchten dem Imperator schon und die dritte, die deutsche, sollte hinzugesellt werden. Es galt, unter Auflösung des Reiches die in ihrer Lebensfähigkeit durch Napoleon geschaffenen oder gestärkten deutschen Mittelstaaten in eine organisierte französische Gefolgschaft umzubilden. Bayern erhielt nunmehr durch den Preßburger Frieden außer den schon erwähnten Abtretungen Österreichs die ihm noch fehlenden Teile von Passau und Eichstädt und schwäbische Gegenden am Lech einschließlich der Reichsstadt Augsburg und der österreichischen Markgrafschaft Burgau; Württemberg erhielt die österreichischen Besitzungen in Oberschwaben, ferner die Grafschaften Hohenberg und Nellenburg, die Landvogtei Altdorf; Baden den Breisgau mit Freiburg, die Baar mit Villingen, die Ortenau, die Grafschaft Bonndorf, das Stift St. Blasien und die Stadt Konstanz; also alle drei machten neue Erwerbungen teils aus österreichischem, teils aus reichsständischem Besitz. Ebenfalls schon

im Preßburger Frieden war für die neubedachten Kurfürsten von Bayern und Württemberg der Königstitel vorgesehen und hinzugefügt, sie würden darum nicht aufhören, Mitglieder der „confédération germanique“ zu sein, ein Ausdruck, der vorbedeutend genug war. Diesen Königstitel nahmen beide Kurfürsten am 1. Januar 1806 an und erklärten ihre Souveränität, was letzteres auch Baden am 5. Mai 1806 tat.

Inzwischen wurde die Umgestaltung der Confédération germanique in einen verfassungsmäßigen Rheinbund in Paris ausgearbeitet, und man wußte, daß sie dem Reichsbestande neue Umformungen bringen werde. Dasselbe Hineilen und Geldsenden nach Paris, wie vor dem Reichsdeputationshauptschluß, wiederholt sich. Eilfertig, in oft launischer Willkür wird die Rheinbundakte fertig gestellt, wobei die traditionelle geographische Schwäche der Franzosen ihre Rolle nicht versäumt; stattliche Fürstentümer verschwinden aus der deutschen Staatengeschichte, während viel kleineren Norddeutschlands der Baseler Friede jetzt in vollem Umfange zugute kommt. Vom 12. Juli 1806 datiert, wurde die Rheinbundakte am 17. von den zugelassenen deutschen Bevollmächtigten unterzeichnet und am 19. von Napoleon als dem Protektor des Rheinbundes und Bundesgenossen der einzelnen Verbündeten ratifiziert.

Sechzehn Fürsten waren beigetreten oder zugelassen und empfingen mehr oder minder stattliche Belohnungen. Diesmal wurde das Material wesentlich aus den kleineren territorialen Reichsständen entnommen, die man mediatisierte, von den Fürsten angefangen durch die Reichsgrafen bis zu den Reichsrittern herunter; auch die beiden Ritterorden wurden jetzt aufgehoben. Diese Gebiete fielen jeweils den sie umschließenden größeren Staaten zu, die sich durch sie nun vollends schlossen und ausrundeten. An Bayern kam dabei auch die bisherige Reichsstadt Nürnberg, an Baden u. a. der in seinem Umkreis gelegene Gebietsteil der Fürstentümer Fürstenberg, Leiningen, Löwenstein-Wertheim, während je nach der Lage z. B. von Fürstenberg andere Teile an Hohenzollern und Württemberg kamen. Karl Friedrich von Baden nahm den Titel eines Großherzogs an und wahrte die „Königliche Hoheit“, auf die er damit verzichtete, wenigstens im Zeremoniell, was für andere deutsche Großherzogtümer nachmals vorbildlich wurde. Dalberg erhielt die bisherige Reichsstadt Frankfurt mit ihrem Gebiet, nach der auch er den Großherzogtitel annahm. Hessen-Darmstadt nahm den großherzoglichen Titel, die nassauischen Fürsten, die auch wieder durch Mediatisierungen verstärkt waren, den Herzogstitel an. Immerhin ist aus diesen zahlreichen Mediatisierungen, denen mit den schon genannten stattlicheren u. a. die Fürsten von Hohenlohe und die von Oettingen zum Opfer fielen, noch nicht der dem 19. Jahrhundert geläufige Bestand von souveränen deutschen Fürsten übrig geblieben; noch waren etliche, die nachher erst mediatisiert wurden, dem allgemeinen Schicksal des Verschlungenwerdens entgangen und konnten den Rheinbund mit schließen, weil sie etwa Verwandte Dalbergs waren oder aus ähnlichen zufälligen und z. T. wunderlichen Gründen. Hessen-Kassel wurde in den Rheinbund nicht aufgenommen, weil sich Napoleon schon mit besonderen Plänen über dieses trug. Auf diese Weise setzen sich die 16 ersten Mitglieder des Rheinbundes, die das Bündnis unter sich und mit Napoleon abschlossen, folgendermaßen zusammen: Bayern, Württemberg, der Primas und Großherzog von Frankfurt, Baden, Berg, Hessen-Darmstadt, Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, Salm-Salm und Salm-Kyrburg, Arenberg, Isenburg, Lichtenstein und der Graf von der Leyen (welcher Vetter Dalbergs war und Fürst wurde). Anderen wurde der Beitritt vorbehalten; von ihnen sind Kursachsen und die Ernestiner noch Ende 1806

nach dem preußischen Unterliegen, im April 1807 die verschiedenen Anhalt, Schwarzburg, Reuß und Lippe, 1808 die beiden Mecklenburg und Oldenburg beigetreten. Eine förmliche Bundesverfassung sollte nebst Bundestag hergestellt werden und dessen Leitung Dalberg haben; zur Ausarbeitung dieser Verfassungsform ist es aber nie gekommen. Am 1. August 1806 gaben die 16 Rheinbundstaaten und Napoleon als ihr Protektor die formelle Erklärung beim Kaiser und Reichstag ab, daß das hl. römische Reich für sie aufgehört habe zu existieren, worauf Franz II. am 6. August die römisch-deutsche Kaiserwürde formell niederlegte und beendigte.

Natürlich hat es nicht an Köpfen gefehlt, deren feineres Verständnis für ihre Gegenwart sich darin erschöpfte, zu untersuchen, ob der Kaiser überhaupt die Befugnis habe, die Kaiserwürde aufzugeben, und ob er nicht vielmehr bloß für seine Person hätte abdanken können. Und so geleitet das Übermaß von Juristerei, woran das arme Reich seit Jahrhunderten nicht zum wenigsten gelitten, es noch über sein sang- und klangloses Ende hinaus und hält ihm den einzigen Grabessermon, den es bekommen hat. Denn im großen und ganzen wurde von den lebendigen Menschen der Zeit mit Jubel der Rheinbund als die Erlösung vom Regensburg-Wiener Reiche, als der Beginn der politischen Wiedergeburt Deutschlands begrüßt. Noch sah man in Napoleon den Schutzherrn, der er hieß, und ahnte noch nicht, auf wieviel entlegene Schlachtfelder er die Landeskinder der Rheinbundstaaten schleppen und wie unerbittlich hart seine Willkürherrschaft auf den deutschen Vasallen lasten werde. Am 25. August 1806 schon erhielt man ein blutiges Anzeichen hiervon, als Napoleon zu Braunau den Nürnberger Buchhändler Joh. Phil. Palm, einen geborenen Schorndorfer, erschießen ließ, weil der wackere Mann die wahrscheinlich von dem Ansbacher Kammeraffessor v. Yelin (oder dem Altdorfer Schulrektor Joh. Chr. H. Adler?) verfaßte Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" verlegt hatte, die allerdings der landläufigen Beglücktheit über die neuen Gestaltungen trauernd widersprach. Aber eben so, in Freude oder Klage über den Rheinbund und seine französische Schutzherrlichkeit, sproß aus den Ruinen der deutschen Verfassungsform doch schon die erste Saat der deutschen Zukunftgedanken empor.

Das Unterliegen Preußens.

Als erstes weiteres nach Beendigung des alten Reiches erfüllte sich an Preußen die Lehre seines Großen Kurfürsten, daß es keine desolatere Politik gäbe als in großen Zeitläuften Neutralität.

1804, als Franz II. Kaiser von Österreich wurde, hatte Napoleon, der damals ein beständiges Zusammengehen mit dem Staate Friedrichs des Großen für möglich und fast natürlich hielt, den deutlichen Wink nach Berlin ergehen lassen, die 1795 genommene Stellung an der Spitze des durch die Demarkationslinie des Baseler Friedens umschlossenen Norddeutschland in ein entsprechendes norddeutsches Kaisertum umzuwandeln. Er hatte die Antwort erhalten, die auch noch Friedrich Wilhelms III. Söhnen das so gut wie Selbstverständliche war: der König sei nicht gesonnen, den Stand und die Würde seiner Vorfahren zu verlassen. Nach Gründung des Rheinbundes nahm man aber in Berlin das Projekt des norddeutschen Kaisertums wieder auf und verhandelte darüber mit Dresden und Kassel, den wichtigsten norddeutschen Höfen, da das Preußen überwiesene Hannover nicht selbständig in Betracht kam. Beiden Höfen war der Königstitel zugedacht, der in dieser Zeit billig wurde. Freilich den Kaisertitel ließ man, weil er in Dresden überaus verschnupfend wirkte, alsbald fallen. Es haben sich in diesen Verhandlungen, die als Vorläufer jener von 1850 und 1866 erscheinen, nacheinander 18 deutsche Staaten zu dem preußisch-norddeutschen Bündnis bereit gefunden, indessen außer Karl August von Weimar eigentlich niemand mit voller Aufrichtigkeit.

Da Hardenberg, der seit 1804 die auswärtigen Geschäfte, wenn auch vieldurchkreuzt, leitete, entschlossen war, Hannover zu behaupten, war Preußen genötigt gewesen, im Pariser Vertrage vom Februar 1806 den Vertrag von Schönbrunn zu bekräftigen. Inzwischen intrigierte nicht nur Österreich bei den Mittelstaaten gegen Preußen, sondern auch Napoleon, und dieser bot England an, ihm als Preis für den Friedenschluß Hannover zurückzuliefern. Am 7. August erhielt man in Berlin über dieses Doppelspiel volle Sicherheit durch Mitteilungen des preußischen Gesandten

in Paris, am 9. befahl der König Mobilmachung. Aber daneben her gingen wieder Verhandlungen, die nur Napoleon Zeit ließen, Preußen noch besser zu isolieren und durch Aufreizung der Pforte sowohl Rußland wie Österreich zu beschäftigen. Preußen behielt auf seiner Seite nur die wackeren Herzöge von Braunschweig und Sachsen-Weimar, sowie das widerwillig genug verbündete Kursachsen.

Trotzdem war man im Heere voll Siegeszuversicht. Wenn das aus dem Kantonalsystem gewonnene Heer der jetzt zu zwei Fünfteln polnisch bevölkerten Monarchie unter weiterer Anrechnung der geworbenen Bestandteile von Ausländern kaum als ein nationales, als ein landsmännisch-preußisches bezeichnet werden konnte, so waren die Offiziere einheitlich preußisch und von recht bedeutendem Selbstgefühl einer unüberwindlichen Schlachtenbewährtheit getragen. Die Armee war nicht in die Zeiten vor Friedrich dem Großen zurückgesunken, aber sie hatte in ihren Verhältnissen gerastet gerade während der Jahre, die Frankreich ein bewußt nationales Heer gaben und in denen Napoleon die neuartige Schulung seiner Generale und Soldaten auf siegreichen Schlachtfeldern befestigte. Im Gefühl unübertroffener, festgefügter Exerzierkunst, die den einzelnen Mann zur Zuverlässigkeit des Maschinenteils dressierte, glaubte man mit den französischen Truppen schon fertig zu werden, wenn diese auch Österreicher und Russen schlugen. Aber gerade diese festformierte Liniensteifheit der Preußen sollte der in allen Teilen des Kommandos und der Fechtweise größeren Beweglichkeit und dem Tiraillieren der Franzosen erliegen. Daß die Armee für den jetzigen Umfang des Staates und für die Zeitverhältnisse überhaupt zu klein war, davon wurde schon gesprochen.

Am 1. Oktober erging an Napoleon das preußische Ultimatum, das Anerkennung des norddeutschen Bundes und Abzug der Franzosen aus Deutschland forderte, die vom Rhein bis zum Inn ihre Truppenkörper verteilt und drohend schon Rheinbundtruppen gegen Thüringen vorgeschoben hatten. Am 6. Oktober erhielt Napoleon in Bamberg das Ultimatum, das ihm ermöglichte, in seinen Manifesten den König Friedrich Wilhelm auch noch als Friedensbrecher und Vergewaltiger des übrigen Norddeutschland hinzustellen.

Anstatt nun zu ermöglichen, daß die Hilfe des seit 1805 mit Preußen verbündet und mit Frankreich friedlos gebliebenen Rußland herankomme, wollte man einen fridericianischen Offensivstoß führen auf jener norddeutsch-süddeutschen Paßroute, die durch das Saaletal gebildet und heute von einer wichtigen Bahnlinie befahren wird. Aber man führte ihn mit halber Kraft, zahlreiche Regimenter waren in Ost- und Südpreußen zurückgeblieben; und unter dem Befehl des 72jährigen Herzogs von Braunschweig geschah alles mit ganz unfridericianischer Zögerei und Unentschiedenheit, die bald schon wieder den freiwilligen Rückmarsch bis hinter die Unstrut beschloß und antrat. Bei dieser Bewegung ereilte Napoleon die Preußen und schlug am 10. Oktober bei Saalfeld die ursprüngliche preußische Vorhut.

Hier fand der vielgenannte Prinz Louis Ferdinand den Tod, der 1772 geborene Sohn von Friedrichs des Großen Bruder Ferdinand: „sechs Fuß hoch aufgeschossen, ein Kriegsgott anzuschaun, der Liebling der Genossen, der Abgott schöner Fraun" (Fontane).

Dann schlug Napoleon am Morgen des 14. Oktober auf den Hochflächen des linken Saaleufers nordöstlich bei Jena die 40000 Mann des Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, der den Abmarsch nach der Unstrut decken sollte. Und gleichzeitig wurde die weiter unterhalb bei Auerstedt (westlich nahe bei Großheringen an der Saale) befindliche Hauptarmee des Herzogs, der selber am Anfang der Schlacht durch beide Augen geschossen wurde, von Davoust in ungleich schwererem Kampfe geschlagen, konnte aber in leidlicher Ordnung nach Sangerhausen zu abziehen. In zwei Niederlagen eines Tages, die durch ihren Zusammenfall vervielfacht niederschmetternd wirkten, war der Krieg entschieden und, ehe eine Woche seit der Kriegserklärung (8. Oktober) vergangen war, der stolze Waffenruhm Preußens vernichtet.

Der König war persönlich bei Auerstedt anwesend, hatte aber weder gewagt, den Befehl zu übernehmen, noch einen Ersatz für den verwundeten Herzog bestimmt. Längere

Zeit hatte General Scharnhorst (geb. 1755 als Pächtersohn zu Bordenau im Hannöverschen, † 1813) die Schlacht auf seinem Flügel gehalten, der unverstandene Generalstabschef des Herzogs. Auch der Reiterführer Gebhard Leberecht von Blücher hatte durch seine kühnen Attacken das Geschick des Tages vergebens zu wenden gesucht. Er war 1742 in Rostock geboren, aus altpommerischer Familie von mecklenburgischer Mutter, einer v. Bülow, war im Heere Friedrichs des Großen aufgewachsen, hatte Anfang der siebziger Jahre seinen Abschied genommen mit folgendem Briefe: „Der v. Jägersfeld, der kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen worden, ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied." Friedrich hatte den Rittmeister etliche Monate gefangen setzen lassen, damit er sich besser besinne, und als Blücher das nicht tat, genehmigt: „Er kann sich zum Teufel scheren." Er nahm eine schöne Frau und wurde pommerischer Gutsbesitzer; 1787 trat er wieder in die Armee und legte im holländischen Feldzuge wie in der Campagne in Frankreich den Grund zu seinem Ansehen als schneidiger Husar und Reitergeneral.

Schon waren, wie hier im Heere, auch im Staate die Kräfte vorhanden und mitwirkend, die Preußen wieder emporführen sollten. Fast alles gebürtige Nichtpreußen, vielleicht nicht einmal merkwürdigerweise: Männer, denen ihre persönliche Bedeutung und Schöpferkraft nicht durch festgefügte Verhältnisse und Traditionen um sie her von jung an gelähmt wurde, aber die im preußischen Staate und in dem preußischen Korpsgeist, in der preußischen Erziehung zum geschlossenen Zusammenwirken breiteinheitlicher Kräfte — in der Bureaukratie, wie in der Bevölkerung —, die Stelle erkannten, wo einzig für hohe deutsche Ziele einzusetzen sei.

So war der Reichsfreiherr vom Stein (1775—1831), dessen reichsritterliche Familienburg unterhalb der Burg Nassau auf demselben Felsen über der Lahn stand, nach Göttinger Studien 1780 in preußischen Dienst getreten und 1804 Finanzminister innerhalb des Generaldirektoriums geworden. Er hatte schon kleinere Neuerungen durchgesetzt, das statistische Amt und das Papiergeld in Preußen eingeführt und drängte lebhaft sowohl zu klarerer und kräftigerer Politik wie zur Abstellung der Kabinettsregierung. Darüber hinaus gingen seine großen Gedanken auf eine wahre deutsche Nation, innerlich wie äußerlich; wie er, der geborene kleine Souverän, freiwillig und feurig in Dienst und Pflicht des fridericianischen Staates stand, so machte er in dieser schicksalsvollen Zeit auch vor der Mediatisierung der mittleren und größeren nicht Halt. Nicht seinetwegen, sondern der Deutschen wegen dachte er, was er 1804 an den Nassau-Ulsinger Fürsten schrieb: „Sollen die wohltätigen großen Zwecke der Nation erreicht werden, so müssen die kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden; möge es die Vorsehung geben, daß ich dies noch erlebe!" Das war zunächst der norddeutsche Bund, was ihm hier vorschwebte, aber ihm doch eben nur ein Übergang war.

Dann ist Ernst Moritz Arndt da, der 1769 geborene schwedische Rügener, seit 1805 ao. Professor der Geschichte und Philologie im schwedisch-pommerischen Greifswald. 1803 hatte er, der Sohn eines noch als Leibeigener geborenen putbuser Gutsinspektors, seine Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen veröffentlicht, die den Adel entrüstete, aber den König Gustav IV. bewog, 1806 Leibeigenschaft und Patrimonialgerichtsbarkeit in Pommern und Rügen aufzuheben. Die ebenfalls 1803 erschienene Flugschrift „Germanien und Europa" setzte der allgemeinen deutschen Freude über das befreiende und neuordnende Frankreich bereits die Prophezeiung der unerträglichen Tyrannei entgegen, die aus diesem Welteroberungzuge der französischen Theorien, Verfassungsformen und Anschauungen praktisch hervorgehen werde. In der Zeit vor dem Kriege von 1806 begann er seinen „Geist der Zeit" zu schreiben, wovon der erste Band in diesem Jahre erschien. Hier predigte er Rückkehr zu Natürlichkeit, Gesundheit und Männlichkeit, Abkehr von der übergeistigten und überbildeten Verweichlichung, scharfe Aufräumung mit dem Überlebten und Veralteten und mit der Vielherrschaft, damit Deutschland selber das Werk und nicht fremde Tyrannenabsicht es tue.

Eine der fürchterlichsten Katastrophen, die je ein lebensfähiges Staatswesen erfahren, war über Preußen hereingebrochen, die fürchterliche Vergeltung für alle verdienstlose Selbstgefälligkeit und für die schwächliche Haltung des redlichen Königs. Schon am Tage nach den Schlachten verfügte Napoleon eine von Preußen diesseits der Weichsel zu entrichtende Kontribution von 159 Millionen Franken: die Ankündigung,

daß es galt, auch wirtschaftlich diesen Staat zu Gunsten des Eroberers zu erschöpfen, der überhaupt nur mit 24000 Franken in der Kriegskasse ausgezogen war. Die Tage nach den Schlachten sahen in Preußen nichts als Kopflosigkeit und Selbstaufgabe. Erfurt mit großer Besatzung und vielen Vorräten ergab sich sogleich am 15. Oktober in schimpflicher Weise, Spandau und die meisten anderen Festungen folgten eine nach der anderen nicht minder kläglich nach. Seit dem 27. Oktober residierte Napoleon in Berlin. Hohenlohe kapitulierte mit dem Rest seiner Armee bei Prenzlau in den Sumpfgegenden am Ukersee, am 28. Oktober. Der ihm zueilende Blücher schlug sich auf diese böse Nachricht hin nach Lübeck durch, mußte sich aber, als im dortigen Straßenkampfe die letzte Munition verschossen war, auch ergeben; Scharnhorst warf sich nach Mecklenburg. Friedrich Wilhelm und Luise waren auf der Flucht nach Ostpreußen, wohin Stein schleunigst noch die Staatskassen aus Berlin hatte schaffen können; die ganze westlichere Monarchie war in den Händen des Feindes.

Abb. 216. Ernst Moritz Arndt. Stich von Bollinger nach Buchhorn.

Und schlimm war auch die ehrlose Unterwürfigkeit innerhalb des höheren Beamtentums. Das Bürgertum hielt sich im großen und ganzen männlicher, es zürnte auf über die schleunige Parole, die auf die Kunde von Jena und Auerstädt der Berliner Gouverneur, ein Graf Schulenburg, am 17. Oktober durch Anschlag an die Bevölkerung ausgab: „Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht!" Wenn den Frauen zum Teil die fremden Uniformen und die Herren Franzosen darin in die Augen stachen, so erhob sich mancher wackere Mann an dem, was man von Scharnhorst, Blücher und von diesem oder jenem jungen Offizier hörte, von dem Deutschland noch weiterhin sprechen sollte. Allgemein war die Entrüstung über die „Federbüsche", die die Schmach verschuldet hatten und mehrten. Junge Offiziere schäumten vor Wut über die Kapitulationen; in Küstrin, das am 1. November die Übergabe vollzog, meuterten hiergegen mehrere Bataillone, in Hameln erschossen sich in der suggestiven Erregung der Schmach und des Zorns zwei Grenadiere gegenseitig mit den auf die Brust gesetzten Gewehren, um nicht ehrlose Soldaten zu heißen.

König Friedrich Wilhelm suchte Frieden nach. Aber da er nicht bloß alle Lande links der Elbe abtreten, sondern auch das russische Bündnis aufgeben sollte, konnte sein Ehrgefühl nicht über sich bringen, was Kaiser Franz nach Austerlitz skrupellos getan. Die Beratung im Hauptquartier zu Osterode am 21. November entschied zu Steins Freude die Verwerfung des schon von etlichen Ministern zu Charlottenburg unterschriebenen Waffenstillstandes.

Abb. 217. General L'Homme de Courbière. Ölgemälde in der Haupt-Kadetten-Anstalt zu Groß-Lichterfelde bei Berlin.

Unterdessen schaltete Napoleon von Berlin aus. Den Degen Friedrichs des Großen, den er einforderte — man gab ihm einen falschen — sandte er an seine Invaliden, die Viktoria vom Brandenburger Tore wanderte gleichfalls nach Paris, das er schon in den Feldzügen vorher begonnen hatte, mit den Kunst- und Bücherschätzen zu füllen, die er den entthronten Dynastien und eingenommenen Hauptstädten, am massenhaftesten natürlich aus Italien, raubte.

An jenem selben 21. November befahl Napoleon die „Kontinentalsperre", die, neben anderen Maßregeln gegen Freiheit und Eigentum englischer Privatleute, allen englischen Handel verbot und bestimmt war, England den Industrie- und Kolonialwarenimport nach dem Kontinent, die Quelle seines ungeheuren Reichtums, durch einen Federstrich zu entziehen. Das Land des Braunschweiger Herzogs, der seine tödliche Verwundung bis nach Ottensen bei Hamburg geschleppt hatte († 10. November 1806) und dessen Nachfolger sein Sohn Friedrich Wilhelm war, an den 1805 die schlesische Standesherrschaft Oels vererbt war, erklärte er für verwirkt und behielt sich auch Hannover, das neutral gebliebene Hessen-Kassel, das Fürstentum Oranien zur Verfügung vor. Mit Friedrich August III. von Kursachsen (1763—1827), der Preußens Sache sofort aufgegeben hatte, machte er am 11. Dezember im nach Posen verlegten Hauptquartier Frieden, nahm ihn als neuen König in den Rheinbund auf und verhieß ihm die preußischen Teile der Lausitz.

Da Napoleon zur Zeit mit den verstreuten kleinen norddeutschen Fürstenländern nichts anzufangen wußte, ihre Soldaten brauchte und da außerdem der seit den Mediatisierungen von 1803 und 1806 mit den französischen Landkartenschneidern gut bekannte nassauische Minister Hans von Gagern — ein rühriger, ehrlicher, humorvoller und auf seine Art romantisch-geschichtsliebender Hans in vielen Gassen — als freiwilliger Lebensretter germanischer Kleinstaaterei nach Posen eilte, so konnten auch die Ernestiner, obwohl man in Dresden sich in diesen Jahren mit allerhand vetterlichen Angliederungsgedanken getragen hatte, konnten die Anhalt, Schwarzburg, Reuß, Lippe und Waldeck der Aufnahme in den Rheinbund getröstet entgegensehen, wobei Schaumburg-Lippe durch ein Versehen der Franzosen in den Fürstenrang

hineingeriet. Napoleon wußte nicht, wo Waldeck und die Lippe eigentlich lagen, sonst wären sie der Verfügung für das Königreich Westfalen nicht entgangen, worin sie nachher als unbequeme Enklaven ausgespart lagen; er schalt denn auch nachher, bei diesem Handel düpiert worden zu sein.

Aber Preußen erlebte auch noch den von Napoleon durch Waffenverteilung unterstützten Aufstand in Polen, woran es sich übergessen hatte. Deswegen erschienen endlich, unter Bennigsen, russische Truppen des besorgt gewordenen Zaren, dessen Hauptkraft der Türkenkrieg (1806—1812) beschäftigte. Tapfer hatte das kleine preußische Heer unter Lestocq wochenlang die Weichselübergänge im Kulmerlande verteidigt; dann rettete es durch sein Eingreifen am 8. Februar die am 7. von Napoleon bei Preußisch-Eylau angegriffenen Russen und brachte Napoleon zum ersten Male um den Sieg. Das machte doch weithin gewaltigen Eindruck und erschütterte ihn selber so sehr, daß er den König Friedrich Wilhelm mit Lockungen und Drohungen zugleich von dem Zaren zu trennen suchte, vergeblich. Es ermutigte aber auch die Stimmungen in Preußen und, soweit sie davon hörten, die wenigen wackeren Kommandanten, die sich gegen die Franzosen und Rheinbündler hielten. Dies tat das kleine Kosel in Schlesien unter Oberst Neumann, während Breslau, Schweidnitz fielen, ferner Glatz, dessen Umgegend Graf Götzen zum Kleinkrieg organisierte; ebenso dauerte der siebzigjährige Courbière in Graudenz bis zum Tilsiter Frieden durch und ließ auf die Mitteilung, es gebe keinen König von Preußen mehr, zurücksagen: Na, dann sei er König von Graudenz. Kolberg hatte einen zur Kapitulation geneigten Kommandanten v. Loucadou, da brachte der ehemalige Schiffskapitän und jetzige Bürgerrepräsentant Joachim Nettelbeck (1738—1824), der schon im Siebenjährigen Kriege die Stadt verteidigen geholfen, die Bürgerschaft gegen den Obersten auf die Beine und erbat beim Könige brieflich einen neuen Befehlshaber, als welcher der Major von Gneisenau erschien.

Gneisenau war 1760 zu Schilda oder Schildau (im damaligen Kursachsen, jetzt in der preußischen Provinz Sachsen, unweit Torgau) geboren, aus österreichischer Adelsfamilie; sein Vater, dem die Gattin folgte, stand bei der Reichsarmee und nach der Schlacht bei Torgau brachte eilige Flucht der jungen Mutter den Tod. Aus schwieriger, ärmlicher Kindheit, in die Jesuitenerziehung und Erfurter Studien sich eingliedern, und aus verschiedenartigen Kriegsdiensten, die ihn u. a. mit den verkauften Ansbach-Bayreuthern für England nach Amerika führten, kam Gneisenau 1786 in preußische Dienste, stand lange in Jauer und focht bei Jena mit.

Nun erschien der Unbekannte unter den Kolbergern, ein feingebildeter, überlegener, hell einsichtiger, fröhlicher, wagender Offizier, der, statt sich bloß belagern zu lassen, mit dem alten Nettelbeck, seinem Bürgeradjutanten, zusammen die Beunruhigung gegen die Einschließer trug, während ganz in der Nähe mit dem gleichen Ziel der bei Auerstedt verwundete und im Kolberger Lazarett genesene Husar Ferdinand von Schill (1776—1809, wie Körner ein Sachse, aus der Nähe von Dresden) seinen Freischarenkrieg auf eigene Faust zu führen begann. Die näherrückenden Werke der Belagerer von Kolberg und sogar mehrtägige Beschießung schreckten Stadt und Befehlshaber nicht; so hat sie sich bis zum Frieden behauptet. Gneisenau wurde hierfür Oberstleutnant und Ritter pour le mérite, Nettelbeck erhielt das Recht, Marineuniform zu tragen, und der eine war ein berühmter Soldat, der andere ein noch angesehenerer und froherer Bürger geworden. Und Gneisenau war einer von denen, die die Zeit und ihre Bedingungen verstanden. In diesen Wochen um Tilsit sprach er aus, Frankreichs Übergewicht beruhe darauf, daß „die Revolution alle Kräfte geweckt und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben" habe; es gelte, auch sich nunmehr diese Ergebnisse der Revolution zuzueignen.

Inzwischen war Hardenberg, der im Frühjahr 1806 entlassen war, im April 1807 zum leitenden Minister mit dem Portefeuille des Auswärtigen berufen und, was wichtig, damit die Kabinettsregierung abgetan worden.

Zuerst hatte, als Haugwitz Ende 1806 entlassen wurde, der König den Freiherrn vom Stein berufen wollen, dieser aber weitgehende Reformen und vor allem, um eine

freiere und reinere Entfaltung von Ehr- und Pflichtgefühl der Fachminister zu gewinnen, kollegiale Beratung der Minister und somit eben die Auflösung der Kabinettsregierung gefordert. Das trug ihm, bei dem kurzfertigen Verhalten Steins gegen die überwiegende Unlust des Königs, den vielerwähnten Brief des Königs vom 4. Jan. 1807 ein: „Sie sind ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kaprizen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Hasse handelt."

Hardenberg (vgl. auch S. 343) war ein reicher Herr aus altem Hause; kein Mann von geschichtlich fundiertem, selbstlos-großartigem deutschen Gefühl, wie es Stein mit dem offenen, unbekümmerten Blick des Westdeutschen und Rheinnachbarn für das Modernförderliche und Gesundnotwendige verband. Er war persönlich eher ein Grandseigneur aus der Zeit des ancien régime, mit einem kräftigen Anfluge von sinnlicher Leichtfertigkeit, aber gescheit, geistvoll, mit Goethe aus munteren jungen Jahren bekannt, liebenswürdig, Männer und Frauen bestrickend, mit dem freundlichen Talent ausgestattet, alle von der besten Seite zu nehmen, als Staatsmann eklektisch, anpaßlich an die stärkere Strömung, im Grunde menschenfreundlich, ehrlich und gut. Seine Reformbereitschaft entstammte der französischen Schule: den Hannoveraner, der auf sein an eine fremde Macht gekettetes Heimatland nicht viel gab, belasteten in Preußen keine ererbten und eingewurzelten amtlichen Überlieferungen. Aber der preußische Staatsgedanke hatte ihn ganz für sich gewonnen, während ihm ein eigentlich deutsches Wollen und ein Verstehen der bewußten Deutschen allezeit fremder blieben. Sein redliches Trachten ward die Wiederherstellung Preußens und dessen Befreiung, und er hatte die Klarheit, an die sich darbietenden Kräfte anzuknüpfen, auch wenn ihm Gedanken, wie die Steinsche Selbstverwaltung, niemals ganz einleuchteten und eine gute, geklärte und aufgeklärte zentralistische Bureaukratie ihm das an sich Ersprießlichere erschien.

Abb. 218. Joachim Nettelbeck. Steinzeichnung von L. Heine.

Hardenberg trachtete sofort zu Österreich hinüber, um sich nicht nur auf die russische Freundschaft zu verlassen, und sah dessen Beitritt in dem Vertrage von Bartenstein mit Rußland vor. Man rechnete auch auf England und Schweden und verpflichtete sich beiderseits zur Niederlegung der Waffen erst nach der Befreiung ganz Deutschlands und nach einer allgemeinen Wiederherstellung (die ungefähr der später 1814 erfolgten entsprach). Aber ehe diese Politik die beabsichtigten Kreise zog, wurde Bennigsen am 14. Juni bei Preußisch-Friedland von Napoleon geschlagen, und nun hatte der impulsive und unbeständige Zar vom Widerstand genug. Er bot, ohne den König zu benachrichtigen, Waffenstillstand an und einigte sich mit

Napoleon auf Schutz und Trutz gegen England, was ihm Erfüllung seiner Ziele in Finnland verhieß.

Am 26. Juni wurden bei einer persönlichen Unterredung der beiden Kaiser unter vier Augen, auf einem überzelteten Floß auf der Memel, diese Pläne gesponnen, der Zar ganz und gar von Napoleon bezaubert; es tauchten wieder die früher schon erwähnten Ideen auf von der Teilung der kontinentalen Führung unter den Kaiser des Ostens und den des Westens, die auch die gemeinschaftliche Aufteilung des mittelländischen Orients unter Ausschluß Englands in Aussicht nahmen. Erst nach der Aussprache der beiden Kaiser wurde der so leichten Herzens verlassene Bundesgenosse des Zaren zugelassen. „Aus Achtung für den Kaiser aller Reußen", so wurde offiziell betont, verzichtete Napoleon auf die völlige Vernichtung Preußens. Sein Friede zu Tilsit mit diesem vom 9. Juli war nur ein mittelbares Anhängsel des mit Rußland am 7. abgeschlossenen, und der König machte nicht Abtretungen von
1807. seinem Lande, sondern in demütigender Weise erhielt er einen Teil zurück.

Preußen verlor die linkselbischen Lande, den Kottbuser Kreis, sowie den weitaus größten Teil der polnischen Beutestücke. Hierbei kamen zwar auch der Netzedistrikt, Thorn und Posen wieder in fremde Hand; sonst mochte dieser Verlust nachträglich als ein befreiender Aderlaß betrachtet werden. Aus den Abtretungen an der Warthe und Weichsel wurde für den König von Sachsen, der nun auch die Lausitzer Teile mit Kottbus erhielt, ein neues Herzogtum Warschau gemacht, nachdem der Kreis Bialystock für den russischen Verbündeten Preußens abgezweigt war; auch Neuschlesien wurde zu jener Neuschöpfung geschlagen, obwohl es gar nicht im Tilsiter Frieden abgetreten war. Das von dem preußischen Westpreußen umschlossene Danzig wurde mit kleinem Landgebiet freie Stadt mit französischer Besatzung.

Bis zum letzten Augenblick hatte Preußen sich bemüht, wenigstens Magdeburg zu retten, ohne das die Elbgrenze schutzlos war; selbst die Königin Luise entschloß sich, Napoleon persönlich am 6. Juli darum zu bitten. Dieser, der niemals edlere Frauen gekannt hatte und dessen Verhältnis zum weiblichen Geschlecht ein lediglich durch Zeitmangel gemilderter brutaler Sultanismus war, hatte gegen die preußische Königin von Anfang an einen gewissermaßen instinktiven Haß gehabt und stets sie als die Anstifterin dieses Krieges bezeichnet. Er behandelte sie höflich und aufmerksam, sprach am nächsten Tage noch viel über seinen Eindruck von ihr, ließ aber die Bitten, die man ihr klügererweise hätte ersparen sollen, nach eigenem Ausdruck ablaufen, wie Wasser vom Wachstuch.

Erfurt wurde eine unmittelbare französische Enklave in Deutschlands Mitte; aus den übrigen linkselbischen Abtretungen Preußens nebst den welfischen Landen und Kurhessen und der von Sachsen abgelassenen Grafschaft Mansfeld formte Napoleon am 18. August 1807 das Königreich Westfalen mit der Residenz Kassel, das er seinem Bruder Hieronymus, Jérome, als Satrapie übergab, dem enfant perdu der Familie Bonaparte, leichtfertig-schlaff und „lüderlich bis zum Ekel", wie Napoleon selber von ihm sagte.

So richtet sich nun in Kassel eine der widerwärtigsten Episoden der deutschen Geschichte ein. Das neue Königreich sollte eine Art Musterschöpfung für die deutschen Vasallen werden, eine angepaßte Übertragung des französischen Zentralisationschemas unter Wegräumung des Historischen und mit egalisierender Verfassung, die alsbald ausgearbeitet wurde. Eine Anzahl bedeutender Männer gab ihren Namen und ihre Tätigkeit zu dieser Neuschöpfung her, darunter auch Johannes Müller aus Schaffhausen (1752—1809), der in vielen Stellungen schon umgewanderte berühmte Geschichtschreiber der Schweiz und freischauende Universalhistoriker, dessen wundervolle Genfer Vorlesungen freilich erst nach seinem Tode, ins Deutsche übersetzt, als „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte, besonders der europäischen Menschheit" erschienen sind. Die hoffnungsvollen Stimmungen, womit Müller von Berlin, wo er die Geschichte des Großen Friedrich schreiben sollte, dem Rufe nach Kassel folgte, wurden von vielen

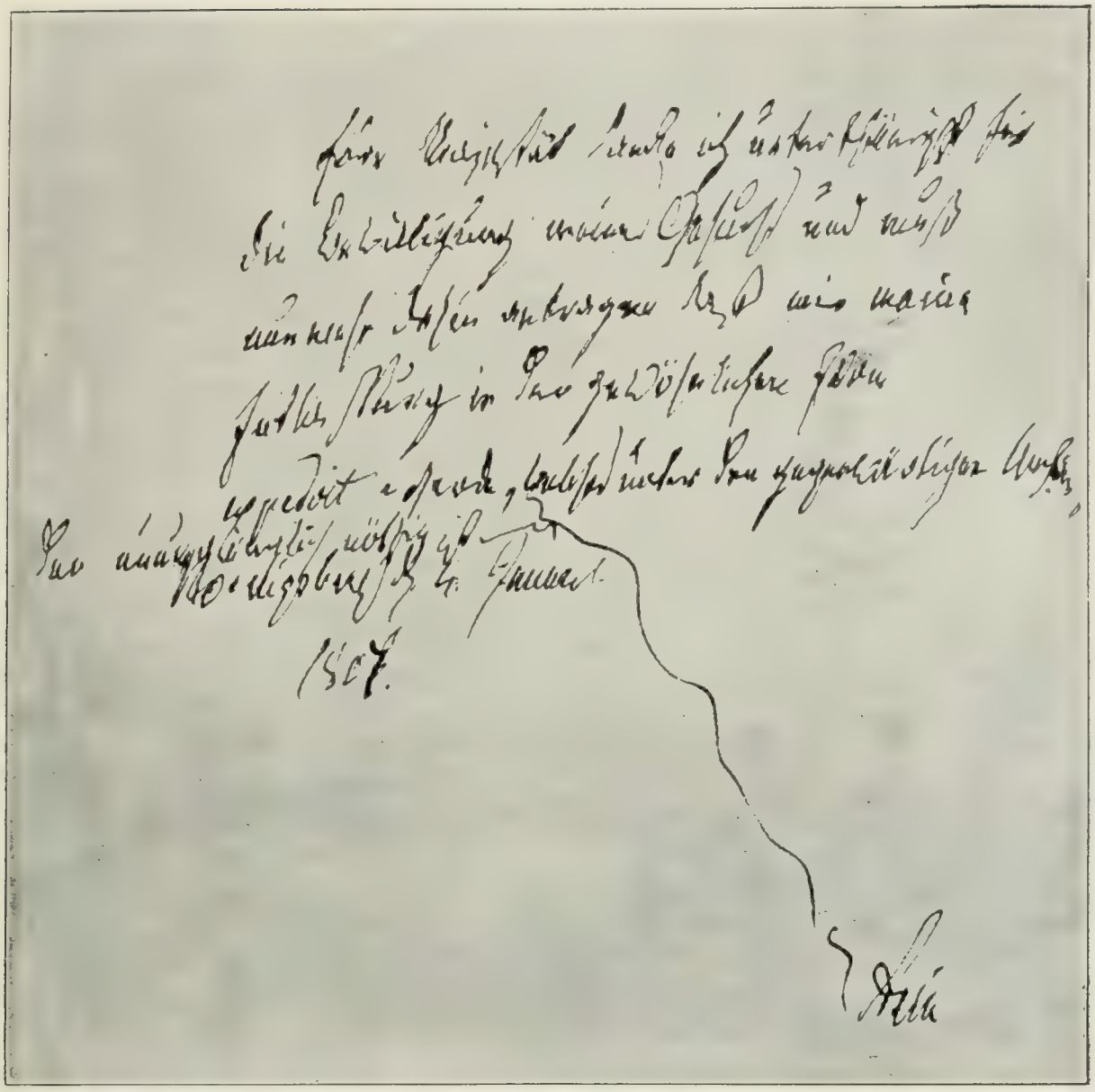


Abb. 219. Antwortschreiben Steins vom 4. Januar 1807. Nach dem Original im Kgl. Geh. Staats-Archiv.

Bürgern des neuzusammengesetzten Königreichs geteilt. Man begrüßte ohne sonderliche Schmerzen der Pietät die Beseitigung der geschichtlichen Landschaftelei und namentlich der Feudalrechte, trug gerne die Kokarde mit den neuentdeckten Nationalfarben dunkelblau-weiß und hatte auch den allzu lustiken Jérome ganz gern, an dem anfänglich mehr nur die Gutmütigkeit aller haltlosen Naturen beachtet wurde. Aber bald schlug die Stimmung in tiefe Beelendung um, an der auch Johannes Müller innerlich zugrunde ging. Der Troß von Abenteurern und Abenteurerinnen um Jérome führte zu einem Finanzregiment der schamlosen Erpressung, und die Reformen blieben im ganzen eine oberflächliche Gleichmacherei durch den scheinbar liberalisierenden Absolutismus, den Napoleon selber durch das Werkzeug der brüderlichen Beziehung ausübte.

Echte Reformen begannen nur in Preußen, aus der furchtbaren Lehre und Aufrüttelung heraus, die ihm widerfahren war. Und sie wurden dadurch so schöpferisch, daß sie sich die Hand reichten mit dem politisch-vaterländischen Verständnis und Willen, wozu nunmehr endlich der deutsche Bürger, nicht bloß in Preußen, herangewachsen und reifgeworden war. Freilich mußte alles geschehen unter dem schwersten Druck der politisch-militärischen Lage, sowie der herbsten materiellen Not des Staatsganzen und seiner Bürger. Die Höhe der Kontribution, die Preußen zu zahlen hatte, war beim Friedenschluß infolge eines preußischen Versehens nicht festgesetzt worden

und bis zur Zahlung sollte das Land von den Franzosen besetzt gehalten werden können. So verstanden diese meisterhaft, immer neue Rechnungen aufzustellen, das Land bis zur Erschöpfung auszusaugen, hauptsächlich für den spanischen Krieg Napoleons, der 1808 mit der Entthronung der Bourbonen und Einsetzung Josefs (ob. S. 367) begann. Zu dem Allem ließ man die Bevölkerung noch die Kosten und Lasten der französischen Einlagerung tragen, während andererseits die unvermittelte Maßregel der Kontinentalsperre als Vernichtung der gewohnten Handelsverhältnisse viele Existenzen vernichtete und vielfältige Teuerung heraufbeschwor.

Vorbereitungen der Befreiung.

Vorgänge im Deutschtum.

Wir haben die Entstehung eines mittelalterlichen Nationalbewußtseins der Deutschen beobachtet, es dann sich zur Zeit der Humanisten, Huttens und der Reformatoren zu neuen Höhen entflammen sehen und es nach dem Dreißigjährigen Kriege noch immer lebhaft und verbreitet genug vorhanden gefunden, so daß es erst unter dem Absolutismus und der Vielstaaterei resigniert zu Ende geht und erlischt. Der Deutsche wird bis zum 18. Jahrhundert so sehr Kosmopolit, daß er darüber sogar seines altüberkommenen, von den Stämmen inzwischen auf die Einzelstaaten hinübergeleiteten Partikularismus zu vergessen scheint. Nur an einzelnen Taten und Männern erhebt sich ein aufwallender allgemeindeutscher Stolz, doch er verläuft sich wieder in die literarische Form, ins Geistige, dessen eifriger schöner Kultus die vom staatlichen Leben leergelassenen Geister an sich zieht und ausfüllt. Aber eben aus der Literatur heraus ist der Nation dann ein bewußtes nationales Empfinden zuerst wiedergegeben worden. Wir haben die Entwicklung in Schiller verfolgt; wir haben nun davon zu sprechen, wie sie sich umsetzt in die der Nation. Es kann nicht genug betont werden, daß das deutsche Leben des 19. Jahrhunderts eine Frucht selbständiger deutscher Anschauungswandlungen und keiner mechanischen Anlehnung an fremde Beispiele ist, daher auch nie nach solchen sich zu richten hat und nicht anders als vergleichend an ihnen geprüft werden darf. Denn auch die Freiheit, von der man immer sprach, war uralte deutsche Freude; die Vorgänge in Frankreich ließen das Wort lediglich in neuen politischen Ahnungen aufleben, die doch aus dem Volke heraus keine kahle Nachahmung Frankreichs begehrten.

> Man war inzwischen *stolz* geworden, Deutscher zu sein. *Damit* fing es an. Die deutsche Sprache, in der klassischen Zeit durch die großen Heroen unserer Literatur meisterlich ausgearbeitet, sie war es, die all der jetzt auf ihrer Höhe stehenden Geistesblüte und Kultur als Trägerin diente; sie war Siegerin geblieben über das zünftige Latein des Gelehrten und über das Französisch der feineren Konversation, man sprach jetzt deutsch und wußte es, daß die erhabensten Leistungen der Dichtung und des Geistes in deutsches Gewand gekleidet waren. Aber was sich damit entwickelt hatte, war zunächst doch immer nur erst ein gemeinsam deutscher Bildungstolz und noch kein Vaterlandsgefühl.
>
> Man kam zum Vaterlande und zum nationalen Wesen im weiteren Kreise auch dann noch nicht, aber man kam ihm doch eine Stufe näher, als sich in der deutschen Literatur und bis zu einem gewissen Grade in der Geisteswelt überhaupt jener Umschwung vollzog, den wir den Übergang von der klassischen zur *romantischen Schule* nennen. Damit hatte sich die *Freude am Deutschtum* trotz alles poetischen Gewinns aus indischen Märchen und keltoromanischen Heldenstoffen völlig und siegreich durchgerungen, aber in einer besonderen und eigentümlichen Form. In der Romantik vor allem bestimmend war und blieb derjenige Sinn und Geist, der aus *Klopstocks* deutschen Gesängen, aus dem Sinn des jungen eichengeschmückten Göttinger *Hainbundes*, aus den Bardenepen von der Hermannschlacht im Teutoburger Walde, aus dem Götz von Berlichingen und aus dem deutschen historischen Bürgertum im ersten Teile des Faust seine Nahrung gezogen hatte, also der Sinn für deutsche Ver-

Abb. 220. Deutschland zur Rheinbundzeit. Aus Putzgers Historischem Schulatlas, bearbeitet von Baldamus und Schwabe.

gangenheit und die Verbindung mit dieser; die frische Morgenluft deutschen Wesens, von der Achim von Arnim sang, sie wehte aus der Vergangenheit her, deutsch und mittelalterlich waren ineinander übergehende und ineinander verschwimmende Begriffe.

Hier ist auch endlich, da nun die größere Gesamtheit sich mit ihm zusammenzufinden vermag, von Justus Möser (1702—1794) zu reden, dem hochgebildeten Staatsmann seines Heimatlandes Osnabrück, dem Verfasser der „Osnabrückischen Geschichte" (1768 ff.) und der für seine Anschauungsweise wichtigsten „Patriotischen Phantasien". Möser war ein helläugiger Weltmann, der zeitweilig in London Gesandter gewesen ist, und ein durchaus originaler realistischer Betrachter und Kritiker der Gegenwart um ihn her. Eben dies hat das gesund Deutsche in dem nach höchstem Sinne selbständigen Manne hinweggelenkt von dem schematischen und juristischen Beamtenstaat seiner Zeit auf die Betonung des Geschichtlichen und Deutscheigenen, hat ihm seine, wie man sagen darf, aufgeklärt konservative Richtung gegeben, die zugleich durchweht ist von deutschechtestem (nicht schematisch importiertem) männlichen Freiheitstolz. Sie hat denselben Mann, der durch die vortrefflichste Art volkstümlicher sozialer Belehrung- und Erziehungschriften seiner Zeit und seinen Landsleuten voran zu helfen gewußt hat, — noch nicht zum Vorkämpfer der Nation als eines Volksganzen oder gar schon des Nationalstaates —, wohl aber zu einem der frühesten und kerntüchtigsten Anwälte deutscher Selbstachtung und deutschgeschichtlichen Heimatsinnes gemacht; als welcher er sich freilich auf einem besonders entsprechenden und gesund gebliebenen ländlichen Boden, dem östlich-westfälischen befand. Völlig hat ihn nach alledem, über seine kleinen weltmännisch-populären Traktätchen hinaus, erst das 19. Jahrhundert zu verstehen und zu würdigen vermocht.

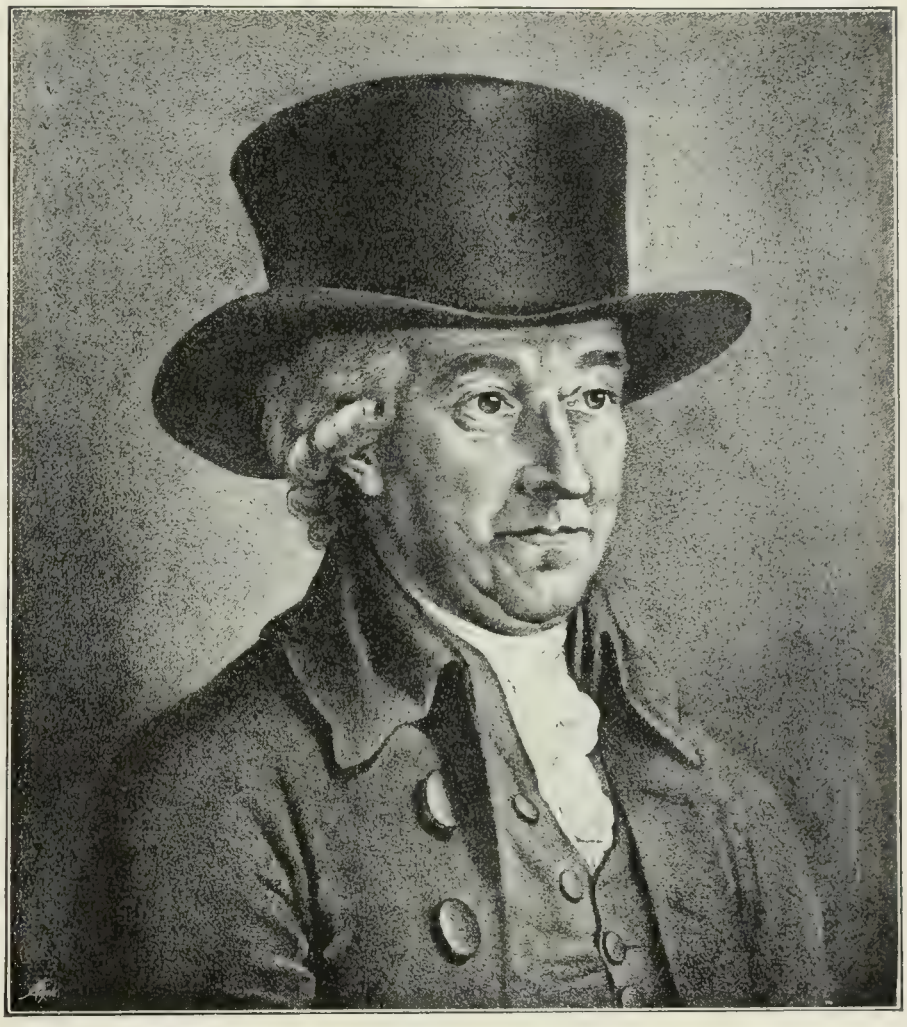


Abb. 221. Justus Möser. Schabkunstblatt von J. G. Huck.

Damit ist zugleich gesagt, was Möser von der künftigen Romantik scheidet. Er ist durchaus realer Heimatpatriot und Sozialpolitiker, während der gleiche deutschgeschichtliche und heimatgeschichtliche Sinn, der ihm nur die Anschauung und Erfahrungslehre gibt, bei der wirklichkeitfremden Romantik zum Selbstinhalt wird. Wo die Burgen und die grauen Städte der Geschichte winkten, da fand die Romantik ihre Anknüpfung, erst durch die historische Landschaft hindurch fand sie das Eindringen in die Natur, in die Poesie der Wanderstraße und der Flußfahrt, in die farbige Schönheit von Tal und Berg, fand sie jene feinere, bis zur Schwermut sehnsüchtige Empfindung der Natur und ihrer Stimmungsgewalt, wofür sie das Symbol der blauen Blume erträumte. Mit dem Getriebe des Lebens und mit der Gegenwart des Tages hatte die Romantik nichts zu tun. Die Romantiker hatten aber gezeigt, daß weit zurück hinter dem kosmopolitischen oder auch französelnden Zeitraum des 17. und 18. Jahrhunderts eine vergessene große Welt eigenen deutschen Lebens und deutscher Gesittung schlummere. Sie hatten den

Minnesang und das Rittertum des 12. und 13. Jahrhunderts und das kraftbewußte deutsche Bürgertum des 14. und 15. Jahrhunderts aus dem Dornröschenschlaf aufgeweckt, sie hatten ferner den im wirklichen Sinne romantisch-historischen Fluß, den Rhein — bezeichnenderweise in einer Zeit, wo der Rhein politisch am wenigsten dem Vaterlande angehörte — sie hatten in glücklicher politischer Achtlosigkeit gerade ihn zum deutschen Strome vor allen übrigen, zum echtesten Kleinod des Vaterlandes erhoben. Das wurde doch von größtem Wert für die damalige Mitwelt und baldige Zukunft. Und als dann zu gleicher Zeit die Realien, die Formen und Zustände der versunkenen mittelalterlichen deutschen Welt durch die romantisch angeregten Historiker und die junge Romantikerwissenschaft der Germanistik wieder aufgegraben wurden, da boten sich denn zum erstenmal auch die staatlichen Einigungen dieser alten deutschen Zeit der allgemeinen Beachtung dar. Man begann ein Singen und Sagen vom alten Reich und von deutscher Kaiserherrlichkeit, man griff phantastisch zurück auf die Zeiten der sächsischen Herrscher und der hochgemuten Staufer und träumte vom Reiche, wie nur herrlich und groß es zu den Zeiten gewesen sei, wo sie die Krone getragen und das Schwert der Deutschen geführt — und so auf diesem gelehrten Umwege, so zum erstenmal begann man zu vergleichen mit der eigenen Gegenwart, da Reich und Kaiser ein Popanz geworden und in Spott und Schande beiseite getan waren. Auf solchem Wege wurde man im Gegensatz zu dem anfänglichen Rheinbundshochgefühl inne der politischen Jämmerlichkeit der eigenen Zeit, wurde damit nun aber auch reif zum eigenen Wollen im Schillerschen Sinne, zum Gedanken der Selbsterschaffung und Selbstbehütung eines ehrenvollen Vaterlandes.

In der Zeit der herbsten Trübsal und materiellen Not nach 1806 und 1807, da haben die Deutschen in der breiten bürgerlichen Schicht begonnen zu erkennen, wohin die kosmopolitischen Träume geführt hatten, daß Tyrannei das Ende sei, welches aus dem in Tatsachen umgesetzten Universalgedanken hervorgeboren worden; daß Weltbürgerei und Freiheitlichkeit im Denken, Geringschätzung und Vernachlässigung des Staatsgedankens nicht zu bewahren vermöchten, sondern unter Umständen nur den Zugang von außen erleichterten für Unfreiheit trostlosester Art und für einen Zustand, bei dem sie selber in leeres Nichts zerflössen. Und wenn man sich frug, was denn übrig geblieben sei als Ersatz, was von all den gepriesenen geistigen Gütern noch zu trösten vermöge über das politische Elend und die tägliche Lebensnot, da fand man, daß gar nichts geblieben sei und daß auch Kunst und Wissenschaft nicht zu bestehen vermöchten und ohne staatliches Gedeihen gar nicht vorhanden seien. Diese Fragen hat man sich ernstlich vorgelegt und die Antwort schon damals gefunden und eindringlich wiederholt. Seit etwa 1802 predigte es E. M. Arndt, daß das geistige Leben zur innerlichen Gesundheit und Wahrheit dessen bedürfe, fest und kräftig im Boden von Volkstum und Staatsleben zu wurzeln. Nun hatte er schmerzlich genug die allgemeine Zustimmung gefunden, in jener Weise, wie es noch Körner wieder ausdrückte in seinem Gedichte „Was uns bleibt“:

Rühmet nicht des Wissens Bronnen,
Nicht der Künste friedensreichen Strand!
Für die Knechte gibt es keine Sonnen,
Und die Kunst verlangt ein Vaterland.
Aller Götter Stimmen sind verklungen
Vor dem Jammerton der Sklaverei,
Und Homer, er hätte nie gesungen:
Doch sein Griechenland war frei!

Man hatte ehrlich erkannt, was überhaupt politische Unfreiheit bedeute und daß letzten Endes geistige Freiheit abhängig sei von Freiheit und Gedeihen des Staates. Und mit dieser Erkenntnis zugleich blitzte nun auch den bisherigen Kosmopoliten jener in Schillers Johanna von Orleans ausgesprochene Begriff auf, dem man sich fortan nicht mehr entziehen konnte: der Begriff der politischen Schande und der politischen, der nationalen Tüchtigkeit und Ehre. Damit aber war das Neue mit einem Schlage da, war der Gedanke nationaler Befreiung des Vaterlandes lebendig geworden. Jetzt verband sich dieser auf das innigste und glühendste mit jenen vorhin erwähnten Hervorbringungen der klassischen und der romantischen Periode, mit dem Gefühl der deutschen Geistesgemeinsamkeit, mit dem Stolz des deutschen Namens und mit dem Traum von der Wiederherstellung eines machtvollen Reiches.

In der Regel ist es ja sehr schwer, geistigen Bewegungen einen ersten chronologischen Punkt, einen Anfangstermin zu setzen. Aber hier kann man sagen: 1807 ist dies Gefühl schon allgemeiner vorhanden. Nicht bloß das tiefgefühlte Streben nach

Befreiung und staatlicher Wiedergeburt, sondern jetzt auch die Gedanken, die unbedingt ergänzend dazu gehören und deren Mangel eben in der vorhergehenden Periode das staatsbürgerliche und damit die Möglichkeit für nationales Bewußtsein so völlig hatte untergehen lassen: der Gedanke und das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Schicksalsverbundenheit von Fürst und Volk.

Nun ist es mit dem Mechanismus des absoluten Staates innerlich zu Ende, nun ist das Verlangen reif geworden, anstatt Untertan oder Nichtwisser vom Staat Staatsbürger zu sein, mitempfindendes, mitwirkendes, mithandelndes und mitverantwortliches Glied des Ganzen. Und damit ist die Stunde gekommen, um ein Pflichtgefühl, wie es Friedrich der Große als der einzig Verantwortliche für seinen Staat getragen hatte, auszudehnen in die große Breite dieser neuen Staatszugehörigen nach seelischem Anteil; die Stunde ist da, um den Drill, den Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn der Tüchtigkeit der Preußen gegeben, nunmehr aus der Strenge und Zucht des Absolutismus in die edlere Zucht eines Kantischen kategorischen Imperativs, eines Verantwortungsgefühls Aller aus sich selbst zu vertrauen. Das ist die Logik, aus der eben in diesem Moment, 1807, die Reformzeit in Preußen eingesetzt hat, die in allem sich dadurch kennzeichnet, durch gewiesene staatsbürgerliche Rechte und gewiesenes allgemeines Staatsbürgertum heranzuziehen und heranzuerziehen auch zu staatsbürgerlicher Selbstverständlichkeit der Pflicht.

Preußische Reformen.

Nach dem Tilsiter Frieden berief der König wieder den Freiherrn vom Stein, es heißt, mit unter der Einwirkung eines hingeworfenen Rates Napoleons: c'est un homme d'esprit. Auch Königin Luise, die, nicht gänzlich frei von Launen für oder gegen und von anderen Schwächen des Geschlechts, doch immer über alles Persönliche hinweg eine herzliche und eifrige Teilnahme für das Geschick des Staates als solchen gehabt hat, hat hierzu mitgewirkt; „großen Herzens, umfassenden Geistes", so schreibt sie damals von Stein, „weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen liegen". Stein, der sich nach Nassau zurückgezogen hatte, nahm ohne kleinliches Zaudern an, unter Betonung der Pflichten, die der Augenblick enthalte. Im September 1807 trat er das Amt als erster Minister an.

Am 9. Oktober erschien zunächst der von dem Ministerialdirektor Heinr. Theod. v. Schön und dem ostpreußischen Provinzialminister Fr. L. v. Schrötter schon vorbereitete Erlaß „über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums". Durch ihn wurde die Erbuntertänigkeit für ganz Preußen aufgehoben, also das Verhältnis in den Domänen auf die Adelsgüter ausgedehnt. Ferner wurde durch den Erlaß der Übertritt der Bauern in den Bürgerstand sowie ihr Ankauf von adligem Land ermöglicht, andererseits wurde das bürgerliche Gewerbe geadelt, indem dasselbe auch dem Edelmann „ohne Nachteil seines Standes" freigestellt wurde. Damit waren, unbekümmert um den Zorn des Adels über den „jakobinischen" Minister, die fühlbarsten sozialen Unterschiede beseitigt oder gemildert. Auch den kleinsten Leuten war die unverkümmerte Anhänglichkeit des Freien an den Staat geschenkt, der ihm und den Seinen Schutz gewährt, Lebenswege und Emporkommen zeigt und mit dem sein eigenes Wohl und Wehe verbunden ist. Zugleich wurden eine Menge alter Beschränkungen der Verkehrs- und Gewerbefreiheit, wie der Mahlzwang und die örtlichen Monopole der Bäcker, Schlächter, Höker aufgehoben. Mit Martini 1810 sollte die Erbuntertänigkeit aufhören, d. h. der Bauer nicht mehr bei Wegzug oder Heirat oder wegen des Berufes seiner Kinder den Gutsherrn fragen müssen. Der Adel hat von der Freigabe der bürgerlichen Berufe für ihn zunächst wenig Gebrauch gemacht. Dagegen hat er auf dem Wege der Freigabe des Ankaufs adliger Güter das reichere Bürgertum in seine Reihen eindringen, sich anpassen und durch erlangte Adelspatente zur Verbreiterung und Wiederbefestigung dieses Standes beitragen sehen, was zwar nicht die Absicht des Steinschen Erlasses war, aber dem Staate durchaus zugute gekommen ist. — Waren jenes auf Preußen angepaßte, maßvolle Anwendungen der modernen grundsätzlichen Freiheits- und Egalitäts-

gedanken, so ging verselbständigter aus dem schöpferischen Genie des großen Reformators hervor die preußische Städteordnung vom 19. November 1808, die die Abstufungen des Bürgerrechts aufhob und die kommunale Selbstverwaltung mit Magistrat und Stadtverordneten, hervorgegangen aus Wahlen der gesamten Bürgerschaft, einführte. Wohl hat auch hier das neugeformte Frankreich ein gewisses Vorbild, doch mehr zum Lernen als zum Nachahmen geboten; während das französische Munizipium immer wesentlich das darin wohnende Teilstückchen der souveränen und unteilbaren Nation bleibt, stellt sich die Steinsche Stadtgemeinde viel mehr als eine in sich geschlossene, heimatwurzelnde, aus dem innersten deutschen Wesen verstandene Selbständigkeit dar. — Das dritte Große war ein Verfassungsplan, der aber Entwurf blieb: mit beratenden ständischen Provinziallandtagen neben der Verwaltung der Oberpräsidenten, aus Ritterschaft, Städten und Bauernschaft, und mit darüber schwebenden und den ganzen Staat umfassenden, die Krone beratenden Reichsständen.

Aber für noch so beschränkte und über dem Historischen aufgebaute konstitutionelle Neuerungen vermochte der Reformator den König am wenigsten zu erwärmen. So war dieser Gedanke unerledigt, als aus einem aufgefangenen Briefe die auf die Abschüttelung der Fremdherrschaft zielenden Grundgedanken Steins dem Kaiser Napoleon bekannt wurden und dieser dem König befahl, ihn zu entlassen. Dies geschah am 24. November 1808, worauf Stein geächtet, für vogelfrei erklärt, seine Güter vom Königreich Westfalen beschlagnahmt wurden.

Aber, was der Ausgangspunkt aller Steinschen Ideen und Hoffnungen war: dem Landesbewohner anstatt enger Standesempfindungen Staatsgefühl zu geben und zu stärken, das blieb doch. Preußen hatte für seinen Bereich wettgemacht, was am linken Rhein die Einverleibung in Frankreich für die deutschen Bewohner bedeutet hatte: Zugehörigkeit zu einem Staate, der Privilegierte und Untertanen in Staatsbürger umwandelte. Und hierauf beruhte, was in enger Fühlung mit Stein der tiefgründigste Gelehrte und Schriftsteller des preußischen Heeres, Scharnhorst, ausarbeitete, der schon im Juli 1807 vom König mit dem Vorsitz in der Kommission zur Umbildung des Heeres betraut war: Gedanke und System der allgemeinen Wehrpflicht. In dieser Kommission ward bald Gneisenau der wichtigste Gehilfe. Neben beiden sind als Mitarbeiter an der Erneuerung des Heeres noch hervorragend zu nennen der straffe, ernste Ostpreuße v. Boyen (1771—1848), der bei Kant studiert hatte, der Fortsetzer und Vollender der Scharnhorstschen Organisation, dann der aus Bochumer Familie stammende tapfere, freudige v. Grolman (1777—1843) und der aus Burg gebürtige v. Clausewitz (1780—1831), der berühmte Militärschriftsteller aus Scharnhorsts Schule. Alles Männer aus einem menschlichen Stil, gebildet, sachlich, freimütig und innerlich bescheiden, vorbildliche Typen des preußischen Offizierstandes in ihrer selbstlosen, hingebungsvollen Einordnung in die eine große Aufgabe des militärischen Zwecks und seiner vollkommensten Förderung.

Friedrich der Große hatte noch als Ideal gewollt: daß der Bürger gar nicht merke, wenn die Armee sich schlage. Das Kantonalsystem hob ja in der Tat nur die bäuerliche Bevölkerung und auch sie nur teilweise aus. Aus diesem Kantonistensystem, das Friedrich trotz der Unzulänglichkeit schon deswegen beibehielt, um den Bürgerstand recht florieren zu machen, rührten die meisten Mängel des derzeitigen preußischen Heerwesens her: die Notwendigkeit, Werbevolk in Kauf zu nehmen, und bei dessen sittlicher Minderwertigkeit wieder die, den Wert des Heeres auf den engsten Drillgehorsam zu stellen. Man kann jedoch Friedrich den Großen unmöglich tadeln, daß er nicht über den Kantonalersatz hinausgegangen ist und schon ein echtes Staatsbürgerheer geschaffen hat; dafür mußte eben erst, in Fortbildung und Ausreifung des durch seine Regierung Vorbereiteten und zugleich aus den Vorgängen im öffentlichen Denken heraus, der Staatsbürger selber entstehen. Das war jetzt der Fall geworden; bis dahin aber war die Logik der Sachlage tatsächlich die, die einer der meistgescholtenen Generale einmal ausspricht, E. Th. v. Rüchel (1754—1823), der „letzte Schüler Friedrichs des Großen" und starre Anwalt der durch Napoleon überholten friderizianischen Taktik: „Die preußische Militärverfassung und Staatswirtschaft ist ein ehrwürdiges Original, rührt man ein Glied an, so erhält die ganze lange Kette einen Schlag." Voll-

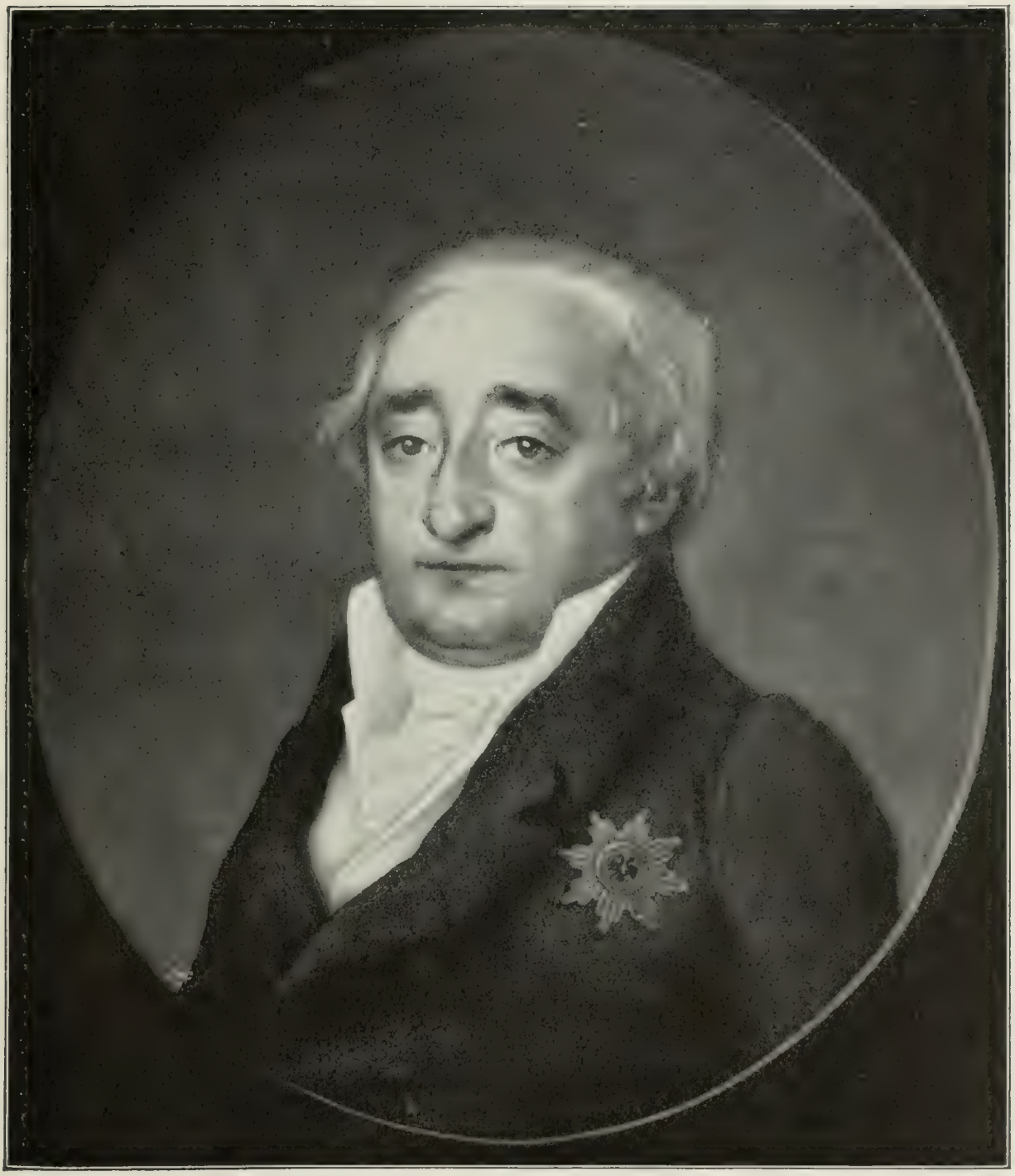


Abb. 222. Reichsfreiherr Heinr. Friedr. Karl vom und zum Stein.
Gemalt und geschabt von P. J. Lützenkirchen.

Abb. 223. August Neithardt von Gneisenau. Gemälde von Gebauer.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

kommen richtig hatte man begonnen, an der „Staatswirtschaft" die Verjüngung zu beginnen, und trug sie im Einklang damit dann in das gesamte Wesen des Heeres.

So wurde der große Gedanke aufgestellt, daß jeder wehrfähige Sohn des Landes ohne Unterschied des Standes und Berufes dem Staate auch mit der Waffe seine Pflicht als mitberechtigtes und mitbeitragendes Glied des Ganzen zu leisten habe. Da ein Ultimatum Napoleons mit der Pariser Konvention vom 8. September 1808 die Zahl der preußischen Soldaten für zehn Jahre auf 42000 beschränkte, so konnten die neuen Ausgehobenen der allgemeinen Wehrpflicht vorerst nur jeweils notdürftig ausgebildet und mußten dann beurlaubt werden, als sog. „Krümper", nach einem aus Friedrichs des Großen Zeiten stammenden ursprünglichen Spottausdruck. Immerhin wurden auf diese Weise im ganzen etwa 150000 Mann heeresfähige Soldaten erzielt. Freilich schon Friedrich der Große hatte 200000 Mann im Felde gehabt. — Der Gedanke der Landwehr, die eine weitere Konsequenz des allgemeinen Volksheeres darstellt und die schon in den ersten Jahren des Jahrhunderts als eine Nationalmiliz der gedienten und befreiten Kantonisten angeregt worden war, mußte über Napoleons herrischem Verbot zurückgestellt werden. So ist unter Nöten und Beschränkungen, unter Sorgen und Schlichen das preußische Volk in Waffen für den künftigen Befreiungskrieg heranerzogen worden.

Abb. 224. Gerhard Joh. David von Scharnhorst. Gemälde von Gebauer.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Deutsche Programme und Traumideen.

Aus dem preußischen Gelehrten- und Bürgertum, sowie den vielen verabschiedeten Offizieren entstand von Königsberg her 1808 der Tugendbund.

Er wollte auf spartanische und sittliche Erziehung der Jugend einwirken, sowie durch die ernste Gemeinschaft der erwachsenen Zugehörigen die Wiedererhebung Preußens und Deutschlands anstreben. Es kam, genau wie heute bei ähnlichen Bünden des bewußteren Deutschtums, viel Pedanterie und Mangel an realer Einsicht innerhalb dieses guten Willens zur Betätigung, so daß z. B. Stein den Tugendbund als eine nur gefährliche Pfuscherei von sich wies. Ende 1809 ward der König von Napoleon angewiesen, den Bund aufzuheben, der dann im stillen seine Kreise weiter zog.

Im Winter 1807 auf 1808 begann zu Berlin Joh. Gottlieb Fichte seine öffentlichen „Reden an die deutsche Nation."

Er war 1762 in der sächsischen Oberlausitz als Webersohn geboren, war Schüler von Schulpforta gewesen — einer der drei im Jahre 1543 von Moritz von Sachsen aus Klöstern

eingerichteten berühmten Fürstenschulen (neben St. Afra zu Meißen und Grimma) —, hatte unter bitteren Lebensmühen Theologie und Philosophie studiert, seit 1792 noch bei Kant, und kam 1794 als berufener Professor nach Jena. Kein Flug der Philosophie hat je ein so überkühnes Evangelium des Individuums und des Subjektivismus gewagt, wie in der Fichteschen, die die ganze existierende Welt in Vorstellungen des erschaffenden Ichs umwandelte. Seine älteren politischen Auffassungen wurden schon S. 358 berührt. 1799 abgesetzt, aus einer Verwicklung über die Anklage des Atheismus, ging er nach Berlin, wo ihn des Königs Entscheidung duldete, und hielt 1804—1805 Vorlesungen über „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters". 1805 wurde er Professor in Erlangen. Nach dessen Verlust für Preußen (mit Ansbach-Bayreuth) ging er, von den sich jagenden Zeitereignissen immer mächtiger erfaßt und um nicht unter Rheinbund- und Franzosenherrschaft zu stehen, 1807 abermals nach Berlin. Und jetzt wird der einst so hyper-individualistisch gerichtete Philosoph der öffentliche große Gegner und Ankläger eines in sich begnügten geistigen Egoismus; in den Reden an die deutsche Nation wird er der glühende Prediger der tatkräftigen Hingabe des Individuums an die Gemeinsamkeit, an deren staatliche Form und an die Nation, der großartige Lehrer einer neuen Jünglings- und Männererziehung gegen die Eigen- und Selbstsucht durch den Geist solcher Gemeinschaft und freudigen Aufopferung.

Auch Arndt, dessen weitere Bände des „Geist der Zeit" im verwandten Sinne wirkten, kam 1809 vorübergehend nach Berlin und knüpfte mit dem vaterländisch-romantischen Kreise persönliche Beziehungen. Unterdessen lebte der verfolgte Stein im Österreichischen, zuletzt in Prag, von wo er sich mit Arndt in Beziehung setzte. Das Jahr 1812, wo Stein nach Rußland weiter flüchten mußte, führte beide Männer dann in engstes hoffnungsfrohes Zusammenwirken, worin Arndt die Publizistik und einen großen Teil der europäischen Korrespondenz der Steinschen politischen Agitation übernahm.

Nun aber, wen wollte man befreien? Nur Preußen? Daran dachte keiner der Genannten. Deutschland! Das eben hatte die große Bewegung durch ihre Vorgeschichte an sich, daß sie nicht staatlich konkret, daß sie nur an alle Deutschen dachte. Die politische Gleichgiltigkeit des gebildeten Publikums im 18. Jahrhundert trug jetzt die glückliche Frucht, daß man in den nunmehr deutsch und vaterländisch bewegten Kreisen noch immer keinen Sinn für die politischen Grenzen hatte, die den Begriff deutsch und Deutschland in größere und kleinere Einzelteile spalteten. Nicht einmal der Staatsbegriff Preußen drängte den Bildungsbegriff Deutschland zurück. Der alte literarische Stolz des Wortes Deutscher setzte sich um in den ausschließlichen politischen Begriff alldeutscher Zusammengehörigkeit; die geläufige Vorstellung der Romantik von einem vermeintlich reinmonarchischen Kaisertume des Mittelalters ward zu einem Dichten und Hoffen vom neuen einigen und einzigen Reich.

Fichte begann seine Reden an die deutsche Nation: „Ich rede für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend und wegwerfend alle trennenden Unterscheidungen". Fichte wollte lehren, auch politisch nur und allein deutsch zu sein, sich um das Wohl und Wehe der Einzelstaaten gar nicht zu kümmern. Und wie höhnt mit seinem ehrlichen Ingrimm der gleichfalls in manchem gewandelte Seume, jetzt in jeder Faser nur zorniger Deutscher, die Fürsten des Rheinbunds und wünscht die Sühne ihres Verderbens. — Einheit, ein Reich, so ruft es in den geharnischten Sonetten und Versen jener Tage; völligen Untergang dem gegenwärtigen Zustande! Du Volk der Deutschen, Phönix sondergleichen,

Besteig den Holzstoß, nicht vorm Tode grausend!
In Flammen soll dir Schwäch' und Alter weichen
Und du hervorgehn, neu in Jugend brausend!"

Diese Worte des mainischen Franken Fr. Rückert waren weithin in den Herzen das politische Programm der Befreiungsbewegung.

Daß die Einzelstaaten den Wert haben, durch viele verschiedene Mittelpunkte einen mannigfaltigen Reichtum und Überschuß an Kräften jeder Art, nicht nur an

geistigen, hervorzubringen, sie zu beschäftigen und zu entwickeln, das mag man heute zuweilen hervorheben. Damals bedurfte es aufs dringlichste der Betonung des Gegenteils, auch wenn sie so rücksichtslos wie durch Fichte und die geistesverwandten Dichter geschah. Das Wort deutsch, früher ein sprachlicher und literarischer Begriff, war ein politischer geworden; als eine neue, politische Gedanken bildende Macht warf man ihn den souveränitätsgeschwellten Einzelstaaten entgegen. Was diese Inhaltsveränderung des Wortes deutsch von einem literarischen Begriff zu einem staatlichen Programm bedeute, das empfand mit unter den ersten, fast eher als die Deutschen selber Napoleon, der feinempfindliche Kenner und Meister der aura popularis, und hat sich das in diesen Tagen einmal anmerken lassen: „Ich kenne keine Deutschen, es gibt keine Deutschen, es gibt Württemberger, Sachsen, Bayern!"

Abb. 225. Der Landgrafenberg bei Jena, der Schlachtort von 1806, mit dem 1808 bei dem Besuch Napoleons und Alexanders errichteten Tempel. Kupferstich, als Beispiel damaliger Huldigungsindustrie.

Zornig hat er das herausgestoßen, er begriff genau, es handle sich nicht bloß um eine tiefgehende Vorbereitung in Preußen, sondern um das Mitfortgerissenwerden der Rheinbundstaaten durch ihre Bevölkerungen, ja mehr als das, um eine unerhörte Selbstumwandlung des ganzen Volkes, die eine neue weltgeschichtliche Zukunft in sich trug.

So weit war man sich also in Deutschland überall klar, über die Befreiung aller und über die deutsche Zusammengehörigkeit in Zukunft: Das ganze Deutschland soll es sein, kein Preußenland, kein Schwabenland! Und mit Arndt rief Schenkendorf:

So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heilge Pracht.
Alle Sünden müssen sterben
In der gottgesandten Flut
Und an einen sel'gen Erben
Fallen das entsühnte Gut.

Über zwei Dinge war man sich noch nicht klar: erstlich, wie denn das zu machen, wie und in wessen Person der Kaiser zu küren sei. Darüber gingen die

Meinungen spielend hin und her, zum Teil zwischen Habsburg und Hohenzollern, zum Teil in ganz wunderlichen Romantikerträumen. Und noch ein anderes stellte man dem Gang der Dinge anheim: wie denn in Zukunft das nun erweckte und für das staatliche Wohl in Anspruch genommene Volk seine Mitarbeit am Staate bewahren und gesichert erhalten werde. Auch darüber hat man damals noch gar keine Wünsche formuliert, keine Gewährschaft verlangt, sondern sich vertrauend begnügt zu hoffen und zu wissen, daß das sich finden werde: erst solle einmal der deutsche Boden vom Feinde gesäubert, die äußere Freiheit erkämpft sein, dann werde auch die bürgerliche Freiheit von selber erscheinen. Man trennte das gar nicht einmal logisch: Freiheit, süßes Engelsbild, oder, wie ein beliebtes Schlagwort lautete, die Freiheit der deutschen Eichen, sie schloß die vaterländische und die bürgerliche Freiheit engverbunden miteinander ein —: allversöhnend, allbeglückend, so mußte ja die neue Zeit herabsteigen vom Sternenzelt, wenn nur erst einmal der Tag der Rache, der Befreiung, der neuen Hermannschlacht gekommen sein werde. Inzwischen aber verging noch manches Jahr, geschah noch manche neue, tief herabdrückende Enttäuschung.

England und Frankreich stellen und schieben weiter die Figuren auf dem Schachbrett Europas. England wollte der neuen französisch-russischen Freundschaft und den Schritten gegen seinen Handel dadurch begegnen, daß es von dem derzeit neutralen Dänemark Bündnis forderte, wodurch es sich die Sundfahrt und die dänischen nebst den norwegischen Häfen sicherte. Es verlangte auch, daß Dänemark seine Flotte — die einzige, die außer der englischen zur Zeit nennenswert existierte — von England in dessen Häfen aufbewahren lasse. Als dies der für seinen geistesschwachen Vater Christian VII. (1766—1808) regierende Kronprinz (König Friedrich VI., 1808—1839) ablehnte, bombardierte die zur Unterstützung jener Forderungen erschienene englische Flotte vom 2. bis 5. September 1807 Kopenhagen, bis zur Kapitulation, und führte die ganze dänische Flotte, 75 Fahrzeuge, darunter 18 Linienschiffe und 15 Fregatten, als Prise davon. Die Folge dieses unerhörten Friedensbruchs war der völlige enge Anschluß des vergewaltigten Staates an Napoleon, dem Dänemark-Norwegen bis über die Völkerschlacht von Leipzig hinaus verbündet und treu geblieben ist. Die dänischen Kolonien sowie die Insel Helgoland gingen darüber natürlich an England verloren.

Abb. 226. Friedrich Wilhelm von Braunschweig und Öls, geb. 1771, regierender Herzog seit 1813, † 1815. Gezeichnet und geschabt von F. K. Tielker.

Der Krieg und die Erhebungen von 1809.

Die große Revolution hatte dem Kriege gegen die Koalitionen den Charakter des Volkskrieges gegeben; indem jetzt auch die unter der Rückwirkung stehenden Völker zu politischem Bewußtsein erwachten, wurden auch ihre Kämpfe und Erhebungen gegen Napoleon zu wahrhaften Volkskriegen. So der Kampf in Spanien, während für Deutschland mit dem Jahre 1809 die Ära der Vaterlands- und Nationalkriege beginnt. In Österreich, das das Gewordene als unerträglich empfand, lag die

geistige Führerschaft im Wort und in der Feder der beiden Norddeutschen und Hofräte in der Staatskanzlei, Friedr. Gentz und Friedr. Schlegel, des Hannoveraners, der Anfang 1809 nach Wien übersiedelte und alsbald die schwungvollen Proklamationen der Erhebung verfaßt hat. Die Thugut usw. waren beseitigt; seit dem Preßburger Frieden war der bisherige österreichische Diplomat Graf Stadion (aus altgraubündner Hause, 1763—1824) zur Geltung und Leitung gelangt. Sein Ministerium stellte das Programm dar einer von freierem Lufthauch durchwehten Erneuerung des Staates durch Gemeinsinn und Patriotismus, des Emporreißens der Österreicher aus dem gleichgiltig-wohllebigen Alleshinnehmen, den Versuch neuer Führung Deutschlands durch ein tapferes, deutschgewilltes Österreich. Eine Landmiliz wurde gebildet, als Anfang populärer Volksbewaffnung und als Parallele zu dem Landwehrgedanken, den Preußen zurückstellen mußte. Es war die Zeit, da alle Fäden der europäischen Befreiungsgedanken in Wien zusammenliefen und somit auch der übrige deutsche Patriotismus froh überrascht mit Österreich zu rechnen begann, in erster Linie und um so freudiger, da an Österreichs Namen das historische Kaisertum hing.

Abb. 227. Wilhelm von Dörnberg. Stich nach einem Gemälde von L. E. Grimm. (Ausschnitt.)

Außerordentlich viel kam auf Rußland an.

Vom 27. September bis 14. Oktober 1808 hatte zu Erfurt jene neue Zusammenkunft Napoleons und Alexanders stattgefunden, wohin auch die Rheinbundfürsten und ein preußischer Prinz befohlen waren, um dem Korsen und dem Moskowiter das berühmte Parterre von Königen zu bilden. Noch nie hatten Napoleon und seine Umgebung sich einen derart höhnenden Spott gegen die Deutschen erlaubt; von Offizieren hörte man ce n'est qu'un roi, den preußischen Prinzen, des Königs Bruder Wilhelm, lud Napoleon zu einer Hasenjagd auf dem Jenaer Schlachtfelde ein. Das alles und andere pöbelhafte Kleinigkeiten mußten auch Alexander verstimmen, obwohl in seiner beweglichen Natur ein so ehrlich und selbstverständlich tiefwurzelndes Legitimitätsgefühl, wie etwa das des Schwedenkönigs und auch das des mißhandelten, gefesselten Friedrich Wilhelm, nicht lag. Trotz aller Festlichkeit und allem Glanz, womit sie sich umgab, war die Freundschaft im Innern nicht befestigt worden. Alexander hatte schon vorher begonnen, mißtrauisch zu werden. Napoleon war immer bereit und versprach alles mögliche, aber es gibt eine Art zu versprechen und helfen zu wollen, die den andern Teil nur am eigenen Handeln hindert. Der Zar brauchte aber das ihm verleidete Bündnis noch, um der Pläne und des Krieges willen, die er gegen die Türkei fortsetzte. So konnte es geschehen, daß Alexander in Wien andeuten ließ, er werde zwar im Kriegsfalle auf Napoleons Seite stehen müssen, aber das würde keine Konsequenzen haben. Auch in Preußen erfuhr man hiervon; die Sache ist uns überhaupt aus Hardenbergs Denkwürdigkeiten bekannt geworden, der, auf Napoleons Forderung zur Zeit des Tilsiter Friedens entlassen, bis zu seiner Wiederberufung 1810 als Privatmann in Tempelhof bei Berlin lebte.

Die engeren Vorgänge, die 1809 zum Kriege führten, waren Österreichs Weigerungen, Josef Bonapartes spanisches Königtum und die Kontinentalsperre anzuerkennen, worin Napoleon am allerempfindlichsten getroffen wurde. Im April 1809 begann der Krieg, von Österreich eingeleitet durch den Heerbefehl Erzherzog Karls: Die Freiheit Europas hat sich unter eure Fahnen geflüchtet; eure deutschen

Brüder, die jetzt noch unter den feindlichen Fahnen kämpfen, harren auf die Erlösung! Vorhergegangen waren Aufrufe zur Erhebung an die deutsche Nation, deren Existenz und Handlungsfreiheit, Handlungspflicht als solche damit von Wien aus amtlich anerkannt wurde. Der Krieg, dessen Schauplatz wieder die alten Schlachtgegenden zwischen Isar und Donau waren, setzte für Österreich ermutigend ein. Die Rheinbündler wurden geworfen, aber dann eilte Napoleon herbei, aus dem Kampfe in Spanien gegen den dortigen Aufstand und gegen die gutenteils hannöverschen Truppen Englands, an deren Spitze Wellington seine größere militärische Laufbahn begann. Österreich hatte zu spät — oder zu früh — losgeschlagen. Wenn Napoleon auch für diesen Krieg so gut wie nur Rheinbundtruppen gehabt hat, so war doch durch ihn selber zuvor eine ernstliche Gefahr in Spanien abgewendet, das englische Heer an die Küste zurückgedrängt. Durch seine Anwesenheit in Bayern, durch die persönliche Aktion seines Genies machte er die begangenen Fehler gut, warf in fünf aufeinander folgenden siegreichen Gefechtstagen, zwischen Landshut und Regensburg, um Abensberg und Eckmühl (18.—22. April) den Erzherzog nach Böhmen zurück, zog am 13. Mai in Wien ein, rief am 15. Mai die Ungarn zur Unabhängigkeit auf. Da brachte ihm der wieder an die Donau gerückte Erzherzog am 21. und 22. Mai bei Aspern und Eßlingen nahe unterhalb von Wien, wo Napoleon über den Strom ging, eine vollkommene Niederlage bei.

Ein durch persönlichsten Soldatenmut gewonnener Sieg; der einzelne Grenadier — es waren Kärntner, Schlesier, Böhmen und Ungarn — empfand die Bedeutung des Tages, des ersten großen Schlachttages der Vaterlandsgesinnung im 19. Jahrhundert, empfand die hoffnungsvolle Möglichkeit, dieses allein auf dem Cäsarentum und der gloire stehende tyrannische Eroberungsreich in einer gewaltigen todesmutigen Stunde zu zertrümmern. — Vom Morgen des 22. ab mußte Napoleon auf den großen Werder die Lobau in der Donau über die schmale zerbrechliche Brücke zurück. Dort gönnte ihm der Erzherzog Ruhe; ein nochmaliger Angriff, nochmaliges Nachdrängen hätte nicht nur den Krieg, sondern vielleicht auch das napoleonische Reich beenden können. Aber dieses letzte gewagte Anspannen der erschöpften Kräfte unterblieb. Dreißig Stunden lang nach der Schlacht lag Napoleon in beängstigendem todesähnlichem Schlaf; seine Generale berieten, was geschehen solle, wenn er nicht wieder erwache.

Auch so war es ein glorreicher und bedeutungsvoller Sieg in diesem „schönsten Jahre der österreichischen Geschichte". Durch ganz Deutschland flog die Kunde wie ein Weckruf zu unmittelbarer Erhebung. Schon seit dem April hatten sich vereinzelte militärisch-volkstümliche Unternehmungen, erste Vorboten der Stimmung und Taten von 1813, mit verwegenem, bedachtlosem Mut vorgewagt. Der preußische Offizier Friedr. Karl v. Katte versuchte durch einen Handstreich mit altmärkischen Bauern die königlich westfälische Festung Magdeburg zu überrumpeln und ging, als der Plan scheiterte, zu Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls. Dieser hatte in Böhmen ein Freikorps geworben und brach, von österreichischen Truppen unterstützt, in das rheinbündische Sachsen vor, wo er Dresden und Leipzig einnahm. Im Königreich Westfalen machte der Gardejägeroberst Frhr. v. Dörnberg (1768 bis 1850) aus dem Hersfeldischen, der in der preußischen Armee gestanden und mit Blücher ausgehalten hatte, am 22. April einen vorbereiteten Aufstand mit ein paar Tausend Bauern, rückte auf Kassel, ward aber geschlagen und entkam ebenfalls zu dem entthronten Braunschweiger nach Böhmen, um später noch in ehrenvollen russischen Kommandos im Befreiungskriege mitzusiegen. Am volkstümlichsten aber durch Taten und Tod ward der schon von Kolberg her bekannte Major v. Schill.

Unbekümmert um das Odium der Gehorsamsverletzung führte er das preußische 2. Husarenregiment, das er befehligte, am 28. April aus Berlin und zog südlich an die Elbe. Offiziere, Freiwillige, eine Kompagnie Jäger zu Fuß schlossen sich ihm an, aber die sehr scharfe Miß-

billigung der Tat durch den korrekten König unterband doch den Zulauf. In zum Teil glücklichen Unternehmungen, die ihm u. a. ermöglichten, für einen französischen Marschall den künftigen deutschen Marschall Blücher auszulösen, schlug er sich von der sächsischen Grenze durchs Anhaltische, Altmärkische nach Mecklenburg durch, wo Wismar schwedisch war und wo er englische Hilfe zu finden hoffte; dann wurde er von königlich holländischen und dänischen Truppen nach dem schwedischen Stralsund gedrängt, wo er am 31. Mai im Straßenkampfe gegen die Verfolger tapfer und ehrenvoll fiel. Napoleon hatte den „brigand Schill" geächtet, der sich „schon 1807 mit allerlei Verbrechen bedeckt habe." Seine Offiziere und Leute schlugen sich teilweise durch und erlangten freien Abzug nach Preußen, wo man die Soldaten aus dem Heere entließ, die Offiziere schwer bestrafte; andere entkamen frei nach Swinemünde. 543 Mann wurden gefangen und auf die französischen Galeeren gesandt; in Braunschweig wurden diejenigen von ihnen, 14 an der Zahl, erschossen, die gegen ihr „Vaterland" (das Königreich Westfalen) gekämpft hatten; die 11 gefangenen Offiziere wurden am 16. September 1809 auf einer Wiese bei Wesel gleichfalls erschossen. Schills vom Rumpf getrennten Kopf hatte man die Gemeinheit, im Museum zu Leyden in Spiritus zu zeigen; erst 1837 ist er mit den Resten der in Braunschweig hingerichteten Kameraden zusammen dort beigesetzt worden.

Abb. 228. Ferdinand von Schill. Stich von F. W. Bollinger nach L. Wolf.

Alle diese Erhebungen geschahen doch nur in der Überzeugung des nahen allgemeinen Volksaufstandes, den sie beschleunigen wollten. König Friedrich Wilhelm erwog den Krieg, auf den Offiziere und Bürger begeistert hofften; aber Mittellosigkeit, die militärische Knebelung durch die Garnisonen von Magdeburg und Danzig, das formelle Verhältnis Rußlands zu Napoleon, ungenügendes Vertrauen auf ein Bündnis mit Österreich und England, nämlich ob diese sich nicht im Falle des Mißlingens auf Preußens Kosten salvieren würden, die Briefe Zar Alexanders, er würde derzeit nichts tun können, selbst wenn Preußen von der Landkarte verschwände, alles das machte den Anschluß an das kämpfende Österreich so gut wie zur Unmöglichkeit.

Aber im Süden erhob sich sogleich bei Anfang für Österreich das im Frieden von 1805 an Bayern abgetretene Tirol. Liebe zum Kaiserhause, Haß gegen den alten politischen Nachbarfeind Habsburgs, das zwar aufs engste stammverwandte Bayern, heftige Erregung des tiefkatholischen Volkes gegen die rheinbündlerische Modernität und Aufklärung, womit der

Abb. 229. Grabmal für Schill und seine Waffengefährten auf dem Knieper Friedhof bei Stralsund.

bayrische Minister Graf Montgelas (1759—1838, aus altsavoyischer, in Bayern eingebürgerter Familie) das Land regieren zu lassen begann, ließen den von Kapuzinern und Bauernschützen geleiteten Aufruhr für Kaiser und Katholizismus emporflammen. Seine großen Tage begannen, als am 11.—13. April Andreas Hofer, der Wirt vom Sandhof bei St. Martin im Passeiertal (geb. 1767), am Berg Isel bei Innsbruck das Korps der Bayern und Franzosen zur Waffenstreckung zwang. Dann drangen nach dem Rückzug des Erzherzogs aus Bayern nach Böhmen neue Franzosen, d. h. Rheinbündler, unter Lefèbvre, und Bayern unter Wrede (1767 bis 1838, geb. zu Heidelberg) ein, unter fürchterlichem, noch heute unvergessenem Wüten und Hausen. Das jagte das ganze Land erst recht in die Erhebung, namentlich als Ende Mai, nach Aspern, die Ermahnung des Kaiser Franz zum tapferen Ausharren kam, mit der feierlichen Versicherung: er werde keinen Frieden schließen, als einen, der dieses getreue Land unlöslich wieder an seine Monarchie knüpfe. Abermals ward der Berg Isel, am 29. Mai, die Stätte des Triumphes der tapferen Volksschützen und der Befreiung der Hauptstadt des Landes; auch Vorarlberg erhob sich jetzt. Im Anfang August vernichteten und fingen die Tiroler 550 Sachsen, die zum Korps Lefèbvre gehörten, in der „Sachsenklemme" von Oberau, in dem Engpaß südlich unterhalb vom Brenner und am Eingang zum Pustertal, wo nachmals, 1833—38, die Franzensfeste erbaut worden ist. Am 13. August siegten sie wieder am Isel und zogen am 15. August, den Frankreich und Rheinbund als Napoleonstag, als Geburtstag des Kaisers feierten, zum drittenmal in Innsbruck ein. Noch immer ermunterte sie der Kaiser Franz und sandte Hofer am 4. Oktober eine goldene Gnadenkette.

Aber die Entscheidung mußte anderweitig fallen und war schon gefallen. Napoleon war am 24. Mai von seiner Lethargie erwacht und behandelte alsbald die Schlacht von Aspern als eine unentschiedene, ernannte auch den General Masséna zum Herzog von Eßlingen, nach seiner 1804 aufgenommenen Übung, aus verdienten Soldaten Titularherzöge des Kaiserreichs mit dem Familiennamen von napoleonischen Siegen zu schaffen. Der Rheinbund und Italien mußten ihm jeden Mann liefern, der nur ein Gewehr tragen konnte. Dagegen hielt der Erzherzog Karl sich untätig.

Er glaubte nicht an neue Erfolge, rechnete mit dem Friedemachen statt mit weiteren Kämpfen. Lange Zeit, noch über seinen Tod hinaus, hat der Erzherzog Johann mit Unrecht das Gerede tragen müssen, aus Eifersucht absichtlich seinen Bruder nicht rechtzeitig durch das ungarische Heer verstärkt zu haben.

Seit dem 30. Juni dehnte sich Napoleon von der inzwischen verschanzten und mit guten Brücken versehenen Lobau wieder aus, und am 5. Juli griff er an. Auch diese nach dem Orte **Wagram** benannte Schlacht schien am Abend des ersten Tages den Sieg der Österreicher zu bringen. Indessen Napoleon parierte den ausgeklügelten Umklammerungsplan des Erzherzogs durch momentane, wuchtige Maßnahmen, denen der Erzherzog nicht gleich rasch und geistesgegenwärtig zu folgen vermochte, und zwang am 6. Juli die Österreicher zum Abbruch der Schlacht. Dann kam es zum **Waffenstillstand von Znaim**, am 12. Juli, während dessen der Erzherzog gegenüber dem noch vorhandenen Widerstandsmut eifrig den Frieden betrieb.

Damit waren auch die Unternehmungen des Herzogs von **Braunschweig** oder Öls, der Dresden und Leipzig eingenommen hatte, hoffnungslos geworden. Am 25. Juli brach er mit seiner 1500 Mann starken „schwarzen Schar" von Zwickau auf, um sich den Weg an die See zu erkämpfen. Bei Halberstadt und Braunschweig schlug er königlich westfälische Truppen und kam unter weiteren glücklichen Gefechten an die untere Weser, wo er sich die nötigen Schiffe nahm und unter englischer Flagge Helgoland erreichte. Sein tapferes Korps wurde danach von England in Spanien verwendet.

Das Übergewicht erhielt dann die österreichische Friedenspartei mit dem Ersatze Stadions durch **Metternich**.

Klemens Lotar Wenzel von Metternich stammte aus alter niederrheinischer reichsfreier Familie mit den großen trierischen Lehen Winneburg und Beilstein. Sie war durch den Reichsfreiherrn- und -grafenstand bis 1803 allmählich zum fürstlichen aufgerückt und für den Lüneviller Frieden 1803 mit der Abtei Ochsenhausen in Schwaben als Fürstentum Winneburg entschädigt, dann 1806 zu Gunsten Württembergs mediatisiert worden. (Die Ochsenhausen-Winneburger Herrschaft kaufte Württemberg von den Metternich 1825 an.) Der Vater des berühmtesten Trägers des Namens war 1791 aus kurtrierischem zum österreichischen Diplomaten und Staatsmann geworden; der Sohn, 1773 zu Koblenz geboren, mit einer

Abb. 230. Denkmal der zu Wesel erschossenen elf Schillschen Offiziere.

Abb. 231. Andreas Hofer.
Gemälde im Schlosse Schenna.

Enkelin Kaunitz' vermählt, war seit 1806 österreichischer Gesandter in Paris. Nun wurde der eifrige Anwalt des Friedens im Sommer 1809 mit dem auswärtigen Ministerium betraut. Ein vornehmer, des Lebens Güter und Genüsse schätzender, innerlich vaterlandsloser Diplomat alten Stils ohne jede Spur der Hingabe über sich selbst hinaus, wie sie Stadion beseelte; ein Held der Salons und der vornehmen Plauderei, in der Politik Künstler der kleinen Mittel und Ränke, beunruhigter Hasser jeder Idee, die Bewegungen aufrühren und solche in die gemessenen Zirkel der höfischen Staatskunst hinüberspülen könnte, ein Staatsmann ohne großes Wollen und Ziel, ohne rechten Glauben an Österreich, aber auch wiederum ohne Glauben an die Möglichkeit von Napoleons Dauer. Für ihn ist Österreich ein an keine Nationalität gebundenes Land ohne innerlich begründete Bedürfnisse und Richtungen; hier ist Staatzweck allein die Vorhandenheit und die Dynastie. Auch wenn sie vorläufig eine größere Gruppe ihrer angestammten Völker an Andere abgeben und wenn Kaiser Franz unter Metternichs Fürsorge einen gewissen Rest von Scham in sich hineinkämpfen muß.

Der Friede von Schönbrunn oder Wien vom 14. Oktober kostete dem Kaiser Franz, zu denen von 1805 hinzu, neue Abtretungen: Salzburg, Berchtesgaden und neue oberösterreichische Einbußen zu Gunsten Bayerns; den Villacher Kreis von Kärnten, Krain, Görz, Triest, Fiume, den österreichischen Teil von Dalmatien, Teile von Kroatien zu Gunsten Frankreichs; galizische Gebiete zu Gunsten Sachsens (für
1809. das Herzogtum Warschau) und Rußlands.

War Österreich schon 1805 in den Osten zurückgeworfen worden, so war es dies jetzt noch mehr, und zugleich war es gänzlich vom Meere abgedrängt. Seine sonst so umrißeckige Landkarte ist zu einem rundlichen Gebilde geworden mit Ofen-Pest als zentralem Punkt, angefüllt mit Slawen- und Madjarentum, dem sich, in Steiermark und der alten Ostmark, nur noch ein Rest von geschlossenem Deutschtum eingliedert. Aus Dalmatien, Kroatien, Istrien, den krainischen und kärntnischen Teilen machte Napoleon eine unmittelbare adriatische Provinz des französischen Kaiserreiches. Daß er sie nicht mit dem Königreich Italien vereinigte, sondern diesem jetzt die früheren istrisch-dalmatischen Zuschläge zu Gunsten der neuen „illyrischen Provinzen" Frankreichs nahm, war die Sichtbarmachung baldiger orientalischer Unternehmungen, die ihn, in erster Linie mit der Spitze gegen Rußlands Ostpolitik, nicht erst seit damals beschäftigten.

Kaiser Franz hatte sich nicht entblödet, die Tiroler noch zu täuschen darüber, daß er sie aufgegeben hatte und sie nicht retten werde, wie seit dem September feststand.

Er hoffte, durch sie noch einen größeren Erfolg, einen Druck auf Napoleon zu gewinnen. So nimmt der tragische Kampf den gewöhnlichen Ausgang solcher unhaltbaren Aufstände: Friedenschluß der zahmeren Elemente, Verzweiflungswehr der leidenschaftlicheren Naturen. Bis in den Dezember haben die Stutzen noch geknallt, dann ging's zu Ende. Verräter fanden sich selbst unter diesem Volke der Treue, die die feindlichen Soldaten zu dem auf der Kellerlahn, einer weit abgelegenen Alm, versteckten Hofer, der nicht aus dem Lande hatte gehen mögen, führten; ein Kaplan war's und ein verlumpter Bauer. Er wurde nach der Festung Mantua gebracht und nach Spruch des dortigen Kriegsgerichts am 20. Februar 1810 erschossen. Die sich Historiker nennen, sollten aber nicht mit so viel billiger Kritik herummarkten an Bedeutung, Ziel und Tun von solchen Gestalten wie Hofer und Schill, bis bald nichts mehr übrig ist als ein rabiater dummer Kerl, der sich Größeres unterfängt, als er

nach sich und Sachlage zu übersehen und durchzuführen imstande ist. Geschichte wird niemals bloß durch die gemacht, die durch Klugheit, Stärke und die Kraft, die hinter ihnen steht, Erfolg haben, sondern zu ganz gewiß nicht zu unterschätzendem Teil auch durch die, die von Zeit zu Zeit immer wieder einmal die Seelen und Herzen der Einfältigen und Unpolitischen erheben und die über alles andere hinweg eine hohe und schöne Idee vorbildlich emportragen. Man hat die nachwirkende Kraft des Martyriums doch auch den Märtyrern selber zum Verdienst zu rechnen und man sollte nie das gute Wort der Römer ganz vergessen: In magnis voluisse sat. Wie die Erzählungen von Leonidas und Scävola zu dem Erziehungschatz antiken Heldentums gehören, so wollen wir in der Jugendgeschichte des deutschen Patriotismus im 19. Jahrhundert die Hofer und Schill nicht entbehren und wollen nicht lediglich klügeln, wo wir zwischen ihnen und den Blücher und York die ängstliche Linie ziehn.

Tirol wurde nun zersplittert, um das widerspenstige Land leichter unschädlich zu machen. Das Pustertal wurde mit den illyrischen Provinzen, der Süden des Landes und Trient mit Italien, nur der Norden wieder mit Bayern vereinigt.

Der letzte Anstieg des napoleonischen Machtgedankens.

Außer der Tiroler Tragödie schloß der Krieg von 1809 mit Verlobung und Hochzeit.

Die Initiative ging von Napoleon aus, der nunmehr Josefinen zu der Scheidung vom 16. Dezember 1809 zwang und dadurch der einst durch allerlei Hände gegangenen Frau einen sentimentalen Glorienschein des Leidens schuf. Er wollte eine Frau und Kaiserin aus den ersten Häusern Europas, eine altlegitime Stammmutter seiner Dynastie. Aus der Familie seines Freundes von Rußland hatte er sich bereits einen Korb geholt, von der Großfürstin Katharina, die danach Königin von Württemberg wurde; nun kam er, während er gleichzeitig noch um eine Großfürstin Anna unterhandelte, mit dem Metternichschen Wien zum Ziel.

In fast unanständiger Beeilung verkündete Habsburg im Februar seine neue Verwandtschaft mit dem soeben bekämpften und in den österreichischen Aufrufen zum Volkskriege schonungslos gekennzeichneten Korsen. Die Braut war Marie Luise, eine 1791 geborene

Abb. 232. Das Sandwirtshaus (Passeiertal). Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.

Tochter des Kaisers, eine ganz oberflächliche junge Prinzessin, der es persönlich nichts ausmachte, nach Marie Antoinette die Krone von Frankreich zu tragen, und der es eine Zeitlang sehr gut gefiel, Kaiserin zu sein. Die Vermählung geschah am 2. April 1810 zu Paris, und am 20. März 1811 gebar Marie Luise den heiß erwarteten Sohn, den Napoleon schon vor der Geburt zum König von Rom — der Kirchenstaat war nach allerlei Hin und Her 1809 teils zum Königreich Italien, teils zu Frankreich geschlagen worden — ernannte. Seit der ersten Katastrophe ihres Gemahls hat Marie Luise sein Schicksal, auch sein kurzes Wiederaufkommen nicht mehr geteilt und 1822 ihren Oberhofmeister Grafen Neipperg morganatisch geheiratet.

Deutsch-Österreichs Seelenerhebung von 1809 war verflattert, die alte gemütliche, vergnügte Gesinnungslosigkeit wieder eingekehrt, die gewissermaßen als Basis das Metternichsche System rechtfertigte und möglich machte. Nach der Verlobung Marie Luisens trug in Wien alles „grün", weil man erfahren hatte, daß das die Lieblingsfarbe des Imperators sei, und die Damen schlossen ihn ins Gebet. Nur der Befreiungsgedanke, der in Preußen und vielfach im rheinbündischen Deutschland weiter glimmte und in stiller Vorbereitung stand, rechnete weiter mit Österreich und überwiegend mit Habsburgs schöner aufzurichtendem deutschem Kaisertum. Im Kampfe standen nur noch der spanische Aufstand und das durch seine Insellage und Flotte gedeckte England.

Gegen diese englische Stellung war vornehmlich gerichtet, was 1810 geschah: die Abdankung Ludwigs von Holland, die sein kaiserlicher Bruder wünschte, die Einverleibung (am 9. Juli) dieser Niederlande in Frankreich, nicht ohne eine auf Wirkung berechnete „wissenschaftliche" und „natürliche" Begründung, daß das Land ja nur die Ablagerung französischer Ströme sei; ferner am 10. Dezember die Einverleibung der gesamten Nordseeküste — also von Teilen des Großherzogtums Berg und des Königreichs Westfalen, von Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Arenberg, Oldenburg, Bremen, Hamburg — dazu Lübecks und eines verbindenden Streifens in das französische Kaiserreich.

Das bedeutete eine ungeheure Belastung der französisch-romanischen Nationalität mit niederdeutschem Volkstum von den Niederlanden her, mit den gelassensten, widerstandsfähigsten Elementen des festländischen Germanentums. Aber begründet war die Maßregel durch das Ziel, diese Küsten in eigener unmittelbarer Regierung gegen England zu halten und die durch viel Durchstecherei und Schmuggelei, welche namentlich von Helgoland aus blühte, durchkreuzte wirtschaftliche Bekämpfung des Gegners zu vollenden. Sie galt der englischen Industrie noch mehr, als der Kolonialeinfuhr. Denn diese war von den Engländern auf neutrale, hauptsächlich amerikanische Vermittlung übergegangen, und deren völliger Wegfall hätte sich als so unerträglich dargestellt, daß sie von Napoleon seit dem Sommer 1810 im „Tarif von Trianon" zugegeben worden war. Allerdings mit einem lukrativen Zoll von 50% bis zu dem Vielfachen des Wertes, in der Form, daß eben jegliche von irgendwem auf den Kontinent eingeführten Kolonialwaren von diesem Kontinentalzoll betroffen wurden. Außerdem dachte jetzt Napoleon von neuem an eine Flotte: in vier Jahren wollte er sie bauen, versicherte er den Hanseaten, als diese bei ihm, bestürzt und gezwungen genug, zur Huldigung erschienen. Es konnte ja in diesen Dingen etwas Gesundes und Neuherstellendes für den Handel liegen, eine Wiedererhebung der deutschen Häfen über die bloße Funktion als englische Handelsagenturen, ein neues geschlossenes kontinentales Wirtschaftssystem. Aber es fehlte vor allem die Vorbedingung eigener freier Seefahrt, und die Mittel, welche Napoleon wies, blieben kümmerliche Surrogate: der inländische europäische Bau von Zichorien und anderen Ersatzmitteln für Kaffee, der noch sehr mangelhafte Rübenzucker, der Ersatz von Baumwolle durch Flachs, der namentlich in Frankreich wieder aufgenommene Anbau von Waid und Krapp zur Entbehrlichmachung der überseeischen Farbstoffe. Der Tarif von Trianon war so übermäßig, daß er wohl verhieß, die amerikanische Vermittlung zu lähmen, aber daß der Kaiser sich, zunächst zur Beschwichtigung der Kaufleute in Frankreich, wieder genötigt sah, ein Lizenzensystem zuzulassen, das die Sätze ermäßigte, falls französische Rückfracht genommen wurde.

Und eben diese Dinge entzweiten Napoleon endgültig mit Rußland.

Dadurch wurde wieder alles anders, bevor er die zur Niederwerfung Englands bestimmten 100 Linienschiffe hatte, von denen er den Hanseaten sprach und die die Aera einer

neuen wirtschaftlichen Weltbeherrschung Frankreichs und seiner das festländische Hinterland rings umschließenden Häfen einleiten sollten. Alexander hatte sich, im Tilsiter Vertrag, der Sperre gegen die britische Handelsflagge gefügt, aber er sträubte sich gegen den Ausschluß der vermittelnden neutralen Schiffahrt. Nun war er, als im Dezember 1810 Napoleon so entschlossen und zuversichtlich gestimmt war, schwer gereizt durch die Entthronung des Oldenburger Verwandten und Schützlings. Am 31. Dez. erklärte er ausdrücklich seine Häfen für den neutralen Handel geöffnet und legte überdies Zölle auf Wein und Seide, die wichtigste Ausfuhr Frankreichs. — Das traf Napoleon um so schwerer, als er in dieser Zeit unter dem Eindruck dessen stand, was ihm nicht gelinge. Er konnte siegen, erobern, inkorporieren, ja er sah sich, „commandé par les circonstances", wie der Erlaß über die Einverleibung der Nordseeküste fast verlegen anhob, zu immer weiterer Einverleibung gedrängt, gezwungen, um der Selbsterhaltung seines Machtsystems willen; wie hier im kleinen Beispiel, würde er aus ähnlichen Nötigungen eines Tages die unmittelbare Inkorporation von Spanien und Neapel vornehmen müssen; sein Reich wuchs ihm aus sich selber immer weiter hinaus. Aber er empfand den Unterschied von dem des alten Roms. Dieses verwuchs immer alsbald als Reich in sich, ward innere Einheit, seine Provinzen wurden römisches Land; noch als es zugrunde gegangen war, blieben auf unabsehbare Jahrhunderte hinaus römische Nationalität, Sprache, Recht, Kultur übrig. Sein Tod würde bestenfalls zu dem des makedonischen Alexander in Parallele zu stellen sein. Er hatte mit Verfassungen nach französischem Muster, neuen Ideen des inneren politischen Zustandes operiert und daraus Vorschriften erlassen, die gutenteils (so in Rheinbundstaaten) unausgeführt blieben, um so mehr, als in Frankreich selber der Konstitutionalismus ein Trugbild, eine bloße Drapierung des cäsaristischen Absolutismus war. Er hatte als junger Offizier gesehen, wie die französische Revolution andere Völker ergriff, sie geistig aufweckte, umformte, für Frankreich gewann; es waren auch jetzt noch die schnellfertig geschickten Vorbilder der Konstituante, wenn die süd- und westdeutschen Rheinbundstaaten ihren von den historischen Formen abgelösten Bestand nach dem Muster des ungeteilten Frankreich innerlich vereinheitlichten, sich in Kreise und Bezirksämter einteilten, die nach den Flüssen und Bergen benannt waren und wenn sie durch eine mehr oder minder reichströmende Fülle von Erlassen und Gesetzen sich modernisierten. Das alles aber war nicht eigentliche Wirkung seines Kaisertums. Von diesem, dem seit Alexander und Karl dem Großen nichts an geschichtlicher Tatengewalt ähnlich war, ging keinerlei, den altrömischen inneren Welteroberungen vergleichbare Wirkung aus, als etwa, daß man im rheinbündischen Baden den aus der Konsulatzeit stammenden Code Napoleon übersetzend in ein badisches Landrecht umarbeitete. Die Literatur blieb, sogar in Frankreich selber, kühl gegen ihn, ausgesetzte Preise — bezeichnend genug, wie mechanisch in so vielem dieses Empire vorzugehen gewohnt war — halfen nichts, die napoleonische Zensur erst recht nicht. Die beste und angesehenste der Literaturen, die deutsche, bedeutete, soweit sie nicht ganz außer Acht auf die Zeitereignisse stand, die Geisteserweckung für deutsch-vaterländische Ziele. Um so heftiger ergriff der Kaiser daher immer wieder die wirtschaftlichen Ideen, die mit so viel materiellen und politischen Interessen zusammen fielen.

Nun sah er, wie Rußland sein System gleichgiltig durchkreuzte. Außerdem ist Weltherrschaft zu zweien ein Phantom, das sich nicht einmal in unwahrer Theorie lange aufrecht erhalten läßt; Alexander dachte wieder an die alten Pläne einer Herstellung Polens, die ihm die dortige Herrschaft und den Ruhm eines freisinnig-konstitutionellen Monarchen, unschädlich für Rußland, gewähren sollte. Aus spanischen Kämpfen war das Wort „liberal" (im Gegensatz zu servil) durch Europa verbreitet worden; die beiden Selbstherrscher erblickten sich auch auf dem Gebiete des agitatorischen und Nimbus verleihenden Liberalismus als Wettbewerber. Napoleon begann große Kriegsvorräte nach Warschau zu schaffen, kündigte den Rheinbundfürsten die Mobilmachung an, nannte sich selber wohl demonstrativ den Kaiser des Kontinents; seit der Ansprache vom Napoleonstage 1811 war der Krieg so gut wie sicher zu erwarten.

Weitere Reformen in Preußen.

In Preußen war nach Steins Entlassung der Freiherr v. Altenstein Finanzminister geworden, der die finanziellen Schwierigkeiten des Staates immer drückender

anwachsen ließ und schließlich nur zu raten wußte, Napoleon, der hierauf wartete, für den Erlaß der rückständigen Kontributionen und Kriegskosten die Abtretung eines Teiles von Schlesien anzubieten. Das bewog den König, den unfähigen Minister zu entlassen, im Juni 1810, und Napoleon ließ sich nach langen Verhandlungen zu der Genehmigung herbei, daß Hardenberg Staatskanzler wurde. Es war dies ein von Hardenberg selber vorgeschlagenes Amt, das ihm die obere Leitung aller politischen und Verwaltungsangelegenheiten in unmittelbarer alleiniger Beziehung zu dem Könige gab, also die parallele Vorläuferschaft späterer Ministerpräsidien und des Bismarckschen Reichskanzleramtes. Napoleon dachte durch diese Zustimmung wenigstens zu seinen Geldforderungen zu kommen, da sich der friedliche Erwerb Schlesiens durch die redliche Sinnesart des Königs ausgeschlossen zeigte. So begannen nun unter Hardenberg auch wieder die Reformen im Sinne Steins, während Altenstein zu den durch die Reformen erregten alten Kreisen gehört hatte.

Hardenbergs Wiederberufung ward auch der hierzu ratenden Königin Luise verdankt. Bald darauf ward die edle Königin bei einem Besuche, den sie ihrem Vater im mecklenburgischen Hohenzieritz machte, von einer Lungenentzündung befallen und starb an ihr, nicht an dem vielgesagten „gebrochenen Herzen", am 19. Juli 1810. Aber dies Herz hatte bis zuletzt für den Staat ihres Gatten und ihres Thrones geschlagen, und die strelitzsche Mecklenburgerin hat es redlich verdient, daß die Schenkendorf, Fouqué und Körner von ihr gesungen haben als dem guten Engel für die gute Sache, und daß die Tage ihrer Leiden von 1806 und 1807 den Befreiungskriegern und der vaterländischen Erinnerung nicht nur der Preußen zum heiligen Gute geworden sind: auch nicht verblaßt, sondern nur noch gemehrt, seit ihr geliebter Sohn Wilhelm, aus dessen Antlitz ihre Augen blickten, vom Schicksal auserkoren worden, an der Dynastie Napoleon zum Vergelter zu werden. Das menschlich Echte und Schöne bleibt trotz neuerer Kritteleien und auch bei berechtigter Kritik von Einzelheiten das weit Überwiegende in Luise. Vollends durch ihren Tod, durch das verklärte Bild, worin sich die edle und anmutvolle Königin den Deutschen über Preußens Grenzen hinaus darstellte, durch die Wirkung ihres Angedenkens ist sie mit zu einer Trägerin der Wiedererhebung geworden.

In klarer, rascher Arbeitsamkeit, den tiefgebeugten König wohltätig beschäftigend, ermöglichte Hardenberg die notwendige Finanzreform und die Zahlungsfähigkeit an Frankreich, durch Steuern, durch Anleihen und gedeckte Ausgabe von Papiergeld. Ein königlicher Erlaß gab allgemeine Gewerbefreiheit unter Vernichtung des Zunftgedankens. Ein anderer vom 14. Sept. 1811 machte den bäuerlichen Besitz zu freiem Eigentum, indem er die Ablösung der darauf ruhenden Pachten und Lasten regelte, durch entschädigende Landabtretung an die Gutsherren, was bei der allgemeinen Verarmung und Zerstörung der Bauerndörfer die einzige Möglichkeit war. Dabei sollten die Gutsherren unhaltbare Bauernhöfe aufkaufen dürfen, was sie denn auch begierig taten. Freilich hatte dies die Folge einer neuen Latifundienbildung, die alles eher als in Steins Gedanken gelegen hatte. Durch Erlaß vom 11. März 1812 wurden die Juden zu vollberechtigten Staatsbürgern gemacht, vorausgesetzt, daß sie dauernde Familiennamen annahmen und Wehrdienst taten. Auch dies war Anschluß an das 1791 und 1806 geschaffene französische Vorbild, das inzwischen auf den deutschbewohnten linken Rhein und seit 1808 auf Hessen, Baden, Frankfurt ausgedehnt worden war. Auf dem Gebiet der militärischen Volkserziehung ward das „Krümpersystem" mit aller Vorsicht weitergepflegt und letzterer zuliebe sogar Scharnhorst 1810 formell vom Kriegsdepartement enthoben und an die Spitze des Generalstabs gestellt.

Durch den Schönbrunner Vertrag und Tilsiter Frieden hatte Preußen die Universitäten Erlangen, Halle, Erfurt, Münster, Duisburg verloren; nun wurde 1810 die zu Berlin eröffnet. Sie sollte mehr sein als ein Ersatz für jene, mehr auch als eine Stätte zur „Absolvierung" von Vorlesungen und Studien: eine geistige Bekrönung des Staatsganzen, ein be-

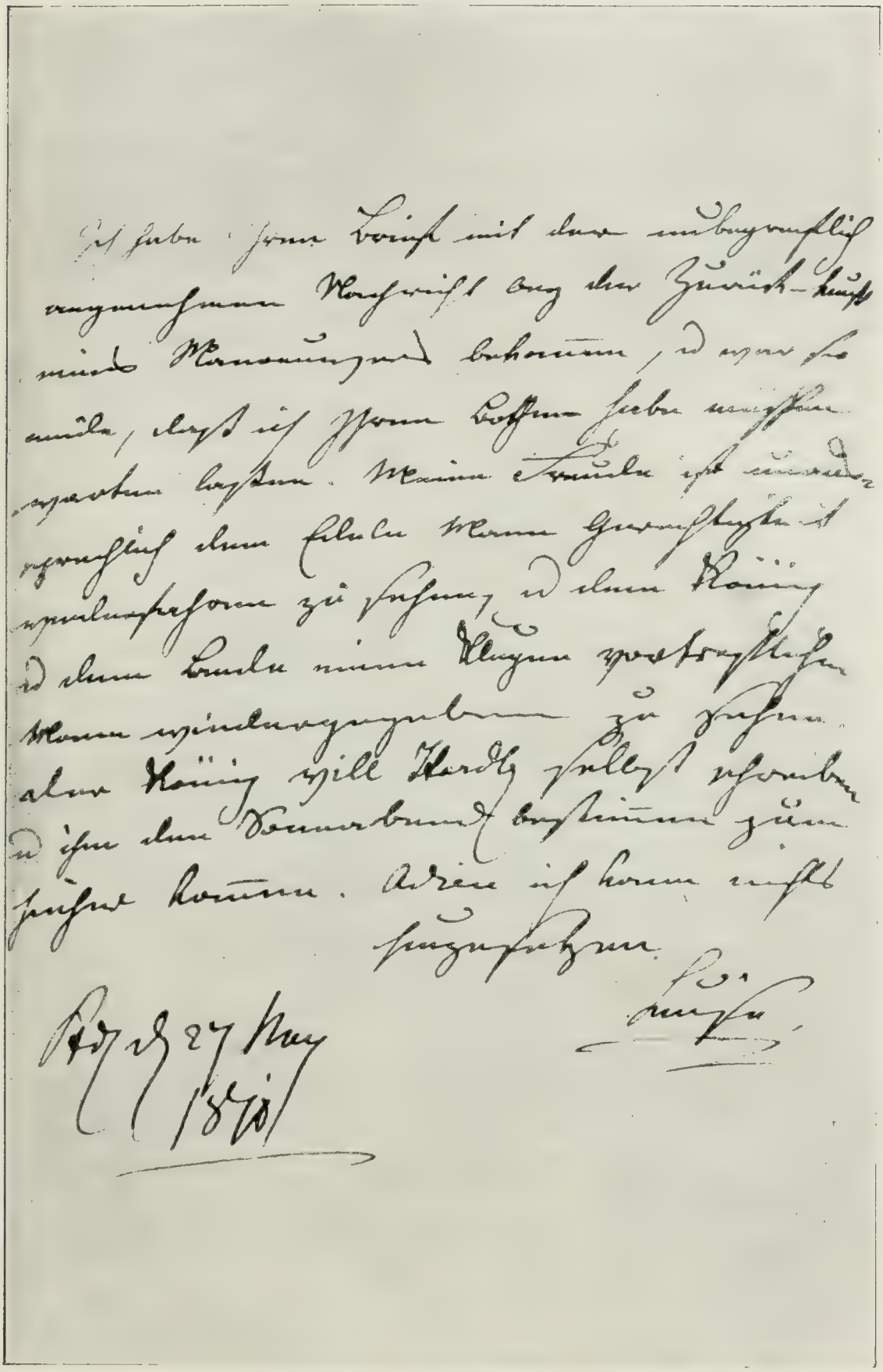


Abb. 233. Brief der Königin Luise an Fürst Wittgenstein, Hardenberg betreffend.
Original im Königl. Geh. Staats-Archiv.

wußtes und hoffnungsvolles Bekenntnis des Preußenstaates zu den geistig-wissenschaftlichen Kräften und zu jener ihnen gewährten Freiheitlichkeit, die nun neben den Schleiermacher, Savigny, Eichhorn, Hufeland, Boeckh, Thaer auch Fichte unter die Lehrer berief. Auch in Breslau wurde 1811 eine Hochschule im neuen Geiste geschaffen, indem die dortige Jesuitenakademie mit der alten protestantischen Hochschule von Frankfurt vereinigt und mit ihren zwei theologischen Fakultäten das erste Beispiel einer paritätischen Universität aufgestellt wurde.

So arbeitete sich der Staat aus neuen Wurzeln seines Daseins der Fähigkeit zur Befreiung entgegen, deren Tag früher anbrechen sollte, als ihn die Verantwortlichen erwartet hatten, eher, als man ganz für ihn bereit war und bereit sein konnte.

Der Feldzug gegen Rußland. 1812.

Abermals hatte England das Glück, daß ein Feind für Napoleon erstanden war, der vor der Abrechnung mit jenem niedergeschlagen werden mußte.

Nur von wenigen Staaten konnte die Stellungnahme in dem großen Ringen der beiden Kaiserreiche zweifelhaft sein. Mit der Türkei schloß das siegreiche Rußland schleunigst Frieden, der zu Bukarest am 28. Mai 1812 fertig wurde; der Pruth wurde die Grenze. In Schweden war Gustav IV. nebst seinen Nachkommen 1809 durch Heer und Reichsstände entthront, sein kinderloser Oheim Karl XIII. zum König erhoben worden. Diesem hatte man, da der zum Thronfolger eingesetzte Christian-August von Holstein-Augustenburg 1810, wohl ermordet, plötzlich starb, als Nachfolger und Adoptivsohn den französischen Marschall Jean Baptiste Bernadotte (geb. 1763 als Sohn eines Advokaten in Pau, der alten Pyrenäenresidenz von Béarn und Navarra) beigegeben. Er war, als er in Schwedisch-Pommern stand, mit der schwedischen Aristokratie in nähere Beziehung getreten und war einer von denen, die nicht mehr unverbrüchlich an den Stern Napoleons glaubten, der seinerseits ihn mehrfach schwer getadelt hatte. Napoleon traute ihm so wenig, als er verdiente, fand aber auch keine rechte Handhabe, das eigenartige Avancement des 47jährigen neuen Kronprinzen zu verhindern. Dieser trat alsbald zur lutherischen Kirche über, als Karl Johann (späterer König Karl XIV., 1818—1844). Er sah darüber weg, daß Rußland die Tilsiter Freundschaft benutzt hatte, Schweden 1808 ohne Kriegserklärung Finnland wegzunehmen, näherte sich Alexander und schloß, da Napoleon im Januar 1812 Schwedisch-Pommern besetzen ließ, um dort die Kontinentalsperre selber auszuüben, im April 1812 mit Rußland sein Bündnis, wofür er sich das dänische Norwegen versprechen ließ.

Für Österreich oder vielmehr Metternich erschien in diesem Augenblick Frankreich als ein natürlicher Bundesgenosse, da es dem an der unteren Donau und nach Konstantinopel hin begehrlichen Rußland feindlich gegenüber trat. Es stellte ihm im Bündnis vom 14. März 1812 ein Hilfskorps von 30000 Mann gegen Rußland, unter Fürst Karl Philipp von Schwarzenberg, der sich als Botschafter in Paris und Mitvermittler der österreichischen Heirat die besondere Gunst Napoleons erworben hatte. Vorher im Dezember war Scharnhorst, der als preußischer Beauftragter nach Wien zu geheimen Verhandlungen kam, kahl abgewiesen worden. Mißgunst gegen Preußen, Abscheu vor dem weit überschätzten Tugendbund, den preußischen Reformen, den Hoffnungen der deutschen Patrioten auf den norddeutschen Staat waren fast noch mehr, als die politischen Gesichtspunkte gegen Rußland, für Metternich bestimmend gewesen. Ein alleiniges russisches Bündnis bedeutete für Preußen den Untergang, denn Alexander, der an Austerlitz dachte, war entschlossen, die Franzosen nach Rußland hereinkommen zu lassen, nicht schon in Deutschland den Kriegsschauplatz zu haben. Von dem Volkskriege, dessen Mobilmachung Gneisenau hoffnungsvoll ausgearbeitet hatte, hielt Friedrich Wilhelms nüchterner Ordnungssinn gar nichts. Zudem: Preußen hatte 4½ Millionen Einwohner, Frankreich allein 42 Millionen, mit den Vasallenstaaten gegen 70 Millionen.

Das einzige, was Hardenberg beim König angesichts der starken französischen Zumutungen hatte erreichen können, war jene Sendung Scharnhorsts nach Wien.

Abb. 234. Karl von Clausewitz. Lithographie von F. Michelis nach einem Gemälde von W. Wach.

Nach deren Fehlschlagen war das gezwungene Bündnis Preußens mit Frankreich, das am 24. Februar 1812 abgeschlossen wurde, der einzige Ausweg, der keine Selbstvernichtung war, so schwer es fiel, ihn zu gehen und so uneingeschränkt diesen Abschluß die besten Männer als Schande empfanden. Preußen stellte zu Napoleons und seiner Verbündeten Heer 20000 Mann und unterwarf sich demütigender Aufsicht über seine übrigen Truppen.

Boyen und zwanzig weitere Offiziere nahmen ihren Abschied, verschiedene, darunter Clausewitz, traten in die deutsche Legion in Rußland, Scharnhorst wurde entlassen; Blücher war es schon, auf Napoleons Geheiß; Gneisenau, scheinbar verabschiedet, ging über Rußland nach England, um dort für gemeinsamen Krieg privatim zu wirken. Stein mit Arndt zur Seite wurde in Rußland der Mittelpunkt des von Alexander gebildeten Komités für die deutschen Angelegenheiten und zugleich der Mann, der das meiste getan hat, dem unsteten Zaren immer wieder Zuversicht und Gesinnung zu stärken: das gute Gewissen der Gerechtigkeit und Ehre, wie sein treuer Begleiter ihn bezeichnet. Sowohl Preußen wie Österreich blieben trotz ihres Bündnisses mit Napoleon mit Rußland in geheimer Beziehung.

Im Mai hielt Napoleon zu Dresden abermals Fürstenheerschau ab, wobei Kaiser Franz nebst Gemahlin und Friedrich Wilhelm III. sich nicht dispensieren

durften. Eine grandiose Burleske, die der Humor der Weltgeschichte hier veranstaltet: wenn die gekrönten Herrschaften sich im Vorsaal versammeln und dann der Zeremonienmeister aufklopft: L'Empereur. Und er allein, der große und oft wieder so kleine Parvenu, bedeckten Hauptes weiterschreitet, die übrigen hinter ihm, Kaiser Franz an der Spitze des Gefolges, mit dem Hut in der Hand. — Unterdessen zogen die vielsprachigen Heere der „Großen Armee" auf geteilten Wegen, am Meere entlang, über Stettin, über Berlin, durch Mitteldeutschland, aus Österreich der russischen Grenze zu.

Napoleons bewährteste Generale waren an der Spitze, Ney, Murat, Davoust u. a., Jos. Anton Poniatowski, der Neffe des ehemaligen Königs, an der Spitze der Polen, Wrede mit den Bayern. Alles in allem 608000 Mann, 187000 Pferde, 1372 Geschütze. Dabei waren in Spanien noch 200000 französische Soldaten, waren Deutschland, Holland, Italien voller Wachgarnisonen. Am 24. Juni begann Napoleon bei Kowno den Übergang über den Niemen, den Rubikon seines Reiches und der Vasallenprovinzen; erst jetzt ging die Kriegserklärung ab. Alexander befand sich in der Hauptstadt Litauens, Wilna; um dieses her stand die eine russische Hauptarmee, die andere an der Düna, weitere Truppen zogen von Süden aus dem beendeten Türkenkriege heran. Im ganzen hatte Rußland etwa die Hälfte der Truppen Napoleons. Vorwärts hastend, sogar um den Verpflegungstrain unbekümmert, wollte Napoleon den Gegner zerschmettern, ehe dessen Armeen sich vereinigten. Scharnhorst und Clausewitz waren es, die dem gegenüber den Russen systematischen Rückzug rieten; sie fanden kein Verständnis für diesen doch auf die Natur des russischen Reiches aufgebauten Plan. Reine Tatsächlichkeit war es, daß die Russen immer wieder vor den auf eine Entscheidungschlacht brennenden Franzosen zurückgehen mußten, vor ihnen verschwunden waren, wenn jene glaubten, zum Morgen der Schlacht zu erwachen. Bei der gewaltigen Festung Smolensk, dem Tor des inneren Rußland, hielten die jetzt vereinigten Russen dem Kaiser für eine Reihe Gefechte vom 15. bis 19. August stand, die für ihn von verlustreichem Erfolge waren. Dann gingen sie, weitere Verstärkungen aufnehmend, auf Moskau zurück; Alexander war in Petersburg, mit Stein. Immer mehr verringerten sich die Reihen der Großen Armee durch Krankheit, Hunger, Erschöpfung; immer „weiter ging es in das finster blickende Land hinein; keine Abwechslung, keine Romantik des Marsches erhob die Gemüter; die freundlichen Dörfer, die turmreichen Städte von Europa, sie waren längst entschwunden" (Alb. v. Pfister). Am 7. September bei Borodino an der Moskwa stellen sich die Russen unter dem neuen Oberbefehlshaber Kutusow, halten mit der ihnen als Soldaten eigenen, gleichmütig andauernden Tapferkeit aus und werden nicht eigentlich geschlagen; beide Teile erleiden ungeheure Verluste, da Napoleon namentlich die verbündeten Kontingente mit unerschütterlichem Hinopfern in den Kampf sendet, bis zur beiderseitigen Erschöpfung. Die Russen weichen über Moskau hinaus, in das Napoleon am 14. September einzieht. Keine Hauptstadt, deren Fall ihren Herrn beugt: eine leere, geräumte, verlassene ungeheure Siedlung, ein aus Häusern und Kuppelkirchen bestehendes napoleonisches Feldquartier mitten im unbesiegten Reiche eines nicht entscheidend zu fassenden Gegners.

Und in der Nacht des 15. beginnt die unheimliche Stadt, die zu drei Vierteln aus Holz erbaut ist, zu brennen, aus dem vorbereiteten Anschlage des Gouverneurs Grafen Rostopschin. Erst am 20. September geht das Feuer allmählich zu Ende, nachdem es ganze große Stadtviertel, vier Fünftel des Ganzen, in rauchende Trümmer gelegt. Napoleons halbe Armee lag tot oder krank auf dem Wege, den sie gezogen war, die andere Hälfte in Moskau war kaum noch kriegstüchtig. Die Teile der Österreicher, Bayern, Polen, Preußen, die sich westlich und nördlich mit einzelnen russischen Abteilungen herumschlugen, konnten zur Entscheidung nichts beitragen. In der ausgebrannten Stadt harrte Napoleon sehnsüchtig auf die Möglichkeit, Frieden zu schließen. Aber der alte schlaukluge Kutusow verschwieg dem Zaren die ungeheuren russischen Verluste, auf die sich Napoleons Friedenshoffnung gründete; diese zerrann, und darüber war schon zu lange an den Winter heran gewartet worden, den Napoleon hier unmöglich überstehen konnte. Am 19. Oktober trat er mitsamt den herangezogenen Verstärkungen den Rückmarsch an, kam nach Gefechten mit Kutusow, die ihn bei Malo-Jaroslawez von der errettenden südlichen Richtung zurückwarfen, nach Smolensk, von wo er am 11. November mit nur noch 45000 Mann weitereilte. Schon brach der russische Schneefrost mit seiner stillen Unerbittlichkeit herein, der weitere Rückzug ward zum aufgelösten Hasten und Sichweitermühen kleiner Kameradschaften; die Russen hätten das ganze Heer an der Beresina bei Barisow abgefangen, wären sie planmäßiger verfahren. Aber auch so brachte der fürchterliche Übergang

(26.—29. November) durch die Angriffe des Feindes, durch das mehrmalige Brechen der eilig hergestellten Brücken und durch das kopflose Gedränge Verluste, wie sonst nur eine große Schlacht. Noch zehn Jahre lang waren Schlick und Schlammufer des Flusses ein grauenhaftes dichtgefülltes Zeughaus des Todes und der Vernichtung. Am 3. Dezember gestand es Napoleon in seinem 29. Kriegsbulletin zu: Die Große Armee ist tot. Am 5. fuhr er in seinem ausgefütterten Schlitten, verkleidet und unter dem Namen seines Sekretärs Caulaincourt, der bei ihm war, den Truppen vorauf allein davon und erreichte, nicht ohne zweimalige Lebensgefahr, Wilna, Warschau und am 14. Dezember Dresden. Von da jagte er weiter nach Paris, wo er kurz nach dem schrecklichen 29. Bulletin eintraf. — Gebrochen, nur noch mitleidswert den gleichgültigen Bauern schleppten sich die Reste seines Heeres bis an die Grenze durch. Von der Großen Armee von 1812, Preußen und Österreicher eingerechnet, sind ungefangen 58000 Mann, dazu 15000 Pferde und 150 Geschütze aus Rußland wieder herausgekommen.

Der Befreiungskrieg.

Tauroggen und Kalisch.

Am schnellsten entschloß sich, während Deutschland erst begriff, was geschehen war, Metternich, der erkannte, daß er die Situation in den Händen halte. Hardenbergs heimliche Bereitschaft zum allgemeinen Bündnis gegen Napoleon kannte er durch jenen selber; der König hielt sich in ablehnender Korrektheit. Aber Metternich wollte wiederum gar nicht die Niederwerfung Napoleons, des kaiserlichen Schwiegersohnes: er wollte den von ihm selber vermittelten allgemeinen Frieden und Österreichs ausschlaggebendes Übergewicht. Indessen jetzt drängten die Ereignisse von anderer Seite weiter. Es war Stein, der in Zar Alexander über polnische Gedanken hinweg, die für Österreich und Preußen kaum erträglich waren, die Idee der Völkerbefreiung, der Handreichung nach Preußen hinüber erweckte, und dann wurden diese Keime weiter getrieben durch Yorks mutvoll entschlossene Tat von Tauroggen.

General Graf York von Wartenburg, geb. 1759 in Potsdam, entstammte einer pommerischen kleinadeligen Familie, die ursprünglich Jarcken hieß und, bei der bis gegen 1800 andauernden leichten Willkür der Namenschreibungen, über v. Jork allmählich zu dem englischen Anklang gediehen war. Er war aus dem preußischen Heere in holländische Kolonialdienste gegangen und aus diesen 1787 ins preußische Heer zurückgekehrt, 1806 schwer verwundet mit Blücher gefangen und mit diesem zusammen ausgewechselt worden. Die Erkrankung des ursprünglichen Befehlshabers der Preußen in der „Großen Armee" rückte ihn an dessen Stelle. Er war ein Soldat und Vorgesetzter „wie gehacktes Eisen", wie seine Offiziere sagten, aber, wie solche am ehesten, von dem unbedingten Vertrauen seiner Truppen getragen. Eben seine energische Fürsorge für die Verpflegung seiner Leute entzweite ihn persönlich, nicht dienstlich, mit dem französischen Macdonald, unter dem er während des russischen Feldzuges in Kurland focht. Seit Ende September, dringender seit dem November machten ihm die Russen Übertrittsvorschläge. Er berichtete nach Berlin, erhielt aber keine Weisungen; dem von ihm entsandten Major von Seydlitz, der nach Verhaltungsbefehlen beim Untergang der französischen Armee frug, sagte endlich der König trocken: „nach den Umständen". Am 18. Dezember trat Macdonald den Rückzug an, York hatte die Nachhut. Hierbei fand, von dem York bedrängenden russischen General Diebitsch herbeigeführt, am 25. Dezember abends die erste Unterredung statt, bei der Diebitsch von Clausewitz begleitet war; die Russen boten Abkommen oder Kampf. Erst als York am 27. seine militärische Lage verbessert hatte, berichtete er an den König: er sei von Macdonald getrennt, vielleicht abgeschnitten, werde alles so leiten, daß er bestmöglich die Truppen und die militärische Ehre erhalte und dem Könige nach kurzer Zeit die freie Verfügung über das Korps wieder verschaffe; er sei ohne Befehl, in sehr peinlicher Lage; „handle ich unrecht, so werde ich meinen Kopf ohne Murren zu Ew. Majestät Füßen legen"; mit sich selber sei er einig. Inzwischen kam am 29. Seydlitz zurück, mit jenem Worte, aber auch mit Schriftstücken, worin auf das Bündnis mit Frankreich als in Kraft stehend Bezug genommen war.

Gedrängt und bedrängt von den Russen, aber auch aus Tilsit von Macdonald, der einen Boten durch die russischen Kosaken hindurch brachte, entschloß sich York, im Quartier

von Tauroggen, nachdem er Clausewitz über seinen Bericht von der Stellung der Russen, daß sie ihm den Weg nach Tilsit verlegten, das Ehrenwort abgenommen hatte, am Abend des 29. Dezember zu seiner weltgeschichtlichen Tat. Die Offiziere, die er frug, waren begeistert; ihm selber wurde alles schwer genug, er sah sich, nach seiner ganzen disziplinaren Denkweise, fortwährend vor dem Kriegsgericht und auf dem Exekutionsplatz und dachte dabei an die Ehre noch mehr als an den alten Kopf, der ihm „in den Schultern wackelte". So wurde am 30. Dezember die Konvention von Tauroggen abgeschlossen: das preußische Korps, noch 12000 Mann, nahm auf einem neutralisierten Landstrich Aufstellung und sollte, falls der König oder der Zar die Konvention verwerfe, bis zum 1. März nicht gegen Rußland fechten. Sofort am 30. berichtete York dem König und setzte hinzu: jetzt oder nie sei der Zeitpunkt, von dem übermütigen Alliierten loszukommen, der, indem er gegen Rußland sein altes Glück hoffte, auch gegen Preußen besorgniserregende dunkle Pläne getragen habe.

So sollte gerade ein Mann der pünktlichsten militärischen Pflichtauffassung zuerst die französischen Fesseln zerreißen und damit den wertvollsten, wuchtigsten Anstoß zum Tatenentschluß im preußischen Staate und Volke geben.

Noch mußte man in dem französisch besetzten Preußen die Tat verleugnen. York wurde des Befehls enthoben, Hardenberg sprach den französischen Generälen die amtliche Entrüstung aus. Aber im Januar löste sich auch Schwarzenberg, und dieser auf Wiener Weisungen, von den Franzosen los und fand sich mit den Russen ab. Die Wochen vergingen mit Verhandlungen zwischen Wien und Berlin und beiderseits mit Paris; Napoleon befreundete sich in seiner Lage, wenn auch ungern genug, mit der bewaffneten Vermittlung Österreichs und verbiß seine Wut über die Ereignisse mit York und Schwarzenberg.

Unterdessen entfachte sich, langsam nach deutscher Art, aber nachdrücklich, die Volkserregung über das sich immer deutlicher in seiner ganzen Größe enthüllende Mißgeschick des Imperators, nicht bloß in Preußen, auch in Österreich und in manchen Rheinbundstaaten. Die Rheinbundfürsten wurden zum Teil schon nachdenklich, und der König von Preußen verlegte am 23. Januar aus der Potsdam-Berliner Franzosensphäre hinweg seinen Aufenthalt nach dem den Österreichern und auch den Russen näheren Breslau. Am 3. Februar billigte der König, immer noch unverbindlich bezüglich der Verwendung, die Bildung freiwilliger Jägerkorps. In Ostpreußen befand sich seit dem Januar 1813 Stein als Bevollmächtigter des Zaren, mit Arndt. Er übernahm die Leitung der Provinz in der Form, daß sie von den Russen bis zum Bündnis mit den Preußen okkupiert sei, und versammelte die Landstände, vor denen auch York erschien; man beschloß Aushebung und organisierte zugleich, hier zuerst, die Landwehr und den Landsturm des Scharnhorstschen Systems.

Nicht in Ostpreußen allein wurden Taten gewagt. Im Februar verjagten französische Soldaten, d. h. oldenburgische Landeskinder, in der Schanze von Blexen bei Geestemünde ihre Offiziere und suchten sich zu halten, auf die überall und immer, gehoffte englische Hilfe von der See her vertrauend. Sie wurden wieder überwältigt und an der Wand der Kirche erschossen.

Was die amtlichen Ereignisse in Preußen beschleunigt hat, ist des Königs altes Vertrauen auf Rußland und die persönliche Hinneigung zu dem Zaren, mit dem er einst die Freundschaft durch Wort und Händedruck geschlossen. Obwohl Rußlands Heer überhaupt nicht bedeutend und zur Zeit geschwächt, auch die Gefahr, daß durch östliche Verlegung des Krieges nach Polen oder nach Rußland hinein Preußen preisgegeben werde, nicht viel kleiner als 1812 war, verfügte Friedrich Wilhelm am 12. Februar die Mobilmachung aller Feldtruppen, rief Freiwillige auf, ließ am 27. Februar durch Scharnhorst mit Rußland den Vertrag von Kalisch abschließen.

Rußland sollte 150000 Mann stellen, die es nicht hatte, Preußen 80000, die es leicht überschritt; die Führung ward Rußland überlassen. Preußen erhielt die geographische und

Abb. 235. Hans David Ludwig von York. Gemälde von Gebauer.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

statistische Herstellung entsprechend den Verhältnissen von 1806 gewährleistet. Allerdings die Frage der Wiederherstellung des 1795 geschaffenen Zustandes in Polen wurde derart umgangen, daß nur eine Verbindung zwischen den Provinzen Preußen und Schlesien wirklich zugesagt ward. Aber diese vielgetadelte Bestimmung mag uns nicht grämen.

Das Morgenrot der Befreiung.

So ward denn der Befreiungskrieg gegen Frankreich gewagt, ehe man über Österreich Gewißheit hatte. Am 2. März gingen die Russen unter Wittgenstein über die Oder, am 11. besetzten sie das von den Franzosen geräumte Berlin.

Und nun entfesselten am 10. März, am Geburtstage der verewigten Königin, die Stiftung des Eisernen Kreuzes, am 16. die Kriegserklärung, am 17. die „Verordnung über die Organisation der Landwehr" und der von dem Ostpreußen v. Hippel, Neffen des bekannten Schriftstellers, verfaßte Breslauer Aufruf des Königs „An Mein Volk" erst vollends die Freudigkeit und den Vaterlandsjubel des Preußentums und des zu diesem stehenden jungen deutschen Patriotismus all-

überall. Dieser Aufruf schlang um König und Volk das Band einer Aussprache über die gemeinsam erlittene Not, über die angebrochene Stunde gemeinsamer Befreiung. Er schüttelte die altlegitimistische Befangenheit ab, indem er von historischen Beispielen, die man eben, wie Schiller, ideenhaft, nicht vom Standpunkt der deutschen Geschichte sah, von den Befreiungskämpfen der heldenmütigen Schweizer und Niederländer sprach; er appellierte an den Staatssinn, an den Opfermut, die Unabhängigkeit jedes Einzelnen und sprach von gemeinsamem Untergange oder Wiederkehr einer glücklichen Zeit. So wurde auch von dieser Stelle ausgesprochen und anerkannt, daß die Empfindung des letzten Mannes, seine Schicksalsverbundenheit mit dem Staate und mit dem Monarchen, nach Recht und Pflicht aus sich selber bestehe.

Hundertfältig ist geschildert, wie die Begeisterung auf den Gestellungsplätzen, der Zudrang zu den freiwilligen Jägern und zur Landwehr, die materielle Opferwilligkeit des verarmten Volkes alle Erwartungen übertrafen. Das Erhabenste und Wichtigste ist doch immer die tiefgreifende sittliche Erneuerung, die das Volk und nicht bloß das preußische, durch die Zeit, durch das bewußtgewordene Gefühl der Schande, der Knechtschaft, der Vaterlandsnot erfahren hatte, und die Freudigkeit, womit es sich dem nunmehr alles durchdringenden Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Staate und im Staate überließ. Preußen-Deutschland war wieder jung und feurig und rein geworden, wie der einzelne Mensch in seiner schönsten Jugendzeit, selbstvergessend und voll unverbrüchlichen hingebenden Vertrauens. Es war ein herrlich gutes, schönes Menschentum, das damals in den Liedern der Arndt, Rückert, Körner, Schenkendorf den Inhalt Deutschlands aussprach, eine unvergleichlich hohe Zeit, die die Deutschen, die stolz gewesen waren, Weltbürger zu heißen, zufrieden gewesen, gedankenvoll zu sein und tatenarm, im Schlachtenzorn zum Ruhmesvolke der Vaterlandsbefreiung gemacht hat.

Aber vor diesem Worte „deutsch", das überall auftönte, diesem Vaterlande, von dem Arndt sang, es müsse größer sein, als Preußenland, als Schwabenland, diesem Preußen, dem Rückert in den Entscheidungstunden des Februars zugerufen hatte, sein Geschick sei Deutschlands, ward nun den Rheinbundfürsten wiederum bange; den Breslauer Aufruf ans preußische Volk fanden sie jakobinisch. Sie staken in unbehaglichster, sorgenvollster Klemme, stellten aber doch fast alle, wenn auch lau und unvollständig, ihre neuen Aushebungen Napoleon zur Verfügung, der noch einmal zu den vorhandenen Truppen und Garnisonen 300000 frische Mannschaften aus dem Boden Frankreichs stampfte.

Die Mecklenburger Herzöge waren nicht mehr dabei; als erster von allen hatte sich der Schweriner Friedrich Franz I. (1785—1837) am 14. März vom Rheinbunde losgesagt. — Blücher als preußischer Oberbefehlshaber besetzte den Kottbuser Kreis wieder, der König von Sachsen floh vor der Nähe der verbündeten Truppen nach Regensburg, dann nach Prag und warf sich Österreich in die Arme. Dieses verhieß ihm Schutz und den ungeschmälerten Bestand Sachsens; damit gedachte es in ihm den ersten der Parteigänger gewonnen zu haben, mit denen sich später die neue Gestaltung Deutschlands diktieren ließ. Bald hiernach sprang Friedrich August dann doch wieder zu Napoleon und den übrigen Rheinbündlern ab, als diese das Übergewicht zurückzuerobern schienen.

Preußische Siege und österreichische Führung.

Die Verbündeten hatten zunächst etwa 61000 Preußen und 30—40000 Russen im Felde, während die preußische Landwehr noch gebildet wurde und die russischen Reserven bestenfalls im Mai an der Weichsel anlangen konnten. Schon jetzt ward Blüchers herrlicher Tatendrang durch den Oberbefehl des Fürsten Sayn-Wittgenstein nur allzu fühlbar gehemmt. So ward der Vizekönig Eugen, der als französischer Befehlshaber im Magdeburgischen stand, hier zwar von York bei Möckern (nicht dem Orte vor Leipzig) am 5. April geschlagen, konnte sich aber halten, bis Napoleon Ende April durch Thüringen mit einer den Verbündeten doppelt überlegenen Macht

Schlesische privilegirte Zeitung.

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen.

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft, über die Ursachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter

Abb. 236. Faksimile der Nummer der Schlesischen Zeitung vom 20. März 1813, in welcher der Aufruf „An Mein Volk" zuerst erschien. (Die Zeitung kam dreimal wöchentlich heraus.) Nach dem von der Verlagshandlung W. G. Korn in Breslau zur Verfügung gestellten Exemplar.

3. Die Militair-Ehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Dauer dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adler-Ordens zweiter und dritter Klasse so wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle, in der Regel suspendirt. Das eiserne Kreuz ersetzt diesen Orden und Ehrenzeichen und wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in den angeordneten zwei Klassen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

4. Die zweite Klasse des eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werden; die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen schon besitzen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten können.

6. Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Festung die nicht in feindliche Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eisernen Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zweiter Klasse verbunden waren, gehen auf das eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt schon das Ehrenzeichen zweiter Klasse besitzt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur zuerst das eiserne Kreuz der zweiten Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich die mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster Klasse verbundene monatliche Zulage, die aber fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlusts dieser Auszeichnung hat es bei den in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein Bewenden.

Urkundlich unter Unserer allerhöchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel. Gegeben Breslau den 10ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Abb. 237. Feldmarschall Gebhard Leberecht von Blücher. Gemälde von Gebauer.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

herankam. Am 2. Mai suchten ihn die Verbündeten bei Großgörschen südlich von dem alten Lützener Schlachtfelde Gustav Adolfs aufzuhalten, doch stellten Napoleon und Ney die fast schon verlorene Schlacht wieder her. Beide Teile betrachteten sich als Sieger, aber noch in der Nacht beschlossen die beim Heere anwesenden verbündeten Monarchen, hinter die Elbe zurückzugehn.

In dieser Schlacht erhielt Scharnhorst die Wunde, die er vernachlässigte, während er nach Wien eilte, um Österreich zu drängen; sie hat ihm am 28. Juni in Prag den Tod gebracht. „Keiner war wohl treuer, reiner, Näher stand dem König keiner, Doch dem Volke schlug sein Herz“ rief Schenkendorf dem Manne nach, der die Bereitschaft Preußens zur

Befreiung geschaffen hatte, der aber selber den Tag der Freiheit nicht mehr erblicken und in der peinvollen Ungewißheit dieser Tage dahingehen sollte.

Denn nun schloß der König von Sachsen seine Truppen an Napoleon an, und am 20.—21. Mai erzwang dieser mit großen Opfern seinen Spreeübergang gegen die auf den Höhen von Bautzen aufgestellten Verbündeten und deren Rückzug nach Schlesien. Noch trat keine Entmutigung ein, Blücher warf am 26. Mai bei Haynau den Vortrab der Franzosen in einem glänzenden Reitergefecht zurück, eben jetzt stießen Landwehr und Freiwillige zu den Truppen. Die vorläufige Wendung kam aber dadurch, daß sowohl Napoleon wie das noch neutrale Österreich Waffenstillstand der Kriegführenden wünschten. Ersterer wegen fühlbaren Mangels an Reiterei, ungenügender Ausbildung seiner bedenklich jugendlichen Rekruten, und um durch diplomatische Schritte die drei Ostmonarchien anders zu gruppieren; Metternich, um nicht die Russen in ihr Land zurücktauchen, Preußen untergehen und damit Europa dem Dualismus von Rußland und Frankreich ausgeliefert zu sehen. Unter Österreichs Vermittlung wurde am 4. Juni der Waffenstillstand von Poischwitz bei Jauer auf sechs Wochen geschlossen.

Für die politisch-militärische Lage erwies er sich als heilsam, von den deutschen Patrioten wurde er mit banger Besorgnis aufgenommen, daß alles vergebens geblieben sei. Und ein unverwindbar schmerzlicher Schlag ward gerade ihnen noch hinzugefügt. Bis zum 12. Juni sollten nach dem Wortlaut des Stillstandes alle Streifpartien der Verbündeten über die Elbe östlich zurückgegangen sein; aber von dem tapferen, von Napoleon besonders gehaßten Freikorps, das der Major v. Lützow (1782—1834) im Februar in Schlesien gesammelt hatte, waren die 480 Reiter bis Hof in Franken gestreift, verspäteten sich, weil allzu sorglos und ungenügend unterrichtet, und wurden am 17. Juni bei Kitzen zwischen Zeitz und Leipzig von Württembergern und Franzosen vernichtet, bis auf 100 Mann, unter denen Lützow selbst und der verwundete Theod. Körner waren.

Jetzt lag die Entscheidung in der Tat bei Metternich. Wenn Napoleon das Herzogtum Warschau und Illyrien aufgab, an Preußen mäßige Vergrößerung im Osten, im Polnischen gewährte, die Hansestädte und Oldenburg herstellte, wollte jener ihm den allgemeinen Frieden vermitteln. Im Dresdener Schlosse begegneten die beiden einander am 26. Juni. Napoleon wollte überhaupt kein Opfer bringen, polterte Metternich an, man wolle ihn plündern, er gebe keinen Zollbreit her, Österreich habe ihn nicht geschlagen. Damit konnte Metternich seinen Kaiser, der den Schwiegersohn zu Großgörschen beglückwünscht hatte, schon nach sich selber stimmen. Nachmals hat Napoleon den Inhalt der Szene gefälscht, um die so bescheidenen österreichischen Forderungen als ungeheuerlich darzustellen, und auch Metternich hat jene weit dramatischer als in seinen unmittelbaren Berichtsdepeschen dargestellt. Wenn aber Österreich sich jetzt nicht an die Verbündeten schloß, so war es, wer auch siegte, isoliert und in Gefahr. Im Vertrag von Reichenbach vom 27. Juni verpflichtete es sich bereits, zu den Verbündeten zu treten, wenn Frankreich bis zum 20. Juli Metternichs vermittelnde Bedingungen nicht annähme; die Frist wurde noch bis zum 10. August verlängert, während ein Kongreß zu Prag, dem Napoleon am 30. Juni zustimmte, am 10., dann 12. Juli zusammentreten sollte. Hier kam es hauptsächlich nur zu spitzigen Schriftstücken über Geschäftsordnungsfragen. Mit dem Glockenschlage von Mitternacht auf den 11. August erklärten die Vertreter Rußlands und Preußens ihre Vollmacht für erloschen, und Metternich beauftragte Gentz mit dem Kriegsmanifest. Es fiel zwar lau und sentimental genug aus, unter dem aufgetragenen Bemühen, „vor allem den Ton des gekränkten Schwiegervaters anzuschlagen“ (v. Zwiedineck). Auf dem hatzfeldschen Schlosse Trachenberg hatten sich schon am 12. Juli 1813 Rußland, Preußen und Schweden über den von preußischer Seite (Generaladjutant v. d. Knesebeck) entworfenen Kriegsplan geeinigt und die Armeen eingeteilt.

Abb. 238. Graf Bülow von Dennewitz. Gemälde von Gebauer.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse aus dem Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Nun war man auch Österreichs, überhaupt des Fortganges des Kampfes sicher; die Kriegserklärung des 11. August an sich war in Deutschland die atembefreiende Erlösung aus der bangen Gedrücktheit — alle herrliche Freudigkeit der ersten Frühlingstage kehrte mit getrösteter und vermehrter Zuversicht zurück.

Der Stoß, den Napoleon alsbald durch Oudinot auf die preußische Hauptstadt führen ließ, wurde durch die Generäle v. Bülow und Graf Tauentzien glücklich auf dem südlichen Gelände vor Berlin, in Kanonenhörweite von ihm, bei Großbeeren abgeschlagen, am 23. August. Hier war es, wo die Märker die bei dem strömenden Regen versagenden Gewehre umkehrten und mit dem Kolben dreinschlugen: so fluscht et bäter! — Napoleon selber hatte sich gegen Blücher gewandt, nahm aber dann seine Richtung gegen Schwarzenberg, der als Oberbefehlshaber der Koalition mit Truppen aller drei Verbündeten auf Dresden rückte. In unmittelbarer Nähe der sächsischen Hauptstadt schlug er am 26. und 27. August Schwarzenberg nach Böhmen zurück, aber dort wurde am 30. August bei Kulm und Nollendorf der verfolgende Marschall Vandamme durch General v. Kleist (seitdem Graf Kleist v. Nollendorf,

mit königlicher Namengebung nach französischem Muster) genötigt, sich mit seiner Abteilung zu ergeben. Und an jenem vor Dresden unglücklichen 26. August erfocht in Schlesien Blücher, bei dem York und Gneisenau waren, über Macdonald den vollständigen Sieg an der Katzbach und Wütenden Neiße, der ihm bei der anschließenden heißen Verfolgung den populären Namen des Marschall Vorwärts brachte.

Es gibt ein prächtiges, echtes Soldatenlied von dieser grimmigen Katzbachschlacht, auf die der endlose Regen heruntergoß, wie auf alle Kampftage dieses August: „da stob der alte Blücher wie eine Windsbraut her; vor seinem Löwenzorne erschrak da doch ihr Heer! — — Viel tausend sind ertrunken, gefangen noch viel mehr, Kanonen, Roß und Wagen, in der Flucht ihr ganzes Heer. Gott selber hat gerichtet, Kaiser Napoleon, und dich allhier vernichtet, bis kommt der volle Lohn!" York war es gewesen, der mit so zermalmendem Ungestüm den Feind von der Hochebene herunterwarf; und der Urheber der Blücherschen Kriegspläne, Gneisenau, den Blücher „seinen Kopf" nannte, hatte trotz der Erschöpfung der frierend durchnäßten, hungernden Sieger die schreckensreiche Verfolgung angeordnet, die bis zum 1. September Schlesien von den Franzosen säuberte. Das floß den Truppen und der tapfer beteiligten Landwehr mit dem wohlverdienten Ruhme Blüchers zusammen, in welchem seit diesem bejubelten Siege nunmehr das preußische Heer und Volk den bewunderten volkstümlichen Kriegshelden gewonnen hatten, dessen Vorhandensein schon an sich die Wirkung einer Anzahl von Siegen besitzt.

An demselben schicksalsvollen 26. August fiel Theodor Körner bei Rosenberg zwischen Gadebusch und Schwerin. Marschall Davoust, der grimmige Bändiger des neufranzösischen Gebiets an der Nordsee, war nach dem Abzuge der Russen unter ihrem kecken Reitergeneral Tettenborn, der aus dem Sponheimischen stammte, wieder in Hamburg eingerückt und stieß nach Mecklenburg vor. Bei diesem, bald aufgegebenen Zuge geschah das Gefecht mit Lützowern, das dem edlen jungen Dresdner, der aus seinen dramatischen Erfolgen und seinem Verlobungsglück zu Wien als einer der ersten zu den Preußen geeilt war, den Tod brachte.

Abermals sandte Napoleon eine Abteilung, diesmal unter Ney, gegen Berlin. Aber bei Dennewitz, an der Grenze von Brandenburg und Kursachsen, wurden am 6. September Neys überlegene Streitkräfte von Bülow („Graf von Dennewitz"), bei dem wieder Tauentzien war, siegreich zurückgeworfen. Als noch das Herannahen des Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, — der längst mit seinen Regimentern in der Mark stand, eigentlich sogar den Oberbefehl über Bülow führen sollte, aber aus politischen Gründen eine unsichere Rolle spielte — sich durch ferne Staubwolken aus der „Sandbüchse des hl. römischen Reiches" ankündigte, flüchteten die Franzosen und Rheinbündler in wilder Unordnung davon.

Es waren Tage glückseliger Hoffnung und Dankbarkeit der Deutschen nach den bangen Waffenstillstandsorgen des Juni und Juli; auch bei den Rheinbündlern erlosch der Glaube an Napoleon, schon ging ein Bataillon vom sächsischen Leibregiment zu den Preußen über. Während die böhmische Armee der Alliierten rastete, vereinbarten diese zu Teplitz ihre Verträge vom 9. September über die künftige Gestaltung nach dem Kriege. Das Entscheidendste war, daß den deutschen Einzelstaaten neben Österreich und Preußen — man kannte übrigens keine „deutschen" Staaten, sondern sprach von Staaten zwischen den österreichischen und preußischen Grenzen oder zwischen den Alpen und dem Rhein; das römisch-deutsche Reich war tot und von einem Deutschland wollte man amtlich nichts wissen — ihre künftige unbedingte Unabhängigkeit und Souveränität gesichert wurde. Das war in Inhalt und Form der Sieg Metternichs, war die Absage an die vaterländischen Ideen von Reich und Kaiser, die das deutsche Bürgertum begeisterten und die Freiwilligen zu den Waffen getrieben hatten, war aber ferner auch der Schachzug gegen die Fürstenbundsideen von 1785 und die Vorbereitung dazu, die jetzigen Rheinbundstaaten als künftige Gefolgschaft in das österreichische Lager zu ziehen.

Österreich hatte durchaus die politische Führung genommen, die ihm übrigens von Männern wie Stein und Arndt auch als ein historisches Vorrecht zugestanden wurde, aus romantisch umsponnenen Hoffnungen des künftigen deutschen Kaisertums. Für sich und seine Mitverbündeten schloß Österreich mit Graf Wrede am 8. Oktober den Vertrag von Ried, durch den Bayern zu der Koalition trat und dabei volle Souveränität und freien Besitz seiner jetzigen Lande zugestanden erhielt; für die allein ihm auferlegte Abtretung von Tirol und Salzburg an Österreich sollte es anderweitig entschädigt werden. Damit war Preußen um den Wiedergewinn von Ansbach-

Abb. 239. Körners Grab bei Wöbbelin. Nach einer Aufnahme von F. Albert Schwartz in Berlin.

Bayreuth gebracht, und eben diese Ausdrängung Preußens aus Süddeutschland war für Metternich der Haupterfolg, war ihm viel wichtiger, als ob Bayern mit den Alliierten oder gegen sie focht.

Von Leipzig bis Paris.

Seit dem ersten Drittel des Oktobers zog Napoleon seine sämtlichen Kräfte auf den weiten Ebenen um Leipzig zusammen. Dorthin vereinigten sich nun auch die Verbündeten von Norden her: Blücher, der am 3. Oktober bei Wartenburg an der Elbe ein siegreiches Gefecht gehabt hatte, wo York seinen Zunamen erkämpfte; die unter Schwarzenberg zusammengesetzte Armee von Süden her; auch der Kronprinz von Schweden wurde erwartet. Nach einem Vorpostengefecht des 14. Oktober auf der Schwarzenbergschen Seite bei Wachau hub am 16. die gewaltige Völkerschlacht an.

Auf der Südseite, eben hier bei Wachau, behaupteten sich die Franzosen, ebenso westlich, vor Lindenau, gegen die Österreicher. Aber bei Möckern im Norden hielt am gleichen Tage Blücher mit York die Marschälle Marmont und Ney fest und warf in blutigster Schlacht den Feind nach Leipzig zu. So ward Napoleon verhindert, die Erfolge an der Süd- und Westseite zum Siege zu vervollständigen. Er zog seine Truppen enger um Leipzig und versuchte am 17. Oktober, einem Sonntag, Verhandlungen, die vergeblich blieben. Damit ver-

Abb. 240. Der Napoleonstein bei Leipzig. Aufnahme von etwa 1879.

schlechterte er die Aussicht, am 18. noch einen günstigen Durchbruch zu erkämpfen; umsomehr, als inzwischen der erharrte Kronprinz von Schweden wirklich herankam und die Umklammerung vervollständigte. Zwischen Propstheide, das die Sachsensprache zu einem Probstheida musikalisch verschönert hat, und Leipzig, heute schon von den Vororten berührt, steht der denkwürdige Napoleonstein auf sanfter Hügelwelle, wo der Imperator die Schlacht in seinem Umkreis leitete und hielt. Aber den Ausschlag gab der Sieg der Preußen im Norden und Osten, denn er machte die Stellungen um Probstheida unhaltbar; von allen Seiten drängten die Franzosen nach Leipzig hinein. Am 19. morgens 9 Uhr trat Napoleon, der auf dem Leipziger Markt zu Pferde stieg, den Rückzug auf der einzig noch möglichen Westlinie an. Damit er und die französischen Truppen entkämen, opferte er die Rheinbündner, Polen und Italiener. Fast auf allen Punkten um die Stadt war der Kampf schon erneuert, obwohl Schwarzenberg zurückzuhalten begann; als erste stürmten ostpreußische Landwehrleute unter Major Friccius durch das Grimmaische Tor herein (am Augustusplatz); nach Mittag war die Stadt genommen und die drei verbündeten Monarchen, von der einen Seite der Zar mit Friedrich Wilhelm, von der anderen Kaiser Franz trafen auf dem Marktplatz zusammen. Der König von Sachsen, der sich vor vier Stunden ebendort von dem geschlagenen Imperator verabschiedet hatte, empfing sie mit hilfloser Höflichkeit und ward zum Gefangenen erklärt. Den bedrängten fliehenden Verteidigern wurde durch eine voreilige Sprengung die Brücke über die westlich an der Stadt vorbeifließende Elster zerstört; unter denen, die hier in der Verwirrung ertranken, war Poniatowski.

Kein Lied hat ergreifender die Stimmungen festgehalten, womit die Kunde von der männermordenden furchtbaren Schlacht und ihrem siegreich befreienden Ausgang durch Deutschland flog, als das Arndtsche: Wo kommst du her in dem roten Kleid? „Bei Leipzig trauert das Mordrevier, das manches Auge voll Tränen macht"; 52000 Mann hatten den Sieg der Verbündeten bezahlt. Aber damit auch die Befreiung, das Ende, so vermeinte man; nun war ja kein Wiederaufraffen des Imperators mehr denkbar. „Die Welschen hat Gott wie die Spreu verstreut, Die Welschen hat Gott verweht wie den Sand, Viel Tausende decken den grünen Rasen, Die übrig geblieben, entflohen wie Hasen, Napoleon mit."

Schon während der Schlacht waren weitere Rheinbundtruppen, Sachsen und Württemberger, zu den Verbündeten übergetreten; selbst Metternich empfand, den

vaterländischen Bewegungen in ganz Deutschland sowie der preußischen Politik Zugeständnisse machen zu müssen und fügte in den weiter nachfolgenden Verträgen mit Rheinbundstaaten in unbestimmter Weise die Ankündigung eines künftigen deutschen Bundesverhältnisses ein.

Zunächst aber rettete er den König Friedrich August und setzte in der Leipziger Vereinbarung vom 21. Oktober durch, daß Preußen und Rußland das gänzliche Verschwinden Sachsens als Staatswesen aufgaben. Gleichzeitig aber ward, mit Stein an der Spitze, ein Zentralverwaltungsdepartement errichtet, das Sachsen und die übrigen Rheinbundländer, die in dieselbe Lage kommen würden, durch die einheimischen Behörden verwalten sollte und das namentlich durch Organisation der betreffenden Truppen und durch Verpflegungsfürsorge gute Dienste geleistet hat. Es erhielt dadurch alsbald erweiterte Tätigkeit, daß aus Kassel am 26. Oktober Hieronymus entfloh und das Königreich Westfalen sich selber überließ.

Dann zogen die Verbündeten auf der großen Straße nach Frankfurt hinter Napoleon drein. Diesem den Weg zu verlegen, ward, teilweise durch das Ungeschick Wredes, der die Bayern und etliche Österreicher führte, versäumt; als er, zu spät, dem Kaiser bei Hanau entgegentrat, war Blücher nicht genügend in der Nähe, und Napoleon warf jenen am 30. und 31. Oktober aus dem Wege. So kam der Kaiser bei Mainz über den Rhein und nach Paris. Anfang November zogen die Verbündeten mit ihren Ministern und Diplomaten in Frankfurt ein, um dort zunächst zu rasten und Festsetzungen zu treffen.

Während Napoleon neue Rüstungen vorbereitete und sich darauf verließ, daß Österreich ihn noch brauche, um die öffentlichen und nationalen Bewegungen nicht die Oberhand gewinnen zu lassen, begann man tatsächlich schon in Frankfurt, das ancien régime wieder zu Ehren zu bringen. So wurde die große Völkererhebung umgewandelt in die politische Krämerei der Kabinette und ihrer Diplomaten, aller jener Stelleninhaber und Herzensöden, die, anders als die sich mit den Leuten berührenden, das Volk verstehenden Generale, nichts hatten in sich aufnehmen können oder wollen von dem, was Deutschlands ganzes lebendiges

Abb. 241. Die Monarchen nach der Schlacht bei Leipzig. Gemälde von P. Krafft in der fürstlich fürstenbergischen Gemäldegalerie zu Donaueschingen. Vorne Friedrich Wilhelm, in der Mitte Franz II., als Dritter zur Rechten Alexander; der Anreitende ist Schwarzenberg.

Volk erfüllte und begeisterte, vor allen Dingen nichts von dem die deutsche Bildungswelt nunmehr umschlingenden und einigenden, sie mit dem Dasein und Beruf des Staates verknüpfenden, für diesen gewinnenden nationalen Gefühl.

Freilich nicht das Aufgebot von Freikorps, auch nicht, oder nur zum geringen Teil die Landwehr, sondern das in den Waffen erzogene Heer hat den Zwingherrn niedergeworfen und das deutsche Land vom Feinde gesäubert, die Ehre der Deutschen wiedergewonnen. Aber es war ein neuartiges preußisches Heer, welches die befreiende Wandlung gebracht hatte, das Heervolk der Wehrpflicht. Und insofern war es doch berechtigt, wenn das Bürgertum und zumal die gebildete Jugend sich als die Bringer der Befreiung betrachteten, wenn sie in den Siegen über Napoleon den Sieg des durch sie und in ihrem Sinne verwandelten heimischen Staates erblickten, wenn sie in dem Aufruf von 1813 die Aufforderung ersahen, auch fortan mitzuhandeln und mitverantwortlich zu sein für den Staat und das allgemeine Wohl. Voran die Befreiung des vaterländischen Bodens, dann aber die Anerkennung einer deutschen Nation und eine freiheitliche, die Untertanen zu Staatsbürgern rechtlich umbildende Ausgestaltung im Vaterlande, das war ihre Auffassung von allem, was so Großes geschah und was weiterhin ganz von selbst, rein logisch daraus hervorgehen müsse. Nach „eignem Sinne frei zu werden," wie Goethe in des Epimenides Erwachen sagte, und dann zu bleiben, das hofften sie alle, erwarteten sie ohne alle bestimmten Forderungen von vornherein in Zuversicht und reinem Vertrauen.

Am 23. Oktober hatte der König von Württemberg — den Wrede ängstigte, anstatt sich gegen Napoleon zu wenden — seine Truppen den Verbündeten zur Verfügung gestellt, wofür ihm Metternich im Vertrage von Fulda (2. November) seinen Besitzstand und volle Souveränität gewährleistete. Unter ähnlichen Bedingungen traten weiter der Großherzog von Würzburg, Baden, Nassau, Hessen-Darmstadt, die noch fehlenden norddeutschen Fürsten bei. Die Großherzogtümer Frankfurt und Berg wurden aufgelöst, die alten Dynastien in Hessen-Kassel, Braunschweig, Oldenburg wieder eingesetzt; aus der Landkarte des alten Reiches, wie sie bis 1806 geworden und damals gewesen war, wurden lediglich Isenburg und von der Leyen gestrichen und diese Länder, ebenso wie Berg, dem Zentraldepartement zur Verwaltung zugewiesen. Die Rückgabe des befreiten Hannover an England war schon eine ausdrückliche Konsequenz der früheren Bündnisverträge. Das linke Rheinufer war man noch gewillt, Frankreich zu lassen.

Die Wiederaufrichtung des alten Kaisertums wäre Österreich selber am wenigsten erwünscht gewesen. Man empfand sie dort nur als Fessel, wollte Frankreich gegenüber nicht der Grenzwächter und das verantwortliche Reichshaupt sein, zog eine willige Gefolgschaft deutscher Souveräne bei weitem einem Kaisertum über unfolgsame Reichsfürsten vor; man suchte auch die zu erwartenden Landerwerbungen nicht nach dem Rhein und den alten Stammlanden zu, sondern in Italien.

Für das alles war die vorläufige Erhaltung Napoleons, die Dämpfung des Offensiveifers der preußisch-russischen Kriegsführung erwünscht. So wurde der strategische Humbug, wie es ein zuständiger Beurteiler bezeichnet hat, aufgebracht, daß das Plateau von Langres, wohin man weit nach Süden ausbiegen mußte, Frankreich militärisch ebenso beherrsche, wie es geographisch das Quellgebiet der französischen Ströme sei. Der Plan hatte für Metternich zugleich den Wert, die Franzosen aus Italien zu drücken und die Neutralität der Schweiz, also das noch verbleibende Asyl freiheitlicher Ideen, in Gefahr zu bringen. Nach langen Verhandlungen m der Schweiz, deren Hinzögerung man nicht bedauerte, überschritt Schwarzenberg mit der Hauptarmee am 21. Dezember den Rhein bei Basel und zog dem Hochland von Langres zu. Nun endlich konnte Blücher, am Neujahrstage von 1814, bei Kaub, unter Benutzung der alten Inselpfalz für die Schiffsbrücke, über den Rhein und damit auf Frankreichs Gebiet hinübergehen. Bülow mit der Nordarmee vertrieb die Franzosen aus Holland.

der Obrist von Grollmann bringt mir die Nach-
richt, daß die Haupt-Armee eine Rückgängige Be-
wegung machen wird; ich halte mich verpflichtet Ihro
Kaiserlichen Majestät die unvermeidlichen nachtheiligen
Folgen davon allerunterthänigst vorzustellen:

1 die gute Französische Nation tritt unter die Wohlthäter
der Theil, so sich für die gute Sache gerüstet, ist un-
glücklich.

2/ unsere siegreiche Armee wird muthlos

3/ wir gehen durch rückgängige Bewegungen in Gegen-
den, wo unsere Truppen durch Mangel leiden
werden; die Einwohner werden durch den Verlust des
Lichtes was sie noch haben zur Verzweiflung gebracht

4/ der Kaiser ein Frankreich wird sich eine seine Be-
stürzung, worin er durch unsere Vordringen, erhalten
und seine Nation wieder für sich gewinnen.

Ihro Kaiserlichen Majestät danke ich aller unterthänigst
daß sie mir eine Offensive zu beginnen erlaubt haben
ich dankt mir alles Gute davon versprechen wie sie
gnädigst zu bestimmen geruhen, daß die Generalen von
Winzingrode und v. Bülow meine Beförderung gegen
müssen; in diesen Verbindung werde ich ich Paris vordringen;
ich freue so wenig Kaiser Napoleon wie sein Marschälle
wie sie mir entgegen treten. Erlauben Ihro Kaiserlichen
Majestät die Versicherung, daß ich mich glücklich schätzen
werde, an der Spitze der mir anvertrauten Armee ich
Ihro Kaiserlichen Majestät befehle und Wünsche zu erfüllen

Meerig d. 22t Februar 1814

G. Blücher

Abb. 242.

Eigenhändiger Brief Blüchers

an den Kaiser von Rußland d. d. Merry 22. Febr. 1814.

Der Obrist von Grollman bringt mir die Nachricht, daß die Haupt-Armee eine Rückgängige Bewegung machen wird; ich halte mich verpflichtet Ewr. Kaiserligen Mayestet die unvermeidligen nachtheiligen Folgen davon aller untertänigst vor zu stellen:

1) die gantze Französische Nation tritt unter die Waffen, der Theil, so sich für die gute Sache geäussert, ist unglücklig.

2) unsre siegreiche Armee wird muhtlos

3) wir gehen durch rückgängige Bewegungen in Gegenden, wo unsre Truppen durch Mangel leiden werden; die Einwohner werden durch den Verlust des Letzsten was sie noch haben zur Verzweifflung gebracht

4) der Kaiser von Frankreich wird sich von seiner Bestürtzung, worin er durch unser Vordringen, erholen, und seine Nation wider für sich gewinnen.

Ewr. Kaiserligen Mayest. danke ich aller untertänigst daß Sie mir eine Offensive zu beginnen erlaubt haben ich darff mir alles Guhte davon versprechen wenn Sie gnädigst zu bestimmen geruhen, daß die Generale von Winzingerode und v. Bülow meiner Anforderung genügen müssen; in dieser Verbindung werde ich auf Paris vordringen; ich Scheue so wenig Kaiser Napoleon wie seine Marschälle, wenn sie mir entgegen treten. Erlauben Ewr. Kaiserlige Mayestedt die Versicherung, daß ich mich glücklig schätzen werde, an der Spitze der mir anvertrauten Armee Ewr. Kaiserligen Mayestedt Befehle und Wünsche zu erfüllen.

Merry d. 22. Februar 1814. **G. v. Blücher.**

Die Helvetische Republik von 1798 hatte seitdem sowohl Bürgerkrieg gegen die konservativen Urkantone, wie Umbildung ihrer Kantone und Verkleinerung um Wallis, Genf und Neuenburg erlebt. Seit 1805 war sie ein durch Bündnis zur Truppenstellung an Napoleon verpflichteter Bundesstaat von 19 Kantonen; nach der Völkerschlacht von Leipzig hatte sie ihre Neutralität verkündet. Der Einmarsch der Österreicher gab das Signal zur Wiedererhebung der Anhänger des Alten und zur inneren Spaltung. Hier ward der Zar, wie nach seiner Vorliebe überall, wo es ihn nicht traf, der Schutzherr des Modernen und der politischen Gleichberechtigung der Kantone. Am 8. September 1814 kam die neue Bundesverfassung der 19 Kantone zustande, zu denen der Wiener Kongreß als weitere drei Kantone Wallis, Genf und das nunmehr wieder preußische Neuenburg, sowie Teile des Bistums Basel (für den Kanton Bern) hinzufügte, unter Anerkennung der ewigen Neutralität des neuen Bundesstaates, der tatsächlich ein recht lockerer Staatenbund war. Im August 1815 trat diese neue Verfassung in Kraft.

Napoleon hatte vernünftigerweise nichts anderes erwartet, als einen direkten Marsch auf Paris, wie ihn auch Gneisenau im großen Hauptquartier der Verbündeten verteidigte. Er warf sich Blücher entgegen, schlug ihn am 29. Januar bei Brienne, wurde aber am 1. Februar bei La Rothière von jenem derart geschlagen, daß er auf Paris zurück mußte. Unterdessen war mit politisierenden Absichten seit dem November insgeheim und offen unterhandelt worden und Metternichs Verständigung mit Napoleon nur an dessen Unbescheidenheit gescheitert; der von allen kriegführenden Mächten beschickte, am 5. Februar eröffnete Kongreß zu Châtillon ließ Napoleon die Uneinigkeit jener genügend deutlich erkennen. Er schlug in sechs siegreichen Gefechten vom 10. bis 18. Februar die auseinander gezogenen, einzeln fechtenden Korps Blüchers und Schwarzenbergs, so daß sich letzterer wieder auf die Höhen von Langres zurückzog. Aber nun übernahm Blücher, mit Bülows Armee vereinigt, auf eigene Faust die Führung gegen Paris, warf Napoleon am 9. März bei Laon zurück. Schwarzenberg mußte daher ebenfalls vorrücken, nutzte aber die Überlegenheit, die er am 20. und 21. März bei Arcis an der Aube gewann, nicht zum entscheidenden und vernichtenden Siege. Am 1. März hatten sich inzwischen die vier verbündeten Mächte Österreich, Rußland, England, Preußen zu dem Vertrage von Chaumont geeinigt, der, wie Gneisenau aussprach, nur Napoleon, seinem Verzicht auf die von Metternich ihm gebauten goldenen Brücken verdankt wurde. Darin war u. a. enthalten: ein deutscher Bund souveräner Fürsten; Herstellung der Schweiz, Spaniens, Hollands (als Monarchie unter einem Oranier), Wiederherstellung in Italien; Subsidienbeitrag Englands zum Kriege; Beschränkung Frankreichs auf den Umfang des bourbonischen Königreichs.

England hatte ferner die Absetzung Napoleons, des einzigen großen Feindes, den seine neuere Machtentwicklung gefunden, betrieben; und sie, sowie die Wiedereinsetzung der Bourbonen hatten um so mehr Anklang bei den festländischen Verbündeten gefunden, als diese darin das monarchisch-legitimistische Ereignis schätzten. Darin lag aber endlich der entschlossene allgemeine Vormarsch auf Paris. Nachdem Schwarzenberg und Blücher sich am 23. März vereinigt hatten, begann er am 25. März und ward von einer Proklamation an Frankreich begleitet. Napoleons Meinung, die Verbündeten durch einen Deutschland bedrohenden östlichen Vorstoß aufhalten und zurückscheuchen zu können, war angesichts jener inneren Wendung der Dinge fehlgeschlagen; er kam nun trotz seiner Gewaltmärsche nicht mehr rechtzeitig genug, um sie von Paris zurückzuhalten. Sie warfen die Marschälle Marmont und Mortier zurück, die die Hauptstadt verteidigten, erstürmten am 30. März die Höhen östlich und nördlich der Stadt, nachmittags 5 Uhr den Montmartre, so daß sich Paris unter ihren Kanonen breitete, und am Abend boten die Marschälle die Kapitulation an, die ihren Abzug und die Entwaffnung der Nationalgarde enthielt. Am 31. März hielten die Sieger Einzug in Paris, das seinen Helden abgetan

hatte, die Rückkehr der einst mit Fluch und Hohn überschütteten Bourbonen begrüßte und den fremden Monarchen und Truppen Beifall klatschte.

In denselben Stunden kehrte Napoleon als ein verlorener Mann, dessen letztes Heer auseinanderlief, im Schlosse Fontainebleau ein, bis wohin er gekommen war. Marschälle und Beamten gingen zu den Verbündeten und dem neuen Frankreich über, das jene mit sich brachten. Talleyrand, der als Bischof des alten Frankreich, als Mitglied und Präsident der Nationalversammlung, als Minister unter dem Direktorium, Mitveranstalter des Staatsstreichs vom Brumaire und als napoleonischer Minister immer gleich trefflich obenauf geschwommen war, dazwischen während der Schreckenszeit, der in sichtbarer Stellung schließlich niemand entging, klüglicherweise Kaufmannsgeschäfte in Nordamerika gemacht hatte, übernahm nunmehr die Geschäftsleitung für die Bourbonen und begann den Staatskanzler Metternich selber, indem er dessen maßgebliche Hauptgedanken mit französisch leichter Klarheit zum „Prinzip der Legitimität" formulierte, an leitendem Einfluß bereits zu überflügeln.

Am 2. April beschlossen der Senat von Frankreich, am 3. April das gesetzgebende Parlament die Absetzung Napoleons und seiner Dynastie; am 6. April beriefen sie Ludwigs XVI. Bruder, den Grafen von Provence, als Ludwig XVIII. aus dem Exil in England auf den französischen Königsthron. Napoleon hatte in Fontainebleau am 4. April zu Gunsten seines Sohnes, Kaiser Franz' II. Enkels, abdanken wollen, mußte aber am 11. April den Vertrag unterzeichnen, der ihm nach einem großherzig gemeinten Vorschlage Alexanders die Insel Elba als souveränes Fürstentum mit reicher Zivilliste anwies. Am 20. April verließ er Fontainebleau und traf am 4. Mai auf Elba ein, während Marie Luise mit ihrem Sohne nach Österreich ging. Am 3. Mai begrüßte Paris seinen einziehenden neuen König.

Die Friedensabmachungen mit Frankreich standen ganz unter dem Zeichen der wetteifernden liebenswürdigen Fürsorge für die neue, als legitim gehätschelte Dynastie der besiegten Nation, während Talleyrand geschickt den eitlen Zaren als Ordner Europas und (zur Abwechslung) Schutzherrn der Legitimität voranstellte. Metternich sorgte hauptsächlich, die Ordnung der nichtfranzösischen Angelegenheiten auf einen allgemeinen Kongreß nach Wien zu ziehen. Der Pariser Friede vom 30. Mai 1814 erließ Frankreich jede Kriegsentschädigung, ließ ihm die in aller Welt geraubten Kunst- und Handschriftenschätze, bis auf den noch unausgepackten Teil, und schenkte ihm zu den Grenzen von 1792 noch Landau und Saarbrücken nebst den umliegenden Gebieten, sowie belgische Südstriche hinzu, ließ ihm endlich auch Mömpelgard und Avignon. Selbst England, das Malta behielt, gab die seit 1792 Frankreich abgenommenen Kolonien bis auf Tabago, St. Lucia und Isle de France zurück. Andere Pariser Verträge griffen bereits den Festsetzungen des Wiener Kongresses vor und beriefen schon den Prinzen Wilhelm V. von Oranien zur Regierung des künftigen Königreiches der Niederlande, das England sowohl aus den ehemals spanischen oder österreichischen wie den generalstaatlichen Bestandteilen zu bilden wünschte, als nächsten Stützpunkt des englischen politischen Einflusses auf dem Festlande.

England war der hauptsächliche Sieger, trotz Metternich und Alexander, und war in der Ausnutzung der Lage nur durch den legitimistischen, bourbonenfreundlichen Eifer des Lord Castlereagh (1769—1822, der seit 1812 Minister des Auswärtigen war, etwas beeinträchtigt worden. Es war von dem Albdruck der Landung, der Kontinentalsperre, des napoleonischen Flottenbaues befreit, sah den Kontinent zurückkehren in die Verhältnisse, unter denen es ihn nicht nur kaufmännisch und gewerblich, sondern auch politisch, als ausschlaggebend im „Gleichgewicht", beherrschte. Es war wieder die unantastbare einzige See- und Weltmacht und hatte, wenn es an Frankreich zurückgab, doch die feste Aussicht, holländische und andere Kolonialbeute genug zu behalten. Der Zar, der König von Preußen, Metternich, Blücher, Gneisenau fuhren über den Kanal zum Besuch des Prinzregenten Georg (König Georg IV. 1820—1830), der seit 1811 für seinen unheilbar erkrankten Vater Georg III. die Stellvertretung führte und als einziger der verbündeten Herrscher nicht persönlich im Feldlager gewesen war. Das englische Volk jubelte mit einfach menschlicher Begeisterung dem Mar-

schall Vorwärts und Gneisenau zu; die Damen, die alle den alten Blücher abküssen wollten, dachten, abgesehen von dem weiblichen und englischen Moderekord, doch auch daran, was er England wert gewesen war; die höheren und politischen Kreise blieben hochmütig kalt gegen die Preußen und ihren schlichten König. Aber zwischen dem Torykabinett und Metternich ward das Gesinnungsbündnis noch enger geknüpft, nicht zum wenigsten wegen der großen Worte von Völkerfreiheit und Völkerglück, die aus dem Zusammenbruch der französischen Welteroberung durch Schlagworte und Cäsarismus der selbstherrliche Zar auf sich herübergenommen hatte.

Preußen hatte an der Befreiung Europas und an den Siegen das Beste getan, dabei sich politisch immer nur in Nebenrolle befunden und ward am nachlässigsten von allen Seiten behandelt. Kaum gelang es ihm, den „Degen Friedrichs des Großen" (man hatte 1806 Napoleon nur den Degen eines Adjutanten Friedrichs ausgeliefert) und die Viktoria vom Brandenburger Tor zurückführen zu dürfen. Während Preußen seit 1807 so fürchterlich an Frankreich hatte zahlen müssen, erhielt es jetzt für seine Kriegskosten keinen Silbergroschen zurück. Österreich, Bayern brachten schon in Paris ihre künftige Gestalt ins reine, diejenige Preußens blieb in der Schwebe.

Übrigens war es nur Preußen, der Zähigkeit Wilhelm v. Humboldts (geb. 1767 zu Potsdam als Sohn eines Majors und Kammerherrn, gest. 1835 in Tegel), des feinsinnigen Literaturfreundes und geistvollen Staatsgelehrten, der seit 1810 Minister neben dem Staatskanzler Hardenberg war, zu verdanken, wenn die international-legitimistische Franzosenliebe der Mitverbündeten nicht noch viel größeres (jetzt pfälzisches) Gebiet i. J. 1814 zu Landau und Saarbrücken hinzu an das besiegte Frankreich verschenkt hat.

Der Wiener Kongreß.

Im September 1814 trat der allgemeine Kongreß zusammen, nach Metternichs erfolgreichem Betreiben zu Wien, dessen leichtherzige, ins Lässige verfeinerte einheimische Atmosphäre angenehm entsprechend die große Zahl der anwesenden Monarchen und Diplomaten zu umfließen begann.

Im Namen Österreichs hatte Metternich die Leitung des Ganzen. Rußland vertrat Graf Nesselrode, England Castlereagh, später Wellington, Frankreich Talleyrand, Preußen Hardenberg, mit dem W. v. Humboldt war. Der Zar, Friedrich Wilhelm, die Könige von Bayern und Württemberg waren persönlich der Einladung des Kaisers Franz gefolgt, der einen ungeheuren, wohlbedachten Gastgeberluxus entfaltete. Dazu waren aber auch die übrigen europäischen Staaten und die es wieder werden wollten, mit Einschluß der ehemaligen Reichsstädte und der Mediatisierten, vertreten oder die betreffenden Häupter persönlich anwesend, so daß unter diesem herdenweisen Auftreten der Souveränität der Nimbus der Monarchie, wie Talleyrand sagte, sich zu verflüchtigen drohte. Die Deutschen, durch die in dem wunderbaren Frühling 1813 die Seelengewalt der Befreiungserhebung, der hohe, helle, reine Klang einer prachtvollen Kriegslyrik gegangen war, die die Morgensonne neuen geschichtlichen Lebens strahlend hatten aufgehen und die alten Hermannseichen mit ihrem Golde übersluten sehen, sie fingen an, den alten beobachtungsgroßen Weimarer Goethe verstehen zu müssen, der in den Tatenjubel der Siege hinein sein nachdenkliches, spärliches „Politikum" gesprochen hatte, mit Geltung leider nicht bloß für jene eine deutsche Zeit:

Die Deutschen sind recht gute Leut:
Sind sie einzeln, sie bringen's weit;
Nun sind ihnen auch die größten Taten
Zum erstenmal im ganzen geraten.
Ein jeder spreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letzte Mal sein!

Was man von Wien erfuhr, waren Hofdiners, Festvorstellungen, Schaugepränge, Bälle, Réunions, die Gourmandkonventikel der Talleyrand und Metternich und daß der fromage de Brie vor diesem legitimistischen Gerichtshof feierlich zum König der Käse proklamiert worden sei. Und dazu tuschelte man andere Begleiterscheinungen dieser konzentrierten vornehmen Lebenslust und ihres versammelten Damentrosses weiter, die wohl an den großen Freudenmädchenkonflux auf den spätmittelalterlichen Konzilien erinnern mochten, natürlich in zeitgemäßer Gesellschaftsfähigkeit und ohne die banausische Indiskretion des Mittelalters.

Derselbe Rückert, dessen geharnischte Sonette mit am frühesten den Zornmut zur Befreiung und sittlichen Erhebung unter die Deutschen gerufen hatten, verbriefte in resigniertem Spott, der dieses Treiben kaum des heißen Zornes für wert hielt, dem „Herrn Kongreß", wie er herumscharwenzelt und herumkarusselliert sei; Frau Deutschheit war die Tänzerin, umtanzen mußte sie her und hin, im Schwung französischer Tänze verlor sie vom Haupte die Kränze.

Auf Steins Betreiben wurde die Beratung der Gestaltung Deutschlands von den europäischen Angelegenheiten getrennt, aber in letzteren gelang es Talleyrand, die Festsetzung von Chaumont zu sprengen und Frankreich die Mitbestimmung, sich selber bald eine leitende Rolle in der Beratung zu sichern.

Das Schicksal Sachsens, welches seit dem Oktober 1813 in der Schwebe war, wurde zu dem Punkte, um den sich die Hauptentscheidungen gruppierten. Rußland begünstigte das erneuerte preußische Verlangen, den mit so viel Feindseligkeit und historischer Intrige belasteten Staat sich anzugliedern, wodurch Preußen erst richtiges Schwergewicht in seiner territorialen Mitte gewann, sich an deutschem Lande verstärkte und leichter im Osten Rußland zu dessen Plänen helfen konnte. Beiden Absichten trat alsbald die freundschaftliche Dreiheit von Österreich, England und Frankreich als geschlossener, kriegsbereiter Bund gegenüber, zu dem auch eifersüchtig die deutschen Mittelstaaten hielten. Nach langem, vielgestaltigem Hin und Her, das durch die untrennbare polnische Frage noch verwickelter wurde, kam man endlich zu dem Schlusse, der an Preußen einen Teil des alten albertiner Kurlandes, nördliche und thüringische Gebiete, überließ und es anderweitig zwischen Mosel und Rhein und in Westfalen ausstattete, wodurch ein zweiter größerer preußischer Gebietskomplex im Westen entstand, der vom Hauptkörper der Monarchie durch das englisch gedeckte Hannover abgetrennt lag. Im Osten verzichtete für diese Vergrößerungen Preußen auf die Wiederherstellung der Grenzen von 1806; „Südpreußen" und „Neuostpreußen" kamen an Rußland, nur der westlichste Teil, der unentbehrliche Keil zwischen Schlesien und Westpreußen mit Posen, Thorn und dem Kulmerlande wurde aus dem „Herzogtum Warschau" an Preußen abgezweigt.

Die Rückkehr Napoleons und der Feldzug von 1815.

Da, ehe der Kongreß mit seinen Gegenständen fertig war, jagte die in der
1815. Nacht auf den 7. März 1815 eintreffende alarmierende Kunde aus Genua die Versammelten auseinander, daß Napoleon von Elba verschwunden sei, denn der englische Kommissär Campbell, der ihn überwachen sollte, habe ihn an der Riviera gesucht.

Napoleon wußte, daß man ihm mißtraue, fürchtete die Verbannung auf eine Ozeaninsel, wovon schon die Rede war, hörte von der Uneinigkeit der Alliierten, die sich wegen Sachsen-Polen fast wie zwei Kriegsbündnisse gegenüber standen, und von den Mißgriffen der Bourbonen in Frankreich, die ein schon 1796 gegen sie gesprochenes Wort vollauf bewährten, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen haben würden. Bezeichnend ist übrigens, daß es wieder hieß, die englischen Wachschiffe hätten Napoleon absichtlich abfahren und durchkommen lassen. Man war schon gewöhnt, sich kein wichtigeres Geschehnis ohne halboffene englische Ränke vorzustellen, und deutete sich Englands Absicht aus dem Pariser Frieden von 1814, der jenem nicht genug eingetragen habe.

Napoleon brachte auf sieben Fahrzeugen, mit denen er am 26. Februar von Elba abfuhr und am 1. März in Cannes landete, 700 Franzosen, 300 Korsen und 200 Polen mit. Er fand die bourbonische Monarchie, abgesehen von den altlegitimistischen Adelskreisen, ohne Anhang, das Heer auch ohne ihn zur Militärrevolution gestimmt. Soweit hatte er richtig gerechnet, und als Herr von Frankreich, das sich ihm wieder unterwarf, kam er nach Paris, residierte wieder in den Tuilerien.

Aber gerade soeben hatten sich die Mächte über Sachsen und Polen verständigt, er traf just in junge Versöhnungsgefühle hinein. Das machte Alexander allen Annäherungsversuchen unzugänglich, machte es vergeblich, daß Napoleon Marie Luise zu sich berief, ihre Rückkehr den Franzosen ankündigte, sie und ihren Vater überall möglichst voranstellte. Stein, immer deutschhistorisch, empfahl am 8. März, ihn zu ächten, und die von Talleyrand am 13. abgefaßte scharfe Form der Ächtung, worin er einfach Napoleon Buonaparte hieß, wurde von allen Mächten angenommen. Die vier Großmächte erneuerten am 25. März das Bündnis von Chaumont und waren entschlossen, den Störenfried der Legitimität niederzuwerfen, ehe die Völker aufs neue Gelegenheit erhielten, ihre Gedanken mit der Selbstbestimmung ihres Schicksals zu beschäftigen. Seit dem April zogen die Heere wieder auf Frankreich zu.

Die preußische Armee führte auch diesmal Blücher. Ihn und die in Belgien erschienenen Truppen Englands unter Wellington suchte Napoleon vor allen Dingen,

Das Schlachtfeld und Gasthaus la Belle Alliance

Abb. 243. Das Schlachtfeld und Gasthaus (vorher Pachthof) Belle-Alliance. Nach einem alten Stich.

jenen an den Rhein, diese an die Küste abzudrängen, ehe sie sich vereinigten; gegen die übrigen Verbündeten konnte er sich Zeit lassen. Am 16. Juni behielt er mit überlegenen Kräften über einen Teil der Blücherschen Armee bei Ligny die Oberhand, es war sein letzter Sieg.

Den Preußen war die nahende Hilfe der Engländer zugesagt, sie hielten trotz schwerer Verluste bis zum Abend aus; Blücher, der selber im Reiterkampfe mitstürmte, stürzte, lag bewußtlos unter dem Pferde mitten im Hufgetrappel. Die Engländer waren gleichzeitig bei Quatrebras von Ney angegriffen und dadurch aufgehalten worden. Hier fand der Herzog von Braunschweig an der Spitze seiner schwarzen Reiter den Tod, die nachkommenden Verstärkungen der Engländer unter General von Alten stellten das Gefecht wieder her. — Völlig geschlagen, auf die vom Gegner berechnete Rückzugslinie geworfen war Blücher nicht, und Gneisenaus klare, mutvolle Tapferkeit gab auf dem abenddunklen Schlachtfelde die Richtung nach Wavre an: den Nachtmarsch in der Richtung nordwärts auf die Engländer zu, der den Feldzug entscheiden sollte.

Napoleon glaubte die Preußen im Abmarsch an den Rhein, um Verstärkungen aufzunehmen, und verlor die Fühlung mit ihnen. Er war sicher, Wellington allein zu

finden, der auf die flachen Höhenzüge von Waterloo südlich bei Brüssel zurückgegangen war und dort am 18., mittags, den französischen Angriff auszuhalten bekam.

Am 17. hatte es heftig geregnet, was den Zusammenstoß an diesem Tage verhindert und die Richtung Blüchers für die Franzosen verborgen hatte. Auch am 18. lag die ganze Gegend in Nebel, der Boden war tief durchweicht, was Napoleon den Angriff verschleppen ließ, während von Wavre, 18 Kilometer östlich von Waterloo, her die Preußen, unverpflegt, sich heranmühten. Ihr Eintreffen war freilich auf vormittags zugesagt, und Wellington wußte sich von ihnen abhängig, wäre ohne die bestimmte Herankunft der Preußen zurückgewichen. So kamen sie, infolge der Umstände, erst nachmittags heran. — Wellington hatte 21000 Mann großbritannische Truppen, zu Engländern und Iren tapfere Schotten, lauter geschulte und aus Spanien kriegserfahrene Leute, dazu 3000 Braunschweiger, 2900 Nassauer und die 4300 Mann der deutschen Legion, die alle an Wert und Erprobtheit den Briten gleichkamen. 20500 Hannoveraner und weitere 4000 Braunschweiger waren junge, ungeübte Aushebungen, bewährten sich aber immer noch besser als das 28000 Mann starke niederländische Kontingent. Ohne die Verzögerung seines Angriffs würde Napoleon, der viel besseres Truppenmaterial als 1813 hatte, nämlich die alten Soldaten aus den Festungen, voraussichtlich die Schlacht gewonnen haben, obwohl Wellington der Mann war, mit seiner leidenschaftslosen Energie, seiner vornapoleonischen Defensivtaktik und Versparung der Kavallerie aufs Nachhauen die Stellung zu halten. Die Ordre, die er ausgab, war: die Preußen oder die Nacht, aushalten bis auf den letzten Mann. Aber seine Reihen und Reserven wurden dünner, die Angriffe Napoleons ungestümer; endlich führte dieser gegen Abend zum entscheidenden Stoß gegen das gelichtete englische Zentrum die zur letzten Krafteinsetzung entschlossene Kaisergarde heran. In diesem Augenblick erschienen in der Flanke die Preußen, gerade als Wellington, der von einer Stellung zur andern flog und mit seinem breiten Hute die Befehle winkte, schon den Rückzug über Waterloo ins Auge faßte. Das Erscheinen des Generals v. Zieten mit Blüchers erstem Armeekorps machte diese Erwägung überflüssig, brachte die Kaisergarde in Gefahr abgeschnitten zu werden und trieb sie zu beschleunigtem Rückzug. Zwei andere Korps der Preußen vereinigten sich südlicher, griffen gleichfalls ein, nahmen die Rückzugslinie der Franzosen unter ihre Geschütze und verwandelten die französischen Bewegungen in wirre Flucht. Bei dem Pachthofe, der durch denkwürdigen Zufall Belle-Alliance hieß, trafen Blücher und Wellington zusammen. Gneisenau jagte noch verfolgend in die Nacht hinein und verhinderte eine taktische Wiederherstellung der geschlagenen Armee, nahm 200 Geschütze und erbeutete in Genappe, wo man beinahe Napoleon selber gefangen hätte, seinen Kriegsschatz, seine Diamanten, seine goldenen Teller und ähnliches Prunkgerät. — Gleichzeitig kämpfte ein preußisches Korps isoliert bei Wavre, wo es mit der von Ligny nachgesandten französischen Abteilung zusammenstieß. — Im ganzen hat der blutige große Tag Wellington 15000, die Preußen bei allen vier Armeekorps 9000 Mann an Toten und Verwundeten gekostet, die Franzosen haben ihre Verluste nicht mehr amtlich festgestellt, da die Armee zersprengt blieb.

Nun marschierten nach Gneisenaus Vorschlag Blücher und Wellington geradewegs auf Paris, der erstere, um, wie er hoffte, gut zu machen, was 1814 die Federn am grünen Tisch verdorben hatten, Wellington, um nach den Absichten seiner Regierung möglichst rasch Ludwig XVIII. wieder zum König einzusetzen. Napoleon, der in Paris war, dankte ab, indem er seinen Sohn zum Kaiser proklamierte, was Senat und Parlament annahmen, ohne an eine Regierung Napoleons II. zu glauben; sie wählten eine von der Regierung unabhängige Gesandtschaft zur Verhandlung des Friedens. Obwohl geächtet und für vogelfrei erklärt, wie Schill, entging Napoleon einem härteren Schicksal; England bezeigte sich ihm am leidlichsten und heimste dadurch seinen Todfeind ein, der vor Rochefort an Bord des englischen „Bellerophon" ging.

Er hatte gemeint, indem er sich auf englischen Schiffsboden begab, in England, wie vormals Ludwig XVIII. und nachmals Napoleon III., als Privatmann leben zu dürfen. In Plymouth ließ man ihn aber nicht mehr von dem Linienschiff herunter. Die ganze Neugierde strömte herbei, ihn auf dem Deck oder wenigstens das Schiff zu sehen, auf dem er war; die Karikatur, die damals das Geschäft in Aktualität und Sensationen machte, stürzte sich verdoppelt auf den Mann, der sie seit anderthalb Jahrzehnten mit Gewinn gesegnet hatte. Auf der Fregatte Northumberland brachte man Napoleon und die Wenigen, die ihm treu blieben, auf die ferne Insel St. Helena in sicheren Gewahrsam des englischen Hausherrn. Am

17. Oktober ward er dort ans Land gebracht und wohnte in dem Pachthof Longwood. Hier hat er die „Denkwürdigkeiten von St. Helena" diktiert, die noch bestrebter, als sonst bei Memoiren üblich ist, die Dinge so darstellen, wie er teils um der Größe, teils auch um sehr kleiner Eitelkeiten willen wünschte, daß die Nachwelt sie glauben solle. Am Magenkrebs ist er am 5. Mai 1821 gestorben.

Die hundert Tage der nochmaligen Herrschaft Napoleons hatten das alliierte Wohlwollen für das wankelmütige französische Volk immerhin gedämpft. Preußen empfahl als Gewährschaft des Friedens die Zurücknahme der großen Festungen Straßburg und Metz für Deutschlands Schutz. Aber Österreich fürchtete, dann Rußland in Galizien schadlos halten zu müssen, und so kam König Ludwig XVIII., der am 9. Juli, einen Tag vor den verbündeten Monarchen, wieder in die Hauptstadt eingezogen war, im zweiten Pariser Frieden vom 20. November 1815 dennoch wieder zu glimpflichem Abschluß. Frankreich gab nur Landau und Saarbrücken zurück, sowie die belgische Erweiterung, die man ihm 1814 geschenkt hatte, das Viereck von Maubeuge, zahlte 600 Millionen Franken Kriegsentschädigung, gab nun auch die schon aufgestellten, von Napoleon geraubten Kunstschätze heraus und sollte je nach seinem Wohlverhalten 3 bis 5 Jahre in den nordöstlichen Departements von 150000 Mann der Verbündeten besetzt bleiben.

Die naiven Deutschen, soweit sie noch den Sinn von 1813 im Herzen trugen — Dichter, Professoren, Schriftsteller, Studenten und andere gebildetere Schichten — und nicht wieder, wie die allgemeine Menge, in den schläfrigen Alltag zurückgesunken waren, hatten geglaubt, diesmal werde man dem unzuverlässigen Nachbar ein deutlicheres Siegesmal aufprägen und Deutschlands alte Grenzen herstellen. Wieder ist es der herzenstapferste mit unter den Befreiungsängern, Friedrich Rückert, der die Klage um das verloren gelassene Elsaß in seiner „Straßburger Tanne" gesungen hat: die noch die alten Kaiserzeiten im deutschen Elsaß und nun „auf alten Bahnen die neuen Deutschen" gesehen, in vergeblicher Hoffnung, daß wieder deutsche Gauen würden vom Wasgau bis zur Pfalz. Ein allbekannter großer, ortsberühmter Baum war's, den man am Pfingstmontag 1817 fällte, um neue Treppen für die Präfektur aus ihr zu schneiden. Doch eines prophezeit der alte Baum, wie fern die Zeit mag sein, einst wird dennoch die Kaiserpfalz im deutschen Straßburg erstehen, für die sie ihr Holz gegeben haben möchte, deutsche Vergangenheit und neue deutsche Gegenwart verbindend; kommen wird und muß die Zeit, da hier wohnen und wachen wird „ein Fürst auf deutscher Flur; dann wird mein Holz noch krachen im Bau der Präfektur!"

Ergebnisse des Wiener Kongresses.

Der Wiener Kongreß hatte, während die Heere wieder nach Frankreich umkehrten und die Diplomaten bereits die Koffer rüsteten, die Frage der deutschen Gemeinsamkeit und die nach Volksanteil an der Regierung oberflächlich zu Ende gebracht. Unter nur einem ganz bestimmten Willen, nämlich dem negativen, der dem Abscheu vor den Regungen in der Bevölkerung, vor den neuen öffentlichen und vaterländischen Gesinnungen entsprang. So geht die große Zeit der staatsbürgerlichen Herzenserhebung und des öffentlichen Gedankensieges eines nationalen Deutschtums in einem vollendeten Triumph der widerstrebenden Kabinettspolitik vorerst zu Ende.

Freilich gab es Männer unter den beratenden hohen Würdenträgern. Da war Stein, der als Haupt der Zentralverwaltung dem Hauptquartier nach Paris gefolgt und nun auch in Wien anwesend war. Kurz vor Beginn des Befreiungskrieges hatte Stein dem britischen Kabinettsminister Grafen Münster geschrieben: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland. Mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten." Wenn nicht das einzige ungeteilte Vaterland, an das praktisch nicht ernsthaft zu denken war, so hätte auch die Erhöhung dieser Steinschen Auffassung über die Fortdauer der Einzelstaaten hinweg das Sehnen und Verlangen des neuen deutschen Patriotismus erfüllt. Aber dem entgegen standen der kahle Widerwille der Mittelstaaten, die Politik der übrigen Staatsleiter, Talleyrands voran, weder Österreich,

noch gar Preußen durch die Lösung der deutschen Frage einen Machtzuwachs durch Angliederung des übrigen Deutschland gewinnen zu lassen, stand der Gegensatz von Österreich und Preußen untereinander. Zu allem obendrein kam die eigene Zielunsicherheit Steins und derjenigen vaterländischen Wünsche, die in ihm ein Sprachrohr am Kongreß besaßen. Sobald man nur an einen deutschen Kaiser dachte, gingen schon die Stimmungen für oder wider Habsburg heftig auseinander.

Während Metternich nach seinen älteren Gedanken die drei Dutzend deutscher Souveränitäten am liebsten unverbunden hätte in die neue Zeit hinausflattern lassen, standen dem jetzt doch die Abmachungen entgegen, denen er sich während des Feldzuges gegen Frankreich nicht hatte entziehen können. Ein Fünferausschuß aus Österreich, Preußen, Hannover, Bayern und Württemberg beriet die Vorschläge und Ideen, wie das im ersten Pariser Frieden ausdrücklich vorgesehene lien fédératif Deutschlands zu gestalten sei. Mittelalterliches Kaisertum mit Herzögen, Wahlmonarchie, Erbmonarchie, preußische Unannehmbarkeit eines österreichischen Kaisertums, welches mehr als Kulisse sei, Teilung Deutschlands am Main in zwei Bünde unter Österreich und Preußen, ein Bund mit zwei gleichberechtigten Häuptern, alles das ist mehr oder minder eingehend erörtert worden. Dazwischen wurde als Ausweg aus den Schwierigkeiten von Zeit zu Zeit immer wieder das deutsche Kaisertum Franz' II., das doch Österreich selbst nicht wollte, aufgeworfen und ernstlich von den Kleinstaaten, die sich Gehör erzwangen, gegen die anmaßlichen Mittelstaaten ausgespielt. Endlich wurde, beschleunigt durch Napoleons Anwesenheit in Paris, in Gestalt der **Wiener Bundesakte** vom 8. Juni 1815 der **Deutsche Bund** nach Österreichs Wünschen fertig und am 10. Juni von allen unterzeichnet, außer von Württemberg und Baden (Großherzog Karl, 1811—1818), die sich längere Weile besannen, ob sie nicht vollkommen alleinstehende europäische Mächte bleiben wollten. Ein Staatenbund unabhängiger, gleichberechtigter Souveräne unter Österreichs Vorsitz, mit einem ständigen **Bundestage** einzelstaatlicher Gesandten zu Frankfurt, aber ohne begleitende Volksvertretung. Man hatte noch gestritten über Bundeskontingente, Bundesgericht und über konstitutionelle Verfassungen in den deutschen Einzelstaaten, für die sich der gunstumworbene liberale russische Selbstherrscher interessierte. Das Bundesgericht ließ man schließlich auch noch einfach weg, und bezüglich der Verfassungen begnügte sich die Bundesakte mit einer bloßen, zu nichts verpflichtenden Prophezeiung, dem vielberufenen **Artikel 13**: In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden.

Nach einer ursprünglich von Stein betriebenen Idee, die zwar dem historischen, aber durchaus nicht dem praktischen nationalen Gesichtspunkt gerecht ward und daher von der 1848er vaterländischen Bewegung alsbald umgestoßen wurde, traten Österreich und Preußen nur für ihre früher zum hl. römischen Reich gehörigen Landesteile bei, so daß die Deutschen Ost- und Westpreußens und die im Großherzogtum Posen eingesessenen **außerhalb des Bundes** blieben. Dänemark trat für **Holstein**, das Königreich der Niederlande für **Luxemburg** bei. Im Bundestage sollten Österreich und die Königreiche je 4, Baden, beide Hessen, Holstein, Luxemburg je 3, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin und Nassau je 2, die übrigen je 1 Stimme führen, was zusammen 64 Stimmen ergab. In dem wichtigen „**engeren Rat**" hatten die elf größeren Staaten je 1, die übrigen nach „Kurien" zusammengeordnet 6 Stimmen. So knüpft mit Bundestag und Bundestagsgesandten der Bund an das alte Reich und den ständigen Regensburger Reichstag an, während die Stimmenverteilung des Bundes, freilich durch Einzelverschiebungen der Stimmeninhaberschaft und namentlich durch 1866 verändert, noch an den Bundesrat des Reiches von 1871 übergegangen ist. Daß der Bund niemals aus sich heraus weiter entwickelt und verbessert werden konnte, dafür sorgte ein in letzter Stunde noch angenommener Antrag Sachsens, eine Art liberum veto polnischen Angedenkens: daß für alle Beschlüsse im Plenum über die organischen Einrichtungen des Bundes volle Einstimmigkeit notwendig sei. —

Die **Gesamtergebnisse** des Kongresses faßte die **Wiener Schlußakte** vom 9. Juni 1815 zusammen, welche die während des ersten Feldzugs oder zu Wien

erfolgte, in Teilen schon von uns erwähnte Neuregelung der Gebiets- und Rangverhältnisse im einzelnen enthielt. Österreich erhielt: von Rußland die 1809 verlorenen ostgalizischen Teile zurück, aus französischem, königlich italischem und aus rheinbündischem Besitz Friaul, Istrien, Dalmatien, Venedig mit der terra ferma, Mailand, Mantua, Trient, Brixen, Vorarlberg, Tirol, Salzburg, das Innviertel, das Pustertal, Krain, Kroatien rechts der Sau mit dem ungarischen Küstenland; es bildete aus den italischen Rückerwerbungen und Abrundungen ein lombardisch-venezianisches Königreich des Kaisers.

Das Haus Österreich-Este, entstanden dadurch, daß die Tochter des letzten echten Este, Herkules III. Raynald (1780—1803, von Frankreich entthront 1796), Maria Beatrice, den dritten Sohn des Kaisers Franz, Ferdinand († 1806), geheiratet hatte, dasselbe Haus, das 1803 bis 1805 zur Entschädigung den Breisgau innegehabt hatte, wurde im Herzogtum Modena und zugehörigen Gebieten wieder eingesetzt. Toskana als Großherzogtum erhielt Kaiser Leopolds II. Sohn Ferdinand, der Bruder des Kaisers, erweitert zurück; Marie Luise († 1847) erhielt Parma, Piacenza und Guastalla, mit dem künftigen Heimfall an die in Lucca eingesetzten Bourbonen.

So war Österreichs Vorherrschaft im nördlichen und mittleren Italien ausgiebig erreicht. Das wiederhergestellte Königreich Sardinien erhielt Genua sowie die Insel Capraja und die im Königreich belegenen kaiserlichen Lehen, womit ein letzter Rest der alten Reichsherrlichkeit in Italien zum Ende kam.

Preußen erhielt von seinen Verlusten von 1803 und 1807 den erwähnten polnischen Keil als Großherzogtum Posen sowie Kleve links vom Rhein zurück, ferner Neuenburg und fast ganz seine alten Lande zwischen Elbe und Rhein. Es erhielt dazu Kurköln und das alte Herzogtum Westfalen, Berg, den westlichen Teil von Münster, das zuletzt großherzoglich frankfurtische Wetzlar, die Departements an der Mosel und von da zum Rhein und fast an die Maas hinüber, in welche Frankreich Kurtrier, Jülich und andere linksrheinische Gebiete hatte aufgehen lassen. Sachsen trat ihm die Niederlausitz, Teile der Oberlausitz, den Kurkreis um Wittenberg, Teile des Meißner und Leipziger Kreises, Merseburg und Naumburg-Zeitz, den Thüringer und Neustädter Kreis, Mansfeld und Querfurt ab. Preußen trat an Hannover ab für dessen lauenburgische Rechte und etliche Ämter: Ostfriesland, Teile von Münster und Lingen, das Fürstentum Hildesheim und Goslar. Es tauschte gegen Lauenburg von Dänemark Schwedisch-Pommern und Rügen ein, während Schweden für das 1814 an Dänemark verlorene Pommern-Rügen und für Finnland mit dem bisher dänischen Norwegen entschädigt wurde. An Bayern gab Preußen Ansbach-Bayreuth auf, kleinere Besitzungen an Oldenburg und Weimar. Bayern erhielt neu das Großherzogtum Würzburg und das Fürstentum Aschaffenburg, dazu durch nachfolgendes Abkommen mit Österreich über Salzburg den linksrheinischen „Rheinkreis", wozu inzwischen, infolge des zweiten Pariser Friedens, auch Landau gekommen war. Dabei freilich erfüllte sich seine Hoffnung nicht, auf Kosten Badens die Territorialverbindung vom Main nach dem Rhein hinüber, die Gegenden von Heidelberg und Mannheim zu erhalten, wie ihm Österreich versprochen hatte. Der Rheinkreis erhielt nach dem schönen historischen Sinne des Kronprinzen Ludwig später den Namen der bayrischen Pfalz, ebenso wie er dem Donaukreise für die kennzeichnende Benennung Bayrisch-Schwaben sorgte. Ferner erhielt auf dem Wiener Kongreß Hessen-Darmstadt, das gewisse Abtretungen zur Abrundung nördlicher Nachbaren machte, Teile links vom Rhein mit Worms, Mainz, Bingen, Oldenburg (1817 durch Preußen) Teile des ehemaligen Saardepartements als Fürstentum Birkenfeld. Das 1806 mediatisierte Hessen-Homburg und die Reichsstadt Frankfurt wurden wiederhergestellt, Isenburg dagegen unter Darmstadt mediatisiert. Mecklenburg-Strelitz erhielt einen Teil des Saardepartements, den es 1819 an Preußen verkauft hat,

Koburg das linksrheinische Fürstentum Lichtenberg, welches es 1834 ebenfalls an Preußen verkaufte, Hannover wurde zum Königreich, beide Mecklenburg, Oldenburg, Sachsen-Weimar und Luxemburg wurden zu Großherzogtümern erhoben.

Eine Anzahl kleinere Austäusche, Abtretungen und Gebietsveränderungen unter den deutschen Staaten, die teils 1815, teils in den Jahren nach dem Kongreß geschahen, sind bei dieser Übersicht übergangen. Der Zar, dessen verwandtschaftlichem oder gönnerischem Einfluß verschiedene der kleineren deutschen Staaten ihre gute Abrechnung dankten, erhielt den größten Teil des Herzogtums Warschau und nahm den Titel eines Königs von Polen an. Hier in „Kongreßpolen", wie man zu sagen pflegte, machte er noch 1815 das Experiment einer höchst liberalen und nationalen Verfassung — dessen Ende polnische Aufstände wurden. Krakau wurde Freistaat unter dem Schutze der drei östlichen Monarchien. Dem neuen Königreich der Niederlande, das als das Meisterstück des Kongresses ausgepriesen wurde und das für Luxemburg und Limburg, die man ihm zuteilte, im Deutschen Bunde blieb, überließ Preußen, welches auf die alte Oranierfreundschaft Hoffnungen setzte, die Geldernschen Teile mit dem festen Venloo, so daß es die wertvolle Berührung mit der Maas verlor. Die Vergeltung des neuen Königreiches und Schützlings Englands waren die Rheinzölle, welche es in Verdeutelung der Wiener Festsetzung einrichtete, daß die Schiffahrt auf dem Rhein in seinem ganzen Lauf abgabenfrei sein solle „jusqu'à la mer" (bis an statt bis in die See, wie gemeint war). England war weniger großmütig gegen das oranische Königreich: Ceylon, das Kapland und ein Teil von Guayana blieben britische Kolonien; nur die ostindischen Inseln und etliche verstreute Besitzungen in Afrika und Amerika wurden zurückgegeben.

Abb. 244. Der Burgkeller zu Jena, der alte Sitz der Burschenschaft. Die Gründung erfolgte in der „Tanne" jenseits der Saalebrücke.

Den für die deutsche Nation kläglichen Ausgang des Kongresses haben auch diejenigen zum Teil empfunden, die ihn mitverschuldet hatten und guthießen. Inmitten einer Zeit, die in allen Ländern das Nationalgefühl geweckt und dieses nicht bloß in Deutschland, auch in Spanien zu hohen Taten aufgerufen hatte, blieben Deutschland und Italien, obwohl man es in der Hand hatte, ihre Verhältnisse von Grund aus neuzuordnen, absichtlich zersplittert und durch einen neu legitimierten souveränen Partikularismus innerlich gefesselt. Man kann unter diesen Umständen bezweifeln, ob es ein wirklicher Fortschritt zur Einheit gegenüber dem alten Reiche war, daß die getrennte Verbündung der deutschen Territorien widereinander und mit dem Auslande durch die Wiener Schöpfung abgestellt war, deutsche Bürgerkriege durch das Schiedsamt des Bundestages ausgeschlossen sein sollten.

Was der Kongreß der deutschen Geschichte Gutes getan hat, ist, daß er wenigstens das eine Opfer seines Legitimitätsprinzips gebracht und die Mediatisierten abgewiesen hat. Zwar nicht aus allgemeinem Bedacht, sondern den Rheinbunddynastien und ihrem Bestande zuliebe wurde von solch allzu gründlicher Wiederherstellung abgesehen und die heilsame Napoleonische Vereinfachung der deutschen Länderkarte somit doch im großen und ganzen belassen. Und zweitens, daß er die öffentliche Meinung und Gesinnung so unbefriedigt ließ. Zwar das Volk, der breite Bürgerstand war wieder stumpf geworden, so daß ihm Hoffmann von Fallersleben ein unmutiges Schlaflied sang. Es kam hinzu, daß die wirtschaftlichen Nachwehen der Kriegsnot und Anstrengungen zur Befreiung, dazu die Rückkehr der englischen Warenherrschaft, die nun wieder die jüngsten einheimischen Ansätze zerstörte, und obendrein Mißwachs und Teurung das ganze materielle Leben schwer belasteten. Aber eben in den literarischen und geistig angeregten Kreisen, an den Universitäten, bei den gebildetsten Bürgerschichten und zum Teil auch gerade in jenem Teil des Adels, der sich durch die große Geisteszeit der Deutschen freier aus den Standestraditionen gelöst hatte, lebten die Ideen und Stimmungen von 1812 und 1813 desto bewußter weiter. Und eben so sind die Bewegungen erwachsen, haben sich verbreitert, verstärkt und verheftigt, die schließlich, nach vieler noch dazwischen liegender Verwirrung und Verkennung, sich dem großen Führer und Gestalter des Jahrhunderts dargeboten haben, um das Entbehrte und Ersehnte schöner, vollständiger und tiefgründiger, als 1815 möglich gewesen wäre, zu erfüllen.

Abb. 245. Denkmal der alten Burschenschaft auf dem Eichplatz zu Jena. Von Adolf Donndorf. Errichtet 1883.

Schon waren die Stimmen der Enttäuschung vorhanden und klagten vernehmlich genug. Am schärfsten in des jungen Schwaben Uhland machtvoll zürnenden Strophen von 1816 zum Gedächtnistage der Leipziger Schlacht „Wenn heut ein Geist herniederstiege", mit ihren schneidend vorwurfschweren Fragen an die Fürstenräte und Hofmarschälle „mit trübem Stern auf kalter Brust", die bis heute von Leipzig nicht wissen und begriffen haben, und an die Fürsten:

Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sich erprobt,
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt!

Gründung der Burschenschaft.

Schon hatte, obzwar Uhland und andere, wie der junge Hoffmann v. Fallersleben, auch in der Nation wieder allzuviel Erlahmen und Vergessen fanden, der Wille zum Besseren, Schöneren und namentlich Freieren begonnen, sich zu sammeln. Die Jugend, das neue Geschlecht, ging mit den Junggebliebenen voran. Die Gründung der deutschen Burschenschaft zu Jena am 12. Juni 1815 mit ihrem kurz darauf angenommenen Bannerspruch Ehre, Freiheit, Vaterland gab dem geistigen Fortwirken der romantischen Deutschgesinnung, des Tugendbundes, des erzieherischen Wollens der Fichte und Arndt eine feste und umfassende Form in der studentischen Jugend. Nicht ganz so nahe stand sie dem biderben Berliner Turnvater Friedrich Ludwig Jahn (1778—1852), der schon 1800 als einer der frühesten in sich klar Gewordenen eine deutschgesinnte Schrift über die Beförderung des Patriotismus im preußischen Reiche geschrieben und der nach amtlicher Auflösung des Tugendbundes (1809) einen deutschen Bund gegründet hatte.

Name und Inhalt der Burschenschaft waren je für sich nichts Neues. Der erstere begegnet schon im 18. Jahrhundert an der Rostocker Universität, zum Inhalt reichen die Vorläufer bis zum Hainbund zurück. Während der Franzosennot wurden die jungen Strömungen in der Studentenschaft von Fichte und Jahn beraten, wurden Satzungen aufgestellt und geprüft. Dann haben 11 aus dem Feldzuge zurückkehrende jenaische Studenten, darunter 6 Mecklenburger und ein Berliner, jenen neuen Bund der Jugend geschaffen, der zwar mancherlei Richtungen und Wandlungen in sich gesehen hat, aber immerdar die führende Gruppe in der lauteren und unabhängigen Vaterlandsgesinnung der gebildeten Jugend gewesen und geblieben ist. Vom ersten Tage an. Unter Arndtschen Liedern ist die Burschenschaft gegründet worden, Fichtescher und Arndtscher Geist ist ihr geistiger Kern. Ihre frühesten Grundansichten enthielten allsogleich Wendungen und Sätze wie: „das Gemeingefühl, zu einem Ganzen zu gehören“ ... „was uns nächst Gott das Heiligste und Höchste sein muß, nämlich Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes“ ... und: „Damit das neuerwachte Bewußtsein der Volkseinheit nicht untergehe, und um mancherlei Nachteilen der Trennung in Landsmannschaften vorzubeugen, möge künftighin nur eine Verbindung auf den Hochschulen sein, welche alle Burschen umfasse.“ Noch richtete sie sich, in ganz denselben Tagen, da in Wien die Einheit des Vaterlandes zu Spott ward, hauptsächlich als ein studentischer Reformbund ein. Aber die ungeteilte Vaterlandsidee, die Ablehnung der engeren Landsmannschaftlichkeiten war in diesem schon als bestimmendes Symbol lebendig, und sobald nur erst einmal zum deutlicheren Bewußtsein gelangte, daß man das Vaterland nicht bekomme, wie man es erhofft, wurde auch offen von den Wünschen für die Nation und die Freiheit gesprochen. Von vornherein aber brachte die Burschenschaft die längst erstrebte sittliche Umkehr des Studententums. Und wenn sie mit der Ahnen Tugend, der sie sich in Matthias Claudius' Sinne widmete, etliche Anachronismen mit aufbrachte oder jeden, den sie für ehrenhaft achtete, mit Du anredete, so verhallten kritische Widersprüche gegen solche Äußerlichkeiten in der wahrhaften Hochachtung, die sich diese neue Studentenart bei allen wirklichen Männern erwarb, nicht zum wenigsten aber auch bei den Müttern und der Mädchenwelt, was in dem Geschenk der ersten Fahne an die Burschenschaft durch die Frauen und Jungfrauen von Jena zum Ausdruck kam.

Verfassungen und Neuformungen.

Außer mit Klage oder Zukunftshoffnung hinsichtlich des deutschen Vaterlandsgedankens erfüllt sich die Zeit mit der Frage der Verfassungen in den Einzelstaaten. Unter weitgehender Überschätzung ihres Wertes durch die öffentliche Meinung, die in dem rasch anerkannten englisch-französischen konstitutionellen Vorbilde mit dem Zweikammersystem die vollkommene Bürgschaft staatsbürgerlicher Freiheit und Glückseligkeit sowie kluger Ausgleichung erblickte. Und unter ebenso großer Überschätzung ihrer Gefahr, der Untergrabung der Autorität durch sie auf seiten der größeren deutschen Staaten. Ob dieses fremde Muster der geographischen

Wählerbezirke, aus deren Wahlen die Abgeordneten der neuen Volksparlamente ohne Rücksicht auf Stand und Qualität hervorgehen sollten, auch gerade für das deutsche Wesen, in welchem Nivellierung und Egalisierung nicht gelegen sind, das bestpassende sei, danach wurde wenig gefragt. Noch mehr als das Volk sind es die Regierenden selber gewesen, die mit einer gewissen Denkträgheit bei dem Worte Verfassung ohne weiteres immer nur jene westliche Schablone als gegeben vorausgesetzt haben. Ein Grund hierfür ist freilich auch der, daß die Rheinbundstaaten bei ihrem Zusammenschluß eine gewisse Verpflichtung in der Richtung des französischen (oder auch des baldigen königlich-westfälischen) Vorbildes übernahmen. Ihre Verfassungen bedeuten deshalb nicht so sehr einen Fortschritt über den Wiener Kongreß hinaus, als vielmehr die logische Ergänzung ihrer rheinbündischen Neugestaltung. — In Preußen allerdings wollte man, wovon noch zu sprechen ist, noch oder schon in Steins Plänen von 1808 die Verfassung über der historischen Zusammensetzung des Staates aufbauen. Und in einem der süddeutschen neuen Staaten, in demjenigen, der territorial noch am meisten der alte geblieben und bloß ausgerundet, vervollständigt war, Württemberg (s. u.), war es das vor anderen Bevölkerungen eigendenkende und in gewisser Weise eigensinnige Volk, das gegenüber der modernen Völkerbeglückung das Panier des historisch Gewesenen, des „alten Rechts" erhob. Sonst stritten sich die deutschen Geister über die Vorzüglichkeit französischer Constituante von 1791 und französischer Charte Ludwigs XVIII., spanischer Cortes, neupolnischer Verfassung und englischer Parlamentsherrlichkeit, die ja schließlich die gemeinsame Mutter war. Aber was Alle vereinigte, das war die Überzeugung, die Dahlmann schon in einer Siegesfestrede nach Waterloo formulierte: „Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis, wie die Kriege volksmäßig und dadurch siegreich geworden sind, auch die Friedenzeiten es werden, bis auch in diesen der Volksgeist gefragt und in Ehren gehalten wird, bis das Licht guter Verfassungen herantritt und die kümmerlichen Lampen der Kabinette überstrahlt."

In den Mittel- und Kleinstaaten begann die Einführung von Verfassungen um die Zeit, da der Wiener Kongreß zusammentrat, und dauerte während der nächsten Jahre an. Die alten Absichten dieser Art jetzt nicht fallen zu lassen, dazu drängten auch Nötigungen verschiedener Art. Diese bestanden darin, bei den Gefahren, die mancher Rheinbundstaat noch auf dem Wiener Kongreß durchzumachen hatte, die Gunst des Zaren auf der Seite zu haben, der sich zum Hort der Völkerbeglückung und des verfassungverleihenden fürstlichen Liberalismus aufgeworfen hatte. Ferner bestanden sie in entsprechenden, nicht zu entbehrenden Rücksichten auf die öffentliche Meinung und endlich nicht zum letzten in der gesunden und erfolgreichen Erwägung, daß so bunt aus Bevölkerungen ganz verschiedener Geschichte und Stammlichkeit zusammengeschweißte Mittelstaaten, wie z. B. das neue Baden und Bayern, nur durch eine einheitliche volkstümliche Verfassung innerlich zusammengeführt werden könnten.

Die erste moderne Verfassung unter den Staaten des neuen Deutschen Bundes hat Waldeck schon am 14. Januar 1814 geben wollen. Es stieß aber bei den Privilegierten auf so heftigen Widerstand, daß am 19. April 1816 eine andere, als Kompromiß zwischen dem Überlieferten und den neuen fremden Formen, erteilt wurde. Am 2. September 1814 erließen beide Nassau gleichzeitig eine recht freisinnige Verfassung, welche, da die Linie Usingen am 24. März 1816 erlosch und Weilburg die Herrschaft des nunmehr alleinigen Herzogtums Nassau antrat, sich fortan in einer Gestalt über das Ganze erstreckte. Schwarzburg-Rudolstadt erteilte die seinige am 8. Januar 1816, Lippe-Schaumburg am 15. desselben Monats, Sachsen-Weimar am 5. Mai 1816, Sachsen-Hildburghausen

am 19. März 1818. Bayern gab die seine am 26. Mai 1818, und Baden machte den zeitlichen Vorsprung seines bayrischen Feindes am 22. August 1818 durch eine Verfassung wett, die als die freisinnigste von allen den höchsten Preis weithin in Deutschland errang und freilich das liberale Merkmal hatte, das Bürgertum der Städte sichtlich vor den ländlichen Bezirken zu bevorzugen. Lichtenstein folgte am 9. November 1818, Lippe-Detmold wollte es, am 8. Mai 1819, erfuhr aber so heftigen Widerspruch sowohl bei der Ritterschaft, wie bei den schaumburgischen Agnaten, daß der Bundestag den Streitpunkt durch Aufhebung dieser Verfassung beseitigte. Auch in Hessen-Kassel scheiterte das ursprüngliche Versprechen zum Teil an den Ständen. Hannover hatte während des Wiener Kongresses, auf Grund seiner neuen Staatseinheit, die alten Stände der Einzelterritorien lediglich zusammengezogen, ließ dieser hochfeudalen Verfassung jedoch am 7. Dezember 1819 eine verhältnismäßig neuartige folgen. Braunschweig modernisierte seine Landstände am 25. April 1820. Hessen-Darmstadt hatte kurz vorher, am 18. März 1820, seine Verfassung verkündet, dasselbe geschah in Sachsen-Koburg am 8. August 1821 und in Sachsen-Meiningen am 4. September 1824. Oldenburg ließ es bei dem landesväterlichen Absolutismus seines vortrefflichen Regenten Peter (1785–1829), der auch nach dem 1823 eintretenden Tode des geisteskranken Landesherrn von dem im Kongreß verliehenen Großherzogtitel für seine Person noch keinen Gebrauch machte, und beide Mecklenburg ließen es bei der altständischen Verfassung des landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs von 1755 (vgl. S. 80) bewenden.

In Württemberg war das auf dem Tübinger Vertrag von 1514 beruhende altlandständische Wesen so getreu konserviert worden, wie sonst nur das freilich anders geartete in Mecklenburg. 1806 hatte König Friedrich diese alte Mitregierung der Prälaten und Städte aufgehoben, an deren Stelle, wie bei Gründung des Rheinbunds überall in Aussicht genommen wurde, das napoleonische Muster treten sollte, womit man sich aber, was die konstitutionelle Zutat anlangte, weder hier noch anderswo beeilte. König Friedrich war ein Spätling des 18. Jahrhunderts, eigenwillig, üppig, durchaus despotisch, dabei logisch und aufgeklärt; die Periode seiner rheinbündischen Autokratie hat, wozu die Vergrößerung und Neugestaltung des Landes den Anlaß boten, eine Menge alten Zopfs beseitigt. Ein Einzelmann in dieser Zeit, der auch gegenüber Napoleon ein Fürst blieb. Vom Rheinbundkönig zum König im Deutschen Bunde zu werden, hatte er keine Lust, fand er seiner Souveränität nicht genehm; als er daher Ende 1814 voll Überdruß den Kongreß verließ, konnte er nicht wohl umhin, sich nunmehr eng mit seinem Volke ins Einverständnis zu setzen, er entsann sich plötzlich, daß er seit 1806 eine Verfassung zu geben beabsichtige, arbeitete sie eilfertig aus und verkündete sie am 15. März. Aber unbekümmert darum, daß sie freisinniger war, als man je von Friedrich I. erwartet hätte, lehnte das Land, voran das altwürttemberger Gebiet, sie einstimmig ab. Mit begeisterter und leidenschaftlicher Zähigkeit rief das gesamte Württembergertum nach der alten Verfassung, dem „guten alten Recht", man wollte nichts Neueres, nichts Besseres, sondern wollte das Historische, das Gewohnte. Unter den Stimmführern war auch Uhland wieder, der nicht ohne Großartigkeit die „Wohltat" vom Throne her, das vielleicht Weisere, die größere Freiheit abwies: so hochgefürstet ist kein König, daß er aus Gnade „die Welt mit Freiheit tränken kann". Nicht um Freiheit, sondern um das Altvereinbarte, den Tübinger Vertrag, die Satzung, das Recht zu kämpfen gilt's und zu künden:

Daß Weisheit nicht das Recht begraben,
Noch Wohlfahrt es ersetzen mag,
Daß bei dem biedern Volk in Schwaben
Das Recht besteht und der Vertrag!

Das ist das Bezeichnende und Nachdenkliche, wie hier eine originale, durch das Ausland und seine Formen nicht geblendete deutsche öffentliche Meinung, die etwas Geschichtliches, ein Herkommen hat, alsbald nur nach diesem verlangt und ihm zuliebe von nichts anderem, das sich das Bessere und Freiere nennt, wissen will; kaum irgend sonst kann der Gegensatz der inneren politischen Volksart der Deutschen gegen die rasche keltogallische Bereitschaft zum Neuen deutlicher zum Ausdruck gelangen. So hat Württemberg für seine hölzerne alte Reliquie weiter gekämpft, vergebens hat der hierin durchaus aufgeklärtere König sein Werk verteidigen lassen, beträchtliches Entgegenkommen geboten. Als er am 30. Oktober 1816 starb, ging unter seinem Nachfolger König Wilhelm I. (1816–1864) der Kampf weiter. Wilhelm beharrte auf der freisinnigen Ausarbeitung seines Vaters wesentlich aus der tiefen persönlichen Abneigung, die in ihm gegen Metternich war, und aus der allgemeinen Isolierung, worin sich in diesen Jahren das Königreich befand. Als im Sommer 1819 die Vorboten der von Wien ausgehenden Reaktion sich eindringlich genug auch den württembergischen Verfassungstreitern offenbart hatten, lenkten diese, um nicht etwa die alte und die neue Verfassung zu verlieren, endlich ein und so ist denn am 25. September 1819 eine Vereinbarung über der Grundlage des modernen liberal-konstitutionellen Entwurfs zustande gekommen.

In Preußen war die Verfassungsfrage schon vor dem Artikel 13 der Bundesakte durch die Steinschen Reformen aufgeworfen, im Aufruf „An Mein Volk" die Mündigkeit des Volkes, staatliche Ehre und „heilige Güter" zu haben und für sie zu kämpfen, anerkannt, eine „glückliche Zeit" verheißen worden. Friedrich Wilhelm III. hat wenig persönliche Initiative in den inneren und äußeren Geschehnissen seit 1807 gehabt, sie gebührt den Kreisen der Stein, Scharnhorst und Gneisenau.

Auch dem alten Blücher insofern, als seine vorwärtsdrängende, rein sachliche und ganz wesensdeutsche Person zum sichtbarsten Ermutiger ward und später auch die Enttäuschung sich durch einzelne kräftige Worte des Marschall Vorwärts gerade mit ihm verbunden fühlte. Namentlich durch den berühmten mahnenden Toast bei Wellingtons großem Diplomatendiner zur Zeit vor dem zweiten Pariser Frieden: Was die Schwerter uns erwerben, laßt die Federn nicht verderben! Blüchers Andenken, als er am 12. September 1819 gestorben war, hat denn auch die wenig verhüllte Ungunst der reaktionären Zeit zu tragen gehabt, und der ihm zum monumentalen Grabstein bestimmte schlesische Granitblock vom Zobten blieb am Wege liegen. Chamisso gab die Inschrift, die ihm gebühre: bestimmt, der späten Nachwelt die Begeisterung von 1813, die Völkerherrlichkeit des Vorwärtshelden zu künden, ward ich — der Stein — hierher gezogen; doch indessen war das Rad der Zeit umgerollt,

„und er und ich, wir waren schon vergessen."

Friedrich Wilhelm war jedoch an sich kein solcher Vergesser. In ihm war das alte strenge Pflichtgefühl der besten der Hohenzollern gegen ihren Staat, und wenn er eben deswegen immerdar der Mann des altpreußischen Wesens blieb, so führte ihn die in der nüchternen Einlinigkeit seines Geistes verstandene Pflicht doch auch dazu, sich ins Verhältnis zu setzen mit den neuen, die Welt bewegenden Ideen, die so sichtbar gerade Preußens Wiedererhebung von innen her mit bewirkt hatten.

Nach den Friedenschlüssen und dem Kongreß galt es das neugewordene Preußen modern zu ordnen. Das Staatsgebiet ward in zehn, später durch Zusammenlegung am Rhein und von Ost- und Westpreußen in acht Provinzen mit Regierungsbezirken und Landratskreisen eingeteilt (30. April 1815). Im Rechtswesen ward ein Kompromiß des Alten und Neuen hergestellt, der in den neuen rheinischen Landen, der Rheinprovinz, den Code Napoleon mit den Schwurgerichten und der Öffentlichkeit der Prozesse in Geltung beließ (wie auch Hessen und Bayern für ihre linksrheinischen Gebiete taten); Steuer- und Finanzwesen, sowie Unterrichtswesen wurden auf Grundlage jener Staatseinteilung neu geordnet. Im Zusammenhang hiermit wurde aus der freiwilligen Entschließung und dem ausgesprochenen Vertrauen des Königs zu seinen Untertanen am 22. Mai 1815 eine Repräsentativverfassung angekündigt; Preußen ist es auch, dem an der Aufnahme des Artikels 13 in die Wiener Bundesakte der hauptsächliche Anteil gebührt. Diese preußische Verfassung war als eine Reform der Provinzialstände mit darüber schwebender allgemeiner „Nationalrepräsentation" gedacht.

Aber in der Frage der näheren Ausführung gingen die Geister, soweit sie nicht gänzlich ablehnend waren und darin bald von Metternich ermuntert wurden, beträchtlich auseinander. Stein, der niemals die Verbindung mit dem Alten verloren geben konnte, übrigens jetzt nur Privatmann war, ebenso der in Staatsdingen hochangesehene Barthold Georg Niebuhr (1776—1831), der vom Berliner Professor der alten Geschichte 1816 zum preußischen Diplomaten in Rom wurde, nachdem er schon früher, seit 1806, durch Stein in den hohen preußischen Staatsdienst gezogen war, stemmten sich bei aller Freiheitsfreundlichkeit doch jeder künstlichen, nicht geschichtlich vorbereiteten Neuerung entgegen, hielten zu der Form altständischer Gliederung. Wilh. v. Humboldt, der westfälische Freiherr Vincke (1774 bis 1844), der berühmt gewordene, vortreffliche, unermüdlich tätige und praktische, mannhaft einfache Oberpräsident der neuen Provinz Westfalen, dann der westpreußische Oberpräsident Heinr. Th. v. Schön (1773—1856) mit seinen aus philosophischer Schule entstammten Theorien waren die Hauptanwälte modernerer Ideen in der Richtung der westlichen Muster, wie sie in den baldigen süddeutschen Verfassungen zur Wirkung gelangten. Hardenberg

selber verlor zwischen diesen Auseinanderstrebungen und der Metternichschen Bearbeitung die Führung. Erst 1817 kam es zu einer vorbereitenden amtlichen Kommission, die den wunderlichen Entschluß zuwege brachte, eine Enquete in allen Provinzen vorzunehmen, — ein beliebter Verlegenheitsausweg zwar, aber unmöglich als Grundlage für eine Verfassungschöpfung, die immer nur der Ausfluß eines einheitlichen Gedankens sein kann. So sind denn eine gute Anzahl Kommissäre jahrelang herum gereist und sind Gebirge von Akten mit purem Makulaturwert angehäuft worden, unter denen endlich der Plan erstickte, nachdem inzwischen den maßgeblichsten Stellen die Bereitschaft verleidet worden war.

Fast mag es als ein Wunder erscheinen, daß ohne die gegenseitig nähernde Mitwirkung einer Volksvertretung, wie sie sich in Baden und Bayern hierfür bewährte, die Rheinländer sich der neuen Ordnung der Dinge, wenn auch innerlich widerstrebend genug, äußerlich ohne den Versuch von Widerstand gefügt haben.

Für diese ganz überwiegend katholischen, zumeist vom Krummstab vormals regierten, dann ein reichliches Dutzend Jahre in den Republikanismus und die napoleonisch-cäsaristische Egalité eingetauchten Gegenden mit ihrer fränkischen, munteren, witzigen, leichtherzigen und leicht räsonnierenden, ihr Leben zwischen den Polen des Beichtstuhls und des Karnevals abspielenden Bevölkerung war der Begriff der preußischen Monarchie und preußischen Geschichte sowohl nach räumlichem wie geistigem Schwergewicht etwas so Entlegenes wie möglich. Und der Preuße selbst, der nun als Beamter einrückte, war nicht minder unsympathisch wie unverständlich. Das Straffe, Pünktliche, Entschiedene, alle Arbeitsamkeit Aufrüttelnde im preußischen Wesen wurde weniger gewürdigt, nur die damit verbundenen Nebenerscheinungen wurden als Hungrigkeit, Spürnäsigkeit, Eingebildetheit verschrieen; um derlei aber überlegen zu parieren, fehlt dann dem durchschnittlichen mittleren und subalternen preußischen Beamtentum die nötige innere Freiheitlichkeit und Beweglichkeit. Wie heftig dieser Gegensatz noch auf Jahrzehnte hinaus geblieben ist und was alles erst geschehen mußte, bis endlich der „Preuß" nicht mehr als Fremder im Lande angeschaut wurde, das hat neuerdings ein Roman, der zu den besten kulturhistorischen Büchern gehört, Cl. Viebigs „Wacht am Rhein", an dem Beispiel des Düsseldorfer Milieus in eindringlicher Treue geschildert.

Vieles zur geistigen Gewinnung der Rheinlande für Preußen hat getan, daß 1818, nachdem Bonn seit 1777 und 1786 eine kurfürstliche, 1797 aufgehobene Hochschule gehabt hatte, am Tage der Völkerschlacht eine nunmehr preußische Universität daselbst eröffnet wurde, zugleich als Fortsetzung der 1802 eingegangenen reformierten Universität von Duisburg. Mit Lehrkräften romantischer und vaterländischer Richtung besetzt, ist sie früh, wie sie nach einem amtlichen Ausdruck sollte, die „positive Festung" des preußischen Staates in diesen Gegenden geworden. Und Einer noch hatte die hellen Augen, den freien, gebildeten Sinn, die hier gut taten, das war Gneisenau, der 1815 als kommandierender General nach Koblenz kam. Freilich nur für kurze Zeit. Er war ja nicht aus den bestimmten „Kreisen", die nun nach dem großen Kriege in Berlin immer maßgeblicher wurden. Und bis zu der Erkenntnis, daß er, der Liebling dieser bedenklichen trikoloren Rheinländer, welche Preußen doch nur ungern für Sachsen hatte in Kauf nehmen müssen, doch eigentlich auch ein „Demagoge" sei, war dann nicht mehr allzu weit. Bei alledem und trotz den allgemeinen Rückschlägen, die auf die Begeisterung für diesen preußischen General folgten, konnten die verantwortlichen Stimmen in der Provinz namentlich das nicht aus dem Auge verlieren, daß unter Preußen, welches 1819 die Zolleinheit aller Provinzen herstellte, die wirtschaftlichen Kräfte sich mächtig entfalteten und daß gerade solche Erzeugnisse des Landes, die bisher, während der Angliederung an Frankreich, hatten zurückstehen müssen, nutzbarer wurden. Das Jahr jener Zolleinigung leitet u. a. das Weintrinken im inneren Preußen ein, was am meisten, da die großen exportfähigen Kreszenzen vom Rhein vorläufig nassauisch, die süddeutschen Weine überhaupt unbekannt blieben, den Gewächsen der Mosel zum materiellen Segen und Ruhm gediehen ist, mit einem sich immer mehr befestigenden Vorurteil zu ihren Gunsten bis auf den heutigen Tag.

Heilige Allianz und Bundestag.

Es ist hier an der Zeit, endlich von der heiligen Allianz zu sprechen. Sie war das Palladium, das Zar Alexander zur Zeit des zweiten Monarchenaufenthalts in Paris erhob, beeinflußt von katholischen geistigen Reaktionären gegen das Aufklärungsjahrhundert, sowie von der talentvollen, gar mancherlei Persönliches in ästhetisch-mystischer Schwärmerei süßlich abbüßenden, aber auch in dieser Form noch

immer eifrig an die große Welt attachierten Livländerin Frau v. Krüdener. Am 26. Sept. 1815 einigten sich Alexander, Franz II. und Friedrich Wilhelm persönlich, ohne amtliche Mitwirkung ihrer Minister, zu der großen heiligen Verbrüderung, die im weiteren Kreise die Fürsten überhaupt einbeziehen sollte und die in Ausdrücken von oberer mystischer Allgemeinheit bestimmt war, die christlichen Tugenden des Glaubens, der Liebe und der Gerechtigkeit zum Gesetz väterlicher Völkerregierung zu machen. Sie enthielt kein Detail, insbesondere noch keine grundsätzlich reaktionären oder antiliberalen Vereinbarungen, wofür Alexander auch nicht zu haben gewesen wäre. Die meisten aufgeforderten Fürsten traten bei; der Regent von Großbritannien lehnte ab aus konstitutionellen Bedenken, welche ihm eine derartige hochpersönliche Bindung nicht erlaubten; der Sultan als Unchrist und der Papst aus zartester Rücksicht, da ihm ja zugemutet würde, mit Schismatikern in christliche Gemeinschaft zu treten, wurden nicht aufgefordert. Es entsprang der heiligen Allianz, wenn die Mächte beim Abschluß des zweiten Pariser Friedens, also auch England, für die Zukunft gemeinschaftliche Beratungen der Fürsten und Minister festsetzten. Damit wurde eine fortdauernde Aufsicht über Europa übernommen, die sich vielhin bei territorialen und politischen Angelegenheiten der Staaten untereinander, bald aber auch über das innere Staatsleben geltend machen sollte.

Abb. 246. Oberpräsident Ludwig Freiherr v. Vincke.
Stich von H. Sagert nach einem Gemälde von Boser.

Viel weniger derartige Geltung für Deutschland gewann der Bundestag, dessen Zusammentritt Metternich bis zum 5. Nov. 1816 hinausgezögert hatte. Er bestand unter der beschämenden Zugabe, daß der Bund als solcher zwar keine Diplomatie hatte, aber die fremden Mächte Gesandte beim Bunde hielten und daß Rußland, England, Frankreich daraus, daß die Bundesakte in die Wiener Schlußakte aufgenommen war, das Recht herleiteten, die Bundesverfassung zu gewährleisten, also eine Art Überwachung auszuüben.

Sie fanden damit den Dank mancher mittel- und kleinstaatlicher Vertreter; es tat persönlich so wohl, einer Tagung anzugehören, welche „fast" eine europäische war, ein stiller Nachklang des herrlichen, unvergeßlichen Wiener Kongresses! Denn es ist nun einmal so, daß man Geschichte, ich meine die „politische" im engeren Sinne, stets nur von der Außentür, gewissermaßen vom Zaun her kennen und begreifen lernen wird, wenn man grundsätzlich oder unschuldig meint, alles gehe immer sachlich und logisch zu, und wenn man das zuweilen

sympathische und wohltuende, selten emporrichtende, meistens aber recht leidige und kleinliche Moment des Persönlichen mit oder ohne Exzellenzentitel als nicht vorhanden betrachten will. Freilich kam zu jener Genugtuung hinzu, daß trotz dem Deutschen Bunde manche stille Hoffnung der ehemaligen Rheinbündler noch immer ins Ausland schweifte, und praktisch durchaus nicht ganz erfolglos. —

In der ersten Angelegenheit, die an das Schiedsamt des Bundes gebracht wurde, versagte dieser. Wilhelm IX. oder I. von Hessen-Kassel (1785—1821), nach Jéromes Flucht als „Churfürst" zurückgekehrt, hatte auf dem Wiener Kongreß den Titel eines Königs der Katten erstrebt, aber nur den eines Großherzogs bekommen, den er verschmähte. Er war eigentlich erst seit der Revolution schlimm geworden, willkürlich, habsüchtig und geizig, und betätigte sich als solcher erst recht, da er nun als Siebzigjähriger in sein Land zurückkehrte, das ihn doch nicht bloß aus Charakterlosigkeit, sondern aus sattestem Überdruß an Jérome und aus deutscher Treue mit Liebe empfing. Alsbald zog er die von der königlich westfälischen Regierung an Private verkauften Domänen ein, ohne an eine Regelung gegenüber ihren jetzigen Inhabern zu denken. Die Sache wurde vor den Bundestag gebracht, der sich der Beschwerdeführer in sehr zahmer Form annahm; der souveräne Kurfürst aber verbat sich grob jede Einmischung, beschwerte sich bei Kaiser Franz über den österreichischen Bundesvorsitzenden, Grafen Buol, und der Bundestag empfahl von da ab kurhessische Beschwerdeführer lediglich dem „Wohlwollen" Sr. Königlichen Hoheit in Kassel. —

1817 wandten sich die Hansestädte an den Bund. Nach ihrer alten Art raubten und plünderten zur See die Barbaresken Afrikas, aber während sie die Schiffahrt der übrigen wirklichen Nationen klüglich in Ruhe ließen, wandten sie sich desto nachdrücklicher auf italienische und hansische Schiffe. Früher hatten die Hanseaten diese Plünderungen der Korsaren durch eine Art Tribut abgekauft, aber jetzt wurde den von der Kontinentalsperre und der französischen Okkupation erschöpften Städten dieses Verfahren zu unbequem. Sie wandten sich bittend an die Seepolizei Englands, wurden dort aber ziemlich schnöde abgewiesen. Dann erst kamen sie an den heimischen Bund. Eigentümlicherweise war es Baden, das damals für eine Bundesentfaltung auf den Meeren eintrat und von Württemberg unterstützt wurde. Das blieb alles belanglos. Eben damals 1817 war ein Lübecker Joh. Joach. Schümann mit seinem nach Riga gehörigen Schiff auf der Höhe von Lissabon gekapert worden und brachte es fertig, mit seinen fünf Matrosen die elf algerischen Freibeuter, die ihn bewachten, zu überwältigen und das Schiff zu befreien. Das tat zwar dem Bremer Vertreter und späteren Bürgermeister Joh. Smidt (1773—1857) wohl, der es begeistert dem Bundestage erzählte, dem um die Entfaltung der Schiffahrt im 19. Jahrhundert meistverdienten Manne; aber von dem Gedanken, die hansische etwa durch eine Bundesflagge zu ersetzen und diese durch eigene Seewehr zu decken, blieb man weit entfernt. Mehr und mehr ward jegliches, was von eigenem Sichregen und Voranstreben im deutschen Volke kündete, dem österreichischen Staatslenker lediglich verdächtig, der nun richtig, wie er gedacht hatte, auch zum tatsächlich maßgebenden Leiter der übrigen Staaten wurde.

Abb. 247. Eiserne Denkmünze der Bürger Berlins für den Fürsten Blücher.
Von Schinkel entworfen.

Abb. 248. Bürgerstunde. Von Ludwig Richter.

Die Kampfzeit von Völkerwillen und Amtsgewalt.

Beginn der Reaktion.

Kaiser Franz, Metternich und Gentz.

Nicht um eigener zeitbestimmender Bedeutung willen gebührt es dem kaiserlichen Herrn Österreichs, daß wir zunächst an dieser Stelle bei ihm verweilen.

Das Bild Franz' II. hat, als er noch junger Erzherzog war, sein Oheim Kaiser Josef II. in die Worte zusammengefaßt: Konsequente Verstellungskunst und unbeschränkter Egoismus. Franz selber hat später die Ergänzung hinzugefügt: Wenn er nicht gerade Kaiser wäre, hätte er einen brauchbaren Hofrat gegeben. Er ist einer der größten Detailregierer in Österreich gewesen, der sich um die Dinge mit dem Gesichtskreis des besseren Kanzleibeamten kümmert. Alles Kleine wurde pünktlich erledigt, alles Große endlos beiseite geschafft. Sein Lieblingsfach war das Polizeiwesen, sein Regierungsprinzip das Abweisen der „nicht zu billigenden" Ideen und die Einschläferung. Es dauert von hier aus nun nicht mehr lange, da setzte in den Volksszenen von Goethes Egmont die Wiener Zensur für „die Freiheit" ein „die Zufriedenheit". Aber das System hatte Erfolg und Franz wurde populär. Aus der entnervenden Atmosphäre dieses damaligen Wien wurde jeder Luftzug fern gehalten; und Grillparzer selber, der spezifisch österreichische Dichter der Frühjahrzehnte des Jahrhunderts und begeisterte Österreicher, ist es, der das Wort vom „Capua der Geister" geprägt hat. Was über Polizei- und Kanzleibegriffe hinausging, das lag in Metternichs Hand. Ihn hat Franz Zeit seines Lebens neben sich behalten, während er sonst keinen hervorragenden Mann in der Nähe vertrug, jeder solcher ihm auf die Nerven ging. Metternich ward nicht unbequem durch selbständige Gedanken; sein Geistesinhalt war die Gefährlichkeit der nationalen und der liberalen Ideen, und mit dieser armseligen Habe, die durch eine bewundernswerte diplomatische Kunst zur höchsten Staatslenkerweisheit emporgetäuscht wurde, kam Kaiser Franz völlig überein. Es ist freilich zuzugeben, daß, wenn man diese Gefährlichkeit nicht zu überwinden wußte, sie keinen Staat in solchem Maße wie den österreichischen bedrohte. Aber

man dachte nicht von ferne an Überwinden, sondern nur an Niederhalten, und logischerweise sogleich auf der ganzen europäischen Linie. In dieser Logik liegt auch die Rechtfertigung der leitenden Gewalt, welche Metternich mit allen Mitteln über die Höfe erstrebte und überwiegend erreichte. Idee und System dieses Niederhaltens gipfeln in ihren Erfolgen um die Zeit des Veroneser Kongresses (s. u.): von da an sind es zuerst die griechisch-orientalische Frage, dann die Julirevolution gewesen, die dem System trotz äußerlicher Behauptung nicht wieder zu schließende Wunden geschlagen haben.

Wir haben aber noch einmal auf den Mann zurückzukommen, der innerhalb dieses sich seit 1815 erst richtig entfaltenden Systems der hauptsächliche Herold und Gedankenerzeuger ist, Fr. Gentz. Schon seit längerem führte er den Feldzug gegen die welterobernden Schlagwörter Frankreichs und seines Kaisers auch von der inneren Seite her, hatte den Gedankenkrieg gegen die Zustände begonnen, die aus der versuchten Einbürgerung jener französischen Theorien in gänzlicher Verkehrung ihrer Absicht praktisch hervorgehen müßten. Seherisch klar wie immer, und als der erste, dem dies bewußt wird, legt er schon dar, wie aus aller Liberté und Egalité in herbster baldiger Enttäuschung nur ein neuer Geldadel hervorgehen werde von niemals durch den alten Feudalismus erreichter Häßlichkeit und Tyrannei. Bis an das Jahr des Kongresses ist sein alter Freimut in ihm unzersetzt, scheut die schärfsten Worte gegen die Regierenden nicht, um sie wach zu rütteln, spricht zornig genug von der nervenlosen Politik der Höfe, die zusehen, wie einzelne sich gegen Napoleon verbluten, und im allgemeinen „das Unwürdige mit Ergebenheit erdulden". Aber schon hat Gentz seine deutlicheren Wendungen genommen gegen alles, was man später als Liberalismus zusammenfassen wird: von der Bekämpfung der revolutionären Schlagwörter durch eine gesundere und geschultere, staatsbürgerlich erzogene öffentliche Meinung schwenkt er hinüber zur Autorität schlechtweg. Wohl gibt er damit seine alten Ideale auf, zur selben Zeit, da die Stein und Scharnhorst zu deren Vollziehung zu schreiten beginnen. Aber geistig isoliert steht er damit keineswegs. Denn das ist ja das eigentümliche Bild dieser Jahre, daß im gemeinsamen Rückschlag gegen die grobe Aufklärung und die konstruktiv gerichtete geistige Vorrevolution ein guter Bruchteil der verfeinerten Bildung das konservative Lager bezieht, voran die Romantiker, wie Fr. Schlegel und wie Jos. Görres, dieser feurigste einst der deutschen Jakobiner. Und mit ihnen die lange Front jener Protestanten, welche von einseitiger Kritik alles dessen, was dem ausgehenden 18. Jahrhundert seinen Inhalt gegeben, gegnerisch hinübergetrieben werden bis zum engsten Ultramontanismus und Konvertitentum und die sich nun fast alle in der österreichischen Sphäre sammeln, wo sie bei dem stehenden Mangel an selbsthervorgebrachten, konkurrenzfähigen Talenten des Katholizismus eine mühelos noch übersteigerte Bedeutung erlangen; einer der menschlich wertvollsten unter ihnen der zu Berlin geborene Adam Müller, dessen gesamte Publizistik, auch im Finanz- und Wirtschaftswesen, immer, wie es der Titel eines seiner Werke bezeichnet, die „Theologische Grundlage der gesamten Staatswissenschaften und der Staatswirtschaft insbesondere" vertritt. Dies also ist der Kreis, worin sich Gentz bewegt, um den ihm seine alten Freundschaften entgleiten; aus ihm heraus wird derselbe Mann, der in den ersten Wiener Jahren lebhaft das innige Zusammengehen des Kaiserstaates mit Preußen betrieben hatte, nur noch zum höhnenden, erwartungslosen Spötter über Preußen als das Land des hohlen Verstandes und seines Dünkels.

Von ganz Europa in Dank oder Verdruß bewundert, hatte Gentz' literarisch-politische Tätigkeit zunächst doch gerade auf die österreichische Politik am wenigsten Wirkung geübt. Wenn ihm das äußerlich joviale, minder zugeknöpfte Wiener Milieu seine Sehnsucht nach großer Welt, nach vornehmem Umgang früh zu erfüllen begonnen hatte, so war seine amtliche Bedeutung doch nur die eines herbeiempfohlenen und gut besoldeten Volontärs geblieben, dessen Erörterungen und Denkschriften man zu den Akten heftete, so daß er sich fast untergeordneter als in der Berliner Zeit empfand.

Erst nachdem Metternich Minister des Auswärtigen geworden, hat sich die persönliche Annäherung zwischen beiden Männern vollzogen, die seit etwa 1812 zum engen Bündnis wird. Mit geringen Erwartungen hatte man dem bisherigen Gesandten die Leitung der österreichischen Politik übertragen sehen; niemand hätte gedacht, daß dies der Mann sei, um die Weltlage durch vier Jahrzehnte wenn auch nicht zu Österreichs Nutzen, so doch unbestreitbar zu Österreichs kontinentalem Vorrang und zu einer politischen Oberleitung der Staaten des Kontinents durch Wien zu behandeln. Und daß er es vermocht hat, ist nicht zum wenigsten die Frucht des Verhältnisses zu Gentz gewesen. Nicht so, daß der absolutistische Staatskanzler des Kaiserstaats, der Mann, der dem offiziellen Gesicht eines halben Jahrhunderts die Züge gibt, zum Range eines Durchschnittsministers herabgedrückt werden sollte, eines jener bloßen legitimistischen Ressortrepräsentanten, in die sich zu verwandeln die einstigen Arbeitsminister aus den Tagen des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen schon damals vielfach begonnen hatten. Metternich bleibt der kaum erreichte Künstler der diplomatischen Persönlichkeit, der groben diplomatischen Mittel

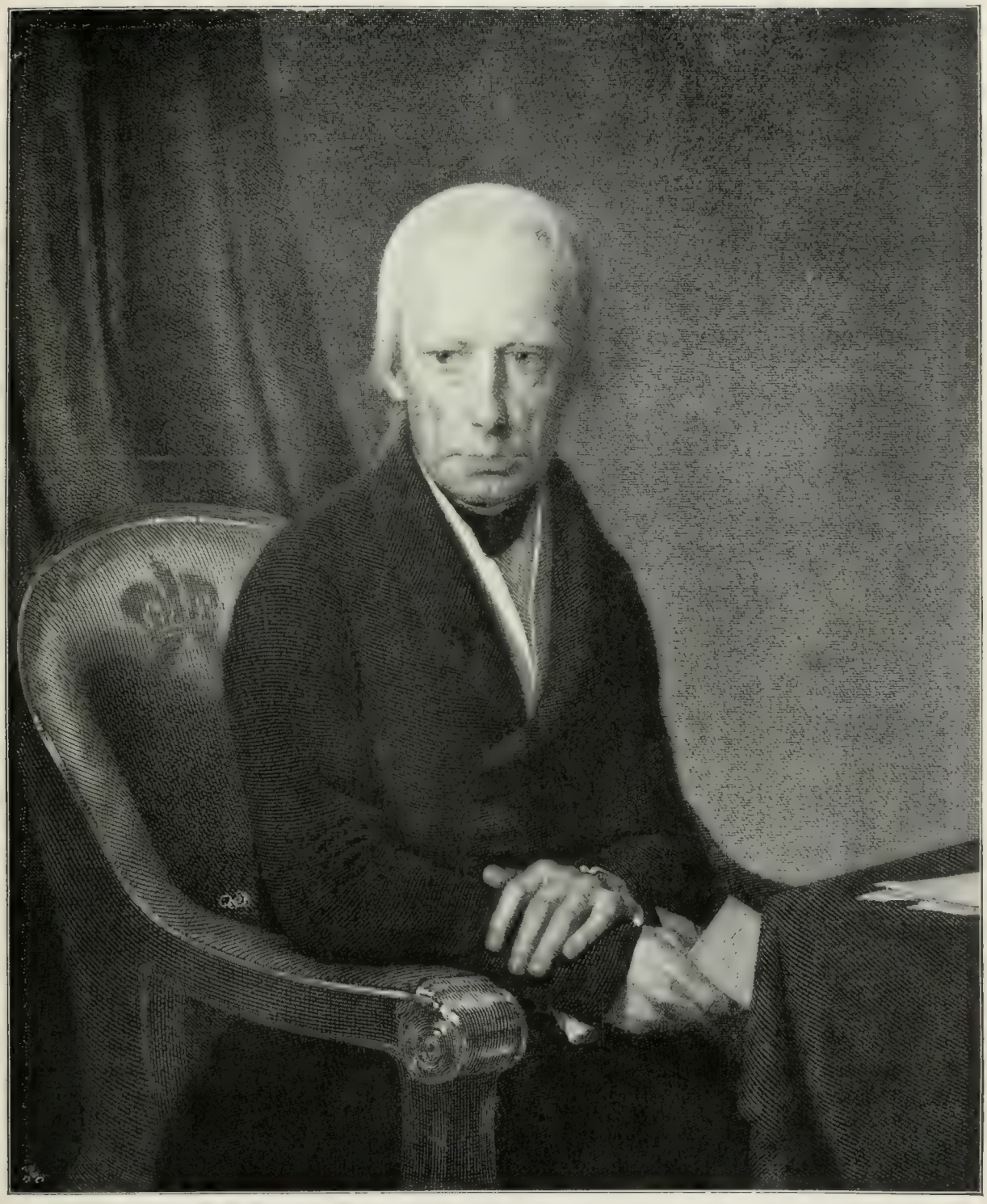


Abb. 249. Kaiser Franz. Stich von H. Benedetti nach einem Gemälde von Fr. Ammerling.

(namentlich des Bangemachens) in feinerer Oberflächen-Ziselierung, der Narziß der Salons und der kleinen politischen Diners, der bezaubernde Kavalier, dem es die fürstlichen Meinungen wenigstens der allermeisten Herren zu modellieren immer noch zureicht. Auch das hat er selbständig fertig gebracht, die Dinge so zu wenden, daß Preußen und Kosaken im endlichen Effekt für Österreichs Erhöhung Napoleon niedergeworfen hatten. Und ferner ist das seine selbständige Erkenntnis, daß die politische Lage des deutsch-italienisch-slawisch-madjarischen Völkergemenges Österreichs — seine Unwahrscheinlichkeit, äußerlich zu gewinnen, seine Unmöglichkeit, sich innerlich durch ein starkes Prinzip zu festigen, seine tödlich gefährdete Blöße gegen alle zeitbewegenden Gedanken — die starre Aufrechterhaltung der äußeren europäischen Situation und die Niederhaltung völkerformender Ideen um jeden Preis erfordere. Aber bei der Dürftigkeit dieses alleinigen praktischen Gedankens, der in Metternich zur Zeit der Einsetzung der Bourbonen und der Berührung mit Talleyrand zum fertigen Dogma ward, ist derjenige, der um den dürren Draht die Fülle der

plastischen und farbigen Ausführungen geflochten hat, Gentz, und diesen frühzeitig gewürdigt zu haben, ist wiederum Metternichs Verdienst um sich und seine Aufgabe gewesen. Die Zeit, welche Gentz auf die Höhe trägt, beginnt augenfällig mit dem Wiener Kongreß, wo er fast immer die Protokolle führt: der Vertraute Metternichs, die eigentlich wissende, befragte, beratende, weiterdeutende politische Persönlichkeit. Und im glänzenden Strudel des europäischen Vergnügungskarnevals treibt er mit oben auf, geschmeichelt und umschmeichelt, mit Gnaden und Hulden überschüttet, die er doch nicht versäumt, zum aussichtsvollen Teil in bare Werte umzusetzen, insbesondere in das große dauernde Jahrgeld, das ihm England auswirft.

Was Gentz nun aber in seiner Glanzzeit geleistet hat — geleistet aus einer in ihm selber vollzogenen Zuspitzung seiner Anschauungen, die, wie alle Meinungen selbständiger und leidenschaftlicher Menschen, notwendig einen Kulminationspunkt erreichen mußten —, das ist die Programmausgabe für das konservative Denken der Jahrzehnte nach 1813, die geistige Materialbereitung für die Entscheidungen der Wiener Politik und für die Winke, die sie den angeseilten Regierungen erteilt. Von dem, was der Wiener Kongreß überhaupt fertig gebracht hat, geht die sachliche politische Ausarbeitung zum großen Teil auf Gentz zurück. Seine selbständigen Werke und Flugschriften verstummen jetzt, ein an die Öffentlichkeit sich richtender unmittelbarer Artikel mit dem Namen Gentz im Österreichischen Beobachter oder der Allgemeinen Zeitung ist schon ein Ereignis. Fortan gehört seine Kraft wesentlich den Ausarbeitungen für den internen Dienst und seinen überall geknüpften und gezogenen Fäden; aber der Geist, die obere Leitung, die über der Wiener Hofzeitung, dem Österreichischen Beobachter, über den in seinem Namen herausgegebenen „Wiener Jahrbüchern", endlich über den von Wien aus gelieferten Beiträgen an die — nebenbei gesagt, von Österreich nicht besoldete — Cottasche Allgemeine Zeitung schwebt, ist der seine. Sein Eigentum, sein gestaltendes Werk sind die Folien, die sich die heilige Allianz gibt und welche deren Kongressen das Hochgefühl einer Europa auf „ewige Zeiten" beruhigenden Harmonie verleihen.

Das Wartburgfest 1817.

Wer dann aber die rechten Hebel hergab, das Metternich-Gentzsche System in Wirkung zu setzen, das war die akademische Jugend. Und jenes seinerseits hat der Burschenschaft den Nimbus und die Verinnerlichung durch Leiden erst gegeben, die sie bedeutungsvoll und geschichtlich wichtig gemacht haben; noch heute sprechen sich die Herzenserhebungen dieses großen Bundes von Studenten und Studierten in Liedern und Gelübden aus, die aus der Metternichschen Verfolgung erweckt worden sind.

Die Burschenschaft hatte sich von Jena aus seit 1815 auf den meisten Universitäten ausgebreitet, zum Teil in Anknüpfung an örtlich schon vorhandene Vorentwicklungen. So in Heidelberg und namentlich in Gießen, wo Anfang Juni 1815 eine „deutsche" Verbindung durch Ernst Welcker, einen Bruder des Philologen Friedrich Gottlieb Welcker und des gleichfalls berühmt gewordenen Juristen und Politikers Karl Theodor Welcker, gegründet worden war. Alles das waren bisher immer noch Bildungen zur Reform der studentischen Zustände, nicht der öffentlichen; freilich solche, die von gemeinsam vaterländischen Gesinnungen und von den ethischen und geistigen Strömungen, die mit jenen ihrem Ursprung nach verbunden waren, innerlich erfüllt und bestimmt waren.

So kamen das Jubeljahr der Reformation, der Festoktober von 1817 heran. Sie hinterließen in Preußen das wichtigste Denkmal: die Begründung der kirchlichen Union durch Friedrich Wilhelm III., welche die lutherische und reformierte Kirche zur „evangelischen" Kirche vereinte und somit auch auf deren Gebiete die monarchische Vereinheitlichung des Staates ergänzte, der die Arbeit dieser Jahre in Preußen gewidmet war.

Wie der Protestantismus allgemein, so wollte auch die Burschenschaft, an deren Gründung und Frühentwicklung gerade lutherische Studenten der Theologie wichtigen Anteil gehabt haben, das Reformationsfest feiern und mit der Erinnerung der Leipziger Schlacht vereinigen; zum 17. Oktober 1817 berief sie die Ihrigen auf die alte Lutherfeste, die Wartburg, zusammen, deren Schloßherr der gnädige Landesherr der jenaischen Burschenschaft war, Karl August von Weimar. Die Wartburg war damals nicht jener schimmernde romanische Bau, als der sie durch einen Wiederaufbau der alten Landgrafenburg neu seit 1847 erstanden ist; sie war gutenteils verbröckelt und verbaut, diente als Pulvermagazin und

Abb. 250. Klemens Lotar Fürst Metternich. Stich nach einem Gemälde von Th. Lawrence.

für ähnliche Zwecke. Aber die Höfe waren da, in die Luther hinabgeschaut, der Fachwerkbau, worin er gewohnt, und weniger waren es ja auch die Wolfram- und Waltererinnerungen, der sagenumsponnene Sängerstreit, als eben die Luthererinnerungen, die die Burschen zu ihr zogen; die Befreiungen von der römischen wie die von der französischen Fremdherrschaft über Geister und Leiber sollte ein großes Fest als gemeinsamen Inhalt in sich schließen. Eisenach und Wartburg gehörten in jenen Tagen den Studenten, die Behörden waren ausdrücklich angewiesen, sie gewähren zu lassen, Forsten und Fischweiher hatte der gastliche Burgherr geöffnet, das Holz für die Freudenfeuer zu fällen und die Festtafeln auf der Burg zu versehen.

Ganz in jenem Sinne haben sich das wirkliche Programm des Festes und dessen Weiheakte am 19. Oktober (Sonntag) vollzogen. Aus den Öffnungen des bekränzten Saals im Landgrafenbau scholl zu Luthers bleigefaßten Scheiben das brausende „Ein feste Burg ist unser Gott" hinüber; dann trat vor die mit Eichenlaub geschmückten Burschen Heinrich Arminius Riemann, stud. theol. aus Mecklenburg-Strelitz, einer der Hauptbegründer des Bundes, das eiserne Kreuz von Belle-Alliance auf der Brust. Er sprach von der Wiedergeburt des freien Gedankens durch die Reformation und der Errettung des Vaterlandes aus schmählichem Sklavenjoch. Wie diese jene vervollständigt habe und mit ihr zusammengehöre, da bald nach den Siegen des gereinigten Glaubens und der damit verbundenen deutschen Gemütererhebung bereits wieder des Vaterlandes vergessen worden sei, seiner Tugend und Sitte; wie über ihrem scheinbaren Vorteil die

Fürsten und in ihrem alten Hader die Stämme einander feindselig getrennt gegenübergestanden hätten, dann aber die Zwietracht hingeschmolzen sei in der herrlichen Austreibung jenes welschen Volkes, das anfangs zur Freude der Welt die Fackel der Freiheit entzündet habe, bald aber wieder einer schändlichen Herrsch- und Raubsucht verfallen sei. Aber jetzt seien die seitdem gehegten schönen Hoffnungen wieder verloschen und aus Absicht vereitelt worden. Darum gelte es, „Alle Brüder, Alle Söhne eines und desselben Vaterlandes, eine eherne Mauer zu bilden gegen jegliche äußeren und inneren Feinde, entgegen dem Schrecken des Todes, entgegen der Blendung vom Glanz der Throne", und, dereinst wirksam eintretend ins bürgerliche Leben, fest und unverrückbar im Auge zu behalten „das Ziel des Gemeinwohls, die Liebe zum einigen deutschen Vaterlande". Das, und angeschlossene ernste Abendmahlsfeiern sind der echte Inhalt des Wartburgfestes.

Abends lohten die Freudenfeuer der Leipziger Schlacht, achtzehn an der Zahl, vom Landsturm angezündet, auf. Die Burschen waren mit Fackeln nach dem Watenberge gezogen, jenen sanftgeschwungenen breiten Hügelhöhen nördlich von Eisenach, wo heute die Bismarcksäule als ragender deutscher Altar neuer Vaterlandsfeuer steht. Und dort erfolgten jene Improvisationen, die nachher mißverständlich oder böswillig für die Hauptsache ausgegeben wurden, ausgehend von einer kleinen extremen Gruppe, die sich um Jahn gebildet hatte und von ihm beauftragt war. Der Festausschuß hatte ihr Vorhaben ausdrücklich abgelehnt, schon weil die Burschenschaft, als eine ganz überwiegend nichtpreußische Vereinigung, die ihre Hauptsitze in Jena, Erlangen, Heidelberg, Gießen, Göttingen hatte, gar nichts wußte von jenen Schmalz, Kamptz und tutti quanti in Berlin, denen Jahns Turnerzorn galt; nachher stellte sich übrigens heraus, daß es Jahns eigenen Getreuen trotz all ihres heißen Eifers nicht anders ging. An den Feuern wurden Lieder gesungen, an einer Stelle sprach Maßmann (1797—1874), der spätere Germanist, Berliner Kind und Student; die „Isis", die Zeitung des eifrigen Burschenschaftsfreundes und Professors Oken in Jena, berichtet auch nur, sie habe die Rede nicht gehört, aber sie werde als besonders kräftig gerühmt. Dann trugen, im Anklang an Luthers Verbrennung der Bannbulle, die Berliner ihre mitgebrachte Habe herbei, Zopf, Schnürleib und Korporalstock, zur Veralberung des freiheitfeindlichen preußischen Leutnantstons und Korporalwesens, sowie eine Anzahl Makulaturballen, die für allerlei Jahn verhaßte Bücher ausgegeben und als solche auf der Mistgabel vorgezeigt wurden, ehe sie ins Feuer flogen. Darunter neben etlichen, lediglich mit der Zeit allzu zufriedenen Schriften verschiedenes gegen die Freiheit der Universitäten, die Burschenschaft, die neue Deutschgesinnung Veröffentlichte, dann aber Kamptz' Gendarmeriekodex und Schriften von Schmalz.

Der Geheimrat Schmalz war ein Hauptmundstück der mit der feudalen zusammengehenden bureaukratischen Reaktion, ein persönlich unbescholtener Mann, der im Kriege gute Dienste geleistet hatte, aber jetzt in unbestreitbar widerwärtiger Weise gegen den Tugendbund, dem er selber einstmals angehört, und gegen alles, was seither von patriotischen Vereinigungen entstanden war, mehr denunziatorisch als mit sachlichen Gesichtspunkten eiferte. Arndt, der sein meistauserlesenes Opfer war, und andere untadelige Patrioten bezeichnete er als Jakobiner und wagte auszusprechen, es sei unsinnig, von einer eigentlichen Begeisterung von 1813 zu reden; die ganze Volkserhebung sei vielmehr dem Tun einer wohlgedrillten Bürgerschaft zu vergleichen, die zum Löscheimer renne, wenn es brenne. Seine herausforderndste Broschüre war schon durch Gegenschriften von Schleiermacher, Niebuhr u. a, sowie durch eine Kabinettsordre des Königs abgetan. Die „Despotie" und ihre Kabinettzensur traten in diesem Falle auf die Seite der angegriffenen vaterländischen Meinung; da aber Schmalz gerade um diese Zeit für den roten Adler und obendrein einen württembergischen Orden reif wurde, wurde dies begreiflicherweise wieder als Pflaster und zugedachte Genugtuung angesehen. Damit blieb das häßliche Jakobinerwort, womit er ausgiebig um sich warf, als unausgelöscht und anscheinend höheren Orts wohlgefällig bestehen. Und in der „loyalen" Presse gab es spürnasige Leute genug, die den Geheimrat Schmalz jetzt als Staatserretter priesen.

Die ganze ungesunde, unehrliche Atmosphäre von damals gehört dazu, die Spottszene vom Watenberg, die den meisten Burschen selber peinlich war und grotesk blieb, zu einem europäischen Geschehnis ersten Ranges zu machen. Sie sollte die versteckte Explosivmine der Übelgesinnten sein, die unbedacht entzündet worden sei; tatsächlich war sie der Funke, der die allseitige, längst überhitzte und unerträglich gewordene Spannung entlud. Gerüchte jeder Art schwirrten, mit Mißverständnissen aller Art, namentlich der allgemeinen Verwechslung von Wartburgfeier und Watenberg beladen. Es hieß u. a., die Akte der hl. Allianz sei verbrannt worden, Metternichs halboffizieller „Österreichischer Beobachter" verkündete schon, jede Teilnahme von Jünglingen am öffentlichen Leben sei ein Verbrechen. Zar Alexander und sogar Ludwig XVIII. schrieben persönlich an Karl August, in Preußen forderte die gesamte Reaktion plangemäßes Vorgehen gegen diese jungen „Montesquieus" und Demagogen.

Karl August ließ alles ruhig über sich ergehen, und Goethe trug beschwichtigend bei, daß seinen lieben Brauseköpfen in Jena kein Unglück passiere. Als am 24. Juni 1818 Karl Augusts Enkel, der nachmalige Großherzog Karl Alexander, geboren wurde, lud der allgescholtene Fürst mit Absicht nicht bloß seine Landstände, sondern auch die jenaische Burschenschaft zur Taufe und zur Patenschaft ein. Sie sandte drei Chargierte, v. Binzer, Sieversen und Graf Keller, und am Abend rückte die ganze jenaische Burschenschaft mit 500 Mann auf dem Weimarschen Schloßhof ein, um dem „durchlauchtigsten Großherzog von Weimar, dem geliebten Beschützer deutschen Rechtes und deutscher Freiheit, und dem ganzen großherzoglichen Hause ein freies freudiges Hoch" auszubringen. — Für die deutsche Burschenschaft hatten die Wochen, da sämtliche europäische Großmächte bis auf England gegen sie aufstanden, nur die Bedeutung, daß sie sich nunmehr 1818 ihre feste Verfassung gab, in deren § 1 sie sich bezeichnete als „gegründet auf das Verhältnis der deutschen Jugend zur werdenden Einheit des deutschen Volkes".

Der Aachener Kongreß.

Im Zeichen dieser Vorgänge und der durch sie erst entfesselten öffentlichen 1818.
Stellungnahmen stand schon der Kongreß, der vom 30. September bis zum 21. November 1818 in Aachen beisammen war, der Stadt, die für die vornehme Welt weniger durch Karl den Großen als durch ihre Schwefelbäder alten Ruhm genoß. Solche Wiederzusammenkünfte lagen im Plane der hl. Allianz, außerdem galt es, Frankreich jetzt von der militärischen Okkupation zu befreien, über etliche

Abb. 251. Der Aufzug zur Wartburg am 18. des Siegesmondes 1817.
Den „Burschenschaftlichen Blättern" entnommen.

Einzelfragen und nicht zuletzt über die inzwischen zutage getretene Demagogie zu beraten. Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm waren persönlich anwesend, England und Frankreich vertreten. Bei Valenciennes und Sedan hielten der Zar und der König Parade über ihre Zuteilungen in Wellingtons „europäischer" Armee, dann wurde Frankreich von dieser geräumt und am 15. November seine feierliche Aufnahme in das Friedensbündnis der Großmächte verkündigt. — Die Selbstherrscher Rußlands haben mehr als einmal die Welt durch Schalmeienklänge des ewigen Friedens überrascht. Zu Aachen brachte Alexander den Plan vor, den europäischen Besitzstand ein für allemal durch gegenseitige Gewährleistung festzulegen und sich durch regelmäßige Kongresse gegen auftauchende Schwierigkeiten zu sichern. Dem beizustimmen hütete sich England, und zwar legte es diesmal, anders als später, wo es sich für das Schiedsgericht im Haag zu begeistern vorgab, so offenen Widerstand an den Tag, daß die Idee aufgegeben werden mußte.

Ferner kamen die badisch-bayrischen Streitigkeiten vor den Kongreß, die bavardages et badinages, über die Talleyrand, seit 1815 Privatmann, längst gespottet. Mit dem kränkelnden, seit jeher unfrischen und lauen Karl von Baden († 8. Dezember 1818), dessen zwei männliche Kinder beide nach wenigen Tagen gestorben waren, und seinem zur Nachfolge berufenen Oheim Ludwig (geb. 1763, Großherzog 1818—1830) kam das Haus Zähringen in seinem zweifellos legitimen Bestande zum Aussterben. Indessen hatte Karl Friedrich 1787 eine zweite Ehe geschlossen mit einer Reichsfreiin Geyer von Geyersberg († 1820), welche später Franz II. zur Reichsgräfin von Hochberg erhob, in Anlehnung des Namens an die breisgauische Burg und Herrschaft des badischen Hauses. Diese Ehe wurde zwar nicht als eine unstandesmäßige behandelt; wesentlich aber Sparsamkeit Karl Friedrichs und Familienrücksichten auf das Bisher veranlaßten ihn, seine späte zweite Gattin nicht zur markgräflichen neuen Herrin des Hofes zu erheben. Die ihr entstammenden drei Söhne und eine Tochter führten also bis 1817 nur den Grafentitel von Hochberg. - Nun trat unter Großherzog Karl die Nachfolgeberechtigung der Hochbergs, die ihnen Karl Friedrich 1787, 1796 und 1805 ausdrücklich vorbehalten hatte, in absehbare Aktualität, und am 4. Oktober 1817 verfügte der Großherzog die territoriale Unveränderlichkeit Badens sowie die Ernennung der Reichsgrafen von Hochberg zu Markgrafen und Prinzen, unter Wahrung ihres Thronrechts. Das war gegen die bayrische Auslegung gerichtet, welche bei dem unablässigen Streben Bayerns nach der badischen Pfalz das Recht der Hochbergs in Abrede stellte. Aus dem wechselseitigen Erbrecht, das bei dem alten, seit 1801 endgültig durch die damalige Abtretung an Frankreich erledigten Kondominat in Sponheim ausgemacht worden war, behauptete Bayern, daß, wenn Baden aussterbe und somit Wittelsbach in sponheimisches Erbrecht setze, es Wittelsbach für dieses, das durch die Ereignisse seit 1801 unausführbar geworden, anderweitig, und zwar durch die badisch-pfälzischen Gegenden zwischen Rhein und Main entschädigen müsse.

Aus dem Bestreben, dem badischen Widerstande gegen diese Deduktionen und ihre Voraussetzung die Parteinahme der öffentlichen Meinung im Lande und allgemeinhin zu sichern, ging jetzt auch die früher liegengebliebene badische Verfassung endgültig hervor, deren Entwurf mit Verwertung früherer Materialien der vortreffliche, aus der Gegend von Landau stammende K. Fr. Nebenius (1784—1857), der nachmalige Minister, rasch ausarbeitete. Bayern hatte seinen Verfassungsentwurf dem Zaren direkt vorlegen lassen, der badische lehnte sich in der Anordnung des Inhalts deutlich genug an die polnische Verfassung an. Alexander hatte am 27. März 1818 seinen polnischen Reichstag mit einer Thronrede eröffnet, die den mit der Ordnung vermählten Liberalismus als das wahre Völkerglück pries; nun kam Baden zwar später als Bayern, hatte es dafür aber an Freisinnigkeit des Gebotenen geschlagen. Es kam mit der Genehmigung der Verfassung durch den kranken Großherzog, am 22. August 1818, auch gerade noch zur rechten Zeit. Am 20. November erkannten gemäß der Stellungnahme Alexanders die Mächte des Aachener Kongresses das Erbfolgerecht des bisherigen Grafen Leopold von Hochberg und seiner Brüder an und hoben die Geheimartikel älterer Verträge ausdrücklich auf, welche beabsichtigten, dem Großherzogtum Baden die Pfalz und den Breisgau zu nehmen. In beiden Punkten hatten Friedrich Wilhelm III. und sein geschwätziger, eitler Gesandter in Karlsruhe, Varnhagen von Ense, schon bisher zu Baden gehalten, aber doch nicht vermocht, den Ausgang allein zu sichern, den jetzt die wundersame Diktatur des Zaren in den Angelegenheiten der schon wieder so fremdseligen Deutschen glatt herbeiführen

oder

Encyclopädische Zeitung.

XI u. XII. 195. 1817.

Der Studentenfrieden auf der Wartburg.

Der Vergünstigung seiner kön. Hoheit, unsers D. Großherzogs gewiß, haben die Behörden und Bürger von Eisenach alle Anstalten getroffen, den Aufenthalt den zum heiligen Frieden wallenden Studenten billig, bequem und angenehm zu machen. Sie wurden auf drey Tage, für den 17, 18 u. 19n Oct. einquartiert, der Rittersaal auf der Wartburg wurde mit Laubkränzen verziert, und mit Tafeln und Sitzen für 7—800 Menschen versehen. Soviel waren etwa beym Mittagsmahle am Siegestag, uns andere mitgezählt. Es waren aber gekommen von Berlin, Erlangen, Gießen, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und Würzburg.

Am 19n zogen die auf dem Markt um 9 Uhr versammelten Studenten auf die Burg, die Fahne und Musik voraus. Wir mit ihnen. Der Professoren, welchen dieses Fest am Herzen lag, die den Keim eines großen Fruchtbaums darinn erblickten, und daher gekommen waren, um an dem Handeln, Benehmen und den Vorgängen zu ersehen, was von dessen Gedeihen zu erwarten seyn möchte, waren unserer vier, Fries, Kieser, Schweitzer und wir. Man wies uns den Stand den Sprechern gegenüber an.

Als alles zur Ruhe gekommen war, hielt ein Student ungefähr diese Rede; über den Zweck der Zusammenkunft der gebildeten Jünglinge aus allen Kreisen und Volksstämmen des deutschen Vaterlandes, über das verkehrte Leben früher, über den Aufschwung und die erfaßte Idee des deutschen Volks jetzt, über verfehlte und getäuschte Hoffnungen, über die Bestimmung des Studierenden und die gerechten Erwartungen, welche das Vaterland an sie mache, über die Verwaistheit und gar Verfolgtheit der sich den Wissenschaften widmenden Jugend; endlich wie sie selbst bedacht seyn müsse unter sich Ordnung, Regel und Sitte, kurz Burschenbrauch einzuführen, ernstlich und gemeinschaftlich bedacht seyn müsse auf die Mittel und Wege, ihrer Bestimmung mit Würde entgegen zu geben, die Blicke des erwachsenen Volkes, das leider nichts mehr zu erreichen vermag, getröstet und aufmunternd auf sie zu lenken, und ihm einst zu werden, was es will, daß sie soll. — Die Anwesenden, und wir Männer waren zu Thränen gerührt — aus Scham, daß wir nicht so gethan, aus Schmerz, daß wir an solcher Trauer Schuld sind, aus Freude über diesen schönen, reinen und klaren Sinn, und unsere Söhne so erzogen zu haben, daß sie einst erringen werden, was wir verscherzten.

Von Diesem und Jenem wurde noch ein und das andere Ermunternde gesprochen; dann gieng man auf den Burghof, bis die Tafeln gedeckt wären. Da bildeten sich hier Gruppen, dort Haufen, die giengen, jene standen. Was so eben in einem kirchlichen Act vorgetragen worden, wiederholte sich nun im freundlichen, geselligen Kreise. Jeder war begeistert, jeder war zur Annäherung, jeder zur Aussöhnung, jeder zur Vereinigung gestimmt. Eine große Masse Menschen wirkt mesmerisch auf einander, und regt das Gefühl der Ohnmacht des Einzelnen, die Kraft der Menge auf, und spricht mit Ungestümm in die Seele: Nur im Ganzen ist Heil!

In einer der Gruppen wurde ungefähr solcher Gestalt gesprochen: Liebe Freunde! Diesen Augenblick der Rührung und Stimmung müßt ihr nicht verrauchen lassen. Er kommt nie wieder. Jetzt werdet ihr einig oder niemals!

Abb. 252. Die Nummer der Isis mit Okens Bericht über das Fest auf der Wartburg und den höhnischen Vignetten zum Verzeichnis der auf dem Scheiterhaufen verbrannten Gegenstände. Diese Nummer machte solches Aufsehen, daß man sich in der Druckerei zu Jena um sie riß, und als am folgenden Tage die Konfiskation ausgesprochen wurde, zahlte man einen Dukaten und mehr für das Exemplar. Die Vernichtung der Nummer wurde so vollkommen ausgeführt, daß die Exemplare zu den größten Seltenheiten gehören.

Sind große Gelegenheiten neben dem Suchenden unangerufen vorbey gegangen, so wenden sie sich als die grimmigsten Feinde um, gleichsam als hätte er sie durch Nichtachtung beleidiget. Bey der bloßen Rührung müßt ihr es nicht bewenden, von der Burg müßt ihr keinen weggehen lassen, ohne daß er etwas Wirkliches mitnimmt. Denn so ist der Mensch, noch mehr die Jugend, noch mehr der Student: Ist er auf der Rückreise, und legen sich drey, vier müde, kalt und naß zu Bette; so fragt der eine den andern: Was ist denn nun? Was haben wir? Sind unsere Verhältnisse anders als zuvor? Sind die Landsmannschaften abgeschafft? Sind wir Mitglieder einer größern Gesellschaft? Bilden wir nur auf unserer Universität eine Burschenschaft, oder sind wir zusammen wieder nur Glied der gesammten deutschen Burschenschaft? Haben wir darüber uns verbindlich gemacht? Haben wir Gesetze, Regeln hierüber? — Und jeder greift im Finstern in die Tasche, sucht und sucht, und legt sich endlich zum zweytenmal kalt und verdrießlich nieder, und steht mit Aerger auf, und wandert mit Scham in den alten Wust nach Hause.

Drum, in die Tasche müßt ihr den Burschen etwas geben. Nur wenige Gesetze; aber mit Worten ausgesprochen, daß alle Studenten *eins* sind, daß sie alle zu einer einzigen Landsmannschaft gehören, der *deutschen*, daß sie alle einerley Vorschriften und Gebräuche befolgen.

Wie ist aber das anzufangen? Viele unter euch sind noch in besondern Landsmannschaften, viele sind selbst hier, die sich unversöhnlich anfeinden, und keiner wird zu den Gesetzen des andern übergehen. Insbesondere gilt dieses von euch aus Gießen Erlangen und Göttingen! Bedenkt aber, überlegt nur, was ein Student ist. Macht euch klar, daß in dem Augenblick, wo ihr euch zum Studieren entschließet, euch ganz Deutschland geöffnet ist. Der Studierte, sey er her, wo er wolle, kann sein Geschäft und seine Anstellung in Oestreich, Preußen Bayern, Hannover, Sachsen, in Schwaben, Franken, Thüringen, Hessen, Mecklenburg, Holstein, am Rhein und in der Schweiz finden. Er spricht nicht mehr die Sprache seines Dorfs, seiner Stadt; er versteht nicht dieses oder jenes Handwerk, was an eine bestimmte Werkstätte oder an die Scholle fesselte; er ist ein universaler Mensch! Eine Schande ist es, durch Studieren es nicht weiter gebracht zu haben, als ein Thüringer, ein Hesse, ein Franke, ein Schwabe, ein Rheinländer geblieben zu seyn. Eine Schande ist es, darauf sich etwas einzubilden, daß man nichts weiter als ein Provinzial-Landsmann geworden ist. Sprecht ihr denn Provinzial-Sprachen? Lebt ihr nach Provinzial-Sitten? Nein! Ihr werdet roth, daß man so etwas einen Studierten nur fragen kann.

Ist der Studierte seinem Wesen nach also kein Provinzialist, so ist es unnatürlich, es durch eine künstliche Einrichtung erzwingen zu wollen. Es handelt sich demnach nicht von dem Uebertritt aus einer Landsmannschaft in die andere. Nicht die Weißen sollen Schwarze, nicht die Schwarzen Weise, nicht die Wildhessen Althessen, nicht die Bayern Franken, die Thüringer Schwaben, die Mecklenburger Lievländer uff. werden; sondern ihr sollt nur, auch durch eure Einrichtung das werden, was ihr alle als Studenten seyd, *Universale*. — Die Universalität erstreckt sich aber nicht auf die ganze Welt. Ihr lernt auf den Universitäten nicht französische, englische, spanische, russische, türkische Sitte und Wissenschaft; ihr könnt und wollt, (und das deutsche Volk will samt seinen Fürsten), nichts anderes werden, als gebildete *Deutsche*, die sich alle gleich sind, und deren Geschäft überall frey ist.

Eben deshalb müßt ihr euch keine Namen geben, welche dieser Universalität widersprechen. Nicht weiße, schwarze, rothe, blaue uff. müßt ihr euch nennen; denn das sind auch andere; auch nicht Teutonen müßt ihr euch nennen; denn Teutonen sind auch die andern. Euer Name sey, was ihr allein und ausschließlich seyd, nehmlich *Studentenschaft* oder *Burschenschaft*. Dazu gehört ihr alle, und niemand anders. Hütet euch aber, ein *Abzeichen* zu tragen, und so zur Parthey herabzusinken, das bewiese, daß ihr nicht wißt, daß der Stand der Gebildeten in sich den ganzen Staat wiederholt, und also sein Wesen zerstört durch Zersplitterung in Partheyen. Auch bewahret euch vor dem Wahn, als wäret ihr es, auf denen Deutschlands Seyn und Dauer und Ehre beruhte. Deutschland ruht nur auf sich selbst, auf dem Ganzen. Jede Menschenzunft ist nur ein Glied am Leibe, der Staat heißt, das zu dessen Erhaltung nur soviel beyträgt, als ihm sein Standort gestattet. Euere Bestimmung ist zwar, einst als Theile des Kopfs zu wirken; aber der Kopf ist ohnmächtig, wenn die Glieder und Eingeweide den Dienst versagen. Ihr aber seyd jetzt Jugend, der kein anderes Geschäft zukommt, als sich so einzurichten, daß sie gedeihlich wachse, sich bilde, sich nicht durch eitle Gebräuche aufreibe, daß sie also sich zu diesem Zwecke verbinde, und sich um anderes nicht anders kümmere, als in sofern man das Ziel scharf ins Auge faßt, nach dem man laufen soll. Der Staat ist euch jetzt fremd, und nur in sofern gehört er euer, als ihr einst wirksame Theile darinn werden könnet. Ihr habt nicht zu bereden, was im Staat geschehen oder nicht soll; nur das geziemt euch zu überlegen, wie ihr einst im Staat handeln sollt, und wie ihr euch dazu würdig vorbereitet. Kurz, alles was ihr thut, müßt ihr bloß in Bezug auf euch, auf das Studentenwesen thun und alles andere als euerer Beschäftigung, als euerem Wesen fremd ausschließen — auf daß euer Beginnen nicht lächerlich werde.

Dann ist es eine Regel in der Menschengeschichte wie in der Natur: Schließ dich immer an die Masse an: der Einzelne geht immer und nothwendig gegen das Ganze zu Grunde: und die Einzelnen gehen nothwendig gegen sich und an einander zu Grunde. Landsmannschaften reiben Landsmannschaften auf; die Burschenschaft kann sich an-

nicht selbst aufreiben, so lang sie im Ganzen das ist, was eine Landsmannschaft im Theil.

Das überlegt! Geht nicht aus einander, wie ihr gekommen seyd! Einige Grundgesetze macht, und gebt sie jedem mit nach Hause. Ein geschriebenes Wort hat Wunderkraft! ——— Auf Wiedersehen, doch nicht vor drey Jahren! ———

Darauf wurde zum Essen geblasen. Es war ein fröhliches. Der Wein stärkte das Gefühl und den guten Vorsatz, der aus jedem Gesicht leuchtete. Es wurden Gesundheiten ausgebracht, die uns aber nicht im Geiste des Festes geschienen; daher behielten wir die unserigen im Herzen.

Nach Tische, es mochte 3 Uhr seyn, gieng der Zug den Berg herunter, und mit dem Landsturm freundschaftlich und gleichen Ranges in die Stadtkirche, wo die Predigt allgemeine Wirkung hervorbrachte.

Darauf wurden Turnübungen auf dem Markte angestellt — und darauf wurde es dunkel. — So ist jede Minute in löblicher Thätigkeit zugebracht worden.

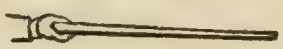
Nach 7 Uhr zogen die Studenten, jeder mit einer Fackel, also deren etwa an 600 auf den Berg zu den Siegesfeuern, wo der Landsturm schon versammelt war. Oben wurden Lieder gesungen und wieder eine Rede von einem Studenten gehalten, die wir nicht gehört, die aber allgemein als besonders kräftig gerühmt worden ist.

Darauf wurde Feuergericht gehalten über folgende Stücke, die zuerst an einer Mistgabel hoch in die Höhe gehalten dem versammelten Volke gezeigt, und dann unter Verwünschungen in die Flamme geworfen wurden.

Es waren aber die Abgebrannten diese:

Ein

Eine

Ein 

(Ob jedoch diese drey Dinge die ersten oder die letzten gewesen, wissen wir nicht.) Ferner:

F. Ancillon: Ueber Souverainitaet etc.

F. v. Cölln: Vertraute Briefe.
— — — Freymüthige Blätter, ua.

∴ Crome: Deutschlands Crisis u. Rettung.

Dabelow: der 13e Artikel der deutschen Bundesacte. usw.

H.....: die deutschen Roth- u. Schwarzmäntler.

¿ K. L. v. Haller: Restauration der Staatswissenschaft.

∵ Hark: Ui. die gemeinschädl. Folgen der Vernachlässigung einer den Zeitbedürfnissen angemessenen Policey in Universitätsorten überhaupt und in Ansehung der Studierenden ins Besondere.

Janke: Der neuen Freyheitsprediger Constitutionsgeschrey.

Kotzebue: Geschichte des deutschen Reichs.

▫ ▫ L. Theobul Kosegarten: Rede gesprochen am ▫ ▫ Napoleonstage 1809.
— — — Geschichte meines fünfzigsten Lebensjahres.
— — — Vaterländische Lieder.

K. A. v. Kamptz: Codex der Gensd'armerie.

W. Reinhard: Die Bundesacte über Ob, Wann und Wie? deutscher Landesstände.

Schmalz: Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik; und die beyden darauf.

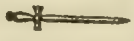
Saul Ascher: Germanomanie.

¿ Chr. v. Benzel Sternau: Jason.

Werner: Weihe der Kraft.
— — — die Söhne des Thals.

¿ K. v. Wangenheim: die Idee der Staatsverfassung.

¿ Der Code Napoleon und? Zachariä über denselben.

 Immermann: Ein Wort zur Beherzigung [gegen die Burschenschaft zu Halle.]

▽ Wadzeck, Scherer und andere gegen die Turnkunst.

Die Statuten der Adelskette.

Allemannia, und andere Zeitschriften und Zeitungen, deren Titel wir nicht erfahren konnten. Doch die Namen von vielen, die nicht verbrannt worden, können wir den Herausgebern, welchen daran liegt, nennen.

Nach 12 Uhr begab man sich zur Ruhe.

Des anderen Tages versammelten sich Vormittags die Studenten wieder auf der Wartburg, wobey vieles zur Sprache gekommen, was den künftigen Studentenbrauch, besonders die Einschränkung der Zweykämpfe betrifft. Die durch Landsmannschaften feindlich zerrissenen Studenten aus Gießen werfen sich in die Arme, und söhnen sich aus. So hat ein heiliger, aber freyer Augenblick, wo nur die Stimme der Jünglinge galt und rieth, gethan, was nicht der Darmstädter Hof mit all seinen Soldaten, was nicht der gesammte Senat, in Perückengesetze gesteckt, hervorzubringen im Stande gewesen; ja vielmehr, was den Haß

heftiger angefacht. Wissen Höfe und Senate die Studenten nicht zu behandeln, so thut es wahrlich Noth, daß sie in der Verschüchterung (es gibt ein nachdrücklicheres Wort: Vergeistesterung) sich selber zu behandeln suchen. Die verkehrteste Hilfe ist überall der Zwang, und Soldatenregiment will nirgends mehr ertragen werden.

Darnach reisten viele ab; viele aber gingen zum Abendmahl.

So haben Deutschlands Studenten das Fest auf der Wartburg begangen!

Viele, die über Deutschland Rath halten, und mehr noch, die Unrath halten, könnten die Versammlung auf der Wartburg zum Muster nehmen.

☞ Sollten irgendwo Studenten deßhalb, weil sie auf der Wartburg gewesen, belangt werden; so berichte man es uns.

Wir halten es, des ordentlichen Betragens aller ohne Ausnahme wegen, für Pflicht, sie zu vertheidigen, und werden es thun nach dem Maaße der Kraft, welche uns Gott verliehen hat.

Einige Gedanken und Wünsche.

1.

Von einigen Akademien erscheinen in Litteraturzeitungen, und in sonstigen öffentlichen Blättern die Vorleskataloge, oft in großer, und das ganze Gebiet des Wissens umfassender Weitläufigkeit; dieses hat sein Gutes, aber auch unstreitig sein Blendendes. Von keiner Akademie erscheint dagegen, am Ende eines jeden Semesters, ein Verzeichniß derjenigen Lehrgegenstände, die wirklich gelehrt worden sind. Aus vielen Gründen wäre es aber sehr zu wünschen, am Ende eines jeden halben Jahres zu erfahren: 1) welche Vorlesungen an den verschiedenen Akademien wirklich gehalten worden sind; 2) von welchen Lehrern sie gehalten wurden, und 3) wie viele Stunden in der Woche; endlich vorzüglich 4) von wie vielen Zuhörern jede Vorlesung besucht wurde. Würde dieses alles jedesmal richtig bekannt gemacht, so würde das Publikum den ganzen Gehalt der einzelnen Akademien näher kennen lernen; es würden manche vorzügliche akademische Lehrer, die sich nicht durch Schriften bekannt gemacht haben, dem Publikum gehörig bekannt werden; andere, die sich auf irgend einem Wege litterärischen Ruf verschafft haben, ohne ihn zu verdienen, oder die als Schriftsteller zwar Verienst haben, als akademische Lehrer aber wenig, oder gar nichts bedeuten, würden nach und nach an die Stelle zu stehen kommen, wohin sie der Wahrheit gemäß gehören. Endlich würden Regierungen bey Vocationen auswärtiger Gelehrten zu irgend einer akademischen Lehrstelle, nicht bloß nach dem litterärischen Rufe zu urtheilen brauchen, welcher ohnehin das eigentliche Lehrertalent gar nicht begründet, so daß man sich nicht selten zu dem Schlusse veranlaßt sieht, der angekommene Professor könne der litterärisch bekannte Gelehrte nicht seyn, — exempla sunt odiosa. Da in der Isis die dazu geeigneten Nachrichten eingerückt werden, ohne dafür Insertionsgebühren zahlen zu müssen, so könnten die oben bemerkten Puncte leicht von den einzelnen Akademien, oder von Lehrern an denselben, am Ende eines jeden Semesters, in der Isis bekannt gemacht werden [Gründe gut, Ausführung löblich, aber wie schwierig es bey den offenkundigsten Vorgängen ist, ehrliche Berichter zu finden, beweist ein gewisser Wildberg, der in seinem Almanach der Universitäten uns mir nichts dir nichts unter die stellte, die keine Collegien lesen, und von uns erzählte, wir thäten nichts als schrieben zur langen Weile Ferienschriften.]

2.

Von einigen Akademien erscheinen gewöhnlich die Vorleskataloge in öffentlichen Blättern, von anderen dagegen gar nicht. Dieses liegt, in Hinsicht mancher Akademien, vielleicht daran, daß man die bedeutenden Insertionsgebühren anzuwenden für unnöthig hält. Doch wäre es sehr zu wünschen, daß außer dem im Vorhergehenden bemerkten, auch die Verzeichnisse der Vorlesungen von allen Akademien jedesmal bekannt würden. Dieses könnte fernerhin leicht durch die Isis geschehen, wenn an jeder Akademie sich nur ein Lehrer bemühen wollte, ein Verzeichniß der Vorlesungen, die gehalten werden sollen, an die Redaction der Isis zur Insertion jedesmal einzusenden. Das gelehrte Publikum würde ihm diese Mühe danken.

3.

Wie ist dem Unwesen unserer Litteraturzeitungen zu steuern? — nehmlich dem Unwesen, welches darin besteht, daß so viele geistlose Schriften, und unbedeutende Wische, von geistlosen, unbedeutenden, des Magens wegen schreibenden Recensenten, dem Publikum angerühmt werden, während, daß nur zu oft von den geist- und gehaltvollsten Schriften entweder gar nicht die Rede ist, oder doch nur so, daß der Unkundige sich von denselben nicht viel verspricht. Daß dieses freylich nicht immer der Fall ist, ist eben so wahr, als daß es nur zu oft der Fall ist. Möge doch die Isis fernerhin die Geisel werden sowohl für die Recensionen, wodurch in Litteraturzeitungen geistlose Schriften angerühmt werden, als auch für die schlechten, und herabwürdigenden Recensionen geist- und gehaltvolle Schriften! Einsender dieses würde schon mit verschiedenen Bemerkungen dieser Art aufgewartet haben, wenn es ihm nicht zu oft an der nöthigen Muße fehlte. [Das sagen auch wir, und der Vetter Michel, u. unsere ganze Sippschaft, die etwas taugt. Damit ist aber nichts geholfen und die halbkluge Sippschaft erobert das Feld.]

konnte. So jubelte denn der Dank Badens und seiner Bürger überschwenglich dem russischen „Retter" zu.

Bayern aber kam noch endlos wieder auf die Träume zurück, die man schamhaft mit dem Namen des verschollenen Sponheim deckte. Und als 1828 auf dem Unschlittmarkt zu Nürnberg ein sechzehnjähriger, halb vertroddelter Findelbursche auftauchte, Kaspar Hauser, der später nach Ansbach zur Erziehung geschickt wurde und dort am 17. Dez. 1833 an einer unaufgeklärten Verwundung starb — Occultus occulto occulte occisus, wie seine Grabschrift lautet —, da sollte es zuerst zwar ein Napoleonide, bald aber der erste Sohn des Großherzogs Karl von Baden sein, der gar nicht als Kind von wenigen Tagen gestorben, sondern umgetauscht und entführt worden sei. Daß er dies nicht war, steht mit Sicherheit fest, wenn es auch bis mindestens vor ganz kurzem Leute in Baden gegeben hat, die an Kaspar Hausers badische Prinzlichkeit glaubten oder sich doch aus dieser und jener Absicht den Anschein gaben. Wer er aber war, bleibt noch heute und wohl für immer unklar, da man von Anfang an versäumt hat, die richtigen und unbefangenen Nachforschungen anzustellen und den eigenen Angaben Hausers nachzugehen, ehe diesen das allgemeine Wichtiggetue mit seiner Person suggestiv verwirrte. — Geheimnisvolle amtliche Briefankäufe aus dem Nachlaß von Hofleuten und ähnliche durchsickernde Nachrichten pflegen Gerede solcher Art immer aufs neue im Einschlummern zu stören, wenn sie auch tatsächlich ganz anderen Besorgnissen entspringen, und so ließe sich noch allerlei zu dieser Affäre sagen, die am ehesten interessant ist durch die Schlaglichter, die sie auf die Herzensfreuden und die Kritiklosigkeit des Publikums wirft. Durch den Kasparhausermythus schien nun aber die alte bayerische Stellungnahme gegen die Thronfolge der Hochbergs in Baden eine Bestätigung zu finden.

Sodann beschäftigte den Aachener Kongreß erstmals als solche die „Demagogie". Man nahm die bangemachenden Beispiele außer von dem Wartburgfest in ähnlicher Güte von der deutschen „Turnerei" (nach einem von Jahn im Zurückgreifen auf die Turniere gebildeten Worte). Diese wirkungstarke Anregung zu frischer Männlichkeit und Herzensfreudigkeit hatte Jahn durch seine 1811 in der Berliner Hasenheide begründete und 1815 nach der Befreiung wiedereröffnete Turnstätte gegeben, als etwas an sich nicht gänzlich Neues, aber nun erst sich breit Entfaltendes und sich im Innersten mit der Hingabe ans Deutschtum Verbindendes.

Diese freilich erhielt durch den Turnvater, in ihrer Reaktion gegen das exquisit überfeinerte 18. Jahrhundert, hier und da einen eigentümlich urwälderhaften Anstrich. Als praeceptor Teutoniae war Jahn entschieden höchst einseitig, er stand in dieser Rolle auch durchaus nicht ohne Widerspruch. Aber es stellte sich eben derjenige nicht hin, der ihn überlegen gemeistert und richtig verwendet hätte. Und noch immer ist es so gewesen und wird so bleiben, daß, solange für die zurückhaltenden, gebildeteren Naturen die Zeit noch nicht gekommen ist, die Draufgänger und Schwärmer den Vorpostendienst und die ersten Sturmläufe gegen die entwerteten und toten Kräfte leisten müssen.

So konnte Metternich in Aachen Friedrich Wilhelm zwar zur Unterdrückung einzelner mißfälliger „Preßerzeugnisse" lobend beglückwünschen, hatte aber die hauptsächlichsten Mahnungen noch vorzubringen und namentlich den Gedanken der Verfassung in Preußen zu bekämpfen, woran Friedrich Wilhelm, obwohl bereits freudlos und selber bedenklich geworden, mit der gewissenhaften Ehrlichkeit seiner Natur noch festhalten wollte. Bis zum Schluß des Kongresses hatten sich, was das Wichtigste wurde, auch Metternich und Alexander gefunden. Der Liberalismus des Zaren hatte kurz vorher seinen Siedepunkt erreicht und stand im Zeichen der natürlichen Abkühlung, für deren Beschleunigung Metternich durch Darlegung und durch bedenkliche Nachrichten aus aller Welt geschickt zu sorgen wußte. Es kam so, daß die Beiden, die sich so oft als Antipoden begegnet waren, als Freunde schieden. Der zarische Eifer für moderne Völkeremanzipation stand dem Metternichschen System der versagenden und niederhaltenden, fossilierenden Staatskunst nicht länger als das Hemmnis im Wege, das er bisher gewesen war.

Den wirksamsten Stoß gegen die Anschauungen des Zaren führte die Wiener Politik mit der Folie, die sie einer Denkschrift gab, welche der russische Titularstaatsrat v. Stourdza

einreichte. Betitelt „Sur l'état actuel de l'Allemagne", schilderte sie die deutschen Universitäten als die Schlupfwinkel aller rebellion de l'esprit et de la corruption du cœur und empfahl, den höheren Unterricht in geistliche Aufsicht zu geben. Die Denkschrift, die der Zar verteilen ließ, sollte geheim bleiben, wurde aber alsbald durch Abdrücke in Paris und in den Times bekannt. Wem sie aber am meisten aus dem Herzen geschrieben war, das ist wiederum Gentz.

Mit dem Aachener Kongreß war die sehnsüchtig von ihm erstrebte persönliche Vertrauensstellung bei den Monarchen endlich errungen; der Schriftsteller, den trotz Metternichs Gunst der österreichische Kaiser bisher fühlbar abgelehnt hatte, war eine Macht geworden. Und kaum einen anderen Träger des Zeitgeistes hat er diese Macht mit so persönlicher Hingabe und Leidenschaft fühlen lassen, als die Universitäten. Sie waren den Fürsten und Diplomaten zumeist doch nur eine undeutliche Welt, die sie in die allgemein verführte Zeit einbegriffen. Gentz eigentlich sonderte sie erst aus, kein anderer als er hat das Wartburgfest so heftig unterstrichen in den Vordergrund gerückt, den es damit in der Geschichte behält. Denn besser als jene großen Herren kannte er diesen akademischen Mikrokosmus und stand ihm mit dem ganzen Haß des geistigen Apostaten gegenüber. Wir blättern durch die Tagebücher des Mannes, der in jede Begegnung seiner unermeßlichen Bekanntschaft etwas von seiner geistigen Spannkraft zu tragen, aus jeder der zahllos wie Sand am Meer mitgemachten Geselligkeiten irgend einen Inhalt, aus jeglicher Fürstlichkeit, Gräflichkeit, Weiblichkeit ein Tröpfchen süßen Honig zu saugen weiß: der Kreis der Universitäten mit all ihren Vielgestaltigkeiten und Bedeutungen für die Kultur liegt wie ein einziger häßlicher, gottverfluchter Irrgarten vor ihm da. Er kümmert sich auch nicht näher um sie, um sie besser zu hassen; der nervöse elegante Herr sieht alles, was mit ihnen zusammenhängt, wie etwas an, was man nicht anfaßt; Studenten in lächerlichen Kleidungen, die mit ihren schmutzig abgegriffenen Büchern durch winklige Gassen sich zu der falschen Weisheit ihrer ruchlosen Professoren drängen — so schreibt er im Vorüberfahren nach Aachen ein Heidelberger Augenblicksbild nieder. Immer kehrt diese Stereotype wieder von den ruchlosen Professoren, die für ihn schlechtweg die aktiven Verführer der Jugend sind, weil der Verächter seiner eigenen jungen Jahre die eigen-lebendigen Impulse des Studenten vergessen hat. Mit sogetaner Herzensfreude des Hasses, in die ein Zusatz von Neid seltsam eingemengt bleibt, hat Gentz den von den Instanzen vollzogenen Kampf gegen „das größte aller Übel, das Burschenunwesen" und gegen die Hochschulen als solche begonnen, hat er gewissenlos unwissend seinen Gebietern und Gönnern die grotesken Karikaturen, in denen er Meister war, von den Lieblingen der Studenten gezeichnet, dem wüsten Trunkenbold und Saufdichter Arndt, den Jahn und Fries und anderen. In diesem Geist hat er die dem Aachener Kongreß eingereichte Stourdza'sche Denkschrift bei den Monarchen fruchtbar gemacht.

Und weiter halfen ihm die Studenten selber. Im Herbst 1818 kam Karl Follen (Follenius, 1795—1840) nach Jena und habilitierte sich dort in der juristischen Fakultät. Er war der mittlere von drei talentvollen Brüdern aus Oberhessen, von denen August Adolf Ludwig Follen als Dichter bekannt geblieben ist und sich mit unseren Tagen noch dadurch verbindet, daß er dem jungen Gottfried Keller die Wege gewiesen hat. Karl Follen hatte, wie sein Bruder und wie durchweg diese jungen Häupter der Burschenschaft, den Feldzug 1814 mitgemacht und nachmals in der Gießener Studentenschaft die Gruppe der „Schwarzen" mit seinen extremen Ideen erfüllt. Die Jenaer lehnten ihn und die Gießener zunächst ab, aber es war in diesem Karl Follen ein eigentümlich gerade durch seine harte Kälte faszinierender Fanatismus, der ihn wohl mit Robespierres Freunde St. Just hat vergleichen lassen. Bald sonderte sich auch in Jena eine Follen'sche Gruppe von „Unbedingten" aus, zu der u. a. der später noch zu erwähnende schleswigholsteinische Patriot Uwe Jens Lornsen, ein echter starrer Inselfriese, gehörte. In diesem Kreise, der beständig vom Dolch redete, wurde schon tiefgeheim beraten, ob nicht der durch Weimar reisende Zar zum Opfer zu wählen sei. Also der damalige Oberschutzherr des Liberalismus noch; so wenig wußten alle diese jungen Stürmer im Personalbestande der Reaktion tatsächlich Bescheid.

Dann fiel am 23. März 1819 der den „Unbedingten" meistverhaßte Kotzebue durch den Todesstoß des zu dieser Tat nach Mannheim gepilgerten früheren erlanger, jetzt jenaischen Burschenschafters Karl Ludwig Sand. Sand stammte aus Jean Pauls Geburtstadt Wunsiedel im Fichtelgebirge und war Student der Theologie, eine reine, fromme, ideale, aber unklare, an Theorien von der Follen'schen zwingenden Gewalt hemmungslos preisgegebene Natur. Nicht die witzige Frivolität des erfolgreichen Lustspielfabrikanten, der die deutschen und englischen Bühnen beherrschte, hatte ihn den Studenten so sehr verfemt, zumal es weder in Erlangen noch Jena Theater gab. Sondern eine 1814/15 von Kotzebue veröffentlichte Geschichte des deutschen Reichs mit all ihrer oberflächlichen Engherzigkeit war in den Gesichtskreis der Studenten geraten und hatte diese empört, so daß sie schon auf dem Watenberg gebrandmarkt worden war. Seitdem hatte der in seinem ganzen literarischen Gebaren durchaus charakterlose und verleumderische Kotzebue, der seit 1817 in Weimar wohnte, dann nach Mannheim verzog und von beiden Orten aus gegen

russische Zahlungen deutsche Stimmungsbilder und Berichte einzuliefern hatte, in seinem „Literarischen Wochenblatt" unermüdlich die vaterländischen Bestrebungen der Jugend mit beißendem Hohn verfolgt. Das war es, was den Schurkenhaß, der in den Liedern der Studenten flammte, in erster Linie gegen ihn gewandt hatte und was Sands Dolch führte, den er sich aus einer Franzosenklinge zurechtgeschliffen. Getan hat er's auf eigene Faust, ist auch vorher aus der Burschenschaft getreten, wollte sie mit seiner Tat nicht belasten. Nach der wochenlang geplanten, dann unheimlich ruhig ausgeführten Tat richtete Sand gegen das eigene Herz einen zweiten, nicht befleckten Dolch, der ihn aber nur schwer verwundete. Am 20. Mai 1820 ist er östlich auf dem Felde vor Mannheim durchs Schwert hingerichtet worden.

Kindlich war auch das von Sand gewesen, zu meinen, er könnte die Tat von der Burschenschaft wenden. Sympathie wie Empörung hafteten an dieser. Denn an vieler, wenn auch im Ausdruck vorsichtiger Sympathie hat es der Sandschen Tat nicht gefehlt. Ernster Männer Meinung sprach der Hallische Theologieprofessor de Wette in einem Trostbrief an Sands Mutter aus, daß die Tat, beklagenswert an sich, doch in ihren letzten Gesinnungen ein schönes Zeichen der Zeit sei. Freilich verlor er sein Amt darum, daß er aussprach, was Unzählige damals dachten. Manche erinnerten sich an Harmodios und Aristogeiton, die vom klassizistischen Schulunterricht so hoch Gekündeten, die unter Myrtenzweigen das Mordschwert trugen, und frugen sich pochenden Herzens, ob nur der Grieche wert solcher Taten und ihres Lobpreises sei. Und wie der Gebildete empfanden die einfachen Leute, daß dieses halben Knaben törichtes Beginnen frei von Gemeinem gewesen und er immer noch ethisch hoch über dem Gefallenen stehen geblieben, daß auch der Mord nicht der Niederträchtigkeiten schwerste sei. Heidelberger Bürger haben eine Art Ehrenwache um Sands Schafott gestellt; der ebenfalls aus der alten Pfälzerresidenz gebürtige Scharfrichter, in dessen Familie das Blutrichteramt erblich war, hat aus den Brettern des Mannheimer Blutgerüstes jenes „Sandhäuschen" am Heidelberger Geißberg errichtet, woran noch in unserer Zeit der Kundige bewegten Herzens vorübergeht; ein Bürger auf dem Haarlaß bei Stift Neuburg am Neckar erlangte den Stuhl, auf dem der Hinzurichtende gesessen, und sollte ihn herausgeben; sein Bruder gab zur Antwort: „Herr Stadtdirektor, den Stuhl bekomme Se nit, eher schießt Ihne mein Bruder tot." Als der Besitzer auswanderte, hat er den Stuhl mit nach Amerika genommen. Man sehe nur die Bilderbogen aus Nürnberg und andere Zeitblätter durch, wie sie sich alle auf Sands Seite stellen, und — man beobachte, mit welcher Liebe und fast Ehrerbietung sich heute noch in der Heidelberger Altertümersammlung, die ein kleines Sand-Museum in sich schließt, der gebildete Besucher diesen Reliquien nähert.

Abb. 253. Karl Ludwig Sand. Gemälde von W. Moosbrugger in der Städt. Kunst- und Altertümersammlung zu Heidelberg.

Aber nun war die letzte entbehrte Handhabe für Gentz und Metternich da. Sands Tat wurde das Signal zu jener Polizeidespotie, die von 1819—1830 weit über die akademische Jugend hinaus auch das mit ihr mehr und mehr sich inhaltlich identifizierende und auch real mit ihr verwachsende, von den ehemaligen Studenten durchsetzte und geführte Bürgertum in Fesseln zu schlagen — bemüht war; jenes Systems der Spionage, der bezahlten oder anderweitig ermutigten streberhaften Angeberei, der Verfolgung, der Amtsentsetzung, der Zensur und jeglicher bureaumäßigen Willkür, die diese Jahre vergiftet und eine bis auf den heutigen Tag noch nicht überwundene Nachempfindung hinterlassen hat.

Die Zeit der Kongresse und der heiligen Allianz.

Die Karlsbader Beschlüsse.

Nicht direkt beim Bundestage ging Metternich vor, der mit zynischer Offenheit brieflich von dem „vortrefflichen Sand" sprach. Dort würden verschiedene Staaten, weil sie schon Verfassungen eingeführt hatten, sich gegen reaktionäre Schritte erklären müssen und der Artikel 13 peinliche Erörterungen hervorrufen. Er zog eine vorhergehende diplomatische Behandlung vor. Geschickt setzte er sich einzeln nacheinander mit den deutschen Königreichen sowie Baden und Nassau ins Benehmen, und die Minister gaben sich darauf den Anschein, zufällig bei ihrer Kur in Karlsbad zusammenzutreffen. Zwar hielt auch Karl August plötzlich für nötig, daß sein Frankfurter Bundestagsgesandter eine Kur in Karlsbad brauche, aber diesen zog man nur für lächerliche Scheinkonferenzen bei und grauelte ihn auf solche Weise hinaus. Das Karlsbader Protokoll über die vom 6. bis 31. August 1819 währenden Beratungen enthielt die beschlossenen, im Entwurf von Gentz abgefaßten Maßregeln zur Überwachung von Unterrichtsanstalten, Turnerei und Presse: Zuteilung von beaufsichtigenden landesherrlichen Beamten an die Universitäten, Absetzung und Unanstellbarkeit staatsgefährlicher Professoren, Verbot der „nicht autorisierten" Studentenverbindungen, besonders der Allgemeinen deutschen Burschenschaft, wie sie sich seit 1818 nannte, und strikte Fernhaltung ihrer heimlich treubleibenden oder hinzutretenden Mitglieder von künftigen öffentlichen Ämtern; Abhängigmachung der Aufnahme von Studenten an anderen Universitäten von „befriedigenden" Exmatrikeln; Zensur über alle Blätter und Druckschriften, die nicht als Einzelstücke über 20 Bogen stark seien; Einsetzung einer Zentraluntersuchungskommission zur Ermittlung demagogischer Umtriebe, mit dem Sitz in Mainz, gebildet aus Vertretern der beschließenden Staaten und des anstandshalber, gewissermaßen als Vertreter der Nichtbeteiligten beigezogenen Hessen-Darmstadt, in dessen Stadt, die zugleich seit 1816 Bundesfestung war, ja diese neue Behörde verlegt wurde.

Minder glückte Metternichs wichtigster Plan, den Artikel 13 über die Verfassungen durch eine in Karlsbad vorbereitete „authentische Interpretation", die künftig der Bundestag ausgeben sollte, tatsächlich aus der Welt zu schaffen, dem Artikel unterzulegen, daß er nur altständische Vertretungen gutheiße.

Von der erreichten Polhöhe seines reaktionären Einflusses, in einem Siegesrausch, wie er selber bekennt, „einer Art von Inspiration" — tatsächlich in einer historischen Blickverwirrung, wie sie doch sonst ihm nicht zugestoßen ist, — hat Gentz zu jenem Zweck für die Karlsbader Konferenzen die große Denkschrift verfaßt „Über den Unterschied zwischen den landständischen und Repräsentativverfassungen". Hier schlägt er, um auf wissenschaftlichem Hintergrunde die verheißenen modernen Verfassungen abzutun, allem historischen Elementarwissen in das Gesicht durch die Darlegung von der natürlichen und geschichtlich altbewährten Schicksalsverbundenheit der Kronen mit ihren Feudalständen, während vielmehr erst die Entziehung ihrer altständischen Eigenrechte, die „Estabilierung" der Monarchie als eines „rocher von Bronze", die Erziehung des Adels zum Staatsdienst und außerhalb Preußens vollends erst der gemeinsam abzuwehrende moderne Liberalismus die einst so eigenwilligen und autoritätsverachtenden Junker nunmehr beflissen um die Throne gruppiert hatte. Immerhin hat mit dieser Denkschrift ihr Urheber wieder erzielt, auf Jahrzehnte hinaus den alten Kreisen eine vertrauenswerte politische Lehrfibel zu bieten, und insbesondere hat sie dem durch schöne und eindrucksvolle Formulierungen so leicht gewonnenen, alles sich historisch Gebende schwärmerisch umfassenden preußischen Kronprinzen, dem späteren Friedrich Wilhelm IV., die folgenwichtige Richtung auf Staatsneuformung durch Bündnis mit solchen altfeudalen Landständen gegeben. — Dagegen versagte, wie erwähnt, der aktuelle Erfolg. Da die süddeutschen Staaten und Nassau hierin gebunden waren, ging nur der Satz durch, daß der Souverän in seinen Bundespflichten und seiner Stellung als Monarch durch Verfassungen nicht behindert sein dürfe.

Dann wurden diese Karlsbader Beschlüsse durch Österreich, unter Vergewaltigung der Geschäftsordnung, beim Bundestage mit sogenannter Einhelligkeit durchgedrückt (20. Sept. 1819); die nach vorschriftsmäßig eingeholter Instruktion widersprechenden Vertreter konnten nachher in einer geheimen Registrande zwecklos zum Wort und Protest gelangen.

An den Hochschulen ward nun erst durch die tiefe Entrüstung über die Vergewaltigung der durch alle absolutistischen Jahrhunderte nicht angetasteten Universitätsverfassung und Lehrfreiheit die regierungsfeindliche und liberale Strömung wirklich die allgemeine. Im Januar 1819 hatte der auf seinen nassauischen Gütern und in Frankfurt lebende Freiherr vom Stein die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde begründet, die sich alsbald an die Herausgabe unseres großen nationalen Quellenwerkes, der Monumenta Germaniae Historica machte; neben diesen schweren Folianten sollten handliche und billige Einzelübersetzungen, die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" die Kenntnis der vaterländischen Geschichtsquellen in die weiteren Schichten tragen (was leider bis heute ziemlich unerreicht geblieben ist, da auch die kleine deutsche Ausgabe immer noch einen recht philologischen Anschein behielt). Nun kündigte Dahlmann von Kiel aus die Mitarbeit auf, da er als akademischer Lehrer nicht mit Kräften und materiellen Förderungen des Bundestages zusammenwirken könne, und sprach mit dieser Demonstration die allgemeine Stimmung der Hochschulen aus.

Abb. 254. Friedrich Ludwig Jahn.
Zeichnung von Georg Engelbach. Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Die Ausführung der Karlsbader Beschlüsse fiel in den verschiedenen Staaten verschieden beflissen aus, nicht immer aus Liberalismus milde, sondern auch aus Opposition gegen die Metternichsche Bevormundung. Aber die Burschenschaft mußte auch in Sachsen-Weimar, in Jena, aufgehoben werden, 26. November 1819. Noch einmal versammelte sie sich im Saal der „Rose" am Eichplatz, wo die alten Burschenschaftseichen und zwischen ihnen seit 1883 das Donndorfsche Marmorbild des Burschenschafters von 1815 stehen; noch einmal sang sie ihr Arndtsches Weihelied von 1815: Sind wir vereint zur guten Stunde, erließ eine dankbare, würdige Adresse an den Großherzog und löste sich dann in tiefer Bewegung auf. Die Form war zerbrochen, wie es in Binzers Liede aus diesen Tagen hieß; aber der vaterländisch-burschenschaftliche Geist lebte in der großen Mehrzahl aller Studenten weiter, trotz der jetzt wieder in größerer Zahl erstehenden Landsmannschaften oder wie sie sich jetzt nannten Korps, und bald taten sich aus den stillen Vereinigungen der ungebeugten Burschen wieder geschlossene Verbindungen burschenschaftlicher Richtung, wenn auch noch unter Vermeidung der verfemten Bezeichnung auf.

Die Mainzer Kommission mit dem langen Namen war ins Leben getreten und warf aus ihrer unterirdischen Wirksamkeit alsbald Riesenberge von Akten empor, wenn auch nicht ans Licht, denn alles blieb hochnotpeinlich geheim. Bei alledem fand sie nicht die allgemeine revolutionäre Verschwörung, die sie aufdecken sollte, und mußte, zu Berichten gemahnt, melden, was von Umtrieben hervorgetreten sei, sei schon in den Einzelstaaten gemaßregelt worden. Sie ist auch weiterhin wirkungslos geblieben und 1828 in aller Stille aufgelöst worden; in ihren unerquicklichen Materialien ist dagegen eine Fülle von zeitgeschichtlichen

Personalerhebungen, auf Spionage, Denunziation und Inquisition beruhend, zusammengebracht und neuerdings auch von Historikern angeschnitten worden.

Aber der Turnerei wurde schroff ein Ende gemacht. Jahn selber wurde im Juli 1819 sogar verhaftet und jahrelang von Festung zu Festung geschleppt. Greifbares, zur Anklage Geeignetes war eigentlich gegen ihn nicht aufzubringen. So wurde er 1825 nur unter Polizeiaufsicht gestellt und lebte seitdem in Freyburg an der Unstrut; erst Friedrich Wilhelms IV. Amnestie hob die Aufsicht auf, und nun wurde dem alten Mitkämpfer und Offizier Lützows endlich sein so lange vorenthaltenes Eisernes Kreuz ausgehändigt. 1848 tauchte er noch wieder im Frankfurter Parlament auf, wo er vom extremen Einheitsrepublikaner bald ganz auf die rechte Seite hinüberrückte. Charakteristisch für seinen im Grunde durchaus gesunden Instinkt war schon gewesen, daß er 1814 nur von preußischer Führung Deutschlands und nichts von Habsburgs deutscher Krone hatte wissen wollen, entgegen selbst Arndt und Stein. So sprach er auch in Frankfurt für Preußens erbliches Kaisertum. Freilich seine Volkstümlichkeit war damit verbraucht, sie hatte seiner Opposition, seinem Freiheitsrufen und seinem Martyrium gegolten. 1852 gestorben, hat er leider nur noch die Resignation und Ratlosigkeit nach 1849 gesehen, keine neue Ermutigung mehr. Trotz aller Schrullenhaftigkeit und Einspännerei bleibt ihm dauerndes Verdienst und vaterländischer Dank, dem Schriftsteller sowohl wie dem Erzieher. Er hat nicht bloß die Turnerei volkstümlich und deutschgerichtet gemacht und immerhin zur Ermutigung der Burschenschaft beigetragen, er hat auch ganz erheblich eingewirkt auf die bewußte Abwendung vom 18. Jahrhundert zu der Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit und Lebenseinfachheit des beginnenden neunzehnten, zu „deutscher" Sitte und Tugend, zur Aufstellung eigener deutscher Ideale wider die welterobernden französischen Anschauungen und Formen. Und alles das bedeutet uns sein ehrlicher Name heute noch.

Auch Arndt, seit 1818 Professor der Geschichte in Bonn, wurde 1820 verhaftet, von seiner Professur entfernt, ergebnislos angeklagt und erst durch Friedrich Wilhelm IV. wieder in sein Amt gesetzt; von ihm wird noch wieder zu reden sein. Und ähnlich erging es manchem Andern, den nur die vaterländische Verehrung der Jugend und mannhafte innere Freiheitlichkeit seiner Persönlichkeit belastete; selbst ein Mann wie Schleiermacher wurde in Untersuchung gezogen und dauernd in seinen Predigten, Gneisenau in seinem privaten Verhalten durch Spione überwacht.

Viel Lebensglück heller freudiger Naturen ist in diesen Jahren geknickt worden, da nun auch Preußen, der absolutistisch-monarchische, aber unter dem Großen Friedrich mit Bewußtsein auf Gedankenfreiheit gegründete Staat, in die lichtscheue Gedankenangst eines bornierten und selbstgefälligen, weniger monarchischen als vielmehr bureaukratischen Absolutismus nach Wiener Muster einbezogen worden war. Dies wurde dadurch möglich, daß Männer wie W. v. Humboldt, der Kriegsminister Boyen — der eigentliche Durchbildner der Landwehr und amtliche Urheber des „Dienstpflichtgesetzes" von 1814, das das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht in sich verarbeitete — und sein wichtiger Gehilfe dabei, der Generalstabschef v. Grolman, auch der treffliche Justizminister Beyme ihre Werke und Gesinnungen bedroht sahen und den Abschied nahmen, während Hardenberg, obwohl bis an seinen Tod, 26. November 1822, Staatskanzler, durch den Verfall seiner physischen und geistigen, ohnedies nie sehr individuellen Widerstandsfähigkeit immer jämmerlicher ins Schlepptau des österreichischen Willens geriet. Daß man auch ihn noch ganz beiseite schob, davor hat ihn nur sein rechtzeitiges Ableben bewahrt. Der preußische Staat hatte sein besonderes Eigenwesen aufgegeben, worauf zwar die vielfältige Abneigung des übrigen Europa gegen ihn, aber eben auch seine innere Kraft beruhte. Auch der König persönlich war all den Sorgenerweckungen zugänglich geworden, womit Metternich die Kabinette gefügig und in Berlin selber sich eine eifrig ergebene, sein System als den Gipfel der Staatskunst bewundernde Partei erhielt. Dies war die Zeit, da der deutsche Gedanke, der seit der Bewegung gegen Napoleon seinen Mittelpunkt und seine Zielrichtung in Preußen gehabt hatte, trauernd diesen Staat sich selber überließ und eine neue Heimat inmitten des süddeutschen Liberalis-

mus, in den dortigen Kammern, in Württemberg, in der bayrischen Pfalz, und ganz voran in Baden und an der Heidelberger Hochschule fand. Das mußte freilich die unvermeidliche Folge haben, daß von dort aus gesehen Preußen, dem einst die deutschen Herzen zugeflogen waren, für zwei inhaltvolle und lang nachwirkende Jahrzehnte lediglich im Lichte hoffnungsloser Rückständigkeit, Bürgerfeindlichkeit und undeutscher Richtung erschien.

Abb. 255. Hardenberg. Gemälde von Lawrence
Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.

Noch immer hatte Hardenberg Preußen vertreten auf all den Kongressen, die einander jagten, um das zur ausschließlichen Niederhaltung und Reaktion gewordene System der hl. Allianz betätigend zu verfesten. In Wien wurde über den Kopf des Bundestages hinweg die Schlußakte des Kongresses von 1815 in ausführlicher Durchberatung zur Annahme gebracht (24. Mai 1820). Den Artikel 13 über das in Karlsbad Festgesetzte hinaus wegzuinterpretieren gelang nicht, der bayrische und württembergische Gesandte widersetzten sich hartnäckig allzu deutlichen und bindenden Wendungen gegen „repräsentative" Verfassungen.

Von diesen Gesandten hatte der letztgenannte einen Herrn, Wilhelm I. von Württemberg, der als Kronprinz 1815 mit Preußen lebhaft für die Herausgabe des Elsaß und Straßburgs eingetreten war. Er hat das eigentlich nie vergessen und seinen alten Gesichtspunkt noch in viel späteren Zeiten zum Ausdruck gebracht, daß Süddeutschland nur dann ganz entschlossen deutsch sein könne, wenn die westliche Grenze gegen Frankreich nicht mehr ungeschützt zum Einfall offen liege. Ihm war der Deutsche Bund auch darum wertlos und zuwider, weil dieser ihn nicht rechtzeitig würde schützen können; und dann eben, weil er doch nichts weiteres als den Spielball des mit Preußen im Schlepptau herrschenden Österreich sei. Und somit hatte das Festhalten an der von ihm mit seinem Volke zustande gebrachten Verfassung für ihn den wesentlichen Wert der betonten Selbständigkeit und Rückgratstärkung gegenüber Metternich.

So blieb es bei dem Artikel 13, in der Auslegung, daß der Souverän die gesamte Staatsverwaltung vereinige, durch die Verfassung nur in bestimmten Punkten an die Stände gebunden sei und durch keine Verfassung in seinen Bundespflichten beschränkt werden dürfe. Die Frankfurter Bundesversammlung nahm dann am 8. Juni 1820 diese Wiener Schlußakte als Grundgesetz des Bundes, als nähere Ausarbeitung der Bundesakte vom Juni 1815, an.

Ende Oktober 1820 versammelte der Kongreß von Troppau die drei östlichen Monarchen der hl. Allianz und ihre Minister mit den Vertretern Frankreichs und Englands; der Kongreß von Laibach Anfang 1821 war eine Wiederaufnahme des Troppauer. Wenn hier außerdeutsche Vorgänge — Revolution in Spanien und Aufstand in Neapel-Sizilien zur Erzwingung einer Verfassung, sodann deren Einführung am 21. Januar 1821 — das Hauptprogramm ausmachten, so galten doch wieder diese Tagungen der grundsätzlichen und allgemeinen Niederzwingung der Revolution, welcher überall in Europa durch gewaltsame Wiederherstellung der legitimen Ordnung entgegenzutreten sei. Österreichische Truppen marschierten nach Neapel, schlugen mit leichter Mühe den Widerstand nieder und beseitigten alle dem bourbonischen Könige Ferdinand (1759—1801, 1816—1825) abgenötigten liberalen Einrichtungen. In noch größerem Maßstab war der im Oktober 1822 eröffnete Kongreß von Verona bestimmt, jene Grundsätze der Welt durch eine erlauchte Versammlung sichtbar zu machen und die europäischen Revolutionäre mit Schrecken zu erfüllen; jetzt hieß es, die hl. Allianz sei überhaupt gegen diese geschlossen. Diesmal bildeten auch die Landesherren von Italien die Umgebung der beiden Kaiser. Aber wieder war es Englands Interesse, das die schöne Einheit empfindlich beeinträchtigte; während man sich gegen die Umwälzungen in Spanien ereiferte und die Ostmächte Frankreich Waffenhilfe verhießen zu einem legitimistischen Kreuzzug der hl. Allianz, bekämpfte England solche Einmischung in Spanien entschieden und hieß die Loslösung der spanischen Kolonien in Mittel- und Südamerika vom Mutterlande (seit 1810), deren Verselbständigung zu Republiken gut, was es mit bestem Gewissen seiner Handels- und Kapitalinteressen konnte. Frankreich hat danach, 1823, die spanische Intervention und Beseitigung der Herrschaft der liberalen Cortes allein ausgeführt.

Preußen.

Unter den erzählten Umständen sah es mit der verheißenen preußischen Verfassung mißlich genug aus. Zwar ein Entwurf nach dem anderen ward fertig und vorgelegt, einer immer verwickelter und vorsichtiger als der andere. Einzelne Pläne, so die von Hardenberg selber ausgehenden, wären praktisch vielleicht gar nicht übel gewesen, da sie die schließlich in den allgemeinen Landtag gelangenden Abgeordneten vielfältig durchsieben, sie aus Berufen und Korporationen und aus einer ganzen Staffel von Vertrauen wollten hervorgehen lassen. Aber das widersprach den Gebrauchsmustern der Zeit so sehr, daß es doch nicht als eine Verfassung angesehen worden wäre. Zuletzt brachte eine aus lauter Gegnern Hardenbergs bestehende Kommission unter dem Vorsitz des lebhaft historisch gerichteten Kronprinzen Friedrich Wilhelm die Frage zur Lösung, durch die Bitte an den König: vorläufig von der einheitlichen Verfassung für die Monarchie überhaupt abzusehen und die getrennten Provinzialstände neu zu formieren, was dann trotz Hardenbergs Einwendungen nach abermaligen Kommissionsberatungen durch Gesetz vom 5. Juni 1823 geschah.

Nach Hardenbergs Tode im November 1822 hatte die feudale Richtung das alleinige Feld, während Metternich seine Geltung bei dem König, der keinen leitenden Staatskanzler mehr ernannte, und bei dem Kronprinzen noch vertiefte.

Der jüngere Friedrich Wilhelm hat in dieser Zeit die überzeugte Ehrfurcht vor Österreich eingesogen, die seine späteren Entscheidungen vielfältig beeinflußt hat. So gänzlich sie den größten Erinnerungen der preußischen Geschichte zuwiderlief, hat sie außer dem Hofe auch die übrigen konservativen Kreise Preußens noch in die jüngere Generation hinein erfüllt; mit Einschluß Bismarcks, bis dieser infolge seiner bedeutsamen, alles Künftige ent-

haltenden Frankfurter Wandlungen — in gewisser Parallelität mit dem Prinzen Wilhelm, dem späteren Kaiser — der Erlöser von der Unterordnung unter Österreich wurde.

Zu diesen rückläufigen Wirklichkeiten fand sich die literarische Theorie hinzu. 1814 hatte der aus Frankfurt a. M. gebürtige v. Savigny (1779—1861), der bei der Gründung der Berliner Hochschule ernannte Professor des römischen Rechts, sich gegen des Heidelberger Juristen Thibaut Forderung eines „notwendigen" allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland gewandt, durch die Gegenschrift „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft", worin er diese Berufenheit abtat, da das Recht historisch aus dem sich weiter entwickelnden Bewußtsein der Völker erwachse und wissenschaftlich wohl behandelt, aber nicht geschaffen werden könne. Diese Lehre hatte, während Savigny als das anerkannte Haupt der von Gustav Hugo begründeten historischen Schule der Juristen weiter zu hohen Staatsämtern emporstieg, seitdem auch ihre Anwendung auf das staatsrechtliche Gebiet gefunden, so daß der Satz sich befestigte, wie die englische müsse auch die preußische Verfassung geschichtlich erwachsen, und bequem zur wissenschaftlich-theoretischen Rechtfertigung der Wiederanknüpfung an die Provinzialstände diente. Namentlich befand sich mit ihm die historisch-romantische und insofern zwar deutschgerichtete Denkweise des Kronprinzen in vollem Einklange.

So wurden die Stände in den acht Provinzen aus Rittergutsbesitzern, Städten und Vertretern der „bäuerlichen Nahrung" aufgestellt, unter starkem Überwiegen des ersteren Elements, des Landadels, zu welchem in einzelnen Provinzen noch die älteren Standesherren oder auch die neuen Mediatisierten von 1806 hinzukamen. Sie hatten Provinzialangelegenheiten zu verhandeln und einen gewissen beratenden Anteil an den Finanzangelegenheiten des Staates, für die im ganzen doch die Verwaltung frei zuständig blieb. Unter Friedrich Wilhelm III. hat man recht wenig von ihrer Tätigkeit verspürt.

Der Staat blieb also so gut wie ganz in den selbständigen Händen der Regierung, und die letzte Periode der preußischen Beamtenherrschaft unter dem Absolutismus ist nicht das schlechteste Blatt in der Geschichte der Verwaltungskunst dieses Staates. Man hat sie die klassische Zeit des preußischen Beamtentums genannt, das starr und eng sein mochte, aber von keiner anderen Periode an hingebender Pünktlichkeit, an Sparsamkeit, Selbstlosigkeit und Standesehrenhaftigkeit übertroffen wird.

An die Zollvereinheitlichung von 1818 (s. u. Kap. „Zollverein") schlossen sich Reformen der Finanz- und Steuerverhältnisse, die 1820 ins Leben traten und auf denen die solide fernere Finanzlage Preußens beruhte: die Fixierung der Staatsschuld auf eine mäßige Höhe unter Vornahme von Amortisation, die den Kredit des Staates neu befestigte und der Krone aus den freiwillig hergegebenen Domänen nur $2^1/_2$ Millionen als Zivilliste vorbehielt, und die Verteilung der durch Steuern aufzubringenden $10^1/_2$ Millionen auf eine nach Klassen abgestufte Personalsteuer für das flache Land und die kleinen Städte nebst Gewerbe-, Schlacht- und Mahlsteuer in den größeren. Eines der Finanzgesetze von 1820 verfügte aus den damaligen Erwartungen und Entwürfen heraus, es dürften keine neuen Staatsschulden gemacht werden ohne Mitwirkung der künftigen „reichsständischen" Vertretung; durch diesen Satz blieb die Regierung auf strenge Sparsamkeit angewiesen, solange sie sich nicht zu einer Gesamtverfassung entschließen wollte. Dies aber ist der Haken, welcher späterhin nicht umgangen werden konnte.

Ermutigungen gegen die Reaktion.

Metternichs Gedankenziel war das äußere wie innere Stillleben der Völker, und dieses bildet im ganzen auch die Signatur der zwanziger Jahre gerade in Deutschland.

Die Opposition König Wilhelms von Württemberg gegen Metternich und die beiden deutschen Großmächte erhielt ihren literarischen Ausdruck in dem von Fr. L. Lindner, einem damals in Stuttgart lebenden Publizisten, mit schriftstellerischer Füllung versehenen, im Kern von dem König geschriebenen „Manuskript aus Süddeutschland", das als Schrift eines angeblichen George Erichson 1820 erschien. Auch weiterhin ließ König Wilhelm seine Ideen durch Lindner vertreten: von dem Ausschluß der Großmächte aus dem Deutschen Bunde und der Umformung Deutschlands in eine Trias von Österreich und Preußen als „europäischen" Staaten und einem unabhängigen, ausschlaggebenden, an Frankreich

angelehnten engeren Bunde der übrigen, des „reinen Deutschlands". Minder pseudonym ärgerte der König die beiden Großmächte durch die Instruktionen seiner Gesandten, so daß Metternich Anfang 1823 einen allgemeinen Boykott über das „revolutionäre" Württemberg verhängte und, was besonders wirksam war, Frankreich veranlaßte, seinen Stuttgarter Gesandten abzuberufen. So mußte Wilhelm 1824 einlenken und die „Mißverständnisse" demütig aufklären. Gedankengänge, die mit diesen Vorgängen in Beziehung standen, hatten Metternich auch abgehalten, den um die Zeit des Veroneser Kongresses stattfindenden Bemühungen der bayrischen und badischen Souveränität, ihre Verfassungen wieder abzuschütteln, seine begreiflich vorausgesetzte Hilfe zu versagen. Eine „Epuration" des Personalstandes am Bunde in Frankfurt beseitigte die dortigen Anhänger der von König Wilhelm und seinem eifrigen Bundestagsgesandten Frhrn. von Wangenheim, einem geborenen Gothaer, betriebenen, zeitweilig viel amtliche Beunruhigung schaffenden Triasidee.

So fürsorglich Metternich den Stillstand Deutschlands hütete, er konnte doch nicht verhindern, daß die politischen Erdbeben des Auslandes den deutschen Michel aufstörten und ihn lebendiger machten, als es seine eigenen Angelegenheiten vermocht hätten. Zu Spaniern und Neapolitanern gesellten sich die Griechen.

Das war ein ethnographisch recht zweifelhaftes Völkchen, in das seit Epaminondas' und Alexanders Zeiten ein schwerer Prozentsatz von allerlei, namentlich albanesischer und slawischer, dann auch romanischer und türkischer Zuwanderung beigemengt war und dessen Seelengemeinschaft mit den Themistokles und Aristides ungefähr dieselbe war, wie die eines modernen deutschen Kleiderhändlers mit Arminius dem Cherusker. Am ehesten mochte in der griechischen Inselbevölkerung, wenn auch venezianisch vermischt, das altgriechische Blut einigermaßen kräftig erhalten sein. Als sich nun aber, seit lange von dem glaubensverwandten Rußland zur Handhabe gegen die Türken ermuntert, wider deren Landesherrschaft 1821 die ersten Aufstände erhoben, und als nach Taten eines opferwilligen und todesmutigen Patriotismus namentlich der Inselgriechen am (griechischen) Neujahrstage von 1822 die Unabhängigkeit des zum Freiheitskampf entschlossenen „hellenischen" Volkes verkündet wurde, da ging ein Sturm der Begeisterung durch die übrigen Nationen Europas und ganz besonders tief und herzlich durch das auf seinen Gymnasien und Schulen mit den Sagen und Geschichten des alten Hellas erzogene deutsche Volk. Man frug nicht, wie weit das auch wirkliche Hellenen seien, wie man nachher, in der Periode des unausbleiblichen Katzenjammers nach der Begeisterung, in wieder übers Ziel schießender Verneinung tat; man frug noch weniger, wie weit die echten Hellenen selber an ihre Aristides und Perikles hinangereicht. Aber auf alles das kam es auch nicht so an; die Hauptsache ist und bleibt die moralische Macht, die das auftretende Neugriechentum sich selber durch seinen Glauben an die althellenische Abstammung gab, und daß dieses kämpfende Volk damals der Leonidas und Miltiades wert sein wollte. Und insofern hatte auch das übrige Europa und hatte Deutschland recht mit seiner Begeisterung, seinem Philhellenentum, das sich in den Griechenliedern Wilhelm Müllers und Anderer aussprach und das zur Bildung sowohl von geldsammelnden Hilfsvereinen wie eines Freikorps führte, welches unter General Normann-Ehrenfels rühmlichen und bis 1826 auch glücklichen Anteil an den Kämpfen gehabt hat. Mag man heute lächeln über diese hingebende Begeisterung unserer Großväter für fremde Völker, mag man sie in bestimmten Fällen schädlich und töricht finden: jene Völker kämpften für ihre Nationalität, ihr Eigenrecht und ihre Freiheit, und insofern war es auch logisch, wenn das damalige Deutschland zu ihnen hielt. Sie kämpften ja auch gegen Metternich, der seine „europäische Ruhe" aufgestört, den „Besitzstand" bedroht, die verpöntesten „Ideen" allerorten bejubelt sah und der für den griechischen Aufruhr gegen den „legitimen" Herrscher nur seine kahle Verurteilung hatte — diesmal unzugänglich selbst den Gesichtspunkten des sonst so eifrig von der hl. Allianz über die Völker gebreiteten Christentums.

König Ludwig I. von Bayern.

Aber nun erlebte Metternich, daß die griechischen Sympathien sogar die Höfe, die Regierungskreise ergriffen und somit etwas Verbindendes zwischen diesen und den Bevölkerungen wurden. Sogar in Berlin zeigten sich solche Spuren; aber vornehmlich waren es Stuttgart und am allermeisten München, wo der Philhellenismus in Deutschland seine Pflege fand. Hier war es der Kronprinz Ludwig, den seine

Abb. 256. Ludwig I., König von Bayern, im Krönungsornat.
Gemälde von J. Stieler, gestochen von A. Reindel.

Liebe für das klassische Altertum zum enthusiastischen Griechenfreunde machte, als den er sich vollends und frei betätigen konnte, nachdem ihn am 23. Oktober 1825 der Tod Max Josefs zum König erhoben hatte.

Er hatte sich, seinen künstlerischen Neigungen und Sammlungen lebend, um die technisch-politischen Vorgänge bisher wenig gekümmert. Doch hat er den Sturz des bis 1817 in Bayern mächtigen Montgelas herbeigeführt, der sich als aufgeklärter, jesuitenfeindlicher Bureaukrat um die administrative Durchbildung des neuen Staatswesens und um die gewisse Hebung des Altbayerntums aus der kirchlichen Verdumpfung unbestreitbare Verdienste erworben hat, aber von einer Verfassung nichts wissen wollte. Der gut katholische Kronprinz begegnete sich mit Montgelas in der Abneigung gegen den Ultramontanismus, verstand sich aber im übrigen mit der nüchternen Verstandesmäßigkeit des Ministers gar nicht. Vor allem trennte ihn von diesem sein volksfreundlicher und nationaler Liberalismus, zu welchem hinüber Ludwigs deutsche Romantik die Vermittlung hergab.

In mindestens gleicher Stärke wie Hellenenfreund ist der Kronprinz und König Ludwig auch immer Deutscher gewesen, im historisch-romantischen Sinne. Was heute ein rechter Gegensatz erscheinen mag, das war damals kein so empfundener; die Brücke vom hellenischen Klassizismus zur deutschtümelnden Romantik, vom Marmortempel zur Gotik, sie wurde herübergeschlagen durch das Hinwegdenken überhaupt aus unbefriedigter Gegenwart und vollends nun durch die aufstrebende Nationalität, die in beiden Fällen, dem deutschen wie dem griechischen, die großen Erinnerungen der Vergangenheit anrief.

So ist Ludwigs Wesen frei von Einseitigkeit und auch von gebundener Einheitlichkeit; der bleibende Grundzug der Persönlichkeit ist lebhafteste, jugendfrische Eindrucksfähigkeit und die unermüdliche Begeisterung einer vielbegabten und „schönen Menschennatur" — Goethe hat ihn so bezeichnet — für jegliches Hohe, Wertvolle und Schöne, das Welt und Leben ihm darzubieten vermochten. Wenn bei ihm, als dem König eines stattlichen Landes, Stimmung und Anregung in der Lage waren, sich leicht in Entschlüsse und Taten umzusetzen und das Gesamtbild seines Lebens und seiner Schöpfungen sich insofern komplizierter gestaltet, so ist doch innerhalb dieser Gesamterscheinung die deutsche Richtung die wesentlichste geblieben, und wir vermögen insbesondere zu erkennen, daß, je persönlicher er sich selber betätigt, um so entschiedener auch der deutsche Zweck und Inhalt vorwiegt.

Dieses deutsche Wesen ist auch das ursprünglichste in ihm. Er, der im Jahre 1786 geborene Fürstensohn, war schon bewußter Deutscher, ehe Napoleon Gewalt über Deutschland gewann. In Göttingen hatte er studiert, und in eigentümlicher Weise haben die Stimmungen des inzwischen längst vergangenen Göttinger Hainbundes einen starken, nachhaltigen Eindruck auf diesen jungen Pfalz-Zweibrückner, den fürstlichen Studenten, geübt, der sich selbst als Dichter fühlte und der es, die Form seiner Hervorbringungen ausgenommen, wenigstens in seiner Empfänglichkeit auch war. Alles, was jenen jungen Dichterbund kennzeichnet, treffen wir bei Ludwig wieder: die unbestimmte Sehnsucht nach Deutschheit, den Zorn über das französelnde Modetreiben, die Verehrung für Klopstock als den Erwecker vaterländischer Gesinnung. Zugleich aber hat auch in ihm der hohe Schillersche Schwung das schwärmende Deutschtum zu feurigem und stolzem Enthusiasmus emporgerissen, und die junge Romantik fügt ihm die sehnsüchtige Liebe für das staufische Mittelalter mit seinem vielgestaltigen und farbenfreudigen Leben hinzu. Dies, nicht etwa ein bloßer legitimistischer Stolz gegenüber dem politischen Parvenü ist es, was Ludwig zu einem so feurigen Bekenner des jungen deutschgesinnten Geschlechts macht, was ihn seine offen ablehnende persönliche Haltung gegen Napoleon, den gewaltsamen Gönner des bayrischen Fürstenhauses, einnehmen läßt. Unbeirrt durch alle Schmeicheleien, womit man ihn als den wider Wunsch ernannten Führer eines Teils der bayrischen Hilfstruppen Napoleons im Kriege von 1806/7 überschüttet, trägt er seine in den Rheinbundkreisen peinlich überraschende „Deutschheit" zur Schau, und mitten im Feldzuge bleibt der Inhalt seiner Gedichte:

„Auf, ihr Teutschen, sprengt die Ketten,
Die ein Korse euch hat angelegt,
Eure Freiheit könntet ihr noch retten,
Teutsche Kraft, sie ruhet unbewegt."

Dann, im Kriege von 1809, reißt ihn die Größe des Entschlusses fort, ein Führer zu solcher Rettung und Befreiung, ein anderer, fürstlicher Schill, der neue Arminius zu werden.

Lächeln wir nicht über ihn, daß der heroische Entschluß nicht zur Tat, sondern nur auf seine Lippen gelangt ist, auf denen er zeitlebens das Herz getragen hat. So bringt er denn, nachdem er sich über seinen etwaigen Thronverzicht und alle äußersten Folgen klar geworden, mitten in der Sphäre des Münchener Hofes, des ängstlichsten von allen Rheinbundhöfen, bei einer Abendgesellschaft kaltlächelnder Diplomaten in der Naivetät seines feurigen Optimismus mit heftig zerklirrendem Glase sein „Pereat Napoleon!" aus. Napoleon sprach von Prinzenfüsilieren, aus München mußte Ludwig verbannt werden; es war eine kluge Maßregel, wenn man ihn tunlichst rasch zum Statthalter von Tirol machte, um ihn, bei seiner Begeisterung für das Volk Andreas Hofers und für dessen Wiederverschmelzung mit den urverwandten Bayern, schließlich auf Umwegen für die bayrische Politik zu gewinnen. Aber freuen konnte sich sein Herz erst wieder, als die Tage der preußischen Erhebung kamen und Bayern sich an die Alliierten schloß. Es ist die größte seiner Erinnerungen für sein Leben geblieben; auch sein Philhellenentum wird völlig erst so verstanden, daß er hier ein Etwas jener Jugendbegeisterung wiederfand. „Nach Teutschlands

Abb. 257. Ruhmeshalle (erbaut von Klenze) und Bavaria (von Schwanthaler, gegossen von Ferd. Miller) auf der Theresienwiese zu München. Von König Ludwig I. begonnen 1843, vollendet 1853.

Befreiung, als es unter napoleonischer Zwangsherrschaft gebeugt, glühte ich für nichts so, als daß Hellas siegen möchte." Was ihn je von politischen Vorgängen oder Stimmungen tiefer gepackt hat, verknüpft sich dann mit den deutschen Befreiungskriegen, und nichts von dem Enthusiasmus, womit er in seinen jungen Gedichten die Taten Blüchers begleitet hatte, war verblaßt, als er im Jahre 1863, ein 77jähriger Greis, seine Befreiungshalle von Kelheim, den Erinnerungsbau der Heldenzeit, einweihte, ahnungslos, wie nahe Deutschland vor dem Anbruch einer neuen Zeit der Taten und der Helden war. —

Einsamer und besonderer denn je stand Bayern seit dem Dreißigjährigen Krieg in Deutschland. Der engere Bund mit Habsburg, dem alten Feind und nach wie vor begehrlichen Nachbarn, war rasch wieder zerflattert. Nur mit den großen geistlichen Fürstentümern durch gemeinsame Richtung und engste persönliche Beziehungen verbunden, sah Bayern sich mit ihnen zusammen auf Frankreich hingewiesen, vom übrigen Deutschland nicht bloß politisch, sondern auch im inneren und geistigen Leben mehr und immer mehr abgewendet. Ja, nur zu gern ward die neue Weisheit aufgenommen, daß die Bayern von Abstammung gar keine Deutschen, sondern keltische Bojer seien; Monumenta Boica nannte sich das im 18. Jahrhundert begonnene große Quellenwerk der bayrischen Territorialgeschichte, womit sozusagen offiziell dieser Übertritt zum Keltentum vollzogen ward, zu jenem nichtsnutzigsten Volk unter allen Indogermanen, welches ohne fremde Herren

niemals eine wirkliche Entwicklungsfähigkeit aufgewiesen, nie und nirgends ein tüchtiges und wirkliches staatliches Leben hervorgebracht hat. Solchen schließlich auch in das Volk herabdringenden Auffassungen über sich selbst überließ sich derjenige deutsche Stamm, der von keinem anderen an echtestem Germanentum übertroffen wird, der schweres, derbes Kernholz ist aus dem Eichenwalde des Deutschtums, der bis auf den heutigen Tag in Brauch, Tracht und Gerät soviel wie keiner sonst von alter Art bewahrt hat, bis zurück zu jenen Dingen, die uns Tacitus schildert, und dessen Sprache in Stadt und Land manches köstliche, sonst verlorene deutsche Gut gehütet hat.

Dies etwa war die Lage, in die Ludwig als junger Thronfolger hineinwuchs: ein kerndeutsches Land, das aber weder politisch noch volklich auf seine deutsche Zugehörigkeit mehr Wert legte und dem gerade damals die Gönnerschaft Napoleons und der Zusammenbruch des alten Reiches die ersehnte völlige Loslösung brachten. An die Stelle des Kurfürstentums war ein abermals in ansehnlichster Weise vergrößertes Königreich getreten, das stolzer noch die Silbe „Reich" als das König-tum betonte und das mit seinem „Reichsarchiv", seiner Kammer der „Reichsräte" auch über den Wiener Kongreß hinaus andeutete, daß aus den Trümmern des Römischen Reichs ein neues Bayernreich mit europäischer Eigenstellung emporgestiegen sei.

Ludwig war persönlich auf dem Wiener Kongreß anwesend, wo wesentlich die durch die amtliche bayrische Politik herbeigeführten Bedingungen und Krisen dem Deutschen Bunde die letzten Reste von lebendigem Odem geraubt haben, die man ihm noch zugestehen wollte. Auch hier sprach der Kronprinz eifrig und feurig vom deutschen Wesen — von der offiziellen Welt mit Verlegenheit und Achselzucken betrachtet, im besten Fall als exzentrisch bezeichnet. Aber wir finden doch, daß auch er, was Bayern für sich anlangt, in den Ereignissen seit 1806 nur den folgerichtigen Abschluß der gesamten Geschichte, die Wiedererlangung der Bayern von Rechts wegen gebührenden, bloß verloren gewesenen uralt königlichen und in Deutschland unabhängigen Stellung erblickte. Entsprechendes hat er auch in seinem Walhallabuch von 1842 historisch zu begründen gesucht. Das unantastbare Heiligtum der bayrischen Königssouveränität ist der ruhende Punkt in aller sonstigen Sprunghaftigkeit der Politik Ludwigs als König. Bayern soll den denkbar freiesten Spielraum innerhalb der deutschen Welt behalten; über die Losung „teutscher Sinn" hinaus hat aller vaterländische Eifer des Monarchen einen eigentlich nationalen oder gar staatsmännischen Gedanken doch nicht zu erzeugen vermocht. Die sonst für die Darstellungen der großen älteren Herrscher angewandte Auffassung als König mit Krone und Krönungsmantel und deutend emporgehobenem Zepter, wie er im Erzbild auf dem Münchner Odeonsplatz steht, entspricht wichtigen Zügen seines Wesens in der Tat.

Dies vorausgeschickt bleibt es zu Recht bestehen, wenn man Ludwig den deutschesten der Fürsten genannt hat. Er fühlte vaterländischen Boden unter seinen Füßen und prüfte die Persönlichkeiten darauf, ob das auch bei ihnen der Fall sei. Die französische Hofsprache schaffte er ab, sobald er zur Regierung kam; immer nur mit zornigem Ärger vernahm er es, wenn die Damen bei Hofe auch weiterhin ihren Putz aus Paris bezogen. Er war ein *eifersüchtiger Deutscher* in großen und kleinen Sachen der nationalen Ehre, und er vergißt nicht, wenn er einmal von Waterloo spricht, beizufügen: „Wellingtons Heer, in dem mehr Teutsche als Britten." Nie auch vergißt dieser Fürst die Logik, daß, soweit Sprache und Volkstum auf deutschem Ursprung beruhen, die Zugehörigkeit zu den Deutschen reicht. „Teutscher Zunge zu seyn, wird erfordert, um Walhallas Genosse werden zu können"; aber der Deutsche bleibt Deutscher, „sey er aus Liefland, dem Elsaß, der Schweiz oder den Niederlanden." Und wie freut es ihn, wenn in Rom der leichtbegnügte Italiener die skandinawischen Künstler, darunter Ludwigs geliebten Isländer Thorwaldsen, mit den Deutschen als Tedeschi zusammenmengt, wie eifrig nimmt er jede Gelegenheit wahr, diese *Nordländer an ihr Germanentum zu erinnern*. Überhaupt bleibt Ludwig trotz seiner 52 Aufenthalte in Rom und trotz aller Liebe für Italien und Hellas, für südliche Kunst und Natur auch dort ganz gleich der eifrige Deutsche wie in der Heimat. Nur eine solche Szene: ein Künstlerfest vor Porta del Popolo, wozu der bayrische Kronprinz erwartet wird. Versammelt sind die deutschen und nordischen Künstler, gutenteils mit römischen Frauen, die sonstigen Deutschen in Rom — freilich die römischen Gesandten der deutschen Bundesstaaten sind bezeichnenderweise nicht anwesend —, dazu Herren und Damen aus der römischen Gesellschaft, Unterhaltung in italienischer Sprache wogt durch den Saal. Dann erscheint der Kronprinz, wie immer so auch hier im verpönten „altdeutschen" Burschenschafterrock, und bald ist das Gespräch bei Ulfilas; als ihm ein schwedischer Gelehrter vorgestellt wird, kommt er flugs auf die nordische Mythologie und Poesie und mahnt mit rückhaltloser Lebhaftigkeit, das französische Königshaus der Bernadotte dürfe kein Hindernis werden, der schwedischen Literatur aus jenen großartigen Stoffen neues poetisches Leben zu erwecken. Nach Tisch bittet er deutsche Lieder zu singen, und so erklingen die Matthias Claudiusschen Weisen seiner Göttinger Zeit nebst Volksliedern aus dem Wunderhorn durch den römischen Saal und schweben durch die offenen Fenster und Türen in die italienische Sommernacht hinaus.

Der Süden hat ihn von seinem Deutschtum nicht abwendig gemacht, und ebensowenig hat dies sein katholischer Sinn vermocht. Vielmehr verschmolzen ihm mittelalterlich, katholisch und deutsch zu einer engen dreieinigen Formel, die er in Cornelius, dem Maler, der das enge Nazarenertum in freiere Monumentalität verwandelte, wiedersuchte. Den in der gesamten älteren Geschichte der Kirche leitenden Romanismus zu erkennen, davor blieb sein frommer christlich-germanischer Traum bewahrt. Aber das dem Bayern desto genauer bekannte Jesuitentum der neueren Jahrhunderte schloß er von sich aus, die „Loyoliten", wie er sie nannte, um ihnen den Namen Jesu nicht zu gönnen: „denn sie sind niemals teutsch gewesen."

Das war es, was ihm den besonderen Stolz auf sein Bayern nicht zuletzt begründete oder rechtfertigte: daß dies der größte aller rein deutschen Staaten sei. Mit dem „Manuskript aus Süddeutschland" des Königs Wilhelm von Württemberg und vielen damaligen

Abb. 258. Inneres der von König Ludwig I. 1835—1850 erbauten Basilika zu München, seiner Grabkirche.

Süddeutschen (etlichen noch heute) teilte er die Meinung, daß östlich von der Elbe ein lediglich deutsch überfirnißtes Slawentum beginne und daß Preußen, welches er sonst um Friedrichs des Großen und um der großen Führer im Befreiungskampfe willen bewunderte, als richtigdeutscher Staat nicht betrachtet werden könne. Ihm, der sein Wittelsbach aus Merowingenzeiten zählte und dessen große Liebe, unbeschadet der Befreiungskriege, dem germanischen Altertum, dem deutschen Mittelalter gehörte, war Preußen ohnedies zu neugeschichtlich und jung. — Überaus viel Dankenswertes und Hübsches hat er durch diese stete geschichtliche Pietät im einzelnen gewirkt. Wir haben erwähnt, wie er den alten volkstümlichen Namen Schwaben, wenn auch natürlich nur in dem bayrisch gewordenen Teil, vor der nivellierenden Bureaukratie und ihren nach französischem Muster „topographischen" Kreisen gerettet hat. So hat er z. B. dem Ortsvorsteher von Audorf am Inn höchst ungnädig den Rücken gewandt, weil man soeben die ältere, überkommene Form Aurdorf zu jener Neubenennung Audorf verfeinert hatte. Ludwig, der eigentliche Begründer der territorialen Geschichts- und Altertumsvereine in Deutschland, hat als König die reiche altdeutsche Schönheit der schwäbischen und fränkischen Städte, die seit 1803 mit Bayern vereinigt worden waren, durch kundige und feinfühlige Meister, wie Heideloff in Nürnberg, vor der Verwahrlosung und dem Abbruch geschützt. Überhaupt jede Vernichtung eines Altertums,

womit man damals noch schneller bei der Hand war als heute, erbitterte ihn persönlich: „Diese Menschen ruhen nicht, als bis alles so flach ist, wie ihre Schädel!"

Es würde zu sehr ablenken, darzulegen wie weit König Ludwig seine Künstler führen konnte und wie weit sie ihn geführt haben. Im ganzen wird auch hier ein ähnliches Verhältnis sichtbar, wie innerhalb der bayrischen Gelehrsamkeit von Universität und höherer Schule, wo trotz Ludwigs Anstrengungen für deutsche Richtung der von dem vortrefflichen Thüringer Thiersch geführte Klassizismus den Sieg behielt, so daß nicht mit Unrecht in Bayern geklagt wurde, der Unterricht erziehe ausschließlich klassische Philologen. In der Hauptsache blieben an der Universität, die 1826 von Landshut nach der Residenz verlegt war, Ludwigs Bemühungen für deutsche Geschichte, Literatur und Philologie ein Mißerfolg; die einen, wie Tieck und Friedr. v. Raumer, lehnten überhaupt ab, die anderen, wie Maßmann, der schon erwähnte Germanist und Turner, empfanden den klassischen Boden der Münchener Hochschule als frostig, unheimisch, und gingen wieder.

Nicht ohne tiefer begründete Parallelität hiermit kommen in den großen Münchener Neubauten Ludwigs zu würdiger Vertretung nur die südlichen Bauweisen: in den hellenischen Gestaltungen des Königsplatzes, in dem römischen Triumphbogen des Siegestores, in der altchristlichen Basilika, in der köstlichen, byzantinisch-normannischen Allerheiligen-Hofkirche, in der auf italienische, nicht auf deutsche Weise romanischen Ludwigskirche, in der Wiederholung der Loggia dei Lanzi am Odeonsplatz, in den Florentiner Renaissancefassaden des Königsbaues und der Ludwigsstraße, den römischen Renaissancemotiven der alten Pinakothek. Ludwig selbst hat schließlich ganz verwundert gesagt: „Ich denke teutsch, meine ganze Politik ist teutsch, aber ich baue nicht teutsch! Sonderbar!" Aber die Monumentalität, nach der sein Wesen verlangte, ward ihm mit klarster Schönheit durch die großen südlichen Stile geboten, und seine Hingabe an diese war ohne Vorbehalt. Inhaltlich hat er, es sei an die Kelheimer Befreiungshalle, die Münchner Ruhmeshalle mit der Bavaria, vollends an die Walhalla erinnert, diesen Klassizismus dann mehrfach in den Dienst deutscher geschichtlicher Erinnerung und Pietät gestellt, und ebenso hat er stofflich-deutsch die an sich klassizierende Skulptur und die Malerei beeinflußt. Im Anfang des Jahres 1807, in Deutschlands jammervollster Zeit, hat der Kronprinz von Bayern den Plan zuerst gefaßt, dem deutschen Volke eine mahnende und erhebende Halle seiner Helden und geschichtlichen Ehren zu errichten, „auf daß teutscher der Teutsche aus ihr trete, besser, als er in die Walhalla gekommen": hoch über dem Donaustrome, der großen Fluß- und Heerstraße der Nibelungen- und Kaisererinnerungen, unweit des an deutschem Geschichtserleben so reichen Regensburg. Als das Werk Klenzes und Schwanthalers im Jahre 1842 durch König Ludwig am Gedenktage der Leipziger Völkerschlacht eingeweiht wurde, hat Deutschland nicht allzuviel Notiz davon genommen. Freilich, daß ein Fürst so deutsch sei, war fast etwas Unbegreifliches und nicht rein zu Glaubendes geworden für ein Geschlecht, das just wieder von Preußen her sich so schwer enttäuscht fühlte und das überhaupt nichts mehr von seinen Fürsten hoffte, gegen sie nur noch in Anklage stand. Die Hochherzigkeit dieses Walhallabaues konnte niedergespottet werden von täppischer Satire über den teutschen Ludwig von Bayerland nach Saphirs und Heines billigen Mustern.

So also steht dieser König da: vielseitig und vielschöpferisch auf allen Gebieten seiner reichen und edlen Interessen, und um so deutlicher und bestimmter immer wieder deutsch, je persönlicher er selbst in Betracht kommt. Hat er doch, um dies noch zu erwähnen, all seinen Kindern Namen mit deutschem, historischem Bezug gegeben: Otto und ebenso Mathilde zur ausdrücklichen Erinnerung an die Sachsenkaiser, oder Luitpold, Theudelinde, Adelgunde, Hildegard. Ein Vorläufer der politischen Weiterentwicklung, der neuen nationalen Gestaltung ist Ludwig nicht geworden; nur mit banger Sorge um Bayern und nicht weniger um Deutschland hat seine Auffassung die Entscheidung und das Ergebnis von 1866 miterlebt, leider nicht mehr († 29. Februar 1868) die Zeit von 1870.

Dem bayrischen Thronwechsel von 1825, der am meisten für Richtungen der deutschen Kultur und Bildung im 19. Jahrhundert, aber doch auch für die allgemeine Ermunterung und Vertiefung des deutschen Nationalgefühls seine Bedeutung hat, reihen sich Regierungswechsel anderer deutschen Staaten in den zwanziger Jahren an.

Sachsen war bemüht, die Landesfinanzen zu bessern; im übrigen erstarrte die Regierung des verkleinerten Landes nur noch mehr in ihrer alten Teilnahmlosigkeit für das größere deutsche Leben und suchte sich gegen die unverkennbare Anziehungskraft der großen Nachbar-

monarchie durch Neid und Preußenhaß zu wehren, am Bunde durch eifrige Gefolgschaft für Österreich. An der Stelle einer modernen Verfassung dauerten die in Kurien eingeteilten alten Feudalstände weiter, wogegen sich das Bürgertum — das in den Städten und von der Industrie her fortschreitend erstarkte und namentlich in Leipzig, dem Hauptsitz der sächsischen Bildung, in die nationalen Bahnen einlenkte — allmählich durch eine bei den Untertanen Sachsens bisher unerhörte Unzufriedenheit und durch Rufe nach Preßfreiheit, nach neuformiger Staats- und Gemeindeverfassung aufzulehnen begann. Diese Rufe wurden zuversichtlicher, als 1827 der mit einem gewissen ehrfurchtgebietenden Nimbus des Martyriums umgebene König Friedrich August starb. Aber sein 71jähriger Bruder und Nachfolger Anton († 1836) beließ gleichfalls die inneren Staatsverhältnisse in ihrer Überlebtheit, und so hat erst die Julirevolution von 1830 einer neuen Ära in Sachsen Bahn gebrochen.

In **Kurhessen** starb 1821 Churfürst Wilhelm I, und sein einziger Sohn Wilhelm II. folgte (bis 1847). Eine weitere schlimme Nummer in jenen vier Generationen hessischer

Abb. 259. Die Propyläen am Münchener Königsplatz, nach Klenzes Plänen erbaut, vollendet 1862. Links dahinter die Glyptothek, rechts das Kunstausstellungsgebäude, im Hintergrunde der den bayrischen Kämpfern von 1812 in Rußland von König Ludwig errichtete Obelisk: „Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung."

Tyrannen, die mit dem Soldatenverkäufer Friedrich II. (1760—1785) beginnen und die dieses einst so tüchtige und ehrenreiche Regentenhaus in Verruf gebracht, die nicht bloß die Selbständigkeit des Landes, sondern auch jede lebendige Pietät für sie zugrunde regiert haben. War Wilhelm I. ein heimtückischer Quäler und rechtbeugender Aussauger gewesen, so fügte der Sohn zu dem fortdauernden System des launischen Despotismus noch alle Widerwärtigkeit eines in das 19. Jahrhundert nicht mehr passenden Mätressenregiments. Vor diesem zog sich die treffliche, allgemein beliebte Kurfürstin, eine Schwester Friedrich Wilhelms III., vom Hofe zurück, den sie damit jener ganz gewöhnlichen Person, Emilie Ortlöpp aus Berlin oder Gräfin von Reichenbach, überließ. Auch hier brachte die Julirevolution die angesammelte Mißstimmung des an sich so gutartigen Volkes zum Ausbruch, welches überdies unter den Wucherjuden litt, die bei dem landesherrlichen Ausbeutesystem trefflich gediehen; das führte in der Folge zwar noch keine Besserung des Regimentes, wohl aber eine Verfassung herbei.

Auch **Braunschweig** verschlechterte sich sehr, als sein 1804 geborener Herzog Karl (1815—1830, † 1873), der Sohn des bei Quatrebras gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm und ehemaligen Führers der schwarzen Schar, i. J. 1823 die persönliche Regierung übernahm. Ein

Herrlein, dem die vaterlose Prinzlichkeit bereits in jungen Jahren zur satten Durchkostung sogenannter Freuden verholfen hatte und der nunmehr als regierender Herzog durch unsinnige Verschwendung die Finanzen zugrunde richtete, die Beamten schikanierte, die 1821 eingeführte, sehr konservative landständische Verfassung vielfältig verletzte, sich bei jedermann verhaßt und verachtet machte, Skandal auf Skandal häufte und in höchst überflüssiger Weise seinen Agnaten und Nachbar von Hannover, König Georg IV. von England, aus keinem anderen Grunde anrempelte, als weil dieser früher sein Vormund gewesen war. So ward auch hier ein ehrsames, bedächtiges und anhängliches Volk bereit gemacht, die Gelegenheit der Julirevolution zur Befreiung von dem herzoglichen Tunichtgut zu ergreifen.

Das Jahr 1829 brachte den Abschluß des griechischen Befreiungskampfes.

Wie Metternich längst gefürchtet hatte, nahm sich Rußland unter dem neuen Kaiser, Alexanders Bruder Nikolaus I. (1825—1855), dem Schwiegersohn Friedrich Wilhelms III., der Griechen werktätig an. Es einigte sich mit England und Frankreich im Juli 1827 zur Beendigung des Krieges, was zu der Schlacht von Navarin (20. Oktober 1827) führte, wo die Flotten der drei Mächte die türkische vernichteten, und es begann im Frühjahr 1828 den Landkrieg zur Vernichtung der Türkei. Schon schien hierüber ein allgemeiner Krieg entbrennen zu wollen, der Österreich und England gegen Rußland hätte zusammenkämpfen lassen, als die beginnenden Unruhen in Polen den Zaren zur Mäßigung zwangen und Friedrich Wilhelms III. Vermittlung den Frieden anbahnte. Dieser, zu Adrianopel am 14. September 1829 abgeschlossen, verpflichtete den Sultan, sich den Bestimmungen der Mächte über Griechenland zu unterwerfen. 1830 wurde dieses zu einem auf Rußlands Betreiben für völlig unabhängig erklärten europäischen Staate erhoben und nach einem Fürsten für dasselbe gesucht; nachdem der anfangs bereite Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, der Protégé Englands (s. u.), sich zur Ablehnung veranlaßt gesehen hatte, wurde 1832 König Ludwigs von Bayern jüngerer Sohn Otto zum König von Hellas berufen. So schien das Haus Wittelsbach aus dem reinen Enthusiasmus König Ludwigs unvermutete europäische Früchte ernten zu sollen — von welchen freilich nach einem Menschenalter nur noch die Erinnerung und die Bilder in der Neuen Pinakothek vom Einzug Ottos in Nauplia übrig waren, nebst den im Tordurchgang der Münchener Propyläen verewigten neugriechischen Heldennamen, die heute kein Mensch mehr kennt.

Die Julirevolution.

In Frankreich war auf Ludwig XVIII. i. J. 1824 sein Bruder, der Graf von Artois, als Karl X. gefolgt, der schon durch seine hochzeremonielle französisch-mittelalterliche Krönung zu Reims viel Anstoß erregte und am 26. Juli 1830 einen Staatsstreich gegen das bestehende Maß von Preßfreiheit und die Verfassung unter-
1830. nahm. Das brachte die längst vorhandene und geschürte Erregung zur Revolution, vom 27. bis 29. Juli wurde in den Straßen gekämpft, und am 31. Juli ging der zu den Liberalen haltende Herzog Ludwig Philipp von Orléans, der Sohn jenes „Philippe Egalité", der in der großen Revolution eine zweideutige Rolle gespielt hatte, als General-Statthalter von Frankreich hervor. Aus diesem wurde er am 9. August ein konstitutioneller König („die Charte wird fortan eine Wahrheit sein"), der König des gepriesenen „juste milieu", d. h. tatsächlich ohne Legitimität und ohne Popularität, da die Pariser Massen für die Republik aufgestanden waren. Er war der auf Wohlverhalten und Bescheidenheit angenommene Deckschild des politischen Advokatentums, der Mann, der Thiers' am 1. Juli 1830 geschriebenes Wort zu erfüllen hatte: Le roi règne et ne gouverne pas — ein Programm übrigens, das seinen Wert dadurch erweist, daß es aus dem alten polnischen Reichstag plagiiert war. Vorläufig aber, ehe es an seiner inneren Unwahrheit, i. J. 1848, wieder zusammenbrach, schien dieses „Bürgerkönigtum" ohne Gottesgnadentum und schien jene Formel das Ideal der Zeit darzustellen, welches sich Völker wünschen könnten, die frei sein, sich selbst regieren und nach alter lieber Gewohnheit dabei doch noch einem Fürstenhause und Hofe ihre Treugesinnung und

was sich damit von den kleineren Regungen der Vorteile, Eitelkeiten und Neugierden verbindet, darbringen wollten. Denn daß unter Umständen die Freiheit und ausgleichende Gerechtigkeit ihren Schirm bei der Monarchie finden könnten gegen Parteiunwesen, Interessenwirtschaft und Politikerherrschsucht, das war dieser Generation noch von weither nicht aufgegangen. Noch herrschte der ungetrübte Glaube an die Hoheit und Kraft der Ideen, der Prinzipien und Doktrinen, an die Sachlichkeit und Selbstlosigkeit des Liberalismus und seiner Führer, den diese übrigens gerade in Deutschland in schönem Umfange verdienten, an die allsegnende und glückerzeugende Wirkung des Verfassungslebens und des Parlamentarismus. Was die Pariser Tage seit 1792 gelehrt oder was einzelne vorauseilende Denker über den inneren Wert der Mehrheiten, über die durch das Wählen von Parteivertretern entstehende Bindung des Denkens und der Persönlichkeit gesprochen hatten, war vergessen oder schlummerte in den Büchern einer erst späteren Wiederauffindung entgegen. Denn der Konservatismus und die Reaktion waren im großen und ganzen viel zu ungebildet, um diese Waffen zu kennen oder sie überhaupt führen zu können.

Die erste Nachfolge fand die Julirevolution im Königreich der Niederlande, wo sie den reindeutschen und weit überwiegend protestantischen Norden wieder von dem katholischen, aus deutschen Vlaemen und romanischen Wallonen zusammengesetzten belgischen Süden schied. Abgesehen von der Konfession trennten beide Gegenden verschiedene Geschichte seit zweieinhalb Jahrhunderten und verschiedene wirtschaftliche Belangen (um ein gutes niederländisches Wort für unser „Interessen" zu setzen), da der Süden rein auf Gewerbe und Ackerbau, der Norden auf Handel gestellt war. Hinzu kam, daß sich die Vlaemen als gute bescheidene Deutsche noch völlig der wallonischen Führung überließen, so daß auch sie die Amtlichkeit des „Holländischen", die politische Vorherrschaft der holländischen Minderheit ($2^1/_2$ Millionen gegen 4 Millionen Belgier) als fremd und feindlich empfanden. Die feine Hand, welche Einigung und Zusammenleben hätte anbahnen können, war dem Holländertum und seinem König nicht gegeben. So haben sich bald nach der Begründung des Königreichs gegen dieses die Stimmen aus dem Süden erhoben, und der Klerus, der die Bevölkerung seit alters in der Hand hatte, machte sich zum Führer. Den belgischen Liberalismus hiergegen auszuspielen hat die liberale Regierung nicht verstanden, sie trieb vielmehr durch Brüskierungen die Klerikalen und Liberalen des Südens in dasselbe Lager.

Am Ausgang der zwanziger Jahre mehrten sich die Demonstrationen der Belgier, denen gegenüber die Regierung nur Verhaftungen und ähnliche nutzlose Maßregeln hatte. Der König persönlich bezeichnete das Verhalten Belgiens einer Lütticher Abordnung gegenüber als infam, worauf man in Erinnerung an den alten Namenstolz der Geusen eine Denkmünze prägen ließ: fidèle jusqu'à l'infamie. Die Julirevolution schnellte diese Art von Treue in die Luft; am Abend des königlichen Geburtstages, am 24. August 1830, brachen in Brüssel, in Zusammenhang mit den absichtlich prunkenden amtlichen Feierlichkeiten, nach der unglücklich gewählten Festaufführung der „Stummen von Portici" die Tumulte los, die Brüsseler Nationalgarde trat als militärische Organisation der bürgerlichen Ordnung zusammen, aber schon unter den alten schwarzgelbroten Farben von Brabant anstatt unter dem oranischen Orange, mühelos kamen Brüssel und die übrigen Städte in die Hand des Aufstandes.

Wir übergehen, weil zu sehr niederländische Spezialgeschichte und weil sie an dem Ergebnis für die Neuordnung des dortigen Volkstums nichts änderten, die weiteren Phasen, die mit einer gewissen Gemächlichkeit am 4. Oktober 1830 zur Unabhängigkeitserklärung Belgiens führten. Das weitere wurde tatsächlich in London entschieden, wo eine Konferenz der Großmächte die Trennung der beiden Staaten am 20. Dezember 1830 anerkannte, die Grenze festsetzte und nach Preußens Betreiben Belgien für immer neutralisierte, gleich der Schweiz, was sich gegen Frankreich richtete. Nach Abtuung einer französischen Kandidatur trat der in England naturalisierte Prinz Leopold von Sachsen-Koburg (1790—1865), Witwer der ursprünglichen englischen Thronerbin Charlotte Auguste, als Thronbewerber auf, ein überaus kluger Herr, der jahrzehntelang, vom wohlgepflegten Ruf der tiefen staatsmännischen Weisheit umgeben, auf viele europäische Verhältnisse und Ereignisse seinen Einfluß ausgeübt und das Haus Koburg in Europa vorangebracht hat. Er war übrigens in diesem Falle viel mehr sein eigener, als Englands Kandidat; England, das sein Werk von 1815 ungern und mit Besorgnis zertrümmert sah, hat so lange wie möglich mit Oranien

operiert und erst dann sich Leopold zugewandt. Auch die Bedenken gegen Leopolds Protestantismus, gegen seine Abkunft aus dem Blute der Reformationsfürsten ließen sich beschwichtigen, da ersterer Fehler heilbar war. Am 4. Juni 1831 wurde Leopold vom Brüsseler Nationalkongreß gegen einen klerikalen Minderheitsprotest zum roi des Belges erwählt — in Anlehnung an das französische Beispiel, wo Ludwig Philipp nicht mehr König von Frankreich, sondern, wie Ludwig XVI. zu allerletzt, König der Franzosen war. Durch Leopold ward das neue Königreich nun doch ein ergebener, dankbarer Bundesgenosse Englands, während er andererseits durch seine im August 1831 erfolgende Vermählung mit einer Tochter Ludwig Philipps auch Frankreich aussöhnte. Das verstümmelte nördliche Königreich der Niederlande machte erst 1839 seinen Frieden mit Belgien. Für dieses ward im Februar 1831 eine überaus liberale Verfassung erlassen und das amtliche Wesen von Anfang her auf Zentralismus und französische Sprache basiert.

Erst seitdem hat sich geltend gemacht und nach öffentlicher Berücksichtigung verlangt, daß bei reichlich 45 % rein vlaemischer, 41 % wallonischer Bevölkerung — während der Rest sich auf doppelsprachige Staatsbürger sowie auf einen nicht so ganz kleinen Zusatz von Deutschen verteilt — die Vlaemen an Zahl voran stehen, daß sie ferner die reicheren und fruchtbareren Landesteile, Ostflandern, Westflandern und Limburg, weit überwiegend auch Brabant bewohnen, daß die wichtigsten belgischen Städte durchweg die altberühmten vlaemischen sind, auch die Hauptstadt Brüssel lediglich von oben her französisch übertüncht ist, und daß die Vlaemen den gebildeteren Teil der Bevölkerung ausmachen, was das eingerissene Französisch-parlieren der sogenannten besseren Kreise nicht zu verdecken vermag. Der amtliche französische Spracheifer hat zuerst die Vlaemen aufgerüttelt: daß man den Kindern in den Schulen Schandbretter um den Hals hing, wenn sie untereinander vlaemisch redeten, und derlei. Jan Frans Willems ward um 1840 der Herold der aus dieser Mißstimmung aufkeimenden Bewegung. Zu Gent, Antwerpen, Brügge, Brüssel und Löwen stand eine begeisterte Jugend auf, aus dem ausgeruhten Boden blühte eine reiche und schöne Literatur empor, welche vlaemischen Dichtern von Hendrik Conscience bis heran zu Pol de Mont in unseren Tagen europäisches Ansehen gegeben hat. Vereine bildeten sich, vlaemische Zeitungen entstanden seit 1844; im Jahre 1856 ward ein einheitliches Programm aufgestellt, allmählich wuchs der Einfluß der Bewegung auf die Kammern und die Gesetzgebung, obwohl es eine vlaemische Parlamentspartei nicht gibt; die Sprachgesetze seit 1873 räumten schrittweise der vlaemischen Sprache ihre Gleichberechtigung neben der französischen ein, staatliche vlaemische Bildungsanstalten wurden errichtet. So geht der Kampf weiter, der sich naturgemäß am meisten um die Schule dreht, und das mit Mut und Erfolg verfolgte Ziel heißt ganz einfach: auf Vlaemenboden die reine und unverfälschte Geltung des Vlaementums. Das aber bedeutet die Behauptung altniederfränkischer Sprache und Volksart an denjenigen Stätten, von wo einst die salischen Franken und die Begründer aller deutschen Staatsgeschichte, die Merowingen, ausgegangen sind.

Aber auch in Deutschland zündeten die Nachrichten von der siegreichen Volkserhebung in Paris, die Kunde von der glücklichen Nachfolge, die sie in Belgien gefunden. In Preußen und Österreich blieb die harte staatliche Autorität unangetastet, aber in sonstigen deutschen Staaten kam die angesammelte Spannung in Aufständen oder doch in heftigen konstitutionellen Kämpfen zur Entladung. Darüber hinaus verblieb eine nachzitternde Wirkung und führte noch in den nächsten Jahren öffentliche Ausbrüche der nationalen und liberalen Unbefriedigung herbei.

Die Braunschweiger verfolgten ihren Herzog, als er am 6. September 1830 aus dem Theater heimfuhr, und hielten ihn die Nacht belagert. Er floh nach England, der Ausschuß der Landstände erklärte sich in Permanenz und berief seinen Bruder Wilhelm, der preußischer Offizier war, als Regenten. Der zurückgekehrte Karl machte Ende des Jahres mit geworbenem Gesindel einen lächerlichen Versuch, sein Land wieder zu erobern, riß aber vor dem ersten Schuß abermals aus. Jetzt hatte auch der Bundestag, wo Österreich den legitimen Herzog, soweit es möglich war, gestützt hatte, das Einsehen, Wilhelm mit der Regierung zu beauftragen. Während weiterem Hin und Her und Schwanken des Bundestags übernahm Wilhelm am 20. April 1831 die endgültige Regierung als Herzog († 1884). — Karl war vorher, im Februar, durch Gesamtbeschluß der Agnaten für dauernd regierungsunfähig erklärt worden. Er lebte überwiegend in Paris, wo er an Jérome, einstigem König von Westfalen, einen gleichgestimmten Genossen mit älteren Erfahrungen fand, siedelte 1870, in dem Jahre, das seine auf Napoleon III. gesetzten Wiederherstellungshoffnungen zu Schanden

machte, nach Genf über und vermachte, als er 1873 starb, der Stadt sein großes, gutenteils in Diamanten angelegtes Vermögen, mit der eines gewissen Humors nicht ermangelnden Verpflichtung, dem allbekannten Lüderjahn ein großes Reiterstandbild zu setzen. Das hat sie denn auch 1879 getan, sich jedoch so aus der Affäre gezogen, daß man die Form der Skaligergräber von Verona wählte, daß also hoch auf einem wichtigen italienisch-gotischen Unterbau ein schließlich doch recht unansehnlicher Reitersmann steht. — In Braunschweig kam, in unmittelbarer Folge der Vorgänge von 1830, eine Verfassung vom 12. Oktober 1832 zur Vereinbarung, die das Herzogtum zum konstitutionellen Staat mit einer Kammer umwandelte.

Wilhelm II. von Kurhessen war durch die Pariser und Braunschweiger Vorgänge doch eingeschüchtert worden und ward es noch mehr, als in Kassel, Fulda, Hanau ernsthafte Unruhen ausbrachen und das erbitterte Landvolk die Schlösser stürmte. Am 15. September 1830 bewilligte er die durch Eingaben geforderte Berufung der Landstände und Bildung einer Bürgerwehr. Mit den zusammentretenden Ständen wurde eine nach sozialen Klassen zu erwählende Volksvertretung vereinbart, die das Budgetrecht und verfassungsmäßigen Anteil an der Gesetzgebung haben sollte; der Haus- und Staatsschatz wurde zur Hälfte dem Lande überwiesen. Am 5. Januar 1831 ward diese Verfassung von dem Kurfürsten vollzogen. Da die Gräfin Reichenbach ihres Bleibens in Kassel nicht länger hatte, folgte ihr der Kurfürst nach Hanau nach und übertrug, da die Stände Rückkehr oder Abdankung forderten, seinem zum Mitregenten ernannten Sohne Friedrich Wilhelm am 30. September 1831 die Regierung bis zu seiner Rückkehr. Diese ist aber nie erfolgt. Im November 1847 starb der Kurfürst, so daß der Regent nunmehr Kurfürst wurde (bis 1866; gestorben ist er 1875 zu Prag). Er war an sich gutartiger als der Vater, die Reichenbachwirtschaft war ihm ehrlich zuwider gewesen. Aber er war mißtrauisch und menschenfeindlich, und zudem waren die Verhältnisse unter ihm dadurch von vornherein verfahren, daß er morganatisch verheiratet war mit einer geschiedenen preußischen Leutnantsfrau Lehmann, geb. Falkenstein, die er nach Zwischenstufen 1833 zur Fürstin von Hanau erhob. 1832 berief er den Minister Hassenpflug (1794—1862), der sich vom Freiwilligen von 1813 und eifrigen Burschenschafter zum energischen Reaktionär durchgearbeitet hatte und auf jede Weise den Kasseler Umschwung von 1831 rückgängig zu machen suchte.

Das wirtschaftliche und soziale Erstarken des deutschen Bürgertums.

Das Positivste, Zukunfttragendste, was in diesem ganzen Zeitraum geschah, war die Gründung des deutschen Zollvereins.

Eine der schlimmsten Unterlassungssünden des Wiener Kongresses war die versäumte Regelung der Handels- und Verkehrsfragen, worin man sich gleichfalls mit einem nichtssagenden Zukunftswechsel begnügte. Deutschland blieb durch 38 Binnenzollgebiete gegenseitig zugesperrt, während das Ausland, namentlich das von der Kontinentalsperre befreite England sowie Frankreich von den Rheinbundzeiten her, auch die Niederlande die günstigsten Bedingungen hatten. Aber ohne Gegenseitigkeit; die hohen Kornzölle Englands machten es für Deutschland unmöglich, ihm gegenüber eine Bilanz herzustellen. Mehr wie auf jedem anderen Gebiet war der Deutsche Bund wirtschaftlich als der kranke Mann eingesetzt worden, an dessen Hilflosigkeit sich die Anderen ausbeutend gütlich tun wollten.

So wehrlos wollten sich nun die junge deutsche Industrie und der Handel aber nicht über den Haufen werfen lassen. Schon 1818 legten die rheinischen Fabrikanten öffentlich dar: „von allen Märkten Europas sind unsere Gewerbe durch Zollinien ausgeschlossen, indes alle Gewerbe von Europa in Deutschland einen offenen Markt halten". Und bei der Frankfurter Ostermesse von 1819 traten eine Anzahl süd- und mitteldeutscher Geschäftsleute zum „Deutschen Handels- und Gewerbeverein" zusammen; ihre geistige Führung übernahm der Tübinger Professor der Nationalökonomie, Friedrich List (1789—1846).

Ein Reutlinger, Sohn eines Weißgerbers, den der Vater zum Kanzleibeamten bestimmte, was damals für einen ansehnlichen Bürgerssohn ein Aufrücken schien, hatte er sich, kreuzunglücklich zwischen dem pedantischen Schreibervolk, aus spät gehörten Vorlesungen bis zur Berufung als Dozent emporgearbeitet. Aber er war auch eine jener Naturen, in denen zu vieles zu lebendig ist, als daß sie es zu etwas bringen könnten. Feurig und kühn entwarf er die Bittschrift des neuen Handelsvereins an den Bundestag, von dem alles Heil erwartet wurde: alle deutschen Binnenzölle seien aufzuheben, ein Zollsystem müsse Deutschland umschließen und vom Auslande Gegenseitigkeit erzwingen. Erst durch freien deutschen Verkehr werde der Bundestag in Wahrheit einen Bund der Deutschen gestalten.

Hier sprach also, man denke, es war das Jahr 1819, die verfemte nationale Demagogie! Bezeichnend genug ward am Bundestage das Referat über die Bittschrift gegen die Begünstigung des Auslandes dem hannöverisch-englischen Bundestagsgesandten zugewiesen; der Bescheid an die Bittsteller lautete, sie sollten sich an ihre Regierungen wenden. Gegen die sie ja den Bundestag als obere nationale Instanz angerufen hatten. List in seinem ehrlichen Optimismus ging nach Wien, wo Metternichs frivole Leichtherzigkeit sich mit ein paar unverbindlich entgegenkommenden Redensarten von dieser Angelegenheit befreite; was ihn daran ernsthaft interessierte und beunruhigte, war der Handelsverein als solcher, der, als aus Untertanen verschiedener Staaten gebildet, „nirgends zu Hause" und unberechtigt sei. Es war dasselbe, was bei der Burschenschaft erschreckte, daß der Deutsche, der doch die einzelnen souveränen Vaterländer hatte, in einem Deutschland zu Hause sein wollte. —

Man hat über den Urheber der Idee des Zollvereins gestritten. Man kann ihn gar nicht herausschälen, es gibt Gedanken, die, wenn ihre Zeit da ist, verschiedenen Denkenden kommen müssen. So hat auch Nebenius in Baden (1784—1857), damals Geheimer Referendär im Finanzministerium, durch seine Schrift von 1818, „Betrachtungen über den nationalökonomischen Zustand Großbritanniens mit vergleichender Rücksicht auf Deutschlands Handel", sowie durch eine Denkschrift von 1819 mit klaren Strichen die Sachlage gekennzeichnet und ungefähr schon das empfohlen, was sich im Zollverein verwirklicht hat. Aber dessen geistiger Gründer ist er nicht, denn auch er dachte an den Deutschen Bund, was ein treuherziger, aber kein staatsmännischer Gedanke bester Deutscher von damals war.

In Preußen hat W. v. Humboldt schon 1816 die Unmöglichkeit betont, mit dem Bunde voran zu kommen, Preußen müsse die Nachbarstaaten in sein System verflechten. Aus solchen Gedanken her, die durch das geschichtlich Künftige als die richtigen erwiesen worden sind, setzte Preußen bei der endgültigen Wiener Schlußakte durch, daß die verbündeten deutschen Staaten berechtigt seien, einander einzelne Souveränitätsrechte durch Vertrag zu überlassen.

Preußen hatte bisher noch die alte Akziseverwaltung. Die fremden Waren hatten ihre Zollsätze, kamen aber frei ins Land und wurden erst in den einzelnen Städten verzollt. Das war ein ebenso schwieriger und umfänglicher, wie für Schmuggelei und Unterschleife geeigneter Mechanismus; er ward mit einem Schlage aufgehoben, als das Gesetz vom 26. Mai 1818 die einheitliche Zolllinie an die Staatsgrenze hinauslegte.

Der geistige Vater dieses Gesetzes ist der aus Kleve stammende Generalsteuerdirektor Paul Georg Maaßen (1769—1834). Neben ihm gebührt ein Hauptverdienst an der Entwicklung des Zollvereins dem 1825 zum Finanzminister berufenen Fr. Chr. Ad. von Motz aus Kassel, einem jener vielen Nichtpreußen, gleich Stein, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Arndt u. v. a., deren unverkümmerte gescheite Lebhaftigkeit so trefflich mit der korrekteren preußischen Schulung zusammengewirkt hat. Ferner hat an dem Werke mitgebaut Joh. Albr. Fr. Eichhorn (1779—1856; nicht zu verwechseln mit dem Orientalisten und Universalhistoriker Eichhorn oder mit dessen Sohne, dem Rechtshistoriker). Auch Eichhorn war Nichtpreuße, war im löwensteinischen, nachmals badischen Wertheim geboren, jung in preußischen Dienst getreten und rückte im Auswärtigen Ministerium auf, wo er die deutschen Angelegenheiten bearbeitete.

Die Antwort Deutschlands auf Preußens vereinheitlichendes Zollgesetz von 1818 war eine ungeheure Entrüstung. Alle Unzufriedenheit hatte wieder den gefunden, dem die Schuld an allem aufzupacken war, am bittersten jammerte der deutsche Patriotismus über diesen Gewaltstreich gegen die deutsche Einheit. Daß andere Staaten ein gleiches Zollsystem schon besaßen oder soeben schufen, daß Österreich-Ungarn, in seine Schutzzölle eingegrenzt, teilnahmlos beiseite stand, das war alles eine ganz andere Sache. Genau wie bei der Reichsgründung hat bei deren Vorläufer, dem Zollverein, das Werk gegen viel unwillige Verständnislosigkeit des Patriotismus durchgeführt werden müssen.

Der deutsche Zollverein.

Die am 1. Januar 1819 ins Leben tretende preußische Zolleinheit bedeutete für die 28 deutschen Angrenzer Preußens und vor allem für die ganz umschlossenen

Staaten eine Fragestellung, die vernünftig und vorteilhaft nur durch den Anschluß zu lösen war, den Preußen auch von Anfang gewähren wollte.

Zuerst schloß sich, am 25. Oktober 1819, Sondershausen an. Hinter den übrigen hetzte Metternich dawider. Kurhessen nahm den offenen Zollkrieg auf; die tollste Nutzanwendung aber suchte Anhalt-Köthen aus der Sachlage zu ziehen.

Dort war der Herzog Ferdinand (1818—1830) zum Katholizismus übergetreten und hatte das evangelische Land zur Hauptfestung der Jesuiten in Deutschland gemacht; nun ward es durch den Preußenhaß seines Herrn noch zum Sitz eines großartigen Schmuggels auf altgewohnten Wegen nach Preußen hinein gemacht. Alle Arten Waren wurden in ungeheuren Mengen ins Köthensche geschafft; während sich die Kopfzahl der Bevölkerung zur preußischen auf 9:1000 stellte, hatte die Einfuhr zur preußischen das Verhältnis 64:1000, in Baumwollerzeugnissen gar 165:1000. So ist hier jahrelang ein romantischer Schmuggler- und Zollbeamtenkrieg an der Elbe geführt und mit hoher Geduld von Preußen ertragen worden.

Die verschiedenen Verhandlungen und Zollbündnisse der Süddeutschen und Mitteldeutschen gegen Preußen sind für das bleibend Geschichtliche belanglos, soviel Wichtigkeit das alles zu seiner Zeit, von 1820 an, gehabt hat. Unterdessen trieb die Einsicht einen Staat nach dem andern zum Anschluß an den übermächtigen preußischen Zollkörper: 1822 Rudolstadt, dann Weimar, Bernburg, Lippe-Detmold, 1828 das mit den süddeutschen Nachbaren zerfallene Hessen-Darmstadt, also denselben Staat, der in jüngerer Zeit auch die erste Eisenbahngemeinschaft mit Preußen geschlossen hat. Mit Mecklenburg-Schwerin einigte man sich über Landstraßen. Bayern und Württemberg hatten am 28. Januar 1828 einen „süddeutschen Zollverein" gebildet. Als nun aber neben diesen am 24. September 1828 ein „mitteldeutscher" trat, unter österreichischem Protektorat, war der süddeutsche Zollverein und seine Zukunft lahm gelegt, und da taten die beiden Könige, Ludwig I. und Wilhelm I., den staatsmännischen Schritt, die Hand nach Preußen hinüberzustrecken.

Es ist der einflußreiche, feine, kluge Tübinger Verleger und Besitzer der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Joh. Friedr. Cotta, der dies seit Ende 1828 in aller Stille und Hut vor Metternichs Spionen vermittelt hat. Am 27. Mai 1829 ward das Kartell der beiden Zollvereine unterzeichnet. Motz und Eichhorn machten bei Sachsen-Meiningen und Sachsen-Gotha den verbindenden Straßenweg möglich; damit war nun wieder Kurhessen umgangen und geschädigt und trat 1831 dem preußischen System bei, was den mitteldeutschen Verein zertrümmerte. Nun war Preußens Sache gewonnen. Württemberg und Bayern verhandelten seit Dezember 1831 über noch vollkommeneren Anschluß, im März 1833 ward er vereinbart und sollte, nicht ohne viel Widerstand und Entrüstung in den Kammern und im süddeutschen Liberalismus, am 1. Januar 1834 in Wirklichkeit treten. Inzwischen waren 1833 auch Sachsen und die Thüringischen Staaten aufgenommen.

Der Name des neuen Verbandes lautete: Deutscher Zoll- und Handelsverein. Noch immer fehlten eine ganze Anzahl Staaten, aber 18, darunter alle 1833.
größeren bis auf Hannover und Baden, waren beisammen. Denkwürdig wird uns von dieser Neujahrsnacht 1834 erzählt, in der der „deutsche" Verein in Geltung trat: wie die Landstraßen vor den Grenzen dicht voll Fracht- und Planwagen standen, wie um 12 Uhr die Zollschlagbäume für immer in die Höhe gingen und wie's mit Peitschenknallen und Jubel der Fuhrleute frei hinüber ging ins deutsche Bruderland.

Und dieser Jubel hallte durch Deutschland und erstickte den benörgelnden Unmut gegen Preußen, er kam nicht mehr auf gegen die Beweiskraft der Ponderabilien, welcher Hoffmann aus Fallersleben (1798—1874), der Breslauer Germanist und tapfere Freiheitspatriot, die launige Formulierung gab:

Schwefelhölzer, Fenchel, Bricken,
Kühe, Käse, Krapp, Papier,
Schinken, Scheren, Stiefel, Wicken,
Wolle, Seife, Garn und Bier;
Pfefferkuchen, Lumpen, Trichter,
Nüsse, Tabak, Gläser, Flachs,
Leder, Salz, Schmalz, Puppen, Lichter,
Rettich, Rips, Raps, Schnaps, Lachs, Wachs,
Und ihr andern deutschen Sachen,
Tausend Dank sei euch gebracht!
Was kein Geist je konnte machen,
Ei, das habet ihr gemacht:
Denn ihr habt ein Band gewunden
Um das deutsche Vaterland,
Und die Herzen hat verbunden
Mehr als unser Bund dies Band!

Aber auch außerhalb fühlte man, was geschehen war. Österreich waren die Dinge über all seine sonst so ergiebige diplomatische Verängstigungspolitik hinausgewachsen, es war

geschlagen worden, und Metternich zeterte hilflos über Preußens Verletzung „monarchischen" Interesses, nämlich der Zollsouveränität der Mittelstaaten und Kleinen. Lauter und brutaler machte der Zorn in England sich Luft; diese Deutschen, die so billig und willig zu haben gewesen waren, in aller Welt Englands Wohlfahrt zu fördern, sei's als Söldner, Matrosen, Kaufmannsangestellte und Arbeiter, sei's als deutsche Handelsfirmen, die dachten an national sich aufkämpfende Industrie und Wirtschaftspolitik, die Allerweltsdiener wollten selber etwas werden — da begehrte es auf im Parlament: die preußischen Verträge, hieß es, seien unfreundlich und seien unberechtigt, denn sie könnten dem Handel Englands von größtem Nachteil werden.

Wiederum sog der Zollverein auch noch etliche der Fernstehenden auf.

In Baden, wo Nebenius wacker für den Zollverein kämpfte, stand ihm der verbissene Preußenhaß des kammergebietenden Liberalismus gegenüber, der hier aus lauter nationaler Gesinnung so leicht in einen ganz spezifischen Partikularismus umschlug. Seine Führer waren der 1832 nach Bundestagsbeschluß abgesetzte Freiburger Geschichtsprofessor und Staatswissenschaftler R. v. Rotteck (1775—1840) und Karl Theod. Welcker (1790—1869), ebenfalls 1832 abgesetzter Freiburger Professor der Rechte, der 1830 durch die Forderung vollkommener Preßfreiheit vom Deutschen Bunde in den Vordergrund der Bewegungen getreten war. „Wenn andere Völker in Deutschland geprügelt werden, warum sollen wir Badener uns auch prügeln lassen!" hieß es in der Karlsruher Kammer mit jenem sicheren demokratischen Humor, den man von dort auch seither noch zuweilen zu hören bekommt. Aber 1835 wurde der Beitritt Badens dennoch vollzogen und von einer Mehrheit der Kammer gutgeheißen. — Im gleichen Jahre traten Hessen-Homburg und Nassau bei, 1836 mit vielen Schmerzen Frankfurt, der freistädtische Stapelplatz für stromverschiffte englische Waren und Sitz eines weitverzweigten Schmuggelsystems; 1838 Waldeck, 1841/42 Schaumburg-Lippe, Braunschweig und Luxemburg. — Hannover, Oldenburg, die Hansestädte, Holstein, Mecklenburg und Liechtenstein blieben nebst Österreich fern.

Soziale Gegensätze und Wandlungen.

Die englischen Parlamentsredner hatten ganz recht. Deutschland stand in einer inneren Umwandlung, die noch viel wichtiger war, als sogar der Zollverein. Das Bürgertum nimmt seine Stellung ein, beginnt in der deutschen Welt und in der Welt überhaupt etwas werden und selber bedeuten zu wollen. Die Steinschen Reformen, die Belebung des nichtpreußischen Deutschland durch den Rheinbund, durch die staatlichen und konstitutionellen Neuformungen, das neue Staatsbürgertum, der ganze Geist der Befreiungskriege tragen ihre in der neuen Generation gereifte Frucht. Dem bloß abwehrenden Beamtendespotismus einer unproduktiven und gedankenscheuen Bureaukratie vermag die Zeit nicht mehr zu gehören. Denn keine Staatsform und kein Verhalten der Regierenden kann mit einiger Dauer in Gegensatz zu dem öffentlichen Geist einer Nation verharren, kein politisches Prinzip kann sich geschichtlich überleben und dennoch in Kraft bleiben wollen. Das war es, was doch auch in der Verwaltung Preußens immer wieder den schöpferischen, drängenden Kräften das Übergewicht über die obwohl mächtige Hofpartei des Stillstandes und der Metternichschen Gesinnung gab.

Der Absolutismus war möglich, ja als Durchgangstufe von der ständischen Bevorrechtung zum allgemeinen Staatsbürgertum notwendig gewesen, solange er in logischem Verhältnis zu der Staatsabkehr, der politischen Erschöpfung oder der Gleichgültigkeit, der Unreife seiner Untertanen stand. Er hatte seine Aufgaben inzwischen vollkommen erledigt, und andererseits war alle Welt eine andere geworden, die Völker und im großen und ganzen auch die Fürsten. Die gemessenen, vom Zeremoniell umhegten oder allenfalls in Herablassung leutseligen Fürsten des 18. Jahrhunderts hatten seit dessen letzten Jahrzehnten begonnen, Persönlichkeiten Raum zu geben, auf welche das Zeitalter des Geisteskultus eingewirkt und denen es eine veränderte Menschenanschauung gegeben, veränderte Freuden und Genüsse gewiesen hatte. Wieder wie zu den Zeiten der Renaissance begann der Höchstgestellte das Zusammengehen, den Austausch mit dem Dichter und Künstler zu suchen; mit Stolz empfand man es im Fürstenstande weithin, daß die große Dichtung und Literatur der

Deutschen, nachdem sie selbständig in eigener Kraft erwachsen war, danach ihre reifsten Früchte in der Sphäre des Weimarer Hofes getragen. Karl Augusts Name klang in Europa mit einem Ruhm, der zu der Größe seines Landes in keinem Verhältnisse stand. Und auf Karl August folgte die Generation der Ludwig I. von Bayern und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Es konnte allerdings, ganz abgesehen von den „schrecklichen Privatmeinungen" der Fürsten, über die Metternich klagte, für die alte Gesellschaft der Höfe nicht gleichgültig sein, die bisherigen Wertschätzungsverhältnisse auf den Kopf gestellt, in ihren bisher so exklusiven Bereich Wissenschaft und Kunst eindrängen zu sehen. Sie mußte bemerken, daß bürgerlichen Trägern derselben zuliebe alte Schranken niederbrachen, Dichter in Fürstengrüften bestattet wurden, daß überhaupt in den verschiedensten Richtungen das Bürgertum emporkam und stattlich wurde. Sie empfanden sich nicht bloß von unten her bekämpft, bespöttelt, sondern zuweilen sogar von höchster Seite her leider ironisiert. Und sie hatten im Grunde nicht viel Gegenmittel und Trost aufzuwenden, außer Hochmut, möglichster Rangausnutzung und — die kläglichste Abwehr — Wiederaufnahme des alten Französischparlierens. Aber nicht bloß sie waren gereizt, auch der mit dem Beamtentum und Offizierstande engverwachsene Landadel war tief verstimmt gegen das Bürgertum. Er hatte die Mannschaften der Befreiungskriege mit dem Degen geführt und betrachtete es als sein gutes Recht, diese Lorbeeren von 1814 nicht durch andere dem historischen preußischen Kriegerstande rauben zu lassen. Er verstand in seiner mehr mechanischen Königstreue das unruhige Drängen der Mittelklassen und deren Freiheitsrufe überhaupt nicht; er konnte, wenn er sich überhaupt auf politische Neuerungen einließ, in seiner großen Mehrheit höchstens eine stärkere Wiederheranziehung der altständischen Kreise als ungefährlich, als erwünscht denken. Darum überließ sich auch wieder das Bürgertum seinerseits einem übertriebenen und ungerecht generalisierenden Junkerhaß.

Indessen gelangt dieses Bürgertum zu bewußt erweiterter innerer Kraft. An die Stelle der alten Demut vor dem gnädigen Herrn und vor dem Amtmann ist ein freimütiges und sicheres Selbstgefühl getreten. Auch körperlich und physisch erstarkt dieser früher geduckt oder weichlich genügsame Stand. Die allgemeine Wehrpflicht übt ihren Segen; das Turnen bleibt trotz den Unterdrückungen, ist nun geradezu eine bürgerliche Parteisache, ein liberales Institut. Zugleich hat die Zeit des Wanderns, der Turistik und damit der landschaftlichen Entdeckung des Vaterlandes begonnen. Was bisher nur der Handwerksbursche mehr unbewußt sich erwandert hatte, Heimatkunde nebst Kenntnis und Anschauung von den Vorzügen und dem Eigentum anderer deutschen Stämme, das erfüllt jetzt mit seinem wundersamen Reiz den Studenten, den jungen gebildeten Bürger. Und so wird in Gestalt der Vaterlandskunde eine neue, die für die deutsche Veranlagung nachhaltigste Grundlage der Vaterlandsliebe vertieft und verstärkt. Diesen Wanderern muß naturgemäß die Romantik und sie allein die echte Poesie sein, lebhafter als je empfinden sie deren vaterländisches Wesen, und als Romantiker erhoffen sie noch immer des Vaterlandes Wiedergeburt durch ein historisch-poetisches Wunder.

Aber nicht bloß die männliche Jugend, auch die Frauenwelt erlebt seit den Befreiungskriegen eine außerordentliche Veränderung, eine weiter entwickelte Stellung dem allgemeinen Leben gegenüber. Die Idealisierung als Hausfrau und Mutter in Schillers Glocke, die Grundauffassung, welche Goethe noch in Hermann und Dorothea der Frau wies („dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung"), zeichneten die Stellung der Frau doch nicht in die Zukunft voraus. Auch sie war in der Individualitätsepoche zum Leben erwacht. Eine ganze Reihe von bedeutenden, vom bewegten Leben mitberührten und es mit beeinflussenden, zum nicht geringen Teil auch schon produktiven Frauen begegnet uns in allen Teilen Deutschlands, geistig und sittlich allgemein gehoben gegenüber den von der allgemeinen Aufmerksamkeit am meisten genannten Frauen des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Frühzeit der Romantik stellt in dieser Beziehung den nicht in allem gesunden und erfreulichen Übergang dar, da sie selber eine an sich stark feministische Episode ist; aber von da aus tritt uns dann der Fortschritt in durchaus geklärter Weise entgegen.

So dringt denn auf allen Gebieten die neue Lebensauffassung und Art mit Energie und Erfolg voran, und vergeblich bemühen sich Zensur und Polizeigewalt, die Welt zu hindern, immer neuer zu werden. Es gibt kaum ein amüsanteres und kurioseres Kapitel der Kulturhistorie als das der Zensur in dieser ihrer klassischen Zeit, der Kämpfe, Siege und Niederlagen mitleidenswerter Regierungsräte und Assessoren gegenüber der Presse. Wohl vermochten sie diese zu bedrücken, sie mit immerwährenden Kosten und Verzögerungen heimzusuchen; aber zu hindern, daß man schließlich auf irgend eine Weise dennoch sagte, was man durchaus sagen wollte, vermochten sie nicht. Waren sie doch im allgemeinen hilflos gegenüber den witzigen Publizisten und Redakteuren und standen meistens schon vor dem uralt verbrauchten Trick unschlüssig: dasjenige, was man aus Preußen oder Bayern nicht erzählen durfte, mit vielsagender Miene aus China oder sonst einem himmlischen Zopfreiche zu berichten.

Und nun begann dieses deutsche Bürgertum immer bewußter und hoffnungsvoller auch nach materieller Betätigung zu drängen, das Volk der Dichter und Denker sich zum Volke der Praxis zu erziehen. Die Einschätzung der Deutschen bei den übrigen Völkern war bisher die Bewunderung ihres Wissens gewesen und die Verwunderung über die ausbleibende Nutzanwendung. „Zij weeten alles, maar zij kunnen niets!“ Vor allem nicht in ihrer Gemeinsamkeit. Lauter Persönlichkeit, lauter Eigenwille, nirgends ein gemeinsamer Wille, keine nationale Kraft.

Schon erkannte das Ausland, daß sich dies ändere. Erkannte es auch da, wo der Deutsche selber in seinen Doktrinen noch zu kurzsichtig dafür blieb.

Klar wies der Franzose Edgar Quinet, ein ungewöhnlich eindringender Kenner Deutschlands, wo er studiert hatte, in seinem Buche von 1832 „Allemagne et Italie“ auf Preußen hin. „Der preußische Despotismus ist intelligent, ehrgeizig, unternehmend; er verliert keinen Augenblick die Bestimmung Deutschlands aus den Augen; er will es geistig umstricken, ehe er es mit Gewalt an sich nimmt. Er hat Ideen, Systeme, eine Philosophie, eine Wissenschaft. Er vereinigt die sicherste Praxis mit dem höchsten Idealismus.“

„. . . Der Hauptgrund, warum die konstitutionelle Freiheit keine erheblichen Fortschritte in Deutschland gemacht hat, liegt darin, daß sie unter den Bedürfnissen des Landes nicht in erster Reihe steht. Die politische Einheit Deutschlands, das ist der tiefe, unausgesetzte, notwendige Gedanke, auf dessen Entwicklung alles hindrängt. — —“

„Seitdem die Verfassungen Bürger hervorgebracht haben, fehlt es bloß an einem politischen Vaterland.“ Dieses kann nur von Preußen kommen, „nicht wegen seiner höheren Bildung, sondern wegen seiner größeren Leidenschaft, seiner größeren Ansprüche, seiner größeren Geschäftskenntnis.“

Pfizer und List.

Und was der kluge Franzose prophezeite, mahnte ein Deutscher. Wieder einmal ein Schwabe als Träger von Idealismus und klarer Gescheitheit zugleich, Paul Pfizer (1801—1867), der 1831 seinen „Briefwechsel zweier Deutschen“ herausgab, was ihm sein württembergisches Staatsamt kostete. Einheit Deutschlands durch Hegemonie Preußens wollte dieses Buch, durch ein doppeltes Verfahren, das alles den Einzelstaaten lasse, was gut durch sie zu regeln sei, und an das von Preußen geführte Reich alles übertrage, was nur in einheitlicher Form lebensfähig und lebengestaltend sei. Gedanken, die erst nach ganzen Fluten von postulierenden Radikaltheorien wieder aus der Trübung hervor getaucht sind, die eigentlich erst anerkannt und begriffen worden sind, als sie schon verwirklicht waren.

Daneben der andere, größere Deuter aus Schwaben, Friedrich List.

Schon 1819 hatte ihn die Agitation für den „gefährlichen“ Handelsverein um sein Lehramt gebracht. Darauf in die Stuttgarter Kammer gewählt, wurde er wegen seiner rügenden Haltung gegen Mißstände der Verwaltung und Rechtspflege aus der Kammer ausgeschlossen und sollte auf den Hohen Asperg gefangen gesetzt werden. Er entfloh ins Elsaß, in die Schweiz, saß dann seine Haft ab und ging von da mit den Seinigen nach Amerika, wo er als Mitbesitzer von ihm erschlossener Kohlenlager und als Eisenbahnerbauer in angesehener Lage lebte: hier hatte sein Wort Geltung und seine Idee war schon Unternehmung.

Aber den glühenden Deutschen trieb es in die Heimat zurück, um erst recht in ihr ein Pfadweiser zu werden in die Praxis wirtschaftlichen Wohlstandes auf der Basis des vaterländischen Gedankens und des vaterländischen Bedürfnisses. Und dafür kam er zu früh. Den Fürsten und Beamten war er der bedenkliche Rückkömmling aus Amerika, der unbequeme Mann mit dem Zuviel der Gedanken, und auf alle Fälle war er der bereits gebrandmarkte Demagoge. Wirklich, alles eher war er als ein kluger und erfolgreicher Haushälter mit der Fülle seiner Ideen, seiner vaterländischen Phantasie und seiner Begeisterung. Das deutsche Bürgertum war erwacht, regte sich, wollte sich und Deutschland voranbringen, aber die Eierschalen seines Werdens trug es darum doch noch herum und sollte sie auch noch lange nicht los werden. Wohl konnten List die engeren gebildeten Kreise von Fabrikanten verstehen, konnten Großkaufleute abwägen, ob seine Ideen ihnen Nutzen oder Schaden bedeuteten; das

breite Publikum, das Urwählertum, die Masse, die er mitreißen konnte, fand er nicht. Zu Gleichgültigkeit und Stumpfheit hinzu kam das Mißtrauen, diese häßlichste Form der Kleinlichkeit: was will dieser Mann, was hat er davon? Wäre es politische Agitation gewesen, das hätte man verstanden; in allem anderen galt schließlich doch immer noch die höhere Weisheit der Bureauherren. Während die Zeitungen schon anfingen, die einfältigste Weisheit, die inhaltlose Tischrede irgend eines Mandarinen zu verbreiten, blieben die Ohren der Vielen wie die der Verantwortlichen dem allzu ungestümen Listschen Wollen teilnahmlos verschlossen. Heute leben wir in öffentlichen Gedanken, die von ihm sind, heute errichtet man die Denkmäler zu Reutlingen und Kufstein; wenn er damals rief, daß wir, das alte Hansevolk, nun so kläglich unseres Herrgotts Stiefkinder zur See geworden seien, wenn er mahnte, eine Nation ohne Seefahrt ist wie ein Vogel ohne Flügel, wie ein Ritter mit hölzernem Schwert, ein Knecht und Helot des Auslands — die Rede tönte nach, aber er selber erlebte es nicht mehr, daß sie begriffen war. Deutsche Seefahrt, deutsche Eisenbahnen, ein planmäßiges Verkehrsnetz, darunter die Bahn von den Hansestädten nach Venedig, über die auch England seine indische Post laufen lassen müsse, Zollschutz für die junge deutsche Arbeit, und immer in allem: Emanzipation von England, das sind die Ideen, für die er unermüdlich in Flugschriften und Zeitungen gewirkt hat. Namentlich auch durch sein „Nationales System der politischen Ökonomie"; leider nur einen Band (1841) hat er vollenden können, da er das ruhige Atemholen für solche Arbeit in gesicherter Existenz nicht gewann. Manchem praktischen Werke ist seine Mitwirkung, seine Propaganda zugute gekommen, so der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, aber man betrog den „politisch anrüchigen Herumtreiber List" um die ihm zustehenden Aktien. König Ludwig von Bayern und einzelne höhere, freiere Beamten horchten eifrig auf ihn, aber was er suchte, geordnetes Wirken in Amt und Brot, fand er nicht. In Preußen erteilte ihm der Generalgewaltige des Verkehrswesens, der ebenso tüchtige wie reaktionäre Generalpostmeister und Staatsminister Nagler, auf seine Idee der Staatsbahnen und den Hinweis auf deren strategische Wichtigkeit den berühmten Bescheid: In Preußen dürfen keine Eisenbahnen gebaut werden. Ein Professor gutachtete gegen die Bahnbauten als verderblichen und gefährlichen Schwindel; das „Eisenbahnjournal", das List gründete, wurde verfemt und in Österreich verboten. Sein vorhin genanntes Werk wurde von der Zunft als das Machwerk eines genugsam bekannten Einspänners und Wirrkopfes behandelt. — Sein Vermögen war bald aufgebraucht, um so mehr, da seine Seele sich auf keine Eigennützigkeit verstand. Verbraucht von täglicher Schriftstellerei ums Zeilenhonorar und von den Fehden, in die er sich mit seiner ganzen kraftvollen Ehrlichkeit stürzte, noch mehr von der Gleichgültigkeit, Verkennung und Verleumdung, hat er 1846, auf dem Wege in die Alpen, wo er Erholung und Ausspannung hoffte, bei Kufstein die Ruhe durch die Pistolenkugel gesucht. „Ausgeschlossen aus dem Kreise der handelnden Staatsmänner, der zünftigen Beamten und Gelehrten, steht Friedrich List doch voran unter denen, welche sich in die Speichen der Räder stemmten, um den träge dahinschleichenden Wagen vorwärts zu schieben. Sein unsterbliches Verdienst bleibt es, die wirtschaftlichen Fragen neben den politischen emporgehoben, sie geltend gemacht zu haben als das rechte Bindemittel für die Einzelnen, für

Abb. 260. Friedrich List. Lithographie nach Zeichnung von Kriehuber.

die deutschen Stämme, für die ganze Nation." (Alb. v. Pfister, Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert. 1900.)

Die Eisenbahnen gehören zu der Reihe der Erfindungen, die schrittweise und allmählich gemacht worden sind.

Schon das griechische Altertum hat Steinrinnen zur Erleichterung des Fahrens gekannt. Danach hat der deutsche Bergbau spätmittelalterlich die Geleise ausgebildet, die im 18. Jahrhundert in England vervollkommnet wurden; dort zuerst wurden auch oberirdische Kohlenbeförderungsbahnen angelegt. Lokomotiven wurden dabei seit 1805 benutzt.

Seit 1814 wollte man die Gewerbestädte Nürnberg und Fürth durch eine Pferdebahn englischen Systems verbinden. Aber erst 1832 kam das Unternehmen auf Betreiben des Nürnbergers Johs. Scharrer in Fluß, und zwar jetzt als Dampfeisenbahn auf Aktien. Am 7. Dezember 1835 befuhr diese erste, übrigens von einem Deutschen Denis, also nicht Engländer, wie zuweilen angegeben wird, erbaute deutsche Eisenbahn ihre unschuldige Sechskilometerstrecke. Nun folgten rasch andere Strecken nach: 1837 Leipzig-Dresden, 1838 Berlin-Potsdam, und als erste Staatsbahnen Braunschweig-Wolfenbüttel und Mannheim-Heidelberg, der Anfang der von Nebenius geschaffenen verkehrsmächtigen Strecke Mannheim-Basel. Nun begehrte es überall nach Eisenbahnen, trotz der Bauernangst um die Felder vor dem giftigen Kohlenrauch und trotz der Besorgnis engerer Reaktionskreise vor der unübersehbar umwälzenden Neuerung. Im Fluge bestätigte sich, was Friedrich Wilhelm, der preußische Kronprinz, solchen Warnern sagte: Diesen Karren, der durch die Welt rollt, hält kein Menschenarm mehr auf. Vor allen Dingen empfand man aber auch wieder die unausbleibliche Wirkung auf die vaterländischen Verhältnisse; Hochzeitsbänder, Trauringe deutscher Einheit nannte Karl Beck die blanken gegossenen Schienen.

Mit eigentümlichen Gefühlen, nachdenklich, ahnungsvoll, in herzklopfender Bewunderung des „Zeitgeistes", geht Deutschland in die von allen Seiten werdende „Zeit des Dampfes" hinein.

Seit 1825 kamen holländische und belgische Dampfer nach Köln, seit 1827 fuhr die dort errichtete preußisch-rheinische Dampfschiffahrtgesellschaft mit eigenen Schiffen. Die deutsche Gewerbeindustrie am Rhein, an der Wupper, Ruhr, Sieg, in Thüringen, Sachsen und Schlesien hatte bisher immer noch dem Kleinbetrieb nahe gestanden; jetzt unter dem Zollverein konnte sie erstarken, bemächtigte sich der Dampfkraft, richtete die jungen Wälder ihrer Schlote auf, im Jahre 1830 gab es schon Tausende von englischen Spinnmaschinen in Deutschland. Seit derselben Zeit begann die einheimische Zuckererzeugung aus Rüben beachtenswert zu werden, und so kündeten sich verschiedenste Umformungen an.

Was man dabei öffentlich empfand, war noch nicht die Wendung gegen das Handwerk, gegen den selbständigen kleinen Mittelstand. Dem soeben erst in die Realitäten hineinblickenden, Poesie und Romantik damals gleichsetzenden Deutschland entsprach es mehr, soweit man widersprach, den Sieg der Prosa als solchen zu betrauern, die Vertreibung des Posthorns von den Straßen, die Störung des dörflichen Lindenfriedens durch die vorbeirasselnde Bahn, den an schönsten Stromufern des Vaterlandes sich schwärzlich-schmutzig hinwälzenden Kohlenqualm. Solchen Stimmen riefen dann wieder Dichter von der unprofitlichen Vornehmheit eines Anastasius Grün die höhere Poesie des bezwingenden Fortschritts entgegen; er sah das edle Roß und sah den Menschen vom Schleppen und Ziehen entlastet und dichtete an Deck des Dampfboots auf dem Rhein Siegeshymnen des Menschengeistes, das hohe Lied der neuen schönen Tat — oder ihres edlen Traumes:

Daß fürder Mensch nicht Menschen knechten möge,
Geh, Feuer du, und trage seine Lasten!
Leb, Eisen du, und wandle seine Wege!

Geistige Wendungen und Wirkungen.

Aber es waren nicht bloß jene Wandlungen in der nationalen Arbeit die Ursache, wenn die deutsche Romantik sich bescheiden, sich resignieren und verstecken mußte, wenn ihr bald nun die offene, höhnende Kriegserklärung geschah. Mit der Julirevolution von 1830 hatte Frankreich für die Deutschen das Gespenst des Namens Napoleon ausgelöscht, war in neuer Glorie als Freiheitskünderin, als

Abb. 261. „Die Ludwigs- oder Deutschlands erste Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth.“ Nach einem farbigen Kupferstich.

Nation der Freiheitstat wiedererstanden; es hemmte keine Scham mehr, ihm jegliche Huldigungen der deutschen Auslandsbeflissenheit darzubringen. Rapide vollzieht sich der Umschwung in der Literatur von der Romantik zum „jungen Deutschland“. Die persönliche oder geistige Wallfahrt nach dem liberalen Mekka, nach Paris beginnt. Im öffentlichen Denken dieser neuen Schule, dieses ungeeinten, aber geistesverwandten Bundes tritt nun der Liberalismus mit bald bewußten, bald suggerierten Anflügen von kosmopolitischem Hochgefühl durchaus vor die schwärmende Vaterlandsehnsucht. Das Althistorische versinkt vor dem Konstitutionellen, dem Aktuellen, die blaue Blume der träumenden Romantik vor der Zeiterörterung, der literarischen Tendenz, der Verquickung von Ästhetik und Politik, die Poesie vor der Stilgewandtheit, dem schillerndoberflächlichen, aus Paris erlernten Feuilleton, für welches bis heute unserer Sprache der einheimische Ausdruck fehlt.

Dem einzigen H. Heine erlaubte seine Natur, Führer im jungen Deutschland und zugleich ein Zwitter mit der Romantik zu sein, da er ein Dichter war; 1831 verlegte er seinen bleibenden Aufenthalt nach Paris. Dort war seit 1830 schon Börne, dessen Bekenntnis „Ich bin so viel Franzose als Deutscher, ich war Gott sei Dank nie ein Tölpel des Patriotismus“ so deutlich, daß man es nicht zu umschreiben braucht, die Richtung seiner gewandten, witzigen und ätzenden Publizistik ausdrückt. Durch das junge Deutschland kam das giftige Bespritzen des Gegners in der deutschen Literatur auf und löste die Art Lessings und der Xenienverfasser ab, die den Abstand des Überlegenen hielt. Das Andenken und die Würdigung des deutschen, tüchtigen Wolfgang Menzel haben sich bis auf den heutigen Tag nicht davon erholt, daß er der Franzosenschwärmerei Börnes die Fehde erklärt und damit in das ganze Wespennest derer um Börne und Heine hineingefaßt hatte. Bei alledem, das öffentliche Begehren in Deutschland fand aus diesem Lager sympathische Nahrung, und was der Bundestag tun konnte, um das junge Deutschland ansehnlich und wichtig zu machen, das tat er, indem er 1835 die Schriften Heines, Gutzkows, Laubes, Wienbargs und Mundts als feindlich dem Christentum, der sozialen Ordnung und aller Zucht und Sittlichkeit verbot.

Sonst war dies Jahrzehnt weniger als andere beflissen, dem Denken deshalb Schwierigkeiten zu bereiten, weil sich etwa das Christentum damit nicht vertrug.

An preußischen Universitäten hatten die großen Namen der Idealphilosophie geglänzt, Kant, Fichte, Hegel (gest. 1831); das preußische Beamtentum hatte zu ihren Füßen gesessen oder berief sich wenigstens auf die Schülerschaft. Der Staat als solcher fühlte und hegte den Ruhm des Anteils an dieser Philosophie, die einem Mühlwerke gleich das gesamte geistige und forschende Denken gefaßt und in sich hineingezogen, durch sich hindurchgemahlen hatte. Während die Hegelsche Philosophie und der preußische tüchtige Beamtenstaat sich gegenseitig approbierten, sonderte sich von der offiziellen Hegelei die Richtung der Junghegelianer ab, die nach Art des Jungen Deutschland lebendiger in den Zeitereignissen stand; ihr Organ wurden die 1837 von Arnold Ruge (aus Rügen, 1802—80) und Echtermeyer begründeten Halleschen Jahrbücher für Kunst und Wissenschaft, die sich rasch zur angesehensten Revue aufschwangen.

Aus Württemberg erregte 1835 ein ungeheures Aufsehen das Buch des Tübinger theologischen Repetenten und philosophischen Dozenten David Friedr. Strauß (1808 bis 1874): „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet", das die an Homer ausgebildete philologisch-kritische Methode gegen die Text-Entstehung des neuen Testamentes wandte. Wirksamer noch im gebildeten Publikum ist Strauß' „Christliche Glaubenslehre, in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt" (1840—41) geworden. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß das Leben Jesu ihm Maßregelung im Amte brachte. Man kann das Lebensbild der Männer, die, außer einer Reihe von wahrhaft tüchtigen Beamten, im öffentlichen geistigen Leben der 20er und 30er Jahre führend hervortreten, im Durchschnitt ein für alle Mal so charakterisieren: Burschenschaft, Festungsgefangenschaft, Anlauf zu bürgerlich-geordneter Tätigkeit, Habilitation oder redigierende Übernahme eines Zeitorgans, oder beides zusammen, Maßregelung und unstetes Wandern durch Deutschland, durch Europa und Amerika, durch die buntesten Stellungen und Schicksale. Für sie war's nicht leicht; die deutsche Literatur- und Bildungsgeschichte hat unzweifelhaft durch das persönliche Schicksal jener und ihre damit verbundene Weiterentfaltung gewonnen.

Auch in der katholischen Theologie hatte es sich geregt. Der Bonner Professor Georg Hermes (1775—1831) war es, der den Versuch machte, die alte Dogmatik neu zu beleben durch den Aufbau auf kritische Erkenntnistheorie. So wie einst die Frühscholastik den Aristoteles in ihr System gezogen hatte, um neben die Autorität des Glaubens den wissenschaftlich-philosophischen Lehrbeweis zu setzen, so wurde hier der Königsberger Philosoph ins Fundament des Dogmas eingefügt, um die Notwendigkeit des katholischen Glaubens beweisen zu helfen. Tatsächlich ging davon eine bedeutende, auffrischende Wirkung aus, eine Zeitlang waren die Geistlichen in Rheinland und Westfalen durchweg „Hermesianer", bis ein Kölner Erzbistumswechsel die Machtmittel der Ketzerrichterei gegen die Richtung in Bewegung setzte und sie allmählich erstickte.

So breitete bis in die unwahrscheinlichsten Gebiete hinein die große Idealphilosophie ihre Bedeutung für das deutsche Kulturleben aus. Was ihr dabei immer zu eigen war und was sie der deutschen Bildung als Gabe und Erbschaft hinterließ, war der starke Hinweis auf den Staat. Zuerst hatte Kant den Staat als den eigentlichen Träger und das Ziel aller gesellschaftlichen Entwicklung hingestellt, das freiheitsbewußte Individuum hingewiesen auf die Hingabe dieser Individualität an eine gemeinsame bewußte Staatsbürgerlichkeit (wofür dann Fichte in wichtiger Weise und in wichtigem Zeitpunkt die Gesamtnation einsetzte). Nachdem seiner Auffassung sowohl durch die französische Revolution wie noch mehr durch die geistige Vorbewegung der Befreiungskriege ein über Erwarten rasches und machtvolles Eindringen in die Gemüter gegeben worden war, war es Hegels Geschichtsphilosophie, welche groß und autoritativ den Staat als die Verwirklichung aller sittlichen Idee aufstellte und in der Gesellschaftsform des Staates den Schluß aller menschlichen Gemeinsamkeits- und Kulturleistungen überhaupt erblickte. Damit war der dürre Rechtsstaatbegriff der englisch-französischen Schablone vollends überholt und überwunden, und daneben war das erreicht und gesichert, daß angesichts der reaktionären Wiederzurückdrängung des gebildeten Bürgertums nicht abermals eine nunmehr überdrüssige Abwendung vom Staate, eine Geringschätzung der in ihm enthaltenen und verborgenen Werte eintreten konnte. Trotz alles Adelshasses der Zeit, trotz aller Erbitterung gegen die Bureaukratie blieb der Begriff eines idealen und vollkommenen Staates als solcher rein erhalten, und der Herstellung eines solchen nach Lehrsätzen galt das allgemeine Streben. Freiheit mit pflichttüchtiger Sittlichkeit und mit nationaler Hingabe an das Ganze auszugleichen und in Einklang zu bringen, das war das Ziel, das unverlierbar vor den Augen der gebildetsten bürgerlichen Schicht als nächstes und

oberstes stand und das sie, als sie an die Reihe kam, alsbald zu verwirklichen versucht hat. Dieses blieb aus der Herrschaft der denkgewaltigen Idealphilosophie; ihre Herrschaft selbst ging in geistesgeschichtlicher Notwendigkeit unter, und damit fielen die Fesseln ab, die sie bisher auf alle anderen Wissenschaften gelegt.

Noch immer war in all seiner Größe Goethe bisher eigentlich ohne Wirkung auf die Nation geblieben. Seine beobachtende, erkundende, aus dem Seienden erkennende, vom Einzelnen zum Ganzen und Hohen, von der Analyse zur Synthese schreitende Art hatte aus tieferen Zeitgründen noch zurückstehen müssen vor der Kraft der frei in der Höhe erschauten Ideen und den Versuchen, sie in die Wirklichkeiten hineinzudenken. Aber nun ward, in Parallelität mit der Entfaltung der realen Lebenskräfte im Wirtschaftsleben, auf verschiedenen Gebieten dieser Goethesinn fruchtbar und begann seine bis heute längst noch nicht erschöpfte universalistische erzieherische Wirksamkeit.

So in der Geschichtsbehandlung. Anstatt des Prinzips der Geschichtsphilosophie, das Ziel der Weltentwicklung als das fertig Gegebene und vorher Bestimmte voranzusetzen und die Menschheit sich hinentwickelnd zu diesem feststehenden Ziele zu zeigen — mit anderen Worten, anstatt den Gang der Geschichte zu konstruieren und deduktiv zu erweisen —, stellte Leopold Ranke den für uns so selbstverständlichen, damals aber wissenschaftlich-revolutionären Satz auf, nur sagen zu wollen, „wie es gewesen sei". Das war, als er 1824 seine mit immer gesteigerter Kraft und Weisheit seither fortgeführte Geschichtschreibung begann, in den „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535", dem Werke, das bei aller schon gewonnenen Zielklarheit das bewegliche Ranke'sche Temperament am lebhaftesten in den Stil und die Figuren der Erzählung hineinträgt und sich in aller vollzogenen Kritik wie ein prachtvolles altitalienisches Historienbuch liest.

So ward er der Begründer oder Wiederbefreier der rein beobachtend vorgehenden Geschichtserkenntnis, der objektiven Geschichtsbetrachtung. Und indem er das heute in unanfechtbarer Geltung stehende Prinzip zum Siege brachte, daß die Geschichte keiner anderen Logik, keinem anderen Zweck zu folgen habe, als nur dem: zu erkennen und unbeirrt von Nebenerwägungen lediglich das Erkannte einfach und klar zu sagen, schuf er zugleich das wirksamste und notwendigste Werkzeug der historischen Objektivität, die die Quellen des geschichtlichen Erkennens läuternde Forschungskritik. Die wesentliche Richtung auf den Staat verblieb auch der durch Ranke neu geschaffenen Historie, wenn sie auch bei ihm, dem wesentlich durch die Antike Vorgebildeten, stets aufs innigste mit dem Interesse für die Durchdringung der Individualitäten verbunden blieb. Pragmatischer als in Ranke kam die Richtung auf den Staat, und zwar im Sinne eines gemäßigten und an der Geschichte gebildeten Konstitutionalismus, in Dahlmann und dessen Schule zum Ausdruck. — Daneben her ging eine aus der geistigen französischen Vorrevolution erwachsene Geschichtsauffassung der Condorcet und Comte, die sich die positivistische nannte und die es für möglich hielt, aus der Betrachtung des geschichtlichen Lebens die Macht der starken Individualität und des Willens völlig auszuscheiden, nur die Massen als die Träger der Entwicklung anzuerkennen und die Entwicklungsgesetze dieser Fortbewegung nach unverbrüchlichen statistischen Erscheinungen zu bemessen. Es war unumgänglich, daß das Vorhandensein der Massen und ihr schon mehrfach zugestandener öffentlicher Einfluß auf das gemeinsame Geschick nicht auch von der Geschichtswissenschaft anerkannt wurden. Aber unmöglich konnte dies durch Werke geschehen, die auf logisch so schwacher Basis standen und in der Auffindung ihrer Gesetze so oberflächlich waren, wie nachmals seit 1857 das des Engländers Buckle, welches in Deutschland gleichwohl lauten Beifall bei der höheren Halbbildung fand und gerade dadurch die wirkliche Wissenschaft und Bildung eher von jeder Berücksichtigung der ganzen Schule zurückschreckte. Erst dem von feiner Erkenntnis des antiken Staatslebens herkommenden Karl Wilhelm Nitzsch war es gegeben, in einwandfreier und förderlicher Weise die demokratisch eingreifende Mitwirkung der Strömungen in der Masse zur Geltung zu bringen und damit der Versöhnung, in Gestalt einer sowohl den machtvollen Individualitäten des Völkerlebens wie den Mengen gerecht werdenden historischen Auffassung, die Wege zu ebnen. Er wurde dadurch, und zwar mittelbar noch mehr, auch der hochverdiente Förderer der Kulturgeschichte, wie wir sie neuerdings auffassen und wie sie das vom öffentlichen Bewußtsein getragene neunzehnte Jahrhundert logischerweise nicht beiseite lassen durfte. Derjenigen Geschichtschreibung, welche alle Seiten des Völkerlebens in die Beobachtung zieht und in die allgemeine Weiterentwicklung als nur ein — allerdings als das unbestreitbar in erster Reihe stehende — Teilgebiet die politische Entwicklung einbegreift, welche also, anders ausgedrückt, die Staatengeschichte in die

allgemeine Geschichte der Fortbewegung der Menschheit und ihrer großen Gruppen mit hineinreiht. Wenn sie sich kurzweg des Namens Kulturgeschichte bedient, so liegt schon in dem Gesagten, daß damit ein weit umfassenderer und gehobenerer Begriff des Wortes gemeint ist als in früheren Zeiten, wo man darunter im allgemeinen nicht viel mehr als eine Sammlung von Kenntnissen über Altertümer, Gebräuche, Sitten und Merkwürdigkeiten verstand.

So gingen die Richtungen durcheinander und nebeneinander her, während gleichzeitig und gerade jetzt die Romantik mit dem großen Wirken der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm und mit dem Erblühen der Germanistik sowie von anderen Seiten her der Linguistik und Orientalistik zur Methode und Kritik in ihrer Forschung gelangte und die Gebiete, die sie poetisch entdeckt hatte, zu selbständig bedeutsamen Wissenschaften erwachsen sah.

Politische Strömungen und Bewegungen der dreißiger Jahre.

Neben Frankreich war seit 1830 Polen vor das Gesichtsfeld der deutschen Unzufriedenheit getreten. Die Franzosen hatten gesiegt, die Polen waren nicht ohne Größe unterlegen in dem, worum Deutschland noch kämpfte; das war es, was ihr Beispiel und ihre Personen, wo man zu diesen Beziehungen erlangte, zu Wappenschild und Fahnenträgern der deutschen Ziele erhob.

Ende November 1830 brach die schon seit dem Tode Alexanders I. gärende, durch die Julirevolution vollends angefachte polnische Bewegung in einem Warschauer Aufstande aus, worauf ganz Russisch-Polen sich gegen das polnische Königtum des Zaren Nikolaus erhob und eine Nationalregierung einsetzte. Erst seit dem Mai 1831, vollends im September wurde Rußland wieder Herr und nunmehr an die Stelle der polnischen Verfassung und Selbstverwaltung die russische Beamtenherrschaft gesetzt. Preußen, das ja in seinen eigenen polnischen Gebietsteilen mitbedroht war, hatte sich freundnachbarlich gegen Rußland gehalten und damit den Haß des gesamtdeutschen, namentlich aber süddeutschen Liberalismus in bisher noch nicht gewesener Schärfe auf sich vereint.

In diesem Zeichen steht die nach der Julirevolution sich auch dort ermutigt fühlende deutsche Bewegung, wo es im Jahre 1830 zu Aufständen nicht gekommen war.

In der Burschenschaft war seit 1827 eine zuerst in Erlangen sichtbare Spaltung in „Arminen" und „Germanen" eingetreten, die doch mehr studentischer Natur war, als früher unter dem Zeichen der Demagogenangst beachtet und geglaubt worden ist. Die Germanen waren die straffere Richtung, sie vertraten mit Nachdruck das Mensurfechten, suchten und hatten Paukverhältnis mit den Korps, hielten auf Äußeres; ihre Burschenschaften waren festdurchgebildete Verbindung mit Anlehnungen an die bewährte Organisation der alten Landsmannschaften, der Korps. Hingegen vertraten die Arminen das möglichste Festhalten an den lebensfremden Ideen von 1815, an der „allgemeinen", jedem gleichberechtigt zugänglichen Burschenschaft, überließen ihre Mitglieder weit mehr sich selber und lösten somit den Verbindungscharakter, ohne ihn ganz abzustellen, in ziemliche Formlosigkeit auf. Im politischen Denken war kaum ein Unterschied, eher im Temperament, womit die schneidigeren Germanen sich vorwagten und in der Zeitströmung trieben, so daß erst hierdurch sekundär die Art des jungen Deutschland sich mehr in den Germanen ausprägte, dagegen die alten frommen und ethischen Grundsätze der theologischen Begründer der jenaischen Burschenschaft sich deutlicher in den Arminengruppen erhielten. Aber allgemein trug jetzt die Burschenschaft die Pekesche (Bekesche), den verschnürten polnischen Rock, den sie doch wieder in bezeichnender Begriffsverwirrung den „altdeutschen" nannte, gerade wie man die deutschen Gefühle um diese Zeit am lebhaftesten durch die begeisterte Hingabe an die edlen Polen — das Wort Pole wurde fast nie ohne diesen Zusatz gesprochen — zum Ausdruck brachte.

1831 änderte ein Frankfurter Burschentag die satzungsmäßige „Vorbereitung" eines frei und gerecht geordneten und in Volkseinheit gesicherten Staatslebens durch die Burschenerziehung in die „Herbeiführung" dieses Staatslebens um. Wie diesmal in Frankfurt statt in Eisenach getagt wurde, so hatten überhaupt die süddeutschen Burschen, die beneideten Landsleute der süddeutschen Kammerredner und Volksmänner, die früheren Mecklenburger und Thüringer in der Führung der Burschenschaft abgelöst. Von Südwestdeutschland aus ward das studentische Schwarzrotgold der Burschenschaft zuerst zur Fahne der bürgerlichen deutschen Einheitsidee erhoben, und bald wurde es denn auch irrtümlich genug für das Banner der ehemaligen Einheit im hl. römischen Reiche gehalten.

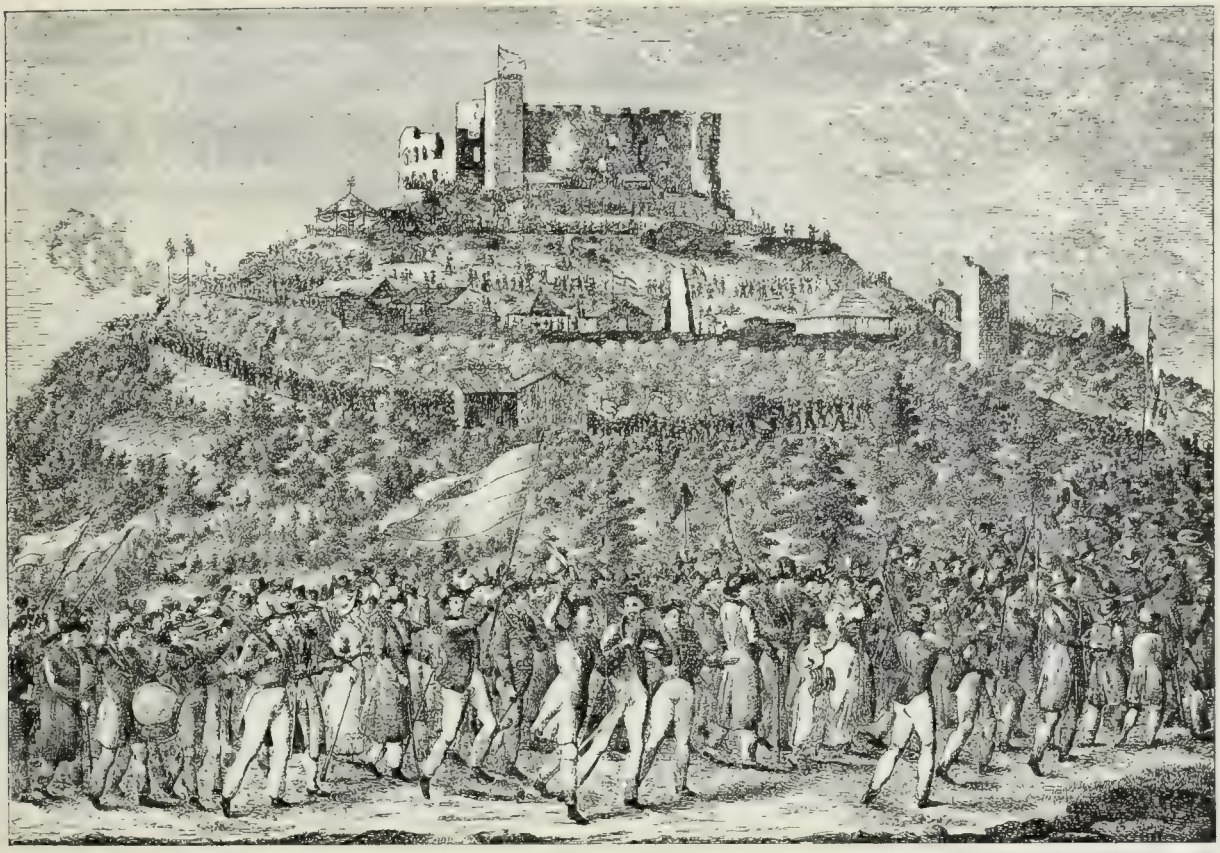


Abb. 262. Aufzug zum Hambacher Schloß am 27. Mai 1832. (Der junge Mann im Vordergrunde, der die Hände zweier Freunde erfaßt hält, ist Karl Mathy, dessen Schwager das Bild zeichnete.) Den „Burschenschaftlichen Blättern" entnommen.

Nirgends konnte die durch das Verfassungsleben der konstitutionellen Staaten, durch Wahl- und Volksversammlungen eingebürgerte Agitation einen so schnellbereiten und kecken Charakter durch das Volkstemperament selber erhalten, wie in der fröhlichen bayrischen Pfalz.

Als man dort zum 27. Mai 1832 nach dem Bergschloß von Hambach, das südlich unweit von Neustadt auf einer Haardtkuppe über der Rheinebene mit wundervoller Aussicht aufstieg, zu einem deutschen Maifeste zusammenrief und als vollends die Behörden einige schüchterne Hemmungen versuchten, ward daraus eine ungeheure Beteiligung, die, wenn auch niemand gezählt hat, auf 25, 30 Tausend Menschen, ja noch höher, bis 60 Tausend, abgeschätzt worden ist. Ein Wartburgfest ins Bürgerliche und ins Pfälzische übertragen, viele Studenten dabei, die Hauptredner alte Burschenschafter, überall schwarzrotgoldene Fahnen, mit ihnen das Banner von Polen, dem ganzen Zuge voran getragen und von Jungfrauen geleitet; als Ehrengäste anwesend Franzosen und eine Anzahl polnischer Flüchtlinge, an denen jetzt hier in der Nähe der Schweiz und des Elsaß kein Mangel war. Eine Flut von Reden über Gegenwärtiges und Künftiges, heilige Allianz der Reaktion und heilige Allianz der Völkerfreiheit; die guten Worte des Schriftstellers Dr. Wirth aus Hof, daß man von Frankreich die Freiheit hoffe, wie nach 1789, aber diesmal unter Respekt des deutschen Vaterlandes; daß bei neuen Versuchen Frankreichs, sich nur eine Scholle deutschen Bodens anzueignen, ganz Deutschland über allen Hader weg geeint sich erheben und Elsaß und Lotringen wieder holen müßte, waren doch nicht der Ton des Festes; man fand diese Vorbehalte unpassend bei Anwesenheit Ludwig Börnes und anderer Teilnehmer aus Paris. Der Beifall brauste gewaltiger auf, wo man gegen die ausgehöhlten Throne donnerte, den „besten Fürsten" immer noch als Hochverräter bezeichnete; Wirth selber forderte die vereinigten Freistaaten von Deutschland. Am anderen Tage ward von Zurückgebliebenen das Werk noch verhandelt, das zuguterletzt aus den Geistern des feurigen Pfälzerweins aufgestiegen war, nämlich die provisorische Regierung für das freie Deutschland. Jetzt in der Lendemainstimmung besann man sich doch anders. Das Wort „provisorisch" aber war gefunden, das alle Volksschöpfungen von 1848/49 beherrscht hat und das deutlichste Bekenntnis über diese Schöpferkraft in sich enthält.

Das Hambacher Schloß ist, von Neustädter Bürgern angekauft, 1842 dem bayrischen Kronprinzen Maximilian geschenkt worden, der dort den Neubau einer prachtvollen „Maxburg" begann. Heute schaut sie mit leeren Fensterhöhlen auf die Weinhügel am Fuß und die Rheinebene hinab. Denn 1849 ist infolge der pfälzischen Revolutionsereignisse der Bau ins Stocken gelangt und damit das neue Pfalzgrafenschloß am Rhein unvollendet gelassen worden.

Was nachblieb vom Hambacher Fest, waren erneuerte Bundestagsbeschlüsse des Niederhaltens, andernteils aber die jetzt erst richtig einsetzende politisch-patriotische Kneip-, Rede- und Festfreudigkeit der Zweckessen und Zweckräusche im ganzen deutschen Südwesten, „die, zuweilen einmal durch ein Verbot der Obrigkeit gestört, fast zwei Jahrzehnte lang anhielt und auf das Volksgemüt ebenso unwiderstehlich wirkte, wie ein halbes Jahrtausend zuvor der Kyrieleis-Ruf der Geißler" (Treitschke, Deutsche Geschichte).

Weniger leicht als der Bürger glitt der Student, dessen Jugend alle Festmedaillen für vollwichtig nahm, aus dem Becherklang nebst gehörten und bejubelten Reden wieder in die Genügsamkeit der friedfertigen Arbeitstage hinein. Am 3. April 1833 wurde von etwa 50 Personen, zur Hälfte Burschenschaftern aus Heidelberg, Erlangen, Göttingen, Gießen, unter Führung eines Göttinger Privatdozenten die Hauptwache und die Konstablerwache in Frankfurt gestürmt, die Mannschaft entwaffnet, nachdem es einige Tote gegeben hatte, und dann Sturm geläutet.

Man hatte Verbindungen nach allen Seiten angesponnen, sogar einen württembergischen Leutnant gewonnen, hatte einen polnischen Major im Bunde, vor allem, man glaubte an die hinreißende Kraft der Verschwörung nicht minder, als die Regierungen es taten. Wenn man erst die Diplomaten in Frankfurt gefangen gesetzt habe (und, wie den Veranstaltern des Putsches wenigstens als Absicht zugeschoben wird, die Rothschildschen Kassen für das deutsche Volk konfisziert), so hatte man die Machtmittel schon in der Hand, dann würden die ins Vertrauen gezogenen oberhessischen Bauern anrücken und auf den Ruf der Sturmglocken das deutsche Volk sich erheben — da die Revolutionäre ja immer meinen, alle Unzufriedenen würden auf ein gegebenes Zeichen auch sogleich losschlagen.

Das Frankfurter Bataillon wurde, als man es vorsandte, leicht mit dem kindlichen Anschlage fertig. Bei der ganzen Affäre haben unsaubere Vorgänge mitgewirkt. Es steht aus Akten fest, daß der österreichische Bundesgesandte und der Frankfurter Oberbürgermeister Tage vorher um die Sache wußten, und sie erst einmal geschehen ließen. Es sind auch einige der Hauptanstifter merkwürdig leicht entkommen, so daß sich die Frage nach beteiligtem Spitzeltum aufdrängt.

Metternich hatte brieflich schon seine Freude ausgedrückt über das Hambacher Fest, das ein fröhliches werden könne, wenn man es gut benutze; Frankfurt war besser. Es war wie Kotzebue's Ermordung nach dem Wartburgfest. Und jetzt ging man dran, die Demagogie aufs neue mit Karlsbader Wasser, wie Gentz sagte, zu behandeln, konnte man Besseres fertig bringen, als die Beschlüsse, die der lahme Bundestag bisher zusammengehäuft hatte. Schon eilten strebsame Diplomaten zu Metternich; die Minister Österreichs, Preußens und Rußlands, dessen Zar Nikolaus der oberste monarchische Hüter der europäischen Legitimität geworden war, kamen im Sommer 1834 zu Teplitz zusammen; bald darauf ergaben internationale Fragen, wesentlich die Verhältnisse der Türkei und Rußlands dortiges Interesse, eine Monarchenzusammenkunft in Münchengrätz. Im Januar 1834 war alles so weit, daß Wiener Ministerkonferenzen, bei denen Preußen durch den Minister des Auswärtigen Ancillon (1767—1837), den Anwalt der Gefolgschaft unter Österreich, vertreten war, trotz der Verlegenheit der konstitutionellen Regierungen in 60 Paragraphen eine Anzahl Maßregeln durchsetzten und formulierten, die eine Ausdehnung des Verfassungswesens in Deutschland unterbinden sollten und die mit scharfen Maßregeln gegen die Presse und andere Äußerungsformen der öffentlichen Meinung, insbesondere aber auch wieder gegen die Universitäten, vorgingen. Schon im Juni 1833 war die

Zentraluntersuchungskommission aufs neue ins Leben gerufen worden, diesmal mit dem Sitz in Frankfurt. Obwohl sie bis 1842 insgesamt 1800 Personen in Untersuchung zog, blieb die Haupttätigkeit doch wieder den partikularen Landesgerichten vorbehalten.

Die Burschenschaft von Heidelberg, Jena, Halle, München, Würzburg, Erlangen, Tübingen, Kiel, Gießen, Greifswald, Bonn und Breslau kam vor die Kommission und vor die landesherrlichen Gerichte; es ward ausdrücklich festgestellt, daß zu richten sei nach dem, was die Angeklagten wollten, nicht dem, was in den Satzungen stand. Was sie „wollten", ward mit leichter Mühe als Hochverrat gestempelt. Das bayrische und weimarische Gericht erkannten glimpflicher, obwohl auch sie mit dem rechtlichen Erkenntnisfall auf Todesstrafe operierten. Das Berliner Kammergericht verurteilte von seinen 204 Inquisiten 4 zu geschärfter, 35 zu einfacher Todesstrafe, was durch Gnade des Königs in lebenslängliche und dreißigjährige Freiheitstrafe umgewandelt wurde. Unter der letzteren Zahl war neben anderen bekannten Namen Fritz Reuter, der weder als gebürtiger Mecklenburger aus Stavenhagen noch als Burschenschafter, da er es in Rostock und Jena gewesen war, vor das preußische Kammergericht gehörte, aber sich in seiner Ahnungslosigkeit in Berlin verhaften ließ. Seine herzensgute Seele — „ne, wat denn?" — hatte den Todesspruch durch nichts als durch bloßes Dazugehören zu den Jenenser Germanen verdient, und so die allermeisten. Erst die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. brachte diesen preußischen Gefangenen die Amnestie.

In Wien starb am 2. März 1835 Kaiser Franz. Sein ältester Sohn und nunmehriger Nachfolger Ferdinand, geb. 1793, war körperlich und geistig ein schwächlicher, in stillen Liebhabereien aufgewachsener Herr. Bald ward für ihn eine „Staatskonferenz" als Regierung notwendig, deren Zusammensetzung aus Erzherzog Ludwig, dem Oheim des neuen Kaisers, Metternich und dem reformfreundlichen Minister Grafen Franz Anton Kolowrat (1778—1861) ein Kompromiß zwischen den verschiedenen um Maßgeblichkeit ringenden Gruppen war. Daß der Kaiser und sein gutherziger Bruder Franz Karl, der Vater des jetzigen Kaisers Franz Josef, der Staatskonferenz angehörten, war bedeutungslos; wichtig dagegen war am Hofe die Gemahlin Franz Karls, Sofie, eine der Töchter Max Josefs von Bayern, deren eifrig klerikaler Gesinnung zuliebe 1836 die Jesuiten nach Österreich zurückgerufen wurden.

Kolowrat hatte in vorherigen Ämtern in Prag sich eifrig und mit Erfolg um die Neubelebung des Nationalgefühls der Tschechen bemüht, deren altem Adel seine Familie angehörte, und schon durch diese Pflege der neueren Nationalitätsbestrebungen einen Widerspruch in das Metternichsche System getragen; der Kaiser Franz berief ihn 1825 ins Ministerium, um wenigstens ein persönliches Gegengewicht gegen den Staatskanzler in Verfügbarkeit zu stellen. In der Staatskonferenz gelang es Metternich, die Wirkung dieses Gegengewichtes völlig aufzuheben, so daß das System unbehindert noch mehr verknöchern, aber in seiner selbstgefälligen Sicherheit auch immer gefährlichere Fehler begehen konnte.

In der amtlichen Publizistik behaupteten nach Gentz' Tode (1832) der neben ihm herangewachsene Pilat (aus Augsburg) und der 1832 aus Berlin berufene Danziger Jarcke doch nicht den gleichen Rang; jener von Hause aus ein feuriger, witziger, gelehrter Mensch, Jarcke einst ein begeisterter Schwärmer der ersten Burschenschaftzeit, die nun beide in der einträglichen Lohnpublizistik des Systems der Kleinlichkeit und Nichtigkeit verkümmerten. Jarcke, der 1824 in Köln zum Katholizismus übergetreten war, ist mit Görres und Phillips zusammen der Gründer der klerikalen „Historisch-politischen Blätter".

Der hannöversche Verfassungsbruch.

Ein bedeutsamer Thronwechsel geschah 1837 in Hannover.

Hier war 1819 eine verfassungsmäßige Vereinheitlichung der Stände ins Leben getreten, die so eingerichtet war, daß der Adel alle neueren Einrichtungen und Gedanken aussperren konnte. Unter Nachwirkung der Julirevolution gab die Regierung dem Drängen im Lande, das sich in Göttingen und anderen Orten zum Aufruhr steigerte, so weit nach, daß eine neue Verfassung ausgearbeitet wurde, woran neben dem Kabinettsrat Rose auch Dahlmann, seit 1829 Göttinger Professor, beteiligt war. Sie wurde 1833 als Staatsgrundgesetz unterzeichnet und durch ihre Einführung ein befriedigender Zustand hergestellt.

Am 20. Juni 1837 starb König Wilhelm IV. von England und Hannover. Den englischen Thron bestieg seine Nichte Viktoria, die einzige Tochter von Wilhelms verstorbenem nächstälterem Bruder, dem Herzog von Kent. Der für Hannover zuständige Erbe, der ein männlicher Agnat sein mußte, war der zweite Bruder des letzten Königs, Ernst August, Herzog von Cumberland (geb. 1771).

Hannover war ihm fremd, nicht er, sondern ein wieder jüngerer Bruder, der Herzog von Cambridge, hatte dort als Vizekönig residiert; in England war er als Führer der starrsten Hochtories bekannt, der sogar eine Zeitlang verdrossen aus dem Lande gegangen war. Tapfer und robust war er, sonst war wenig Erfreuliches um ihn und sein Privatleben höchst geeignet, die Unbeliebtheit dieses Prinzen im Lande der öffentlichen Erörterung zu mehren. — Man hatte ihn als Thronfolger von Hannover aus 1833 bei der Verfassungsangelegenheit befragt, obwohl es nicht notwendig war; er hatte zuerst Einzelheiten bemängelt, das Ganze gutgeheißen, schließlich aber nach dem Vollzug protestiert.

Als ihn nun bei seinem Einzug am 28. Juni die Stände begrüßen wollten, wies er sie ab und vertagte den Landtag, ohne den Eid auf die Verfassung geleistet zu haben. Der zu jedem Dienst bereite Geheimrat von Scheele wurde Kabinettminister, eine Kommission „inbezug auf die Verfassungsfrage" eingesetzt, obwohl es gar keine Verfassungsfrage gab, am 1. November die neue Verfassung außer Kraft gesetzt, die von 1819 erneuert und ein kleiner Steuererlaß als schimpfliches Pflaster drauf gelegt. Durch das Geschehene zog der König die Domänen wieder an sich, die die Verfassung von 1833 an den Staat wies, und daß dies auch ein Hauptpunkt sei, verriet sich genugsam.

Der damalige Deutsche besaß zwischen Himmel und Erden kein heiligeres Gut, als eine Verfassung, und mit Recht. Der Schrei, der hier aufklang, ging durch ganz Deutschland, ja heftiger durch die süd- und mitteldeutschen Bevölkerungen, als durch die selberbetroffene niedersächsisch-hannöversche. In allen Kammern machte der Liberalismus mobil; daß die Sache außerhalb der einzelstaatlichen Ständekompetenz lag, darüber fegte die Entrüstung hinweg, zornbebend schlug die Zeitlyrik an des Cumberländers Thron, ob er auch kein Deutsch verstand; alles in der Welt findet seine Verteidiger, aber der hannöversche Verfassungsbruch von 1837 hat keine gefunden.

Und nun kam die Tat, die die Entrüstung umzuwandeln vermochte in die schönere Begeisterung an Ehre und Mut.

Das Professorentum war seit seinen zweifelhaften Débuts um die Zeit des Wartburgfestes eine politische Macht geworden; es führte jetzt die öffentliche Bewegung in ihrem Trachten und Ringen nach volkstümlicher Freiheit und Einheit im Vaterlande. Nicht ohne manche Hofrats- und Kathedereitelkeiten; in seiner besten Vertretung erlebte dieser Stand seine große Zeit, tapfer, selbstlos, voll Idealismus und tiefglühender Überzeugung. Am 18. November unterschrieben sieben Göttinger Professoren eine von dem Juristen (Germanisten) Albrecht angeregte, von Dahlmann verfaßte Erklärung: sie würden zu einer anderen Ständeversammlung, als auf Grundlage des Staatsgrundgesetzes von 1833, das sie beschworen hätten, weder wählen noch sich wählen lassen, ihr Lehramt verlange von ihnen Unbescholtenheit, verbiete ihnen, mit Eiden ein leichtfertiges Spiel zu treiben. Die Mitunterzeichner waren der Theologe Ewald, der ganz unpolitische, aber mannhafte Physiker Wilhelm Weber, der erst 1836 berufene Historiker Gervinus und die beiden Grimm. Es war der Torso eines Versuches, die ganze Universität zur Stellungnahme zu bringen. Aber die Charaktere begannen, wie Wilhelm Grimm schreibt, sich zu entblättern wie die Herbstbäume beim Nachtfrost. Um so größer war der Eindruck des Gewissensmutes dieser Sieben. Dem König war die Sache sehr peinlich und beschwerlich; nach wütendem Wettern gegen das Göttinger Federvieh ließ er am 11. Dezember die Sieben ohne Urteil absetzen, weil sie verkannt hätten, daß „ihr Diensteid einzig Uns geleistet wird"; Dahlmann, Gervinus und Jakob Grimm, die überdies noch die Presse in Bewegung gesetzt hatten, bekamen Zwangspässe nach Kassel.

So hatte die öffentliche Meinung ihre große Sache. Von Leipzig aus wurde der „Göttinger Verein" gegründet, der in ganz Deutschland Ehrensold sammelte. Alle diejenigen, die aus einem Gemisch von Gutherzigkeit und Wichtigkeit immer dabei sein müssen, vermittelten

an den Höfen, suchten etwas für die Sieben zu tun; allmählich fanden die Gemaßregelten andere Berufungen oder entsprechendes Unterkommen. Unter den Adressen, die es auf die Sieben hagelte, war auch eine der Bürger von Elbing, weil Albrecht von dort stammte; der Text wurde von einem der Elbinger an den preußischen Minister des Innern Gust. Ad. Rochus v. Rochow übersandt, der darauf die berühmt gewordene Antwort gab: „Es ziemt dem Untertanen nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelhaftem Übermute ein öffentliches Urteil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen." So ist das Wort vom beschränkten Untertanenverstand an dem Namen Rochow's, der es unterschrieben, hängen geblieben; entflossen aber ist es dem Geheimrat Meding, einem ganz unglaublichen Herrn von der Kehrseite des preußischen Beamtentums, der aber ein gar nicht auszudenken großes Verdienst um die deutsche Geschichte hat: er ist es, an dessen vorgesetzter Person der junge Otto v. Bismarck die juristische Staatslaufbahn satt bekommen hat und — er selber geworden ist.

Abb. 263. Dahlmann. Gezeichnet von P. Rohrbach.

Die hannöversche Angelegenheit wurde auf Betreiben des rührigen, freisinnigen Osnabrücker Bürgermeisters Stüve vor den Bundestag gebracht, wo sie bei den konstitutionellen und reaktionären Staaten natürlich verschiedene Auffassung fand; zuguterletzt wurde beschlossen, es bestehe keine Veranlassung usw. In Hannover gab man sich 1840 mit einer neuen Landesverfassung zufrieden, die die ständischen Rechte sehr beschnitt. Die Domänenfrage wurde zu Gunsten der finanziellen Interessen des Königs gelöst, der an großen Schulden aus seiner Cumberländer Zeit zu büßen hatte.

Preußen und die katholische Kirche.

Sehr viel weniger Anteil nahm der Liberalismus an dem erstmaligen Wiederauftauchen des Widerstreits von Staat und Kirche im 19. Jahrhundert.

1820 verbot der fanatische Generalvikar des Bistums Münster, August v. Droste-Vischering (geb. 1773, † 1845) den Theologiestudierenden der Diözese den Besuch von Bonn, weil dort Hermes lehrte. Der Oberpräsident von Westfalen, Frhr. Vincke (S. 429), setzte das Verbot außer Kraft, denn noch behauptete der Staat sein Oberrecht, wenn auch Droste mit dem sehr bequemen: Man soll Gott mehr gehorchen als Menschen, replizierte. Nach diesem Vorspiel entbrannte der Streit über die gemischten Ehen, die die Kirche zunächst überhaupt nicht guthieß und nur dulden wollte bei gewährleisteter katholischer Erziehung der Kinder. Schon 1803 war zum preußischen Landrecht eine besondere Deklaration verkündet worden, daß die Kinder gemischter Ehen dem Vater folgen sollten, und diese Deklaration nachmals auch in Rheinland und Westfalen eingeführt worden, wo das Landrecht an sich nicht galt. Hiergegen lehnte sich der Klerus auf, agitierte; Droste untersagte die Beteiligung des Klerus an Trauungen gemischter Ehen. Preußen verhandelte darüber in Rom, wo von 1816—1823 Niebuhr, seit 1824 der in vielen Sätteln gerechte Christian Karl Josias Bunsen

(1791—1860, ein Waldecker) Preußen vertraten. Dieser erwirkte von dem verhältnismäßig versöhnlichen Pius VIII. (1829—1830) das Breve vom 25. März 1830, das unter Wahrung des ablehnenden Prinzips den Klerikern die Trauung gemischter Ehepaare anheimgab, wenn sie die Gewähr für katholische Erziehung hätten oder „zu haben glaubten", im anderen Falle die „passive Assistenz" auszuüben, d. h. die Ehe nur in ihrer Gegenwart erklären zu lassen anbefahl. Diesem auslegbaren Breve wurde seitdem von dem Kölner Erzbischofe Grafen Spiegel, einem der vortrefflichsten neueren deutschen Kirchenfürsten, eine besonders entgegenkommende Praxis entnommen. Nun starb aber Spiegel 1835 und der preußische Hof stellte als seinen Kandidaten — Droste-Vischering auf, so daß der päpstliche Staatssekretär den Gesandten Bunsen frug: Ist denn Ihre Regierung toll geworden?

Es war der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der diesen Berliner Wunsch durchgedrückt hatte. Ihn erfüllte die Schwärmerei so vieler Protestanten für den katholischen Klerus, die auch eine Spielart der deutschen Fremdseligkeit ist und so gerne die erfreuliche Entdeckung macht, daß schwarz noch lange nicht dunkelschwarz sei; sein die realen Dinge umkonstruierender Geist sah diesen streitbaren Mann und die ganze römische Kirche wie ein anziehendes Historienbild, es war der rechte Kirchenfürst nach seinem intimeren Geschmack. So wurde Droste Erzbischof von Köln und nur vom Staate verpflichtet, an die Praxis der gemischten Ehen nicht zu rühren. Alsbald aber enthüllte sich die Wendung, die eingetreten war. Rom verurteilte durch feierliche Bulle den Hermesianismus, so daß der priesterliche Nachwuchs dessen Lehrsäle mied und die hermesianischen Priester sich ducken mußten; Droste half das energisch durchführen und legte nun ferner das Breve von 1830 so aus, daß die Vorbedingung für kirchliche Trauung bindend versprochene katholische Kindererziehung sei. Da aber auch die Regierung standhaft blieb, kam es zu scharfen Konflikten, im Nov. 1837 wurde Droste verhaftet und in Minden interniert. Analog verfuhr man aus derselben Sachlage mit dem Posener Erzbischof Martin von Dunin. Beide wurden übrigens bald auf freien Fuß gesetzt.

So führte hier der preußische Staat die Sache des Liberalismus wider das erobernde Vordringen des Ultramontanismus gegen Toleranz und weltliche Gewalt. Aber, wie nun einmal dem preußischen Staate vom Liberalismus im übrigen Deutschland alles verdacht wurde, so schlug sich dieser eher auf die Seite der vom bureaukratischen Staate Gemaßregelten. Preußen, das im Gegensatz zum Metternichschen Österreich überhaupt keine Publizistik hatte, die Eindruck zu machen imstande war, sondern dem seine besten Fürsprecher aus freiwilligen Fremden, wie dem Schwaben Pfizer oder dem Franzosen Quinet, erstanden, fand kein öffentliches Echo seines Vorgehens, während auf der ganzen Linie des Katholizismus seine besten Kämpfer in die Front traten. Unter ihnen Josef Görres, der vom franzosenschwärmenden Revolutionär, vom Romantiker, begeisterten Franzosenfeind und Patrioten der Befreiungskriege durch das Medium seiner geschichtlichen Romantik hindurch beim hingebungsvollsten Sicheinsetzen für die Hierarchie angelangt war und, seit 1826 Professor in München, zu den wichtigsten Häuptern des deutschen Ultramontanismus zählte; seinen Namen, um ihn zu ehren, trägt daher die 1876, am Säkularfest seiner Geburt, gegründete Görresgesellschaft zur Pflege der katholischen Wissenschaft (und des wissenschaftlichen Kampfes). Er sandte gegen Preußen seinen „Athanasius" heraus, der die ganze alte flammende Kraft seiner Polemik bezeugte.

Um diesen Gegenstand sogleich zu Ende zu bringen: die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. brachte ein völliges Umschwenken des Staates. Droste kehrte zwar nicht nach Köln zurück, sondern lebte in Münster, galt aber als legitimer Erzbischof und erhielt durch Vereinbarung mit Papst Gregor XVI. (1831—1846) einen Koadjutor cum spe succedendi in der Person des feindiplomatischen und erfolgreichen Speyrer Bischofs Geissel, eines Mannes, wie sie Rom in amtlichen Stellungen erwünschter als die Draufgänger sind. Die sich in Entgegenkommen erschöpfende Regierung ließ das königliche Placet fallen, das bisher für bischöfliche Erlasse notwendig gewesen war, gab den unmittelbaren amtlichen Verkehr ihres Klerus mit der Kurie gänzlich frei, und richtete im Kultusministerium die mit katholischen Männern besetzte, abgesonderte katholische Abteilung ein, die Interessenvertretung des Ultramontanismus im eigenen Lager des Staates, die erst infolge des vatikanischen Konzils von 1870 und der sich daran knüpfenden Kämpfe aufgehoben worden ist.

Die Anfänge Friedrich Wilhelms IV.

Das sind die ersten Signaturen dieses Thronwechsels vom 7. Juni 1840. Friedrich Wilhelm III. hatte dem Sohne zwei politische Testamente hinterlassen, die ihn auf die Armee, auf das alte Verhältnis zu Rußland und Österreich und auf die

unbeschränkt erhaltene Monarchie hinwiesen. Die geregelte Staatsverfassung, die Provinzialstände, die Städtefreiheiten seien ausreichend, nur mit Zuziehung der Agnaten dürfe er die Verfassung ändern; da 1820 für die Aufnahme einer Anleihe die Befragung der damals geplanten Reichsständeversammlung vorgeschrieben worden sei, so solle er diese nötigenfalls ad hoc aus den Provinzialständen bilden.

Friedrich Wilhelm IV. war tief erfüllt von der königlichen Aufgabe, er betrachtete in seiner vielfach ins Mystische neigenden Art den Träger der Krone als den unmittelbaren Empfänger der göttlichen Offenbarung. Wenn er schon damit den Entschluß ganz in das Persönliche, das Impulsive verlegte, so ließ ihn bei dem Mangel fester Richtlinien seine zum Beglücken drängende, lebhafte und geistvoll angeregte Natur leicht von einem Wollen zum andern, ja von einem Extrem ins andere schwanken. Dazu kam, daß ihn die lange Thronfolgerzeit, die ihn trotz hoher Präsidialämter von allen Entscheidungen fern hielt, gewöhnt hatte, seine Ideen gewissermaßen künstlerisch zu überdenken und sie dann zunächst aufzubewahren; der Wille zur ausführenden Tat, die Verknüpfung mit den Wirklichkeiten blieb bei ihm hinter dem Vorwiegen des Geistigen und Betrachtenden allzeit zurück. Er war durchaus religiös und kirchlich, im Zusammenhang mit seiner historisch-deutschen Romantik, um nicht zu sagen Gotik; dem Mittelalter, dessen Wesen ihn erfüllte, war er am liebsten bereit nachzuverstehen und ihm noch mehr als bloß das Dekorative zu entnehmen. Das Deutsche bewegte und begeisterte ihn weit vor dem Preußischen, er vermochte seine historischen Vorstellungen selbst in den Deutschen Bund hineinzukünsteln, der ihm als das Beste erschien und in welchem er der unter seinem Vater korrekt befundenen Devise folgte, „nicht unter, aber immer mit Österreich" zu sein. In Preußen hatte er wiederum für die historische Mannigfaltigkeit der alten provinzialen Stände viel mehr Zärtlichkeit als für die Bureaukratie, über die seine geistige Richtung gerne als über eine anmaßliche Dienerschaft hinwegsah, und fast mehr sogar, als für die aus der Niederhaltung der alten Stände stark gewordene Monarchie. Dabei konnte er als Staatsform wieder die englische würdigen wegen ihrer organischen geschichtlichen Herangewachsenheit, wie er sich denn für Preußen durchaus keine papierne Charte, keine plötzlich abändernd erlassene konstitutionelle Verfassung denken konnte. Wobei doch die Ausarbeitung einer Verfassung das alte Versprechen vom 22. Mai 1815 war.

Hoffnungsvolle Erwartungen umjubelten die ersten Maßregeln und Kundgebungen des neuen Königs, da man aus den freudigen und ergreifenden Königsreden, die etwas so Neues waren, zuerst nur immer heraushörte, was die Gemüter zu hören gestimmt waren, man glaubte die Zeit der gestrengen Pedanterie zu Ende geharrt zu haben. Wenn Preußen sich mit dem Zauberworte Verfassung schmückte, so gehörte ihm und seinem neuen Könige Deutschland. Das ward denn in Wien, Stuttgart und an anderen Höfen genugsam gefürchtet und ward von dem gebildeten Bürgertum im ganzen Volke als baldige Erfüllung vorausgesetzt.

Hinzu kam, daß just in dieser von nationaler Erwartung gespannten Zeit Frankreich selber half, die deutsche Romantik wieder zu Ehren zu bringen und die Stimmungen für das „junge Deutschland" zu zerstören.

Gegen die Unabhängigkeitsabsichten Mehemed Ali's, des Vizekönigs von Ägypten, wohinter Frankreich steckte, traten England, Rußland, Österreich und Preußen durch den Londoner Vertrag vom 15. Juli 1840 schützend auf die Seite der Türkei, und daraufhin wandte sich der ganze Zorn des gekränkten Frankreich gegen Preußen, den angreifbarsten der vier Gegner. Der Minister Ludwig Philipps war jetzt Thiers (geb. 1797), der früher als junger Advokat und Journalist in seiner Geschichte der großen Revolution seinen Landsleuten die moralische und politische Welteroberung durch die Ideen Frankreichs, aber auch dessen „Bedrohung" durch die Koalition der übrigen Mächte, wie sie jetzt wieder hervorzutreten schien, lebensvoll vorgestellt hatte. Hinzu kam, daß das halbrepublikanische orleanistische Frankreich längst nicht die Rolle in Europa spielte, wie das auf jede Weise gehätschelte bourbonische, und daher desto eifersüchtiger nach Tat und Ruhm schmachtete.

So schwoll in Frankreich der Ruf auf nach Krieg, „an den Rhein", nach der endlich herzustellenden alten gallischen Rheingrenze. Aber nun klang auch aus ganz Deutschland der Gegenruf auf. Man ahnte nicht, wie kläglich die Diplomatie des neuen preußischen Königs Worttapferkeit und zage Neutralität zugleich betrieben hatte;

wie ein jäher Sturm stand diese nach vaterländischer Tat begehrende Kriegsentrüstung des ganzen Deutschland auf, viel echter als die von Personenpolitik angeblasene der Franzosen. Mit Arndts mächtigem Zornliede wider die begehrlichen Welschen einigten sich Herweghs brausende Lyrik, Nikolaus Beckers allgesungenes „Sie sollen ihn nicht haben", des Tuttlinger Schwaben Schneckenburger „Wacht am Rhein", die freilich damals in das Übrige nur mit hineinklang, des jungen Lübecker Emanuel Geibel Türmerlied und Hunderte von anderen Stimmen zum brausenden Echo; Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, nach friedericianischem Vorgang zum Prinz von Preußen ernannt, Nachfolger seines Bruders als Vorsitzender im Staatsrat und Staatsministerium, schrieb sich Beckers Rheinlied eigenhändig ab und setzte wie eine Beteuerung seinen Namen unter den Endschwur. Preußen verhandelte über eine Reform der Bundeskriegsverfassung und brachte den Bau der süddeutschen Bundesfestungen Rastatt und Ulm in Gang. Inzwischen flaute seit Anfang 1841 der französische Kriegseifer ab und der nüchterne Ludwig Philipp konnte sich im Herbst des gefährlichen, wenn auch populären Ministers entledigen, den Guizot ersetzte.

Aber die Deutschen hatten, gerade wie um 1800, den Rhein ein zweites Mal wiederentdeckt, er trat in seinen vaterländischen und romantischen Wert zurück, nachdem er seit 1830 fast nur die Rolle gespielt hatte, sehnsüchtige und bewundernde Blicke in das „glücklichere" Frankreich hinüber zu lenken.

Die ganze alte Romantik, die durch das junge Deutschland mit Füßen getreten war, gewann neues Leben, umschwebte wieder die Hügel und Burgen der deutschen Landschaft. Sie fand in dem Bonner Karl Simrock den liebenswürdigen Dolmetsch, der, mehr Poet als Gelehrter, unserem Volke die Schätze der großen mittelalterlichen Sage und Dichtung aus der (damals immer noch erträglichen) Enge der Philologie befreite und sie ihm näher rückte durch Übertragung in den sprachlichen Lautstand des lebenden Geschlechtes. Sie eroberte wichtige Gebiete in der deutschen Historienmalerei, als deren Stätte sich auch die 1822 gestiftete preußische Kunstakademie in Düsseldorf entfaltete, und verband sich mit dem nun nicht wieder verlorenen Rheinkultus von Wandern und Wein, von Bildern und Sagen und Rheindichtungen, zu denen doch wiederum der böse Heinrich Heine den volkstümlichsten Treffer gestellt hatte. Jetzt gab es auch wieder Lieder, die bitter oder hoffnungsvoll nach Straßburg frugen, und aus dem Elsaß selber wagten sich unter der fremden Trikolore die prophetischen Gedichte und deutsch-poetischen Volksbüchlein der Brüder August und Adolf Stöber hervor. Die neu ermannte deutsche Vaterlandsliebe, die Heimattreue und das Heimweh in Frankreich und Italien nach Deutschland, im Gegensatz zu der jungdeutschen Parispilgerei, sprachen sich in niemandem inniger aus, als in Hoffmann von Fallersleben, der in diesen beginnenden vierziger Jahren seine schönsten Vaterlandslieder sang.

Er hat wahrlich mehr deutsche Volksgeschichte machen helfen, als die bei allem teilweisen Geist und aller wohlmeinenden Ehrlichkeit in vielfach recht wunderliche Ideengängen verzwickten Männer in der näheren Umgebung Friedrich Wilhelms, von deren keinem zwar sich dieser einseitig beherrschen ließ. — Aug. Heinr. Hoffmann war 1798 zu Fallersleben im Lüneburgischen geboren, ließ sein Theologiestudium über seiner germanistischen Neigung fahren und wurde Bibliotheksbeamter, sodann Professor der deutschen Sprache (1835) in Breslau. Gleich Herwegh und überhaupt all diesen drängenden Deutschen untrennbar innig und zornig deutsch und zornig liberal gesinnt, wurde er wegen seiner „Unpolitischen Lieder" (1840 und 1841), die für einen Staatsangestellten unpolitisch waren und doch im Grunde recht harmlos nur das allgemein volkstümliche Denken leidlich sarkastisch aussprachen, 1842 ohne Pension abgesetzt, mit Ausweisungen durch die deutschen Bundesstaaten gejagt, erst seit 1848 in Ruhe gelassen und nach langem, auf germanistische Privatarbeit gestelltem Wanderleben 1860 vom Herzog von Ratibor als Bücherwart auf Schloß Korvey eingesetzt. Er hat das Jahr 1870 noch mit fröhlichem „Frisch auf" mitbegrüßen können und ist 1874 zu Korvey gestorben. Auf Helgoland, wo er 1841 sein „Deutschland, Deutschland über Alles" dichtete, hat man ihm ein Denkmal gesetzt, das nach kurzem Bestande die Elemente zerstört haben; es wäre eine Aufgabe der nach Denkmalanlässen umsuchenden Zeit, es wieder herzustellen.

Güte mehr als Überzeugung Friedrich Wilhelms IV. hatte die verurteilten Burschenschafter sowie Jahn begnadigt und E. M. Arndt wieder ins Bonner Amt

gesetzt. Der staatliche Bann über den Göttinger Sieben löste sich, indem die Brüder Grimm in Berlin, Dahlmann in Bonn angestellt wurden; über die führenden Namen der dichterischen wie der künstlerischen Romantik ergoß sich die königliche Huld. Gepackt von Herweghs (geb. 1817 in Stuttgart, † 1875) zündender und prachtvoller Poesie ließ sich der König den Dichter vorstellen und lobte eine „gesinnungsvolle Opposition", die preußische Zensur erhielt liberale Vorschriften und 1842 die Berufungsinstanz eines Oberzensurgerichts.

Abb. 264. Wilhelm, Prinz von Preußen. Lithographie von Wildt nach Rüger.

So hielt die deutsche Hoffnung noch an, obwohl die erlösenden Stichworte ausblieben. Die romantisch-träumende Zeit fand vorläufigen Ersatz für wirkliche Vollbringungen in dem von Friedrich Wilhelm geförderten, mit den Rheinstimmungen von 1840 erwachten Entschluß zum Ausbau des Kölner Doms durch vaterländische Sammlungen. Bei der Grundsteinlegung zum Fortbau am 4. September 1842 stand der König zwischen seinen fürstlichen und hohen Gästen aus ganz Deutschland, unter denen auch der kalte Metternich nicht fehlte, der während der ergreifenden Rede des beglückten Königs von deutscher Einigkeit und Kraft sein dünngewordenes Haar in die alten Kavalierssträhnen kämmte. Das katholisch-gotische Fest ward zum vielbesungenen Fest des nationalen Einheitsgedankens, und in Lüften schien den deutschen Träumern sogar der bestrickende Gedanke einer einstmals möglichen Nationalkirche zu schweben.

Patriotische Katholiken und romantische Protestanten, das schienen die gemeinsam klammernden Pole des Magnets werden zu können. In solchen Ideengängen war es auch, daß der König bei und mit dem freiwillig von ihm geliebten England die Aufrichtung eines evangelischen Bistums am Grabe des Heilands zu Jerusalem betrieb. Im November 1841 wurde das Bistum in zwar gegen die ersten Pläne recht herabgedämpfter Weise errichtet und hat sich bis 1887 gefristet; seitdem ist das beträchtliche Dotationskapital des Königs der selbständig preußisch evangelischen Jerusalemstiftung überwiesen worden.

Für diese Angelegenheit hatten der deutsche Patriotismus und auch Protestantismus wenig Begeisterung gehabt, teils aus tiefer liegenden Gründen, teils wegen der Art, wie die konservativen Heiligen in des Königs Umgebung sie behandelten. Aber jedes große Geschehnis, das in Deutschland das Volk bewegte, ward ihm in diesen Jahren auch sofort zu

seinem Hoffnungs- und Einheitssymbol. Als in dem recht für sich zugeknöpften Hamburg der große Brand vom 5.—8. Mai 1842 fünfundsiebzig Straßen und Plätze nebst Kirchen, öffentlichen Gebäuden und 4219 Häusern verzehrte, da sandte ganz Deutschland unaufgefordert großartige Unterstützungen; „Vaterstadt und Vaterland", beiden solle dieser heiße Mai bedeutungsvoll nachklingen, rief die Dichtung, und wie die schwere Katastrophe eine modernere Bewegung in die verschnörkelten Hamburger Staatsverhältnisse trug, so wollte man, wie einst aus Moskaus, so auch aus Hamburgs Feuerschein ein gerngläubiges Morgenrot deutscher Freiheit ersehen.

Trotz der verbreiteten religiösen Gleichgültigkeit im Liberalismus war Deutschland disponiert genug für Neubildungen im kirchlichen Leben.

Über die bloße Aufklärung war man doch hinaus; die große Geisteszeit und Philosophie hatte intensive Schulung genug ausgeübt, um Strebende allerorten suchen zu lassen nach Vermittlung oder Versöhnung zwischen Vernunft und Glauben, Freigeisterei und Christentum. So treten neben die ganze und halbe Mystik der Rechtgläubigen und neben die Schattierungen der Landeskirchen und Fakultäten eine Anzahl volkstümlicher Bewegungen, von denen die seit 1841 sich verbreitenden evangelischen „freien Gemeinden" (Lichtfreunde, Protestantische Freunde) genannt seien, die 1847 in Preußen freie Religionsübung erlangten.

Im Katholizismus war vielfach noch die ältere Friedensgesinnung vorhanden, die ihren schönen meistgenannten Vertreter in dem früheren Konstanzer Generalvikar Freiherrn v. Wessenberg (1774—1860) hatte, einem Jünger Dahlmanns, der seit Auflösung dieses Bistums in der Bodenseestadt als wohltätiger und gemeinnütziger schriftstellerischer Privatmann lebte. Pfarrer beider Konfessionen vertraten noch einander in Behinderungsfällen bei Taufe und Begräbnis und hielten in den kleinen Orten ohne gebildetes Publikum redlich zueinander. Eine freie „christkatholische" Gemeinde bildete sich zuerst in Schneidemühl (Kaplan Czerski); kampflustige und eher den evangelischen freien Gemeinden sich nähernde Form erhielt diese vielenorts keimende Bewegung durch die herausfordernde Ausstellung des heiligen Rocks Christi, welche im August 1844 der Bischof von Trier zum Zweck der Massenwallfahrt vornehmen ließ.

An ihn, den „neuen Tetzel", erließ der bereits suspendierte schlesische Priester Johannes Ronge (1813—1887) ein heftiges Sendschreiben, woraus die Gründung neuer christkatholischer Gemeinden und die Abtrennung der Deutschkatholiken (1845) von der Kirche hervorging. Zu deren Mitbegründern gehörte Robert Blum, der, 1807 zu Köln geboren, sich aus sehr kleinen Verhältnissen zum Theaterbeamten und Schriftsteller in Leipzig autodidaktisch emporgearbeitet hatte und an die Spitze der dortigen Gemeinde trat. Sie behielten nur die beiden protestantischen Sakramente und zwar das Abendmahl in beiderlei Gestalt, und verwarfen Heilige, Reliquien, Wallfahrt und Ablaß. Schon 1845 zählten sie 173 Gemeinden, doch hielt die Fortentwicklung nicht, was der Anfang versprach.

Die neue Kampfschulung des Katholizismus und ihre namentlich in Münster, Köln und Trier hervorgetretene Angriffslust nebst dem unklaren Verhalten des Berliner Hofes blieben nicht ohne Rückwirkung auf die tapferere Richtung der evangelischen Kreise; in Sachsen aus unscheinbaren Anfängen entstanden, breitete sich seit 1842 der Gustav-Adolf-Verein in Deutschland aus, mit dem nächsten Zweck, den Protestanten in der Diaspora zur Erlangung von Kirchen und Seelsorge zu helfen.

Man darf, wenn man berechtigt genug von dem Hin- und Herschwanken Friedrich Wilhelms IV. redet, nicht übersehen, daß ein sehr schwierig und nur von Großen zu meisternder Dualismus an sich in der geschichtlichen Natur des preußischen Staates liegt, immer zugleich gesund konservativ und gesund fortschreitend zu sein zu suchen. Jedenfalls schlug die Fülle und Vielseitigkeit seines Glücklichmachens und guten Wollens über Friedrich Wilhelm IV. zusammen und setzte ihn in sehr vielen Dingen immer wieder sich selber entgegen. So auch in seiner deutschen Gesinnung. Es war doch wieder ein hoher Reiz für ihn darin, daß in dem historischen Wappensaal seines weiten Reiches auch die Embleme von Wenden- und Kassubenvölkern und der weiße Adler von Polen hingen. Und wenn dies nur ein schwacher Abglanz der apostolischen Völkerherrlichkeit des Wiener Kaisers war, so sollten drum nicht minder die verschiedenen Bestandteile seines Untertanentums nach ihrer alten Sitte und auf ihre Art unter seinem väterlichen Zepter zufrieden sein,

soweit er meinen konnte, daß sie ihm die höheren christlich-germanischen Träume nicht trübten.

In Preußisch-Polen hatte von 1815 ab zunächst der Fürst Anton Heinrich Radziwill aus dem alten litauischen Geschlecht, Gemahl einer preußischen Prinzessin, als Statthalter zu Posen residiert, wobei sich die Polen mindestens besser befanden, als sie gehofft hatten, und ihre Zuversicht schon an der Nationalität des Statthalters stärken konnten. Während des Aufstandes der russischen Polen, dessen preußische Teilnehmer die Regierung nachmals glimpflich behandelte, wurde im Dezember 1830 der Ostpreuße Ed. Heinr. v. Flottwell (1786—1865) zum Oberpräsidenten in Posen ernannt und Grolman (vergl. S. 382) zum kommandierenden General. Das Jahrzehnt unter diesen beiden — da auch Grolman sich dem Werke widmete und ausgezeichnete Schriften über das Notwendige verfaßt hat — ist die glückhafte Zeit der deutschen Arbeit in der Ostmark gewesen und geblieben, unter Verhältnissen, die freilich einfachere und leichtere waren, als man sie bis zur jüngsten Gegenwart hin hat werden lassen.

Abb. 265. Ed. Heinr. v. Flottwell.
Lithographie nach Zeichnung von Randel.

Unbeirrt von den schmeichlerischen polnischen Einflüssen und von der Vermeintlichkeit, die verleumdeten Polen nun erst richtig und besser kennen zu lernen, denen mancher Oberpräsident erlegen ist, zog Flottwell das Recht zur Ernennung der Landräte an die Regierung, forderte bei allen polnischen Eingaben Beifügung deutscher Übersetzung, als der gemeingültigen Staatssprache, und förderte die deutsche Besiedlung durch ländliche Reformen, sowie dadurch, daß der Staat verschuldete Güter aufkaufte und nur an Deutsche weiter veräußerte. Er machte überhaupt unzweideutig die germanisatorische Aufgabe der Verwaltung geltend, unter erfolgreicher Fürsorge für Bildung und Wohlstand der allgemeinen Bevölkerung. Dann aber erfolgte nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. alsbald die Begnadigung des Erzbischofs Dunin (s. S. 478), der mit königlichen Triumphfahrten durch das fromme Land zog, und darauf säumte das Polentum des Adels und Klerus keine Stunde mehr, sich an den neuen König mit dem Pochen auf die Verheißungen von 1815 zu drängen. Unter diesen wurde namentlich ein Satz Friedrich Wilhelms III., trotz bald nachgefolgter amtlicher Berichtigung, unermüdlich auf Polen anstatt, wie es gemeint war, auf Preußen bezogen: „Auch Ihr habt ein Vaterland und mit ihm einen Beweis Meiner Achtung für Eure Anhänglichkeit an dasselbe erhalten." Klagen und Bittschriften appellierten an die Väterlichkeit des Königs für seine gehorsamen polnischen Untertanen, und das Ende war, daß Flottwell, der, wie Grolman, in Beratungen des Staatsministeriums und Kronrats die Weiterführung der „allmählichen Germanisierung" vertrat, am 31. Dezember 1840 in die Provinz Sachsen versetzt wurde. Bald erfolgten die Verordnung, alle Prozesse in der Sprache des Klägers zu verhandeln, der

Erlaß, daß allen deutschen Verfügungen polnische Übersetzung beizufügen sei, der Verzicht auf den Ankauf von Gütern und ähnliche Maßregeln der Umkehr, die alle nur bewirkten, daß das Verhältnis der Polen zu Friedrich Wilhelm IV. das einer unzufriedenen Dreistigkeit wurde, die sie unter dem alten König sich nie hätten einfallen lassen. Flottwell aber hat als einen Abschiedsbrief von seinem Werke, Anfang 1841, die Denkschrift über seine Verwaltung ausgearbeitet, die in unseren Tagen aufs neue hervorgezogen, vielfach gedruckt und verbreitet und heute erst nach ihrer Klarheit, Einsicht, Menschenkenntnis, staatsmännischen Tiefe und unmittelbaren Lehrkraft zu verdientem Ruhme gebracht worden ist.

Redlich und, wie es ihm eigen war, trotz alles Verschleppens und Liegenlassens doch nie vergessend, nahm Friedrich Wilhelm IV. auch die Angelegenheit der Verfassung auf. Eine vielverschlungene, von vielem abhängige, viele Personen in Bewegung setzende Angelegenheit von vielen Fragen und Wendungen; abhängig von dem alten Versprechen, von dem jüngeren Testamente Friedrich Wilhelms III., von den Neigungen, Stimmungen und Abneigungen des Königs und seiner Umgebung, nicht zuletzt auch von denen des Prinzen von Preußen. Zu dem öffentlichen Rufe: Verfassung! oder vielmehr, wie man sich damals lieber ausdrückte: Konstitution!, zu dem seit dem Krönungsfest von 1840 unablässig andauernden erwartungsvollen Horchen auf dieses Wort, zu den Flugschriften, worunter eine solche des Oberpräsidenten in Preußen, Heinr. Theod. v. Schön, war, zu dem Drängen und allmählichen Spotten der öffentlichen Meinung hatte der König nur das Verhältnis, daß er entschieden blieb, so bestimmt wie möglich klar zu machen, daß er eine „Volksvertretung" nicht wolle, sondern Stände.

Der Vereinigte Landtag.

Endlich ging aus allen Beratungen, Kommissionen und Gedankenexperimenten mit den Provinzialständen das königliche Patent vom 3. Februar 1847 hervor, das den Vereinigten Landtag einberief, wobei den aktuellen Zweck die geplanten Eisenbahnbauten und dafür bestimmten Anleihen lieferten, wofür ja nach der Verordnung vom 17. Januar 1820 die Zustimmung von Reichsständen vorgesehen war. Aus persönlicher Entschließung berief der König, ohne sich auf regelmäßige Periodizität zu binden, diesen Landtag und wollte ihn auch künftig bei Anleihen und Steuererhöhungen versammeln; dagegen periodisch und zwar alle vier Jahre wollte er fortan den Vereinigten ständischen Ausschuß berufen. Der Landtag bestand aus einer Zusammenziehung der acht Provinzialstände und sollte eine Herrenkurie in sich enthalten.

Der Prinz von Preußen hatte Widerstand geleistet, bis der Moment kam, sich gehorsam und loyal dem Monarchen zu fügen. Er hatte dann in der Kommission gesagt: „Ein neues Preußen wird sich bilden. Das alte geht mit Publizierung dieses Gesetzes zu Grabe. Möge das neue eben so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ruhm und Ehre geworden ist." So sah er mit soldatisch-unverwirrtem, schlichtem Verstand, daß hier faktisch „eine ganz neue, ständische Ära" beginne. Und deshalb hatte er wenigstens zu einem gesonderten Oberhause als Gegengewicht geraten. Aber der König wollte von nichts wissen, was Ähnlichkeit mit den üblichen Repräsentativverfassungen hatte, glaubte überhaupt, seine vorsichtige Neuerung werde nichts an der Monarchie verändern. So sprach er in der langen, schwungvollen Thronrede, womit er am 11. April 1847 den Landtag eröffnete, die feierliche Erklärung aus, niemals das eigene, historische Verhältnis von Fürst und Volk in Preußen in ein konventionelles, konstitutionelles zu verwandeln, nimmermehr zuzugeben, „daß sich zwischen unsern Herrn Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindränge." Es war der Tag, wo er auch seine Religiosität und seinen Widerwillen gegen die Feindseligkeiten

wider Religion und Kirche in die schöne Innigkeit seines Bekenntnisses faßte: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.

Im Landtage saßen neben den mehr oder minder altpreußisch denkenden Adligen der östlichen Monarchie und den Magnaten Schlesiens die Fürsten, Grafen und Edelleute des Westens und die Vertreter der Städte. Die Begriffe konservativ und liberal, Regierungsgesinnung und Opposition begannen sich ohne Parteizwang erst während des Landtages zu zeigen, die Einzelnen erst ihre Stellungnahme zu finden; allgemein und weithin in Deutschland überraschte das erwartete „Junkerparlament" durch die Bildung, Redegewandtheit, Würde, sowie durch die spontane Freisinnigkeit und konstitutionelle Gesinnung, die alsbald zutage traten. Denn Eisenbahnen nebst Anleihen — es handelte sich um die Ostbahn Berlin-Königsberg — und die übrigen Vorlagen wurden ganz Nebensache neben der sogenannten Rechtsfrage, der Erzwingung regelmäßiger Einberufung des Landtages. Deswegen brachte die Mehrheit die Anleihen für die Eisenbahn und die Errichtung von Landrentenbanken zu Fall. Dagegen wurde die Vorlage, zu der sich der König verpflichtet fühlte, das Hardenbergsche Judengesetz von 1812 auf die Gesamtmonarchie auszudehnen, von der überwiegenden freisinnigen Strömung getragen, erregte lebhafte Debatten und kam mit der Einschränkung zur Annahme, daß man wegen der Juden im Posenschen einen Vorbehalt machte. — Als Führer der liberalisierenden Opposition traten namentlich hervor Freiherr Georg Vincke von Ostenwalde, der Sohn des berühmten Oberpräsidenten von Westfalen, Graf Schwerin aus Pommern, der Schwiegersohn Schleiermachers und Freund Arndts, der aus eigener Kraft gewordene reiche, wohlwollende Krefelder F. v. Beckerath, der Aachener Eisenbahnunternehmer und Vorkämpfer konstitutioneller Kaufmannsherrschaft Hansemann, Sohn eines Predigers von Finkenwerder bei Hamburg; auf der Seite der Verteidiger der Regierung neben dem Prinzen von Preußen der frühere (1842—45) Minister des Innern Graf Adolf Heinrich v. Arnim-Boytzenburg, dieser mehr als Vermittler, ferner der Direktor im Ministerium des Innern Freiherr Otto v. Manteuffel aus Lübben am Spreewald, und als scharfer, schwer widerleglicher Heißsporn der Gutsbesitzer Otto v. Bismarck auf Schönhausen.

Ebendort am 1. April 1815 geboren, hatte Bismarck eine Entwicklung hinter sich, die ihn zunächst weder liberal noch konservativ, überhaupt nichts aus Doktrin sein ließ und ihn zu einem für sich stehenden Betrachter und Kritiker gemacht hatte. Sein Berliner Gymnasium entließ ihn mit Anschauungen, die ihn der Burschenschaft näherten, aber die in Göttingen vorhandene arministische Burschenschaft trieb sein strafferes und standesgemäßes Gefühl wieder auf die Seite der Korps hinüber, er trat dort in die wesentlich aus bürgerlichen Nichtpreußen bestehende Hannovera. Als Studiosus juris und künftiger Diplomat nach dem Wunsche der Mutter, geb. Mencken, nahm er von der Göttinger Universität nur den fruchtbaren Besuch mit Neigung gehörter historischer Vorlesungen mit und studierte darauf in Berlin das Nötige, um das Examen mit „sehr gut" zu machen. Schon als junger Verwaltungsjurist entwickelt er dann in vertraulichen Briefen eine überraschende kritische Unabhängigkeit gegenüber der Bureaukratie und der ohne freie Verfassung ganz auf sie gestellten Staatsform. Das Familieninteresse veranlaßte, daß er 1838 die Verwaltung bismarckscher Güter in Pommern übernahm. Die Zeit, da er diese wieder rasch in Flor brachte, ist eine der wichtigsten praktischen Lehrzeiten in seinem Leben geworden. Und seine hauptsächliche geistige Lernzeit dazu, da er die, seine faustische Kraft und Weite nicht ausfüllende Tätigkeit zu ergänzen suchte — was ihm durch eine Übertragung des studentischen Tollens ins Junkerlich-Gesellige nur kurze Zeit gelungen war — durch theosophische, bibelkritische und namentlich historische Lektüre. Ein zweiter Eintritt in die Verwaltungspraxis, 1844, endigte mit baldigem sich stolz und frei auflehnendem Überdruß, beschleunigt durch die klägliche Persönlichkeit des vorgesetzten Oberpräsidenten Meding. Dann aber war es die Bekanntschaft, Verlobung und Ehe mit der, in einem frommen pommerischen Konventikelkreise aufgewachsenen Johanna von Puttkamer, die ihn von der grübelnden Lebensunbefriedigung erlöste und ihm von Suchen her die immer zuversichtlicher und dankbarer begangene Brücke zum Glauben wies, ohne doch dessen Schlichtheit je wieder in engere dogmatische Formeln zu binden. Der Tod des Vaters ließ ihn 1846 nach Schönhausen übersiedeln, ein Zufall sandte ihn, den bloß in Aussicht genommenen Stellvertreter, in den Vereinigten Landtag. Über die heiß umstrittene Rechtsfrage ereiferte er sich nicht; er sah, wie auch Prinz Wilhelm fühlte, daß der einmal getane Schritt nur vorwärts ins konstitutionelle Leben führen könne. Trennte ihn dies schon leise von der Mehrheit, so wurde er antiliberal, weil seinem selbstgewordenen und historischen Denken die Auslandschablone, die formulierte Doktrin, das politische Schlagwort widerstanden, wovon die Opposition bei allem edlen Feuer und aller Schlagfertigkeit geistig

doch in der Hauptsache lebte. Er suchte sich zwar von den Ultrakonservativen, wie er sie bezeichnete, auch weiterhin zu unterscheiden, sprach wohl von deren Barock, aber mußte doch notwendig bei der sichtbaren Herausgestaltung der Feldlager zu jenen und den kirchlich Orthodoxen hinübertreiben, wohin er von vornherein auf Grund seiner Heirat gezählt worden war. Nachhaltigen, teils lärmend offenbarten, teils verbissen aufbewahrten Haß erwarb er sich besonders dadurch, daß er in der Erörterung über die bürgerliche Stellung des Judentums und dessen Zulassung zu den Ämtern ganz prinzipienlos, aber unverhüllt die tatsächliche Empfindung des Volkes gegenüber amtlich vorgesetzten Israeliten geltend machte. Der romantisch-pietistisch-reaktionäre Kreis um Friedrich Wilhelm IV. nahm den jüngeren schneidigen Monarchisten unter die Fittiche, in erster Linie General Leopold v. Gerlach (1790—1861), der durch seinen gleichgesinnten Bruder Ludwig (1795—1877), Oberlandesgerichtspräsidenten und konservativen Publizisten, mit dem hinterpommerischen Kreise Bismarcks, den Puttkamer, Thadden-Trieglaff, Blanckenburg geistige und schwägerliche Beziehungen hatte. In kühlerer Beobachtung blieb Bismarck gegenüber dem persönlich interessantesten und einzig wirklichen Vertrauten Friedrich Wilhelms, dem vielseitigen, hochgebildeten, katholischen, aber deutsch und preußisch denkenden General und Diplomaten Josef v. Radowitz (1797—1853) aus ungarischer Familie. Dessen geistreiche, kritische, aber staatsmännisch unfruchtbare Betrachtungsweise und Publizistik („Gespräche über Staat und Kirche", 1846) waren dem Könige und dessen Ideenhaftigkeit am sympathischsten, während die in den Geschäften stehenden Persönlichkeiten mit praktischen Angelegenheiten zu tun hatten, die nie ganz zu den Ideen des Königs stimmen wollten, und er sie deswegen im Grunde für Rindvieh hielt, wie es Leopold v. Gerlach, sich selbst einschließend, einmal derbe ausdrückt.

Der Landtag wurde nach Hause gesandt, nachdem die verbleibenden ständischen Ausschüsse gewählt waren; diesen verkündete dann am 7. März 1848 der König, daß er die für sie beabsichtigte vierjährige Periodizität auf den Landtag übertrage. Wieder hatte er nur aus dem königlichen Gnadenschatze das Allgewünschte frei bewilligt.

Vorboten der Stürme von 1848. Schleswig-Holstein.

Inzwischen war die öffentliche Meinung wieder auch durch Ereignisse des Auslandes beschäftigt worden und war aus diesen das liberal-nationale Drängen an Ungeduld und Stärke noch gewachsen.

Die von Friedrich Wilhelm IV. beglückten preußischen Polen waren in offener Gärung. Anfang 1846 kam die Regierung dem Aufstande nur dadurch zuvor, daß sie rechtzeitig den Führer Mieroslawski nebst den übrigen Hauptverschworenen verhaften, weiterhin sie durch einen Staatsgerichtshof zu Moabit (Berlin) aburteilen ließ. Der Aufstand in Galizien, mit dem jene Unruhen zusammenhingen, hatte zur Folge, daß der Freistaat Krakau seine für die Teilungsmächte längst bedenkliche Selbständigkeit verlor und im November 1846 Österreich einverleibt wurde. In Italien wuchs die nationale Bewegung mächtig an, auch in Ungarn bei den Madjaren entstand ihr in Ludwig Kossuth ein volkstümlicher Agitator und Führer; wo die nationalen Bewegungen nicht unmittelbar ihre Spitze gegen Österreich hatten, waren sie doch gegen das System des absoluten Stillstandes gerichtet.

Die Eidgenossenschaft rang sich vom Staatenbunde zum strafferen Bundesstaate durch. Sie warf die Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freyburg, welche jesuitischen Interessen dienten und diese seit 1843 durch Drohungen ihrer Abtrennung betrieben, 1847 im Sonderbundskriege gewaltsam nieder, worauf daselbst die Verfassungen verändert wurden und Anfang 1848 die Schweiz sich ihre heutige Verfassung gab; der Einspruch der drei Ostmächte und Frankreichs, der am 18. Januar 1848 das kahle Metternichsche „nichts ändern!" geltend machte, ging schon im Wirbel der Februarrevolution mit unter.

Aber die Deutschen konnten sich doch auch für das Recht und gegen die königliche Vergewaltigung eines Volksteiles begeistern, der nur in sehr beschränktem Sinne ein politisch fremder und ganz und gar ein deutscher war. Das war, als 1846 die schleswig-holsteinische Frage aufrollte.

Früh waren die nationalen Bestrebungen auch in die dänisch-schleswigschen Verhältnisse hineingetragen worden und schufen schon eher, als dies durch die bloßen dynastischen Ereignisse auch geschehen wäre, eine schleswig-holsteinische „Frage". Der dänischen Krone war es zeitweilig bequem, sich von dem nationaldänischen Prinzip bestimmen zu lassen, welches werbend und erobernd in den Herzogtümern vordringen wollte. Einzelne Rechte der Herzogtümer,

die bisher als Ausfluß der Selbständigkeit und Ungeteiltheit anerkannt und verbrieft worden waren, wurden umgangen oder verletzt. Sogar an der ausdrücklichen Bestimmung von 1460 wurde gerüttelt, daß in diesen Landen keine Münze angeordnet werden solle, „außer solcher, als in Hamburg und Lübeck gang und gäbe ist", und vor allem wurden die oberen Regierungs- und Verwaltungsbehörden der Herzogtümer, wenn auch noch als gesonderte Kanzleien, soviel wie möglich nach Kopenhagen verlegt. Als dann seit der Julirevolution von 1830 die volkstümlichen Bewegungen sich allgemein mit steigender Zuversicht erfüllten, geriet das Vorgehen der Krone noch mehr unter den Einfluß der dänischen Agitation, welche schon die Bildung einer bestimmten „eiderdänischen" Partei herbeigeführt hatte. Diese zielte dahin ab, auf das deutsche Bundesgebiet Holstein unter Umständen lieber zu verzichten, dagegen Schleswig ganz und gar, bis zur Eider, einzuverleiben und es möglichst zu dänisieren. Letzteres war freilich ein mehr wie kühnes Unternehmen, da doch nur im Norden des Landes ein nichtdeutsches, ein skandinawisch-jütisches, aber darum noch nicht direkt dänisches Idiom gesprochen wurde, der eigentümliche nordschleswigsche Dialekt. Mit dieser eiderdänischen Bewegung machte die Krone keineswegs gemeinsame Sache. Sie wollte vielmehr die Herzogtümer zusammenhalten und um jeden Preis die dynastische Abzweigung vermeiden, welche für Schleswig-Holstein mit dem absehbaren Erlöschen des in Dänemark regierenden Mannesstammes bevorstand. Denn im Königreiche war die weibliche Linie des „königlichen" Stammes, in den Herzogtümern dagegen die Linie Holstein-Sonderburg-Augustenburg zur Nachfolge berufen. Der Ausdruck jener Bestrebungen der dänischen Krone war die „Gesamtstaatstheorie", welche die Herzogtümer, ehe dort die abweichende Erbfolge einträte, zu dänischen Provinzen gemacht haben wollte. Die Dänisierung wurde von der Krone als nebensächlicher betrachtet, ja, sie sah die eiderdänische Agitation, deren radikaler Inhalt mit der Behauptung Holsteins unvereinbar war, nur mit Unbehagen anwachsen und auf die Regierungshandlungen Einfluß gewinnen.

Abb. 266. Jugendbild Otto v. Bismarcks aus dem Jahre 1834.
Nach einer Zeichnung von Gustav v. Kessel.

Gegenüber diesen verschiedenen von Kopenhagen her drohenden Gefahren und schon ins Werk gesetzten Rechtsverletzungen begann in den bisher ziemlich geruhsamen Herzogtümern mit den dreißiger Jahren der Widerstand. Der einstige Kieler und Jenaer Burschenschafter, jetzt Landvogt von Sylt, Uwe Jens Lornsen (1793—1838), ward zum hauptsächlichen Vorkämpfer und Märtyrer der Dänenabwehr, nachdem der Kieler Historiker Dahlmann als gleichzeitiger Sekretär der schleswig-holsteinischen Ritterschaft sein festes Eintreten für das Recht gegen die Vergewaltigung schon früher gebüßt hatte. Lornsen's geschichtlich begründende Schriften gaben die sicheren Richtlinien für den späteren Kampf: Selbständigkeit und Ungeteiltheit der Herzogtümer und Nachfolge nur des Mannesstammes.

Schärfer spitzten sich seit dem Tode Friedrichs VI. im Jahre 1839 die Dinge zu. Ihm folgte Christian VIII., sein Vetter; er gehörte noch dem Mannesstamme an, aber mit seinem kinderlosen Sohne Friedrich oder mit seinem Bruder Ferdinand, wenn dieser noch zur Regierung kam, mußte der dänische Mannesstamm aussterben. Als Christian VIII. dem Drange der Eiderdänen durch eine Reihe von Einzelmaßregeln nachgab, ward die besorgte Stimmung in den Herzogtümern immer erregter und schwoll zu abwehrdrohender Begeisterung empor in dem Jubel, womit im Juli 1844 beim Schleswiger Sängerfest das neuentstandene „Schleswig-Holstein meerumschlungen" aufgenommen wurde. Der Advokat Chemnitz war der Überarbeiter dieses 1842 von Straß gedichteten Liedes, das mit Windeseile nicht nur in Schleswig-Holstein, sondern in ganz Deutschland, welches die Dinge im Norden mit gespannter Anteilnahme verfolgte, zum patriotischen Volkslied wurde.

Dann erließ 1846 Christian VIII. in seiner Sorge um die Erhaltung des „Gesamtstaates" den berühmten Offenen Brief. Er verkündete: In Schleswig und Lauenburg (welches Dänemark 1815 ja vom Wiener Kongreß erhalten hatte) bestehe unfraglich das dänische Thronfolgegesetz; für Holstein seien allerdings Verhältnisse vorhanden, die dasselbe mit gleicher Bestimmtheit auszusprechen hinderten, aber, so „versicherte allergnädigst" der König, diese Hindernisse würden entfernt und eine vollständige Anerkennung der Integrität des gesamten Staates zuwege gebracht werden. Nun ward die Besorgnis zum Sturm. Eine gewaltige Flugschriftenliteratur erörterte die Rechtslage und den Widerstand, die Dichtung erhob ihr Wort, allen voran hielten die Flammengedichte des in die Tiefen seiner schönen Männlichkeit ergriffenen Emanuel Geibel, der der eigentliche deutsche Herold der schleswig-holsteinischen Sache von 1844—1864 wurde, den tapferen Zornmut lebendig.

Abb. 267. Uwe Jens Lornsen.

Das Land begann die Abwehr vorzubereiten. Eine Protestversammlung bei Nortorf wurde zwar ihres Führers vorweg durch Verhaftung beraubt; nichtsdestoweniger strömten zum angesetzten Tage (14. Sept.) die Schleswig-Holsteiner von weither zu Roß und Wagen, zu Fuß und mit der Eisenbahn herbei. Sie fanden das Feld von Kavallerie besetzt, die bei dem Eintreffen des menschenüberfüllten Bahnzuges auf Befehl eines anwesenden königlichen Flügeladjutanten gegen die aussteigenden, von den schon Anwesenden begrüßten Massen vorrückte. In diesem kritischen Moment hatte der Zugführer die Geistesgegenwart, Dampf zu geben und seine lange Wagenreihe zwischen seine bedrohten Landsleute und die Reiter zu schieben. Mit diesem guten Einfall hatte die „Schlacht von Nortorf" ihr Ende, zugleich aber auch die Versammlung. So vergingen die Jahre unter Spannung und unruhiger Erwartung.

Immer bestimmter und tapferer trat nun im nationalen Kampfe die deutsche wissenschaftliche Bildung in die Führerreihen. Im Römer zu Frankfurt tagte im September 1846 die erste Versammlung der deutschen Germanisten, die auch die Historiker einschloß. Die Grimm, Uhland, Arndt, Ranke, Dahlmann, Pertz, Gervinus, Lappenberg nahmen teil, das ganze deutsch fühlende Deutschland war in seinen Angesehensten im Kaisersaale vereinigt, wo eine romantisch-historische Anregung seit 1838 neue Bilder der alten Kaiser hatte aufhängen lassen. Von Schleswig-Holstein sprach man, vom deutschen Reiche, von Freiheit, vom Frühlingswinde sprach Uhland; und von nun ab blieben die Dinge, die zu dem Frankfurter Nationalparlament führen sollten, unter der Hand eben dieser Männer und derer, die zu ihnen gehörten.

1847 wurde zu Heidelberg die „Deutsche Zeitung" gegründet, das nationale Blatt der Professoren und Gebildeten, unter Redaktion von Gervinus, der nach der Göttinger Amtsentsetzung in Heidelberg einen neuen Wirkungskreis als Honorarprofessor gefunden hatte, und dem jungen Historiker und Schüler Schlossers, Ludwig Häusser (1818—1867) aus dem Unterelsaß. Unter den Mitarbeitern waren die Historiker Droysen und Waitz, der Jurist Beseler in Greifswald, alle drei Schleswigholsteiner, und der Badener Karl Mathy (1807

bis 1868), der, als Kameralbeamter gemaßregelt, Lehrer in der Schweiz und Schriftsteller geworden war, jetzt Verlagsbuchhändler zusammen mit dem Mannheimer Bassermann (1811 bis 1855) und mit diesem einer der Führer in der badischen Kammer.

An dieser Stelle ist auch des Germanischen Museums zu gedenken, wennschon seine Gründung, durch den Freiherrn Hans von Aufseß, erst später erreicht wurde.

Aufseß war ein Franke und gleich dem Freiherrn vom Stein noch in die altreichische Souveränität als reichsunmittelbarer Freiherr geboren (1801). Und wiederum gleich dem großen Begründer der Monumenta Germaniae hing auch Hans von Aufseß bei voller Hingabe an moderne nationale Ziele mit dem Herzen zugleich an der alten deutschen Vorzeit und einer Vertiefung der Gegenwart durch sie. In Erlangen begründete der Jüngling 1819 den dortigen Zweig der Burschenschaft mit. Er wurde Doktor der Rechte, praktizierte etliche Zeit bei verschiedenen k. b. Landgerichten und zog sich dann von der berufsmäßigen Beschäftigung mit „Römisch Recht" zurück, um zwar nicht, wie Josef Scheffel, einen Trompeter und Ekkehard zu schreiben, aber um auf dem mediatisierten Stammschlosse zu sitzen, das Gut zu verwalten und neben familiengeschichtlichen Studien solche der allgemeineren deutschen Vergangenheit zu treiben. So in der Stille ist in ihm der Gedanke einer nationalen Anstalt herangewachsen, welche bestimmt sein sollte, die geschichtlichen, kunstgewerblichen und künstlerischen Schätze der alten deutschen Jahrhunderte vor der Verzettelung und achtlosen Vernichtung zu bewahren, sie zu verzeichnen, zu sammeln und durch Veranschaulichung des ehemaligen künstlerischen Könnens befruchtend auf die kulturlose Biedermeierei des damaligen täglichen Lebens zu wirken. Aufseß hatte, wozu die fränkischen Landschaften mit ihrem geschichtlich reich entwickelten Leben und ihren vielen verödeten Burgen, Schlössern und interessanten Städtchen reichliche und billige Gelegenheit boten, persönlich sehr stattliche Sammlungen zustande gebracht. Das von ihm beabsichtigte Institut sollte diese sammlerische Tätigkeit auf das gesamte Deutschland ausdehnen. Ferner sollte es, über seinen Wert als Museum und Anschauungsanstalt hinaus, an die allerdings utopistische Arbeit gehen, jegliches in Deutschland vorhandene Material mit Quellenwert für vaterländische Geschichte, Altertumskunde und Kultur im weitesten Umfange in ein riesenhaftes Verzeichnis und Generalrepertorium zu bringen. Nürnberg erschien ihm von Anfang an als der natürliche Sitz der Anstalt: die alte denkmälerreiche Reichsstadt, über welche der deutscheste der deutschen Fürsten, König Ludwig I. von Bayern, die landesherrliche Hand hielt, die Stadt, deren Burg der Stammsitz des nicht minder historisch gerichteten Preußenkönigs Friedrich Wilhelms IV. war und die überdies in den deutschen Bundeslanden am ehesten als ein geographischer Mittelpunkt gelegen war. Wie Nürnberg einst des heiligen römischen Reiches Kroninsignien bewahrt hatte, welche seit 1796 zu Wien in der kaiserlichen Schatzkammer lagen, so sollte es nunmehr die Hüterin der historischen Kronschätze des gesamtdeutschen Volkes nach Aufseß' weitausschauendem Plane werden.

Abb. 268. Hans Freiherr von und zu Aufseß.

Zum erstenmal berief er 1843 eine Zusammenkunft ähnlich gerichteter Freunde nach Nürnberg, die das Vorhaben beraten sollten. Als dann im September 1846 die erste Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M. zusammentrat, erschien daselbst Aufseß, ohne doch seinen Plan der Verwirklichung näher zu führen. Die Uhland, Grimm, Schmeller und andere Bahnbrecher einer im innersten Wesen deutschgerichteten Forschung verblieben dem in der Tat etwas formlosen Liebhaberprojekt gegenüber kühl. Nichtsdestoweniger sollte sich aufs neue bewähren, daß, wo ein Wille, auch ein Weg ist. Auf der Dresdener Versammlung deutscher Geschichts- und Altertumsforscher im August 1852, also wesentlich bei Geschichtsfreunden gleich ihm, fand Aufseß günstigeren Boden, und so wurde denn hier auf seinen Antrag das Germanische

Nationalmuseum gegründet. Nürnberg wurde zum Sitz bestimmt, hinter dessen Mauern Aufseß schon während der Wirren von 1848 seine großen Bücher- und Altertumsschätze auf alle Fälle in bessere Sicherheit gebracht hatte. Er selber ward der erste Leiter († 1872), fügte seine Sammlungen als unentgeltliches Darlehen dem entstehenden Museum ein, verschaffte diesem das staatliche Körperschaftsrecht. Und ferner verschaffte er ihm als Heimstätte die stimmungsvollen Räume des ehemaligen Kartäuserklosters, worin es sich seit 1857 befindet und sich mit umfassenden Erweiterungen seitdem ausgebaut hat. Es war in dieser Zeit, da man die Eifrigdeutschen und die Demokraten allzu leicht durcheinander warf, doch recht wesentlich, daß ein Geschichtsfreund von altem Adel an der Spitze des Germanischen Museums stand und daß schon der Dresdener Gründungsbeschluß unter dem Vorsitz und Protektorat des schöngeistigen Prinzen Johann, des nachmaligen sächsischen Königs, gefaßt worden war. So haben die fürstlichen und adligen Kreise Deutschlands sich von früh an die Förderung des Unternehmens und seiner umfassenden Ziele angelegen sein lassen.

Badische Liberale der schärferen Tonart hielten im September 1847 zu Offenburg eine große Volksversammlung unter Führung des imposanten badischen Anwalts und Agitators Friedr. Hecker (1811—1881) und Georg v. Struve's (Sohnes des russischen Gesandten in Karlsruhe und gleichfalls Anwalts in Mannheim) ab. Hier wurde ein umfassendes, sehr radikales Programm aufgestellt, worin die Volksvertretung am Bunde nicht fehlte und anstatt Beamtentum und Militär überall das Volk und seine Selbsthilfe eingesetzt wurden. Der Offenburger stellte sich eine Versammlung von nationalen und liberalen Notabeln gegenüber, die am 10. Oktober zu Heppenheim an der Bergstraße, über dem die alte Starkenburg den Gipfel krönt, abgehalten wurde. Sie war allgemeiner aus Deutschland, zumeist von Kammerabgeordneten und denen des Vereinigten Landtages, besucht und galt ebenfalls dem nationalen Konstitutionalismus, hier wesentlich im Gedanken eines Zollparlaments, das Preußen an der Spitze sehe und sich zum Reichstag weiterbilde. Am 12. Februar 1848 stellte in der Karlsruher Kammer Bassermann den populär verständlicheren Antrag, daß die badische Regierung Schritte tue, ein deutsches Parlament am Bunde herbeizuführen.

Auch an Krawallen fehlte es nicht, und von München aus geht über sie der Weg zu der allgemeinen deutschen Revolution, die im Februar 1848 durch die Zündkraft des Pariser Vorbildes aus dem überall lagernden Explosivstoff aufflammte.

In München war 1846 die in Europa schon wohlbekannte 26jährige Tänzerin Lola Montez angelangt, die tatsächlich eine Schottin Gilbert und schon mit einem englisch-indischen Offizier verheiratet gewesen war. Die hübsche, erfahrene und übermütige Person nahm im Sturm das Herz Ludwigs I., wenngleich diese Verliebtheit des schönheitseifrigen alten Königs nicht vollkommen den häufigen Tänzerinnenbeziehungen hoher Herren verglichen werden darf. Des Königs Wunsch nun, sie zur bayrischen Gräfin zu erheben, machte eine Urkunde über ihr bayrisches Indigenat notwendig, der das ultramontane Ministerium des liberalen Renegaten Karl von Abel (1788—1859), das seit 1837 höchst unparitätisch in Bayern regierte, ehrenhaft die Gegenzeichnung verweigerte (Febr. 1847). Lola wurde aber Gräfin Landsberg mit Hilfe eines neuen schmiegsamen, „lolamontanen" Ministeriums und regierte den König und das Land, persönlich umgeben von einer eigentümlichen Prätorianerschar, der mit ihr sehr intimen Studentenverbindung Alemannia. Als der Unwille der Studentenschaft zu Kundgebungen führte, mit denen Professoren und Bevölkerung sympathisierten, wurde u. a. im Februar 1848 die Schließung der Universität verfügt. Aber in diesen Maßregeln war der Bogen überspannt, und um so mehr, als schon die Revolutionsnachrichten aus Paris kamen, zwang die zunehmende Bewegung in den Straßen, obwohl sie einen friedfertigen, bürgerlich-soliden Charakter behielt, den König, am 11. März die Entfernung der Landsberg gutzuheißen, die also, nicht ohne gewohnte Forschheit zu bewahren, abreisen mußte. Die weitere Folge war die Abdankung Ludwigs am 19. März und die Thronbesteigung seines Sohnes Maximilian (1848—1864), den Ludwig († 29. Febr. 1868) überleben sollte, um noch den Enkel als seinen König zu begrüßen.

Die Zeit der deutschen Einigungsversuche und der neuen Reaktion.

Die Märzvorgänge von 1848.

Das Bürgerkönigtum in Frankreich hatte sein Wesen als Deckmantel der egoistischen Bourgeoisie und seine Unfähigkeit, daran etwas ändern zu wollen, durch das Ministerium Guizot immer deutlicher erwiesen, so daß auch ein Teil der ehemaligen Stützen des Julikönigtums zu den Republikanern in die Opposition schwenkte. Da der hohe Steuerzensus der Wahlberechtigten — es waren tatsächlich nur etwa 200000 — die Despotie des Geldbürgertums sicherte, drehte sich die Agitation um eine liberalere Ausdehnung des Wahlrechts. Die „Reformbanketts", wo Resolutionen gefaßt wurden, drängten sich und wurden drohender, die Unterdrückung eines solchen Banketts am 22. Febr. 1848 durch die Truppen hatte Aufläufe und Kämpfe vom 23. und 24. zur Folge; sie endigten bei dem schlechten Mut und Gewissen des Königs mit dessen Flucht am 24. und mit der Ernennung einer provisorischen, teils republikanischen, teils sozialistischen Regierung, die die Republik verkündete und eine konstituierende Nationalversammlung auf Grund des allgemeinen Stimmrechts berief. Durch den optischen Telegraphen von Paris nach Straßburg flog die Kunde nach Deutschland und überholte die Zeitungen, die das Herannahen der letzten Ereignisse hätten erkennen lassen.

Die Wirkung in Deutschland war unmittelbare Panik der Regierenden und hell aufflammende Zuversicht im Volke. Friedrich Wilhelm sandte am 28. Febr. Radowitz nach Wien, um Zusammengehen in Rüstungen und Reformen zu verhandeln. Metternich erließ am 7. März eine Zirkulardepesche, worin er kläglich von Festigung des Nationalbandes und Kräftigung des vaterländischen Geistes durch Befriedigung gerechter Wünsche sprach. Die kleineren Einzelstaaten waren meist schon viel zu tief in ihre Unruhen verwickelt, um von den Metternichschen Ministerkonferenzen noch hören zu mögen. Für das deutsche Bürgertum war die Februarrevolution nur noch das allgemeine Stichwort. Im Nu standen — der Süden voran — die Bevölkerungen in Aufruhr für die alten Ideale „Einigkeit und Freiheit", überall wurden Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksvertretung am Bunde und Volksbewaffnung verkündet: letzteres als die populärste dieser Forderungen, verklärt durch eine idealisierende Erinnerung von den Befreiungskriegen her. Wo sich nur in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten das Volk erhob, hatte es Erfolg, und eine Zeitlang lag alles Ansehen in den Händen seiner Wortführer. Diese Wortführer stellte das Bürgertum, insbesondere der Advokatenstand und das Schriftstellertum. Die sozialen Forderungen der Arbeiter, sowie diejenigen der abhängigen Landbevölkerung, welche besonders in einigen fränkischen Gegenden revoltierte, wurden von der Bourgeoisie beschwichtigend oder ablenkend auf die spätere Gesetzgebung verwiesen. Bedrücker

sollte man nur auf den Thronen kennen dürfen, und gegen deren Werkzeuge allerdings, gegen Zensur, Polizei und Militär, vereinigte fast alle Stände ein ehrlicher, tief volkstümlicher Haß.

Die badische Regierung gab in allem einer von Mathy und Hecker geführten Offenburger Versammlung vom 27. Februar nach, während Bassermann schon am 12. Februar in der badischen Kammer die Herbeiführung eines deutschen Parlaments beantragt hatte. Ähnlich verhielten sich die übrigen mittleren und kleineren Staaten. Vielfach wurden die liberalen Volksführer Minister: Mathy in Baden, Römer in Württemberg (mit Paul Pfizer als Kultusminister), Thon-Dittmar in Bayern, Heinrich von Gagern (1799—1880), der Sohn des S. 360 erwähnten freisinnigen Politikers, in Hessen-Darmstadt, Hergenhahn in Nassau, Eberhard und Wippermann in Kurhessen.

Unterdessen beschloß der Frankfurter Bundestag am 3. März, daß er jedem Bundesstaat die Einführung von Preßfreiheit anheimstelle, nahm am 9. März die bisher verfemten schwarzrotgoldenen Farben für den Bund an und ging auf Vorbereitung von Bundesreformen ein, indem er selber zu den 17 Bundesgesandten des engeren Rats 17 Vertrauensmänner der Bevölkerungen einberief. Das schlechte Gewissen des bisherigen politischen Herrentums trat in all diesen kahlen und schleunigen Nachgiebigkeiten grell hervor, während in Preußen immerhin ein pietätvoll historisches Staatsgefühl, überhaupt die ehrliche, wenn auch staatsmännisch versagende „Idee" den König und die ihm geistig näherstehenden Männer leitete.

Das Vorangehen der Badener schien eine Selbstverständlichkeit, nachdem schon in den vergangenen Jahrzehnten ihr Landtag wie zum vorbildlichen Lehr- und Hörsaal des konstitutionellen Parlamentarismus geworden war, wo man für die allgemeinen Prinzipien, Preßfreiheit usw. kämpfte. In Heidelberg fand am 5. März eine neue Versammlung von 51 zumeist gemäßigten liberalen Notabeln statt, darunter Mathy, Bassermann, Welcker, Gervinus, Häusser, aber auch Hecker und der gleichfalls radikale v. Itzstein aus Mainz, neun Württemberger, ferner u. a. Hansemann. Hecker und Struve verlangten heftig die Ausrufung der deutschen Republik, während Gagern die Losung des deutschen Kaisertums ausgab und die Versammlung sich entschloß, das deutsche Parlament herbeizuführen. Sie lud durch ihren Siebenerausschuß nach Frankfurt eine Versammlung von Ständemitgliedern und Vertrauensmännern aus ganz Deutschland, auch aus Ost- und Westpreußen, die nicht zum Bunde gehörten, ein. Dieses „Vorparlament" trat am 31. März, über 500 Mitglieder stark, in der Paulskirche zusammen, ohne gesetzliches Mandat, aber als derzeitiger Gebieter über Deutschlands Schicksal. Denn inzwischen war auch in Wien und Berlin die Revolution ausgebrochen und hatte mehr oder minder deutlichen Sieg erlangt.

In Wien waren sogar Kaiser, Erzherzöge und übrige Minister, wenn nicht der langen, doktrinär regierenden Metternichschen Geistlosigkeit, so doch seiner Diktatur von Herzen überdrüssig. Der Kaiser empfing am 13. März die niederösterreichischen Stände in corpore zur Anhörung (und Vertröstung) der Volkswünsche. Gleichzeitig scharten sich Volksmengen und Studenten zusammen, die mit den Truppen aneinandergerieten; die Staatskonferenz entwarf gerade die Aufhebung der Zensur, während von draußen der Ruf „Abzug Metternich!" in die Fenster scholl. Metternich legte selbigen Tages noch seine Ämter nieder. Am 14. verließen die Truppen die Stadt, der Hof stellte sich unter den Schutz der schlaffen Bürgergarde und der bewaffneten jugendlich radikalen Studenten, am 15. März wurde Reichsversammlung und Konstitution zugesagt und am 20. März ein neues, wenn auch nicht liberales Ministerium unter Ficquelmont und Kolowrat gebildet. Die Lombardei und Venezien

erhoben sich zum Befreiungskampfe, Ungarn und Böhmen standen vor dem nahen Ausbruch ähnlichen Aufruhrs, in den deutschen Provinzen erhoben sich die Bauern gegen die bedrückenden Gutsherren und die Bürger gegen das Polizeisystem. Der Absolutismus hatte seine Hochburg unwiederbringlich verloren.

Die Revolution in Berlin.

Jetzt hatte in Deutschland von den nennenswerten Staaten nur noch Preußen keine siegreiche Revolution aufzuweisen. Denn auch in Dresden wurde am 13. März ein neues Ministerium gebildet, das am 16. Erfüllung der liberalen Forderungen verhieß, und tatsächlich beherrschten in Sachsen die Demokraten die Sachlage und die baldigen Wahlen.

Innerhalb der preußischen Monarchie gärte es schon seit Ende Februar am Rhein, wo die französischen Vorgänge aus größerer Nähe einwirkten, sowie in Breslau, das viele revolutionslüsterne Elemente in seinen Mauern hatte und den polnischen Revolutionsherden am meisten benachbart war. Auch in Ostpreußen, wo im Gegensatz zu den übrigen alten Provinzen rege politische Anteilnahme herrschte, wurde die Stimmung unruhiger. In Posen flammten natürlich sogleich die alten nationalpolnischen Befreiungshoffnungen empor. Notwendig mußten sich alle diese Bewegungen der Peripherie alsbald nach der Hauptstadt verpflanzen. In der ersten Märzhälfte begann ein eigentümliches Zusammenströmen fremder Elemente nach dort. Begreiflicherweise hatten alle Revolutionäre Europas ihre Aufmerksamkeit auf Berlin gerichtet, denn für ihr Streben war die preußische Monarchie der gefährlichste Gegner durch Stärke, Gesundheit und zögernd ruhigen Staatsfortschritt. In den Pariser Briefen der größeren und besser unterrichteten Zeitungen lesen wir, daß in der französischen Hauptstadt von Haus zu Haus für die Heerfahrt nach Deutschland Geld und Waffen gesammelt wurden, um dort Revolution machen zu helfen. Mit Verwunderung sahen die Berliner die Menge fremder Gesichter in ihrer Stadt, vernahmen die vielen polnischen und französischen Laute. Bezeichnend ist die hohe Verhältniszahl nicht agnoszierbarer Opfer der Barrikadenschlacht vom 18. März. Es waren aber auch schon in diesen Tagen dieselben Physiognomieen heimatlosen Rowdytums dabei, von denen etwas später der liberale Volksvertreter Bassermann im Frankfurter Parlament berichtete, daß sie ihn bei seiner Mission nach Berlin geradezu erschreckt hätten: „Ich sah hier Gestalten die Straße bevölkern, Gestalten, die ich nicht schildern will" — die dann aber ohne nähere Schilderung als ‚Bassermannsche Gestalten' in ganz Deutschland ein verständliches geflügeltes Wort geblieben sind.

Auf Friedrich Wilhelms Natur hatten die Vorgänge mit der Wucht überlegener Gewalten gewirkt. Verzichtend gab er das zögernde Tempo für seine staatsrechtlichen Ausgestaltungen und die eifersüchtige Wahrung der Initiative auf; sein Monarchentraum war ausgeträumt, sein Kunstwerk zertrümmert, ehe er es geschaffen. Auf den 27. April — anstatt, wie er gesagt hatte, nach vier Jahren — entschloß er sich, den Landtag wieder einzuberufen; das bedeutete nunmehr: Verständigung über eine geschriebene Verfassung. Am 8. März verhieß er Preßfreiheit. Auch die deutsche Frage nahm er endlich konkreter auf; Radowitz' Sendung nach Wien galt auch dem Bundesgericht, der seit 1841 wieder liegen gebliebenen Kriegsverfassung des Bundes und der Betrauung des Bundes mit Handels- und Verkehrswesen, sowie mit dem Zollwesen, obwohl dies den Verzicht auf die preußische Hegemonie im Zollverein enthielt.

Im Gegensatz zu den konstitutionellen deutschen Mittelstaaten fehlten dem Beamtenstaate Preußen die schon vorhandenen Gruppen bürgerlicher Berufspolitiker, welche sich dort der Führung sogleich nach dem 25. Februar bemächtigt hatten. — Verhältnismäßig spät, erst mit dem 7. März, begann in Berlin die Bewegung sichtbar zu werden, zunächst in Gestalt nachmittäglicher und abendlicher Volksversammlungen bei den Zelten im Tiergarten. Die Teilnehmer waren Studenten und „niedere Bevölkerung", wie auch von liberaler Seite berichtet wird. Der Mittelstand und das Hausbesitzertum hielten sich, im Gegensatz zu dem übrigen Deutschland und besonders zu München, geflissentlich fern. Man erkennt überhaupt, daß vor wie nach der Katastrophe des 18. März im Berliner Bürgertum lebhafte Besorgnis vor Eigentumsverletzungen und vor der sozialen Revolution bestanden hat. Die Wortführer

der Bewegung waren Literaten und einzelne Studenten, bis auch sie von noch radikaleren Elementen beiseite geschoben wurden. Zu letzteren gehörten die von auswärts gekommenen sachverständigen Barrikadenmänner, welche nun gelehrige und atemlos lauschende Zuhörer fanden. Mit dem 13. März begannen die Schmähungen und Steinwürfe auf die zu duldender Hinnahme verurteilten Schildwachen und Wachabteilungen. Freilich fand auch wieder seitens der jungen Gardeoffiziere das Wort Kanaille eine ausgiebig hörbare Verwendung. So wuchs eine noch vermehrte Erbitterung zwischen Militär und Volk täglich bedrohlicher heran.

Ein Frühlingsmonat von wundervoller Schönheit ist es gewesen, der die deutschen Revolutionstage von 1848 gesehen hat. In allen politischen Liedern jener Zeit erklingt die doppelte Seligkeit über die Strom und Flur befreiende Herrlichkeit dieses Lenzes und über den Völkerfrühling, „wie die Welt noch keinen sah". Man wird den Einfluß nicht leicht überschätzen können, den der sonnige Optimismus des Wetters auf das Geschehende im einzelnen ausgeübt hat; die trübe Realistik eines Regentages hat schon Revolutionen unterbrochen. — Am Abend des 13. wurde von schreienden, pfeifenden, johlenden Volkshaufen vor dem königlichen Schlosse „Freiheit", „Preßfreiheit" gerufen und dort ebenfalls das Militär mit Steinen geworfen. Am 14. wie am 15. durfte und mußte letzteres an einzelnen Stellen mit der Waffe vorgehen; die Opfer waren natürlich, wie stets in solchen Fällen, die weniger Beteiligten, während — ich zitiere einen der liberalen Korrespondenten der Augsburger Allgemeinen Zeitung — „der schuldige Pöbel, das schlechteste Gesindel der Stadt, sich flüchtete."

Der 15. März steigerte die Gefahr erheblich durch die aus Wien eintreffenden Nachrichten. Am 16. schien der Ausbruch nicht mehr zweifelhaft, nachdem man abends vorher Barrikaden gebaut und Waffenläden zu plündern versucht hatte. Die Bahnzüge brachten verstärkten Zufluß von außen, darunter auswärtige Studentengruppen. Mehr wie alle anderen war dieser 16. März ein Tag der ausschweifendsten Gerüchte. An der Börse wußte man, in Dresden und Brüssel sei die Republik erklärt; durch die Straßen lief die Kunde, die preußischen Provinzen seien in siegreichem Aufstande und Rheinland werde zu Frankreich übergehen. Die Berliner Studenten bewaffneten sich, die bisher recht unlustigen Bürgerkreise nahmen entschlossener Partei, keineswegs im Sinne des Aufruhrs, aber sie wollten auch ihrerseits bekennen, daß der Tag des volkseinigen freien Deutschland erschienen sei, und steckten die schwarz-rot-goldene Kokarde auf. Und — man begann auf der Straße zu rauchen. So wurde als erstes Bürgerrecht, welches die Revolution in Gebrauch nahm, die Rauchfreiheit usurpiert, der gegenüber die Polizei ein verschollenes Anstandsgebot bisher tyrannisch aufrecht erhalten hatte. Abends fand vor dem Palais des Prinzen von Preußen eine Kundgebung statt.

In dieser Lage der Dinge ward noch einmal durch die unsichtbaren Regisseure selber Einhalt getan. Ihre Parole lautete: abwarten. Ein Losschlagen jetzt hätte immer nur den Putsch einer Pöbelminorität bedeutet; das breite Bürgertum sollte noch erst künstlich in den Strudel des Fanatismus und Radikalismus mit hineingerissen werden. Die Redner der Versammlung, die abends im „Hofjäger" stattfand, erhoben die einleuchtende Forderung, daß die Intelligenz Berlins nicht hinter derjenigen der Provinz zurückstehen dürfe. Zugleich war man eifrig mit der Gründung politischer Klubs, völlig nach altem jakobinischem Vorbild, beschäftigt, wofür es an vermittelnden Persönlichkeiten, besonders in Gestalt von Schriftstellern und Ärzten, nicht fehlte. Immer deutlicher machten sich die Symptome einer Organisation bemerkbar.

Den bestimmten Plan derselben hat man wohl zutreffend darin erkannt, das Eintreffen einer liberalen rheinländischen Abordnung an den König, wovon man erfahren hatte, abzuwarten, sowie zur größeren Sicherheit eine gleichzeitige Deputation der Berliner Stadtverordneten zu veranlassen, welche weitgehende freisinnige und Einheits-Forderungen erheben sollte; nach der ungenügenden Antwort des Königs, auf die man rechnete, konnte mit sehr viel verbesserten Aussichten losgeschlagen werden.

Von „Republik" ist während der Berliner Märztage ernstlich nicht die Rede gewesen. Das wußten auch die Rädelsführer, daß die Königstreue vorläufig unerschütterlich war und über die stürmischsten Meinungen und Hoffnungen erhaben blieb. Desto lebhafter wurde gegen die Armee geschürt und gegen deren Haupt, den Prinzen von Preußen, dessen soldatischer Sinn und straffes Wesen der Pfeiler war, woran der Aufstand zerschellen konnte. Es war auch wohl bekannt geworden, daß der Prinz die Nachsicht des Gouverneurs von Berlin, General von Pfuel, gegenüber der täglich zunehmenden Unordnung getadelt hatte. Jedenfalls aber ist seine Einwirkung auf den Gang der Ereignisse damals auf das unvernünftigste und gehässigste überschätzt worden.

In verblüffender äußerer Friedlichkeit verging der 17. März, man konnte fast an wiedereingetretene Ruhe glauben. Abends traf in erwarteter Weise die rheinländische Deputation ein; die ebenfalls für morgen angesetzte Abordnung der Stadtverordneten sollte nach ausgegebener

Losung von den Bürgern auf den Schloßplatz begleitet werden, und Tausende hatten sich bei der Umfrage am 17. dazu bereit erklärt. So konnte die abendliche Versammlung im „Tivoli" ihre Festsetzungen mit ziemlicher Sicherheit treffen.

Auch im Schlosse und bei der Regierung war der geplante Massenaufzug, dank der Tüchtigkeit des volksbeliebten und wohlwollenden Polizeipräsidenten v. Minutoli, bekannt. Am Sonnabend, dem 18. März, früh 6 Uhr wurde der Oberbürgermeister Krausnik durch den Minister des Innern (seit 1845, vorher seit 1842 Finanzminister) Ernst v. Bodelschwingh von der für zwei Uhr zu erwartenden Demonstration in Kenntnis gesetzt und um seine Mitwirkung zu gemeinsamen Maßregeln ersucht. Der Magistrat versagte allerdings, wie bisher überhaupt. Er hatte die Tage vorher vermitteln wollen, aber bei Hofe hatte er eher über die wahre Stimmung durch eine übertriebene Untertänigkeit, welche Verlegenheit war, irregeführt; in der erregten Stadt konnten seine Verheißungen und flauen Beschwichtigungen nur aufmunternd wirken. Auch am 18. März fiel ihm nichts Besseres ein, als sich der Stadtverordnetendeputation vermittelnd anzuschließen.

Inzwischen hatte der Ministerrat das angekündigte freiheitliche Preßgesetz durchberaten und fertiggestellt. Ferner unterzeichnete der König in der Frühe des 18. das berühmte Patent, welches den Landtag schon auf den 2. April einberief, Preußen eine Verfassung zusagte und in der deutschen Sache Bundesreform unter Mitwirkung eines Volksparlamentes verhieß.

Mit klarem Schein war die Sonne am Morgen des verhängnisvollen 18. März wieder emporgestiegen, und blaugoldene Frühlingstimmung lag über der Stadt. Schon gegen Mittag, während sich alle Erwartung immer mehr auf den Schloßplatz konzentrierte, begann nach Feststellungen, an denen anscheinend nicht zu zweifeln ist, in der Stadt der systematische Barrikadenbau. Spezialisten und Schüler dieser Kunst fügten Tonnen, Wagen, ausgehobene Türen, Bretter und Pflastersteine zu hohen festen Schanzen; wohl übertrieben hat man sie nach Hunderten zählen wollen. Auf die Dächer trug man korbweise Flaschen, Steine und sonst jede rohe Art von Wurfgeschossen, zu denen die abgedeckten Ziegel hinzukamen. Gerade von liberaler Seite wird auch berichtet, man habe nachher siedendes Wasser und Öl von den Dächern gegossen. Das ist am Ende doch Eifer und Schilderung kraftvoller Phantasie.

Um ein Uhr empfing der König die Rheinländer und sagte ihnen im Hinblick auf das bereits vollzogene Patent, ihre Gesuche entsprächen seinem Vorhaben. Ähnlich erwiderte er unmittelbar danach den städtischen Abgeordneten, welchen, nachdem sie entlassen waren, Minister von Bodelschwingh das Patent vorlas. Außerdem stand die Umgestaltung des bisher konservativen Ministeriums im liberalen Sinne vor der Türe. Jedenfalls war auch in Preußen die Revolution siegreich gewesen, so siegreich wie in München oder Wien; der König hatte in allem nachgegeben, unfrei im Entschluß, doch unzweifelhaft mit redlicher Absicht.

Zu Tausenden stand die Menge vor der Südseite des Schlosses, als die Berliner Abordnungen gegen zwei Uhr zurückkamen. Sie erzählten voll freudiger Genugtuung. Gleichzeitig erschienen Extrablätter der „Preußischen Allgemeinen Zeitung", die den Wortlaut des Patents enthielten; sie gingen von Hand zu Hand — nun folgte eine Szene unbeschreiblichen Jubels, unaufhörliche Hochrufe dröhnten zu den Fenstern des Schlosses empor, zweimal erschien dankend der König, endlich ließ er bitten, nach Hause zu gehen, da er zu arbeiten habe und weil die Königin erkrankt war.

In diesen Minuten schwankte die Wage des Geschicks und schien sich gegen die unbefriedigten Hetzer zum Aufruhr, gegen die prinzipielle Revolution entscheiden zu wollen. Aber während die Bürger anfingen sich zu zerstreuen und die Kaffeehäuser anzufüllen, wo man die Extrablätter vorlas und besprach, gewannen jene die Oberhand zurück. Anstatt der Hochrufe hörte man jetzt „Militär zurück!" und andere Radauparolen brüllen, ein wüstes Herandrängen gegen das Schloß und die Truppen begann. Da erlaubte oder befahl der König dem General von Prittwitz, den er soeben anstatt v. Pfuels zum Oberbefehlshaber ernannt hatte, den Schloßplatz ohne Anwendung von Waffen durch langsames Vorrücken der Truppen zu leeren.

Das wurde ungeachtet neuer Reizungen in Ruhe ausgeführt. Aber aus dem Zuge, der nach der Kurfürstenbrücke zu vorging, fielen zwei Schüsse. Der Grenadier Kühn hakte ungeschickt mit dem Gewehrschloß am Seitengewehr fest, dem Unteroffizier Hettgen schlug einer im Gedränge mit einem Stock auf das Piston und Zündhütchen. Beide Schüsse trafen niemanden, die ganze Szene war weit glimpflicher, als manche an den Tagen vorher.

Aber in diesem Augenblick wurde sie zum Signal, das, wenn es erwünscht war, nicht gelegener hätte kommen können. „Auf die friedlichen Bürger ist geschossen, als sie dem König für die bewilligte Preßfreiheit ein Hoch brachten. Berlin in Revolution." Mit diesen Worten eines schon um drei Uhr abgesandten Zeitungsberichts eilte die Nachricht durch das entsetzte Berlin und in das übrige Deutschland hinaus. Noch am nächsten Morgen war die allgemeine Meinung, ein Glied Grenadiere habe nach dreimaligem Trommelschlag Feuer gegeben und eine Reihe von

Bürgern niedergestreckt. So ist denn alles, was sich bis zum Morgen des Sonntag, vom 18. auf den 19. März, ereignet hat, unter diesem verhängnisvollen Eindruck geschehen. Ob aber ohne die zwei Schüsse der Kampf am 18. oder an einem anderen Tage hätte vermieden werden können, bleibt eine Frage, die schwerlich bejaht werden dürfte.

Verrat! Mord! Rache für das Bürgerblut! Die bis in die äußeren Stadtteile errichteten Barrikaden füllten sich mit schwarzen Kämpfermassen, die Schützen an den Fenstern, die Handartilleristen auf den Dächern nahmen ihre Stellungen ein.

Dann trat eine Weile hindurch Totenstille ein, das furchtbare Schweigen vor der Katastrophe. In der Königstraße, wo Studenten und Mitglieder der Schützengilde mit den Soldaten Schüsse wechselten, brach es los. Die Beteiligung der wohlgeübten Bürgerschützen ward für die breit anstürmenden Soldaten besonders gefährlich. Abgesehen von der Schützengilde hielt sich die Bürgerschaft vom eigentlichen Kampfe fern, aber gehorchte gefügig den Bestimmungen der Barrikadenkommandanten über die anstoßenden Häuser. Wesentlich war, daß es den Studenten gelang, die Borsigsche Arbeiterschaft für den Kampf zu gewinnen. Die beim Barrikadenkampf typischen Verteidigungsmaßregeln werden auch berichtet; man bestreute die Straßen zur Abwehr gegen die Kavallerie mit zertrümmerten Flaschen und spannte Drähte über den Boden.

Erst allmählich gewann das Militär eine weniger verlustreiche Taktik gegen die Bollwerke der Aufständischen und die in Festungstürme verwandelten Häuser. Man suchte die Barrikaden zuerst durch Artillerie zu verwüsten und die Fensterschützen durch Tirailleure zu vertreiben. Eine Schanze in der Breitenstraße am Köllnischen Rathause leistete mehrstündigen Widerstand. Im ganzen ward von gegen vier Uhr an über acht Stunden gekämpft.

An den Barrikaden trugen Greise und Kinder Munition und Speisen zu und gossen Kugeln, desgleichen taten zahlreiche Frauen, mit jenem fanatischen Mut, der sie befallen kann, jenem Gemisch aus Erregung und einem Gefühl von Unverletzlichkeit. Die Inhaber von Waffenläden mußten geschehen lassen, daß man ihre Vorräte davontrug. Die Schenkwirte hielten für gut, unentgeltlich Erfrischungen zu verabreichen. Unausgesetzt heulten die Sturmglocken aller Kirchen mit dem Donner der Geschütze um die Wette, man hatte die Kirchtüren und Turmpforten mit Äxten eingeschlagen. Als es Abend wurde, mußten alle Fenster mit Lampen und Kerzen illuminiert werden, um die angreifenden Soldaten sehen und niederknallen zu können. Die ganze ethische Skala vom reinsten Edelsinn bis zur Roheit herunter mengt sich auf beiden Seiten in die Tragödie dieser Straßenschlacht ein. Dazwischen fehlen Charakterzüge des spezifischen Berlinertums nicht, gute und schlechte Witze, allerhand Bravourstücke der Dreistigkeit und Unverblüfftheit. Vor dem Schlosse Monbijou, dem jetzigen Hohenzollern-

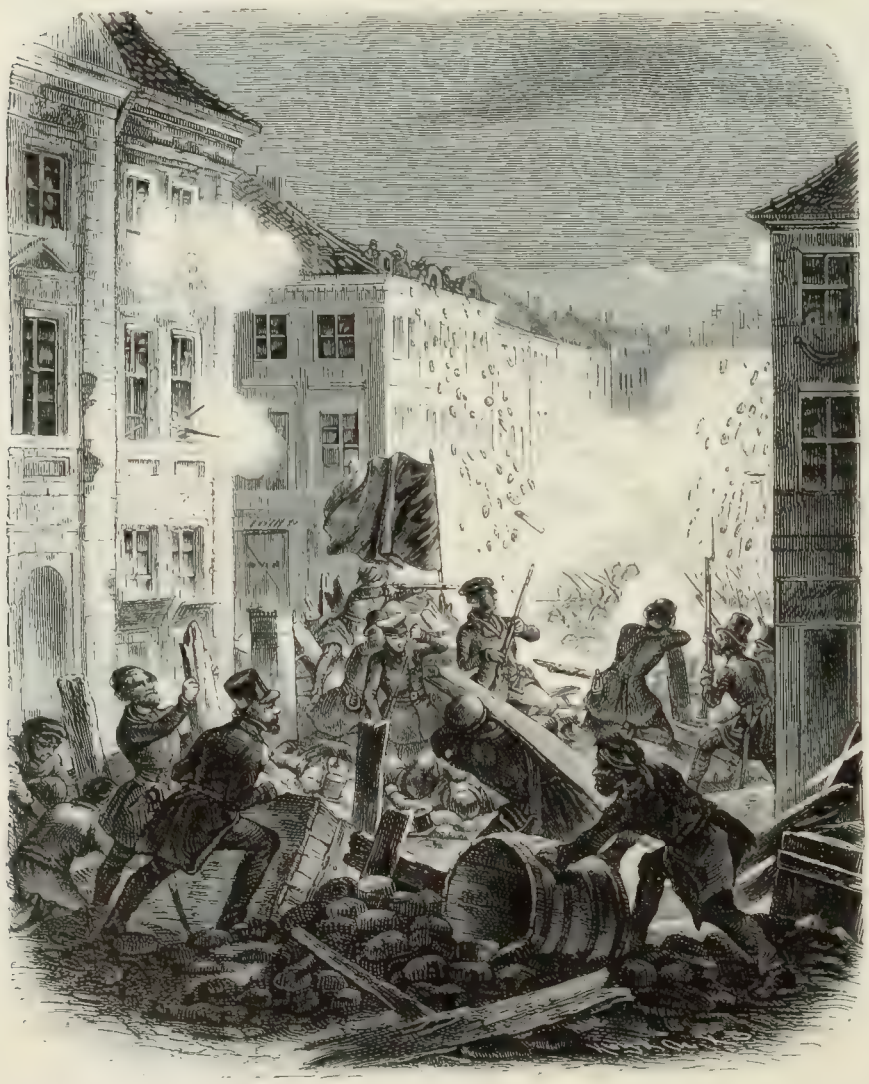


Abb. 269. Barrikadenkampf vor dem köllnischen Rathause zu Berlin in der Nacht vom 18. zum 19. März. Gezeichnet von F. Kirchhoff. Nach der Leipziger Illustrierten Zeitung, Jahrgang 1848.

Abb. 270. Palais des Prinzen von Preußen unter den Linden. Links, vom Opernplatz her, die Königliche Bibliothek. Lithographie von W. Ehrentraut.

museum, erzielte der die Wache kommandierende Leutnant, daß die Angreifer ihm zuletzt ein Hoch brachten, nachdem er sie gefragt hatte, was sie eigentlich wollten, und einem, der mit dem Messer hantierte, eine Maulschelle gegeben.

Bestürmt von den widersprechendsten Eindrücken, von Ratschlägen und Ratgebern aller Art, saß in seinem Schlosse der König, seiner gewohnten Umgebung und seinen Offizieren ein Bild der Unschlüssigkeit und des bittersten Schmerzes. Dazwischen fand er doch wieder Haltung und Respekt einflößenden Unwillen. Einer Abordnung, welche ihm aus selbsterteilter Mission bei Einbruch der Dunkelheit anraten wollte, die Truppen abziehen zu lassen, also zu kapitulieren, zeigte er die von Waffen blitzende Königstraße und sagte: „Sehen Sie, diese Straße gehört mir schon."

Über die Dächer stieg der Vollmond empor und beleuchtete mit seinem bleichen Schein die Blutszenen dieser zugleich wundervollen und fürchterlichen Frühlingsnacht. Von verschiedenen Stellen wirbelten Flammen- und Rauchsäulen auf; man hatte die königliche Eisengießerei und mehrere Gebäude der Militärverwaltung, darunter das große Fuhrwerkmagazin der Artillerie angesteckt, in der vergeblichen Hoffnung, dadurch das Militär aus dem Kampfe fortzulocken. Immer neue Gerüchte belebten den Mut der Barrikadenkämpfer: zahlreiche Truppenteile sollten zum Volke übergetreten sein, der Sieg der Revolution in ganz Preußen wurde gemeldet, die siegreichen Revolutionäre von Stettin, Frankfurt a. O. und Halle sollten jeden Augenblick eintreffen. Übrigens blieb Berlin tagelang von jeder raschen Verständigung mit der Außenwelt abgeschnitten, da man den optischen Telegraphen zerstört hatte. Daher hat einen Tag lang von Leipzig aus das Gerücht in Deutschland verbreitet sein können, die Berliner Straßenkämpfer hätten gesiegt, der König sei auf der Flucht getötet worden.

Um Mitternacht verstummte auf Befehl des Königs das Kampfgetöse. Es trat ein einseitiger Waffenstillstand ein. Den Truppen gehörte jetzt der weitere Umkreis des Schlosses nebst allen wichtigeren öffentlichen Gebäuden und Brücken. In der Morgendämmerung ward die Proklamation verbreitet, welche Friedrich Wilhelm in der Nacht persönlich verfaßt und geschrieben hatte. Sie klärte vor allem die zwei Schüsse auf; ferner trennte der König auch hier seine Berliner von jenen europäischen „Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend", in denen er mit einem Rückfall in seine alte Verkennung der lebendigen Wünsche des Volkes die letzte Ursache der gesamten Bewegung erblickte. Seinen lieben Berlinern verhieß er mit seinem königlichen Wort die Zurückziehung der Truppen von Straßen und Plätzen, sobald zum Friedenzeichen die Barrikaden weggeräumt sein würden.

Dies geschah dann in der Tat, nachdem ein versuchter Entrüstungsrummel über den Böswichtersatz bei den ernüchterten Bürgern nicht mehr verfangen hatte. Der König zog daraufhin die Truppen zurück, und zwar, gegen den dringenden Rat seines Bruders Wilhelm und des Generals v. Prittwitz, auch vom Schloß und Zeughaus. Eine Bewilligung und Gnadenverfügung folgte nun der andern; allmählich bekam der Sonntag in den Straßen ein geradezu frohes und festliches Gepräge, abends wurde illuminiert. Am 20. schon wurden die Pflasterer fertig, und Omnibusse, Droschken konnten wieder verkehren. Aber denjenigen, die noch nicht genug hatten, hatte die mehr wie vertrauensvolle Entfernung der Truppen ein freies und freches Spiel eingeräumt. Was sie mit Überlegung bezweckten, war, den König zu beleidigen, zu erniedrigen und fast unmöglich zu machen. Als häßliche Kränkung ist ihr Tun denn auch schon am gleichen Tage von gemäßigt denkenden Berichterstattern aufgefaßt worden. Im Schloßhofe bildeten jetzt Bürger mit Waffen aus dem Zeughause eine groteske Schutzwache. Dorthin schleppte man einige von den lorbeerbekränzten Leichen, mit denen Aufzüge durch die Straßen zogen, mit bloßgelegten Wunden, und erzwang durch eine Szene geheuchelter Sentimentalität und ungeheuchelter, drohender Roheit, daß der König aus seinen Zimmern herabkam und den gefallenen Volkskämpfern seine Ehrfurcht erwies. Am 20. war man auch nahe daran, das Palais des in der Frühe abgereisten Prinzen von Preußen zu demolieren, von dem immer wieder behauptet wurde, er habe durch einen Wink die Schüsse auf dem Schloßplatz verschuldet. Um Niederbrennen oder Beschlagnahme als „Nationaleigentum" stritt man sich hin und her. Hier bewies sich hilfreich der Berliner Respekt vor der Intelligenz, insofern, als bei einem Brande höchstwahrscheinlich die angebaute Königliche Bibliothek verloren gegangen wäre. „Kinder," sagte ein Arbeiter, „wenn wir die Bibliothek verbrennen, dann haben wir auch keine Gelehrten, und wenn wir keine Gelehrten haben, dann haben wir jar nischt." So bekamen schließlich die Studenten recht, die für Erhaltung waren und an den Adlern auf der Dachzinne schwarz-rot-goldene Fahnen befestigten. Die Studenten waren überhaupt die Helden des Tages, bis auch sie ihre Popularität abtreten mußten an — die Polen.

Auch die Teilnehmer des Posener Aufstandes von 1846, die in Moabit ihre Strafe abbüßten, hatte der König nämlich begnadigt. Mitten während der Barrikadenkämpfe hatten ihn besondere Abordnungen hierum ersucht, als ob es nichts Dringlicheres gäbe; man hatte auch einen Versuch gemacht, das Gefängnis zu stürmen. Nun empfingen sie bis zu ihrer Abreise (zu neuer Aufruhrstifterei) die überschwenglichen Huldigungen der Hauptstadt. Schon verkündeten die Blätter freudebewegt, Preußen habe das Großherzogtum Posen der Freiheit zurückgegeben, und entrüsteten sich über den Einwand, was dann aus der halben Million dortiger Deutscher werden solle. Auch bei der Beerdigung der gefallenen Straßenkämpfer gehörte die größte Aufmerksamkeit den Scharen, die unter der weiß und roten Fahne Polens im Zuge schritten.

Die Beerdigung geschah am 22. März unter Aufgebot ehrender Feierlichkeiten. 183 Männer, 5 Frauen und 2 Kinder trug man zum Friedrichshain, einem zu Ehren Friedrich Wilhelms III. im Osten der Stadt angelegten Park. Der König nahm an der Ehrung teil, indem er vom Balkon die lange Reihe der Särge mit entblößtem Haupte grüßte. Viel weniger feierlich geschah in der Frühe des 24. März die Bestattung der gefallenen Offiziere und Soldaten, soweit diese nicht nach Spandau und Potsdam geschafft waren. Die Truppen hatten nämlich inzwischen Berlin überhaupt verlassen. Es war nur die Konsequenz des am Sonntag gegebenen Befehls, der ihnen den Erfolg ihres Sieges aberkannte, und jetzt sogar eine Vorsicht, um nicht neues Unheil entstehen zu lassen.

Unterdessen war aus liberalen Edelleuten und bürgerlichen Landtagsführern das neue Ministerium unter dem Vorsitz des Grafen Arnim-Boytzenburg gebildet worden. Heinrich v. Arnim, der Minister des Auswärtigen, war es, der dem König riet, die Bewegung auf die deutschen Hoffnungen abzulenken. Am 21. März morgens wurde die Proklamation mit den vielberufenen Worten veröffentlicht: „Preußens Friedrich Wilhelm IV. hat Sich, im Vertrauen auf Euren heldenmütigen Beistand und auf Eure geistige Wiedergeburt, zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamtvaterlandes gestellt." Am Nachmittag erfolgte der gleichzeitig angekündigte Umritt des Königs mit den schwarz-rot-goldenen Farben. Die Zusammensetzung des Aufzuges konnte als ein bezeichnendes Momentbild gelten: Generale, Minister, Prinzen, Bürgerschützen und Studenten geleiteten den Monarchen.

Das Guckkasten-Lied vom großen Hecker.

(Nach bekannter Melodei zu singen.)

1.

Seht, da steht der große Hecker,
Eine Feder auf dem Hut,
Seht, da steht der Volkserwecker,
Lechzend nach Tyrannenblut!
Wasserstiefeln, dicke Sohlen,
Säbeln trägt er und Pistolen,
Und zum Peter sagte er:
„Peter sei du Statthalter!“

2.

„Peter“, sprach er, „du regiere
„Constanz und den Bodensee,
„Ich zieh' aus und commandire
„Unsre tapfre Armee;
„Mit Polacken und Franzosen
„Wird der Herwegh zu mir stoßen,
„Und der stiebt lebendig eh'r,
„Als daß er ein Hundsfott wär'.“

3.

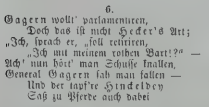
Pfäffterer und Schiefterdecker,
Alles, niederzig und hoch,
Alles jauchzte unserm Hecker,
Als er aus zum Kampfe zog.
Handwerksburschen, Literaten,
Tailleurs, Bauern, Advokaten,
Alles folgte rasch dem Zug,
Als er seine Trommel schlug.

4.

Rumbidibum, so hört' man's schlagen,
Rumbidibum Dumdumdumbum;
Und bei Straß' ließ Weishaar sagen
Rings im ganzen Land herum:
„Thut euch schnell zusammenraffen,
„Gebt mir Mannschaft, Pferde, Waffen,
„Oder ich bring Alles um;
„Rumbidibum Dumdumdumbum.“

5.

Durch die Baar that man zieh wandern,
Und hernach in's Wiesenthal,
Und daselbst ließ man bei Randen
Auf Soldaten eine Zahl
Edler Gagern, wahre Hessen,
Wollt ihr euch mit Hecker messen?
Gagern, du kömmst nicht zurück,
Vivat hoch die Republik!



6.

Gagern wollt' parlamentiren,
Doch das ist nicht Hecker's Art;
„Ich, sprach er, „soll retiriren,
„Ich mit meinem rothen Bart!?“ —
Ach! nun hört man Schüsse knallen,
General Gagern sah man fallen —
Und der tapfre Hinckeldey
Saß zu Pferde auch dabei

7.

Und als Gagern war gefallen,
Fing man leider auf dem Rhein,
Zur Bekümmerniß uns Allen,
Unsern edeln Struwel ein;
Man that ihn zu Gisen legen,
Aber von des Heckers wegen
Ließ der Obrammann Schey
Den Gefang'nen wieder frei.

8.

Kaiser, Weishaar, Struwel, Peter,
Alle trieb man allbereits
Gleichsam als wie Uebelthäter
In die schöne, freie Schweiz
Doch der Peter, der kam wieder,
Legt die Statthalterschaft nieder,
„Denn, sprach er, ich werde alt,
„Und verlier' sonst mein' Gehalt.“

Hecker, sag, wo bist du, Hecker?
Hegst die Hände in den Schooß?
Auf nun, du Tyrannenschrecker,
Jetzt geht es auf Freiburg los.
Badner, Hessen und Nassauer
Stehen dorten auf der Lauer
Doch wir kommen schon hinein,
Denn neutral will Freiburg sein.

9.

Oben her vom Günterothale,
Hinter Wald und Hecken vor,
Kam im Sturm mit einem Male,
Siegel's wildes, tapfres Corps.
Aber unsre Hessenschützen
Ließen ihre Büchsen blitzen,
Und das Corps zog sich zurück,
Aus war's mit der Republik!

10.

All die schönen Stadtkanonen,
Großer Hecker, sie sind dein;
Und man labet blaue Bohnen
Nebst Kartätschen schnell hinein.
Langsdorf will recognosciren,
Läßt sich auf den Münster führen,
Und guckt durch ein Perspektiv,
Ob es gut geht oder schief

11.

Und Madam hieß ihn verstecken
Sich in ihren treuen Schooß,
Denn er kennt' kein Pulver riechen,
Und es ging erschrecklich los;
Schimmelpfennig ward getroffen,
Manche Seele ward getroffen,
Und erschossen mancher Mann,
Die ich nicht all nennen kann.

12.

Denn hinein zu allen Thoren
Stürmte jetzt das Militär,
Und die Freischaar war verloren
Trotz der tapfren Gegenwehr;
Alle, die sich blicken ließen,
That das Militär erschießen;
Alle Führer gingen durch,
Und erobert war Freiburg.

13

Doch nun kamen Herwegh's Schaaren,
Er und seine Frau kam nach,
Kamen in der Ehais gefahren
Auf dem Weg nach Dossenbach.
Doch zu ihrem großen Aerger
Sah man dort die Württemberger;
Miller, dieser grobe Schwab,
Kam von einem Berg herab.

14

Hecker's Geist und Schimmelpfennig
Machten da den Schwaben warm:
Herwegh sah's, er fuhr einspännig,
Und es fuhr ihm in den Darm.
Unter seinem Spritzenleder
Fordt' er sich vor'm Donnerwetter;
Heiß fiel es dem Herwegh bei,
Daß der Hinweg besser sei.

15

„Ach, Madamchen, that er sagen,
„Aus ist's mit der Republik!
„Soll ich Narr mein Leben wagen?
„Nein! für jetzt nur nicht schnell zurück!
„Sah nur meinen Kopf uns sorgen,
„Komm' ich heut nicht, komm' ich morgen;
„Ach, wie kneipt's mich in den Leib,
„Weiber um, mein liebes Weib!“

16.

Und Madam hieß ihn verstecken
Sich in ihren treuen Schooß,
Denn er kennt' kein Pulver riechen,
Und es ging erschrecklich los;
Schimmelpfennig ward getroffen,
Manche Seele ward getroffen,
Und erschossen mancher Mann,
Die ich nicht all nennen kann.

17.

Also ist's in Baden gangen;
Was nicht fiel und nicht entfloh,
Ward vom Militär gefangen,
Liegt zu Bruchsal auf dem Stroh
Ich, ein Spielmann bei den Hessen,
Der kann Baden nicht vergessen,
Der den Feldzug mitgemacht,
Hab' dieses Lied erdicht!

Abb. 471 Das Lied vom großen Hecker Verfasser Joh. Schmitt Aus Freude des dänischen Humors während des „tollen Jahres“.

Was Friedrich Wilhelm unterwegs zu Umstehenden sprach, darf doch nur als eine Deprekation dessen betrachtet werden, was er soeben tat. Mehrmals schwur er bei Gott, er wolle die deutschen Fürsten nicht beeinträchtigen, auch nicht Kaiser werden, er wolle nur Ordnung. So gab er unberufenen Hörern die offenherzigste Kritik dieser übereilten Szene und einer für ihn unmöglichen Rolle. An diesem selben Tage und dem nächstfolgenden hat Friedrich Wilhelm vor seinen neuen Räten immer wieder aus seiner unzerstörbar romantischen, rückblickenden Anschauung heraus beteuert, die Kaiserkrone könne allein Habsburg gebühren. Für die preußische Denkart blieb auch jener 21. März ein schwer zu verwindendes Ereignis; das amtliche übrige Deutschland, sowie allen Partikularismus versetzte er in gewaltige Aufregung, und für die nationale öffentliche Meinung hatte ein König, der kartätschen ließ und sich dann so tief demütigte, die Führung Deutschlands vorläufig ganz verscherzt. Es nützte gar nichts, wenn neue Proklamationen und diplomatische Aktenstücke die Erklärung vom Morgen des 21. März nachträglich auslegen wollten.

Die Frankfurter Nationalversammlung und deutsche Zentralgewalt.

Mit Ehrenpforten, Fahnen, Blumen und Jungfrauen hatte Frankfurt das Vorparlament empfangen.

In ganz Deutschland war frohe Erwartung, die Stimmungen vor dem Gewitter, denen ein herrlicher Dichter von feurig kurzem Lebenstage, der Schlesier Graf Moritz Strachwitz (1822—1847) Ausdruck gegeben, verklangen im Jubel. Ein Lied des Weimarer Journalisten Jäde, das am 11. März zum Vorschein kam, als die Jenaer Burschenschaften und die Bevölkerung nach der weimarschen Residenz zur Geltendmachung der öffentlichen Wünsche strömten — ich verdanke jene kaum bekannten Daten den gütigen Aufschlüssen eines Teilnehmers —, gibt in seiner Halbwertigkeit unmittelbarer als alles die weltumschlingende Freude dieser Tage wieder, mit seinem Schlußvers:

Noch ist Polen nicht verloren,
Und Italien erwacht,
Schleswig-Holstein neugeboren
Wird zur Republik gemacht.

Denn ein Frühling ist im Lande,
Wie die Welt noch keinen sah,
Und es springen alle Bande,
Denn die Freiheit ist nun da!

Am Abend sang ganz Weimar das Lied, und wenige Wochen später war es das Leiblied der schleswig-holsteinischen Freischaren, wenn auch schon statt der Republik ein flaueres „Wird zu Ruhm und Ehr gebracht" aufkam.

574 deutsche Patrioten waren es, die nach einer Ansprache des Alterspräsidenten Smidt aus Bremen (ob. S. 342) unter Kanonendonner und Glockengeläute aus dem Römer in die Paulskirche zogen und freilich schon am ersten Sitzungstage die stürmischsten Debatten über die von Struve beantragte Abschaffung der erblichen Monarchie erlebten. Jubelnd sprach das Vorparlament nach Antrag des Schleswig-Holsteiners Rud. Schleiden die Überzeugung aus, daß Schleswig, als staatsrechtlich und volklich unzertrennlich mit Holstein verbunden, unverzüglich in den Deutschen Bund aufzunehmen sei. Denn am 20. Januar 1848 war Christian VIII. gestorben. So war durch den Vorparlamentsbeschluß die schleswig-holsteinische Frage zum amtlichen Bestandteil der deutschen Volkssache von 1848 geworden und die dortige provisorische Regierung (s. u.), deren Abgesandter Schleiden war, anerkannt.

Da die künftige deutsche Verfassung der vom Vorparlament nur einzuleitenden Frankfurter Nationalversammlung anheimgestellt war, unternahm Hecker im April von Konstanz aus einen bewaffneten Aufstand für die Republik, der von badischen, hessischen und württembergischen Truppen im Namen des Bundestages rasch zerstreut wurde; in dem Gefecht von Kandern im badischen Oberlande am 20. April fiel deren Führer, General Friedrich v. Gagern, der älteste Bruder Heinrichs. Hecker, Struve und Herwegh, letzterer als Führer internationaler Flüchtlinge, entkamen auf mehr oder minder mutvolle Weise in die asylgebende

Schweiz. Die Tage blieben allerorts wirr und phantastisch, voller abenteuerlicher Pläne und Gerüchte, voller Straßenunfug und örtlicher Erhebungen, die heute zum historischen Anekdotenschatz gehören; das Deutlichste ist doch, daß niemand eigentlich wußte, was er mit ganzer Bestimmtheit wollen sollte, und daß jeder, der eine Rede hielt, Bravos erntete.

Am 4. April war das Vorparlament unter Zurücklassung eines Fünfziger-Ausschusses auseinander gegangen. Die Wahlen zur Nationalversammlung wurden in allen Einzelstaaten vollzogen, da der Bundestag sich die Heidelberger Anregung und die einschlägigen Beschlüsse des Vorparlaments zu eigen machte, und am 18. Mai wurde die konstituierende große Nationalversammlung zu Frankfurt eröffnet, um nach dem Bundestagsbeschluß zwischen Volk und Regierungen das

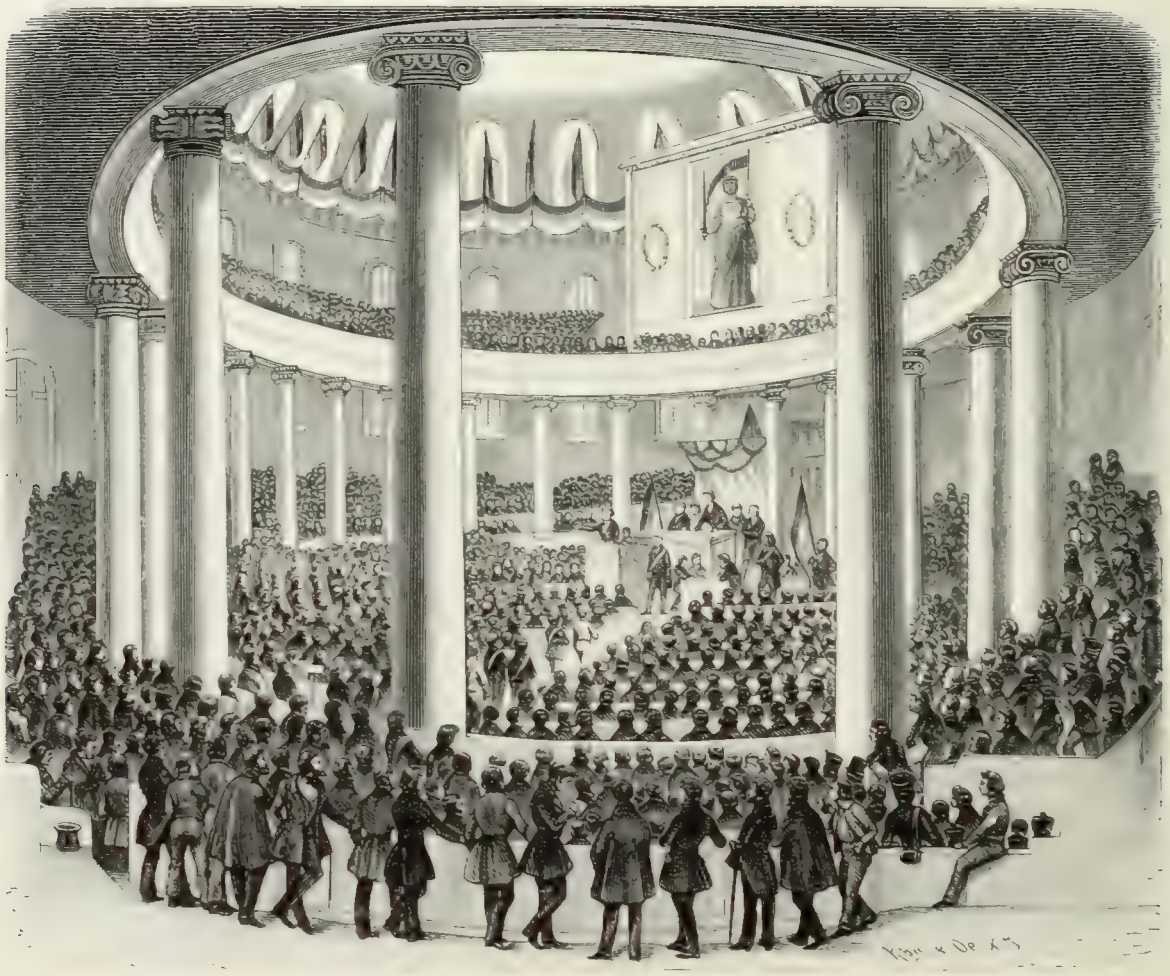


Abb. 272. Sitzung des Vorparlaments in der Paulskirche zu Frankfurt a. M.
Nach einer Darstellung der Leipziger Illustrierten Zeitung, Jahrgang 1848.

nationale Verfassungswerk zu vermitteln und nach ihrem Standpunkt frei und unbehindert die zukünftige Gestalt Deutschlands zu beschließen.

Nie hat ein Parlament so viel menschliche und gelehrte Bildung, so viel Ansehen und Berühmtheit der Mitglieder, nie eines noch ehrlichere Vaterlandsliebe in sich vereinigt, und selten hat eines so wenig Ergebnisse, solche Enttäuschung und Niedergeschlagenheit hinterlassen. Von Historikern und Germanisten saßen unter den 586 Mitgliedern des Frankfurter Parlaments E. M. Arndt, dem eine besondere, herzliche Ehrung bereitet wurde, Dahlmann, Droysen, Max Duncker, Gervinus, Jakob Grimm, Raumer, Uhland, Stenzel und Georg Waitz. Von Juristen u. a. der damals in Heidelberg lebende Karl Theod. Welcker, der mit unzähligen Banketten gefeierte Hofrat der Freisinnsmänner, die Heidelberger Professoren Rob. Mohl, Zachariä und Mittermaier. Neben der Masse der volkserwählten Advokaten ragten v. Beckerath und der Buchhändler Bassermann aus dem an sich schwach vertretenen Stande der Industriellen und Kaufleute hervor. Zum

Vorsitzenden ward am 19. Mai die eindrucksvolle Persönlichkeit H. v. Gagerns gewählt. Die Parteien und Schattierungen machten sich bald sichtbar. Zur äußersten Rechten zählten Vincke, Graf Schwerin, der Münchener Professor und katholische Kirchenhistoriker Döllinger (1799—1890), Radowitz und der 34jährige redegewandte und herausfordernde Fürst Lichnowsky aus Schlesien. Im Zentrum bildete der rechte Flügel mit vielen Preußen, Professoren, gemäßigten Süddeutschen die stärkste Partei. Auf der Linken trat namentlich Rob. Blum (S. 482) hervor, der seit 1845 zum Führer in Sachsen geworden war und durch Rednergabe und Agitation in diesem Lande den Radikalismus sehr verbreitet hatte.

Revolutionen, auch so grundanständige, wie diejenige, die das Frankfurter Parlament einberief, müssen das heiße Eisen schmieden, wenn sie nicht um ihre Kraft kommen wollen. Die Frankfurter Nationalversammlung gönnte den Einzelregierungen Frist, sich von ihrem Märzschrecken zu erholen, und machte sich am letzten Ende lächerlich bei dem deutschen Volke, das ihr ein so unendliches Vertrauen entgegengebracht hatte. Denn wenn die große Mehrzahl der Deutschen einem Parlament mit so viel Juristen und Professoren schon nicht zu folgen vermochte und der Spott bald sehr viele Schwächen an den Bewunderten herausfand, so konnte die damalige öffentliche Meinung um so weniger wissen, daß es überhaupt nicht möglich ist, historisch Gewordenes im Völkerleben durch bloße Postulationen zu ersetzen, und mußte ihre steigende Enttäuschung gegen das versagende Parlament als solches wenden.

Abb. 273. Heinrich von Gagern, Präsident der deutschen National-Versammlung.

Voran kam man mit der Bestallung eines Oberhaupts, da die Versammlung wohl einsah, daß sie, bei Wahrung ihrer Souveränität, dennoch einer ausführenden Zentralgewalt bedürfe, und nach etlicher Zeit auch einsah, daß sie eine solche nur erlangen werde, indem sie sie selber, nach Gagerns Antrag, einsetze. Am 29. Juni wurde mit großer Mehrheit zum provisorischen unverantwortlichen Reichsverweser der Erzherzog Johann (1782—1859) erwählt, der sechste Sohn Leopolds II. und Bruder des vormaligen Kaiser Franz.

Johann war, nachdem ein mehrköpfiges Directoire glücklich abgewendet und die Zweckmäßigkeit einer fürstlichen Persönlichkeit von den Meisten anerkannt worden war, der so gut wie allein in Betracht kommende. Denn er gehörte dem „Kaiserhause" an und war wiederum ein Prinz, der sich vor Hof und Regierung zu Wien auf ein steirisches Bauerngut Brandhof zurückgezogen und eine Postmeisterstochter Anna Plochl geheiratet hatte; beim Kölner Dombaufest hatte er seinen Trinkspruch an Wendungen von Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland?" anklingen lassen, woher seine große Volkstümlichkeit rührte. Ein durchaus wohlmeinender und gescheiter Mann, trat er nun in die Lage ein, als Reichsverweser per-

Abb. 274. Der Reichsverweser Erzherzog Johann von Österreich. Nach der Natur gezeichnet von Kriehuber 1848.

sönlich nur gut österreichisch sein zu können, während der Nationalversammlung selber die Unmöglichkeit, ihre Aufgabe im Verständnis mit Österreich zu lösen, immer eindrücklicher wurde.

Die Einzelstaaten erkannten den Reichsverweser an, Hannover unter Vorbehalt der Selbständigkeit aller Einzelstaaten, Bayern sehr verspätet, Preußen mit unverbindlichen schönen Wendungen, Österreich blieb stumm. „Das Warten auf Österreich", so konnte Beckerath schon bald den Kern des Übels bezeichnen, „ist das Sterben der deutschen Einheit." Der Huldigung der gesamten Bundesarmee für den Reichsverweser entzog sich Österreich ganz und Preußen beschränkte sich auf einen Armeebefehl des Königs. Der Bundestag war immerhin am 11. Juli nach Beschluß der Nationalversammlung aufgelöst worden.

Dem Reichsverweser, der am 11. Juli in Frankfurt einzog, trat ein bereits mühsam zusammengesuchtes und durchaus in sich gegensätzliches Reichsministerium zur Seite, worin der Vorsitzende, Fürst Leiningen, ein heftiger Preußenfeind, Minister des Innern der Österreicher Ant. v. Schmerling war; Finanzminister ohne Finanzen und Kriegsminister ohne Armee waren die Preußen Beckerath und v. Peucker. Das Reichsministerium kam nie darüber hinaus, ein bedeutungsloses Organ unter der Nationalversammlung zu sein; einer der Gründe, weshalb das übrige Europa sich niemals auf das schwarz-rot-goldene Reich einließ, weder dessen Gesandte als legitim anerkannte noch deutsche Reichskonsuln zuließ.

Die soweit geschehene Gründung des Reiches blieb das einzige Ergebnis dieses hoffnungseligen Frühlings und seiner politischen Benützung. Von da ab ging man den Arbeiten, die vom Provisorium zur Erschaffung zu führen gehabt hätten, aus dem Wege, weil die Frage des endgültigen deutschen Oberhauptes und der genaueren Reichsform auseinandersprengend wirken mußte; man trat in die Beratung der deutschen Grundrechte ein.

Da die Versammlung überhaupt nicht vorgelegte Regierungsentwürfe beriet, sondern gestellte Anträge, so verbreitete das allgemeine Antragstellfieber sich über die unmöglichsten Dinge und, ohne jede Ahnung von Zuständigkeit, selbst über die Angelegenheiten fremder Staaten, unglaublich schnellfertig und naiv darin, wie es unübersehbare Dinge in drei Worten durch Beschlußfassung zu erledigen vermeinte. Über den Grundrechten begannen die Deutschen bereits ungeduldig zu werden; die Karikatur, die bisher den Deutschen als gemaßregeltem

Polizeivolk gefehlt hatte, schoß üppig und anspruchslos belacht ins Kraut; damals erschienen auch zuerst der Kladderadatsch und, in den ersten Jahrgängen noch durchaus auf den Zeithumor gestimmt, die Münchener Fliegenden Blätter, die mit viel Erfolg auf die preußischen Dikta Jagd machten; die Zeitdichtung spottete über das Windgegacker der Reden; der Sachse Johs. Minckwitz, ein Schüler Platens, warnte früh vor den Nur-Provisorien in Allem:

Wenn anjetzt die Widersacher schweigend sich geduckt und klug,
Habt ihr, Bauherrn, für den Ausbau wirklich später Zeit genug?

Wirklich, nach Dingelstedts Epigramm, während sie gründlich des Volkes Grundrecht ergründeten, wurde dem Volke grundschlecht zumute; als für die Wintersitzungen eine Heizung in die Paulskirche gelegt wurde, lachten die an den Erdarbeiten schaufelnden Arbeiter mit Frankfurter Humor: Mir grawwe's deitsche Grundrecht aus! Schon klang durch die politisch kindliche und oft kindische Nation der Überdruß: man solle diese friedlosen, unfruchtbaren Tage enden, Ruhe schaffen, daß Handel und Wandel wieder gediehen; unter welcher Verfassung, das hatte nur noch ein stark herabgemindertes Interesse. Das alles nicht so, daß die Reden der Paulskirche schlechthin unerfreulich gewesen wären. Viel Geist, viel schöne Männlichkeit tritt darin hervor, aber sie stellen keinen sich vorwärts bahnenden Strom, sondern eine breite stagnierende Überschwemmung dar; die Lust an der tiftelnden Theorie, die wieder einmal verrannte und zwecklose Gründlichkeit konnte sich nicht auf die Nation übertragen, deren Erwartung schleuniger, radikaler Taten allein dieses Parlament legitimiert hatte. Vielfach sprach man nur noch von der Frankfurter Redseligkeit, der Eitelkeit und Piepmeyerei (nach einer beliebten Karikatur). — Am 21. Dezember wurden die Grundrechte als Gesetz verkündigt; sie enthielten in 9 Artikeln und 50 Paragraphen die bisher erstrebten, zur modernen bürgerlichen Freiheit und Rechtsgleichheit zählenden Punkte, Freiheit der Person, der Meinung, des Glaubens, des Wortes, des Wohnsitzes und Gewerbes, Aufhebung der Standesunterschiede und leerer Titulaturen, die Zivilehe, die Schwurgerichte, die Öffentlichkeit des Gerichts, den bürgerlichen Eid, die Abschaffung der Todesstrafe, und sie wurden damit ein Material für spätere, wirksamere und dauerndere Gesetzgebungen.

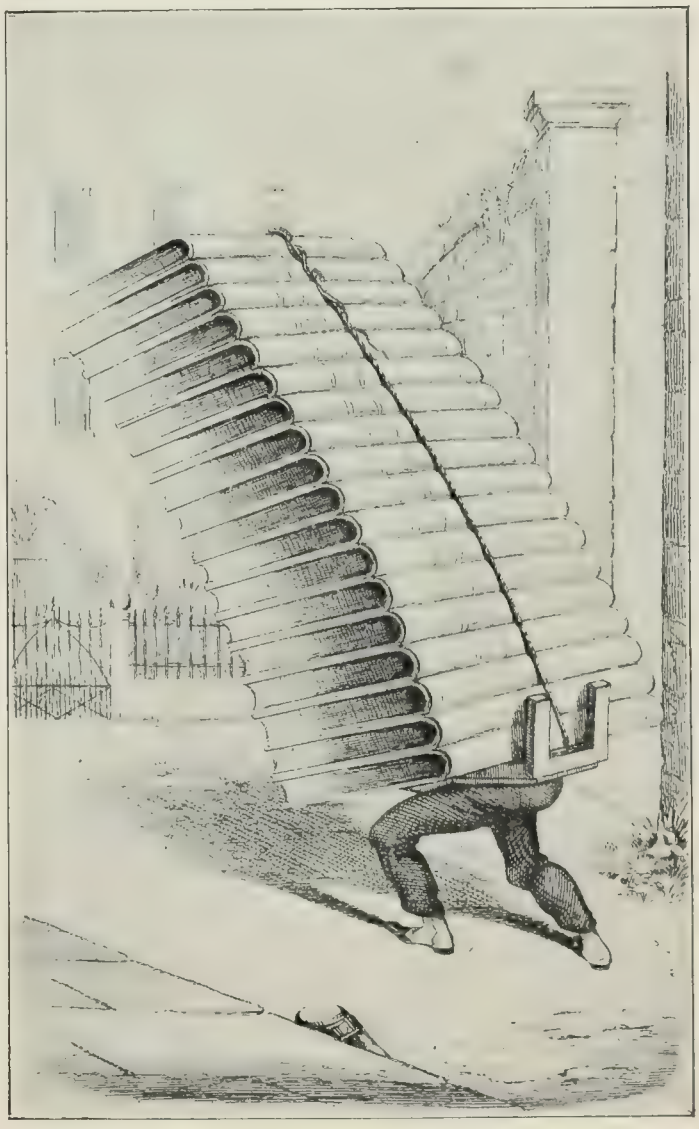


Abb. 275. Anträge für die Nationalversammlung. Politische Karikatur aus den Pfennigsmagazinen.

Was helle, reine Genugtuung brachte, das war die Schöpfung einer deutschen Flotte, die dem Vorgehen des Handelsministers, des Bremers Duckwitz, verdankt wurde. Am 14. Juni wurden dafür aus Bundesmitteln 6 Millionen Taler bestimmt, begeisterte freiwillige Spenden der ganzen Nation suchten zu helfen. Bis zum Frühjahr 1849 wurden 11 Kriegsschiffe von allerhand mäßiger Qualität nebst Kanonenbooten zusammengekauft und beschafft, unter dem Admiral oder vielmehr Seezeugmeister Bromme, genannt Brommy

Abb. 276. Aus den politischen Karikaturen von Adolf Schrödter: Abenteuer des Abgeordneten Piepmeyer. Frankfurt 1848. Lithographie.

(1804 bis 1860). Die große Freude an ihr gab die Tatsache an sich, daß Deutschland aufhören wollte, Großmacht ohne Flotte zu sein, und daß vom Top dieser Schiffe das Wahrzeichen der Einheit, die Flagge des Reiches in die Welt hinaus flattern sollte.

Die Erhebung Schleswig-Holsteins.

Die junge Flotte hatte auch bereits ihren Feind, Dänemark, gegen welches an der Seite der Schleswig-Holsteiner und im Namen des Bundes seit Anfang April Preußen nebst dem 10. (hannöverschen) Bundeskorps kämpfte. Mit der Zuspitzung der schleswig-holsteinischen Frage Ende März 1848, dem Aufflattern der schwarz-rot-goldenen Banner im ganzen Lande neben den blau-weiß-roten Landesfarben stehen wir, nach realen Anlässen und Streitobjekten betrachtet, am Ausgangspunkt derjenigen Ereignisse, deren weiterer Verlauf zuletzt das wirkliche Deutsche Reich gebracht hat.

Seit dem Jahre 1864 ist allmählich eine in der amtlichen Welt sich fristende Meinung verschollen, die in der Erhebung der Herzogtümer lediglich einen Ausfluß des fatalen Achtundvierzigertums erblicken wollte. Übrigens gerade vom buchstaben-korrektesten Standpunkt war das Tun der Schleswig-Holsteiner von 1848 kein Aufruhr, sondern die notgedrungene, ja legitimistische Abwehr einer Kopenhagener Revolution. Diese war es, die nicht nur die Herzogtümer und ihre verbrieften Rechte vergewaltigte, sondern die auch den regierenden Herzog, d. h. den gleichzeitigen König von Dänemark, über die rechtlich bedenklichen Schritte noch hinaustrieb, welche er um Dänemarks willen für möglich gehalten hatte. Kaum weist die Weltgeschichte, in der doch schließlich sich alles einmal ändert, ein Beispiel auf, wo so behutsam konservativ und loyal vorgegangen wurde, wie bei dieser tatsächlichen, aber bis in den letzten Punkt gerechtfertigten Auflehnung, und wo der eine Kontrahent, nachdem der andere den Vertrag gebrochen hatte, diesen so peinlich noch in allen Punkten achtete. Wieviel begeisternder möchte alles gegangen sein, hätte man einen vom Nimbus des zugefügten Unrechts umgebenen Führer aus erlauchtem Hause er-

hoben, den Herzog von Augustenburg, und hätte das Land in der mutvollen Frische der ersten Bewegung, ehe so viel Lähmendes dazwischen kommen konnte, ein Marathon gewagt! Aber obwohl Dänemark das Erbrecht des Herzogs von Augustenburg schon verletzt hatte: noch lag der Erbfall selber nicht vor. So hätte es jemand als Beeinträchtigung der Rechte des noch lebenden König-Herzogs ansehen können, hätte man den Erben schon persönlich auf den Schild erhoben, anstatt lediglich sein bedrohtes Recht und das des Landes zu schützen. Aus diesem Grunde ließ man den erbberechtigten Herzog Christian hinter einem mehrköpfigen Provisorium zurücktreten, das nur so weit gehen sollte und wollte, Friedrich VII. als derzeitigen Herzog von Schleswig-Holstein in Schutz zu nehmen gegen Friedrich VII., den von seiner Kopenhagener Revolution zu unfreien Taten und zu offenem Unrecht gezwungenen König von Dänemark.

Man würde hinter dem Rechtsgefühl der Schleswig-Holsteiner zurückbleiben und es gänzlich verkennen, wollte man sagen: das waren politische Spitzfindigkeiten. Wohl gab es eine radikale Partei auch hier im Lande, die voll drängender Lebhaftigkeit die zeitüblichen, einerseits deutsch-nationalen, andererseits demokratischen Ideale für ausschlaggebender hielt als das komplizierte schleswig-holsteinische „Recht", die nach unbekümmerten Taten verlangte, Gleiches mit Gleichem vergolten wissen wollte. Aber sie bildete eine kleine, der Art des Volkes im ganzen nicht entsprechende Minderheit. Das schleswig-holsteinische Volk ist durch drei schwere Jahre hindurch jeden Augenblick bereit gewesen, Gut und Blut an seine Sache zu setzen. Aber es wollte dabei auf einwandfreier Basis stehen; es sah mit Verachtung herab auf den sich überstürzenden Kopenhagener Radikalismus. Insofern vermochte, in eigentümlicher psychologischer Verkettung, die schleswig-holsteinische Erhebung sich trotz allem in Fühlung zu halten mit der Diplomatie jener Zeit, welche klügelnd und minutiös überall der Hauptsache aus dem Wege zu gehen und sich an den kleinen Protesten und Zugeständnissen festzubeißen liebte, zurückschreckend vor dem erfrischenden Wagemut, dem energischen Donnerwetter, dem erlösenden Alexanderstreich. Und leider blieben dieser europäischen Diplomatie fortwährend die Entscheidungen vorbehalten, hemmte sie unausgesetzt auch die militärischen Ereignisse.

Abb. 277 General von Wrangel.
Nach dem Leben gezeichnet von F. Dietz 1848.

Am 20. Januar 1848 war König Christian VIII., wie erwähnt, gestorben. Friedrich VII. folgte seinem Vater und bestätigte, obwohl auch er an der Gesamtstaatstheorie festhielt, nach dem so gut wie gar nicht zu umgehenden Herkommen von Jahrhunderten am 3. März die Rechte der Herzogtümer. Aber schon stand die Welt unter dem Bann der Pariser Februarrevolution; die Eiderdänen, voran der lauteste ihrer Führer, Orla Lehmann — ein Deutscher von Geburt, dessen Vater ein guter und patriotischer Schleswig-Holsteiner gewesen war — fühlten ihre Zeit gekommen. Eine große, von ihnen berufene Volksversammlung am Abend des 20. März kündete dem König mit nicht mehr verhüllter Drohung die „Selbsthilfe der Verzweiflung" an. Es waren die gleichen Tage, da in Wien und Berlin die Revolution triumphierte. Der Morgen des 21. März sah auch in Kopenhagen einen ratlosen, ängstlich nachgiebigen König, der die Führung verloren und aufgegeben hatte; als gegen Mittag der Beschluß der Versammlung unter dem Geleit gewaltiger Volksmassen überbracht wurde, hatte der König durch eine Mitteilung an den Staatsrat sich schon zur Einverleibung Schleswigs verstanden und sprach seine Freude aus, dem überbrachten Verlangen, d. h. dem eiderdänischen Programm, inzwischen entgegengekommen zu sein. „Ich habe gar keine Verantwortung mehr," sagte er bedrückt dem wackeren Etatsrat Francke, der nunmehr, wie die meisten Mitglieder der in Kopenhagen befindlichen schleswig-holsteinischen Behörden, zu seinen Landsleuten in die Heimat eilte. Ein neues, eiderdänisch gesinntes Ministerium hatte freies Spiel, und zu seinen Mitgliedern gehörte Orla Lehmann.

So war es nur notgedrungene Abwehr, was am 23. und 24. März auf die Nachricht hin in Kiel und in den Herzogtümern geschah, die Einsetzung einer provisorischen, für den Herzog amtierenden Regierung, bestehend aus dem patriotisch verdienten Advokaten Wilh. Hartwig Beseler, dem Grafen Reventlou-Preetz und dem augustenburgischen Prinzen Friedrich „von Noer". Die schleswig-holsteinischen Truppen traten ohne Zaudern auf die Seite ihrer Landsleute, die Festung Rendsburg ward durch einen raschen Handstreich gesichert. Den deutschen Fürsten voran erklärte sich am 24. März König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen für das Recht des seine Hilfe anrufenden Herzogs Christian von Augustenburg, also auch für die schleswig-holsteinische Sache, und setzte seine Truppen zur Hilfe in Bewegung. Schleswig-holsteinische Turner und Studenten griffen zu den Waffen, aus ganz Deutschland strömten Freiwillige herzu.

Nur zu früh fiel der Rauhreif auf die jungen Frühlingshoffnungen. Am 9. April schon waren die Schleswig-Holsteiner und die Freischaren bei Bau unweit Flensburg geschlagen und die Dänen im Besitze von Schleswig. Aber nun gaben die Ereignisse von Deutschland her nach dem ersten Mißerfolg neue Zuversicht. Der deutsche Bundestag zu Frankfurt, dem Vorparlament gehorsam folgend, beschloß am 12. April, die provisorische Regierung anzuerkennen, und legte Preußen, welches zuerst die militärische Initiative ergriffen hatte, auf, bei der späteren Friedensvermittelung die Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund zu veranlassen. Zu den preußischen stießen andere Bundeskontingente, wesentlich die hannöverschen; am 23. April führte der General v. Wrangel (1784—1877), der schon in den napoleonischen Kriegen sich ausgezeichnet hatte und seit 1839 kommandierender General war, als Oberbefehlshaber sämtlicher deutscher Truppen mit einem kräftigen: „Es lebe unser gemeinsames Vaterland, es lebe Deutschland! Und nun vorwärts!" seine Truppen gegen den Feind bei Schleswig, und mit Hurra ward das Danewerk erstürmt. Aber eine vernichtende Verfolgung der Dänen unterblieb, und bald genug zeigte sich, wie mißlich es war, daß das damalige Preußen der Führer der Bundeshilfe war.

König Friedrich Wilhelm von Preußen hatte seinen Brief an den Herzog von Augustenburg nur in derselben Absicht geschrieben, unter der er sich dazu verstand, mit der schwarz-rot-goldenen Fahne in Berlin umher zu reiten: um die preußische Revolution durch die deutschen Fragen abzuleiten. In beidem hatte er Heinrich von Arnim mit innerem Widerstreben nachgegeben. Nach der eigentlichen Auffassung des Königs stritt in den Herzogtümern eine Revolution gegen die andere, die schleswig-holsteinische gegen die Kopenhagener. In dieser Lage fühlte er mit Friedrich VII. und schrieb ihm einen vertraulichen Brief über seine persönlichen Ansichten, was natürlich die amtliche Einmischung Preußens von vornherein verdarb. Wrangel, im Zwiespalt seiner Stellung als preußischer General und als Befehlshaber der Bundestruppen, von widersprechenden Weisungen hin und her gezogen, von der schleswig-holsteinischen Regierung bestürmt, überschritt zwar Anfang Mai die jütische Grenze; aber der Krieg war ins Stocken geraten, und am 23. Mai zwang ihn die Beschlußfassung am grünen Tisch zum Wiederverlassen des dänischen Gebietes und zur Beschränkung auf die Defensive. Es konnte dem verhängnisvollen Eindruck dieser Maßregel gegenüber wenig ins Gewicht fallen, wenn die Dänen bei ihrem Wiedervorstoß nach Schleswig hinein mehrfach geschlagen wurden. Von den Freikorps, die nun einmal das Lieblingserzeugnis von 1848 waren und noch lange Zeit von der Legende liebevoll getragen worden sind, brachte nur das des Bayern v. d. Tann, des berühmten späteren

Abb. 278. Typen der schleswig-holsteinischen Armee 1848—1851. Kolorierte Lithographie.

Führers von 1870/71, nennenswerten Nutzen, die anderen waren nur unbequem und wurden im Juli aufgelöst. Immerhin muß ihnen das Verdienst zugestanden werden, gezeigt zu haben, daß Deutschland auch unmittelbar auf dem Schlachtfelde zu Schleswig-Holstein stehe.

Abb. 279. Freischärler in Schleswig-Holstein. Nach einer Bleistiftzeichnung.

Zum Teil war die trübselige und unentschlossene Politik des Krieges mitverursacht durch das Nochnichtvorhandensein einer deutschen Marine, denn die deutschen Küstenstaaten erlitten sehr empfindliche Einbußen durch die dänische Blockade. Die meiste Schuld trug jedoch die Unfähigkeit der preußischen Staatsmänner, dem allseitig feindlichen Auslande zu begegnen. Denn jetzt zeigte sich, daß die bisherigen Sympathien des amtlichen Auslandes nicht der deutschen Nation, sondern nur dem deutschen Michel gegolten hatten. Die Erhaltung der dänisch-schleswigholsteinischen Zusammengehörigkeit wurde, meistens unter Gleichgültigkeit gegen die rechtliche Sachlage, als eine Notwendigkeit des europäischen Gleichgewichts hingestellt und besonders von Rußland, England und Schweden eifrig betrieben, ja sogar von Österreich begünstigt. Der Wortlaut des königlichen Schreibens an den Herzog von Augustenburg, welchen doch die Herzogtümer selber vorsichtig im Hintergrunde beließen, die Vorbereitungen zur Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund und die Zulassung schleswigscher Abgeordneter zur Frankfurter konstituierenden Nationalversammlung wurden Fehler gegenüber Europa, sobald die Festigkeit und die Tatkraft ausblieben, die in diesen Schritten Nachdruck und Willen zeigten.

Dem schleswig-holsteinischen Volke legte die nun beginnende Periode der internationalen „Vermittelungen" das Menschenmögliche auf an Nachgiebigkeit und hinnehmender Geduld. Ein Vorschlag des 1830—1841 und wieder seit 1846 die auswärtige Politik Großbritanniens leitenden Lord Palmerston („Lord Firebrand"), echt englisch in seiner derben, aber praktischen Einfachheit, gewann allmählich im wesentlichen auch die Zustimmung Preußens: Schleswig zwischen dem Deutschen Bunde und Dänemark zu teilen. Hätte die Regierung der Herzogtümer zustimmen mögen, so hätte sie sich damit die Vollmacht zugesprochen, das Thronfolgerecht der Augustenburger zu verkürzen, das sich auf ganz Schleswig erstreckte. Aber auch die Dänen lehnten, aus Ungenügsamkeit, ab. Dabei übte Rußland auf Preußen lähmenden und drohenden Druck. Schließlich kam zu Malmö unter schwedischer Vermittlung der traurige Waffenstillstand vom 26. August 1848 zuwege; Preußen schloß ihn ab, ohne sich um Bund oder Reich dabei zu kümmern. Seine schlimmsten Bestimmungen waren, daß an die Spitze der neuen fünfköpfigen Waffenstillstandsregierung als ausschlaggebendes Haupt der dänisch gesinnte Graf Moltke-Rütschau treten und daß diese Regierung, unter Aufhebung der von der provisorischen Regierung verkündeten Gesetze und Verordnungen, mit Vollmacht ausgerüstet sein sollte, ihrerseits alle „für die Verwaltung notwendigen" Verordnungen zu erlassen.

Wrangel legte den Oberbefehl nieder und ging nach Potsdam. Womöglich noch größer als in den Herzogtümern waren in Deutschland die Erregung und der Meinungstreit über den Waffenstillstand. In Frankfurt und anderweitig im Süden brachen neue revolutionäre Tumulte aus, man baute wieder Barrikaden, und die scheußliche Ermordung der auf einem Spazierritt befindlichen Abgeordneten zur Nationalversammlung v. Auerswald und Fürst Lichnowsky am 18. September durch den gegen die Paulskirche erregten Pöbel stand mit jenen Vorgängen in innigem Zusammenhang. Allerdings kamen diese wilden Erregungen der Demokratie zu Gunsten der Herzogtümer diesen doch wiederum gegen Dänemark zu Hilfe. Ferner gelang es ihnen, durch die oft bewährte Veranlagung des niedersächsischen Volkstums zu passivem Widerstand, dem Grafen Moltke und denen, die etwa unter ihm hätten amtieren mögen, ihr Vorhaben gründlichst zu verleiden. So ließ sich die Kopenhagener Regierung schließlich zu einem Entgegenkommen hinsichtlich der Ausführung des Waffenstillstandes herbei, und daraufhin führte eine große dreitägige Rede-

schlacht der Frankfurter Nationalversammlung noch im September zu dem Beschluß: Die Ausführung des Malmöer Vertrages nicht zu hindern. Womit sie ihr Ansehen so gut wie vollständig vernichtete und selber bekannte, daß bei ihr die Deutschlands Zukunft gestaltende Kraft nicht mehr zu suchen sei. Jenes Entgegenkommen Dänemarks bestand in der Zulassung des Grafen Reventlow-Jersbeck an Stelle des Grafen Moltke als Obmannes der „gemeinsamen" Regierung, wie man die fünf leitenden Männer nun nannte. Graf Reventlow war ein patriotischer Schleswig-Holsteiner, durch dessen Ernennung sich die gefährlichen Vollmachten dieser Regierung in Vorteile verwandelten.

Nun abermalige monatelange Verhandlungen von allen Seiten und in allen Formen. Der Hauptvorschlag kam am 12. Dezember 1848 wieder von Palmerston: Schleswig unter seinem König-Herzog sowohl nach der holsteinischen, wie nach der dänischen Seite hin unabhängig zu stellen. Also die ewige Unteilbarkeit ganz aufzuheben. Das „Deutsche Reich" nahm den Vorschlag an, aber Dänemark verlangte gegenüber dem englischen Vorschlage noch die ausdrückliche Erklärung der Unlöslichkeit Schleswigs von Dänemark. Nach Ablehnung dieser Klausel, welche die herzogliche Unabhängigkeit Schleswigs, also den Kernpunkt des vermittelnden Vorschlages, tatsächlich wieder aufgehoben hätte, kündigte Dänemark am 23. Februar den Waffenstillstand von Malmö auf den 26. März 1849. In den Herzogtümern trat nach der dänischen Kündigung an die Stelle der gemeinsamen Regierung eine Statthalterschaft, welche aus den beiden bedeutendsten Mitgliedern der früheren provisorischen Regierung gebildet wurde, Wilhelm Hartwig Beseler und dem Grafen Reventlou-Preetz. Am 3. April begann der Krieg von neuem.

Parlament und Monarchie in Preußen.

Inzwischen war die preußische Monarchie wieder Herr im Hause geworden. Erstlich im Posenschen, wo der im März ausgebrochene Aufstand Mieroslawski's und der Seinen im April und Mai niedergeschlagen wurde. Über dieser Provinz schwebte nun aber noch der gute Wille der Frankfurter Polenschwärmer, namentlich nichtpreußisch-süddeutscher, sie von Preußen abzulösen, unbekümmert darum, wie roh die aufständischen Polen mit den wehrlosen Deutschen und den zu ihnen gerechneten Juden umgegangen waren. Auch in Berlin wurde die Monarchie wieder Herr. Der Vereinigte Landtag war am 2. April 1848 zusammengetreten, um ein Wahlgesetz mit allgemeinem Stimmrecht zu genehmigen und der mit ihm selber beabsichtigt gewesenen Verfassungsform den Abschied für immer zu Gunsten einer üblich konstitutionellen zu geben. Zu deren „Vereinbarung" mit dem König trat am 22. Mai 1848 die aus 402 Mitgliedern bestehende preußische Nationalversammlung zusammen, ähnlich der Frankfurter wesentlich aus studierten Abgeordneten zusammengesetzt, Juristen, Beamten, Geistlichen, nur zu kleinerem Teil aus Grundbesitzern und Vertretern des Handels.

Das Interesse der Preußen gehörte ihr bald viel mehr, als der Frankfurter, obwohl man nach Frankfurt die bekannteren älteren Politiker und Professoren gewählt hatte. In der Linken, die die preußische Versammlung gleichfalls für eine frei konstituierende ausgab, trat bald die Führerschaft des aus Münster gebürtigen Obertribunalrats Waldeck (1802—70) hervor, neben dem der von jüdischen Eltern geborene Königsberger Arzt Joh. Jacoby (1805—77), seit 1833 ein eifriger Publizist, ein durch Schärfe und Konsequenz hervorragendes Mitglied war. Der vor dem Märzhaß und zu dessen Beruhigung am 19. März heimlich und mit den Schwierigkeiten einer Flucht nach England abgereiste Prinz von Preußen gehörte der Versammlung seit dem 8. Juni an und hatte sich mit der Gewissenhaftigkeit des monarchischen Gehorsams in die Aufgabe, eine Verfassung herbeiführen zu helfen, resigniert.

Noch immer herrschte in dem fast truppenlosen Berlin große Unsicherheit. Vom 15. auf den 16. Juni plünderten Pöbelhaufen das Zeughaus, Minister und konservativ gesinnte Abgeordnete wurden beständig beschimpft, dagegen dem französischen Gesandten Arago die Marseillaise als Ständchen gesungen. Der Plan, von der Straße aus eine provisorische Regierung zu bilden, spukte namentlich um den 15. Juni; schließlich fehlte doch die rechte Kurage zum Anfangmachen. Von da ab wurde auch die Kluft zwischen der Rechten und Linken in der Nationalversammlung schärfer und gehässiger. Seit dem Juli sammelten sich die altständischen und pietistischen Kreise entschlossener um den König und ihren Führer Leop. v. Gerlach, ermutigt dadurch, daß in Paris seit dem 23. Juni der General Cavaignac des

bewaffneten Proletariats Herr wurde, in dreitägigen Straßenschlachten, gegen die der 18. März ein Kinderspiel war. Ein adeliger „Verein zum Schutze des Eigentums" (und der altfeudalen Jagd- und Steuervorrechte) bildete sich im Juli und hielt am 18./19. August das sog. Junkerparlament ab, unter dessen Mitberufern neben Kleist-Retzow, Bülow-Kummerow und Puttkamer-Reinfeld dessen Schwiegersohn Bismarck war. Das Organ dieser Kreise und der Zweigvereine (Preußenvereine) war die am 1. Juli 1848 gegründete Neue Preußische Zeitung, die bald nach dem Eisernen Kreuz in ihrem Titel ihre bekanntere Benennung erhielt.

Währenddessen wurde die Linke in der preußischen Nationalversammlung mit ihren herausforderndsten Anträgen doch überstimmt; auf andere Beschlüsse erteilte der wieder zu Mut gelangte König scharfe Zurechtweisungen. Obwohl ihre Verfassungskommission am 26. Juli mit einem Entwurf fertig wurde, der wesentlich Waldecks geistiges Werk war, kam die Versammlung immer mehr in den Zustand der Tumulte, so daß Friedrich Wilhelm, von den konservativen Kreisen, darunter Bismarck, ermutigt und gedrängt, ihr ein Ende zu machen, am 1. November den Grafen Brandenburg, Sohn Friedrich Wilhelms II., der als General in Breslau gegen dortige Aufstände Tatkraft gezeigt hatte, zum Ministerpräsidenten berief. Am 9. November suspendierte er die Versammlung, verlegte sie für den 27. nach Brandenburg, ließ zum gleichen Tage die Truppen unter Wrangel nach Berlin zurückkehren und durch sie die Widerstand leistende Versammlung auseinandertreiben. Die Restversammlung in Brandenburg wurde dann am 5. Dezember aufgelöst. Am gleichen Tage verlieh aus seiner Machtvollkommenheit Friedrich Wilhelm IV. die preußische Verfassung mit zwei Kammern; sie entsprach im Ganzen dem Entwurf vom 26. Juli, ohne dessen Radikalismen, die Streichung der Worte König „von Gottes Gnaden" u. ä., zu übernehmen. Am 26. Februar 1849 trat der neue konstitutionelle Landtag zusammen.

Abb. 280. Graf Brandenburg.

Österreich hatte seine Lage gleichfalls ordnen können, ohne daß man sie in Frankfurt ausnutzte, um den Wiener Hof bestimmteren Beschlüssen über Deutschland fügsam zu machen.

Den Kampf in Italien gegen die Revolution und das aufstrebende Sardinien entschied Radetzky vorläufig durch seinen Sieg bei Custozza am 25. Juli; in Böhmen schuf zweimalige Beschießung Prags Ruhe. Nur die Madjaren kämpften seit Ende September mit Glück gegen die österreichische Monarchie; die Ernennung Jellachichs zum Ban der Kroaten und deren Aufstand gegen die Madjarenherrschaft banden diesen Volksstamm dagegen an Wien. Ein durch die Siege der Madjaren ermutigter Wiener Aufstand vom 6. Oktober veranlaßte Vermittelungsversuche des Frankfurter Reichsministeriums und das persönliche Erscheinen von Rob. Blum im Namen der Linken der Nationalversammlung, um den Aufständischen Zustimmung zu bringen. Da aber die Erwartung auf rechtzeitigen madjarischen Ersatz zerrann, mußte die von Fürst Windischgrätz bestürmte, von Studenten (der „Aula") und Volkskämpfern verteidigte Stadt am 1. November kapitulieren. Mit den Hauptführern wurde am 9. November Rob. Blum in der Brigittenau erschossen, ein phrasenloses Bekenntnis der amtlichen österreichischen Auffassung über die Souveränität des Frankfurter Parlaments und seiner hochwähnenden Mitglieder.

Am 2. Dezember entsagte der teilnahmlose Kaiser Ferdinand († 1875) zu Gunsten seines 18jährigen Neffen Franz Josef. „Gott segne Dich, sei brav!" Der neue Kaiser sagte im Antrittsmanifest die baldige Vollendung des Verfassungswerkes zu, das am 25. April nach dem belgischen Muster verkündet worden war, aber nur Tadel geerntet hatte. Nach schwierigen Verhandlungen des seit dem 22. Juli tagenden, im November nach Kremsier verlegten konstituierenden österreichischen (zisleithanischen) Reichstages wurde dieser am 7. März 1849 aufgelöst und eine vom 4. März datierte Verfassung für die Gesamtmonarchie oktroyiert.

Da der ungarische Aufstand siegreich blieb, rief die Wiener Regierung die sofort gewährte Hilfe des Zaren Nikolaus an; vor dessen und den von Haynau geführten österreichischen Truppen mußten die Madjaren am 13. August 1849 die Waffen strecken, worauf Ungarn als Kronland in die Reihe der übrigen eingestellt, seine alte Verfassung aufgehoben, die ungarischen Nebenländer zu selbständigen Kronländern gemacht wurden. Den Aufstand in Italien und Krieg gegen Sardinien beendete der bei Novara am 23. März 1849 siegreich gewesene Radetzky gleichfalls im August.

Die Reichsverfassung und ihre Ablehnung durch Preußen.

Inzwischen trat die Frankfurter Nationalversammlung am 19. Oktober 1848 in die Beratung der Reichsverfassung ein. Symptomatisch für den inneren Umschwung war, daß Schmerling im Dezember gänzlich aus dem Reichsministerium schied und bei dessen Neugestaltung Gagern den Vorsitz und das Äußere übernahm; als Vorsitzender des Parlaments folgte ihm der zum kühlen, klugen und geistvoll gewandten Präsidenten höchst geeignete Königsberger Professor des römischen Rechts Eduard Simson (1810—1899). Am 13. Januar 1849 hieß die Versammlung Gagernsche Vorlagen gut, die das Deutsche Reich als Bundesstaat ohne Österreich, aber bei enger völkerrechtlicher Union mit diesem empfahlen, d. h. eine Lösung, wie sie nachdem eingetreten und in ihrem zweiten Teil angebahnt ist, wie sie überhaupt über der gemeinsamen Zukunft des Deutschtums hüben und drüben schwebt. Am 19. Januar wurde beschlossen, die Würde des Reichsoberhauptes einem regierenden deutschen Fürsten zu übertragen, am 23. der Titel des Oberhaupts als „Kaiser der Deutschen" festgestellt, die Erblichkeit aber noch verworfen. Am Beginn dieser Debatten Mitte Januar hatte Uhland das vielzitierte und auch vielgedeutete Wort gesprochen: „Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist!" Schon wurde durch Gagern und andere Frankfurter Abgesandte in Berlin sondiert und verhandelt. Der König sträubte sich durchaus, begrüßte demonstrativ durch eine Note an das Parlament das Wiedererstarken Österreichs, des mächtigsten Gliedes im Deutschen Bunde. Österreich selber, das noch am 27. November im sog. Programm von Kremsier seine von innen gebundene, abwartende Stellung dahin bestimmt hatte, nach seiner „Verjüngung" die gegenseitigen Beziehungen zu dem verjüngten Deutschland staatlich bestimmen zu wollen, verwahrte sich nunmehr „als erste deutsche Macht" gegen seinen Ausschluß, aber so hochfahrend, daß es das Gegenteil erreichte. Am 12. März wurde, und zwar von dem bisher durchaus großdeutschen Welcker beantragt, den König von Preußen zum deutschen Erbkaiser zu ernennen; am 27. März ging die Erblichkeit durch, tags darauf mit 290 Stimmen gegen 248 Stimmenthaltungen die Wahl Friedrich Wilhelms IV. Dreiunddreißig Mitglieder unter Führung Simsons fuhren nach Berlin und wurden am 3. April vom König empfangen.

Für Friedrich Wilhelm gab es drei nicht verwindbare Punkte. Er konnte sich nicht ernstlich ein Deutschland ohne Österreich denken, war zufriedener, des Wiener

Abb. 281. Kaiser Franz Josef im Jahre 1848. Gezeichnet und lithographiert von Gabriel Decker.

Kaisers mächtigster Kurfürst als das Haupt einer verstümmelten, unhistorischen Nation zu sein. Er sah, daß die Annahme Krieg bedeuten müsse, früher oder später, und fühlte keinen Friedrich den Großen in sich. Er glaubte der preußischen Monarchie allzu schweren Abbruch zu tun, wenn er über sie einen Kaiser von tatsächlichen Volkes Gnaden setzte, über die preußische eine Krone erhöhte, von der er vor Vertrauten und

Ministern schon mit Ausdrücken größter Respektlosigkeit gesprochen hatte. Seine Antwort war von der immer noch auslegbaren Art aller mit Anstand erteilten Körbe, aber die Mehrheit der Deputation hatte formell und inhaltlich recht, indem sie bestimmte Ablehnung verstand.

Durch das nationale Deutschland ging eine um so herbere Enttäuschung, als man Preußen gewissermaßen erst wieder zu Gnaden angenommen hatte. Nun hatte man nichts mehr, als den sauren Trost, daß man hinterher entdeckte, dies wäre doch nicht der rechte Kaiser gewesen. Wenn sie nun bitter sagten: ein Bettkaiser zwänge die Zeit nicht, da brauche man einen mit scharfem Schwert — so war das nichts anderes, als was Friedrich Wilhelm selber empfunden hatte; aber es lag auch schon, in ehrlicher Aufwallung zuerst empfunden, die Belehrung über die ganze Reichsgründung durch beschließenden Systembau darin.

Was Friedrich Wilhelm als volkserwählter Kaiser zu tun ablehnte, war er laut Zirkularnote vom selben 3. April bereit, „auf den Antrag der deutschen Regierungen und unter Zustimmung der deutschen Nationalversammlung" zu tun: die (selbstverständlich „provisorische") Leitung der deutschen Angelegenheiten zu übernehmen. Aber Österreich bestimmte den Reichsverweser zum Ausharren, während es gleichzeitig (8. April) die Nationalversammlung nicht mehr anerkannte. Die deutschen Staaten außer den Königreichen erkannten dagegen die in Frankfurt ausgearbeitete Reichsverfassung nebst dem preußischen Erbkaisertum an. Dasselbe tat noch, auf Drängen seiner öffentlichen Meinung, Württemberg. Sachsen frug in Berlin und erhielt den Rat, es nicht zu tun. Am 28. April lehnte Preußen die Reichsverfassung nebst Kaiserwürde, weil sie die tatsächliche Einleitung der Republik auf legalem Wege sei, durch formelle Schriftstücke ab, womit sie endgültig abgetan war.

Erst 1866 und 1870 sind wesentliche Punkte jener Verfassung ganz so oder ähnlich wieder zu Ehren gekommen: der erbliche Kaiser mit den Rechten des Krieges und Friedens, der völkerrechtlichen Vertretung des Reiches und der Berufung des Reichstages, dessen 3jährige Periodizität, die Hinzufügung eines Staatenhauses zum Volkshaus des Reichstages, das allgemeine, geheime, direkte Wahlrecht mit je einem Abgeordneten auf 100000 Seelen, die Matrikularbeiträge, die Reichsflotte. Nicht dagegen die verantwortlichen Reichsministerien und die Art der Verfügung des Kaisers über das Landheer.

Die Verschärfung des Gegensatzes von Berlin und Frankfurt veranlaßte den Rücktritt des Gagernschen Reichsministeriums und den Austritt der „erbkaiserlich" gesinnten Mitglieder aus der Nationalversammlung, im Mai 1849. Der radikale Rest, der auf die neuen republikanischen Erhebungen in Süddeutschland und Sachsen seine Hoffnung setzte, siedelte am 6. Juni nach Stuttgart über, wo aber das „Rumpfparlament" am 18. Juni durch den Minister Römer auseinandergejagt wurde.

Neue Volkserhebungen.

Die badisch-pfälzische Revolution.

Den Anlaß zur gewaltsamen Auflösung des Rumpfparlaments hatten dessen unverhüllte Beziehungen zu der badisch-pfälzischen Revolution und zu Bewegungen in Württemberg gegeben.

Schon im September 1848 hatte es neue Aufstände im Badischen, entzündet durch eine provisorische republikanische Regierung von Deutschland (Struve), gegeben, die leicht zerstreut worden waren. Durch den Ausgang der Kaiserwahl und des Verfassungswerkes erhielten weithin in Deutschland die zu „Märzvereinen" organisierten Radikalen wieder das Übergewicht. In Sachsen begann am 3. Mai der Aufruhr in Dresden. Die Truppen waren gutenteils in Schleswig-Holstein, König Friedrich August II. floh auf den Königstein und rief preußische Hilfe an; in Dresden bildete sich eine provisorische republikanisch-sozialistische Regierung, deren Mitglied und Spiritus rector der russische Agitator Bakunin (1814—1876) war. Am 7. rückten prompt die Preußen zur Verstärkung der sächsischen Truppen ein und

Abb. 282. König Friedrich Wilhelm IV.

schlugen zum überwiegenden Dank des Bürgertums bis zum 9. den Barrikadenkampf der Aufständischen nieder.

In Baden war Offenburg das Hauptquartier der radikalen Agitation geblieben; hier stellte am 13. Mai eine Volksversammlung die unmöglichsten Forderungen an die Regierung auf. Die Treue des Heeres war unterminiert durch leichtsinnige Verheißungen, wie Wahl der Offiziere und derlei; schon am 11. Mai hatte die Garnison von Rastatt mit Bürgern zusammen im Weinmut gemeutert, denn die guten und reichen, billigen Jahrgänge von 1846 und 1848 haben bei dieser Revolution eine nicht zu vergessende Rolle gespielt. In der Nacht vom 13./14. Mai meuterte ein Teil der Karlsruher Garnison. Der Großherzog Leopold entfloh mit seiner Familie und ging über Germersheim nach dem Unterelsaß, da Frankreich unter dem Prinzpräsidenten (seit Dez. 1848) Ludwig Napoleon, dem Sohne des einstigen Ludwigs von Holland, sich schon wieder einem persönlich-monarchischen Regime zu nähern begann. Der in Rastatt eingesetzte revolutionäre Landesausschuß mit dem Mannheimer Advokaten Lorenz Brentano († 1891 in Chicago) an der Spitze verlegte darauf seinen Sitz nach Karlsruhe und wirtschaftete mit den vorgefundenen Staatsmitteln. Hier in Baden bildeten

die der alten Offiziere beraubten Truppen den eigentlichen Träger der Revolution, während die Stammtischerregung der Bürger sich teils in pomadige Unlust, teils in Kritik, die sich bei diesem gescheiten und witzigen Volke leicht erregt, umwandelte; die erhoffte durchschlagende Wirkung, der Zuzug von den Nachbarländern blieben aus. Nur in der volksverwandten Pfalz, wo die Ablehnung der Reichsverfassung durch Bayern den Zündstoff gemehrt hatte, kam es ebenfalls zur Erhebung. Im Schoße der Karlsruher republikanischen Regierung und ihrer am 10. Juni zusammentretenden konstituierenden Landesversammlung ging es drunter und drüber; gegen den gemäßigteren, noch politisch denkenden Brentano wühlte Struve und drängte ihn endlich aus, tatsächlich war die Konfusion und praktische Aussichtslosigkeit der Verhältnisse nur noch der konfusen Prinzipienstärke Struve's kongenial. So hat sich die eingehendere Geschichtschreibung dieser Revolution zu Blättern voll Tragikomödie und Hohn gestaltet. Auch die Soldaten, da sie nun freies Volksheer waren, zogen vielfach vor, die heimischen Penaten aufzusuchen. Bayern und Großherzog Leopold wandten sich an Preußen um Hilfe. So rettete derselbe Staat, dem man aus seinem Widerspruch mit dem Zeitgeist so oft das Verderben geweissagt hatte, wie das sächsische Regiment, so hier die auf liberalisierende Volkstümlichkeit basierten Staatsgewalten. Am 12. Juni rückten die Preußen unter General v. Hirschfeld bei Kreuznach an der Nahe in die Pfalz, deren Aufständische sich vor ihnen ins Badische zogen; bei Germersheim und Philippsburg gingen die Preußen am 20. ihnen nach über den Rhein. Die Badener hatten unterdessen Mitte Juni bei Käferthal, Ladenburg und an der Bergstraße gegen Hessen und Mecklenburger gefochten, die sich dort als Reichstruppen unter Peucker sammelten. Nun rückten die Preußen, deren Gesamtoberbefehl wie auch über die Reichstruppen Prinz Wilhelm führte, unter v. d. Gröben auch von der Bergstraße her vor. Der Befehlshaber der Neckararmee der aufständischen Badener, der revolutionsberühmte Pole Mieroslawski schlug sich gut, aber nur mit anfänglichem Vorteil am 21. bei Waghäusel gegen die Hirschfeldschen Preußen, mußte südwärts zurückgehen. Rastatt mit 5—6000 Mann der meuterischen Truppen wurde belagert und ergab sich am 23. Juli, nachdem die Preußen schon vorher, unter nicht bedeutenden Gefechten, das ganze Land bis zur Schweizer Grenze besetzt hatten. Die Hauptführer flohen, auch Mieroslawski; etwa 40 Aufständische wurden standrechtlich erschossen, viele von den ordentlichen Gerichten zu Strafen verurteilt. Die neuformierten badischen Truppen wurden zunächst in fremde Garnisonen verlegt und das Großherzogtum behielt preußische. Tiefgehenden Dank erwarb sich die norddeutsche Monarchie nur bei der geretteten zähringischen Dynastie; das böse unberechtigte Wort vom Kartätschenprinz hat erst der großen Verehrung des Kaisers Wilhelm Platz gemacht.

Erneuerung des Kampfes der Schleswig-Holsteiner.

Unterdessen kämpfte das „Reich" mit den Schleswig-Holsteinern weiter gegen Dänemark und erlebte genau in den gleichen Tagen, da die Nachricht von der Ablehnung der Kaiserwürde bekannt wurde, einen herrlichen Sieg.

Mitten in die Kriegsvorbereitungen knapp vor Ablauf des Waffenstillstandes von Malmö fiel der erste Jahrestag der Erhebung in den Herzogtümern. Am 24. März 1848 hatten die Fahnen im hellen Sonnenscheine geflattert und Äcker und Wiesen bereits ihr junges Grün gezeigt; diesmal fegte ein wütender Schneesturm von Meer zu Meer über das noch winterliche Land hinweg, und die Glocken luden mit dröhnendem Ernst zum Gottesdienst und Kirchengebet. Aber dann erscholl durch die Herzogtümer, durch ganz Deutschland die Kunde eines

5. 4. 1849. schier unfaßlichen Sieges, des Tages von Eckernförde.

Am Abend des 4. April 1849 erschien vor der Bucht von Eckernförde ein aus sechs Schiffen bestehendes dänisches Geschwader, darunter als größtes das Linienschiff „Christian VIII." von 84 Kanonen und die Fregatte „Gefion" von 48 Kanonen. Der Zweck dieses Vorgehens war, die deutschen Truppen möglichst von der schleswig-jütischen Grenze wegzulocken. Die Bucht war geschützt durch zwei Verschanzungen der Schleswig-Holsteiner, eine Nordbatterie von 6 Geschützen unter Hauptmann Jungmann und eine südliche von vier Geschützen unter dem Befehl des Unteroffiziers Theodor v. Preußer. An der Küste zwischen Eckernförde und Kiel, in nicht weiter Entfernung, befand sich eine Reservebrigade der Reichstruppen unter dem Befehl des Herzogs Ernst II. von Koburg-Gotha. Er war der einzige unter den zahlreich in den Herzogtümern anwesenden deutschen Fürsten und Erbprinzen, der nicht auf ein eigenes, wenn auch ziemlich harmloses Kommando hatte verzichten wollen. Bis auf Österreich und Limburg waren jetzt sämtliche deutsche Bundes- oder vielmehr „Reichs"-Staaten mit Teilen ihrer Kontingente vertreten. Bunt

genug sah sich diese Reichsarmee an mit ihren zum Teil so außerordentlich verschiedenen Uniformen, und nicht minder verschiedengeartete Volksstämme maßen hier einander mit der gegenseitigen Kritik militärischer Abteilungen. Es war auf engem Raume ein rechtes Quodlibet alles dessen, was Deutschland von völkerschaftlicher Sonderart und verschiedenem Naturelle aufzuweisen hat, von den festen, wortkargen, kaustischen Niedersachsen bis zu den Pfälzern, die mit betäubendem Spektakel die Melodie der Marseillaise trommelten.

Um wieder nach Eckernförde zurückzukehren: am Morgen des 5. April — des Grünen Donnerstags — begann nach der Einfahrt der Schiffe in die Föhrde der seltsame, ungleiche Kampf. Aber nur kurze Zeit währte es, und die beiden Dampfschiffe des Geschwaders, Geyser und Hekla, sowie die Korvette Galathea von 26 Kanonen mußten sich beschädigt zu dem draußen liegen gebliebenen Schiffe zurückziehen. Und um die Mittagzeit waren auch die beiden größeren Kriegsschiffe durch die seelenruhigen Schüsse der Strandbatterien so weit zugerichtet, daß Kommandeur-Kapitän Paludan durch Drohungen freien Abzug zu erlangen suchte, der indes von Jungmann verweigert wurde. So begann der Kampf gegen 5 Uhr aufs neue.

Abb. 283. Prinz Wilhelm von Preußen. Lithographie von Schertle nach einem Lichtbild von Vogel aus dem Jahre 1849.

Es waren jetzt hauptsächlich die Südbatterie und vier bei ihr noch eingetroffene nassauische Feldgeschütze, welche den Kampf führten, während die stark beschädigte Nordbatterie sich darauf beschränken mußte, die beiden Dampfschiffe fernzuhalten, damit sie keinen Versuch machten, als Schlepper die beiden großen Kriegsschiffe herauszubugsieren. Wiederum traf fast jeder Schuß vom Lande her, eines nach dem anderen schlugen die unbarmherzigen Geschosse durch den Spiegel der ungünstig liegenden Gefion und hausten schrecklich in der ganzen Länge des Schiffes; es sah sich gezwungen, die Flagge zu streichen. Vom Christian VIII. tobte der Kampf noch weiter. Als das Linienschiff an acht Stellen brannte, machte es einen verzweifelten Versuch, unter Segel die Bucht zu verlassen — im Nu waren Segelwerk und Takelage zerschossen, und der lebhafter einsetzende Abendwind trieb den manövrierunfähig gewordenen Koloß gegen den Strand. Die letzten Strahlen der Abendsonne fielen über Meer und Land, da ging der Danebrog auf dem Christian VIII. nieder. Tausendstimmiges Hurra von den Mannschaften und den massenhaften Zuschauern am Strande erscholl, dann trat nach all dem Kampfgetöse eine ergreifende Totenstille ein.

Ohne Verzug eilte Theodor v. Preußer an Bord des Christian VIII., um die Mannschaft zu retten. Um diese Zeit traf auch der Herzog von Koburg zur allgemeinen Überraschung wieder ein. Er hatte am Beginn des Gefechtes, wo er anwesend war, Eckernförde alsbald verlassen und sich „in fluchtartiger Eile“ nach seinem etwas entfernten Hauptquartier Gettorf begeben. Ihm, als dem höchstgestellten anwesenden Offizier, überreichte jetzt der greise Paludan, der gerade ans Land kam, unter Tränen seinen Degen.

In dem jungen Herzog haben sich weitgehende Selbstsuggestionen seiner Anwesenheit und Oberleitung bei dem Eckernförder Gefecht schon an demselben Abend festgesetzt und müssen sich im Lauf der Jahre zur felsenfesten Überzeugung verhärtet haben. Seine Darstellung in den eigenen Lebenserinnerungen hat längst so ausreichende und bitterböse Widerlegungen erfahren, daß es neuer Auseinandersetzungen nicht bedarf.

Preußer, welchem mit Jungmann zusammen die Ehre dieses Tages gebührt, hatte mit seinen Wackeren 573 Dänen von dem Linienschiffe gerettet und setzte im Flammenschein des brennenden Schiffes sein Werk in die Dunkelheit hinein fort. Da geschah das Entsetzliche: der Christian VIII. flog plötzlich in die Luft. Mit ihm der Held der Südbatterie und die 92 Menschen, die noch auf dem Schiff gewesen sein müssen, darunter freilich die Toten in unbestimmter Anzahl eingerechnet.

Am späteren Abend ward die Gefion, um die man sich zunächst weniger bekümmert hatte, sicher im inneren Hafen vertaut. Den Danebrog des Christian VIII. hatten die Dänen ins Meer versenkt, aber die Wellen spülten ihn von den beschwerenden Steinen los und an den Strand; man sandte diese erste große Trophäe des neuen Deutschland nach Frankfurt an den Reichsverweser. Ein unermeßlicher Jubel erhob sich nicht bloß in Schleswig-Holstein, sondern im ganzen Vaterlande, da gerade die feindliche Marine, um die das blockierte und zur See hilflose Deutschland die Dänen am meisten bewundert und beneidet hatte, von diesem Schlage betroffen war.

Jedoch blieben dies die einzigen Erfolge zu Wasser. Brommy lief am 24. Juni mit drei Schiffen der neuen deutschen Flotte von der Weser aus, um auf die dänische Korvette Valkyrien Jagd zu machen. Aber sie durfte sich unter den freundschaftlichen Schutz von Helgoland zurückziehen, während die Inselkanonen auf die an die englische Hoheitsgrenze gelangten deutschen Schiffe feuerten. Eine grobe Beschwerdenote Englands mit der Drohung, Schiffe unter schwarz-rotgoldener Flagge als Seeräuber zu behandeln, war der Abschluß.

Inzwischen verdarben, was bei Eckernförde gut gemacht war, wieder der zusammenhangslose Landkrieg und die alles durchkreuzende Politik. Die Kriegführung des Reichsgenerals v. Prittwitz, die der Major Helmuth v. Moltke schon damals privatim als kläglich bezeichnete, krankte an demselben Zwiespalt, worin auch Wrangel gesteckt hatte: in seiner Miteigenschaft als preußischer Offizier fortwährend durch politisch gefärbte, entgegenwirkende Instruktionen gehemmt zu sein. Einzelne tapfere Taten der Reichstruppen, wie die Erstürmung von Düppel durch die Bayern am 23. April, blieben unter diesen Umständen ohne nachhaltige Wirkung.

General v. Bonin mit den schleswig-holsteinischen Truppen stand im Norden, sollte aber die jütische Grenze nicht überschreiten dürfen. Trotzdem nahm Bonin, als er noch auf schleswiger Boden am 20. April mit den Dänen zum Gefecht kam, bei dieser Gelegenheit das an der Grenze belegene dänische Kolding und behauptete es am 23. April, dem Hauptehrentag der Schleswig-Holsteiner, in glänzender Abwehr. Hierfür machte Prittwitz den Versuch, ihm ein Berliner Kriegsgericht über den Hals zu schicken. Endlich, am 6. Mai, ging auch der Reichsgeneral, dem Drängen der Statthalterschaft folgend, über die jütische Grenze, aber er ließ, aufs neue ängstlich gemacht, nach Wochen der Untätigkeit zu, daß der ihm gegenüber stehende General Rye mit dem Hauptteil der dänischen Armee nach Fridericia abzog.

Seit zwei Monaten lag Bonin vor den Erdwällen dieser Festung, vermochte sie aber nicht von Fünen abzuschneiden und durfte sie auch nicht wirklich angreifen. So konnten dort in der Stille 24000 Dänen gegen die wenigen Tausend Bonins zusammengebracht werden. In der Nacht vom 5. auf den 6. Juli brachen die Dänen unter Rye hervor und überrumpelten die allzu sorglosen Boninschen Truppen vollkommen. Preußen aber drückte als Siegel auf deren erschütternd verlustreiche Niederlage den Waffenstillstand vom 10. Juli 1849. Von jeder Rücksicht auf die Frankfurter Zentralgewalt hatte es sich überhaupt losgesagt. Dazu ward es stärker als je bedrängt durch den Zorn Kaiser Nikolaus' I. von Rußland über die fortdauernde „Rebellion" Schleswig-Holsteins gegen das ihm verwandte und von ihm begönnerte dänische Königshaus. Der neue Vertrag enthielt die Selbständigkeit Schleswigs unbeschadet seiner politischen Union mit der dänischen Krone, d. h. seine Lösung von Holstein und dauernde Ankettung an Dänemark. Er gestand damit das im Frühjahr 1849 noch Verweigerte ungefähr zu und blieb nicht allzuweit hinter den Forderungen der Eiderdänen zurück. Bisher also hatte sich jeder Waffenstillstand und Friedensvorschlag kläglicher als der vorige gestaltet. Die Statthalterschaft wurde auf Holstein beschränkt, für Schleswig ward „im Namen seiner Majestät des Königs von Dänemark", also nicht im Namen des „Herzogs", eine Regierung eingesetzt, die aus einem Preußen, einem Dänen und als Obmann einem Engländer bestand.

Preußen hatte kein Recht, über Schleswig zu verfügen, und für Deutschland, welches den Krieg führte, war der Waffenstillstand, so wie er zustande gekommen war, unverbindlich; aber was sollten die Schleswig-Holsteiner tun? Von der nominell kriegführenden Zentralgewalt war

nichts zu erwarten, die Nationalversammlung verschollen; der Reichsverweser war freilich noch vorhanden, sogar heiterer als je, ritt und fuhr umher, erließ Verordnungen über Laternen und reiste schließlich nach Gastein. Dagegen besaß Preußen ein Mittel, um die Statthalterschaft seinem Willen zu unterwerfen, in der angedrohten Abberufung des Generals v. Bonin und der preußischen Offiziere. So beschränkte sich die Statthalterschaft auf einige Proteste und verlegte ihren Sitz von Schleswig nach Kiel, während das Land und seine Volksvertretung, die „Landesversammlung", auch diesmal der Autorität der allgemein verehrten beiden Statthalter folgten. Desto größer waren die allein gelassenen Schleswiger auch diesmal im passiven Widerstande und überboten sich in erfinderischen Kniffen, um die Landeseinnahmen, besonders die vom Verkehr, Post und Zoll, in die holsteinischen Kassen zu leiten.

Nun abermals monatelang der bekannte und bedrückende Zustand der kleinen Auslegungstreitigkeiten über den Vertrag und der unendliche Aktenstöße erzeugenden Vermittelungsversuche von und nach allen Seiten. Am 20. Dezember 1849 (s. u.) kam wenigstens das traurige Deutsche Reich zum allerletzten Ende und der Deutsche Bund ward, zunächst in Form einer provisorischen Bundes-Zentralkommission — das Wort „provisorisch" war noch immer nicht verbraucht und ward zum eigentlich Überlebenden — wiederhergestellt. Diese erklärte mit einer beim Bunde höchst überraschenden Energie, den Vertrag Preußens vom 10. Juli wegen allzu großer Widersprüche mit den Rechten der Herzogtümer nicht anerkennen zu können, gab aber demselben Preußen die Vollmacht zu neuen Verhandlungen. Diese, die im Januar 1850 begannen, trugen als Wesentliches die Signatur, daß die Dänen jetzt erst recht aus jeglichem Vorschlag die Vorstufe zur völligen Einverleibung zu gestalten suchten. Unter diesen Umständen nahmen die Schleswig-Holsteiner zum drittenmal den Gedanken an Widerstand auf, nunmehr ganz auf eigene Faust. Dadurch verloren sie, womit Preußen sie bisher bedroht und gefügig gemacht hatte, Bonin nebst den vierzig übrigen preußischen Offizieren. Preußen und Dänemark schlossen weiterhin, am 2. Juli 1850 zu Berlin, ihren endgültigen Frieden.

Abb. 284. Theodor v. Preußers Grab auf dem Friedhof zu Eckernförde-Borberg.

Der neue Leonidas, den sich die Statthalterschaft erkor, war leider unglücklich genug gewählt. Es war der preußische General z. D. v. Willisen (1790—1879), ein Mann, der zwar gelehrte theoretische Bücher geschrieben hatte, als Führer aber von des Gedankens Bläße angekränkelt war. Im Frühjahr 1848 bei Losbruch des Polenaufstandes hatte er, damals in Posen, sich so ungeschickt und polenliebreich benommen, daß er Urlaub und Abschied erhielt.

Im Sommer 1850 ging auch dieser dritte Krieg zu raschem Ende. Auf der Idstedter Heide kam es am 25. Juli zur Schlacht. Mitten im Kampfe plagte und leitete den General v. Willisen seine Idee, daß er eigentlich nicht hier, sondern vor den Mauern von Rendsburg hatte kämpfen wollen. So verwandelte er mit virtuoser Ungeschicklichkeit den Kampf, in welchem seine tapferen Truppen durch die Niederwerfung einer dänischen Division schon Rückzugsmaßregeln des Feindes herbeigeführt hatten, in Niederlage und räumte das Feld. Um Mitternacht rückten die Dänen, ihren „tapperen Landsoldat" singend, in die alte Landeshauptstadt Schleswig ein.

Nicht glücklicher waren die Versuche Willisens, sich zu rehabilitieren: sein wenn auch ehrenvoller Angriff auf Missunde, am 12. September, und der kopflose Sturm auf die Festung Friedrichstadt, die er kurz vorher als unwichtig selber aufgegeben hatte. Vor Friedrichstadt war

auch der Statthalter, Graf Reventlou, bei den Truppen anwesend und sprach ihnen freundlich und hoffnungsvoll zu. Charakteristisch für deren Volkstum ist die Aufnahme, welche diese, ganz der 1848er Zeit entsprechenden zivilistischen Zureden bei den Musketieren fanden: „Dat mot en dummen Kerl sin, wo kann he sunst glowen, dat wi all gesund wedder torügg kamen!"

Das Geschick der Herzogtümer war weder militärisch noch politisch mehr zu wenden. Durch den Vertrag von Olmütz (s. u.) zwang Österreich Preußen seine Meinung auf, die einfach auf Auslieferung an Dänemark ging. Im Januar 1851 erschienen ein österreichischer und preußischer Kommissar, und ihr Ultimatum schnitt die letzten verzweifelten Gedanken an weiteren Widerstand ab. Auch die schleswig-holsteinische Landesversammlung fügte sich in der Nachtsitzung vom 10./11. Januar. „Finis Poloniae!" rief der alte ehrwürdige Probst Boysen, als beim trüben Grauen des Januarmorgens die Männer schmerzbewegt auseinander gingen. Am 28. Januar 1852 erhielten beide Herzogtümer gesonderte Ministerien und Volksvertretungen. Das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 legte unter Verschiebung und Abänderung der dänischen Thronordnung, aber auch der holsteinischen, in die Hand des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (des davon sogenannten Protokollprinzen und späteren Königs Christian IX.) und seines Mannesstammes die Nachfolge in Dänemark und in den Herzogtümern, deren dauernde Erhaltung bei der dänischen Monarchie das Protokoll anerkannte. Der beiseite geschobene Herzog von Augustenburg verpflichtete sich für sich und sein Haus, hiergegen nichts zu unternehmen, indem gleichzeitig der dänische Staat seine schleswigschen Güter von ihm kaufte. Nicht zum wenigsten hatte diesen traurigen Ausgang die preußische Politik von Anfang her verschuldet. Die Art, wie Dänemark an den Herzogtümern nun Rache übte, empörte sogar die leitenden österreichischen Staatsmänner, nach deren Wunsch die Dinge geendigt hatten.

Dreikönigsbündnis und Union.

Die preußische Politik verkünstelte sich unterdessen auch vergeblich an der deutschen Frage. Die Zirkularnote vom 3. April 1849 (s. S. 512) hatte erklärt, Preußen wolle auf einen Antrag der deutschen Regierungen an die Spitze Deutschlands treten; die Formen des zu bildenden Bundesstaates würden „wesentlich davon abhängen, wieviel und welche Staaten sich demselben anschließen." Radowitz wurde am 23. April mit dieser Angelegenheit betraut und wurde dadurch der tatsächliche Leiter der preußischen Politik (erst am 27. September 1850 wurde er amtlicher Minister des Auswärtigen). Am gleichen 28. April 1849, da Preußen die Reichsverfassung ablehnte, lud es die deutschen Regierungen zu Berliner Konferenzen ein. Von dem Reichsverweser wurde die geforderte Niederlegung seines Amtes in die Hände Preußens am 24. Mai verweigert. Zuvor, am 16. Mai, hatte der nach Niederwerfung des Wiener Aufstandes ernannte österreichische Ministerpräsident Fürst Felix Schwarzenberg den preußischen Plan eines unlöslichen völkerrechtlichen Bundes zwischen dem Kaiserstaat und einem von Preußen geführten Bundesstaat, mit gemeinsamen Institutionen und Direktorium in Regensburg, abgelehnt. Zu den Konferenzen konnten die Staaten, die sich auf die Reichsverfassung gebunden hatten, nicht erscheinen; so nahmen nur Preußen, Bayern, Hannover und Sachsen und an der ersten Sitzung ein beobachtend anwesender österreichischer Vertreter teil. Sie verhandelten einen konstitutionellen Bundesstaat, und am 26. Mai kam es zu dem Dreikönigsbündnis von Preußen, Hannover und dem durch Anstand der Dankbarkeit verpflichteten Sachsen, unter Leitung Preußens und Offenhaltung des Beitritts für die übrigen Bundesstaaten; nur unter dieser Voraussetzung, „daß die vorgeschlagene Verfassung, abgesehen von Österreich, das ganze Deutschland umfasse," hielten Hannover und Sachsen ihren Beitritt aufrecht.

Die alte Erbkaiserpartei, 148 Mann stark aus Nord und Süd, versammelte sich am 25. Juni in Gotha und stärkte durch die Erklärung, das Ziel der Einigung stehe ihnen höher als die am 28. März beschlossene Form, Preußen den Rücken,

empfahl den Einzelstaaten den Anschluß an das Dreikönigsbündnis. Eine Reihe von diesen trat auch bei, doch blieben Bayern, Württemberg, Hessen-Homburg, Luxemburg, Limburg, Holstein, Lichtenstein und Frankfurt fern. Noch war Österreich durch den ungarischen Aufstand behindert und konnte keine Gewalt gegen Preußen wagen, dessen Wehrkraft sich im Felde gegen Dänemark und die badische Revolution bewiesen hatte, während Preußen den Bruch scheute und dem König Friedrich Wilhelm IV. unter dem Einfluß der Kreuzzeitungspartei seine konstitutionell-deutschnationalen Anläufe zum Überdruß wurden. So gewann der Gedanke Anklang, unabhängig von den sonstigen Fragen die Zentralgewalt des Reichsverwesers provisorisch — bis zum 1. Mai 1850 — auf Österreich und Preußen zu übernehmen, was am 30. September durch das „Interim" geschah, dem der Reichsverweser am 6. Oktober zustimmte. Am 20. Dezember 1849 legte „Johann ohne Land", wie man längst gespottet hatte, sein Amt nieder, womit das Reich der Frankfurter Versammlung im letzten Rest abgetan war. Das Interim hatte als seinen Zweck schon die „Erhaltung des Deutschen Bundes" bezeichnet.

Hannover und Sachsen hatten sich in Wien schon als Bundesgenossen Österreichs benommen für den Fall, daß dieses mit Preußen, ihrem Verbündeten vom 26. Mai, in Krieg gerate, und sich auch keine Mühe gegeben, ihre Haltung dem preußischen Gesandten in Wien zu verhehlen. Als der in Aussicht genommene konstituierende Reichstag der „Union", die durch den Beitritt jener Mittel- und Kleinstaaten aus dem Dreikönigsbündnis erwachsen war, im September durch den nassauischen Vertreter gefordert wurde, legten sie auf Grund ihres Vorbehalts Einspruch ein; als für diesen Reichstag die Wahlen vorbereitet wurden, trat Hannover am 25. Februar 1850 aus. Gleichzeitig standen sich Österreich, jetzt gänzlich Herr im Hause und durch Zar Nikolaus gestützt, und Preußen mit Truppenbewegungen und Rüstungen gegenüber. Daneben brachte Bayern ein neues Vierkönigsbündnis mit Württemberg, Sachsen und Hannover zustande, so daß Sachsen, dessen auswärtiger Minister seit Februar 1849 v. Beust war, beiden angehörte. Das konstituierende Parlament der Union wurde am 20. März 1850 zu Erfurt mit Staatenhaus und Volkshaus eröffnet. Gegen die preußischen Konservativen — Ludw. Gerlach, den Berliner Professor Friedr. Jul. Stahl (geb. von jüdischen Eltern 1802 zu München, † 1861), v. Kleist-Retzow, Bismarck u. a. —, die von der „rotunterfütterten" Union (nach Bismarcks Wort) nichts hielten und Preußens monarchische Selbständigkeit nicht von ihr gebunden wissen wollten, behauptete sich in beiden Häusern eine, aus Gothanern und Ministern zusammengesetzte, erhebliche Mehrheit für die Union und für deren, im Ganzen auf den alten Frankfurter Beschlüssen beruhende konstitutionelle Verfassung vom 15. April. Aber in der gleichen Zeit suchten verschiedene Unionstaaten abzuspringen; zwischen Preußen und andererseits Hannover und Württemberg kam es zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Österreich lud am 26. April, unter Beiseiteschiebung der preußischen Versuche, als miteinladend beteiligt zu werden, als Präsidialmacht die Regierungen zum alten Bundestage und zu zeitgemäßen Reformen auf Grund der alten Wiener Bundesakte ein. Ein Fürstenkongreß zu Berlin vom 8. bis 16. Mai, den der wichtig beeiferte und wohlmeinende Herzog Ernst von Koburg-Gotha angeregt, wenn auch nicht nach Gotha bekommen hatte, zeigte nur, daß Preußen das Vertrauen auf die Union verloren hatte, deren angenommene Verfassung nicht verkündet und ausgeführt wurde. Vielmehr erörterte man die Form und Bedingung, unter der die Unionsverbündeten die österreichische Einladung nach Frankfurt annehmen wollten. Der Bundestag ward zwischen all diesem Wirrwarr eröffnet mit Österreich als Präsidialmacht (Vorsitzender Graf Friedr.

v. Thun), den vier Königreichen, Kurhessen, Luxemburg und (für Holstein) Dänemark. Die Bedingungen der Unionstaaten wurden von ihm abgelehnt, und nun traten die beiden Hessen, Mecklenburg-Strelitz und Schaumburg-Lippe für sich dem Bundestage bei.

Der Tag von Olmütz und die Herstellung des Bundestages.

Nun folgte eine Zeit freudloser preußischer Abwehrversuche im Namen der Union gegen Österreichs Zusteuern auf den vormärzlichen Zustand, was die Mittelstaaten, auch durch sonderdiplomatisches Vorgehen, unterstützten. Ernstlich war es Preußen nur noch damit, sich nicht wieder blank unter das österreichische Bundespräsidium beugen zu müssen, nachdem es die Kaiserkrone in der Hand gewogen und sie, nicht zuletzt aus königlicher Großherzigkeit nach der österreichischen Seite hin, zurückgegeben hatte. Aber es vermochte nicht zu hindern, daß Österreich am 2. September auch die Sitzungen des Engeren Rats am Bundestage wieder eröffnete, und alsbald stieß dieser mit Preußen in der Sache der **kurhessischen Wirren** zusammen.

Minister Hassenpflug in Kurhessen handhabte, um dem Kurfürsten recht viel Zuwendungen an seine unebenbürtigen Kinder möglich zu machen, die Finanzen und Steuern unbekümmert um das Budgetrecht der Stände. Die Folge war, daß die Gerichte auf die Seite des Widerstandes traten und daß der verhängte Kriegszustand bei den höheren Offizieren Schwierigkeiten fand. Daraufhin verließ Hassenpflug mit dem Kurfürsten Kassel, kam nach Frankfurt und forderte Hilfe und Exekution des Bundes, die am 21. September 1850 auch bewilligt wurde. Andererseits war Kurhessen, trotz des Anschlusses an den Bundestag, Mitglied der preußischen Union geblieben und dadurch verpflichtet, seine Streitigkeiten dem Bundesschiedsgericht der Union vorzulegen. Ferner führten durch Kurhessen zwei wichtige Etappenstraßen Preußens, die dessen westlichen Lande mit dem Hauptkörper verbanden, und Preußen hatte diese im Falle militärischer Vorgänge in Kurhessen zu sichern.

Da nun Bundestag und, für die Union, Preußen wetteifernd ihre Autorität in Kurhessen geltend machten, kam es beiderseits zu Truppenaufstellungen und Anfang Oktober zu einem engeren Bündnis gegen Preußen von Österreich, Bayern und Württemberg, deren Herrscher deswegen in Bregenz zusammentrafen. In dieser Spannung kamen nach Mitte Oktober Graf Brandenburg sowie Kaiser Franz Josef und Schwarzenberg zu **Warschau** bei Nikolaus I. zusammen. Er war in dieser Frist der maßgebliche Befehlshaber Europas und nahm alle unter Revolution zu rubrizierenden Vorgänge als eine persönliche Beleidigung; so die friedliche kurhessische Empörung und die Fortdauer des Kampfes der Schleswig-Holsteiner, wobei er in beiden Fällen Preußens Haltung Schuld gab, eine tatsächliche Ermunterung zu sein. Hier in Warschau wurde, während Deutschland in unmittelbarer Kriegserwartung stand, beschlossen, das preußische Mitpräsidium am Bunde der Beschlußfassung aller Bundesmitglieder anheimzustellen, während über Reformen des Deutschen Bundes, doch ohne Volksvertretung, Konferenzen stattfinden sollten. Die Exekution in Hessen und die schleswig-holsteinische Sache behielt Schwarzenberg dem Bundestage vor.

In Berlin dachte der König militärisch und souverän genug, daß er sich nicht von den Etappenstraßen werfen lassen wollte. Der soldatische Prinz von Preußen und ebenso Radowitz empfanden ein Nachgeben vor der feindlichen Drohung als eine für Preußen unmögliche Demütigung, obwohl der Kriegsminister v. Stockhausen die Armee der Koalition der Gegner nicht gewachsen erklärte. Die öffentliche Meinung hatte die Ansätze zur Mobilmachung begrüßt, so wie man nach langer lähmender Schwüle des heraufziehenden Unwetters froh wird. Die Beratungen des Königs und Prinzen mit dem zurückgekehrten Brandenburg und den übrigen Ministern führten aber zur Einstellung der Mobilmachung, zu versöhnlichen Erklärungen in Wien und zu Radowitz' Abdankung als Minister des Äußeren. Als solcher wurde der zu Brandenburgs

Warschauer Abmachungen haltende O. v. Manteuffel bestellt, und ebenso als Nachfolger Brandenburgs, als dieser am 6. November an rascher Krankheit starb. Die neuen gegnerischen Kriegsmaßregeln, die sich mit den versöhnlichen Schritten Preußens kreuzten, drängten auch ihn zu gelinden militärischen Anordnungen. Dabei kam es bei Bronzell südwestlich von Fulda zu einem Vorpostengefecht zwischen preußischen

Abb. 285. Friedrich Wilhelm IV. leistet am 6. Februar 1850 den Schwur auf die preußische Verfassung. Nach einer Zeichnung von Paul Bürde lithographiert von F. W. Gennerich.

und Bundestagstruppen, wobei 5 österreichische Jäger und ein sprichwörtlich gewordener preußischer Trompeterschimmel verwundet wurden. Weiteres verhinderten die andauernden Nachgiebigkeiten Preußens, das am 15. November auch die Union vorläufig fallen ließ.

Am 28. November verhandelten Schwarzenberg und Manteuffel, in Mitanwesenheit des Wiener Gesandten Rußlands, v. Meyendorf, persönlich in Olmütz und einigten sich am 29. auf eine „Punktation", worin Preußen in Kurhessen mit

geringen Vorbehalten wich, mit Österreich zusammen die Schleswig-Holsteiner matt zu setzen zusagte, die Mobilmachung rückgängig machte und Verabredungen über die deutsche Frage traf, die trotz demnächstiger Dresdener Konferenzen der deutschen Minister und trotz der Wahrung gemeinsamen Handelns der beiden Mächte des In-
1850. terims nur zur Herstellung des Bundestages führen konnten. Die Mitteilung der Olmützer Abmachungen in der preußischen Kammer, die nicht durch die ganze vorherige Kette von Schwierigkeiten und Nachgiebigkeiten vorbereitet war, sondern auf einmal die Umkehr von den froh begrüßten Auffassungen enthüllte, erregte das tiefe Gefühl erfahrener Schmach, der an dem Namen Olmütz als einem der demütigendsten der preußischen Geschichte haften blieb. Der Prinz von Preußen stand diesmal zu der öffentlichen Meinung, während die Kreise der Kreuzzeitung, auch Bismarck, die Erlösung von den konstitutionellen deutschen Plänen und die Versöhnung mit Österreich, gegen das sie ein Gefühl der historisch-konservativen Ehrfurcht hegten, für wertvoller wogen als die augenfällige politische Niederlage der zuletzt von Radowitz vertretenen preußischen Politik. Die sich anschließenden Dresdener Konferenzen, wo Preußen Teilnahme an Präsidium und Exekutive des Bundes erstrebte, erwiesen ein so starkes Übergewicht der herrschsüchtigen österreichischen Bestrebungen, daß Preußen noch die einfache Herstellung des alten Bundestages vorzog und die Verhandlungen ergebnislos blieben. Danach forderte Preußen am 27. März 1851 die früheren Unionstaaten zur Beschickung des Bundestages auf: das endgültige Zugeständnis seines Mißerfolges als deutscher Führer.

Ermattung und Reaktion in den fünfziger Jahren.

Der Bundestag begann im Zeichen allgemeiner Gefolgschaft gegen Österreich und einer von Preußen unterstützten allgemeinen Reaktion gegen die einzelstaatlichen Zugeständnisse an die Bewegung von 1848. In Österreich wurde am 14. April 1851 als Ersatz für Volksvertretung und als bloßer Beirat des Monarchen ein von diesem ernannter Reichsrat eingeführt und im Dezember die Verfassung vom März 1849 aufgehoben. Die nächsten Jahre standen unter dem Zeichen zentralistisch-absolutistischer Maßregeln bei überwiegend slawisch zusammengesetzter Bureaukratie, der Auslieferung des Volksunterrichts an den Klerus und eines die Souveränität des Staates stark verkürzenden Konkordats mit Rom (1855). — In Preußen war am 30. Mai 1849 ein abgeändertes Wahlgesetz nach dem Dreiklassensystem auf Grund des Steuerzensus oktroyiert worden, am 6. Februar 1850 vom König unter Betonung des aus Gottes Gnaden regierenden Königtums die weiter revidierte Verfassung beschworen worden. 1851 wurden die Provinzialstände mit allen abgestuften alten Standesformalien und die gutsherrliche Polizeiverwaltung wiederhergestellt, 1853 die Umwandlung der ersten Kammer des Landtags in ein Herrenhaus aus erbberechtigten und vom König berufenen Mitgliedern durchgesetzt, nicht ohne Kampf mit den herrschgewohnten „Junkern", und diese Form am 12. Oktober 1854 verkündet. Eine Fülle von Maßregelungen, Verfolgungen und Prozessierungen einzelner Männer wegen ihres früheren Verhaltens als Abgeordnete, darunter Waldecks und des Gerichtsassessors Lotar Buchers (1817—1892), erbitterte um so mehr, als gleichzeitig sich das häßlichste Angeber-, Streber-, Bereicherungs- und Paschawesen in der Beamtenschaft breit zu machen begann. Nicht nur in Kirche und Schule geschah die Gesetzgebung nach dem Wunsche einer herrschsüchtigen Orthodoxie und nach Stahls Losung von der notwendigen „Umkehr der Wissenschaft;" die kirchliche Reaktion suchte auch in das bürgerliche Recht vorzudrängen, und sie unterwarf alle auf den Staat ein-

geschworenen Kreise ihrer Beaufsichtigung nach der Seite einer durch Vereinseifer und Kirchgang zu betätigenden Gesinnung.

Der Staat hatte inzwischen am 7. Dezember 1849 einen Zuwachs erhalten, indem sich beide Fürstentümer Hohenzollern durch Vertrag unter Preußen mediatisierten, nachdem heftige Streitigkeiten zwischen Regierung und Volksvertretung in beiden nur durch preußische Truppenhilfe beendet waren. Die Hechinger Linie starb danach 1869 aus.

In beiden Mecklenburg war 1848 eine gemeinschaftliche konstitutionelle Verfassung eingeführt worden. Gegen sie protestierten weiterhin Strelitz und die Agnaten beider Linien nebst der feudalen Ritterschaft, wandten sich an den Bund, und das von diesem eingesetzte Schiedsgericht zu Freienwalde, das aus Preußen und Hannoveranern entnommen wurde, stellte durch Spruch vom 11. September 1850 die alte landständische Verfassung wieder her. Sachsen stellte die Verfassung von 1831 her, Württemberg die von 1819. Unter Mitwirkung eines von Österreich und Preußen am Bunde beantragten Ausschusses (sog. „Reaktionsausschuß") wurden auch in Hannover, wo 1851 der souveränitätstolze blinde König Georg V. nachfolgte, in Hessen-Darmstadt, Nassau, Oldenburg, Braunschweig, Anhalt, den ernestinischen Staaten, Lippe, Waldeck, Luxemburg, den vier freien Städten mehr oder minder weitgehende Zurücknahmen von Zugeständnissen verfügt und ältere Formen hergestellt. Die Bundesgesetzgebung ging wieder gegen die Preßfreiheit und das Vereinswesen, wenn auch nicht unter den alten scharfen Maßregeln der Mundtotmachung, durch erschwerende Bestimmungen vor; daneben her gingen einzelstaatliche Preßgesetze. Am meisten blieb Österreich in Zugeständnissen an Preßfreiheit zurück.

Ermattet und resigniert nahm das deutsche Volk alle die rückwärts wendenden Maßregeln hin. Der Grund dieser innerlichen Lähmung war doch noch ein tieferer, als der früh eingetretene Überdruß des Bürgertums an vielen Auswüchsen des „tollen Jahres" und die erkannte Unhaltbarkeit des gemäßigten Wollens zwischen dem Kampf der Extreme, die jede Revolutionsgeschichte erweist. Bis 1848 hatte man allgemein an die politische und nationale Schöpferkraft der Ideen, der Prinzipien geglaubt; wenn nur das Volk und seine Vertreter endlich zum Wort und zur Tat kämen, dann glaubte man alle Erfüllung schon in den Händen zu haben. Und so schien denn in den Frühlingstagen von 1848 alles Erträumte nahe gerückt und der Weg zum Ziel leicht und einfach geworden. Dann aber erwiesen diese begeistert erwählten besten Männer des Volkes in ihrer souverän-konstituierenden Nationalversammlung, daß, wenn auch der Philosoph durch Beschlüsse eine Form, ein System zu erbauen vermag, in der Welt der politischen Wirklichkeiten mit Resolutionen kein Bestehendes ohne weiteres aufgehoben, kein Ersehntes geschaffen zu werden vermag. Die Schüler Fichtes und Hegels scheiterten überall mit ihrem staatsphilosophisch Gewollten an dem staatengeschichtlich Gewordenen. Das Reich von 1848 blieb wie eine durchsichtige Fata Morgana in Lüften schweben, und als so bald die Schatten kamen, worin es zu Grau zerrann, da sah man, auf der wirklichen Erde wohnten nach wie vor allein die Einzelstaaten und ihre deutsche Uneinigkeit. Und so ging endlich, wie schon früher in der abstrakteren Wissenschaft (S. 471), nun auch in der konkreten Praxis des Völkerlebens, in der Politik, die Geltung der konstruierenden Methode mit dem großen Nichterfolge von 1848 und 1849 zu Ende, ward auch hier der Weg frei für die Weisheit der Beobachtung und Erfahrung, für die Empirie an Stelle der Deduktion, für den Realitätsinn und für die Entwicklung.

Eine Wandlung freilich, deren sich erst ganz wenige bewußt waren, vielleicht niemand damals sogleich. — Von den Fürsten hoffte man nicht mehr, und vom Volke noch wieder zu hoffen hatte man ebensowenig die Zuversicht und den Mut. Das ist der Grund jener allgemeinen Ermüdung. Freilich Geibel hatte schon 1844 zum Himmel gerufen um einen Mann, gewaltig genug, Zwingherr zur Einheit, Diktator zur Freiheit zu werden —

Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter wohlgereimt Gepränkel
Vom Sand der Nordsee bis zum wald'gen Brenner!
Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den toll gewordnen Renner,
Mit ehrner Faust beherrsch und ehrnem Schenkel!

Abb. 286. Großherzog Friedrich von Baden. Lithographie von S. Maier nach einem Gemälde von Winterhalter. 1858.

Aber auch solche Prophetien hatte, nach dem letzten Aufflammen der Hoffnung auf Taten des Willens, der Tag von Olmütz begraben. Am tiefsten lag die Achtung vor Preußen am Boden: wer von dort in die Nachbarländer kam, tat gut, soweit es ihm persönlich möglich war, nicht merken zu lassen, daß er Preuße sei.

Indessen das deutsche Volk war doch viel zu lebensstark und unverbraucht, zu innerlich jung, als daß es mehr denn momentan ermüdet, daß es schlaff geworden wäre.

Wennschon in Preußen und anderweitig die politische Bewegung zunächst so gut wie aus der Öffentlichkeit verschwand und vielfach einen konventikelartigen Charakter annahm, wobei sie sich mit den freireligiösen Bestrebungen verquickte, so wagte sie sich doch bald hier, bald dort wieder entschlossener hervor. Einen literarischen Mittelpunkt von breitester Verständlichkeit erhielt sie in der „Gartenlaube", dem 1853 zu Leipzig von Ernst Keil gegründeten Familienblatte, das rasch zur geistigen Macht in Deutschland wurde. Die Zahl der Burschenschaften an den Hochschulen wuchs wieder beträchtlich, ein großer Teil der heute florierenden ist in diesen fünfziger Jahren gegründet worden. Das vaterlandstreue Professorentum der Geschichtslehrer und Literarhistoriker, vieler Juristen und manchenorts auch der Theologen entfaltete in ungebrochenem Mut seine alte werbende Kraft für die deutsche Idee; gar manche der Männer der sechziger, siebziger Jahre, wie, um nur einen herrlichen zu nennen, Heinrich v. Treitschke, haben damals als Burschenschafter und Studenten die Ziele in sich gefestigt, denen ihr Leben gewidmet sein sollte. 1853 ward unter dem Protektorat Herzog Ernsts von Koburg der literarisch-politische Verein gegründet. Er wollte für nationalen Konstitutionalismus wirken und besaß in Gustav Freytag (1816—1895), zeitweiligem Breslauer Privatdozenten, seit 1848 Herausgeber der Leipziger „Grenzboten" mit Julian Schmidt zusammen, seinen hervorragenden Publizisten, der freilich im Ganzen noch mehr ein feiner Kulturhistoriker als ein Politiker gewesen ist.

1853 erwarb Preußen von Oldenburg zwei Streifen Land an der Jademündung und tat 1855 die ersten Spatenstiche zu dem Kriegshafen, der 1869 als

Wilhelmshaven eingeweiht worden ist. Denn nunmehr schuf sich Preußen eine eigene Kriegsflotte.

Abb. 287. Großherzogin Luise von Baden. Lithographie von S. Maier nach einem Gemälde von Winterhalter. 1858.

Mit dem Hinfall des Reiches von 1848 war die in Bremerhaven liegende deutsche Flotte ein Gegenstand mancher Verlegenheit geworden. Die für sie ausgeschriebene Umlage war von verschiedenen Staaten überhaupt nicht bezahlt worden. Preußen tat am Bunde Schritte, um sie in anderer Form zu erhalten und finanziell sicher zu stellen; diese scheiterten, und so wurde sie von Bundestags wegen 1852 versteigert. Kaum die Auflösung des Reiches selber hat die Deutschen so geschmerzt, wie dieser Akt, und an dem beauftragten Manne, Lorenz Hannibal Fischer („Flottenfischer", 1784 bis 1868), einem aus Hildburghausen gebürtigen oldenburgischen Beamten, ist die Tat wie eine Verfluchung seines Namens hängen geblieben, wozu er freilich durch sein Benehmen dabei und seine ganze gehässig-reaktionäre Persönlichkeit beigetragen hat. — Einige bessere Schiffe, darunter die erbeutete Gefion, kaufte Preußen. Auf Betreiben des vielgereisten Prinzen Adalbert, Vetters des Königs, war es seit 1848 an die Begründung einer eigenen Flotte gegangen, begann 1849 mit einer Korvette, zwei Dampfern und 27 Kanonenbooten und fuhr seitdem fort, Schiffe zu erwerben. 1852 züchtigte der Prinz als Führer der Dampfkorvette Danzig mittels einer tollkühnen Landung die marokkanischen Riffpiraten wegen Überfalls einer preußischen Brigg, womit diese Räuber zum erstenmal den deutschen Handel nicht mehr gänzlich wehrlos fanden.

So kümmerlich die preußische Union geendigt hatte, so war sie doch im Gedanken nicht tot. Selbst am Bunde wurde sie bei Einzelfragen in der Gruppierung wieder sichtbar. Und nun trat ein, daß der im Juli 1851 ernannte preußische Bundesgesandte Otto v. Bismarck-Schönhausen, der mit Olmütz zufriedene Kreuzzeitungsmann und Parteigänger des Anschlusses an Österreich, sich durch sein Frankfurter Hinzulernen umwandelte in den drängenden Rater zum „Los von Österreich!", daß er Betätigung deutscher Gesinnung Preußens unabhängig vom

Bundestage und Gewinnung der öffentlichen nationalen Meinung Deutschlands als des „natürlichen Verbündeten" Preußens empfahl. Bismarck selber konnte in dieser Richtung schon mitverhüten, daß sich der Zollverein zu Gunsten Österreichs umformte.

Österreich betrieb dies seit 1849, da es wohl einsah, was es in der Hinsicht früher versäumt hatte; es hob auch seine Binnenmauten auf und stellte einen geeigneten Zolltarif her. Der Geneigtheit der Zollverbündeten Preußens war es jetzt so sicher wie nie. Preußen begegnete zunächst der Gefahr im September 1851, indem es durch sehr günstige Bedingungen den „Steuerverein" von Hannover, Schaumburg-Lippe und Oldenburg für seinen Verein gewann. Nach hoher Spannung im Jahre 1852, wobei Bismarck zeitweilig den Wiener Gesandten Preußens vertrat, verblieb der Zollverein in seinem Bestande von 1851, und Österreich schloß mit Preußen Handelsvertrag ab. Preußen war wesentlich zugute gekommen, daß es den Zollverbündeten gegenüber jeden Anklang an die Union vermieden hatte, während Österreich diesmal ungeschickt mit Patriotismus operierte, wogegen bei uns das Erwerbsleben nur mißtrauisch ist. Und Bismarck entnahm sich die Lehre: wer in den „deutschmateriellen Fragen" die Initiative ergreife, habe einen großen Vorsprung in den Sympathien der Beteiligten, d. h des Bürgertums.

Deutschland und der Krimkrieg.

In vieler Hinsicht eine klärende Nachwirkung auf die deutsche Lage hatte der 1854—56 geführte Krimkrieg.

1853 begann die Verwicklung damit, daß Kaiser Nikolaus im Sicherheitsgefühl seiner europäischen Gebieterstellung gegen die Türkei vorging und die Donaufürstentümer Moldau und Walachei besetzte. Während diesmal Frankreich unter dem Kaisertum (seit 2. Dez. 1852) des gloire und Popularität suchenden Napoleon III. erfolgreich die Rolle spielte, als Beschützer Europas gegen die moskowitische Selbstherrlichkeit aufzutreten, tatsächlich allerdings nur die Geschäfte seines Verbündeten England besorgen zu helfen, konnte auch Österreich den drohenden Machtverschiebungen in unmittelbarer Nachbarschaft nicht gleichgültig zusehen. Am 20. April 1854 schloß es ein Bündnis mit Preußen, das zum Kriege verpflichtete, wenn eine der beiden Mächte — also Österreich — im politischen Einvernehmen mit der anderen die Waffen ergreifen sollte. Daß dies geschehe, war die Erwartung und das Betreiben der beiden seit dem März kriegführenden Westmächte. In Berlin waren die Parteien „russisch" oder „westmächtlich". Zur letzteren gehörte unter dem Einfluß seiner für England, überhaupt für das Fremde eingenommenen Gemahlin, der weimarischen Prinzessin Augusta (1811—90), der Prinz von Preußen, während des Königs Sympathien zwischen Rußland und England schwankten, die er beide seit je verehrt hatte. Hier war es Bismarck, welcher auf die Entscheidung wichtigen Einfluß erlangte. Er eilte im Frühjahr 1854 in hoher Besorgnis zweimal nach Berlin, machte geltend, daß bei einem preußischen Bruch und Kriege mit Rußland den die Westmächte, Königin Viktoria auch durch einen zurechtweisenden persönlichen Brief an Friedrich Wilhelm, und die gegen Rußland wütende deutsche Presse, sowie minder entschlossen auch Österreich forderten — die französische Kriegslust alsbald die Frontwendung gegen Preußen, auf die deutsche Westgrenze, den Gewinn des altersehnten Rheins nehmen werde. Bismarck war es, der zwischen den Schlagwörtern, ob man russisch oder westmächtlich sei, wie etwas ganz Neues die Losung aufwarf, vor allen Dingen preußisch zu sein. Hier lag einmal das Richtige in der Neutralität, da gerade und nur durch sie die Selbständigkeit des Staates sowie dessen Angelegenheiten geschützt wurden. So wurde bei dem glücklich verhinderten Gefolgsdienst Preußens für das fremde Interesse auch die Mobilisierung des Deutschen Bundes abgewendet, Österreich aber gezwungen, sich nach Preußen zu richten und Frieden zu halten. Es war seinerseits gegen Preußen geringschätzig und untreu verfahren und hatte verschiedentlich mit der Türkei und mit den Westmächten schwerwiegende Vereinbarungen getroffen, ohne den Verbündeten vom 20. April zuzuziehen.

Demnach wurde von Frankreich und England nebst den Türken und später den Sardiniern ohne die deutschen Mächte der Krieg geführt, während dessen am 2. März 1855 der Zar Nikolaus I. starb, sein Sohn Alexander II. († 1881) nachfolgte. Nach der Eroberung Sewastopols am 11. September 1855 war Frankreichs Bedürfnis nach Prestige gestillt, so daß auch England widerwillig vom weiteren Kampfe Abstand nahm. Im Pariser

Kongreß und Frieden von 1856 gab Rußland die Donaufürstentümer mit einer bessarabischen Vermehrung zurück, die Donauschiffahrt wurde für frei erklärt, die Dardanellenstraße für Kriegsschiffe aufs neue gesperrt, Rußlands Flotte im Schwarzen Meer auf sechs Wachtschiffe beschränkt. Das wurde seitdem ein für Rußland schwer erträglicher Riegel, namentlich als 1859—1869 unter Anregung durch französische Unternehmer der Suezkanal gebaut wurde und dadurch dem Weltwege nach Ostasien keine von den Großmächten so viel näher rückte, als, ohne ihn benutzen zu dürfen, Rußland. Für das Völkerrecht zur See wurde durch den Pariser Friedenskongreß der wichtige Satz: Frei Schiff, freie Ladung, unfrei Schiff, freie Ladung, d. h. die Freiheit neutraler Ladung auf feindlichem Schiff verkündet, abgesehen von erklärter Kriegskonterbande und unter Aufrechterhaltung des Durchsuchungsrechtes.

Napoleon III. war anstatt Nikolaus' I. der arbiter Europas geworden. Fortan suchte Frankreich Einvernehmen mit Rußland, zu dem, wie Bismarck sofort in wichtigen Darlegungen betonte, es durch nichts Sachliches in Gegensatz der äußeren Politik gestellt war, während beide im Einvernehmen viel zu erreichen hatten. Die von Bismarck unermüdlich empfohlene enge Fühlung Preußens mit Rußland, bei „kostenloser Freundschaft" mit Napoleon, solange sie möglich war, und bei dessen Fernhaltung aus engerer Intimität mit Rußland, war die Frucht der glücklichen Politik im Krimkriege. Damit hatte Preußen endlich wieder freiere Hand gegenüber dem recht verlassenen Österreich.

Fehlgeschlagen war ein Versuch Friedrich Wilhelms IV., als er sich um Neujahr 1854 durch die übrigen Mächte begehrt wußte, Neuenburg wieder an sich zu ziehen; 1857 mußte er auf die dortige Hoheit verzichten.

Abb. 288. Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. 1811, Fürst seit 1848, preußischer Ministerpräsident 1858—1862 und bis 1860 kommandierender General des 7. Armeekorps, 1863 Militärgouverneur von Rheinprovinz und Westfalen, † 1885 in Sigmaringen.

Das Fürstentum war 1814 im Pariser Frieden an Preußen zurückgegeben, 1815 unter Beschlußfassung des Wiener Kongresses in die Eidgenossenschaft als 21. Kanton eingegliedert worden, in der Weise, daß die Hoheitsrechte persönlich dem König von Preußen zustanden. Seit 1830 gab es hier Bestrebungen nach Lösung von Preußen. 1848 einen republikanischen Aufstand, der zu republikanischer Verfassung unter Gewährleistung der Eidgenossenschaft führte. (Die preußische Regierung des Fürstentum-Kantons hatte sich im Sonderbundskriege von 1847 der Eidgenossenschaft versagt, was auf das Verhalten letzterer nicht ohne Wirkung hatte bleiben können.) Der König von Preußen protestierte 1848, gab auch weiterhin seine Rechte nicht auf, um so weniger, als im

Lande eine royalistische Minderheit vorhanden war. Sie erhob sich im September 1856 für Preußen, dieses und die Schweiz verhandelten und rüsteten gleichzeitig; da brachte nach länger währender Spannung Napoleon eine Vermittlung zustande, die der ehrenvollen Forderung Preußens wegen Straflosigkeit seiner Anhänger Genüge tat, während Friedrich Wilhelm am 26. Mai 1857 auf das Fürstentum verzichtete und durch Proklamation vom 19. Juni die Neuenburger vom Treueid entband. Neuenburger Adelsnamen haben sich auch seither noch im preußischen Dienste hervorgetan.

Abb. 289. Das Lesekabinett.
Gemälde von Peter Hasenclever zu Düsseldorf (1810–1853).

Abb. 290. Relief vom Niederwalddenkmal.

Die Gründung des Deutschen Reiches.

Die Regentschaft des Prinzen von Preußen.

Im Laufe des Jahres 1857 traten bei dem König Friedrich Wilhelm IV. die Anzeichen eines geistigen Leidens deutlicher hervor. Die herrschende, „kleine aber mächtige" Kreuzzeitungspartei konnte den Regierungswechsel nicht länger verhindern, ward aber durch den Ausweg befriedigt, daß am 27. Oktober 1857 Prinz Wilhelm nur eine provisorische Stellvertretung übernahm, was ihm selber zugleich eine liebevolle Rücksicht war. Bismarck, der nicht seiner Partei folgte, sondern sich an die Vorschriften der Verfassung und das Staatsinteresse hielt, empfahl bereits die Regentschaft, die aber erst am 7. Oktober 1858 hergestellt wurde.

Am 22. März 1797 geboren und derjenige der Söhne, der Friedrich Wilhelm III. bei weitem ähnlicher als der ältere Bruder war, war der Prinz in den langen 60 Jahren seither zu dem führenden Soldaten Preußens erwachsen. Ein ernster, frommer, haushälterischer und ordnungsliebender, über alles monarchischer und pflichtgetreuer, bedächtiger, aber auch zum großen Entschluß fähiger und dann festhaltender, gegen sich selbst aufrichtiger und strenger, rein sachlicher Mann, der seine Überzeugungen selbst zu bilden bestrebt war und seine Entschlüsse zu allen Zeiten erarbeitete, so wie oder soweit er den Darlegungen Anderer nach ehrlicher Überlegung Recht zu geben vermochte. Mit England verbanden ihn von dem (seither mehrmals erneuerten) Aufenthalt von 1848 her eine Art generöser Zuneigung und seit 1856 die Verlobung seines Sohnes Friedrich Wilhelm (geb. 18. Oktober 1831) mit der gleichnamigen Tochter der Königin Viktoria, seit Januar 1858 die vollzogene Vermählung des Paares. Dazu die schon erwähnte westmächtliche Neigung seiner Gemahlin, die sich mit dem Krimkriege zu einer gerne betonten Abneigung gegen Rußland steigerte, welche in dem Prinzen doch aufgehoben wurde durch die freundschaftliche Gesinnung gegen seinen Schwager Nikolaus und Neffen Alexander II. und durch das soldatische Festhalten an der alten Waffenbrüderschaft von 1813. Während Wilhelm der Kreuzzeitungspartei verdächtig und unlieb war, hatte Bismarck seit seiner Frankfurter Ernennung private Fühlung mit dem als Gouverneur der Rheinlande zu Koblenz residierenden Prinzen gesucht und sie auch gefunden, bis

der Krimkrieg eine Scheidewand zwischen beide zog. Erst seit dem Sommer 1858 trat der Frankfurter Gesandte dem stellvertretend regierenden Leiter Preußens wieder näher.

Am 9. Oktober 1858 beschwor der nunmehrige Regent die Verfassung, entließ bald darauf das Manteuffelsche Ministerium und bildete unter dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen ein neues, das aufrichtig konstitutionell gesinnt war und noch etwas liberaler ausfiel, als beabsichtigt gewesen war. An dieses Ministerium der „neuen Ära" richtete er am 8. November eine großen Jubel erregende, aus ihm allein hervorgegangene Ansprache. Sie enthielt eine scharfe Absage an jene Orthodoxie, welche zur Heuchelei führe, bekannte als Ziel des Unterrichtswesens preußische Bildung, ohne daß sie die verschiedenen Klassen „über ihre Sphäre hebe", kündigte Heeresreformen an, „um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes Gewicht in die politische Wagschale legen zu können": „in Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen," durch weise Gesetzgebung, sittliche Eigenschaften und „Einigungselemente, wie der Zollverband es ist". Die Neuwahlen brachten eine ministerielle und altliberale Kammer, bei beträchtlicher Niederlage der Kreuzzeitungspartei und völliger der Demokraten. Auch die Wirkung auf die deutschen Staaten war eine bedeutende; abgesehen von Ernst von Koburg, dem Bruder des englischen Prinzgemahls Albert († 1861), besaß der Regent eine wertvolle Stütze seiner deutschen Stellung in der Gesinnung Friedrichs von Baden (geb. 1826), der seit 1852 Regent für einen geisteskranken Bruder, seit dem 5. September 1856 Großherzog, seit dem 20. desselben Monats Gemahl von Wilhelms Tochter Luise war. Bismarck, der als Bundesgesandter der neuen Ära in etwas fremder Rolle erschienen wäre — übrigens mehr, als dem persönlichen Entwicklungspunkt noch entsprach —, ward Anfang 1859 nach Petersburg versetzt, „an der Newa kaltgestellt".

Abb. 291. Joh. Nik. Dreyse, geb. 1787 in Sommerda bei Erfurt, 1827 Erfinder des Zündnadelgewehrs, das, zum Hinterlader verbessert, 1840 beim preußischen Heere eingeführt wurde. † 1867 zu Sommerda, wo er seine Fabrik begründet hatte. Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Aus dem Krimkriege war die Verständigung Napoleons mit Sardinien (König Viktor Emanuel II., 1849—1878, Minister Graf Cavour, geb. 1810, gest. 1861) über die Ausdrängung Österreichs aus Italien nachgeblieben. In seiner Neujahrsansprache von 1859, auf die Europa eingebürgertermaßen gespannt lauschte, enthüllte Napoleon dies Programm, und im April begann der Krieg. Die preußische Politik war geneigt, Österreich in schlichter Gutgesinnung beizustehen, und die öffentliche Meinung, namentlich im südlichen Deutschland, entflammte sich mit heißem Zorn für Abrechnung mit Frankreich, während wiederum Bismarck nach Kräften abmahnend auf den Minister des Äußeren, v. Schleinitz, und sonst maßgebende Personen einzuwirken suchte. Schon 1856 hatte er von Frankfurt aus betont, daß jedes Jahrhundert seit Karl V. einen großen deutschen Bürgerkrieg gegen Österreich gebracht habe, daß solcher auch in diesem nicht ausbleiben könne und nur der offene Entscheidungskampf die Uhr der Entwickelung auf die richtige Stunde stellen: die Möglichkeit ehrlichen völkerrechtlichen Zusammenlebens beider deutscher Großmächte schaffen werde. 1858

hatte er die Einstellung Preußens in den von Österreich geführten Deutschen Bund als ein ferro et igni zu operierendes Übel bezeichnet. Jetzt warnte er wieder, wenn Preußen sich einmische, werde für Frankreich, dem Rußland beispringe, der Kampf gegen den unmittelbaren deutschen Nachbar und dessen Beraubung die Hauptsache, und selbst, wenn man mit Österreich siege, gewinne man in diesem nur einen unerträglich verstärkten Gebieter. Preußen verhieß denn auch nur für den Preis von Zugeständnissen (Führung des Bundesheeres) bewaffnete Vermittelung, nachdem Österreich den Krieg politisch ungeschickt begonnen und im Felde Niederlagen erlitten hatte. Diese mehrten sich um die großen verlorenen Schlachten von Magenta (4. Juni) und Solferino (24. Juni). Preußen machte nun mobil und sandte Truppen nach dem Rhein, aber es war doch nicht mehr die bloße gehorsame Heeresfolge, sondern eine politisch selbständige Aktion, und gerade sie bewog, aus Besorgnissen vor entschlossener Ergreifung der deutschen Führung durch Preußen, Österreich zum raschen Waffenstillstand und Frieden von Villafranca am 11. Juli, worin es die Lombardei aufgab. 1859.

Sein jahrzehntelanges Übergewicht in Deutschland hatte Österreich damit verloren. Die öffentliche Meinung, grausam wie alle Naivität, wandte sich von dem Geschlagenen ab, die großdeutsche Richtung hatte einen auf lange nicht verwindbaren Schlag erhalten, die bisher so weit auseinander irrenden Vorstellungen über die mögliche Gestaltung und politische Führung Deutschlands vereinfachten sich.

Eine Flut politischer Broschüren suchte zur Klärung und zur Ermutigung zu wirken. Am 15./16. September wurde nach vorausgegangenen Versammlungen verschiedener Schattierung zu Frankfurt der Deutsche Nationalverein gegründet, unter Anregung und Führung des hannöverschen oppositionellen Politikers Rud. v. Bennigsen (1824—1903), neben dem Miquel aus Hannover, Schulze-Delitzsch und F. Duncker aus Preußen, Oetker aus Kurhessen u. a. im engeren Ausschuß saßen. Als Zweck bezeichnete der Verein, der seinen Sitz nach dem entgegenkommenderen Koburg verlegte, das Festhalten an der Reichsverfassung von 1849, in der Hoffnung auf ein zur Führung geeignetes und bereites Preußen und unter Anerkennung der deutschen Provinzen Österreichs als natürlicher Bestandteile des Vaterlandes, deren „Anschluß an das geeinigte Deutschland" man jedoch nicht als gleich nahe Möglichkeit behandelte. Trotz amtlicher Ablehnung und Verbots in den norddeutschen Königreichen, Mecklenburg und beiden Hessen und trotz süddeutscher Gegenvereine zählte der Nationalverein bald 20000 Mitglieder. — Die Schillerfeste vom November 1859 wurden brausende Kundgebungen des wiedererwachten Mutes des Deutschen, sich ans Vaterland zu schließen mit seinem ganzen Herzen; die Glanzzeit der vaterländischen Turner-, Sänger- und Schützenfeste begann, die deutschen Fürstenzusammenkünfte von 1860 erschienen der öffentlichen Meinung verheißungsvoller, als sie ihrem Ergebnis nach waren.

Abb. 292. Rudolf v. Bennigsen, Begründer und Führer des Nationalvereins (1859) und der nationalliberalen Partei (seit 1866). Bildnis aus späteren Jahren.

In diese gütlichen Hoffnungen und Gedankengänge, die fast nur eine Wiederaufnahme schon einmal gescheiterter waren, schrillte die Militärvorlage des Regenten von Preußen hinein.

An die Spitze der Macht gestellt, ging der Prinz daran, seine erworbene militärische Überzeugung fruchtbar zu machen. Die „moralischen Eroberungen" in Deutschland hatten ihm nie die gleichzeitige Macht ausschließen sollen, ein zweites Olmütz abzuwehren. Ferner enthielt die beabsichtigte Reform eine gerechte Ausgleichung. Die geltende Militärverfassung von 1820 rechnete mit den damals 11 Millionen preußischer Untertanen und mit 40000 Wehrpflichtigen. Inzwischen waren aus 11 nahezu 18 Millionen geworden, nur ein Mehrteil der Dienstauglichen erfüllte tatsächlich die allgemeine Wehrpflicht. Was zur Folge hatte, daß viel junge tüchtige Mannschaft befreit blieb, für welche im Kriegsfall die Familienväter der Landwehr desto schonungsloser herangezogen werden mußten. An den Beratungen seit 1857 war

der Prinz sachlich so sehr beteiligt, daß die Vorlage als sein persönliches Werk bezeichnet werden kann. Neben ihm ist vor allen General Albr. v. Roon (geb. 30. April 1803 zu Pleushagen b. Kolberg, Verfasser anerkannter militärischer und geographischer Lehrbücher und einer dem Prinzen 1858 eingereichten Denkschrift über Umbildung der Wehrverfassung) zu nennen, der anstatt des der Reform widerstrebenden v. Bonin am 5. Dez. 1859 Kriegsminister wurde. Die Vorlage setzte die jährlich Auszuhebenden von 40000 auf 63000 herauf, schuf 39 neue Infanterie- und 10 Kavallerieregimenter und zog die drei jüngsten Jahrgänge der Landwehr ersten Aufgebots zur Kriegsreserve der Linie; die finanzielle Erhöhung betrug 9½ Millionen Taler. Am 12. Januar 1860 kündete die Thronrede die Vorlage an, schlicht, sachlich und ohne alle lockende Verbrämung, am 10. Februar wurde sie im Landtag eingebracht. Die liberale Partei-Abneigung gegen sie machte außer der notwendigen Steuererhöhung geltend, daß die Vorlage im Sinne des systematischen Militarismus das eigentliche Volksheer, die Landwehr, antaste und durch die neuen Offizierstellen den Übermut des Junkertums erhöhe. Die Regierung erlangte mit vielen Schwierigkeiten nur für ein Jahr ein Provisorium von 9 Millionen zur Aufrechterhaltung ihrer begonnenen Umformungen, führte aber ihre Organisation im Gefühl wenigstens faktisch erlangter Zustimmung durch; 1861 wurde das Provisorium auch noch einmal bewilligt.

König Wilhelm und die Berufung Bismarcks.

Seit dem 2. Januar 1861, an welchem Tage der kranke König in Sanssouci starb, war Wilhelm I. König. Am 18. Oktober beim Krönungsfest in Königsberg nahm er, wie einst Friedrich I., die Krone vom Altar, zum Zeichen ihres Gottesgnadentums, während die Gegenwart des Landtags als Ausdruck ihrer Verfassungsmäßigkeit gedacht war; die schon lebhaftere öffentliche Verstimmung glaubte freilich nur die Betonung der altmonarchischen und feudalen Auffassungen zu erkennen. Die Wahlen vom 6. Dez. 1861 führten gegen 100 Abgeordnete der im Juni gegründeten Fortschrittspartei, die die wesentlichen Punkte der alten Grundrechte, Bekämpfung der reaktionären Einrichtungen, größte Sparsamkeit im Militäretat und 2jährige Dienstzeit anstatt der dreijährigen, auf den Schild erhob, dagegen nur 24 Konservative in die Kammer. Diese wurde wegen ihres grundsätzlich ablehnenden Verhaltens (auch bei liberalen Vorlagen, wie der Aufhebung der gutsherrlichen Polizei) am 11. März 1862 aufgelöst. Aber die Wahlen vom 6. Mai brachten abermals dem Fortschritt und der linken liberalen Mitte die Mehrheit. Im September wurde die Heeresreform verworfen, indem eine überwältigende Mehrheit die Kosten für sie aus dem Budget strich, und jetzt entschloß sich der König auf das Drängen Roons, am 22. September die starke Persönlichkeit Bismarcks zum Ministerpräsidenten zu erwählen (bei formeller Ernennung am 8. Oktober).

1862.

Abb. 293. König Wilhelm.
Aufnahme aus dem Jahre 1862.

Bismarck saß seit dem Mai als Gesandter in Paris auf einer Art Wartepostен. Der König tat den Schritt seiner Berufung ungerne; teils wegen des Eindrucks auf die öffentliche Meinung, der kein Junkername so verhaßt wie dieser war und die nichts von Bismarcks inneren Wandlungen wußte, seit er im Landtage von 1849 der

Abb. 294. Die Krönung König Wilhelms in der Schloßkirche zu Königsberg am 18. Oktober 1861.
Gemälde von Adolf Menzel im Königl. Schlosse zu Berlin. Nach einer Photographie aus dem Verlage von Gustav Schauer in Berlin.

Abb. 295. Schloß Babelsberg. Nach einer Photographie von Römmler und Jonas in Dresden.

Heißsporn der Kreuzzeitungspartei gewesen war; teils aus einem persönlichen Bangen vor dem in alle üblichen Muster nicht unterzubringenden, seine originale Meinung zwingend machenden, die Hindernisse geringschätzenden Manne. Der König trug sich mit Abdankungsplänen, aber schon die erste Begegnung zu Babelsberg am 22. September stellte ein vollkommenes Vertrauen her. Sie befreite Bismarck von formulierten liberalisierenden Programmpunkten und legte den Grund zu dem Verhältnis, das Bismarck immer, schonend und gegen Dritte abwehrend, innegehalten hat: unbedingte Entschlußhoheit des Monarchen, jedoch des von ihm maßgeblich beratenen, und Treue, die nicht höfische Korrektheit, aber die standhafte Liebe des mit geistiger Unabhängigkeit vorausschauenden Gefolgsmannes und Dieners war.

Die öffentliche Meinung und die Kammer sahen nur „Staatsstreich" und gingen, nach flüchtigem Erstaunen, über die versöhnliche und verbindliche Art achtlos hinweg, womit der neue Minister sich einführte. Die Regierung hielt die Heeresreform trotz der Ablehnung im Budget aufrecht, also ohne verfassungsmäßige Unterlage, da sie den Verzicht auf jene als schwere Pflichtverletzuug zu betrachten erklärte. Das Jahr 1863 verging im heftigsten Konflikt mit dem Abgeordnetenhause, in grenzenloser Anfeindung des nun auch seinerseits schwer gereizten, seine Überlegenheit geringschätzig geltend machenden Ministerpräsidenten; unter schwerer Bedrücktheit des dennoch standhaft ausharrenden, gewissenhaften Königs und unter ähnlichen intimen Stimmungen Bismarcks, trotz seiner vor den Gegnern gezeigten unbekümmerten Kraft.

In der äußeren Politik brachte Bismarck den kurhessischen Skandal rasch zu Ende. Auf Grund der Olmützer Punktation hatten Österreich und Preußen Kommissare nach Kassel gesandt, die im Verein mit Hassenpflug eine Reihe reaktionärer Maßregeln trafen und anstatt der 1848 und 1849 umgestalteten Verfassung von 1831 eine provisorische vom 13. April 1852 oktroyierten, die die Finanzbefugnisse der Kammern sehr beschränkte. Hiergegen ging der Kampf im Lande und bei der Instanz des Bundestages weiter. Eine Ruhepause brachte die Entlassung Hassenpflugs 1855 und die auf seinen Nachfolger gesetzte Hoffnung. Infolge der entschlosseneren Stimmungen von 1859 wurde dann der Kampf wieder lebhafter aufgenommen, unter Führung Oetkers und mit dem Ziel der Wiederherstellung der Verfassung von 1831. Preußen trat unter Beifall des von Vincke geführten Abgeordnetenhauses diesen Bestrebungen bei; die übrigen Regierungen waren überrascht und geärgert, Österreich auch, suchte Preußen

aber durch noch weitergehende Hoffnungen, die es den Kurhessen erweckte, zu überbieten. Die Kasseler Regierung suchte durch eine neue, vom Bundestag genehmigte Verfassung vom 30. Mai 1860 die Agitation lahm zu legen, was nicht gelang, umsoweniger als der Kurfürst Friedrich Wilhelm I. durch Habsucht und launenhafte Niederhaltung aller wirtschaftlichen Bestrebungen (Verbot von Eisenbahnen und Fabriken usw.) die Mißachtung gegen ihn zu mehren fortfuhr. Nun gab es nacheinander drei Kammerauflösungen; dem preußischen Begehren der Wiederherstellung der Verfassung von 1831 schloß sich Baden und selbst Österreich an. Preußen gab im Frühjahr 1862 seinen Vorstellungen durch zwei mobilisierte Armeekorps Nachdruck, auch der Bund beschloß für die Verfassung von 1831, und im Juni fügte sich der Kurfürst, suchte aber alsbald wieder Händel mit den neuen Kammern und löste sie auf. Darauf drohte der nunmehrige Minister Bismarck im November 1862 neue Maßregeln an, aber durch einen Feldjäger, weil der Kurfürst im Mai den mit einem Schreiben König Wilhelms entsandten General v. Willisen beleidigend behandelt hatte. Bismarck wandte auch das wirksame Mittel an, den Kurfürsten an die thronberechtigten Agnaten zu erinnern. Dieser fügte sich abermals, was ihn nicht abhielt, sein Land zu schikanieren und einen faktischen Stillstand der Staatsgeschäfte herbeizuführen. Vor Preußen behielt er aber Respekt und ließ sich auch 1866 erst in zwölfter Stunde durch Österreichs Versprechungen gewinnen.

Mitte August 1863 fand zu Frankfurt ein neuer Fürstentag statt, auf dem diesmal nicht Wilhelm von Preußen, wie 1860 zu Baden-Baden, sondern Kaiser Franz Josef der Mittelpunkt war.

Denn bei der im Januar 1863 ausgebrochenen Revolution in Russisch-Polen hatte Preußen am 23. Febr. mit Rußland einen Vertrag geschlossen, der den Aufständischen die preußische Grenze zusperrte, so daß der Aufstand lokalisiert und im Laufe des Jahres unterdrückt wurde. Aber alle liberale Sympathie hatte wieder den Polen gehört, Frankreich, England und Österreich hatten für diese erfolglos interveniert. So schwenkte die deutsche Meinung von dem ihr schon durch den Konflikt verleideten Preußen wieder nach Wien herum und befand sich also in Einklang mit den Hinneigungen der meisten deutschen Landesherren. In Wien aber ergriff man die Gelegenheit, die Produktion der übrigen Höfe an deutschen Reformplänen, woran diese Zeit reich war, zu überbieten, und lud unter eifriger Beteiligung des Königs Johann von Sachsen (1854—1873) die deutschen Fürsten zur Besprechung mit Kaiser Franz Josef nach Frankfurt ein. König Wilhelm war großherzig bereit, ebenfalls zu erscheinen. Aber in einer jener dramatischen Szenen unter vier Augen, wie sie der Bund des Königs und Bismarcks namentlich in den ersten Jahren sah, und unter höchst drastischen Maßregeln zu Baden-Baden gegen fremde fürstliche Einflüsse verhinderte es der Minister und vereitelte auch die Vertretung des Königs durch den sehr bereitwilligen Kronprinzen. Der tatsächliche Anwalt Preußens zu Frankfurt war Großherzog Friedrich von Baden, neben dem in diesen Jahren als Minister der Freiherr von Roggenbach stand. Man beschloß gemäß dem harmlosen österreichischen Reformprojekt ein Bundesdirektorium unter Vorsitz Österreichs mit Delegiertenversammlung, aber nur für den Fall der Zustimmung Preußens, da es eben ohne dieses kein Deutschland gab.

Der dänische Krieg 1864.

Der letzte karge Anlauf Österreichs zu einer Gestaltung Deutschlands blieb ergebnislos. Und nun zog die schleswig-holsteinische Frage wieder herauf, um in Bismarcks meisterhafter Handhabung die endliche Lösung zu finden und auch die der deutschen Frage anzubahnen.

Die Jahre 1852—1863 waren angefüllt gewesen mit eiderdänisch beeinflußten Maßregeln, den Schleswig-Holsteinern noch die letztgebliebenen Rechte zu verkürzen, mit Abwehrversuchen in den Herzogtümern, preußischen und Bundesprotesten, Exekutionsdrohungen und englischen Interventionen. Während gegen ein neuerliches, die Rechte der holsteinischen Stände verkürzendes Patent des Königs Friedrich VII. vom 30. März 1863 der Bundestag Einwendungen machte, die die Kopenhagener Regierung, von England ermutigt, abwies, und der Bund nun die Exekution vorbereitete, starb Friedrich VII. am 15. November 1863. Der neue König Christian IX., von den Eiderdänen gedrängt, vollzog alsbald eine am 13. November fertig gewordene Gesamtverfassung für Dänemark-Schleswig. In den Herzogtümern ließ am 16. November der Erbprinz Friedrich von Augustenburg, der aber vorläufig in Koburg blieb, seinen Antritt der Regierung verkünden, auf die sein Vater

Abb. 296. Bismarck als Ministerpräsident. 1863. Nach einer Lithographie.

verzichtet hatte; Tausende von Beamten verweigerten dem durch das Londoner Protokoll gesetzten, nicht erbberechtigten Herzog und Gewaltgesetze erlassenden König den Diensteid.

Die fast nur von staats- und völkerrechtlichen Habitué's noch übersehbare historische Rechtslage mit ihren drum herum gewachsenen Neuerungen und Streitpunkten ward jetzt für die Bevölkerung, auch für die öffentliche Meinung in Deutschland, ersetzt durch die einfachere Losung: Frei von Dänemark, dem nur noch vergewaltigenden! Das wollte auch Bismarck, und er wollte die Herzogtümer, wenn möglich, für Preußen gewinnen. Aber er ganz allein wollte, obwohl er sich damit von der öffentlichen Meinung trennen mußte, den gordischen Knäuel nicht durch Begeisterung und Nationalitätsprinzip gewaltsam durchhauen, sondern wollte alle Rechtsfäden unzerbrochen erhalten, was ihm den Einspruch der Mächte fernhalten half und was auf die Dauer dem Charakter der Schleswig-Holsteiner angemessen war; er wollte mit der Rechtslage weiter kommen. Mit anderen Worten, es gab für ihn nur den Weg,

von dem üblen Londoner Protokoll loszukommen: daß er es gewissenhaft hielt, während es durch Dänemark gebrochen und aus der Welt geschafft wurde. Das Protokoll (o. S. 518) enthielt, wenn auch in noch so fadenscheiniger Form, die Unteilbarkeit, die nunmehr endgültig durch das dänische Grundgesetz vom November 1863 vergewaltigt worden war.

Die öffentliche Meinung und eine Anzahl kleinerer Regierungen forderten Eintreten Deutschlands für den Augustenburger, weil sie auf diesem Wege das Recht und die Befreiung zu erkennen glaubten. Daß dies Bruch des Londoner Protokolls und Herausforderung fremdmächtlichen Einschreitens bedeute, übersah ihre Gefühlspolitik. Wenn sie vermeinten, Preußen werde die Herzogtümer doch nur wieder an Dänemark ausliefern wollen, so war das nach den früheren Vorgängen höchst begreiflich und schien durch seine neue Haltung glatt bestätigt zu werden. So hat in dieser Herzenssache des deutschen Volkes, die immer seit 1846 und 1848 die am ehesten die Meinungen in Deutschland vereinigende gewesen war, Bismarck das Äußerste hören müssen, was ihm überhaupt gesagt worden ist. Er konnte sich grimmig gegen den Vorwurf des Dilettantismus und der Kurzsichtigkeit wehren, den ihm die Abgeordneten machten, aber sich gegen die Verdächtigung des ihn leitenden „Verrats" zu rechtfertigen durch die Enthüllung seiner Absichten vor Europa, war unmöglich. Die Verwendung des Augustenburgers blieb für ihn noch offen. Sein klarer Gedankengang war der: rechtschaffene Personalunion der Herzogtümer und des Königreiches ist besser als die eiderdänische Vergewaltigung; ein selbständiger Mittelstaat ist besser als die Personalunion; die unmittelbare Herrschaft Preußens an diesen überaus wichtigen Küsten und Grenzen ist aber sehr viel besser als ein argwöhnischer Mittelstaat. Unterdessen brachte er zuwege, daß Österreich, welches soeben noch auf die Führung Deutschlands losgesteuert war und dessen viel größeres Vertrauen besaß, dies alles verscherzte und in der schleswig-holsteinischen Sache sich der Führung Preußens überließ. Bismarck schaltete dann auch den Deutschen Bund aus, als dieser zagte, Schleswig als Pfand zu besetzen, nachdem er doch vorher Bundesexekution beschlossen und mit sächsisch-hannöverschen Truppen Holstein besetzt hatte. Die Handhabe für diese Freimachung vom Bunde entnahm er der Tatsache, daß das Londoner Protokoll von Preußen und Österreich als europäischen Großmächten gewährleistet worden war. Rußland war Preußen wegen 1863 dankbar. Napoleon war gegen England verstimmt, da es ihn nicht zur Schiedsrichterstellung in der schleswig-holsteinischen Frage gelangen ließ. Außerdem gehörte zu Frankreichs Parolen das Nationalitätsprinzip, das es für Italien aktiv verfocht, und England hatte somit niemanden, den es ins Gefecht senden konnte.

Abb. 297. Kaiser Franz Josef. Um 1862.

Am 16. Januar 1864 verlangten Preußen und Österreich kurzweg die Aufhebung der dänischen Gesamtverfassung vom November 1863, also die Herstellung der Personalunion mit den untrennbaren Herzogtümern, die Etappe I von Bismarcks Plan. Das wurde abgelehnt, da sich König Christian auf die fremden Mächte verließ, und so begann der Krieg. An den uralten Danewerken im südlichen Schleswig sammelten sich die 35000 Mann dänische Truppen; am 1. Februar gingen die Deutschen unter Oberbefehl Wrangels, 50000 Preußen — zwei Korps, davon das eine unter dem schneidigen und organisatorisch verdienten Reiterführer Prinzen Friedrich Karl (1828—1885), Neffen des Königs — und 20000 Österreicher unter Gablenz, über die Eider nach Schleswig hinein. Die Landübermacht der Deutschen

wurde einigermaßen ausgeglichen durch Mitwirkung einer Flotte auf dänischer Seite und durch die Unzugänglichkeit der dänischen Hauptinseln für jene.

„Dann wandelt er an Freundes Hand,
Vergnügt und froh in's beß're Land."

Abb. 298. Karikatur von 1862. Zauberflöte. Bismarck zwischen Napoleon III. und Otto v. Manteuffel, im Hintergrunde der Geist Hassenpflugs. Aus dem Kladderadatsch.

Den deutschen Kriegsplan hatte General Helmut v. Moltke entworfen. Er war am 26. Oktober 1800 zu Parchim in Mecklenburg geboren, aus altmecklenburger Geschlecht, als Sohn eines preußischen Offiziers a. D., war in den dreißiger Jahren als junger reisender Generalstabsoffizier und nachmals, beurlaubt, als militärischer Reformator in der Türkei gewesen, und 1858 war er Haupt des preußischen Generalstabs geworden, dem er während seiner Laufbahn überwiegend angehört hatte.

Das preußische Abgeordnetenhaus hatte die Mittel zum Feldzuge verweigert. Aber das Volk begriff jetzt den Segen dieser trotz Budgetverweigerung durchgeführten Heeresreform, da nach der alten Wehrordnung 20000 Mann Landwehr hätten unter jenen 50000 sein müssen, während es jetzt nur wenige Tausend waren.

Den Dänen den Rückweg nach Düppel zu verlegen, gelang nicht, denn die Umgehung durch das Korps Friedrich Karls am 2. Februar wurde bei dem von Wrangel unglücklich gewählten Angriffspunkt auf die Danewerke, dem stark befestigten und verteidigten Missunde abgewiesen und aufgehalten. Nach dann folgenden glücklicheren Operationen der Verbündeten zogen sich die Dänen in der Nacht vom 5./6. Februar aus den Danewerken nach dem stark verschanzten Brückenkopf von Düppel zurück, nicht ohne durch die Österreicher bei Oversee eine Schlappe zu empfangen. Nun drangen die Verbündeten in Schleswig vor, und die preußischen Garden überschritten am 18. Februar die jütische Grenze, besetzten Kolding, zum Mißvergnügen Österreichs, das Rücksicht auf die nicht unbedenklichen Neutralen nehmen wollte, während gegen

Ein Jünger der Staatskunst verabschiedet sich von seinem Meister, um selbstständig das Geschäft zu betreiben.

Abb. 299. Karikatur von 1862. Aus dem Kladderadatsch.

diese am besten ein rascher Erfolg seine Wirkung tun mußte. In den Mittelstaaten war eine eigentümliche Stimmung des zum Stillsitzen gezwungenen patriotischen Neides eingetreten. Sie wurde aber dadurch nicht unwesentlich abgelenkt, daß am 10. März unerwartet König Maximilian II. von Bayern starb, dem sein schönheitsbegeisterter, von den öffentlichen Dingen sehr wenig interessierter Sohn Ludwig II. (geb. 1845, † 13. Juni 1886) folgte; ferner dadurch, daß nach Hannover und Dresden zur Beschwichtigung der General Edwin v. Manteuffel (1809—1885, Vetter des früheren Ministers, Vorstand des Militärkabinetts und schon von Friedrich Wilhelm IV. mehrfach diplomatisch verwendet) entsandt wurde. Die Österreicher und eine der drei preußischen Divisionen unter Vogel von Falkenstein durchzogen nun Jütland bis ans Kap Skagen, die beiden anderen Divisionen machten sich an die Belagerung der Düppeler Schanzen, auf die nach vier Wochen, am Ostersonntag, 18. April, der heiße, nach vier Stunden siegreiche Sturmangriff erfolgte. Diplomatische Eingriffe, ein Waffenstillstand, eine Londoner Konferenz hielten die Unternehmungen auf, Wrangel, dessen Eigenwilligkeit vielfach störend wirkte, wurde zum Befehlshaber daheim in den Marken ernannt und durch Friedrich Karl ersetzt. Im Alsensund hatte der Panzer „Rolf Krake" die nach Alsen hinübergegangenen Dänen geschützt; nun erfolgten in der kurzen Sommernacht vom 28. zum 29. Juni der Übergang mit Booten, welcher trotz Beschießung gelang, und die Einnahme von Sonderburg unter großen Verlusten der nach Fünen flüchtenden Dänen. So waren zwei Waffentaten erfochten, ohne daß dem Neide außerhalb Deutschlands und der österreichischen Geringwilligkeit gelungen war, den Siegern in den Arm zu fallen; direkte Friedensanträge aus Kopenhagen kamen, und am 18. Juli wurde Waffenstillstand geschlossen.

Abb. 300. König Ludwig II. von Bayern und seine Braut Charlotte Auguste, Herzogin in Bayern, spätere Herzogin von Alençon (Orléans). 1867.

Inzwischen hatte der Erbprinz von Augustenburg seine Einsetzung verscherzt. Bismarck hatte eine Zeitlang bei der Übermacht der Schwierigkeiten sie als die besterreichbare Lösung betrachten müssen, falls der Erbprinz mit Preußen Militär- und Marinekonvention schließe, Kiel als Flottenstation, das nötige Land für einen Nord-Ostseekanal überlasse und dem Zollverein beitrete. In den Herzogtümern hatte der Erbprinz wenn auch nicht die ausschließliche, so doch die überwiegende Stimmung für sich; aber auch eine enge dauernde Verbindung mit Preußen wurde dabei schon jetzt von Vielen gewünscht. Der Erbprinz wollte aber Rücksichten auf Österreich nehmen, hoffte auf dieses und seine sonstigen deutschen Freunde, auf das intime Wohlwollen des preußischen Kronprinzen und doch auch das des Königs. So wollte er nachträglich wieder Souveränitätsrechte retten, auf die er, als seine Aussicht noch unsicher war, schon verzichtet hatte; Bismarck war ihm unheimlich, er mochte sich ihm nicht anvertrauen, und so kam es, daß auch Bismarck nach der entscheidenden Unterredung vom 1. Juni sich entlastet fühlte, volles Vertrauen auf ihn zu setzen; er nahm die Verhandlungen nicht wieder auf und gewann für seine Stellungnahme auch den zaudernden König.

Die Vorverhandlungen des Friedens wurden zu Wien vom 25. Juli bis 1. August von Bismarck persönlich geführt; am 30. Oktober erfolgte die Unterzeichnung des Friedens. Der König von Dänemark, den das Londoner Protokoll in den Herzogtümern eingesetzt hatte und zu dessen Gunsten auch der Herzog von Augustenburg verzichtet hatte, trat Österreich und Preußen alle seine Rechte an Schleswig-Holstein und Lauenburg ab.

Die Entscheidung von 1866.

Die schleswig-holsteinische und die deutsche Frage.

In dem gemeinsamen Besitz der Herzogtümer durch die beiden deutschen Großmächte lag die schwer wegzuräumende Schwierigkeit, daß Österreich an ihm auf die Dauer kein Interesse haben, daß es aber auch Preußen die Herzogtümer gütlich kaum gönnen konnte, da deren geographische Verhältnisse dem Großstaate Preußen ganz anders zugute kamen, als sie dem Lande selber wert waren, wenn dieses für sich blieb.

Abb. 301. Erbprinz Friedrich v. Augustenburg.

Kurz vor dem Wiener Frieden, am 24. Oktober, war der österreichische Minister des Auswärtigen seit 1859, Graf Rechberg, der mit Bismarck Fühlung gehalten hatte, durch den anders gesinnten Grafen Mensdorff ersetzt worden. — Die öffentliche Meinung in Deutschland wegen der Zukunft der Herzogtümer war geteilt. Die Abtrennung von Dänemark wurde freudig in ganz Deutschland begrüßt, aber so gut wie allgemein erwartete man die Einsetzung des Augustenburgers. Auch in Preußen war man so gesonnen, teils aus Liberalismus, teils aus konservativer Legitimität und Rücksicht auf Österreich. In den Herzogtümern dagegen mehrten sich im Laufe der Zeit die Stimmen, welche Einverleibung in Preußen forderten oder wenigstens dessen Schutzherrschaft über einen militärisch und diplomatisch mediatisierten Landesherzog. Aus dem diplomatisch verhandelnden Schwebezustand kamen die Dinge, als im April 1865 Bayern und Sachsen im Einverständnis mit Österreich einen Bundesbeschluß herbeiführten, der die Einsetzung des Erbprinzen empfahl, worauf Preußen demonstrativ seine Marinestation von Danzig nach Kiel verlegte. Auch operierte Bismarck mit der etwaigen Thronfolge des Großherzogs von Oldenburg in den Herzogtümern (über die agnatischen Verhältnisse S. 68ff.) und forderte durch den König von Kaiser Franz Josef die Zustimmung zur Entfernung des agitierenden Erbprinzen aus den Herzogtümern, was mit dem dringenden Ersuchen um Anerkennung des Augustenburgers beantwortet wurde. Schon wurden militärische Maßregeln getroffen; im Ministerrat vom 29. Mai 1865 hatte Moltke die siegreiche Durchführung des Krieges für möglich erklärt. Indessen Bismarck hielt den Zeitpunkt für ungünstig, wegen der Haltung der Mittelstaaten und wegen Bedenken nach der französischen Seite. Österreich seinerseits befand sich in schlimmster Finanzlage. So wurde der Bruch noch vermieden, zumal der bayrische Minister Freiherr v. d. Pfordten sich vermittelnd hielt (geb. 1811, gest. 1880; 1849—1859 Minister des Auswärtigen sowie Ministerpräsident und wieder seit Dezember 1864), an sich ein bewährter Gegner der preußischen Führung und geistiger Verbündeter Österreichs in den Bundesreformversuchen der fünfziger Jahre.

Die Konvention von Gastein vom 14. August 1865 verkleisterte nach Bismarcks Wort noch einmal die Risse. Von dem Augustenburger Erbprinzen war darin nicht

die Rede; die Ausübung der gemeinsamen Hoheit wurde so geteilt, daß Österreich sie in Holstein übernahm, Preußen in Schleswig, Preußen ferner den geplanten Bundeshafen Kiel militärisch verwaltete, den Nordostseekanal durch Holstein führen durfte. Lauenburg wurde von Österreich für 2½ Millionen dänische Taler an Preußen überlassen. Der über diesen Ausgang der Krisis hocherfreute König Wilhelm erhob Bismarck in den Grafenstand.

Die mittelstaatlich deutsche, wie die französische und englische öffentliche Meinung waren höchst entrüstet, das amtliche England und Frankreich erließen heftige Noten. Bismarck aber ging auf Urlaub ins Pyrenäenbad Biarritz, das ihn 1862 entzückt hatte. Dort „traf" er Napoleon, den er günstig für Preußen und für Neutralität stimmte, so daß der Kaiser jene Note seines Ministers Drouyn de l'Huys nachträglich verleugnete. Im Zusammenhang hiermit führte Bismarck herbei, daß der Zollverein Handelsvereinbarungen mit Napoleons Schützling schloß, dem 1861 verkündeten Königreich Italien, welches nunmehr auch Neapel-Sizilien, überhaupt bis auf den Kirchenstaat und das heißersehnte österreichische Venezien die Halbinsel umfaßte.

Von Holstein aus machte sich Österreich populär durch gemütliche Verwaltung, die auch die augustenburgische Agitation wieder passiv ermunterte, während Edwin v. Manteuffel in Schleswig trotz alles Haschens nach geflügelten Worten, die seine Person volkstümlich machen sollten, die Stimmung für Preußen verdarb. Aus vielen Gründen konnte Bismarck nur begrüßen, wenn der Krieg bald kam, der unvermeidlich erschien und alle Lösungen verhieß.

Abb. 302. Karikatur von 1865. Aus dem Kladderadatsch.

Noch dauerte Österreichs Finanzklemme an. Napoleon hatte die militärische und geistige Bedeutung Preußens unter der jetzigen Regierung noch gar nicht begriffen, er schmeichelte sich, der Obergönner in Europa zu sein, der, falls er dabei die gebührend wichtige Rolle spielen und auf einige Kompensationen hoffen konnte, den Italienern Venezien und Preußen vielleicht Schleswig-Holstein

zuwenden würde. Auch waren die Franzosen erst am Werke, ein neues modernes Gewehr zurechtzuprobieren, nachdem Preußen 1841 Dreyses Zündnadelgewehr eingeführt hatte, das auch den französischen Erfinder Chassepot angeregt hatte. (Übrigens wurde das Zündnadelgewehr erst durch 1866 richtig berühmt und führte nun beschleunigte und wetteifernde Umformungen in ganz Europa herbei.) — König Wilhelm hätte den Krieg sehr, sehr gerne vermieden, und von vielen Seiten bemühte man sich, ihn der „Abenteurerpolitik" Bismarcks zu entreißen. So war es nicht unwesentlich, daß Manteuffel, auf den der König sehr viel gab und der dem Wiener Hofe persönlich genehm war, der Meinung des Generalstabs war und Bismarck recht gab, je bälder der Krieg komme, desto leichter werde er zu führen sein, während sonst seit jeher Manteuffel eine absprechend überlegene und gegen Bismarck verdrossene Haltung eingenommen hatte.

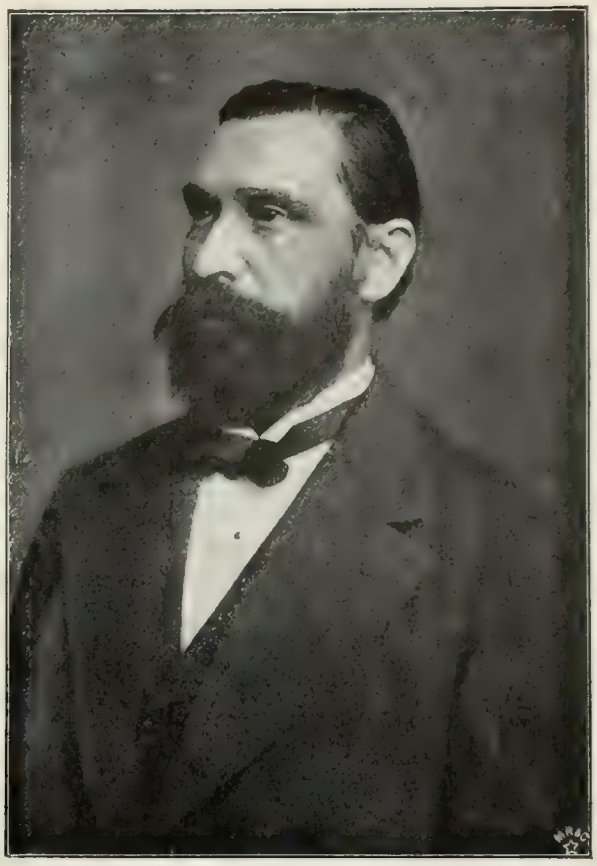


Abb. 303. Heinrich v. Treitschke.

Im Anfang Januar wurde der Ton zwischen Berlin und Wien wieder sehr gereizt, auch derjenige, den verschiedene Mittelstaaten anschlugen. Im März 1866 unterhandelte man von Berlin aus dringlicher mit Italien. Das freilich war das Bündnis mit dem liberalen Nationalitätsprinzip, dem Königreich aus Volkswillen. Aber auch die deutsche Frage sah Bismarck seit Jahren, seit seiner letzten Frankfurter Zeit, nur lösbar durch Einsetzung des deutschen Volkes, des „natürlichen Alliierten Preußens", in konstitutionelle Rechte. So war er entschlossen, den Gedanken des deutschen Volksparlaments aufzuwerfen. Denn, wenn mit Österreich der Waffengang getan wurde, so war nicht mehr das bloße Schleswig-Holstein, sondern war die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung der Siegespreis, und ohne konstitutionelle Beteiligung des Volkes hatte Bismarck sie längst als unmöglich erkannt. Nun war der Zeitpunkt da, der es wert und nötig machte, diese Frucht zu pflücken und sich damit auch zu einer gewissen Analogie mit Italien herbeizulassen. Am 8. April 1866 wurde zu Berlin ein Schutz- und Trutzbündnis mit Italien auf drei Monate abgeschlossen. Italien verzichtete darin, weiteres als Venezien von österreichischen Gebietsteilen (also Triest und Südtirol, welche Teile sonstiger Kronländer waren) zu begehren, so daß Bismarck also schon hier die Zugeständnisse eines besiegten Österreichs schonend abgrenzte und die Möglichkeit künftiger Versöhnung zwischen allen drei Mächten anbahnte. Tags darauf, am 9. April, brachte Preußen am Bundestag den Antrag auf ein deutsches Parlament, gewählt aus allgemeinem und direktem Stimmrecht, ein.

Die Wirkung in Deutschland war ungläubige Verblüffung. Wenige begriffen, wie Treitschke, der damals Freiburger Professor war, daß hier die Konsequenz des Krieges im voraus verfolgt sei; aber auch ihm war es unheimlich, als nun „die größte Idee des Jahrhunderts fast wie ein Fechterstreich in einem diplomatischen Turnier erschien". Die Stimmung der Regierungen faßte Georg von Hannover am treffendsten in das Wort „schauderhaft!" zusammen.

Die deutschen Staaten waren nicht gesonnen, die beiden Großmächte den Kampf allein ausfechten zu lassen, in welchem die Entscheidung über Deutschlands

Schicksal lag. Österreich rief den Bund in der schleswig-holsteinischen Sache an und verletzte damit den Gasteiner Vertrag, der dies ausdrücklich ausschloß. Die ganze Krise stellt sich so dar, daß Österreich sehr begreifliche und politisch naheliegende Schritte unternimmt, sich aber damit ins formelle Unrecht setzt, während Bismarck die formale Korrektheit wie ein haarscharfes Messer handhabt. Da Österreich den Gasteiner Vertrag hinfällig gemacht hatte und Gablenz die holsteinischen Stände nach Itzehoe einberief, ohne sich um die Mithoheit Preußens zu kümmern, die durch die Verwaltungstrennung nicht verringert war, so ließ Preußen seine Truppen am 7. Juni in Holstein einrücken, um das Kondominat wieder tatsächlich herzustellen. Die Österreicher, denen anheimgestellt war, dasselbe in Schleswig zu tun, räumten das Land. Die Wiener Regierung klagte am 11. Juni in Frankfurt auf Friedensbruch und beantragte sofortige Bundesmobilmachung, was Verletzung der altväterischen Bundesvorschriften für Friedensbruch war; Preußen erklärte am 12. die Annahme des Antrages für Kriegsfall. Er wurde am 14. mit neun gegen sechs Stimmen angenommen. Dafür stimmten Österreich, die vier mittleren Königreiche, beide Hessen, Nassau und die 16. Kurie (kleinere Fürstentümer), dagegen Baden (durch Stimmenthaltung), Mecklenburg, Luxemburg, die 15. Kurie (Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg), die 12. Kurie (thüringische Ernestiner, außer dem sich separierenden Meiningen) und die freien Städte der 17. Kurie außer dem sich gleichfalls abtrennenden Frankfurt. Preußen und Holstein stimmten nicht mit, jenes, weil es den Antrag für verfassungsmäßig unzulässig erklärte. Demnach erklärte der preußische Vertreter nach angenommenem Antrag, daß sein König den Bund dadurch für aufgelöst ansehe.

Gleichzeitig legte er den preußischen Entwurf einer neuen Bundesverfassung nieder, den Preußen bereits am 10. Juni an die deutschen Regierungen versandt hatte. Der Entwurf verarbeitete das Material der Beschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung und der Reichsverfassung von 1849, schloß Österreich und Luxemburg vom Bunde aus, stellte eine zu schaffende Bundesmarine unter Preußen, das Bundesheer im Norden unter Preußen, im Süden unter Bayern, zog an den Bund das Verkehrs- und Heimatswesen, den Schutz des Handels im Ausland, die Zoll- und Handelsgesetzgebung, enthielt das Volksparlament mit allgemeinem, direktem Stimmrecht und behielt, unter Mitwirkung des Parlaments, die künftigen Beziehungen zu Deutschösterreich der Vereinbarung vor.

Der Krieg.

Gerüstet war man allgemein seit Ende April und dem Mai. Am 16. Juni erließ Preußen eine Ankündigung an das deutsche Volk sowie Erklärungen an die fremden Mächte, ferner die Aufforderung zum Abschluß eines neuen Bündnisses an neunzehn norddeutsche Staaten, von denen nur Sachsen-Meiningen und Reuß ä. L. ablehnend blieben. Am 17. erschien das österreichische Kriegsmanifest, am 18. das preußische. Eine formelle Kriegserklärung an den Gegner erfolgte von keiner Seite. — Napoleon war, nach einem kurzen Abstecher zur Vereinbarung mit Österreich, Anfang Juni zur für Preußen wohlwollenden Neutralität zurückgekehrt, nicht ohne nochmals einen Geheimvertrag vom 12. Juni mit Österreich zu schließen, der wahrscheinlich für Italien Venezien, für Österreich Schlesien, für Frankreich die Rheingrenze bestimmt hat.

König Wilhelm war der Entschluß der kriegerischen Entscheidung sehr schwer geworden. Aber in der Gerechtigkeit seiner Sache, der Verpflichtung seiner Ehre fand er die Zuversicht des Gewissens bei seiner Haltung, die das enthielt, wofür er selber so treulich vorgesorgt: die Abwendung eines neuen Olmütz. Nun war er unerschütterlich überzeugt und wollte auch seinen Siegespreis haben. Jetzt fühlte der fast Siebzigjährige nicht bloß als

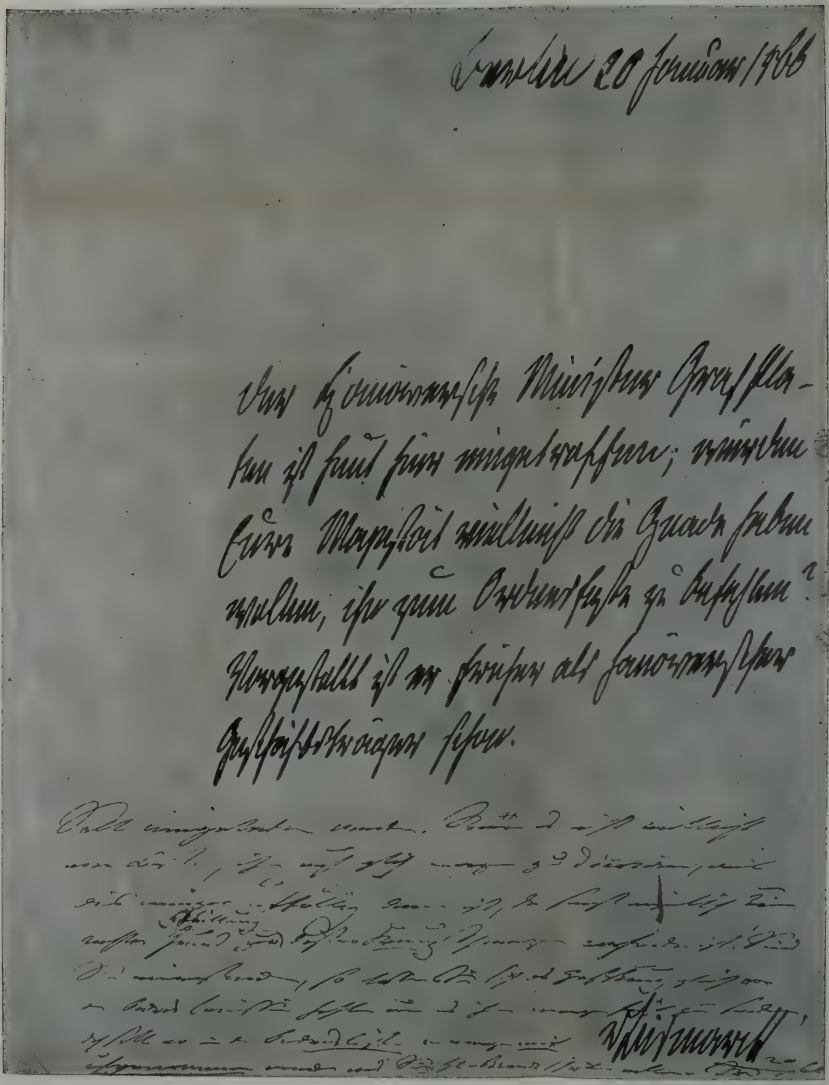


Abb. 304. Handschrift Bismarcks mit eigenhändiger Antwort des Königs Wilhelm I.

König und Kriegsherr, sondern auch als freudiger Kriegsmann, der die alten ruhmreichen Pfade Friedrichs des Großen nach Sachsen und Böhmen zog. Und parallel damit fand auch die Bevölkerung Preußens ihre alte tapfere Staatsidee wieder. Vor dem 14. Juni hatte man noch gegen Bismarck gejammert und Friedensbitten vor den Thron gesandt; als das Unwetter da war, das Kriegsdröhnen aller Feinde umher an die Ohren schlug, als die gegnerische Presse die landläufigen Verunglimpfungen des Preußennamens in den Mund nahm, da stand der Preußensinn auf, da gab es nur noch Zuversicht und Einheit, die alle inneren Streitpunkte vorläufig verstummen ließ. Seit der Krieg gewiß war, gewann das Preußentum das erste allgemeinere und bewußte Gefühl der Solidarität mit Bismarck.

Sachsen, Hannover und Kurhessen hatten am 15. von Berlin kurzfristige Anfragen erhalten, ob sie abrüsten und sich der neuen preußischen Bundesbildung anschließen wollten; für diesen Fall wurde ihren Dynastien Souveränität und Besitzstand verbürgt. Die Ablehnungen am 16 besagten den Abbruch des diplomatischen Verkehrs, die Einbeziehung in den Krieg.

Abb. 305. General v. Steinmetz (1796—1877), der Sieger von Nachod, Skalitz und Schweinschädel. Nach späterer Photographie.

Für Hannover war als letztes ausschlaggebend gewesen, daß Österreich ihm Vergrößerung um Oldenburg, Lippe, Waldeck und preußische Gebietsteile angeboten hatte. Am 18. Juni besetzte der preußische General Herwarth von Bittenfeld Dresden, König Johann und der Kronprinz Albert als Befehlshaber der sächsischen Armee gingen nach Böhmen, wo sich die Truppen mit den Österreichern vereinigten. Am 19. Juni wurde Kassel von General v. Beyer besetzt, der Kurfürst nach Stettin abgeführt. In Hannover rückte Manteuffel am 15. ein, und General Vogel von Falkenstein übernahm in der Hauptstadt die Verwaltung des Königreichs. Da der Letztgenannte Moltkes Plan nicht befolgte, konnten die mit dem Hofe nach Göttingen gelangten hannöverschen Truppen sich mit den nordwärts vordringenden Bayern zu vereinigen suchen. Aber da sie zögerten, weil sie schlecht ausgerüstet waren und die entgegenstehenden Truppen, Preußen und das Kontingent Ernsts von Koburg, überschätzten, kamen sie, von General v. Arentschild geführt, am 27. Juni mit diesen bei Langensalza auf der nordthüringischen Ebene zum Gefecht und behaupteten sich durch ihre Mehrzahl. Da nun aber durch Moltkes kategorisches Eingreifen größere preußische Truppenmengen in der Nähe versammelt waren und die Hannoveraner nur noch wenig Munition und Verpflegung hatten, mußten sie am 29. Juni kapitulieren. König Georg und sein Sohn erhielten die Freiheit, sich nach Belieben außer in Hannover aufzuhalten, die Offiziere wurden gegen Ehrenwort entlassen, die Truppen nach Hause geschickt. Der König versäumte auch weiterhin alle gütlichen Schritte, Bismarcks letzte Gedankengänge einzuschränken; er verließ sich auf die Wendung der Dinge durch Österreich und Frankreich.

So hatten die Preußen freie Hand gegen Süddeutschland.

Hier hatte sich den am 14. Juni gegen Preußen abstimmenden, mit Österreich gehenden Staaten noch Baden angeschlossen, im Einklang mit seiner öffentlichen Meinung und der Kammermehrheit. — Auch weil Preußen erklärt hatte, das von dessen Gegnern umschlossene Baden nicht schützen zu können, konnte sich Großherzog Friedrich nur den Kriegführenden des Bundes angliedern und seine Division nach Frankfurt zu dem 8. Bundeskorps senden, zu dem ferner die Württemberger und Hessen gehörten. — Moltkes Plan dirigierte die

gegen Süddeutschland aufgestellte preußische Mainarmee von Eisenach nach Schweinfurt, um die Vereinigung der Bayern und des 8. Bundeskorps zu hindern. Der erste Zusammenstoß erfolgte am 3. Juli bei Dermbach südlich von Eisenach; danach lähmten die Nachrichten aus Böhmen die süddeutschen Verbündeten und ließen sie auf die schon nahe Vereinigung verzichten. In einem neuen Treffen bei Kissingen wurden die Bayern am 10. Juli geschlagen. Die Zustände oder vielmehr die Konfusion beim 8. Bundeskorps hat ein württembergischer Teilnehmer, der spätere General v. Pfister, treffend mit der alten Reichsarmee zur Zeit Friedrichs des Großen verglichen, und überdies wollte „jeder seinen eigenen Kriegsschauplatz haben".

In drei Heeressäulen: westlich Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld, erste Armee unter Friedrich Karl, zweite Armee als linker Flügel unter dem Kronprinzen, gingen die Preußen über die Gebirge nach Böhmen hinein und strebten dem von Moltke bezeichneten Vereinigungspunkt Gitschin zu. Dann brachte jeder Tag vom 26. bis 29. Juni Nachrichten von Siegen, mehrfach doppelten, nach Berlin: Turnau, Podol, Hühnerwasser, Münchengrätz, Nachod, Skalitz, Schweinschädel, Gitschin; nur bei Trautenau hatten die Österreicher gegen ein Korps des Kronprinzen Erfolg, der aber in einem neuen Kampfe bei Trautenau wieder verloren ward. Am 2. Juli traf der König mit Bismarck, Roon und Moltke zu Gitschin ein. Feldzeugmeister Benedek hatte den österreichischen Oberbefehl widerstrebend und nur auf direkten Befehl des Kaisers übernommen; jetzt sah er seine Ahnungen bestätigt, die nahe Katastrophe bevorstehen, er bat am 1. Juli, daß Österreich um jeden Preis Frieden schließe, wurde aber abgewiesen. So wurde am 3. Juli bei nicht endendem Regen die Schlacht unweit Königgrätz geschlagen. Bis nach Mittag hatten die erste Armee, bei Sadowa, und die Elbarmee schweren Stand, dann traf die heiß herbeigesehnte Armee des Kronprinzen ein, und um 4 Uhr mußten sich die Österreicher, die ihre Stellungen sehr tapfer und tatkräftig verteidigt hatten, zurückziehen, war die Riesenschlacht für Preußen gewonnen.

Nun galt es für Bismarck, zum raschen Frieden zu kommen.

Napoleons Begierde nach einem von ihm geleiteten Kongreß war vor dem Kriege durch Kaiser Franz Josef vereitelt worden, der, wenn er schon Venezien verlieren sollte, es mit der Waffe in der Hand nach ehrlichem Kampfe wollte und nicht durch einen Beschluß der Mächte. Seitdem hatte sich Napoleon, dem für den Fortbestand seiner Dynastie die Auffrischung des „Prestige" notwendig war, in ein wildes Durcheinander von Unredlichkeiten und Unmöglichkeiten gestürzt. Durch die Straßen von Paris lärmte der Neid auf Preußen, „Rache für Sadowa!"; Kaiser Franz Josef bat Napoleon um Vermittlung bei Italien unter Preisgabe Veneziens, obwohl seine Truppen die Italiener am 24. Juni bei Custozza geschlagen hatten; die Gelegenheit, Preußen ein gnädiges Wohlwollen Napoleons zu betätigen, war nicht mehr. Der Pariser Ministerrat vom 5. Juli war kriegerisch gegen Preußen gesinnt. Noch wirkte Unfertigkeit des Hinterladegewehrs beschwichtigend ein, trotzdem drängten der Minister Drouyn de l'Huys und die Kaiserin Eugenie zum Kriege. So begnügte sich Bismarck mit dem Gedanken eines nur norddeutschen Bundes bei norddeutschen Annexionen; hierzu hatte er eine Zustimmung Napoleons, dem die Isolierung der Südstaaten einen neuen Rheinbund verhieß. Übrigens hatte Bismarck Schwierigkeiten beim König und namentlich bei den hohen militärischen Führern zu überwinden und hier den Grundsatz abzuwehren, daß die politische Behandlung des Krieges und seiner Ergebnisse erst beim Friedenschluß in ihr Recht trete. Auch einem Einzug in Wien, nachdem die Preußen im Juli bis in dessen Nähe und in die von Preßburg vorgedrungen waren, widersetzte er sich, um keine unverwindbare Erinnerung für den Besiegten zu schaffen.

Die Friedensschlüsse. Die Gründung des Norddeutschen Bundes.

Am 22. Juli wurde Waffenstillstand geschlossen, sofort begannen zu Nikolsburg, einige Meilen von Wien, die Verhandlungen. Unter Benutzung napoleonischer Vorschläge, die der preußische Gesandte in Paris Graf Goltz ausgearbeitet hatte — mit den Tatsächlichkeiten wußte man in Paris nicht so genau Bescheid, was die wirre Sprunghaftigkeit der dortigen Behandlung erklären hilft — einigte man sich

Abb. 306. Der Deutsche Bund und die deutschen Einheitskriege. Aus Putzgers Historischem Schulatlas, bearbeitet von Baldamus und Schwabe.

auf die endgültige Auflösung des Deutschen Bundes, einen Norddeutschen Bund unter Preußen und eine europäisch selbständige Union Süddeutschlands.

Napoleon hatte noch am 22. Juli die Annexionen in Norddeutschland wieder gutgeheißen, Österreich trat ehrenhaft für die Selbständigkeit und Unversehrtheit Sachsens ein; zur Einigung hierüber kam es zunächst nicht. König Wilhelm war in diesen Tagen annexionslustiger gestimmt als Bismarck, nach dem einfachen Gefühl des Siegers, der Gut und Blut gewagt hat und seine Entschädigung verlangt; er dachte an böhmische, sächsische, bayrische (Ansbach und Bayreuth!), an hannöversche, hessische Gebietsabtretungen und den Ersatz verschiedener dieser Landesherren durch ihre Erbprinzen. Bismarck dagegen zog vor, nur einzelne, die für Preußens Ausrundung notwendig in Betracht kommenden Staaten, diese aber ganz zu annektieren, anstatt sie verstümmelt und feindselig-selbständig übrig zu lassen; wichtig war ihm, Österreich und Bayern durch Schonung für die Zukunft versöhnlich zu stimmen. Wieder gelang es ihm, unter Mitbenutzung fremder Fürsprache und der politischen — oder unpolitischen — Gutherzigkeit des Kronprinzen, die unmildere Meinung des Königs, nicht ohne harten Kampf, zu wenden. Gleichzeitig trieben ein auftauchender russischer Kongreßvorschlag und neue, unmögliche Forderungen Napoleons (s. u.) die Lage in die höchste Spannung.

Abb. 307. Herwarth v. Bittenfeld.

Am 26. Juli wurde der Vorfriede von Nikolsburg unterzeichnet, der außer den genannten Vereinbarungen die Unversehrtheit Österreichs, abgesehen von Venezien, und Sachsens, bei dessen Eingliederung in den Norddeutschen Bund, die Abtretung Schleswig-Holsteins an Preußen, eine sehr mäßige Kriegsentschädigung und die Zustimmung Österreichs zu den vorzunehmenden norddeutschen „Territorialveränderungen" enthielt.

Napoleon war krank, litt an schmerzhaftem Blasenübel, gab es mehr passiv zu, daß Drouyn de l'Huys am 23. Juni den Gesandten bei Preußen, Benedetti, beauftragte, „Kompensationen" geltend zu machen, was aber Bismarck fertig brachte, erst nach soeben vollzogenem Vorfrieden zur Kenntnis nehmen zu müssen. Als solche Entschädigungen wurden durch neuen Entwurf vom 29. Juli gefordert: die „Grenzen von 1814", also das bayrische Landau und das preußische Saarbrücken; Herbeiführung der Abtretung der Rheinpfalz durch Bayern und des linksrheinischen Hessens; Aufgabe der deutschen Rechte an Luxemburg, welches der König der Niederlande abtreten sollte. Benedetti beging, vermeintlich klug, um einen gefährlichen mündlichen Zornesausbruch Bismarcks zu vermeiden, die unglaubliche Naivität, ihm diese Punkte schriftlich in die Gewalt zu geben. Gespielt hatte Bismarck, nicht erst 1866, mit Ermutigungen des französischen Appetits, um Preußens politische Aktionen nicht durch Frankreich gelähmt zu sehen, aber sich selber hatte er frei gehalten und jederzeit betont, daß der König in nichts willigen werde — was nicht ausschloß, daß man in Paris dachte, schließlich würde Bismarck den König wohl umstimmen können. Auch 1866 hatte Bismarck vertreten, daß man Frankreich allenfalls „etwas zu essen" geben müsse. Nun aber hatte er den Vorfrieden in der Tasche, konnte dem französischen Kriege ins Gesicht sehen, dachte für diesen Fall an Aufruf der deutschen Nation, an Friedensschlüsse und Bündnisse daheim um jeden Preis; Moltke stellte die Kriegspläne fertig, auch für den Fall, daß Österreich zu Frankreich trete. Das alles hielt Bismarck am 7. August dem Gesandten Benedetti überwältigend entgegen, erinnerte an das Elsaß, die Unfertigkeit der französischen Rüstungen, die „revolutionären Donnerschläge", die ein solcher Krieg über die Dynastie Napoleon bringen könne. Während Benedetti nach Paris eilte, beschleunigte dann Bismarck die Abschlüsse mit Süddeutschland.

Der Bundestag war am 14. Juli vor den Preußen aus Frankfurt geflohen; in den „Drei Mohren" zu Augsburg erlosch sein Dasein glimpflich und unbeachtet. Am 10. Juli war die kräftige Offensive des Moltkeschen Planes gegen Bayern ab-

gestellt worden, weil an Frankreich der Verzicht auf Einbeziehung Süddeutschlands in den künftigen Bund versprochen war.

Den süddeutschen Regierungen war natürlich der Krieg seit Königgrätz und Nikolsburg gegenstandslos und verleidet genug. Am Main und an der Tauber ist in einer Anzahl von Gefechten gekämpft worden und eine Anzahl Deutscher haben einander im Grunde nur noch aus militärischem Anstand getötet. Am 29. Juli erhielt Bayern Waffenstillstand, den die übrigen jeweils einzeln für sich nachsuchen mußten und rasch erhielten. Dann erfolgten nach Berliner Verhandlungen die Friedensschlüsse: am 13. August mit Württemberg, am 17. mit Baden, am 22. mit Bayern, am 3. Sept. mit Hessen-Darmstadt. Die drei ersten behielten ihre Gebiete, zahlten nur Kriegsentschädigung, Bayern gestand Preußen eine kleine Grenzverbesserung zu. Hessen trat das kurz zuvor heimgefallene Hessen-Homburg (vgl. S. 62) und unbedeutende Teile des ehemaligen Königreichs Westfalen ab, die es 1815 empfangen hatte, und wurde für Oberhessen Mitglied des Norddeutschen Bundes.

Das Gesetz vom 20. September, vom Tage des Siegeseinzuges in Berlin, vorher vom Landtag angenommen, enthielt die Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau und der freien Stadt Frankfurt in die preußische Monarchie, deren Verfassung es daselbst in Kraft setzte. Ähnlich erfolgte etwas später die Eingliederung von Schleswig-Holstein, nachdem der Großherzog von Oldenburg für Abtretung seiner agnatischen Rechte eine Million Taler erhalten hatte.

Die bisherigen Landesherren von Kurhessen und Nassau beruhigten sich bei dem Geschehenen laut Vertrag, der ihnen ihre bisherigen Einkünfte zusicherte. Der König Georg verschmähte die Anwartschaft auf Braunschweig, die als Preis seiner Anerkennung der Annexion Hannovers geboten wurde. Dieses stolzere Beispiel wirkte auf den Kurfürsten von Hessen, so daß er nachträglich auch noch wieder protestierte und Umtriebe begann.

Über den Norddeutschen Bund hatte Preußen die abschließenden Verhandlungen am 4. August aufgenommen und die Verträge bis zum 21. August herbeigeführt. Der feindliche Herzog Bernhard von Meiningen mußte jedoch zu Gunsten seines Sohnes Georg abdanken, worauf hier der Vertrag am 26. September fertig wurde; die Regentin Karoline von Reuß ä. L. wurde erst durch zwei preußische Kompagnien zum Eintritt in den neuen Bund bewogen. Der Eintritt Sachsens, wo Bismarck die vorherige Entfernung Beusts durchsetzte, erfolgte durch den Friedensschluß vom 21. Oktober.

Württemberg, welches zuerst mit seinem Berliner Frieden fertig wurde, erklärte die zu Nikolsburg vorgesehene Union der süddeutschen Staaten nur als ein Recht, keine Verpflichtung aufzufassen — womit Napoleons vager Traum des neuen Rheinbundes zerflatterte, da er versäumt hatte, ihn diplomatisch zu sichern. Statt dessen gingen die Südstaaten je am Tage ihrer Friedensschlüsse geheime Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen ein und übertrugen diesem für den Kriegsfall den Oberbefehl. In dieser verschwiegenen und glückhaft noch hinzugewonnenen Erreichung aber lag die wichtigste Ergänzung, die schönste Hoffnung der Neuformungen von 1866 enthalten: das, was ihnen verheißungsvoll den Stachel wieder nahm, eine Zerreißung Deutschlands zu sein, und was sie schon jetzt zum umfassenderen Erfolge Preußens in seiner deutschen Aufgabe, als 1850 die Union gewesen wäre, erhob.

Von Österreich wurde am 23. August zu Prag endgültiger Friede mit Preußen geschlossen, am 3. Oktober zu Wien mit Italien, das am 20. Juli noch die schwere Niederlage zur See bei Lissa durch Admiral Tegethoff erfahren hatte, aber durch Preußen loyal unterstützt worden war und nun Venezien erhielt.

Die Machtverschiebungen von 1866 konnten nicht ohne starke Rückwirkung auf Österreichs innere Lage bleiben.

Seine Niederlage 1859 hatte es gezwungen, der inneren Wiederaufrichtung wegen am 26. Februar 1861 eine konstitutionelle Verfassung für den Gesamtstaat zu erteilen, mit einem Reichsrat, der aus Herrenhaus und Abgeordnetenhaus bestand. Auch mußte es jetzt

eine vermehrte Rücksicht auf die Madjaren nehmen, die jedoch die 1860 verfügte Wiederherstellung ihrer Landesverfassung von 1848 nur als Abschlagzahlung auf noch größere Selbständigkeit nahmen, um so mehr, als das Regierungssystem von Wien aus unschlüssig und unruhig viel abgeändert wurde. — Der Ausgang des Krieges von 1866 gab der von Déak geführten Nation vollends Ermutigung und Schwergewicht, so daß Ungarn im Februar 1867 ein eigenes verantwortliches Ministerium erhielt, den Vorsitzenden in der Person des besonnenen und redlichen Grafen Andrassy, der also ein rechtes Gegenteil von Beust war, den Kaiser Franz Josef sich im Oktober 1866 zum Minister des Auswärtigen, seit dem Februar 1867 zum österreichischen Ministerpräsidenten genommen hatte. Aus Vereinbarungen mit Andrassy und Déak ging der in einer Reihe von Formulierungen (Februar 1867) enthaltene „Ausgleich" hervor, der die österreichisch-ungarische Monarchie in zwei Reichshälften zerlegte, die nur noch die Dynastie und eine Reihe von Einrichtungen völkerrechtlicher, militärischer und finanzieller Art gemeinsam haben. Siebenbürgen und Kroatien waren dabei der ungarischen Reichshälfte zugeteilt, doch so, daß Kroatien für Verwaltung, Justiz und Kultus selbständig gestellt wurde und einen eigenen Landtag, unbeschadet seiner Beteiligung am ungarischen Reichstage, erhielt. Galizien und Dalmatien wurden zu der „zisleithanischen" Hälfte geschlagen. Am 8. Juni 1867 ward der König von Ungarn, der nun für dieses kein Kaiser mehr war, in Ofen feierlich gekrönt. In Zisleithanien war also die deutsche Mehrheit durch jene künstlichen Angliederungen schwer beeinträchtigt, in Ungarn-Siebenbürgen die deutsche Zumischung ausgeliefert worden an das nationale Eroberungsbestreben des Madjarentums.

Die großen Zugeständnisse an die Madjaren mußten notwendig auch zu solchen an die zisleithanischen Bevölkerungen führen. So wurden Ende 1867 vier neue Staatsgrundgesetze erlassen, die die staatsbürgerlichen Rechte und den Konstitutionalismus erweiterten. Indem so die verschiedenen Bevölkerungen des Reiches zur parlamentarischen Geltendmachung ihrer besonderen Empfindungen und Bestrebungen gelangten, mußte eintreten, was Metternich, obwohl ihm das nicht der hauptsächliche Gesichtspunkt war, von der Einführung liberaler Verfassungsformen im Donaureiche vorhergesehen hatte: der sich aus sich selbst vermehrende nationale Widerstreit dieser Bevölkerungen gegeneinander. Immerhin hat sich, trotz der hierin liegenden Gefahren für die Monarchie, seitdem auch wieder die imponderable Festigkeit erwiesen, die durch eine so alte Gemeinsamkeit und Gewöhnung, durch die jahrhundertelange Gruppierung um die Wiener Hofburg, die spontane Bereitschaft zur Kaiserliebe und derzeit nicht zuletzt durch die verehrte Persönlichkeit Franz Josefs gegeben ist.

Die Zeit des Norddeutschen Bundes.

Staatsrechtliche und gesetzgeberische Einrichtung im Bunde.

Alle die deutschen Neuordnungen von 1866 gingen leicht vonstatten unter weit überwiegend frohen Stimmungen in ganz Norddeutschland und unter lebhafter, hoffnungsvoller Anteilnahme der vaterländisch Gesinnten in Süddeutschland.

Vor zwei Jahren der glückhafte dänische Krieg hatte die Feindseligkeit des preußischen Abgeordnetenhauses und der allgemeinen Meinung gegen Bismarck noch nicht gebrochen. Noch lehnte jenes seine Vorlagen aus grundsätzlicher Opposition gegen ihn ab; viel eher als die Politiker vom Fach erkannten schon einzelne patriotische Publizisten und Dichter, daß das Wort vom Blut und Eisen Recht behalten werde und der Tag von Düppel die Ankündigung einer großen Zeit bedeute. Erst eine Weile nach dem Kriegsbeginn gegen Österreich löste sich der öffentliche Bann, und zwar durch unmittelbaren Impuls des Volkes; als Bismarck am 29. Juni aus dem Palais des Königs unter den Linden kam, umdrängte ihn zum ersten Male ein stürmisches Verständnis für ihn, begleitete ihn mit Hoch und Hurra nach Hause und flutete sodann zum König zurück, unter dessen Fenstern das preußische Empfinden der Hauptstädter die brausende Melodie des Lutherliedes fand: Ein feste Burg ist unser Gott! —

Bismarck war zum inneren Frieden auch um den Preis eines Eingeständnisses entschlossen. In diesem Sinne hatte er schon am 11. Juni an Heinrich v. Treitschke nach Freiburg zurückgeschrieben, als dieser eine Übersiedlung nach Berlin, welche ein Bündnis des großen vaterländischen Publizisten mit der Regierung bedeutet hätte, mit dem gutgesinnten Wort und mahnenden Rat des freien Mannes ablehnte. Auch hatte Bismarck mit liberalen Parlamentariern versöhnlich angeknüpft.

Nachdem die Neuwahlen zum Landtag am 3. Juli einen breiten Umschwung der öffentlichen Meinung zu der Regierung hinüber gezeigt hatten, gelang es Bismarck am 3. August, den König zur Duldung eines Indemnitätsantrages zu bewegen. So schwer der König den Konflikt getragen hatte, so sicher hatte er sich doch in sein moralisches Recht eingelebt und fand sich nicht ganz leicht darein, dasselbe nun doch als mit Verfassungsverletzung vermengt zu begreifen. Mit einer ergreifenden Thronrede voll Herzlichkeit und Vertrauen wurde am 5. August der Landtag eröffnet, die trotz der Budgetverweigerung geschehene Durchführung der Heeresreform nochmals als eine unerläßliche Pflicht begründet und die Nachsuchung von Indemnität mit den Worten angekündigt: Ich hege das Vertrauen, daß die jüngsten Ereignisse dazu beitragen werden, die unerläßliche Verständigung insoweit zu erzielen, daß Meiner Regierung in bezug auf die ohne Staatshaushaltgesetz geführte Verwaltung die Indemnität, um welche die Landesvertretung angegangen werden soll, bereitwillig erteilt werden wird. Am 3. September geschah dies, durch nachträgliche Genehmigung der ohne ständische Bewilligung gemachten Ausgaben, mit 230 gegen 75 Stimmen.

In dieser Abstimmung schon trat die vor sich gehende Umformung im parlamentarischen Liberalismus zutage. Ein Teil um Waldeck und Virchow blieb starr und unversöhnt, lehnte den endlich gefundenen Weg zur deutschen Einheit ab, weil er nicht durch die „Freiheit" ging. Dagegen bildete sich aus denen, welche an freisinniger innerer Politik, an Selbstverwaltung und Volksmündigkeit festhielten, aber gleichzeitig die gerüstete Macht und das Ansehen der Monarchie in ihrem Werte betonten, die auswärtige Politik der letzten Jahre als bewährt anerkannten und die deutschen Ziele über Parteigrundsätze stellten, im September und Oktober 1866 die nationalliberale Partei. Sie trat bei den nächsten Wahlen zum Landtag und norddeutschen Reichstage 100 und 115 Mann stark ins parlamentarische Leben ein und erhielt ihren geschlossensten Zuzug aus den neuen Provinzen sowie den nichtpreußischen Staaten im Norddeutschen Bunde. Hammacher, Lasker, Twesten, v. Forckenbeck, Gneist, aus Hannover Bennigsen und Miquel, aus Kurhessen Oetker, aus Nassau Karl Braun-Wiesbaden, aus Mecklenburg die beiden Wiggers, Julius und Moritz, seien als bekanntere und führende Namen genannt. Von den Konservativen sonderte sich eine freikonservative oder nachmalige Deutsche Reichspartei ab, die sich vorbehaltlos auf den Boden der Bismarckschen Schöpfungen von 1866/67 stellte und vielfach mit den Nationalliberalen sachliche Fühlung hielt.

In heißem, fast erdrückend schwerem Streit hatte Bismarck den Sieg über die öffentliche Meinung davongetragen. Nun ward er volkstümlich, ward er der große Mann der Deutschen vor Europa, und in dem Maße, wie er ihnen ins Heroische hinauswuchs, begannen sie wiederum, aus Biographien und mitgeteilten Briefen, das große Menschliche in ihm überhaupt erst zu sehen, zu würdigen und nachverstehend zu verehren. Er hatte gesiegt, um nunmehr zu lehren, zu erziehen und — auch selber gewandelt zu sein. Er war Historiker genug auch darin, daß er wußte, wie die innere Fortbewegungskraft in der Nation, die Kraft der Idee seit dem Beginne des Jahrhunderts an den Liberalismus übergegangen sei und das Bürgertum mit seinem den Blick erweiternden Handel und Wandel, seinem Verkehr von je der eigentliche antipartikulare Stand der deutschen Geschichte gewesen. Wie sehr die Gefahr, durch schöpfungsunfähige Doktrin zu sündigen, im Wesen des Liberalismus mit enthalten war, lag nunmehr klar vor Aller Augen und mahnte eindringlich genug von Wiederholungen ab. Wenn sich der öffentlich-liberale Sinn somit einer oberen Führung bedürftig gezeigt hatte, so war für eine solche jetzt gesorgt in Gestalt der aus dem schwer durchkämpften Konflikt in geläuterter Kraft und Verantwortlichkeit hervorgegangenen Monarchie. Der Liberalismus aber selber war in seiner Mehrheit fähig und willens geworden, aus der erlebten Niederlage und Beschämung die entsprechende Lehre zu ziehen. Und so beginnt denn mit jenem Indemnitätsantrage, der die Sturmperiode von 1862 bis 1866 abschließt, das neue gegenseitige Verhältnis der Träger des öffentlichen Lebens in Deutschland sich zu bilden, welches seitdem andauert, unbeschadet weiterer Schattierungen. Die Monarchie, welche ihre einstige bloß niederhaltende Richtung weit hinter sich läßt, erfüllt sich mit den erkannten wahren Bedürfnissen der Nation, wird zur Führerin der öffentlichen Bewegung. Und in Vertrauen und Hingabe, wie nie mehr seit 1813, steht seit 1866 zur Monarchie der große feste Kern der Nation. Das monarchische Gefühl, bisher im großen und ganzen auf engere, um nicht zu sagen beteiligte Kreise beschränkt, wird zum Gesamteigentum des nationalen Bürgertums,

wird zu einer spontanen Empfindung und gewinnt erst dadurch die Höhe ethischen Wertes. Somit findet sich, weit lebhafter und beglückter als je innerhalb der Klassenstaaten der mittelalterlichen und neueren Geschichte, der staatsbürgerliche Deutsche des späten neunzehnten Jahrhunderts zur Volksart der germanischen Altvordern zurück, die, was kein antiker Mensch gekannt hatte, die Treue als gestaltendes und volkserziehendes Prinzip in das soziale Sein eingeführt und öffentliche Formen auf sie begründet hatten. Und damit findet in unsrer späten Generation der Gegensatz von Autorität und volkseingeborenem Freiheitsbedürfnis seine Aufhebung, seine Versöhnung zu höherer Einheit. In gleicher nationaler Richtung bewegen sich auch die Ergebnisse der Selbsterziehung, welche die einzelnen Stände als politische Gruppen sich angedeihen lassen. Seit 1866 vollzog einerseits das werktätige und materiell vorankommende liberale Bürgertum den Übergang aus der einstigen Opposition hinüber zur gemeinsamen Arbeit mit den alten „konservativen" Kreisen; und diese lernten umgekehrt, wenn auch nicht rasch und leicht, anstatt des früheren leeren Prinzips der Abwehr, sich mit dem Bedürfnis schöpferischer, das Ganze fördernder Gedanken zu erfüllen, und gewannen dadurch eine wertvolle und feste Basis in den öffentlichen Strömungen und Stimmungen wieder. Gleichzeitig bereitete sich eine soziale und innere Ausgleichung des alten Adels und des stattlicheren, gebildeteren Bürgertums vor. Im nationalen Liberalismus wurden rasch zur sozialen Oberschicht die Industriellen, die großen Kaufleute und ein Teil der Bankherren, und seitdem durchwachsen sie sich mehr und mehr mit dem nicht gleichermaßen seinen Reichtum mehrenden und wahrenden Adel. So beginnt auch in dieser Hinsicht ein Etwas, wie eine deutsche Gentry, als eines der Zeichen neudeutscher Umbildungen zu keimen, ohne daß dabei eine andere als nur eine durch analoge Tatsächlichkeiten bewirkte Angleichung an das alterwachsene und anerkanntere soziale System Englands in Betracht kommen kann.

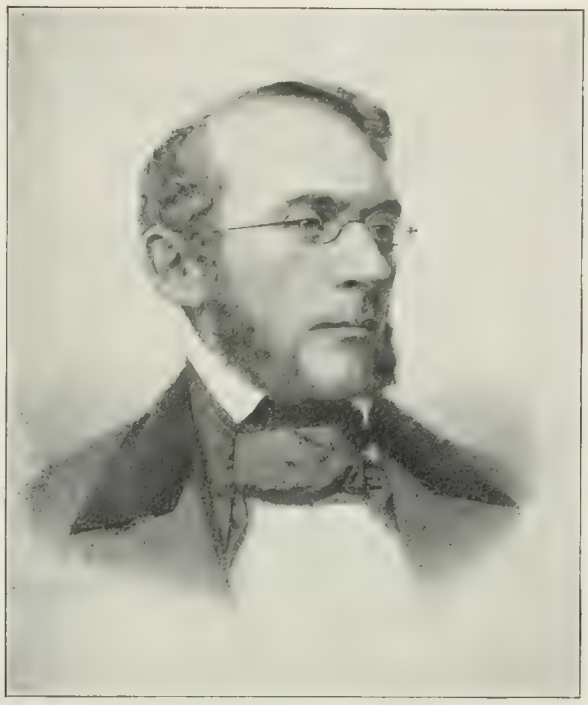


Abb. 308. Lothar Bucher (1817—1892). Nach einer Lithographie von Hermann Eichens. Verlag von Pietro Del Vecchio in Leipzig.

Während der preußische Landtag sein altes Klassenwahlsystem behielt, wurden zum konstituierenden Reichstage in den zum Norddeutschen Bunde geeinigten Staaten die Wahlen am 12. Februar 1867 nach dem Reichswahlgesetz vom 12. April 1849 vollzogen, so daß hiermit von dem schwarzrotgoldenen zu dem werdenden neuen Reiche eine Brücke herübergeschlagen war. Am 24. Februar ward der Reichstag eröffnet; am 4. März legte ihm Bismarck die Verfassung des Bundes vor, die er mit ausarbeitender Unterstützung von Lothar Bucher (1817—1892; vgl. S. 522), dessen Gediegenheit und geistige Unabhängigkeit er sich 1864 entdeckt hatte, und Rudolf Delbrück (1817—1903; August 1867 Präsident des Bundeskanzleramts) persönlich entworfen hatte: in der Weise, daß verschiedene historische Formen sowohl des Deutschen Bundes wie der Verfassungen von 1848/49 in ihr verjüngtes organisches Leben zurückgewannen. Das allgemeine, direkte Wahlrecht war von Bismarck am 10. Juni 1866 „in die Pfanne geworfen" worden und schon deshalb kamen Bedenken, wie er sie als nachträglicher Kritiker in den Gedanken und Erinnerungen angedeutet hat, nicht in Betracht. Die Bundesverfassung wurde am 16. April 1867 im Reichstag angenommen, danach in den Einzelstaaten, und trat am 1. Juli in Kraft.

Die Gesamtsouveränität des Norddeutschen Bundes stellte die Vertreterversammlung der beteiligten Staaten, der Bundesrat, dar. In ihm hatten das neu vergrößerte Preußen 17, Sachsen 4, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je 2, jeder andere Staat eine Stimme, was zusammen 43 ergab. Hier war das alte Stimmenverhältnis aus dem Plenum des

Deutschen Bundes zugrunde gelegt. Der Bundesrat war also Nachfolger des Bundestages, war also überhaupt kein Parlament, konnte aber insofern das Oberhaus des neuen Staatswesens zu sein scheinen, als Reichstagsbeschlüsse nur durch seine Zustimmung, welche tatsächlich die des Souveräns war, giltige Gesetze werden konnten. Er bildete ferner für Norddeutschland die oberste Zollvereinsbehörde, überhaupt die oberste Stelle derjenigen Einrichtungen, die auf den Bund übertragen wurden und ihn zum Staate machten: Post und Telegraph, Konsulats- und Heimatwesen, gemeinsames deutsches Indigenat der Bundesuntertanen, Rechtspflege, administratives Seewesen und deutsche Seewehr. Das Heer dagegen wurde kein bundesstaatliches, sondern das königlich preußische ward über die Bundesstaaten ausgedehnt, durch Militärkonventionen vom Februar 1867, die den einzelnen Souveränen mehr oder minder belangreiche Ehrenrechte ließen. Das Bundespräsidium war erblich mit der Krone von Preußen verbunden. Der König von Preußen hatte als solcher weder Recht der Sanktion, noch vollkommenes und aufschiebendes Veto, während letzteres 1849 vorgesehen war; er hatte nur Vollziehungsgewalten im Namen der verbündeten Regierungen. Da jedoch für Verfassungsänderungen Zweidrittelmehrheit im Bundesrat vorgeschrieben war, konnte Preußen in solchen nicht überstimmt werden. Der König von Preußen vertrat ferner den Bund in völkerrechtlicher Beziehung, auch bei Krieg und Frieden, doch mit vorbehaltener Zustimmung des Bundesrats für Kriegserklärungen, ausgenommen den Fall von Angriffen auf das Bundesgebiet, und hatte das Recht, im Namen des Bundes Verträge und Bündnisse zu schließen. Er ernannte die Bundesbeamten und somit auch die Gesandten des Bundes. Die Ausgaben des Bundes wurden auf Matrikularbeiträge der Einzelstaaten gestellt. Als deutsche Farben wurde das Schwarzrotgold nicht gewählt, um den geschichtlichen Unterschied dieser Einigung der Deutschen von den 1848 versuchten Methoden deutlich zu machen, um den neuen aus der Paarung von Idee und staatlicher Macht erkämpften Bundesstaat durch sein Äußeres nicht gewissermaßen mit den Erinnerungen und Ansprüchen von damals zu belasten, und ferner deswegen, was Bismarck später als den hauptsächlich leitenden Grund in Gesprächen betont hat, weil die preußische Armee 1849 gegen die von der Revolution getragenen schwarzrotgoldenen Farben gekämpft hatte. Sympathisch konnten letztere weder dem König noch ihm sein, noch den Kreisen, die Beiden persönlich näher, als die bundesfreudige große Mehrheit standen. So befürwortete Bismarck bei dem König eine Verbindung des preußischen Schwarzweiß mit dem Rot in den Farben der Hanseaten und Holsteiner, als derjenigen, die neben Preußen die neue Flagge auf den Schiffen zu zeigen die meiste Gelegenheit hatten, und machte dem König den Vorschlag auch durch den Hinweis auf das brandenburgische Weißrot, das der Große Kurfürst geführt hatte, genehmer. — Am 14. Juli 1867 wurde Bismarck zum Bundeskanzler ernannt, ein Titel, der zwar in den Staatskanzlern der modernen Großmächte (auch Preußens zeitweilig) seinen Vergleich hatte, aber Viele doch weit mehr an den Kanzler des alten Reiches denken ließ.

In der Tat war mit der Bundesverfassung von 1867 die unseres heutigen Reiches geschaffen, sie brauchte nur noch das vollendende Stockwerk und die Krönung durch den Titel eines Kaisers aufgesetzt zu erhalten. Die in Bismarck vereinigten erschaffenden staatlichen Kräfte hatten mehr in der Richtung zu sorgen, daß sie politisch schädlichen Eifer der öffentlichen Meinung abdämmten, als daß sie diesen Bundesgenossen ermunterten; in Liedern und Prosa entstieg Kaiser Rotbart dem Kyffhäuserschlaf und hing den Schild an die tausendjährige Eiche, an deren Zweigen sich der jungen Knospen schwellende Hoffnung drängte.

Und schon gab es mehr als nur den Norddeutschen Bund. Bestand der Zollverein doch weiter und schlang ein Band von jenem her um die selbständig verbleibenden, keine Sonderunion schließenden süddeutschen Staaten nebst dem seit 1842 zugehörigen Luxemburg. Durch die Gründung des Norddeutschen Bundes waren endlich auch Mecklenburg und Schleswig-Holstein in die einheitliche Zollgrenze einbezogen worden; Lübeck trat weiterhin aus freien Stücken bei, nur Bremen und Hamburg blieben, da den Hansestädten der eigene Entschluß überlassen war, bis 1888 Zollausland. — Die neuen Zollverträge des Bundes mit den Südstaaten, vom 4. Juni und 8. Juli 1867, enthielten auch das Zollparlament. Dieses war ein alter liberal-nationaler Lieblingsgedanke aus der Entstehungzeit des Zollvereins; Bismarck hatte ihn sich seit seinen späteren Frankfurter Jahren zu eigen gemacht. Nun kam es zustande durch Hinzutritt süddeutscher Abgeordneter zum norddeutschen Reichstag, süddeutscher Regierungsvertreter zum Bundesrat. Die letzteren mit für Bayern 6, Württemberg 4, Baden und Hessen je 3 Stimmen; es sind die Stimmenzahlen im heutigen Bundesrat des Reiches: 42 + 16 = 58,

wenn die 1 oberhessische Stimme im Norddeutschen Bunde in jene drei hessischen Stimmen zurückgerechnet wird.

Das Zollparlament war ein politischer Meisterzug, da es bereits die glimpfliche Ausdehnung der Bundeseinrichtungen auf den Süden vorzeichnete, ohne daß die eifersüchtigen fremden Mächte Handhabe zum Einspruch hatten und die Wut der Stuttgarter Kammerdemokraten und Münchner Ultramontanen die nötige Resonanz im tätigen Bürgertum fand. An Regierungsvertretern und Zoll-Abgeordneten des Südens, obwohl bei 85 solchen 46 Gegner Preußens gewählt wurden, bewährte sich schon damals (1868–1870) der versöhnende und meinungsumbildende Einfluß durch das persönliche Sehen in Berlin und durch das praktische Zusammenarbeiten mit dem verlästerten Preußentum. Dem Augsburger Josef Völk im Zollparlament aber war es beschieden, das, was in den ersten Debatten murrend und andeutend verstimmt hatte, auszulöschen und den Ton zu wenden durch eine herrliche Rede vom 18. Mai 1868, die mit den bald geflügelten Worten: Es ist Frühling geworden in Deutschland! schloß.

Im Verein mit der überaus arbeitsamen Regierung war der erste „ordentliche" norddeutsche Reichstag (seit September 1867) mit dem Durchbau der jungen Einheit im Bunde beschäftigt. Von seiner durchberatenden und beschließenden Arbeit seien Regelungen für das Deutschtum im Auslande, Aufhebung der Spielbanken, einheitliche Maß- und Gewichtsordnung von 1868, Wechselordnung, Handelsgesetzbuch und oberster Gerichtshof für Handelssachen, Gewerbeordnung (alles 1869), Strafgesetzbuch, Gesetze über Bundesangehörigkeit, Heimatwesen, Unterstützungswohnsitz, über Verlags- und Urheberrecht, Aktiengesellschaften (alles 1870) hervorgehoben. — Im preußischen Landtage stellte Virchow am 20. Oktober 1869 den auf seine Art berühmt gewordenen Antrag auf Herbeiführung allgemeiner Abrüstung.

Die welfische Agitation und Organisation war für Preußen mehr ärgerlich als gefährlich. Sie bereitete Hannover im geheimen für den Aufstand vor und stellte eine Welfenlegion von mehreren hundert Mann auf, die nach Ausweisung aus Holland und der Schweiz sich den offenen Armen Frankreichs zuwandte. In Paris saßen auch als Leiter der frühere Minister Graf Platen-Hallermund und der geschäftige Publizist des Welfentums Oskar Meding, Sohn des S. 485 genannten preußischen Oberpräsidenten, während König Georg sich nach Hietzing, einem Vorort von Wien, zurückgezogen hatte. Wegen seiner Haltung wurde ein Vertrag, den er durch seinen früheren Justizminister L. Windthorst 1867 mit dem entgegenkommenden Preußen über seine Einkünfte abgeschlossen hatte, ähnlich denen des Kurfürsten von Hessen und Herzogs von Nassau, von der Berliner Regierung 1868 zurückgenommen. Die Zinsen seines beschlagnahmten Vermögens wurden nun ebenso wie die aus dem Vermögen des vertragbrüchigen Kurfürsten bestimmt, um der welfischen Agitation durch die Presse entgegenzuwirken (sog. Reptilienfonds, nach Bismarcks Wort, 30. Januar 1869, von der Verfolgung bösartiger Reptilien bis in ihre Höhlen hinein).

Der Luxemburger Handel.

Der französische Kaiser oder vielmehr seine Diplomatie war, wie erwähnt, zu Nikolsburg kläglich zu spät gekommen und tat dies erst recht, wenn sie am 20. August 1866 nochmals die französischen „Kompensationen" formulierte: Landau, die obere Saar, Luxemburg, und Zustimmung zur Annexion Belgiens. Von Abtretung deutschen Landes könne keine Rede sein, erklärte Bismarck, ließ sich aber einen wiederholten französischen Vertragsentwurf wegen Belgien schriftlich geben, am 29. August, und behielt ihn säuberlich. Napoleon suchte sich aus der Blamage zu ziehen, indem er das Vorgehen von Drouyn de l'Huys für eigenmächtig erklärte und diesen veranlaßte, am 1. September seinen Abschied zu nehmen. Am 16. September erließ er ein Rundschreiben, das die Erfolge Preußens süßsauer guthieß, sie mit Frankreichs Größe und Europas Ruhe für vereinbar erklärte, ja für verheißungsvoll, weil sie Preußen und den deutschen Wünschen Befriedigung und Sättigung gäben. Aber bei so beruhigender Auffassung betonte er andererseits recht unharmonisch den zu beschleunigenden Abschluß der französischen Schlagfertigkeit.

Für den einst so überlegenen, die gewichtigste Rolle in Europa spielenden Kaiser der Franzosen war die Rivalität mit Preußen keine Frage des Zuwachses an Ruhm und Machtstellung mehr. Das „Prestige" war durch die inneren Schwierigkeiten und Gefahren seines Kaisertums eine sorgenvolle Frage der Erhaltung seines Thrones geworden, die ihn in Krankheit und Ermüdung quälte und ihn über seine persönliche Zuversicht hinaus zum Geschobenen der Presse, überhaupt der Politiciens, machte.

So erhielten die durch Benedetti (widerstrebend genug) vermittelten Versuche, aus den Vorgängen von 1866 Landerwerb für Frankreich herauszuschlagen, ihr Nachspiel in dem Plan, wenigstens Luxemburg zu erlangen.

Die Geneigtheit der Luxemburger, französisch zu werden, ließ sich in der üblichen Weise, wie man so etwas macht und worin ja gerade die Bonapartes besondere Übung hatten, feststellen. Der niederländischen Regierung lag nur an der Loslösung Limburgs aus der deutschen Verbindung, weniger daran, was aus Luxemburg würde. König Wilhelm III. (1849—1890) hatte eine (erste) Gemahlin, die als gebürtige deutsche Prinzessin, Sofie von Württemberg, am holländischen Hofe die Hinneigung zu Frankreich nach Kräften vertrat. So war der König nicht abgeneigt, Luxemburg gegen eine mäßige Kaufsumme fahren zu lassen (Zusage vom 21. März 1867), wenn ihm das die Preußen nicht über den Hals jage, was Frankreich abzuwenden auf sich nahm. Da diese Dinge Ende März bekannt wurden, ließ sich Bismarck am 1. April darüber von Bennigsen, dem Führer der Nationalliberalen, im Reichstag befragen und antwortete vorsichtig, doch abwehrend gegenüber Frankreichs Plänen, während die Redner des Reichstages laute und entschiedene Worte finden mochten. So konnte er am 2. April im Haag die öffentliche Meinung Deutschlands zu bedenken geben, ohne die Entschlußfreiheit des niederländischen Königs anzutasten. Der König trat nun von den Abmachungen zurück, die Napoleon der Welt schon verkündet hatte. Beust in Wien (S. 547) brachte den Plan auf, Luxemburg zu neutralisieren, was durch eine von Rußland angeregte Londoner Konferenz vom 7.—11. Mai geschah: das Land wurde unter Gewährschaft der Mächte (unter denen hier das erstemal Italien auftrat) als neutral dem König der Niederlande überwiesen. Preußen hatte in der Stadt Luxemburg noch Garnison liegen, weil sie während der Zugehörigkeit des Landes zum Deutschen Bunde 1815—1866 Bundesfestung gewesen war und Preußen das Besatzungsrecht für nicht mit dem Deutschen Bunde erloschen erklärte; diese mußte es infolge der Neutralität zurückziehen und die starken Festungswerke wurden bis 1872 geschleift. Auf diese Weise schwindet das Ländchen, das Deutschland mehrere seiner alten Kaiser gegeben und durch sie auf die deutsche Geschichte zukunftsbestimmender eingewirkt hat, als zu den Zeiten Karls IV. und Sigismunds, der die Hohenzollern erhob, jemand ahnen konnte, aus dem politischen Zusammenhange mit dem deutschen Volke, zu dem es bei aller Französelei und Zumengung von Romanen gehört, nicht zum wenigsten durch sein echtfränkisches Naturell. Da für die agnatische Erbfolge der oranisch-nassauische „Erbverein" bestimmend blieb, wurde 1890, als König Wilhelm III. der Niederlande starb und ihm dort seine Tochter zweiter, waldeckscher Ehe, Königin Wilhelmine, nachfolgte, der 1866 enthronte Herzog Adolf von Nassau Großherzog von Luxemburg, wodurch das Band mit den Niederlanden vollkommen gelöst wurde. Im Zollverein mit dem Deutschen Reiche steht Luxemburg noch jetzt, und die dortigen Bahnlinien wurden 1872 auf vierzig Jahre von Deutschland gepachtet und in Betrieb der reichsländischen Eisenbahnen genommen.

Für Napoleon war es ein saurer Trost bei dem Verzicht auf Luxemburg, daß Preußen sein Besatzungsrecht, das es bisher noch aufrecht erhalten hatte, um des Friedens willen hatte aufgeben müssen. Viel bitterer schmeckte der Wermutstropfen, daß Bismarck am 18. März 1867 durch die Presse enthüllend offenbart hatte: Preußen stehe mit Süddeutschland in festen Bündnisverträgen und werde im Kriegsfall auch die süddeutschen Truppen unter dem Oberbefehl seines Königs ins Feld führen.

Dann aber hatte Frankreich für nichts mehr Gedanken, als für seine Weltausstellung von 1867, welche tatsächlich einen Teil des verlorenen Prestige auf friedlichem Wege wiederherstellte. Außer anderen Souveränen, wie dem Zaren Alexander, besuchte sie König Wilhelm, im Anfang Juni. Mit ihm war Bismarck, der den Parisern ein größeres Schaustück als die ganze Weltausstellung war und dessen gewohntermaßen offenherzige Unterhaltung der Kaiser Napoleon wie ein genierlicher Kranker um Ratschläge für seinen Wackelthron behorchte.

Am 14. Juni reiste König Wilhelm ab; fünf Tage später stand drüben im fernen Mexiko auf dem Sandhaufen von Queretaro ein Mann, den Napoleon aus Phantastereien einer von Frankreich geführten Solidarität der lateinischen „Rassen" in das Abenteuer gehetzt und als dieses gefährlich wurde, im Stich gelassen hatte, der tapfer und ehrenvoll im Verzweiflungskampfe unterlegene „Kaiser", Erzherzog Maximilian von Österreich. Dem Bruder des standrechtlich Erschossenen, Kaiser Franz Josef, machten Napoleon und seine Gemahlin Eugenie im August einen Beileidsbesuch, der aber in Wirklichkeit einer neuen Intrige galt, der gegen Preußen. Ihre Seele war Beust, derjenige Politiker, der nach einer vertraulichen Charakteristik Thiers' aus dem Jahre 1870 von allen sich die wenigste Mühe gab zu glauben, was er sagte, und dessen damit bezeichnete Eigenschaften es allerdings durchaus erschweren, die österreichische Politik dieser Jahre mit einigermaßen kurzen und klaren Worten faßbar zu bezeichnen. Das Ergebnis der Salzburger Kaiserzusammenkunft war die Verständigung gegen Preußen, dann erfolgten die üblichen friedeatmenden Zirkularnoten und Preßnotizen: Kaiser Franz Josef und König Wilhelm begegneten sich im Oktober zu Oos, wo die kleine Seitenbahn ins Schwarzwaldtal nach Baden-Baden abzweigt, und von allen Seiten erfuhr der Bürger, daß Europa Ruhe habe.

Abb. 309. Die Kaiserliche Familie von Frankreich.

Dieser Preußen bedrohenden Feindesvereinigung konnte sich jetzt ein ansehnliches Italien hinzugesellen, gewiß nicht aus Liebe zu Österreich, aber aus solcher zu Frankreich und aus der Hoffnung, dabei Rom zu gewinnen. Und außerdem jedenfalls aus totaler Undankbarkeit gegen Preußen, das ihm im Grunde sogar die Bündnisfähigkeit mit Österreich verschafft hatte, wie wir S. 541 sahen.

Schon 1860 hatte Sardinien-Italien die römischen Legationen, Umbrien und die Marken einverleibt, auf dem Wege der plebiszitären Volksabstimmungen, die auch dem Dasein der 1815 hergestellten oberitalischen Kleinstaaten Parma und Modena und dem von Toskana gleichzeitig das Ende bereiteten. Den verbleibenden alten Hauptkörper des Kirchenstaates schützte Napoleon aus Rücksichten auf seinen Klerus und aus sonstigen Gesichtspunkten. Er legte eine Besatzung dorthin, weil der berühmte italische Kondottiere und nationale Parteigänger Garibaldi andauernd Rom bedrohte, in Verbindung mit den dortigen antipäpstlichen Gesinnungen. Noch im November 1867 mußte Garibaldi durch französische Truppen aus dem Kirchenstaat vertrieben werden. An dieser römischen Frage scheiterte eine feste Vereinbarung Frankreich-Österreichs mit Italien, da Napoleon unmöglich auch noch die klerikalen Gesinnungen in Frankreich auf die Seite der gegen seine Dynastie agitierenden Parteien treiben konnte. Aber die persönliche Neigung Viktor Emanuels und eines Teils der Nation, in den Kampf gegen Preußen einzugreifen, blieb bestehen, auch 1870, im Gegensatz zu der Haltung des damaligen Ministeriums Lanza und Sella, welches über dem Programm der finanziellen Erholung und des entsprechenden Ruhehaltens gebildet worden war.

Der deutsch-französische Krieg.

Vorbereitungen und Ausbruch des Krieges.

Trotz Bismarcks Veröffentlichung der norddeutschen Verträge mit den Südstaaten wiegte sich Napoleon in dem Glauben, diese im Kriegsfalle auf seiner Seite zu haben.

Es muß einmal recht betont werden, daß Frankreich, soviel es seinerseits vom Nationalitätsprinzip redete, die Vorgänge von 1866 doch nie im Lichte der sanierenden Umformung der inneren deutschen Verhältnisse bei unveränderten Grenzen der Nation anzusehen vermochte, sondern daß es immer nur Eroberungen der Prussiens auf einem offenen europäischen Beutefelde erblickte. Daher sprach Napoleon von „Kompensationen" zur Ausgleichung, deshalb meinten die französischen Friedensunterhändler 1871 und meinte Frankreich noch seither, Preußen hätte sich mit der 1870 erlangten „Ausdehnung auf Süddeutschland" begnügen und nicht auch das Elsaß begehren sollen, auf das doch „Preußen" kein historisches Recht habe, wohl aber Frankreich. Hinzukamen bei der Regierung und öffentlichen Meinung in Frankreich die altgewohnte oberflächliche und hölzerne Kenntnis der wirklichen Sachlagen und Richtungen in Deutschland und eine entsprechende Harthörigkeit gegen die eigenen französischen Stimmen der Wenigen, die schärfer und richtiger sahen.

Man glaubte in Frankreich, außer Österreichs auch Bayerns, Württembergs, Badens, Hessens ganz sicher zu sein, sobald man nur einen Streitpunkt finde, der die preußischen Eroberungsgelüste in Europa deutlich kennzeichne. Einen solchen bot die hohenzollernsche Thronkandidatur in Spanien.

Dort war durch eine Revolution vom September 1868 die Königin Isabella (geb. 1830, † 1904) verjagt worden, die als Tochter Ferdinands VII. 1833 zur Erbin des Thrones geworden war und seit 1843 als mündig regierte, die vielanstößige Gattin ihres kümmerlichen Vetters Franz von Assisi von Bourbon. Von den verschiedenen, nunmehr aufgestellten Thronkandidaten gefiel am besten der Erbprinz Leopold von Hohenzollern, geb. 1835, der Sohn des S. 530 genannten Karl Anton. (Nachdem letzterer im März 1862 das preußische Ministerium niedergelegt hatte, war er Militärgouverneur in Rheinland und Westfalen und 1868 Vicepräses der Landesverteidigungskommission geworden. 1873 zog er sich nach Sigmaringen zurück und ist 1885 gestorben, wodurch Leopold ihm als nichtsouveräner Fürst nachfolgte; Karl Antons zweiter Sohn ist der 1839 geborene Karl, der 1866 von den Rumänen auf den Thron ihres seit dem Pariser Kongreß 1856 verselbständigten Landes erwählt worden war.) Leopold empfahl sich als Katholik, sowie als Schwiegersohn des Prinzgemahls und Titularkönigs von Portugal. Doch alsbald tauchte der herrische Argwohn Frankreichs auf, und die spanischen Verhandlungen i. J. 1869 mit Leopold und Karl Anton, mehrfach erneuert, weil auch die mit sonstigen Fürstenhäusern sich zerschlugen, fanden trockene Ablehnung. Der Prinz war durchaus abgeneigt; die preußische Regierung hatte in den Anfangstadien der Frage von ihr keine Kenntnis, der König wurde anfänglich gar nicht gefragt, was nach dem Hausgesetz auch nicht nötig war. Dagegen suggerierte Benedetti — obwohl persönlich höchst loyal und von dem Wunsche beseelt, daß Frankreich das einige Deutschland hinnehmen und mit ihm rechnen möge — sich schon in Argwohn gegen Bismarck hinein. König Wilhelm betrachtete sich, als die Sache dann bei ihm zur Erwägung kam, in dieser Familienangelegenheit gar nicht als entscheidend. Er gab dem Prinzen völlige Entscheidungsfreiheit, riet aber, wenn man seine Meinung hören wolle, bestimmt ab.

Im Februar 1870 wandte sich die immer noch königsuchende spanische Regierung wieder einmal an den Erbprinzen Leopold, sowie jetzt auch an König Wilhelm und Bismarck. Letzterer wog doch die, wennschon nicht erheblichen politischen und namentlich wirtschaftlichen Vorteile des Planes, die sich aber nur verwirklichen könnten, wenn der Prinz ganz als Spanier regiere. Aber Bismarck erkrankte, ging nach Varzin und fand, als er Ende Mai nach Berlin zurückkehrte, daß man die Sache als abgetan betrachtete. An unüberwindlichen Einspruch Frankreichs hatte er nicht gedacht, noch weniger daran, ein Mittel zum Kriege zu gewinnen. Er sagte sich, wie Moltke und alle Berufenen, daß der Krieg mit Frankreich, wenn er unvermeidlich sei, je eher desto besser geführt werde; eben damals aber hielt er den Krieg für weniger wahrscheinlich als bisher, hoffte, daß er ihm erspart werde, sei es infolge „gewisser Ereignisse" in Frankreich, sei es durch allmähliche Abflauung des Rachegelüstes für Sadowa. So knüpfte er nun wieder an die abgebrochenen Fäden an, verhandelte mit Prim, dem spanischen Ministerpräsidenten, fand den Kronprinzen Friedrich Wilhelm auf seiner Seite und bewog mit diesem zusammen den Prinzen Leopold, sich endlich günstiger zur Annahme der Krone im Falle der offiziellen Darbietung zu stellen (Anfang Juni 1870). König Wilhelm ließ, nicht leicht bewogen, am 28. Juni sein Widerstreben gegen den Plan fallen. Die spanische Wahlabsicht wurde von dort aus Frankreich diplomatisch mitgeteilt; dieses tat keine Schritte, sie mit leichter Mühe in Madrid zu verhindern, sondern wandte die Angelegenheit flugs gegen Preußen.

Am 6. Juli ließ der französische Minister des Auswärtigen, Herzog von Gramont, sich drohend in der französischen Kammer vernehmen und entfesselte einen kriegerischen Begeisterungssturm der öffentlichen Meinung. Am 7. forderte er, auf diplomatischem Wege, daß König Wilhelm den Rücktritt von der Kandidatur befehle und wiederholte am 9. die Weisung, daß Benedetti sich deswegen aus Wildbad zu König Wilhelm nach Ems begebe. Napoleon war krank und aufgerieben, er schwankte hin und her, immer nur unter der persönlichen Sorge, was gefährlicher für die Dynastie sei, Zurückweichen oder ein höchst bedenklicher Krieg, und ließ unterdessen geschehen, daß andere Kräfte, die Bonapartisten, die Klerikalen und die Kaiserin Eugenie sich lebhaft einsetzten. Letztere war schon aus dem Eifer ihrer klerikalen Lebensaufgabe und außerdem aus Ehrgeiz eine leidenschaftliche Feindin Preußens und längst die entscheidungswichtige Führerin der Kriegspartei. Seit dem 5. Juli behandelten die Presse und die Straße den Krieg gegen Preußen, den militärischen „Spaziergang nach Berlin" als eine ausgemachte Sache.

Das Ministerium rechnete mit Österreich, Italien und den Südstaaten.

1869 hatten die Staatshäupter von Frankreich, Österreich und Italien neue Versicherungen ausgetauscht, ohne daß diese die Offensive enthielten. Im Februar 1870 verabredeten Frankreich und Österreich, weswegen Erzherzog Albrecht nach Paris kam, einen gemeinsamen militärischen Plan, dessen Ausarbeitung General Lebrun im Juni nach Wien brachte, wo er noch nicht vollkommen befriedigte. Der Plan, als eine militärische Aufstellung, brauchte keine unmittelbar verbindliche Bedeutung zu haben, sondern würde erst durch den politischen Entschluß in den Fall der Verwirklichung gelangen. Er lief darauf hinaus, durch Einmarsch französischer, österreichischer und italischer Heere in Süddeutschland diesem die Möglichkeit zu schaffen, zum mindesten neutral zu bleiben; weitere Heere sollten sich konzentrisch auf Berlin bewegen. Frankreich wollte in 15 Tagen von der Kriegserklärung ab mobil sein, Österreich brauchte 42 Tage, von Italien sah man noch längere Frist voraus. Das alles waren Projekte der Militärpersonen, wenn sie auch von Napoleon wie von Franz Josef mit beraten wurden. Von den Ministern war Beust mehr denn lüstern, den Krieg entzündet zu sehen. Andrassy bekämpfte ihn, schon wegen der militärischen und innerpolitischen Erholungsbedürftigkeit des Staates; er wollte den Kriegsfall nur zugeben, wenn Preußen Süddeutschland vergewaltige, denn erst dadurch entstehe ein gerechter Grund (seit Preußen sich 1866 edelmütig erzeigt hatte). Andrassy ließ auch Gramont wissen, dieser möge sich keinen Illusionen hingeben und sich nicht über die voraussichtliche Haltung Österreichs täuschen lassen. Eine Warnung, die sich auf den österreichischen Botschafter in Paris, Richard Metternich, den Sohn des einstigen Staatskanzlers, und dessen vielberufene Gattin, Pauline geb. Sandor, die guten Kameraden der Kaiserin Eugenie und Schleppenträger der französischen Politik, und doch auch auf Beust bezog. Kaiser Franz Josef wollte vor allen Dingen Ruhe und Frieden; er sprach gegen Lebrun am 14. Juni aus, daß seiner Lage Napoleon Rechnung tragen müsse. Angegriffen, werde Preußen das ganze Deutschtum auf seiner Seite haben, in Nord- und Süddeutschland und in Österreich, „was für meine Regierung schlimm wäre." Nur wenn Napoleon, zum Kriege gezwungen durch Preußen, in Süddeutschland erschiene, nicht als Eroberer, sondern als Befreier, so würde der Kaiser gemeinsame Sache mit ihm zu machen veranlaßt sein. Das war also im ganzen der Standpunkt Andrassy's, der zugleich der der Ungarn und bis zu den ersten Schlachten auch noch der der meisten Deutschösterreicher war. — Für die Kriegslustigen in Italien blieb doch das Verlangen nach Preisgabe Roms durch Frankreich unerläßliche Bedingung.

So wurde der Krieg ohne bindende politische Abmachung mit Österreich, bei unfertiger militärischer Eventualverabredung mit diesem, und lediglich in vager Hoffnung auf Österreich und Italien von dem Ministerium und der Kriegspartei in Paris ins Werk gesetzt. Auch nach den militärischen Plänen war jene Koalition nur dann denkbar, wenn Frankreich zunächst für sich wochenlang siegreich blieb, denn nur dann waren jene überhaupt ausführbar. Die militärische Autorität des Erzherzogs Albrecht hatte aber Frankreich noch den schlechten Dienst getan, durch eine falsche Analogie mit 1866, wo die Verzögerung doch ersichtlich politischer Natur war, die preußische Mobilmachung viel zu langsam zu berechnen. Die leichtherzigen Politiker und Militärs in Paris wollten jetzt einmal, seit Lebruns Rückkehr, den Krieg; wenn der französische Militärbevollmächtigte in Berlin, Oberst Frhr. v. Stoffel, ein Thurgauer und sachlicher Deutscher von Geburt, in seinen sehr eingehenden und kundigen Berichten seit

1866 andere Bilder zeichnete, als Erzherzog Albrecht, so waren sie eben falsch — d. h. soweit sie überhaupt gelesen wurden, denn sie wurden zum Teil noch zugesiegelt nach den Septemberereignissen in den Tuilerien gefunden.

Es gab nur noch eines, was den Krieg aufhalten konnte: die Selbstdemütigung des Königs von Preußen, die Herstellung des Prestige, ehe Frankreich das Schwert, womit es klirrte, vollends aus der Scheide zog. König Wilhelm in Ems empfing Benedetti am 9., erklärte, daß er den Prinzen nicht bestimme, wenn aber dieser auf die Kandidatur verzichte, so werde er diesen Entschluß billigen. So habe er Vater und Sohn auch brieflich mitgeteilt. Er riet, die Sache von Paris aus in Madrid zu behandeln, dort für den Verzicht zu wirken, behandelte sie in arglosser Friedensgesinnung überhaupt als eine Angelegenheit der Spanier und der hohenzollernschen Familie. Das letztere war sein alter Standpunkt, er machte ihn nicht etwa erst gegenüber der französischen Ungenauigkeit geltend, die ihn immer schlankweg als den hier maßgeblich zuständigen Chef einer enggeschlossenen Familie anrief, während doch die agnatische Verwandtschaft beider Hohenzollernhäuser auf viele Jahrhunderte zurückdatierte. Diese Antwort des Königs war aber kein Triumph in erwünschtem Sinne für die Empfänger, selbst dann nicht, als der Familienrat der Hohenzollern am 12. Juli auf die Kandidatur angesichts der durch sie hervorgerufenen „Verwickelungen" verzichtete und dies sofort nach Madrid und Paris telegraphieren ließ. Nun schrieen in Paris die in ihrer Zahl doch verminderten Parteigänger des Krieges desto heftiger und suchten die Regierung zu drängen; dazwischen klang in der Kammer die Warnung des alten klugen Thiers, der nicht den Krieg, sondern den Zeitpunkt mißbilligte und Unheil voraussah: „Lassen Sie sich nicht einschüchtern von diesen Schreiern! verkündigen Sie die Sache des Friedens!" An jenem selben 12. Juli forderte Gramont bei dem Botschafter Frhrn. v. Werther einen Entschuldigungsbrief König Wilhelms an Napoleon, des Inhalts: der König habe, als er den Prinzen zur Annahme der Krone ermächtigte, nicht glauben können, den Interessen und der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten usw. Es endete die vorläufige Laufbahn dieses Gesandten, daß er sich die Zumutung machen ließ und sie ruhig nach Hause weiter gab. Ferner wurde, nachdem der Pariser Ministerrat den Verzicht des Prinzen empfangen hatte, Benedetti, der das Telegramm um Mitternacht des 12./13. erhielt, angewiesen, König Wilhelm von neuem darum anzugehen, daß er versichere, auch in Zukunft die Bewerbung des Prinzen nicht zu dulden. In diesem Vorgehen hatte Napoleon Gramont befestigt: solange diese Antwort nicht da sei, würde man in den (seit dem 7. eingeleiteten) Rüstungen fortfahren müssen.

So trat in der Frühe des 13. Juli Benedetti dem spazieren gehenden König derart in den Weg, daß der König sah, er wünsche angeredet zu sein.

Auf Benedetti's Namen hat sich 1870 eine unauslöschliche Lächerlichkeit bei den Deutschen sowie der Makel der Unverschämtheit gehäuft. Der Teil, welcher auf ihn fällt, der schon 1866 ein Opfer seiner Instruktionen gewesen war, ist gering, aber immerhin vorhanden: daß eben doch er i. J. 1869 durch seine damaligen Berichte den verhängnisvollen und mit faktischen Irrtümern vermengten Gedanken, die Kandidatur durch ein preußisches Verbot zu beenden, angeregt hatte.

7. 1870. König Wilhelm zeigte harmlos befriedigt Benedetti das Extrablatt der Kölnischen Zeitung, das den hohenzollernschen Verzicht enthielt. Es ist etwas Rührendes und Tiefergreifendes über diesen Tagen und dem in seiner Ministerlosigkeit im Bade heimgesuchten König, wie er mit einem Allerweltsextrablatt in der Hand Politik macht in der Minute, die der Weltgeschichte ein anderes Gesicht geben wird. Die populäre 1870er Auffassung über die Emser Vorgänge (nebst dem naivisierenden Liede von W. Kreusler nach der Prinz-Eugen-Melodie) hat liebevoll und treffend das Bild des in den Händeln dieser Welt ehrgeizlos friedlichen Königs festgehalten. Sie hätte aber, daß er an die äußerste Grenze vornehm-arglosser Nachgiebigkeit ging, nie verwunden, hätte sie das Bild des Ereignisses — den Konturen-Holzschnitt nach ihm — nicht weitergestalten können: daß er schließlich den Rücken wendet.

Wie Benedetti im selben Augenblick, da ihm der greise Herr alles als erledigt zeigen will, sein Anliegen vorbringt, da beginnt der König in diesem wachsam zu werden. „Sie verlangen eine Verpflichtung ohne Zeitgrenze und für alle Fälle, die kann ich nicht übernehmen." Wie der Gesandte dringender wird, erfolgt ein deutlicherer Zusatz der Antwort über „neue, unerwartete" Anforderung. Damit beendet er die Unterhaltung, auf höflichste Weise. Zu Hause erhält der König Werthers Bericht und die Mitteilung aus Sigmaringen; er läßt diese durch den Flügeladjutanten an Benedetti sagen und fügt hinzu, er sehe hiermit die Angelegenheit als erledigt an. Benedetti dagegen ersucht, von Paris wiederholend gedrängt, um Audienz. Der König erneuert durch den Adjutanten das am selben Tage schon Gesagte. Benedetti bittet um Audienz, da es seine Instruktion sei; wenn sie ihm auch nur gewährt werde, um ihn dieselben Worte nochmals vernehmen zu lassen. Der König sendet den Adjutanten: er lehne es entschieden ab, sich über die Gewährleistung für künftig in weitere Erörterungen einzulassen; das am Morgen Gesagte wäre des Königs letztes Wort in dieser Sache. Am 14. reiste der König über Koblenz nach Berlin ab, was schon länger festgesetzt war; er empfing Benedetti auf dessen Bitte am Bahnhof zur Verabschiedung und erwähnte, er habe ihm weiter nichts zu sagen; die etwa noch zu pflegenden Verhandlungen würden durch die Regierung gehen.

Abb. 310. Graf Vincent Benedetti.

Am 12. Juli reiste Bismarck von Varzin ab, im Gefühl, es gibt Krieg. Dem fragenden Gesicht des befreundeten Pastors in Wussow antwortete er aus dem fahrenden offenen Wagen durch einen Lufthieb Quart-Terz, den der alte Herr sofort verstand. In Berlin sagte er am 13. zunächst dem englischen Gesandten, Lord Loftus, aber doch wohl an die Adresse Frankreichs: Die spanische Frage ist Vorwand; ein geheimer Plan scheint vorhanden, ein plötzliches Gewitter über Preußen zu entladen, wir brauchen demgegenüber offene genügende Erklärungen Frankreichs vor Europa. Es scheint, daß er über die Wiener Verabredungen in diesen letzten Tagen Näheres erfahren hatte. Er hatte, als er in die Wilhelmstraße kam, daselbst die bisherigen Nachrichten aus Ems und Paris gefunden, war außer sich über die Ohrfeige, die Preußen von Frankreich hingenommen habe, und reichlich so sehr über die wieder betätigte Neigung des Königs, die Staatsgeschäfte ohne eine ministerielle Deckung seiner monarchischen Unantastbarkeit persönlich und allein auf sich zu nehmen. Er glaubte alsbald auch wieder die Einflüsse der im nahen Koblenz befindlichen Königin auf die Emser Vorgänge wirksam und wollte abdanken, nicht vor dem Kriege und vor jenem „Gewitter" ringsum, sondern vor dem hergestellten Frieden, der schlimmer als Olmütz sei.

Moltke und Roon hatte Bismarck am 13. abends zu sich gebeten und hielt ihre Niedergeschlagenheit und mahnenden Vorwürfe über sein Abdankenwollen ärgerlich aus: sie seien Soldaten, er sei verantwortlicher Staatsmann. Da kam die (natürlich chiffrierte) Depesche des Geheimrats im Auswärtigen Amt, Abeken, der den König nach Ems begleitet hatte, 3 Uhr 50 Min. nachm. in Ems aufgegeben, 6 Uhr 9 Min. in Berlin eingetroffen und danach sogleich übersetzt. Sie erzählte, nach einem Schreiben des Königs an Abeken, in summarischer Zusammenziehung die Emser Vorgänge, sprach von zuletzt sehr zudringlicher Art und daß der König „zuletzt etwas ernst" Benedetti zurückgewiesen, ihn später „mit Rücksicht auf die obige Zumutung" nicht mehr empfangen habe. Aber sie enthielt die Worte des Königs an Benedetti: er ersähe schon daraus, daß Benedetti früher Nachricht von dem Verzicht habe, als der König, daß dessen Gouvernement wiederum außer Spiel sei. Sie behandelte die Sache als erledigt, stellte aber im Auftrag des Königs dem Kanzler noch anheim, „ob nicht die neue Forderung Benedett's und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unseren Gesandten als in der Presse mitgeteilt werden sollte." Bismarck erzählt in den Gedanken und Erinnerungen, daß Moltke und Roon nach Anhörung dieser Post nicht mehr essen und trinken mochten. Wir müssen beachten, daß alle drei aus der Depesche noch kein vollkommenes

Bild von der mehrmaligen Zurückweisung durch den König hatten. In der Schlußermächtigung lag die Möglichkeit, wie Moltke es später einmal ausgedrückt hat, aus der Schamade (dem Signal der Unterwerfung) eine Fanfare zu machen. Die Schamade, wenn sie da war, zu wenden, soweit es noch möglich, war Amt und Pflicht des für die Ehre Preußens und des Norddeutschen Bundes die Verantwortung tragenden Staatsmannes. Er hatte durch den Schlußauftrag der Depesche die Gelegenheit erhalten, diese Verantwortung zu übernehmen. Moltke, auf eine Frage des Bundeskanzlers, bestätigte wieder: schneller Ausbruch des Krieges, wenn er schon geführt werden müsse, sei besser als Verschleppung. Mit der Veröffentlichung war auch

Abb. 311. Graf Helmuth von Moltke.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlag der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.

die Form, wie, Bismarck durch den König anheimgegeben, und es war durchaus nicht die Veröffentlichung dieser Depesche, die ja auch eine intern-geheime war, als Form der Veröffentlichung befohlen oder vorausgesetzt. Bismarck ließ nun die Datierung aus Ems bestehen, benutzte gutenteils die eigenen Worte der Depesche, strich diese jedoch in der Weise zusammen, daß die Wiedergabe Abekens, wie der König zuletzt dem Botschafter durch den Adjutanten sagen lassen, er habe ihm nichts weiter mitzuteilen, einen scharfen Ton annahm, der die umredigierte Depesche, die noch am selben Abend in die Welt hinausflog, zum Ultimatum an Frankreich machen mußte. Den Emser Antworten und Sendungen des Königs war durch die energische Klarheit des Kanzlers ein Inhalt gegeben, der ein persönlich vornehmes Ablehnen in das eines für die Nation stehenden Königs verwandelte. Suchte Frankreich nur die Demütigung des Königs,

so war sie durch diese Redaktion der Depesche abgewendet. Suchte Frankreich auf jeden Fall den Krieg, so war er da.

In Paris fanden am 14. Juli drei ganz konfuse Ministersitzungen statt: Nichtrüsten, Weiterrüsten, Nichtrüsten, dazu der Gedanke an einen Kongreß und wieder Ablassen davon. Dann, noch am 14., erfuhr man richtig die Unterredung mit Lostus und zwar in der Form, daß

Abb. 312. Graf Albrecht von Roon.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlag der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.

man am Ende fürchten mußte, auch England auf einem solchen Kongreß gegen sich zu haben. Mit Unrecht, denn das Londoner Ministerium Lord Granvilles und Gladstones war an sich so franzosenfreundlich, daß Deutschland genug sich zu beklagen gehabt hat. Aber die Pariser Regierung blieb in allem ungeschickt und verblendet, wie der, der das Verderben will. London erbot sich am 17. zu Vermittlung, Bismarck nahm sie sofort an, vorausgesetzt, daß Frankreich sie annehme, das ja auch mit der Initiative zum Kriege begonnen habe. Gramont lehnte sie ab. So mußte die englische Regierung sich belehrt sehen, daß Frankreich auf alle Fälle Krieg wolle, und den Dingen ihren Lauf lassen. Was für sie nicht ausschloß, während des Krieges

gespannt auf jede Möglichkeit zum Eingreifen oder Vermitteln zu achten und letzteres mehrmals zu unternehmen. — Die redigierte Emser Depesche hat in der Pariser Regierung gar nicht den Ausschlag gegeben; dort war die Lage schon vorher ganz einfach die, und blieb sie, daß man nicht wußte, ob man eigentlich den Krieg wollte. Nur Gramont und der Kriegsminister Leboeuf waren vielleicht entschieden für diesen, die meisten Minister schwankten eher zum Frieden hinüber. Napoleons Lage haben wir schon bezeichnet. Hier setzte ein Verlierer seine Krone auf einen letzten Wurf, denn unter der Furcht vor einer ähnlichen Blamage wie 1866, die jetzt einfach das Verderben war, zog er mit Unbehagen die Löwenhaut an. Nach dem Kriege haben Gramont und Leboeuf in der republikanischen Untersuchungskommission ausgesagt, sie erinnerten sich nicht mehr genau, was eigentlich Konkretes ausschlaggebend für die Umstimmung zum Kriege gewesen sei, die Beratung vom 14 habe sich spät in die Nacht hineingezogen usw. Jedenfalls in dieser Nacht noch, gegen Morgen, aber auch erst gegen Morgen in dieser Nacht, lief die hin und her schwankende Beratung auf den Befehl zur Einberufung der Reserven, auf den Entschluß zum Kriege hinaus. Mit anderen Worten, man hatte mit dem Feuer gespielt und sah, daß man es nicht mehr ausblasen konnte.

Der Krieg, der nicht im Juli 1870 zu kommen brauchte, vielmehr in Deutschland jedermann, Bismarck eingeschlossen, in tiefster Friedenstimmung überraschte, mußte kommen, weil er mehr als Abrechnung von 1866 her, weil er Abrechnung seit Jahrhunderten und weil schon 1814 und 1815 auf beiden Seiten das Gefühl der Nichterledigung zurückgeblieben war. Nichts hatte in der öffentlichen Meinung des patriotischen Deutschland so heftig gegen Preußen verstimmt, als dessen Neutralität gegen Frankreich 1859, weniges so und mehr gegen Bismarck, als wenn man ihn intim mit Napoleon zu wissen glaubte. Drum eben war der Krieg auch sofort für ganz Deutschland da, nicht für die preußische Regierung und die des Norddeutschen Bundes. Wohl zog Bismarck, der alte Gehaßte der öffentlichen Meinung, aber längst ihr unvergleichlich treffsicherer Seelenleser und jetzt ihr beherrschender Meister, mit Macht „die Schleusen hoch", aber die Flut der nationalen Entrüstung und vaterländischen Begeisterung wußte er eben von lange her angestaut dahinter vorhanden. Und sie brach hervor, wie 1813 nicht mächtiger und tiefer, von ihr nur unterschieden, daß sie zuversichtlicher war, daß Siege des preußischen Heeres und nicht so unendlich viel Leid und Schmach vorhergegangen waren.

Darum klang durch allen Ernst und das schöne Gottvertrauen von 1813, das sich im Volke erneuerte, diesmal ein Akzent der Munterkeit und des halb grimmigen, halb gutherzigen Humors hindurch und griff sich aus dem — an sich eigentümlich respektierten und eher gern gehabten Franzosentum, das ja nicht identisch mit dem geschichtlich-politischen Frankreich war, rasch seine besonderen Namen und Typen zu Opfern heraus. Verwandt mit dem Humor ist die Liebe. Seit 1813 war in dem von Standesunterschieden und Abgrenzungen durchgitterten Deutschland kein derart inniges Gefühl aller zu allen mehr gewesen, und so allgemein haben es, dazu eine derartige Liebestätigkeit für die Krieger, selbst die Befreiungskriege nicht gesehen. Die „Wacht am Rhein", die wie durch Zauberschlag aufklang, traf mit ihrem treuherzigen Ton auch die soziale Note dieser seelenerhebenden und seelenausfegenden Zeit. Sie ward das Nationallied der Deutschen, die keines besaßen und sich jetzt ihr Vaterland erkämpften, und es ist recht schnöde, daß, während das Ausland sie als unsere Nationalhymne betrachtet, man bei uns gutenteils daran ist, sie allmählich vergessen zu machen, was z. B. den Franzosen mit ihrer herausfordernden Marseillaise durchaus nicht einfällt. Ihr Inhalt ist ihre Ethik, nicht, daß sie sich gerade gegen Frankreich wendet. Sie soll und dürfte nicht das „Heil dir im Siegerkranz" verdrängen, aber es wäre wieder einmal rechte deutsche Undankbarkeit und Kleinpütscherigkeit, sie nicht mehr zeitgemäß zu finden.

Am Tage, da Frankreich die eigentliche Mobilmachung begann, am 15. Juli, wurde sie abends auch im Schlosse zu Berlin beschlossen. Und fast geräuschlos setzte sich in der Frühe des 16. der wunderbare Mechanismus in ganz Deutschland in Bewegung, den Moltke bereit hielt. Die Kriegserklärung Frankreichs wurde am 19. überreicht.

Den Grundsatz der deutschen Kriegführung von 1870: Immer angreifen, aber mit überlegenen Kräften! hatte schon Carnot, der Kriegsminister des Wohlfahrtausschusses, den Heeren der großen Revolution mitgegeben und damit die Siegesparole gegenüber den wieder ins Mathematisch-Geometrische versimpelten Strategen der alten Mächte gefunden; was aber neu und verblüffend der Welt von 1870 kund ward, war die in die Fertigstellung verlegte absolute

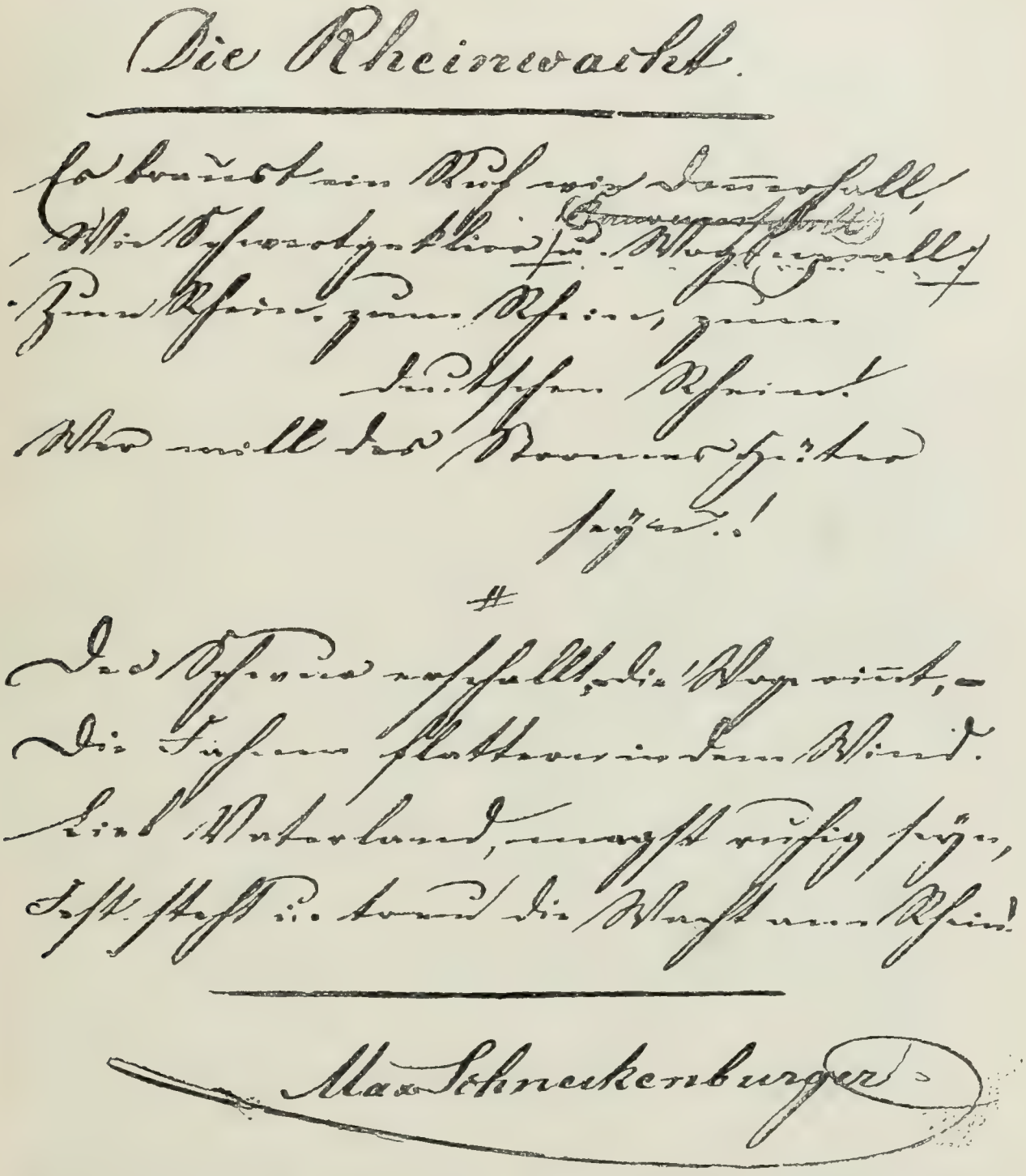


Abb. 313. Erste Niederschrift der „Wacht am Rhein" von der Hand des Dichters. (Erste und letzte Strophe.) Aus dem Besitze der Witwe. Die Entstehung des ersten Manuskripts fällt in die erste Novemberwoche des Jahres 1840. Sie zeigt noch mehrfache Korrekturen, zum Teil mit Bleistift. Die Überschrift lautet noch: „Die Rheinwacht". Auch fehlen am Schlusse die später hinzugekommenen beiden Endzeilen: „Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein, Wir alle wollen Hüter sein!"

mathematische Präzision. Am 2. August, erklärte Moltke, werden 300000 Mann an der Grenze sein. Am 3. August konnte geschlagen werden. Möglichst vorausdirigiert wurden die Teile der dritten Armee, des preußischen Kronprinzen, zu der außer drei preußischen Armeekorps die süddeutschen Truppen gehörten; sie wurde in der südlichen Pfalz versammelt, so daß eine über den Rhein gehende französische Armee von der Flanke her durchschnitten werden konnte.

Die verfassungsmäßigen Beschlüsse im Bundesrat und Reichstag erledigten sich im Zeichen des einhelligen Patriotismus, und ebenso hatte die Vertragstreue der süddeutschen Staaten keine Sekunde in Frage gestanden. Kleinlaut sahen die bayrischen Kammerultramontanen, die sich bei unverwindbarem Partikularismus die Partei der Patrioten nannten, die von ihnen geforderte „bewaffnete Neutralität" vor dem Banner der Ehre und des Vaterlandes versinken. Der napoleonische Rheinbundtraum war zu Ende; die Sprengung der Kehler Rheinbrücke durch die Badener am 22. Juli donnerte ihm die Salve über das Begräbnis nach, daß es von Straßburg nach Paris weiterdröhnte.

Kaiser Franz Josef erklärte am 20. Juli Neutralität, nach Andrassy's Antrag im Ministerrat, unter gleichzeitiger Begründung, weshalb er rüstete (was nicht viel wurde). Beust leistete sich am gleichen Tage eine Note an Metternich nach Paris: „Wiederholen Sie dem Kaiser und seinen Ministern daß wir treu den Verpflichtungen die Sache Frankreichs als die unsere betrachten und zum Erfolg seiner Waffen in den Grenzen des Möglichen beitragen werden." In seinen Memoiren hat der ehrliche Mann später erklärt, er habe dies nur aus Gutmütigkeit, um ein gutes Wort für Paris zu geben, geschrieben. Auch setzte er sich mit dem Hofe von Florenz in Verbindung, wie die Pariser Regierung gleichfalls; da jedoch letztere immer noch den Kirchenstaat retten wollte (und mußte, weil es ihre Partei bedingte), ging in Italien die öffentliche Stimmung mit dem Ministerium zusammen, das den König zur bewaffneten Neutralität bewog. England wurde schon erwähnt. Der Kaiser von Rußland stellte sich, trotz der neidischen Eifersucht des Ministers Fürsten Gortschakoff auf Bismarck und trotz verbreiteten französischen Sympathien, die im Kreise der Großfürsten, in dem Thronfolger und dessen dänischer Gemahlin Dagmar ihre oberste Vertretung hatten, ehrlich freundschaftlich zu seinem Oheim König Wilhelm. Alexander II. trug dadurch wesentlich bei, die Pläne österreichischer und dänischer Beteiligung am Kriege außer Kraft zu setzen. Zu alledem übte es eine sehr nachdrückliche Wirkung auf Europa, daß Bismarck am 25. Juli in den Times das französische Begehren, Belgien einzuverleiben (S. 551), veröffentlichen konnte; England beeilte sich, durch Verträge (9. August) mit Preußen und Frankreich die Neutralität seiner alten Dépendance Belgien zu sichern.

Abb. 314. General Vogel v. Faltenstein.

Das Wort Leboeufs in der Pariser Kammer: „Nous sommes archiprêts" ward bald genug zur unauslöschlichen Blamage vor Europa.

In Frankreich irrten Eingezogene und Offiziere auf Straßen und Eisenbahnen durcheinander, am 7. Mobilmachungstage telegraphierte ein General nach Paris, ob man dort nicht wisse, wo seine Division sei; es war eine Verwirrung, deren Einzelheiten sich wie schlecht übertriebene Satiren lesen.

Der große Plan, nach 15 Tagen in Süddeutschland einzurücken, zerrann von selber; es war kaum nötig, daß man deutscherseits auf dem Schwarzwald allerlei militärische Komödie spielte, um den Beobachtern in Straßburg den Anschein großer Truppenmassen vorzutäuschen. So wurde hierdurch, wie durch die straffe Offensive und Durchführung des Moltkeschen Planes, Deutschland zum erstenmal nicht der Schauplatz eines großen europäischen Krieges, an dem es beteiligt (oder auch nicht beteiligt) war. Der Krieg wurde nach Frankreich verlegt, das ihn gefordert hatte, aber nichtsdestoweniger die „Invasion" an sich als einen unerhörten Frevel an der Heiligkeit des französischen Bodens betrachtete.

Von deutschen Orten sah nur das wenige Kilometer von der damaligen französischen Grenze gelegene Saarbrücken den Feind. Denn die Pariser Ungeduld nach Siegen stieg schon auf den Siedegrad, die Nachrichten aus München und Stuttgart lauteten „höchst traurig“ und auf Napoleons Seite mußte notwendig jetzt etwas geschehen, obschon erst halb so viel Truppen, als geplant war, gegen die Grenze hatten in Bewegung gesetzt werden können. Er

Abb. 315. Abreise des Königs zur Armee am 31. Juli 1870. Gemälde von Ad. Menzel. Nach der im Verlag von Gustav Schauer in Berlin erschienenen Photographie.

war selber zur Armee bei Metz abgegangen, und am 2. August griff er mit zwei Divisionen das offene Saarbrücken an, wo bisher der Oberstleutnant v. Pestel mit seinen wenigen Leuten durch unerschöpfliche Uniformmaskeraden die Feinde über die dort stehende Macht getäuscht hatte. Daß die Vertreibung dieser kleinen Mannschaft, die vier Offiziere und 79 Mann verlor, bis sie sich bestimmungsgemäß auf die heranrückenden Teile der I. Armee zurückzog, eine Selbstverständlichkeit war, hinderte nicht, in Frankreich einen großen Sieg zu verkünden, den die Blätter als Beginn einer Umformung der Geschichte begrüßten. Es war gewaltig kanoniert worden dabei, und der kaiserliche Prinz Louis (1856—1879), genannt „das Kind

von Frankreich", der später so traurig von den Zulus erschlagene „Loulou", hatte eine der Mitrailleusen abgefeuert, die mit den Turcos aus Algier zusammen eine populäre Hauptzuversicht Frankreichs in diesem Kriege ausmachten und als solche zu Schanden wurden. Militärisch kam die Unternehmung in den Wirtshäusern und Bäckerläden von Saarbrücken zur Ruhe.

An demselben 2. August, von dem Moltke gesprochen hatte, ging die badische Division über den Rhein bei Maxau. Sie stand unter dem preußischen General v. Beyer, der sie seit 1868 durchgebildet hatte, und mit den Württembergern zusammen als Armeekorps unter dem preußischen General v. Werder (1808—1897). Damit war die dritte Armee, die des Kronprinzen, dessen Reise durch Süddeutschland ein vaterländischer Festzug gewesen war, in ihren Stellungen um Landau beisammen. Sie bestand außerdem aus den zwei Korps der Bayern und dem V., VI. und XI. preußischen Korps, zusammen 200000 Mann, und hatte als Generalstabschef den General v. Blumenthal (1810—1901) aus altgraubündner, später nach der Priegnitz und nach Pommern verbreiteter Familie. Die zweite Armee sammelte sich 220000 Mann stark zwischen Homburg in der Pfalz und Neunkirchen, stand unter Prinz Friedrich Karl, umfaßte die Garde und das II., III., IV., IX., X., XII. (sächsische) Korps, welches letztere der Kronprinz Albert führte. Die erste Armee bestand, 85000 Mann stark, aus dem I., VII. und VIII. Korps und stand unter General v. Steinmetz.

Abb. 316. General v. Blumenthal.

Dieser spartanisch herbe Führer, geb. 1796, † 1877, hatte 1866 großen Ruhm, aber auch derart gesteigerte Eigenwilligkeit erworben, daß seine beständigen Differenzen mit Moltke und Friedrich Karl zu gefährlichen Störungen wurden und er fast die Schlacht von Gravelotte zur verlorenen gemacht hätte; er wurde danach Friedrich Karl unterstellt und, da er renitent blieb, als Gouverneur nach Posen geschickt, 1871 als Feldmarschall zur Ruhe gesetzt.

Jede der drei Armeen verfügte über zwei Kavalleriedivisionen. — An den deutschen Küsten, an denen eine Kette von Signalstationen entlang lief, befehligte Vogel von Falkenstein. Die Bundesflotte bestand, abgesehen von den Schiffen, die in der Fremde waren, aus dreißig Schiffen, die sich überwiegend in der Jahde befanden und sich notwendigerweise auf die Verteidigung gegen die französische Flotte beschränken sollten, die man nach den gemachten großen Aufwendungen für stark und ordnungsmäßig gerüstet halten mußte.

Von Weißenburg bis Metz.

König Wilhelm war mit Bismarck und Moltke am 31. Juli zu den Truppen abgereist, unter tiefer Ergriffenheit der Berliner Bevölkerung, nachdem er am 19. Juli, dem Tage der Kriegserklärung, die Stiftung des eisernen Kreuzes von 1813 erneuert hatte. Am 2. August war er, da die Bahnlinien überfüllt waren, in Mainz. Am 3. August traf beim Kronprinzen die Weisung ein: dritte Armee überschreitet morgen Grenze bei Weißenburg. — Ein kühner Rekognoszierungsritt, den der württembergische Hauptmann Graf Zeppelin, der spätere, durch sein lenkbares Luftschiff von neuem sehr bekannt gewordene General, schon am 24. Juli gemacht hatte, war zwar zersprengt worden und sah die ersten deutschen

Toten, brachte aber wertvolle Erkundigungen zurück. Seitdem hatte der französische Marschall Mac Mahon (1808—1893, aus altirischer Familie, die nach dem Sturz der Stuarts nach Frankreich auswanderte; der berühmte Kriegsmann Frankreichs seit den algerischen Kriegen der dreißiger Jahre und seit dem Krimkriege, Sieger von Magenta und Mitsieger von Solferino) von Hagenau aus die überaus treffliche, altbekannte Stellung um Wörth zur Aufstellung ins Auge gefaßt und nach Weißenburg den General Abel Douay mit einer Division vorgesandt. Dieser erwartete gerade am Morgen des 4. August den geschäftigen Weißenburger Unterpräfekten Hepp, den Mann der Nachrichten über die deutschen Truppenstellungen, im Lager auf dem Geißberg, als statt dessen die Preußen und Bayern kamen und bis 2 Uhr die steile Höhe nebst ihrem ummauerten Schlosse im Sturm nahmen. Douay selber fiel.

Abb. 317. General v. Kirchbach.

Am selben Nachmittage des 4. August flog die Siegeskunde durch Deutschland; von einem Stammtisch im preußischen Marienburg ging am Abend das erste jener Telegramme nach München, wie sie seitdem die deutsche Brüderlichkeit von Nord und Süd auch auf dem Wege der Privatanknüpfung zu verfestigen wußten.

Der Kampf war beendet und die Sieger waren zur Ruhe gegangen ohne eine Ahnung, wie nahe die Armee Mac Mahons, etwa 60000 Mann, sich seit dem 3. August bei Wörth formierte, über welchem in einer Senke gelegenen Orte die östlichen Höhen mit den Dörfern Fröschweiler und Elsaßhausen den Mittelpunkt seiner überragenden und frei überschauenden Aufstellung bildeten.

Der elsässisch-evangelische Ortspfarrer Klein hat nachmals in seiner „Fröschweiler Chronik" von der geographischen Ahnungslosigkeit und militärischen Ahnungsbangigkeit der ersten eintreffenden französischen Offiziere, von dem Mangel an Lebensmitteln, dem Eindruck der Turcos und allen Ereignissen durch die schwere Schlacht hindurch, bis zur Beerdigung der Toten durch die Einwohner, eine packend unmittelbare Erzählung gegeben, die in ihrer kraftvollen und feinzügigen, die Reflexion nur durch sich selber weckenden Moment-Realistik zugleich wie ein literarischer Vorläufer dieser später auf den Schild gehobenen Vortragsweise erscheint.

Abb. 318. General v. Bose.

Am 5. August sahen die Franzosen von ihren Höhen aus die Deutschen. An diesem Tage hatte Mac Mahon seine Aufstellung beendigt, erwartete in seiner überaus günstigen Bahnverbindung mit Straßburg-Mühlhausen und Bitsch-Saargemünd-Metz weitere Truppen, die aber nur zum kleinen Teil oder zu spät anlangten. Der Kronprinz wollte am 5. und 6. Aufstellung gegen Mac Mahon mit der Front nach Westen nehmen, am 7. kämpfen; sein persönliches Ver-

halten und seine Befehle am 6. August bis zum Mittag, hatten den Zweck, nicht vor dem 7. eine Schlacht entstehen zu lassen.

Aber die Scharmützel am 6. morgens wurden zu verstreuten, so umfangreichen Gefechten, daß ein Abbrechen schon bedenklich gewesen wäre, zur Niederlage dieses Tages hätte gestempelt werden können. Das hätte den kleineren Sieg von Weißenburg aufgehoben und, da hier nun alle Süddeutschen Schulter an Schulter mit den Preußen standen, auch politisch mißliche Eindrücke hinterlassen. Deshalb wagten General v. Kirchbach (V. Korps) und General v. Hartmann (II. bayrisches Korps) den gemeinsamen Entschluß, worauf auch General v. Bose (XI. Korps) bei der zweiten Anfrage seine disziplinaren Bedenken aufgab: im Stiche lasse er seinen alten Freund Kirchbach nicht. Darauf setzte diese blutige Schlacht mit vollerer Kraft ein, bei der die Deutschen ohne alle Deckung gegen die natürlichen Festungen und die Ortsmauern der Höhen stürmen mußten, denen auch die wagerechten Drähte der Weinberge eine schlimme Verteidigung gaben. „Niemals," sagt General v. Pfister „ist eine Truppe auf so eine harte Probe ihres moralischen Haltes gestellt worden, als heute

6. August.

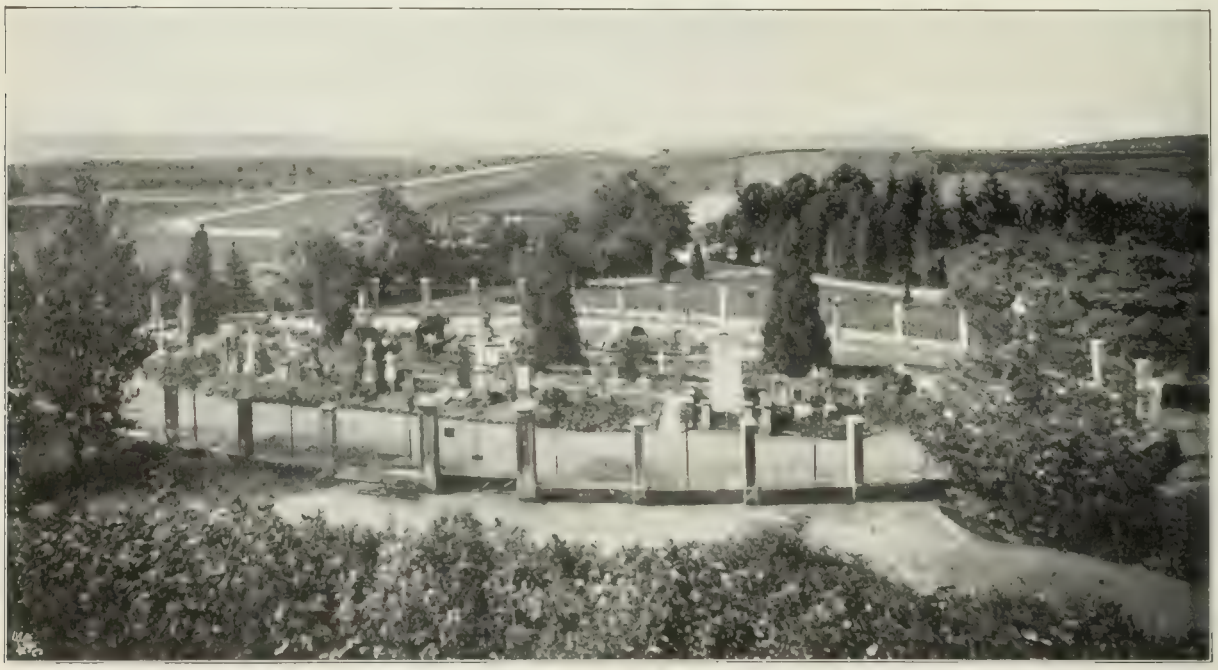


Abb. 319. Ehrenthal an der Metzer Landstraße bei Saarbrücken, Begräbnisstätte der gefallenen Deutschen und Franzosen.

die Hessen, die Thüringer und Nassauer", diese soeben erst unter den preußischen Soldatengeist genommenen Truppen des XI. Korps, gegen deren dünne Linie vier französische Reiterregimenter, Kürassiere und Lanciers, den flachen Abhang herunter brausten, um an den Feuergarben mit fürchterlichen Verlusten zu zerschellen. Der Kronprinz war indes herbeigeeilt, unruhig gemacht durch das trotz seiner Befehle fortdauernde Feuer. Er erhielt unterwegs Kirchbachs Meldungen, übernahm unverzüglich um 1 Uhr den Oberbefehl und dirigierte das I. bayrische Korps (v. d. Tann) ins Gefecht; die Württemberger gelangten noch um 2 Uhr in den Kampf; die Badener, weil zu weit rückwärts, und eine Kavalleriedivision, weil auf Befehl stehen geblieben, waren nicht rechtzeitig mehr zu rechnen. Aber gegen ½4 Uhr war Elsaßhausen, um 5 Uhr Fröschweiler genommen, in wirrer, laufender Flucht hastete über Niederbronn das geschlagene Heer Mac Mahons davon, mit keinem Gedanken, als möglichst weit weg von den Preußen und Bayern zu kommen. Auch der Nimbus der Turcos und Zuaven, auf die sich Frankreich mit offenherzig gruseligen Vorstellungen verlassen hatte, war dahin.

Der Wert dieser großen Schlacht, zum vollen Siege gebracht gegen schwächere, aber überaus günstig aufgestellte Truppen, lag in der entscheidenden moralischen Wirkung auf beiden Seiten. Die deutsche Reichseinheit war da, am 6. August ist sie erfochten worden, kein partikularer Gedanke durfte an sie mehr rühren. Auch Österreich, England empfanden es und sagten es in ihren Zeitungen: Das große

10te Depesche
vom
Kriegs-Schauplatz.

I.

Mainz, den 6. August, Abends 9 Uhr.

An den General **von Hanuenfeld.**

Die Toten der preußischen Colonnen hatten sich am 5. der Saar genähert, heute früh traf General von Kamecke westlich Saarbrück den Feind in starker Stellung auf den Bergen bei Spicheren und ging sofort zum Angriff über. Auf den Kanonendonner eilten Abtheilungen der Divisionen Barneckow und Stülpnagel eben dahin, General von Göben übernahm das Commando und gelang es nach sehr heftigem Kampfe, die von Seiten des französischen Corps Frossard besetzte Position zu erstürmen. General von François und Oberst von Reuter verwundet.

A. L. v. Verdi, Oberst-Lieutenant.

II.

Mainz, 7. August, 4 Uhr 30 Minuten Morgens.

An den General **v. Hanuenfeld.**

Kronprinz meldet vom 6. Abends: In siegreicher Schlacht über Mac Mahon, dessen Corps verstärkt durch Divisionen der Corps de Failly und Canrobert 2 Adler, 6 Mitrailleusen und einige 30 Geschütze genommen, über 4000 Gefangene vorläufig gezählt. General Bose verwundet. General Kirchbach commandirte wieder sein Corps. Beiderseits starke Verluste.

von Podbielsky.

III.

Mainz, 7. August, 6 Uhr Morgens.

An den General **von Hanuenfeld.**

General Göben meldet weiter über Gefecht westlich Saarbrück: Mehrere hundert Gefangene vom Corps Frossard. Nach ihren Aussagen standen uns vier Divisionen gegenüber. Ende des Kampfes erst bei völliger Dunkelheit. Feind deckte seinen Rückzug durch starkes Geschützfeuer von Spicheren her. General Steinmetz gegen Abend angekommen und Befehl übernommen. General François gefallen. Verlust, namentlich an Offizieren, groß, vom Feinde zahlreiche Todte.

von Verdy.

IV.

An die Königin Augusta!

Welches Glück, dieser neue große Sieg durch Fritz! Preise nur Gott für seine Gnade! Gewann einige 30 Geschütze, 2 Adler, 6 Mitrailleusen, 4000 Gefangene. Mac Mahon war verstärkt aus der Haupt-Armee.

Es soll Victoria geschossen werden.

Wilhelm.

Königliches Polizei-Präsidium.
von Wurmb.

Druck von Ernst Litfaß, K. Hofbuchdrucker, Adlerstraße 6.

Abb. 330. Die Siegesnachrichten von Wörth und Spichern. Als Probe der in Berlin während des ganzen Krieges amtlich ausgegebenen Depeschen. Aus der Kriegssammlung des Verfassers.

einige Deutschland ist fertig. Durch das unbesiegbare Frankreich, die einzige Nation Europas in diesen Tagen, die nicht sehen konnte und wollte, scholl der einstimmige Ruf: Verrat! Das Ministerium wurde am 7. August gestürzt, die sehr vielen Deutschen wurden aus Frankreich ausgewiesen, Napoleon gezwungen, seinem alten hochmütigen Widersacher, dem Marschall Bazaine (1811—1888), der seinen Ruhm im Krimkriege, bei Solferino und bei der mexikanischen Expedition erfochten hatte, den Oberbefehl zu überlassen.

Saarbrücken war von den Franzosen am 5. August wieder verlassen worden, aber der General Frossard stand noch in unmittelbarer südlicher Nähe auf dem steilen Rotenberg und den Höhen um Spichern.

Hier kam es am Tage der Schlacht von Wörth, nachmittags, zu einem zweiten großen und schweren Gefecht, das vom Hauptquartier nicht angeordnet war, sondern aus Steinmetz'

Abb. 321. Die goldene Bremme bei Spichern, Übergangsort der deutschen Truppen 1870 71 über die damalige preußisch-französische Grenze.

Bewegungen, überhaupt aus dem Vorwärtsdrängen der Führer und Truppen hervorging. Auch hier wurde, gegen Übermacht und steile richtige Gebirgshöhen, während das Gelände von Wörth doch nur von den welligen Vorbergen der Vogesen gebildet wird, ein sehr blutiger und mehrmals gefährdeter Sieg erfochten. Er wurde der durch Artillerie schwer zu unterstützenden Infanterie so gut wie allein verdankt, der 14. Division (des VII. Korps, v. Kameke) von der ersten Armee, die durch das VIII. Korps sowie durch das III. Korps von der zweiten Armee nach Kräften Zuzug erhielt, welcher ihr um 6 Uhr den Sieg sicherte.

Mac Mahon sammelte seine zertrümmerte Armee erst im Lager von Chalons, auf halbem Wege nach Paris, und zog weitere Korps heran. Bazaine war mit 170000 Mann bei Metz. Vor der heranrückenden ersten und zweiten Armee der Deutschen wollte er nach Westen ausweichen, sich Mac Mahon nähern, um ihn zu unterstützen und Paris zu decken. Der deutsche Plan war, diesen Abmarsch von Metz über Verdun zu verhindern, Bazaine die Front zu verlegen und ihn nach Metz hineinzuwerfen. Diese Umgehungsleistung im Riesenmaßstab ist ausgeführt, die Aufgabe

durch die Schlachten um Metz am 14., 16., 18. August erfüllt worden. Vor den deutschen Truppensäulen her auf ihrem Marsche breitete sich ein Schwarm von flinker und schneidiger Reiterei aus, von der früh die Ulanen, die deutschen Lanzenreiter, besonders gefürchtet und populär wurden; die französischen Armeen dagegen schienen ihre Reiterregimenter nur zu tapferen Sturmanläufen, aber so gut wie gar nicht zum Aufklärungsdienst zu besitzen. Sie tappten fast immer im Dunkeln, wo wohl die Deutschen sein möchten, und wechselten unschlüssig hin und her.

Am 14. August hielt die Steinmetzsche Armee Bazaine bei Colombey und Nouilly östlich dicht vor Metz wenigstens auf. — Die zweite Armee war unterdes südlicher bei Pont-à-Mousson, wo auch das Hauptquartier war, über die Mosel gegangen und bewegte sich von Süden her auf die Straßen zu, die westlich aus Metz führten. Am Morgen des 16. war Napoleon noch unbehelligt aus Metz nach Verdun abgereist. Etwas später kamen die Brandenburger vom III. Korps die Schlucht von Gorze herauf und fanden bei Vionville die marschierenden Franzosen. Sie hielten es für die Nachhut, da sie nicht wußten, daß Bazaine noch wieder einen Tag verloren hatte; aber auch als sie erkannten, daß die Franzosen erst heranrückten, hielt Konstantin v. Alvensleben (1809—1892), der kommandierende General, fest. So ist hier durch das III. Armeekorps eine der entscheidendsten und aufopferndsten Taten des Feldzuges geleistet worden. Es gab kein Durchlassen trotz der gewaltigen herankommenden Übermacht; das Korps stand und kämpfte, während sich in seinem Rücken das X. Korps (v. Voigts-Rhetz), Hannoveraner und Westfalen, im Bogen bis nach Mars-la-Tour, westlich von Vionville an derselben Straße, hindrehen konnte. Die berühmteste Episode von diesem Tage der Brandenburger ist der von Alvensleben befohlene Opferritt der Brigade v. Bredow, Halberstädter (7.) Kürassiere und Altmärker (16.) Ulanen, durch mehrere feindliche Treffen und Batterien hindurch, gegen 3 Uhr; er erfüllte seinen Zweck, dem von Bazaine schwer bedrängten linken Flügel Luft zu schaffen und den Franzosen den Angriffsmut zu nehmen. Dann machte sich in der linken Flanke das Eingreifen des X. Korps schon bemerklich; nach weiteren glücklich überwundenen Momenten der Krisis, wobei sich die Gardedragoner durch ähnlichen Todesritt bei Mars-la-Tour auszeichneten, war der Tag gewonnen. Aber denselben Mut, wie die vielbesungenen draufsprengenden Reiter, hat das III. Korps überhaupt in der Ausdauer des ganzen Tages, im Wechsel von Vorstoß und Abwehr, bewiesen, wobei einzelne Regimenter auch hier ganz fürchterliche Verluste erlitten. Das Ergebnis war das planmäßige: Bazaine war zurückgeworfen. Er stand also am 18. östlicher, näher den Wällen von Metz, als wo am 16. gekämpft worden war, nämlich auf dem noch besonders verschanzten dominierenden Höhenzuge von Gravelotte und von da nach Norden zu, über Amanweiler nach St. Privat-la-Montagne.

Abb. 322. Marschall Bazaine.

An diesem 18. August, dem von 7 deutschen Armeekorps geschlagenen Schlachttage, der bis 4 Uhr noch wenig Erfolge zeigte, erntete das preußische Gardekorps den Lorbeer eines heldenmütigen und zähen Sturmangriffs auf die Höhe von St. Privat, den Prinz August von Württemberg, der kommandierende General, befohlen hatte, Infanterie gegen eine Stellung von fast uneinnehmbarer Stärke; wurde das Ziel nicht erreicht, so wurde doch auch nichts wieder aufgegeben, und die von den Sachsen (XII. Korps) gemachte Umgehung nördlich von St. Privat brachte endlich die Entscheidung.

.—18. 8.

Der 16. August hatte den Deutschen etwa 16000, der 18. August 899 Offiziere und 19260 Mann gekostet, aber das Heer Bazaines saß in Metz eingeschlossen. Die erste Armee und Teile der zweiten blieben zur Belagerung zurück, unter Friedrich

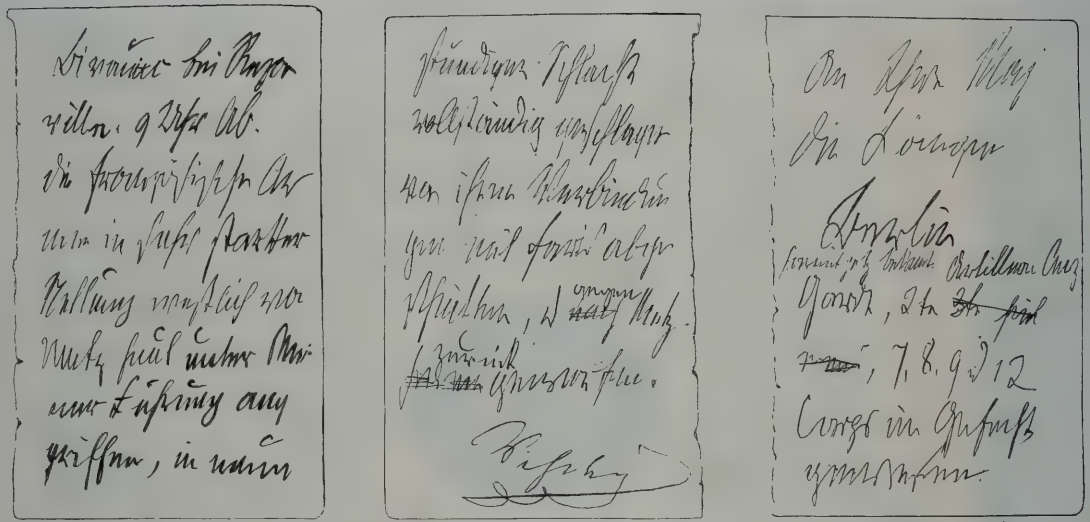


Abb. 323. Die Siegesdepesche von Gravelotte an die Königin Augusta, von König Wilhelm dem Grafen Bismarck diktiert, von diesem mit Bleistift auf drei Blätter seines Notizbuches niedergeschrieben und vom König eigenhändig unterzeichnet im Biwak bei Rezonville am 18. August 1870, 9 Uhr abends.

Karl; mit der dritten Armee zog die neue Maasarmee, die aus der zweiten entnommen war, unter dem Kronprinzen von Sachsen weiter ins eigentliche Franzosenland hinein. Nun war noch Mac Mahon endgültig zu vernichten.

Dieser war von Chalons am 19. aufgebrochen, zunächst nach Reims, nordwestlich, unschlüssig wohin, ob nach Metz oder besser Paris, er erhielt aber am 27. aus Paris den Befehl, Bazaine zu befreien, „sonst haben wir die Revolution in Paris". So versuchte er nordwärts hart an der belgischen Grenze entlang die Deutschen zu umgehen und nach Metz zu gelangen. Indessen die Rekognoszierungen der deutschen Reiterei, „des Auges der Armee," entdeckten den Plan, und nun dirigierte Moltke alsbald die beiden Armeen zu seiner Umklammerung: die des preußischen Kronprinzen in westliche Stellung von Mac Mahon, die des sächsischen Kronprinzen vor dessen östliche Front.

Sedan.

Abb. 324. Mac Mahon.

Am 30. August trafen das IV. preußische Korps nebst anderen Teilen der Maasarmee und Bayern von der dritten Armee mit den Franzosen bei Beaumont zusammen. Sie überraschten die, wie immer, weder durch Aufklärungen noch durch Vorsichtsmaßregeln Bewachten derart, daß die Granaten jenen in die Kochtöpfe schlugen, und warfen die sich rasch und tapfer Sammelnden, nach bis in die Nacht währendem Kampfe, auf die kleine Festung Sedan zurück. Hier wollte Mac Mahon den gänzlich erschöpften Truppen Ruhe gönnen und sie mit Munition und Proviant versehen. Und hier nun packte Moltke die ganze Armee nebst Kaiser und Marschällen, die durch die Depeschen aus Paris hypnotisiert waren, wie in einer Zange fest. 1. Septbr.

Während die Maas in ihrem belgischen Laufe durch ein tiefeingeschnittenes Ardennental fließt, erscheint der französische Oberlauf des Flusses als breites muldenförmiges Wiesental. Die südlichen Ausläufer der Ardennen sind zwar immer noch beträchtliche Höhen, haben jedoch den Charakter als Gebirgswildnis verloren und lösen sich in eine reizvolle, großgestaltete Waldlandschaft auf, die in weiten, sanften Abhängen zur Maas abfällt.

Am Nordrande des Tales, an den Berghang angelehnt, liegt Sedan. Selten denken wir heute noch daran, daß diese Gegenden einst zum deutschen Herzogtum Niederlotringen gehörten, daß das Städtchen Sedan noch lange danach Residenz eines deutschen Reichsstandes war. Es waren die Grafen von der Mark, die auch die Herrschaft Sedan besaßen und sie mit der benachbarten Herrschaft Bouillon oder Beulen vereinigten, nach deren Burg einstmals Gottfried von Lotringen gerne genannt worden war. Auch die Zitadelle von Sedan ist aus einer quadermächtigen deutschen Burgfeste entstanden. Die deutsche Reformation Luthers, von der Herrschaft eingeführt, war zu Beulen und Sedan in Bestand und Geltung. Erst mit 1591 beginnt die französische Herrschaftzeit. Sedan und Bouillon waren von dem Grafen von der Mark einer Tochter, die einen Turenne heiratete, als Mitgift ausgesetzt worden, und damit zog diese Familie auf der Burg von Sedan ein. Auf ihr wurde 1611 der berühmteste Träger des Namens Turenne, der Marschall Ludwigs XIV., geboren Er war ein fünfzehnjähriger Knabe, als die Selbständigkeit der Herrschaft Sedan zu Ende ging, denn nach der Verschwörung des Cinq-Mars wurde sie von Richelieu für die französische Krone eingezogen. Dem Herzogtum Bouillon blieb dieses Geschick noch einige Jahrzehnte verspart. Um die Zeit des Nymweger Friedens wurde jedoch dieses alte deutsche Reichsgebiet von Ludwig XIV. „reuniert". Und nun ward auch dem Protestantismus dieser Ländchen ein gewaltsames Ende gemacht.

Eine Laune der Maas verwandelt die Sedan umgebende Landschaft aus einem breiten Flußtal in einen scheinbar geschlossenen Kessel. Gleich unterhalb der Stadt, also nordwestlich von ihr, schwingt sich der Fluß von der südlichen Talseite mit starker Biegung zu der nördlichen hinüber, um dann sogleich wieder zu der südlichen zurückzukehren. So entsteht eine große Schlinge, die die sogenannte Halbinsel von Iges umschließt. Auf letzterer liegt das vielgenannte Schlößchen Bellevue. Etwas südlich von diesem Punkte liegt das Dorf Fresnois. Abermals westlicher liegt an der rechten Flußseite, von Sedan etwa sechs Kilometer entfernt, Donchery, ein kleines, interessantes, altbefestigtes Städtchen.

Abb. 325. Bazeilles: La dernière cartouche.
Nach einer Photographie von E. Genin in Sedan.

Nach der anderen, also nach der südöstlichen Seite führt aus Sedan heraus die Vorstadt Balan, ein aus langen Häuserreihen an der Landstraße bestehender alter Vorort. Dann folgt eine kurze Strecke Ackerfeld und auf diese das berühmte Bazeilles, um das am 1. September 1870 von den Bayern am heißesten gerungen werden mußte. Bei diesem Dorfe erreicht das nördlich aus den Waldbergen kommende Flüßchen Givonne die Maas und mündet in sie. Geht man in diesem hübschen Wiesen- und Waldtale nach Norden aufwärts, so kommt man nacheinander an die Orte La Moncelle, Daigny und Givonne. Letzterer mit dem Flusse gleichnamige Ort ist der älteste und stattlichste. Zieht man nun von Givonne als östlichem Ausgangspunkte nach der Halbinsel von Iges als westlichem Endpunkt hinüber zwei weite Bogen im Norden von Sedan, so liegen auf dem engeren inneren Bogen die Ortschaften Illy und Floing, auf dem äußeren Fleigneux und St. Menges. Floing und St. Menges liegen gegenüber der Halbinsel von Iges, ihr schon ziemlich nahe auf dem rechten Maasufer. Alle diese hier aufgezählten Orte, von Bazeilles an, sind es, um die das Kampfgewühl der Schlacht von Sedan getobt hat.

Die südliche Seite von Sedan, an der es während des Schlachttages zu eigentlichen Kämpfen nicht kam, ist darum nicht minder durch ihre Aufstellungen wichtig. Hier befanden sich auch, in der Gegend jenseits von Fresnois, die vortrefflich gewählten Örtlichkeiten, von wo König Wilhelm und das Hauptquartier, sowie an etwas westlicherem Punkte der Kronprinz die Schlacht überschauten. Wenn in dem hügelwelligen Schlachtgelände der Überblick und Ausblick fast überall behin-

Abb. 326. Das Schlößchen Bellevue von der Parkseite aus.

dert und erschwert ist, so ist dagegen jener deutsche Beobachtungsposten der von überall sichtbare, also auch nach überall hin blickende Punkt. Auf dem Bahnhofe von Sedan, in der Stadt selbst an freieren Stellen, in der ganzen Umgebung, immer wieder sieht man diesen nicht steilen, aber hoch ansteigenden Berghang; in alles, was um und bei Sedan geschieht, blickt dieser Punkt herein, der an dem „schrecklichen Tage" der Standort des deutschen Generalstabes war.

Mac Mahon war auf das rechte Maasufer zurückgeworfen worden, in die Stellungen östlich und nördlich von Sedan, im besonderen um die Dörfer an der Givonne. Eine neue Niederlage in diesen Stellungen hätte keine Rückzugslinie mehr gehabt, als nur noch den Übertritt über die belgische Grenze, was nach Völkerrecht mit Entwaffnung gleichbedeutend war. Ein Ausweichen vor den Deutschen war nur noch nach Nordwesten, maasabwärts nach Mézières zu, möglich. In rastlosem Anmarsch rückten am 31. August die Deutschen heran. Von Osten her gegen die Givonne das I. bayrische Korps v. d. Tann, sowie die Sachsen und die preußische Garde. Ihnen fiel am nächsten Tage die Einleitung des Kampfes zu; in der Reserve befand sich das IV. preußische Korps. Mehr nach Westen zu, gegen die Linie Sedan-Mézières, um diese zu verlegen, bewegten sich von Süden her das V. und XI. preußische, sowie das II. bayrische Korps; in der Reserve rückten hier die Württemberger nach. So zog sich von drei Seiten der eiserne Ring um Mac Mahon zusammen. Schon am Abend des 31. August war, durch die längst bewährte Leistungsfähigkeit im Marschieren, erreicht, daß man die französische Armee als festgehalten betrachten konnte.

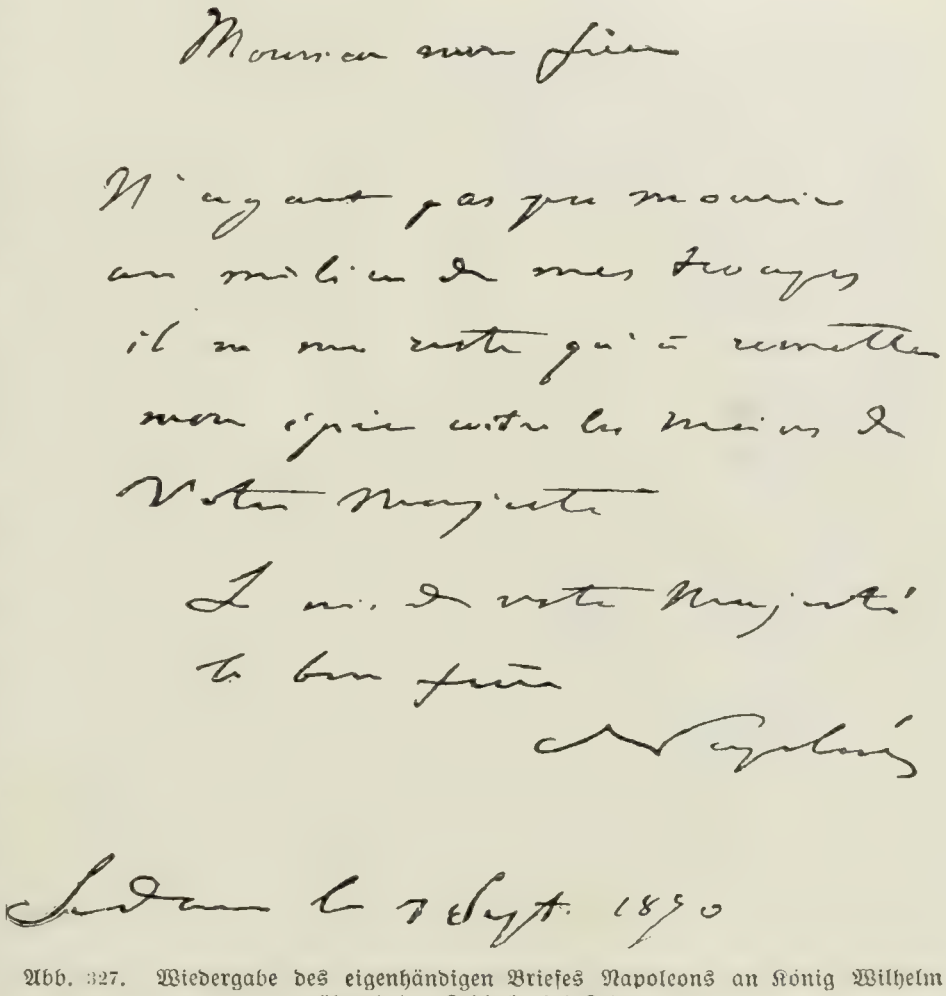


Abb. 327. Wiedergabe des eigenhändigen Briefes Napoleons an König Wilhelm während der Schlacht bei Sedan.

Die großen Marschbewegungen des 1. September, an der westlichen Seite nach Norden herum, hatten den Zweck, den Ring völlig zu schließen und damit auch den Ausweg nach der belgischen Grenze abzuschneiden. Sie waren bestimmt, das Schicksal der feindlichen Armee genau so herbeizuführen, wie es sich an diesem und am nächsten Tage in Wirklichkeit erfüllte. Während die Bayern des II. Korps in Aufstellungen bei Fresnois einrückten, gingen nacheinander das XI. und das V. preußische Armeekorps über die Maas bei Donchery, wo die Franzosen unterlassen hatten, die Brücke zu sprengen, umgingen die Halbinsel Iges und erreichten auf diesem großen westlichen Bogenwege schließlich die nördlichen Dörfer Fleigneux und Illy. Dadurch war die Einkreisung der Franzosen geschlossen, die Verbindung mit dem östlichen Flügel der deutschen Gesamtarmee hergestellt. Dieser östliche Flügel war seit dem frühen Morgen, in äußerst heftigen Kämpfen um Bazeilles und die Dörfer an der Givonne, allmählich ebenfalls bis Illy vorgedrungen.

Die Bayern des I. Korps, die schon abends vorher Gefechte gehabt hatten, eröffneten um vier Uhr morgens bei dickem Frühnebel ihren Angriff auf Bazeilles. Haus für Haus haben die Tapferen das stark besetzte, durch Schüsse aus den Fenstern verteidigte, von Barrikaden gesperrte Dorf nicht einmal, sondern mehrmals erobern müssen, in wirrem Durcheinander von Einzel-

kämpfen, wobei sowohl durch die Örtlichkeit, wie durch das unsichtige Wetter jede einheitliche Befehlsführung unmöglich war. Die meisten Häuser standen schließlich in Flammen, Qualm und Rauch mengten sich mit Nebel, auch Bewohner des Dorfes schossen durch die Halbfinsternis auf die hellblauen Röcke, so daß der gerechte Zorn kurzen Prozeß mit den meuchelmörderischen Dörflern zu machen genötigt war. Stunden unausgesetzten Ringens waren so, unter größten Verlusten der Angreifer, vergangen, als diese endlich in die mauerumhegten Gärten der Villa Beurmann einzudringen vermochten, die der Hauptmasse der Franzosen vortreffliche Deckung geboten hatten. Gegen Mittag konnten sich nach achtstündigem Kampfe die Bayern im Besitze des Dorfes betrachten. Im letzten Hause nach Sedan zu hielten sich noch eine Anzahl tapferer Franzosen; sie sollen den Widerstand erst aufgegeben haben, als die letzte Patrone verschossen war, dann nahmen und erhielten sie Pardon und freien Abzug. Dieses Haus ist seitdem als die „dernière cartouche“ jedem Schulknaben in Frankreich bekannt.

Abb. 328. Léon Gambetta.

Statt einen Rasttag zu haben, den Mac Mahon seinen abgehetzten Truppen für den 1. September angesetzt hatte, sah sich die bedauernswerte französische Armee also von einer lückenlosen Einschließung umklammert. Es war der vollendete Sieg strategischer Meisterschaft über Planlosigkeit und mangelnde Vorsicht. Von der Höhe über Fresnois sah Moltke sein unerbittliches Werk mit der Pünktlichkeit eines feingliederigen Mechanismus sich vollziehen. An allen Punkten östlich und nördlich der Stadt raste vielstündig die Schlacht. Mac Mahon hatte das Glück, schon morgens bei Bazeilles erheblich verwundet zu werden und den Oberbefehl an Ducrot abgeben zu können; nach etlichen Stunden legitimierte sich dann der soeben aus Afrika eingetroffene General Wimpffen als vorausbestimmter Nachfolger im Oberkommando. Heldenmütig aber aussichtslos kämpften die Franzosen; dieselbe planlose Verwirrung, die sie in ihre Lage gebracht hatte, hielt auch während der Schlacht im einzelnen an; bald hieß es zurückgehen und versuchen, im Westen durchzubrechen, bald führte der Wechsel im Oberbefehl die an jedem Erfolg Verzweifelnden zu erneuten Kämpfen und Durchbruchsversuchen an der Ostseite zurück, wo sie doch schon alles verloren hatten. Um vier Uhr nachmittags war es so weit, daß König Wilhelm, um dem Gegner die Hoffnungslosigkeit seiner Lage zu heilsam rascherer Erkenntnis zu bringen, die Beschießung von Sedan durch die in seiner Nähe befindlichen Batterien des II. bayrischen Korps und der Württemberger befahl. Eine halbe Stunde später gingen auf den Toren von Sedan weiße Fahnen in die Höhe. Auf dem ganzen weiten Schlachtfelde verstummten das Getöse des Kampfes und das Donnern der ehernen Schlünde zu ergreifender Totenstille.

Niemand auf deutscher Seite wußte, daß Napoleon selber in der Stadt sei. Zu seiner größten Überraschung ward der Oberstleutnant von Bronsart (der spätere Kriegsminister), als er auf Befehl König Wilhelms nach dem Aufziehen der weißen Fahnen als Parlamentär in die Festung geritten kam, zu dem Kaiser in die Unterpräfektur geführt. Die Degenübergabe Napoleons an König Wilhelm erfolgte; allerdings sollte sie nur persönliche Wirkung besitzen; der Sédantaire, wie ihn seitdem die Spottverse und bitteren Invektiven seiner ehemaligen Bewunderer hießen, flüchtete vor den Seinigen zu dem königlichen Feinde, zu König Wilhelm. Und wiederum dort oben auf der Höhe jenseits Fresnois war es, daß der König aus den Händen des Generals Reille den vielzitierten Brief des besiegten Kaisers entgegennahm.

Das Schicksal der Armee und Festung war von dem flüchtenden Napoleon in die Hand des Generals Wimpffen gelegt worden. Mit ihm kamen Moltke und Bismarck abends in des letzteren Quartier zu Donchery zusammen. Aber die nächtlichen Kapitulationsverhandlungen blieben noch ergebnislos. Preußen solle sich die Dankbarkeit Frankreichs durch Großmut erwerben, meinte Wimpffen. Darauf Bismarck: Sie sind ein reizbares, neidisches Volk, voll Eifersucht und Hochmut. Was wir haben müssen, ist gute Grenzen und die Sicherheit unserer Kinder! Wimpffen erklärte,

Norddeutsche Geb. ..... Thlr. ..... Sgr.
Vereins- " ..... " ..... "
Ausländische " ..... " ..... "
..... " ..... " ..... "
Summa ..... Thlr. ..... Sgr.
Angenommen durch .....

Telegraphie
des
Norddeutschen Bundes.

Beförderet
den 9/9 1870 Uhr ..... M.
an ..... in Ltg. .....
durch .....

Berlin ~~von Berlin~~ Sedan über Varennes № 1, W. 1/9 1870 Uhr ..... Min. .....

Der Königin Augusta in Berlin
Auf dem Schlachtfelde vor Sedan 1. 9. 70 7¼ Uhr
Die französische Armee ist in Sedan eingeschlossen
u. der Kaiser Napoleon hat mir sein Degen
angeboten. Ich habe ihn angenommen u. verlange
die Capitulation der Armee als Fortgang gestrengen
Gott hat uns sichtlich gesegnet!

Lit. B. № 1a. Berlin.

Abb. 329. Depesche König Wilhelms an die Königin Augusta vom Schlachtfelde vor Sedan am 1. September 1870. Genaue Wiedergabe des Originals.

Aufschrift des Depeschenumschlags.

№ 1 Donchery

Telegraphische Depesche

K.PR.ARMEE-POST-AMT 3. ARMEE. 39

An die Telegraphen Station
des 4ten Armee Corps

in

Per Relais zu
befördern

~~Berlin.~~

Varennes

er werde weiterkämpfen, seine Stellungen seien nicht übel. Worauf Moltke ihm wie einem schlechten Schüler sagte: Sie kennen die örtliche Situation von Sedan nicht!

Als aber am anderen Morgen, am 2. September, die von Moltke angesagte Wiedereröffnung der Feindseligkeiten nahe bevorstand, gab Wimpffen nach und unterzeichnete, bei einer neuen Zusammenkunft mit dem deutschen Generalstabschef im Schlößchen Bellevue, die Übergabe. Bismarck, auf dem Wege dorthin, war unterdessen in aller Morgenfrühe mit 2. Septbr. Napoleon auf der Landstraße östlich nahe bei Donchery zusammengetroffen, hatte mit ihm eine Unterredung in einem an der Straße stehenden kleinen Hause und geleitete später den Kaiser nach Bellevue, wo nun auch König Wilhelm die erste, ihn tief erschütternde Begegnung mit dem besiegten Urheber des großen Krieges hatte.

Einen solchen Kriegsgang wie den vom 4. August zum 2. September hatte nie ein Volk erlebt. Überwältigend und unbeschreiblich war die Siegesfreude in Deutschland. Die Gefangennahme des letzten ganzen französischen Heeres nebst dem Kaiser überstrahlte den Jubel von Wörth, die Taten um Metz. Nun war alles in Deutschland restlos gelöst und hinweggeflutet, was je seit 1815 die Herzen gedemütigt und verbittert hatte.

Diesen Tag hat die deutsche Nation als den größten des Feldzuges sich erwählt und festgehalten, nach dem Recht des äußerlich sichtbarsten Erfolges, aber doch auch nach dem der militärischen Großtat, die dazu geführt hatte. „Impavidus numero victus" steht auf dem Denkmal in der Stadt Sedan, das die französische Nation ihrem Heere gesetzt hat. Die alte Selbstbelügung der Eitelkeit; überlegene Strategie und großartig verwendete, in großartiger Ausdauer das Befohlene durchführende Truppen hatten im Verein mit der Wirrsal bei den Angegriffenen das Ungeheuere vollbracht, eine große Armee auf weitem Gelände zu umzingeln, ihren geschlossenen Durchbruch zu verhindern und sie alle gefangen zu nehmen.

Abb. 330. General Uhrich, der Verteidiger von Straßburg.

Außer der in Metz belagerten gab es keine kaiserliche Armee mehr. Aber nun auch keinen Kaiser mehr. Napoleon wurde nach Wilhelmshöhe bei Kassel in ehrenvolle Gefangenschaft gesandt; in Paris, wo am 3. September das Geschehene bekannt wurde und die Kaiserin Eugenie nach England floh, wurde in der Nacht zum 4. und an diesem Tage die Republik ausgerufen. Die „Regierung der nationalen Verteidigung" wurde eingesetzt, mit Jules Favre als Minister des Äußeren, dem feurigen diktatorischen Léon Gambetta (1838—1882, aus italienischer Familie wie Mazarin und Bonaparte) als Minister des Innern, mit weiteren politischen Advokaten für sonstige Ministerien und General Trochu als Verteidiger von Paris. Mit hinreißender Wirkung des Wortes und mit jeglichem Zwang der Energie begann Gambetta sofort das waffenlose Frankreich und seine Wehrkraft neu zu organisieren, und er fand den Widerhall einer verehrungswürdigen Hingebung in der Nation, die ihren Patriotismus und Heldenmut, ihre beste psychische Zusammensetzung, Begeisterungsfähigkeit und Kultur der solidarisch-ethischen Kräfte, bewundernswert erwies, so daß die Tage dieses Krieges seit Sedan auch ihr zu unverwelklichen Lorbeeren geworden sind.

Aber, obwohl die zur Wehrpflicht des Volkskrieges aufgerufene Bevölkerung zu den Sammelplätzen strömte, es wäre unmöglich geworden, neue Heere aufzustellen, ohne Englands Hilfe. Die englische Industrie machte ein Riesengeschäft, die neuen Soldaten zu kleiden, verpflegen und bewaffnen; erst vom 21. November an hat die Londoner Regierung, auf wiederholte dringlichste Beschwerden Deutschlands, diese Lieferungen von Kriegskonterbande wenigstens

für Waffen und Munition verboten. So war es England, das diesen menschenvertilgenden Krieg noch um Monate zu verlängern möglich machte, während seine offiziellen Bemühungen und seine Presse die Beendigung im Namen der Menschlichkeit forderten.

Die Zeit der Belagerung von Paris.

Paris ist politisch-geschichtlich so viel wie Frankreich selber; die Provinz, obwohl nicht in allen Fällen durchaus nach ihrem eigentlichen Geschmack, ist gewohnt, den Ereignissen und Schlagworten zu folgen, die durch die Hauptstadt bestimmt werden. So gab es für die Deutschen nur ein Ziel: Paris einnehmen, für die Franzosen: Paris entsetzen. Am 19. September begann die Umschließung der seit 1840 befestigten Stadt.

Jede Verzögerung der Einnahme barg für die Deutschen außer der Gefahr des Entsatzes, des Geratens zwischen zwei Feuer, auch das der Intervention der Neutralen und der Verkürzung der Siegesfrucht durch sie. Peinlichste, schwerste Wochen und Monate hat Bismarck, zu dem der treue Roon auch hier stand, im Hauptquartier zu Versailles durchlebt. Die in Paris versammelten neuen und ein Rest alter Truppen mochten neben den 200000 Mann Nationalgarden etwa eben so viel Linie und Mobilgarden ausmachen, gegen anfänglich 150000 Belagerer. Diesen fehlten noch die rechten schweren Belagerungsgeschütze, ohne die Moltke nicht beschießen wollte; dazu kam, daß die Stimmen aus England, Preußen dürfe die „Hauptstadt der Zivilisation" nicht vergewaltigen, lebhaft auch von den „Damen" auf deutscher Seite zu ihrer Sache gemacht wurden, nämlich von der Königin, der Kronprinzessin, auch den Gattinnen Moltkes und Blumenthals, welche geborene Engländerinnen waren, was durchaus nicht ganz ohne Wirkung auf die höchstbestimmenden Instanzen des Hauptquartiers blieb.

Unterdessen bereiste Thiers die europäischen Höfe, um Hilfe für Frankreich zu suchen. Nur Napoleon habe den Krieg geführt, die Nation sei unschuldig — was doch an sich schon eine Deutelung der Tatsachen sowohl vor dem Juli 1870 wie nach dem 2. September war. In Wien gab ihm Leop. Ranke, der dort im Archiv arbeitete, auf die Frage: Gegen wen führt ihr eigentlich Krieg? die alles enthaltende Antwort: Gegen Ludwig XIV. — Der alte kluge Minister des Bürgerkönigtums hatte sich lebhaft republikanisch betätigt, aber weislich vermieden, sich jetzt in der Septemberregierung zu verbrauchen, die übrigens von Gambetta, der am 8. Oktober glücklich aus Paris durch Luftballonfahrt entkam, zum Teil nach Tours verlegt wurde, um die Provinz und die militärischen Unternehmungen in der Hand zu behalten. Thiers kam von seiner Reise nach London, Wien, Petersburg, Florenz durchaus

Abb. 431. Französische Ambulanzen 1870 auf der Esplanade von Metz.

Abb. 332. Fort belle croix bei Metz. 1870. Jetzt Feste Steinmetz.

nicht so gänzlich ergebnislos zurück. Erstlich war er nun der Mann, dem die Höfe als dem Vermittler von Waffenstillstand und Frieden den Weg bahnten, derjenige auch, der als künftiges Haupt der Republik dieser die internationale Akkreditierung verhieß, und er hatte doch bis zu einem gewissen Grade die Lähmung beseitigt, womit die Neutralen den überwältigenden deutschen Erfolgen zusahen. Interventionslustig waren, abgesehen von England, Beust und Gortschakoff, mit dem ein Teil der Großfürsten, der Thronfolger (später Alexander III.) und die öffentliche Meinung gingen, dann König Viktor Emanuel. Was sie niederhielt, waren das Ruhebedürfnis Franz Josefs, die loyale Gesinnung Alexanders II., welche nicht zuletzt durch die Briefe des treuen Karl Alexander von Weimar genährt und vor der Wirkung der Intrigen bewahrt wurde, vor allem aber auch die Besorgnis, daß diesem unheimlichen Bismarck doch nicht beizukommen sei und daß er dem ersten, der sich herauswage, irgend eine wohlvorbereitete böse Gefahr über den Hals jagen werde.

Das gegenseitige Mißtrauen der Neider Preußens konnte Thiers immerhin zum Teil beseitigen, und England schlug im Zusammenhang mit seiner Reise einen Waffenstillstand vor. Rußland verschaffte Thiers persönlich den Eintritt nach Paris, damit er hernach den Frieden — so war von Gortschakoff mit ihm ausgemacht — oder vielmehr, da Englands Vorschlag sich zuerst geltend gemacht hatte, den Waffenstillstand verhandele; während dessen sollten französische Wahlen zu einer Nationalversammlung stattfinden, die später den Frieden annehmen könnte. Für Bismarck, der um alles suchen mußte, die Lage von Nikolsburg zu schaffen: schneller Friedenschluß, ehe die übrigen Mächte den Frieden mitbestimmten, entstand durch einen Waffenstillstand die weitere große Gefahr, daß die neuen französischen Armeen, namentlich die zum Entsatz von Paris bestimmte Loirearmee, Zeit gewannen, feldfähig zu werden. Er hatte, während Thiers noch auf der Reise war, zunächst mit Jules Favre am 19./20. September zu Ferrières zu verhandeln und forderte als Bedingung des Waffenstillstandes die militärische Auslieferung von Straßburg, Toul und Bitsch, was mit Pathos abgelehnt wurde.

Wenige Tage später entschied sich das Schicksal von Toul, das am 24. September der hochherzige Fürst von Mecklenburg-Schwerin, Großherzog Friedrich Franz II. (1842—1883), mit der 17. Infanterie- und 2. Landwehr-Division und einiger Festungsartillerie einnahm. Und am 28. September kapitulierte das von Uhrich tapfer verteidigte Straßburg, welches von Werder mit den Badenern belagert wurde. Durch die Beschießung vom 24.—27. August war leider die städtische Bibliothek mit manchen kostbaren

Schätzen zerstört worden (u. a. der Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg, 1167—1195 Äbtissin des elsässischen Odilienberg, so daß die kulturgeschichtlich wichtigen Miniaturen der Handschrift nur durch vorher genommene Umrißpausen und einige Kopien erhalten sind). Die kriegsgefangenen Franzosen wurden, wie die von Sedan und die aus den Schlachten, nach Deutschland verbracht. Ein kleiner, aber bitterscharfer Tropfen fiel in die Herzenserhebung Deutschlands dadurch, daß diesen Gefangenen, von den Offizieren bis zum schwarzen Turco, von einem Bruchteil der vielbesungenen deutschen Frauen und Jungfrauen, wie viele nun einmal sind, eine Neugier und Zärtlichkeit entgegengebracht wurde, die sehr viel heftiger als die Anteilnahme für die deutschen Verwundeten war. Die freigewordenen badischen Truppen, mit denen ihr Großherzog am 30. September in die wiedergewonnene Stadt des deutschen Volksliedes eingezogen war, wurden, unter Werders Befehl mit preußischen vereinigt, verfügbar, um den Osten zu sichern und die Freigrafschaft zu besetzen.

Aus Italien war auf die Kunde von der Ausrufung der französischen Republik der alte Draufgänger Garibaldi (1807—1882) mit seinen Söhnen Menotti und Ricciotti nach Tours geeilt, um dem nationalen und republikanischen Kampfe seinen Ruhm und seinen Arm zur Verfügung zu stellen. Er erhielt von Gambetta den Befehl über das Volksheer (Mobilgarden, Freischützen, Fremdenlegion) im Südosten, aber hier sollte er nur seine gänzliche Unfähigkeit auf einem bitterernsten Kriegsschauplatze erweisen.

Abb. 333. Prinz Friedrich Karl.

Die französische Flotte enttäuschte unterdessen Hoffnung wie Befürchtung.

Am 24. Juli von Cherbourg ausgefahren, erschien sie Anfang August in der Ostsee vor Kiel, Wismar, Warnemünde — diese seltsam getakelten Schiffe in der Kimmung, über die ich die wachehaltenden Fischer von der Signalstation am Heiligendamm, meine großgünstigen Freunde, noch spaßen höre —, vor Rügen, Kolberg und Danzig; beim pommerischen Stolpmünde landete ein kleiner, ziemlich verängstigter Trupp und kaufte allerlei Eßwaren ein; dann ruhten sie sich in der befreundeten Dänenbucht von Köge am Sund wieder aus. Ein anderes Geschwader hing sich eine Zeitlang an das englische Helgoland, ebenfalls unschlüssig und tatlos. Ende August und Anfang September fuhren beide nach Hause, und die Marinetruppen haben sich dann noch sehr tapfer bei den Ausfällen von Paris geschlagen.

Der Seeruhm von 1870 fällt ebenfalls den Deutschen zu, der jungen norddeutschen Bundesmarine.

Sie hatte von Preußen 1867 dessen drei große Panzer, darunter den König Wilhelm, das damals größte Schlachtschiff, und zehn kleinere gepanzerte Schiffe übernommen und es lag für sie ein von Bismarck sehr energisch betriebener Flottengründungsplan vor, in den schon sogleich der Krieg hineinfiel. Aber als die Franzosen vor Danzig sichtbar wurden, lief die kecke kleine Korvette Nymphe (Kapitän Weikhmann) aus, sandte ihnen zwei Breitseiten zu und kehrte ohne Schaden wieder heim. Die Korvette Augusta, ebenfalls unter Weikhmann, hatte die Keckheit, vor der Garonne, fast im Angesicht französischer Kriegsschiffe, drei mit der Waffeneinfuhr befaßte Kauffahrer wegzunehmen. In Havanna lag neben dem stärkeren französischen Aviso Bouvet das Kanonenboot Meteor (Kapitänleutnant Knorr) und forderte jenen am 7. November zum Kampfe draußen vor dem neutralen Hafen heraus, zunächst vergeblich; als aber der Bouvet danach auslief, folgte es ihm am 9. November zum Gefecht, schwächte durch geschicktes Manöver den feindlichen Rammstoß ab, indem es gleichzeitig zu entern suchte, verlor zwar durch den Anprall die Masten, beraubte aber den Bouvet durch einen Schuß in die Maschine der Dampfkraft, worauf der Bouvet unter Segeln entfloh, ohne daß der beschädigte Meteor verfolgen konnte.

Am 27. Oktober fiel Metz, zur wahrhaften Erlösung der deutschen Kriegsführung, mit 174000 Mann und unermeßlichem Material.

Das Ausgehen der Vorräte hatte zuletzt die Übergabe erzwungen. Bazaine ließ jedoch auch politische Gesichtspunkte walten; er wollte nach dem Friedensschluß, den er für

N° 6. Lundi 7 Novembre 1870.

MONITEUR OFFICIEL
DU GOUVERNEMENT GÉNÉRAL A REIMS

PARTIE OFFICIELLE.

ORDRE A L'ARMÉE
DE LA PART DE SA MAJESTÉ LE ROI.

Soldats des armées allemandes alliées !

Lorsqu'il y a trois mois nous entrions en campagne contre un ennemi qui nous avait provoqués au combat, je vous exprimais ma confiance que Dieu serait avec notre juste cause. Cette confiance n'a pas été trompée. Depuis la journée de Wissembourg, où vous vous êtes rencontrés pour la première fois avec l'ennemi, jusqu'à ce jour où je reçois la nouvelle de la capitulation de Metz, de nombreux noms de batailles et de combats se sont inscrits en traits impérissables dans l'histoire de la guerre. Je cite les journées de Wœrth et de Saarbrück, les sanglantes batailles autour de Metz, les combats livrés à Sedan, à Beaumont, devant Strasbourg et Paris, etc., chacune de ces luttes a été pour nous une victoire. Nous pourrons fermant reporter nos regards sur cette période de temps, avec la conscience que jamais guerre plus glorieuse n'a été faite, et je suis heureux de vous dire que vous êtes dignes de votre gloire. Vous avez fait preuve de toutes les vertus qui distinguent particulièrement les soldats : le plus haut courage dans le combat, l'obéissance, la constance, l'abnégation dans la maladie et la privation.

Par la capitulation de Metz, la dernière des armées ennemies qui nous étaient opposées au début de la campagne, n'existe plus. Je profite de ce moment pour vous exprimer mes remercîments et ma reconnaissance à vous tous, et à chacun de vous en particulier, depuis les généraux jusqu'aux soldats. Je désire vous distinguer et honorer tous, en conférant aujourd'hui le grade de feld-maréchaux à mon fils, le Prince Royal de Prusse, et au général de cavalerie, le Prince Frédéric-Charles de Prusse, qui, dans cette campagne, vous ont souvent conduits à la victoire.

Quoi que l'avenir puisse nous apporter, je l'envisage d'un œil calme, car je sais qu'avec de telles troupes la victoire ne peut nous manquer, et qu'ayant si glorieusement conduit notre œuvre jusqu'à ce point, nous l'achèverons de même.

Versailles, le 28 octobre 1870.

GUILLAUME.

LETTRE DE S. M. LE ROI DE PRUSSE
AU PRINCE FRÉDÉRIC-CHARLES

Versailles, 28 octobre, une heure dix minutes du soir.

J'ai attendu la nouvelle de l'exécution de la capitulation de Metz avant de t'envoyer mes cordiales félicitations et l'expression de reconnaissance pour ta circonspection, la persévérance et tes victoires. Ces félicitations, je te les dois pour le long et pénible investissement de l'armée de Bazaine dans Metz. Je voue la même reconnaissance à la brave armée, qui, par sa valeur et son dévouement, a obtenu un succès comme il n'en existe pas dans l'histoire. Les événements devant Metz font pour nous des jours de gloire et de splendeur à jamais impérissables. Tu communiqueras à l'armée ces sentiments de ma part. Afin de l'honorer, toi et les troupes sous tes ordres, pour ces hauts faits d'armes, je te nomme par la présente : *Généralfeldmarschall* (grand maréchal de Prusse), distinction que je confère également à mon fils, le Prince Royal de Prusse.

GUILLAUME.

PUBLICATION.

Le 31 du mois passé, on a découvert à peu de distance de la ville, et près d'un pont sur la ligne du chemin de fer de Reims à Châlons, une galerie de mines, contenant une quantité considérable de poudre.

Cette découverte fait présumer que de pareils moyens de destruction sont également cachés dans d'autres localités des environs.

Nous publions donc ce qui suit :

« Quiconque connaîtrait l'existence de galeries de mines ou de provisions de poudre est tenu d'en faire part au plus prochain bureau de commandant, immédiatement ou tout au moins dans l'espace de 24 heures.

Le cas échéant ou l'on viendrait à découvrir de pareils engins de destruction sans les dénoncer par écrit aux autorités compétentes, la commune dans la circonscription de laquelle seraient trouvées des mines, des provisions de poudre ou autres matières destructives, sera passible d'une amende maximale de 3 fr. par tête.

Reims, le 4 octobre 1870.

Le Gouverneur-Général,
E. R.
DE ROSENBERG-GRUSZCZYNSKI,
Lieutenant-Général.

DÉCRET

Il est interdit aux rédactions des journaux qui paraissent dans les provinces occupées faisant partie de ce Gouvernement général, de publier aucune critique ou protestation contre les mesures des autorités allemandes.

Ces rédactions sont tenues d'insérer les communications des autorités allemandes textuellement et dans la prochaine feuille du journal.

En cas de contravention, la continuation du journal serait prohibée.

Reims, 4 novembre 1870.

Le gouverneur général,
E. R.
DE ROSENBERG-GRUSZCZYNSKI,
Lieutenant-général.

ORDONNANCE

Concernant les mesures préventives contre la peste bovine (épizootie).

Nous, Gouverneur Général à Reims,

Pour obvier à la propagation ultérieure de l'épizootie qui s'est déclarée dans plusieurs parties de l'Allemagne et de la France, et en tous référant à l'ordonnance du 15 octobre 1870, pour la juridiction de ce gouvernement,

Ordonnons ce qui suit :

1° Les décisions citées dans l'article 4 de l'ordonnance du 15 octobre 1870 sont modifiées en ce sens : qu'il est de plus interdit aux troupes de transporter du bétail vivant, et qu'elles ne doivent pas non plus s'en faire suivre ;

2° Le bétail vivant, sont requis, soit pris dans les dépôts, doit être abattu et mangé immédiatement, si faire se peut ; dans le cas que cela ne serait pas possible, la viande devra être salée et emportée ;

3° Il est interdit de requérir des bêtes vivantes dans les localités où la peste bovine est déclarée existante par certificat d'un conseil de salubrité,—certificat qui pourra être représenté par les maires de ces localités. Les troupes devront se borner à requérir d'autres espèces d'animaux, ou, en cas de nécessité, elles devront se contenter des animaux abattus ;

4° Il est encore interdit aux soldats d'entrer dans des fermes ou étables isolées que des placards déclareraient infectées par la maladie, ou d'en faire sortir des bestiaux vivants.

Reims, le 1er Novembre 1870.

Le Gouverneur-Général,
E. R.
DE ROSENBERG-GRUSZCZYNSKI,
Lieutenant-Général.

DÉCRET
CONCERNANT LA COMPÉTENCE DES TRIBUNAUX.

D'après les ordres de Sa Majesté le Roi de Prusse, commandant en chef des armées allemandes,

Les crimes, délits et contraventions commis contre les puissances alliées, leurs armées et les personnes de leur suite, en outre les crimes, délits et contraventions commis par des personnes qui font partie de ces armées ou qui les suivent, sont jugés par les tribunaux de guerre d'après la loi pénale militaire.

Sauf ces cas, il n'y a rien de change dans la compétence des tribunaux et des officiers judiciaires français qui fonctionneront dans les formes légalement constituées avant la guerre.

Reims, 5 novembre 1870.

Le Gouverneur Général,
E. R.
DE ROSENBERG-GRUSZCZYNSKI,
Lieutenant-Général.

PUBLICATION

Conformément à l'article 7 du décret du 15 octobre 1870, concernant la peste bovine, M. de Katte, préfet des Ardennes, par arrêté du 21 octobre 1870, a déclaré le *département des Ardennes atteint de la peste bovine.*

Le Commissaire civil du Gouvernement général à Reims
Comte TAUFFKIRCHEN.

Reims, le 5 novembre 1870.

Conformément à l'article 7 de décret du 15 octobre 1870, concernant la peste bovine, M. le baron de Landsberg, préfet de l'Aisne, par arrêté du 20 octobre 1870, a déclaré le département de l'Aisne atteint de la peste bovine.

Reims, le 5 novembre 1870.

Le Commissaire civil du Gouvernement Général à Reims,
Comte TAUFFKIRCHEN.

Des recettes de poste ont été établies à Attigny, Braisne, Chéry, Chantenay, Concevreux et Valsery, Fère-en-Tardenois, Fismes, Hauteuil-sur-Marne, Oulchy-le-Château, Soissons, Vailly-sur-Aisne, Vic-sur-Aisne, Villers-Cotterêts.

L'Administrateur des Postes dans les territoires français occupés,
ROSSMIRT.

Reims, le 31 octobre 1870.

AVIS

Le service des voyageurs et des marchandises sur les parcours ci-après mis sous notre administration :

D'Epernay à Nanteuil-Saacy.
De Soissons à Reims et
De Reims à Epernay.

ainsi que sur les parcours
D'Epernay à Frouard,
De Frouard à Metz et à Forbach,
De Frouard par Nancy à Wissembourg et à Strasbourg,

a été repris dans les limites ci-après :

1° L'expédition ne se fera que par les trains que désigneront les agents de l'administration et sans aucune garantie ;

2° Pour le service des voyageurs, il n'y a pas de distinction de classes de voitures ;

3° Les marchandises ne seront acceptées que contre payement du prix de transport jusqu'à la station la plus rapprochée du lieu de destination.

On pourra se renseigner sur les tarifs auprès des chefs de gare et dans les bureaux des marchandises.

Epernay, le 3 novembre 1870.
La commission d'exploitation des chemins de fer.

Bln. 824. Orte Cette bei „Moniteur officiel" Von der deutschen Belagung herausgegebenes amtliches Blatt.

nahe hielt, die Armee für eine große Rolle und den Schutz des Kaiserreiches verfügbar erhalten, hatte sie daher möglichst geschont und auf Durchbruchversuche verzichtet. Ein Kriegsgericht, das er 1872 gegen den Haß und Verratverdacht der Franzosen anrief, verurteilte ihn 1873 wegen Pflichtverletzung zur Degradation und zum Tode, was Mac Mahon als Präsident in 20jährige Gefangenschaft auf der Insel Sainte Marguerite bei Cannes verwandelte, von wo man ihm 1874 nicht allzu schwer machte, zu entkommen. Verlassen, auch von seiner Frau, und arm ist er 1888 in Madrid gestorben.

So konnte nun Friedrich Karl mit seinen Armeekorps sich gegen die Loire-Armee wenden. Die Nachricht von Metz fiel auch zusammen mit Thiers' Ankunft im Versailler Hauptquartier.

Abb. 335. Großherzog Friedrich Franz II.

Sein Waffenstillstandsentwurf, den er Bismarck übergab, begann: „Gemäß dem Wunsche der neutralen Mächte —". Diese Neutralen hingen in diesem Moment wie ein Damoklesschwert über Deutschlands Glück; schon war Beust, von Russenangst befreit, tätig, den Stein der Intervention ins Rollen zu bringen. Alle Aussicht Frankreichs lag bei den Neutralen und Thiers wußte das, fieberhaft waren Bismarcks Diplomatie und Publizistik tätig, die Gefahr der Intervention abzuwenden. Also: „Gemäß dem Wunsche der neutralen Mächte"— ein unbeschreiblicher Blick ohne Worte aus den großen Augen des lesenden Bismarck, und Thiers, er erzählt es mit wackerer Ehrlichkeit selber, beeilt sich zu sagen: „Ich werde diesen Eingang also streichen"; so wird der Effekt der ganzen Reise nach Wien, Petersburg, Florenz, London in diesem Moment vernichtet! Wohl kaum eine Szene gibt es, welche drastischer die von Bismarck ausgehende Übergewalt im Verkehr der Politiker ausdrücken könnte. Den Waffenstillstand scheitern zu lassen hatte Bismarck leicht, aus Anlaß der für ihn unerfüllbaren Bedingung, welche dem unterhandelnden Thiers in Paris zur Pflicht gemacht war: daß Paris während der Dauer des Waffenstillstandes verproviantiert werden sollte.

In diesen Verhandlungstagen mit Thiers (28. Oktober bis 7. November) kam auch die Frage der Friedensbedingungen schon auf die Tagesordnung und erhielt hier ihre Formulierung. Bismarck führte für die Forderung der Abtretungen zuerst den Raub Ludwigs XIV. und die deutsche öffentliche Meinung an. Dem gegenüber spielte der berühmte Historiker geschickte Darlegungen über die stets der Bevölkerung nach französische Eigenschaft von Metz und über die altnationale Situation seit Gallierzeiten aus, denen Bismarck anscheinend im Augenblick nicht so zu folgen vermochte, ohne darum seine Meinung aufzugeben; ja Thiers machte, aber naiv (vgl. S. 554) und unbewußt, den Meisterzug, den Preußen Bismarck in Front gegen die alten deutschen Reichsverhältnisse zu stellen. Desto leichter machte es dann aber Thiers durch den militärischen Unsinn, den er über den als Grenze genügend sichernden Rheinstrom von der Pfalz bis Basel vorbrachte, für Bismarck, mit Stützung auf die Autorität der Moltke und Roon die militärische Notwendigkeit der deutschen Forderung in den Vordergrund zu rücken. So also ist es geschehen, daß bei den endgültigen Friedensverhandlungen im Februar 1871 die deutsche Zurücknahme des Elsaß und eines Teils der 1552 dem Reiche entfremdeten Landschaften nicht so sehr auf das allgemeine Volksempfinden, als vielmehr mit aller autoritativen und formellen Zuständigkeit auf ein militärisches „Wir brauchen Straßburg und Metz" basiert worden ist und daß Bismarck dies auch in den Jahren danach als das Hauptmotiv wiederholt hat.

In der Richtung gegen die Loirearmee hatte v. d. Tann am 10. Oktober glücklich bei Artenay gefochten und sich in Orleans festgesetzt. Vor dreifacher Übermacht mußte er am 9. November die Schlacht bei Coulmiers abbrechen, um nicht von der Hauptarmee abgeschnitten zu werden, und wich bis Toury zurück. Auf

Gambettas Befehl, der als Zivilist die Kampfbereitschaft der Truppen gegenüber der Meinung ihrer Führer überschätzte, brachen gegen Ende November einzelne Korps der Loirearmee gegen die Deutschen auf, zum Zusammenwirken mit Ausfällen aus Paris, die seit Ende Oktober infolge der damals bei Le Bourget erfahrenen Enttäuschung pausiert hatten. Von der Tann hatte sich mit dem in mehreren Gefechten (Dreux 17. November, Chateauneuf 18. November) siegreichen Großherzog von Mecklenburg vereinigen können. Am 28. November hielt bei Beaune la Rolande das X. Korps den Angriff zweier, wenn auch neuformierter, so doch todesmutiger Korps aus und warf sie, abends spät durch Zuzug unterstützt, endlich zurück, womit der Weg nach Paris glücklich wieder gesperrt war. Dieser Tag gehört zu den ruhmvollsten durch die unerschütterliche tapfere Ruhe jener Westfalen und Hannoveraner. Am 2. Dezember kam General Aurelle, der zögernde Führer der Loirearmee und Sieger von Coulmiers, von Gambetta, sowie durch Gerüchte siegreicher Ausfälle der Pariser gedrängt, mit dem Großherzog von Mecklenburg bei Loigny zum Kampf und wurde durch dessen Bayern und Mecklenburger zurückgeschlagen, worauf am 3. und 4. Dezember die großen Kämpfe von Orleans unter Oberbefehl Friedrich Karls die genannte Stadt wieder in die Hand der Deutschen brachten. Aurelle legte den Befehl nieder; ein Teil seiner Armee unter Chanzy wurde auf dem westlichen Wege nach Le Mans noch wieder bei Beaugency von dem Großherzog in mehrtägigen Gefechten bis zum 9. Dezember geschlagen; nach Osten führte Bourbaki den kleineren Teil und zog an diesen die Scharen Garibaldis heran.

Abb. 336. General v. d. Tann.

So blieben die Ausfälle aus Paris ohne das erhoffte Zusammenwirken mit den jenseits der Deutschen stehenden französischen Kameraden.

Nach demonstrierenden Vorbewegungen vom 28. und 29. November brach am 30. die gewaltige Macht unter Ducrot, der „nur siegreich oder tot" Paris wiedersehen wollte, auf der Ostseite gegen die dünne Linie der Württemberger und Sachsen heraus, bei Champigny, Brie und Villiers, hielt sich dort anfänglich, wurde aber seit dem 3. Dezember von den verstärkten Deutschen wieder zurückgedrängt und kam am 4. Dezember nach Paris zurück.

Andere Entsatztruppen sammelte im Norden der General Faidherbe, gegen den Manteuffel und der vortreffliche, feingebildete v. Goeben (1816—80) mit der bei Metz freigewordenen ersten Armee entsandt wurden.

Sie schlugen Faidherbe am 27. November bei Amiens, besetzten u. a. Rouen und Dieppe und schlugen am 23. Dezember Faidherbe abermals an der Hallue, einem Nebenfluß der Somme. Mit den letzteren Kämpfen korrespondierte der große Ausfall, den die Pariser am 21. Dezember 1870 nach Norden zu, wieder nach Le Bourget, machten und der von der Garde abgeschlagen wurde. Immer von neuem suchte die französische Nordarmee ihren Weg zu finden, wurde aber, von Goeben als jetzigem Oberbefehlshaber der ersten Armee, am 3. Januar bei Bapaume zurückgestoßen und endlich am 19. Januar bei St. Quentin endgültig geschlagen und nach Cambrai (Kambrijk) zu in Flucht versprengt.

Bourbaki marschierte auf das von den Deutschen belagerte Belfort, nachdem das Korps v. Werders sich schon mit den Truppen und Freischaren um Dijon und Nuits (18. Dezember) tapfer herumgeschlagen hatte.

Durch das sehr blutige Gefecht von Villersexel (9. Januar) verhinderte Werder den in der Flanke angegriffenen Bourbaki, vor jenem Belfort zu erreichen, und ging dann in

meisterhaftem Rückzuge vor der Übermacht an die gefrorene Lisaine, einen Zufluß des Doubs, zurück. Hier fanden, westlich vor Belfort, auf der Linie von Mömpelgard bis Chénebier, vom 15. bis 17. Januar jene schweren Kämpfe statt, in denen die Badener (unter v. Glümer) nebst ostpreußischer Landwehr, zusammen 43000 gegen 120000 Mann, ihr Wort hielten: Wir lassen keinen durch! und ihre Heimat vor dem französischen Einbruch bewahrten.

Abb. 337. General v. Werder.

Am 18. Januar war Bourbaki im Abzuge, in seinen Rücken eilte aus dem inneren Frankreich Manteuffel als neuer Oberbefehlshaber der „Südarmee" mit dem II. und VII. Korps heran und drängte im Zusammenwirken mit Werder die Armee Bourbakis (den Gambetta inzwischen absetzte) am 1. Februar über die Schweizer Grenze hinüber, wo sie, noch 83000 Mann stark, von den aufgestellten schweizerischen Truppen unter General Herzog entwaffnet wurde. Damit waren das zweite Mal alle französischen Armeen unschädlich gemacht.

Der Pariser Ausfall vom 30. November und die Kämpfe von Orleans hatten das Gute gehabt, daß sie auch den Humanitätsanwälten, deren meistumworbener Protektor der Kronprinz war, die Gefahr und die Menschenverluste durch eine lau verlängerte Kriegführung zeigten.

Die Beschießung kam allmählich in Fluß, aber erst am 23. Dezember konnte Roon den König zu den endgültigen Anordnungen bestimmen. „Warum war dies vor acht Wochen nicht möglich!" klagt der treue Mann, „wieviel Blut und Zeit wäre gespart worden!" Endlich erhielt er in diesen Tagen der schneidendsten Winterkälte seine „traurige Satisfaktion", indem er erfuhr, daß der König selber gar nicht entschieden gegen die Beschießung gewesen, aber daß seine Befehle unter allerlei Entschuldigungen nicht ausgeführt worden waren. Bei der Belagerungsarmee wie bei der großen großen Mehrzahl der Deutschen in der Heimat sprang es wie bange Fesseln von der Seele, als endlich nach den beiden Feiertagen, am 27. Dezember, der eherne Mund von 76 schweren Kanonen das Ἔσσεται ἦμαρ über Paris zu sprechen begann und nun die äußeren Forts verstummten, geräumt wurden, der Ring sich näher an die Wälle zog.

Abb. 338. General v. Göben.

Die Gründung des Deutschen Reiches.

Inzwischen vollzog sich ohne Nervosität, doch nicht gänzlich ohne Spannung und Zwischenfälle die deutsche Einigung.

Baden, seit 1868 unter dem Ministerium von Jolly, dem Nachfolger Mathys, hatte seit 1866 seinen Eintritt in den Norddeutschen Bund mehrfach angedeutet, „wann die Zeit gekommen sein wird" (Thronrede vom 7. April 1870). Von Berlin aus mußte dieser Bereitschaft, die 1867 in einer Kammeradresse zum Ausdruck kam, sogar abgewinkt werden, um nach Bismarcks Wort nicht die süddeutsche „Sahne abzuschöpfen und den Rest sauer werden zu lassen". Am 2. Oktober 1870 schloß sich nun Baden bedingungslos dem Bunde an, Hessen folgte nicht ganz so freudig am 18. November, auch Württemberg war geneigt. Bayern verhandelte seit dem September, wobei Bismarck den bevollmächtigten Delbrück jeden

Druck zu vermeiden angewiesen hatte und Bayern freilich überaus viel Verfassungsänderungen des Bundes oder Reservate für sich forderte. Auch der Gedanke an große oberrheinische Territorialverschiebungen unter elsässischer Entschädigung für ein Königreich Baden und Abtretung der altpfälzischen Gebiete mit Heidelberg und Mannheim an Bayern tauchte auf — unannehmbare Vorschläge für Großherzog Friedrich, der niemals treue Untertanen und seine schönsten, erinnerungsreichsten Lande dahingegeben haben würde. Im Oktober kamen die Bevollmächtigten von Baden, Hessen und Württemberg und auf die Nachricht davon auch solche von Bayern (Graf Bray, seit 1870 nach Fürst Chlodwig zu Hohenlohe Ministerpräsident, und Lutz) ins Hauptquartier nach Versailles zu weiteren Verhandlungen mit Roon und Delbrück. Die hochfliegenden, halb englischen, halb staufischen Ideen des Kronprinzen von einer unitarischen Kaisermonarchie, in deren Oberhaus die bisherigen Landesfürsten nebst anderen hohen Herren sitzen sollten, und mit verantwortlichen Zentralministerien konnten in keinem Stadium zur ernsthaften Erwägung stehen, da sie auf ebensowenig Berücksichtigung des Realen beruhten, wie die Ideen von 1848, die sich wenigstens auf den Neuboden der gewaltsamen Revolution gründen konnten. Nach Weiterungen im November, die zu einem vorläufigen Abschluß ohne Bayern führen zu wollen schienen und auch Württemberg beeinflußten, konnte endlich am 23. November mit Bayern, am 25. mit Württemberg abgeschlossen werden.

So entstand die Staatsform, die danach das Deutsche Reich geheißen wurde, durch eine einfache Ausdehnung des Norddeutschen Bundes.

Jedoch behielten sich die süddeutschen Königreiche ihre Sonderhoheit über das Verkehrswesen und über die Besteuerung von Bier und Branntwein vor (Reservatrechte), Bayern auch für Heimats- und Niederlassungsverhältnisse. Das Heer Württembergs blieb württembergisches unter Oberbefehl des Königs von Preußen. Das bayrische verblieb ein gänzlich selbständiges und stand auch fernerhin für Friedenszeiten unter der Kriegsherrlichkeit seines Königs; der Bundesfeldherr, d. h. der König von Preußen, erhielt im Frieden nur die Inspektion, im Kriege dagegen die Befehlshoheit. In den nunmehr deutschen Bundesrat traten sechs Stimmen für Bayern, vier für Württemberg, je drei für Baden und Hessen ein, wodurch sich die Gesamtsumme auf 58 erhöhte, in den Reichstag hatten 85 süddeutsche Abgeordnete hinzuzutreten; Zollbundesrat und Zollparlament fielen als von selber erledigt hinweg. Luxemburg behielt die Zolleinigung auch mit dem neuen Bunde. Liechtenstein ist nicht „vergessen" worden, wie nachmals gescherzt wurde. Aber bei dessen geographischer Lage jenseits von Vorarlberg und bei den Verhältnissen — seit 1866 war das bis dahin zum Deutschen Bunde gehörige Fürstentum souverän, war und ist aber in wichtigen Beziehungen an Österreich angeschlossen, innerhalb dessen seine Fürsten als große Grundherren begütert sind — konnte sein Beitritt nicht in Frage kommen.

Die deutsche Kaiserkrone, die für das Volksempfinden selbstverständlich war, ohne die das ganze Werk seine Freude und das wichtigste „Imponderabile" für die innere Festigung und die geistigkünftige Vollendung des Reichsgedankens verloren hätte, fand ihren nicht ganz einheitlichen Widerstand in König Wilhelm selber, aus einem eigenen Gemisch von historisch gewöhnter internationaler Bescheidenheit gegenüber Rußland und Österreich und wieder von historischem Preußenstolz und wegen der monarchischen Leere dieses Titels („Charakter-Major"). Vorgezeichnet war der geschichtliche Kaisername, seit man 1866/67 einen „Reichstag" eingesetzt hatte; im Einklang mit dem öffentlichen Patriotismus, mit dessen „Reichs"erwartung und der 1866 neu ermutigten Kyffhäuserdichtung wirkte schon im August 1870 der Großherzog von Baden bei König Ludwig von Bayern für den Kaisertitel. Nach Sedan konnte Ludwig II. sicher sein, daß, wenn er den ersten Schritt nicht tue, ihn andere tun würden. Daran, daß Sachsen ihn tue, war wirklich gedacht worden, Ludwig erwartete ihn nicht ohne Eifersucht am wahrscheinlichsten von Baden, dem gegenüber der alte Sponheimer Verdruß der Höfe (S. 440) tatsächlich erst 1899 durch einen Austausch von Besuchen überbrückt worden ist. Eigenartig tauchen hier verschollene Reichsreminiszenzen auf: im Interregnum hatten Pfalz und Sachsen das Reichsvikariat; wer würde nun als Reichsvikar zuerst vom neuen Kaiser sprechen, Pfalz oder Sachsen, und für Pfalz: Bayern oder der Erbe, der die Schlüssel des Kurfürstenschlosses von Heidelberg hielt?

Graf Wartensleben. Blanquart. Zezulka. Wiehr. Willisch. Taglioni.
Graf Bismarck Bohlen. L. Bucher. Bismarck. Abeken. M. Busch. Wagener. v. Holstein.
Wollmann. Delbrück. Graf Hatzfeld. v. Rendell.

Abb. 339. Der Bundeskanzler und seine Beamten in Versailles. Nach einer Aufnahme von H. Schnaebeli in Berlin.

Mit diesen Stimmungen und Antrieben des sehr bayrischen und sehr souverän disponierten jungen Königs, der aber wiederum im Juli 1870 keinen Augenblick gezaudert hatte, kam eine Anregung aus Versailles vom 27. November zusammen, von Bismarck, der sich seit dem Oktober mit der Kaiserfrage beschäftigte. Er machte wirksam geltend, daß für Bayern eine kaiserliche Bundesautorität leichter erträglich sein müsse, als die königlich preußische. Daraufhin fertigte König Ludwig das berühmte Schreiben an König Wilhelm ab, nach einem als Unterlage mitgesandten Konzept Bismarcks. Am 3. Dezember war der Bote, Graf Holnstein, von Hohenschwangau zurück, und Prinz Luitpold, der Oheim des Königs, überreichte dem König von Preußen das Schreiben. Durch dieses hatte Bismarck nun auch die wichtige Handhabe, daß König Ludwig ausdrücklich nur einem Kaiser die Bundeszugeständnisse machen wollte. Zugleich hatte der bayrische König an die übrigen Souveräne ein Rundschreiben gerichtet. Im Reichstag wurde dieses am 5. Dezember mitgeteilt, worauf im dort vorliegenden Verfassungsentwurf des Deutschen Bundes die Änderung in Deutsches Reich und die Einfügung des „Deutschen Kaisers" erfolgte (9. Dezember).

Über letzteren entstanden neue Schwierigkeiten, da Wilhelm, wie er ein König von Preußen war, auch nur ein Kaiser von Deutschland sein wollte, was sachlich-staatsrechtlich wie politisch gleich unmöglich war. Diese Frage war nur durch den Reichstag (im Sinne des Deutschen Kaisers), nicht beim König erledigt, der noch am 17. Januar 1871 eine Beratung hierüber unwirsch abgebrochen hat.

Am 18. Dezember 1870 empfing der König die vom Reichstag mit einer Adresse entsandte Abordnung; zum zweiten Male nach 21 Jahren hatte Präsident Simson einen erkorenen Kaiser im Namen der parlamentarischen Nation zu begrüßen. Diesmal aber konnte das Parlament betonen, daß es „vereint mit den deutschen Fürsten" um die Annahme bitte, und König Wilhelm erklärte darauf die Annahme: „Nur in der einmütigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsch der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf."

Die Verkündigung des Kaisertums am 1. Januar wurde verschoben, weil die Stuttgarter und Münchener Landtage die Novemberverträge noch nicht angenommen hatten. In Stuttgart geschah dies am 1. Januar, in München stellte die ultramontane „Patrioten"-mehrheit den Vertrag zeitweilig ernsthaft in Gefahr, bis die nationale Strömung und die Rücksicht auf den Bestand der Kammer schließlich einen größeren Teil Stimmen von ihr abriß und die nötige Zweidrittelmehrheit mühsam (102 gegen 48) zustande kam. Das war am 21. Januar; spät kommt ihr, doch ihr kommt, grüßte sie die Versöhnungstimmung des übrigen Deutschland.

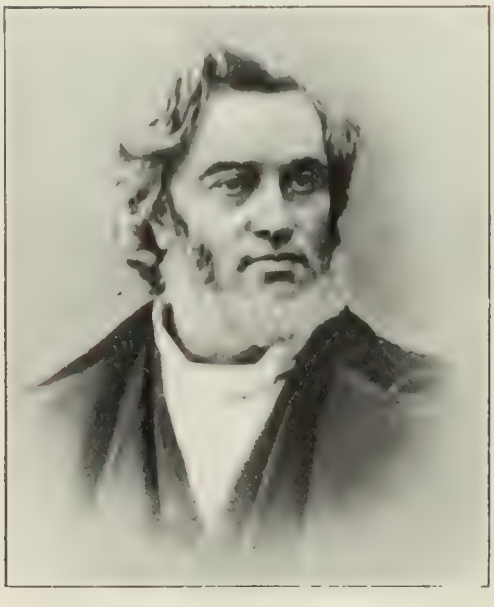


Abb. 340. Jules Favre.

1. 1871.

In Versailles hatte man nicht mehr auf die bayrischen Patrioten gewartet. Am 18. Januar, dem Gedenktage der Gründung des preußischen Königtums, erfolgte die Kaiserproklamation, in der großen, dem Garten zugewandten Spiegelgalerie jenes Schlosses, das der raubende Ludwig XIV. erbaut und das Ludwig Philipp in das große Historienmuseum „A toutes les gloires de la France" umgewandelt hatte. Der Großherzog von Baden, der das weltgeschichtliche Hoch auf den neuen „Kaiser Wilhelm" ausbrachte, vermied die Titelfrage; weiterhin ließ sie der bedächtig nachverstehende Monarch auf sich beruhen.

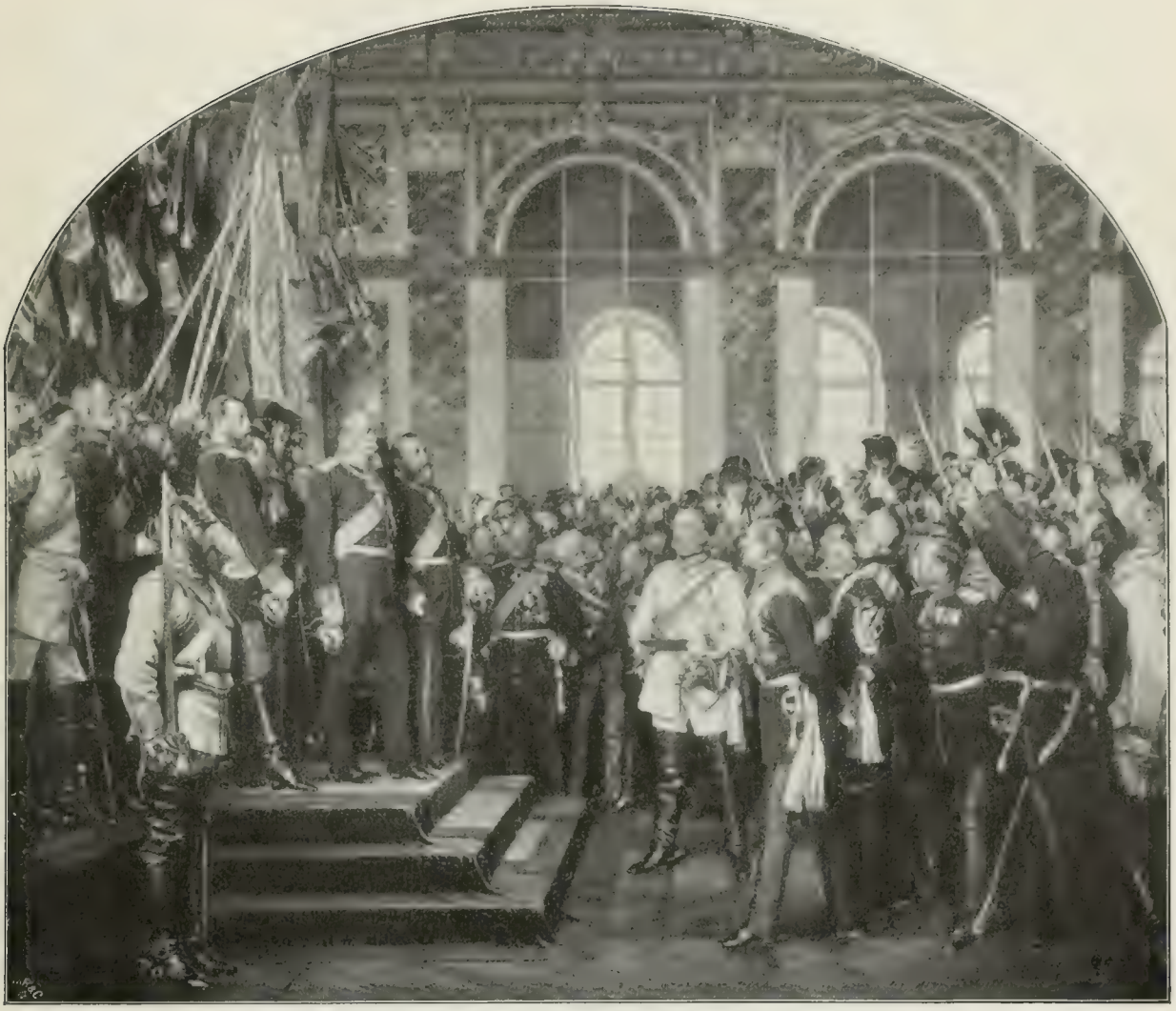


Abb. 341. Die Kaiserproklamation zu Versailles. Gemälde von A. v. Werner.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

So blieb er, was so persönlich wichtig für ihn, wie staatsrechtlich selbstverständlich war, König von Preußen und hieß als solcher zugleich Deutscher Kaiser. Und der Großherzog sprach das tiefgründige Wort, das sich seither immer vollständiger erfüllt: der scheinbar leere Kaisertitel werde bald zur vollen Bedeutung gelangen. Die vor der fürstlichen und militärischen Versammlung von Bismarck verlesene Botschaft der Übernahme der kaiserlichen Würde wurde gleichzeitig dem deutschen Volke bekannt gemacht.

Das Ende des Krieges.

Es waren die Tage, da sich in harten Winterkämpfen entschied, daß weder ein Entsatz von Paris noch ein Durchbruch über Belfort nach Baden (s. o.) den Krieg anders wenden würde. Die nationale Verteidigung Gambettas und seines unermüdlichen Gehilfen und Militärchefs, des einstigen Ingenieurs de Freycinet, hatte in all ihrer begeisternden und zwingenden, rauhen Kraft versagt. Und in Paris drohte der Ausbruch der Kommune, welcher dieser Republik längst prophezeit worden war; dazu waren die letzten denkbaren Nahrungsmittel erschöpft. Am 23. Januar begann Jules Favre Verhandlungen mit Bismarck, die am 28. zum Waffenstillstand auf drei Wochen zwecks Wahlen für die Nationalversammlung, zur Festsetzung einer Demarkationslinie für diese Waffenruhe (wodurch Bourbaki ausgenommen wurde) und zur Übergabe von Paris, bei dessen Verproviantierung und Besetzung der Forts durch die Deutschen führte. Gambetta erhob trotzigen Einspruch, dankte am 6. Februar ab, am

13. Februar trat die gewählte Nationalversammlung in Bordeaux zusammen und wählte Thiers zum Haupt der vollziehenden Gewalt. Dieser erschien nebst Favre am 21. Februar im Versailler Hauptquartier, wo durch die Friedenspräliminarien vom 26. Februar nach dramatischem, zähem Kampfe den aufs äußerste ringenden und bewegten Franzosen Belfort zugestanden und von den geforderten sechs Milliarden der Kriegsentschädigung eine nachgelassen wurde. Das übrige Elsaß sowie Metz nebst dem zugehörigen Departement — das Bistumsland, das altluxemburgische, aus den spanischen Niederlanden 1659 an Frankreich überlassene Amt Diedenhofen, ein geringer Teil des Herzogtums Lotringen und kleinere ehemalige Herrschaften — wurden an das Deutsche Reich abgetreten. Der Einzug der Deutschen in Paris wurde zugestanden und Vereinbarung getroffen über die Ratifikationen und die vorläufige deutsche Besetzung von Teilen Frankreichs. Eine letzte Einmengung Englands wurde, nicht unähnlich den Tagen von Nikolsburg, wo Frankreich dieser Dritte war, vermieden, indem Bismarck den Botschafter nicht empfangen zu können erklärte, weil die Franzosen gerade da seien, und am gleichen Tage den Vorfrieden abschloß.

Auf dem Felde der französischen Paraden, bei Longchamps, hielt Kaiser Wilhelm die seinen ab, die ein Abschiednehmen der Sieger voneinander waren. Zugleich hielten die deutschen Truppen, IX., VI. und II. bayrisches Korps am 1. März den Einzug in Paris, von Westen her durch den Triumphbogen Napoleons I. die Elyseischen Felder hinab bis zum Konkordienplatz, wo sie biwakierten. Desto eiliger nahm die Nationalversammlung den Vorfrieden an, so daß die Ratifikationen am 2. März ausgetauscht wurden, die auf den 3. und 5. März angesetzten weiteren Einzüge unterblieben und die drei Korps am 3. Paris verließen. Die rasche Heimreise der Fürsten und Bismarcks, die langsamere Heimkehr der Truppen, soweit sie nicht bestimmungsgemäß noch die Forts von Paris und pfandweis okkupierte Teile von Frankreich (unter Manteuffel, bis Mitte September 1873) besetzten, nahm ihren Anfang.

An Toten und Verwundeten des gesamten Krieges zählte Deutschland 6247 Offiziere, 123453 Mann: ein Viertel der Offiziere, ein Siebtel der Mannschaften, die die herrlichen Ergebnisse bezahlten.

Die vor Paris verbleibenden Truppen sahen noch den Bürgerkrieg Frankreichs. Am 9. März begann der revolutionäre Aufstand, der sich am 28. März als Kommune konstituierte und die Provinz einzubeziehen suchte, am 3. April auch die republikanische Regierung, die nach Versailles übergesiedelt war, aufzuheben suchte. Mit Truppen, die ihr durch schleunige Entlassung von Gefangenen aus Deutschland verstärkt waren, schlug die Regierung im Mai (bis zum 29.) den Aufstand nieder, der die Möglichkeit geordneten Widerstandes durch fanatische Greueltaten, Niederbrennung der öffentlichen Gebäude, der Tuilerien usw. ersetzte. 16500 Kommunards fielen in den wirren Barrikadenkämpfen und Metzeleien, Tausende wurden (bis 1879 und 1880) deportiert.

Der Kommuneaufstand kam der schließlich glatten Erledigung des Friedens zugute, der am 10. Mai 1871 zu Frankfurt im Weißen Schwan von Bismarck und Jules Favre abgeschlossen wurde und die Einzelfragen ordnete.

Darunter befanden sich die „Option", d. h. freie Wahl ihres Vaterlandes durch die Elsässer und „Lotringer", wozu im Sinne Frankreichs besonders auch die aus der französischen Armee zu entlassenden Soldaten veranlaßt wurden; ferner die Form und Fristen der Kriegsentschädigung, der Schutz der Kriegergräber, eine dauernde Handelsvereinbarung, daß beide Nationen sich nach dem Maßstab der Meistbegünstigung behandeln sollten, Ankauf der der französischen Ostbahn gehörigen Bahnstrecken in den abgetretenen Gebieten durch das Reich und nähere Festsetzungen über den Lauf der Grenze. Le Rhin fera la frontière, hatte es im Juli 1870 in Paris geschallt; als man nun auf dem Vogesenkamm die Grenzsteine setzte und einen fußbreiten Rasenstreif zur Kennzeichnung aushob, war durch launischen Zufall ein deutscher Oberst namens Rein bei diesem neuen Grenzemachen der verdienstliche Vollstrecker.

Am 16. Juni zogen, das Eröffnungsspiel all der Einzüge in den deutschen Städten, die Truppen in das geschmückte Berlin ein, darunter ein Bataillon, das aus allen deutschen Kontingenten zusammengesetzt war.

Abb. 342. Heil dir im Siegerkranz. Gemälde von Camphausen.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

83 erbeutete Adler und Fahnen voran! Im lachenden, blitzenden Nachmittag-Sonnenschein; dann die Garde, die Reiter von Mars-la-Tour, „aber an Zahl die Hälfte nur", flatternde Ulanenfähnchen, die rasselnden Batterien. Und jetzt das zusammengesetzte Bataillon, jeder Zug ein Armeekorps, jeder Mann das Eiserne Kreuz. Bismarck, Moltke und Roon vor dem Kaiser, in unermeßlichen Ehren, die „drei Paladine", die nun in dieser Dreieinigkeit unerschütterlich in die Seele des deutschen Bewußtseins geschrieben blieben. Der Kaiser; nach ihm mit dem Marschallstab Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl; die Prinzen und Fürsten alle, darunter Luitpold von Bayern und Friedrich von Baden, der seit 1870 den Preußen und dem ganzen vaterländischen Deutschland wie ein gemeinsamer besonderer Schutzanwalt des deutschen Gedankens geworden war. — Seit 1864

Zum dritten Mal
Ziehen sie ein durch das große Portal;
Die Linden herauf erdröhnt ihr Schritt,
Preußen-Deutschland fühlt ihn mit.

Hunderttausende auf den Zehenspitzen!
Vorüber, wo Einarm und Stelzfuß sitzen;
Jedem Stelzfuß bis in sein Bein von Holz
Fährt der alte Schlachtenstolz.

Halt,
Vor des Großen Königs ernster Gestalt!

Bei dem Fritzendenkmal stehen sie wieder,
Sie blicken hinauf, der Alte blickt nieder;
Er neigt sich leise über den Bug:
„Bon soir, Messieurs; nun ist es genug." (Fontane.)

Abb. 443. Der Kaiser, seine Paladine und Heerführer und die Fürsten des Reiches. Relief vom Niederwalddenkmal. Zugleich als ein in dem monumentalen Erinnerungszweck begründetes Beispiel der die Zeit nach 1870 beherrschenden Sachlichkeitskunst.

Das neue Deutsche Reich.

Die Zeit Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks.

Ausbau des Reiches und der Staatsbürger-Monarchie.

Nur bis zum Sept. 1873 blieb Frankreich zu Teilen, die stufenweise freigegeben wurden, von den Deutschen unter Manteuffel besetzt. Denn statt bis zum März 1875 zahlte Thiers, um das Land von der militärischen Pfandhaltung zu befreien und um Frankreichs Reichtum zu demonstrieren, die 5 Milliarden schon bis zu jenem Datum aus.

Die 5 Milliarden Franken machten nebst Zinsen und Pariser Kontribution 1484633496 Taler aus, wovon aber der Kaufpreis der elsässisch-lothringischen Bahn abging. Ihre Verwendung fanden sie zum wirklichen Ersatz von Ausgaben der Kriegführung und als Entschädigungen, ferner für die Bildung des Reichsinvalidenfonds (187 Millionen Taler, des Reichsbarschatzes von 40 Millionen Talern, der für den Kriegsfall im Juliusturm zu Spandau liegt, für die Ausgestaltung der deutschen Festungen, in kleinerem Betrage auch für die Marine und für Reichsinstitute, ferner als Fonds für den Bau eines Reichstagsgebäudes, für Dotationen an die meistverdienten Männer; ein noch sehr erheblicher Betrag wurde an die Einzelstaaten verteilt.

Das Deutsche Reich und das deutsche Volkstum in Mitteleuropa.

Die Neuwahlen im März 1871 brachten eine große mittelparteilich-nationale Mehrheit für den Reichstag; am 14. April wurde in diesem die neue Reichsverfassung angenommen, und sie trat am 4. Mai als Reichsgesetz in Kraft.

Sie konnte kein Abschluß deutscher Gestaltungen sein, wenn man in jenen Tagen auch des durch sie Gewonnenen so unendlich froh war, daß viele die deutsche Geschichte glückhaft abgeschlossen sahen, anstatt daß diese doch erst wieder klar und frei begann. Die Errichtung des Deutschen Reiches von 1871 bedeutet: Verzichte zu Gunsten von Klärung. Man hatte keinen Dänen und keinen Holländer mehr am deutschen Bundestisch sitzen, es konnte auch innerhalb des neuen Bundesstaates nicht mehr ein Staat seinen eigenen Weg gehen, wie im alten Reiche zuletzt alle bedeutenderen Staaten und wie auch im Deutschen Bunde Österreich und Preußen bei Gelegenheit nach ihrem Belieben getan hatten. Die neue Reichsverfassung ist mit ihren psychologisch so fein bedachten Unregelmäßigkeiten, Kompliziertheiten und Verdoppelungen zwar auch ein wenig „monströs", wie Pufendorf die alte kennzeichnete, aber diese war es durch all das Abgestorbene und jene ist es, weil sie alle lebendigen Kräfte sammelt. Insbesondere hatte sie die alte Unwahrheit und Unklarheit ausgeschaltet, hatte durch offenes Entgegenkommen an das Abweichende desto fester die Einheit begründet und gesichert. — Das Reich von 1870/71, als Bundesstaat gestempelt, treffender als Staat über Staaten zu bezeichnen, bildet einen besser geschlossenen Staatskörper, als ihn die deutsche Geschichte jemals gekannt hatte. Nicht bloß aus äußerlichen und persönlichen Gründen, sondern auch aus vollstem inneren Recht war vermieden worden, das neue Kaisertum als Fortsetzung des alten erscheinen zu lassen. Das alte war in seinen Ansprüchen und Angliederungen ein zerfließendes Hinwegquillen über die Grenzen des Volkstums gewesen, das neue war ein herbes Sichkonzentrieren, ohne die Grenzen dieses deutschen Volkstums auch nur zu füllen, aber es war vollkommene Realität, in jeglichem Einklang von Anspruch und Bestand. Hierdurch gewann der Deutsche, weil endlich klarer vom Ausland gesondert, nun auch vermehrte Aussichten für die Festigung seines Nationalgefühls.

Überblickt man die Grenzen des Deutschen Reiches, eingezeichnet in die des Deutschtums, so verbleiben *außerhalb des Reiches* die Niederdeutschen und Niederfranken von Holland und Belgien, in welch letzterem Lande ferner etwa 40000 Hochdeutsche jenseits der Reichsgrenze wohnen. Ferner die Hochdeutschen von Luxemburg (etwa 200000), die der Schweiz, Österreich-Ungarns und der baltischen Provinzen Rußlands. Diese alle sind, im Gegensatz zu den Niederländern und Vlaemen, durch dieselbe *Schriftsprache* mit den Reichsdeutschen verbunden, durch mehr oder minder dieselbe Kultur und — mit Ausnahme der Schweizer, die sich das gute Recht wahren, ihre Mundart zu sprechen — auch durch dieselbe *Umgangsprache*, bei einiger dialektischer Färbung und einigen Absonderheiten im Wortschatz.

Dagegen hat das Deutsche Reich wiederum *Fremde* in sich, im ganzen 7%. Davon sind Germanen die Nordschleswiger, die bis gegen Flensburg wohnen und keineswegs reines Dänisch, sondern einen jütischen Grenzdialekt reden. Romanisierte Franken sind die französisch sprechenden Bewohner im westlichen Grenzstreifen des neuen deutschen Lotringen und in einigen versprengten elsässischen Landstrichen; Slawen die lausitzer Wenden, die Polen in Posen, Westpreußen und Oberschlesien, die Masuren in Ostpreußen und ein kleiner Teil Tschechen in Schlesien; den Slawen wenigstens nahe stehen die Litauer in Ostpreußen.

Woran in Deutschland niemand dachte, das erwartete argwöhnische Besorgnis unter den reichsfremden Volksgenossen: daß das Preußentum bei den neugeschaffenen deutschen Grenzen von 1871 nicht werde stehen bleiben wollen.

In der deutschen *Schweiz* führten die deutschfeindlichen Stimmungen im März 1871 sogar zu tumultuierenden Kundgebungen, und auch von *Holland* aus suchte sich die Abneigung lange Zeit durch unnötiges Beunruhigtsein und spöttische Reden kund zu tun. Allmählich hat die Erkenntnis der deutschen Friedensgesinnung und des oft selbstverleugnerischen politischen Nichtbegehrens seit 1871, haben das aus sich selber wachsende Ansehen eines großen Staatswesens, der Respekt vor unserer wirtschaftlichen Stellung und damit verbunden der wichtige Hebel bürgerlicher und persönlicher Interessen die Gehässigkeit zurückgedrängt, die doch auch niemals zwischen den feiner Gebildeten jenseits und diesseits der Reichsgrenze bestand. Und der Schweiz ist der ehrenvolle Triumph geworden, einen besten Teil der deutschen Bildung, Kultur und Dichtung ihren *Jeremias Gotthelf*, *Gottfried Keller*, *C. F. Meyer*, *Leuthold*, *Jakob Burckhardt*, *Böcklin* dankbar werden und mit Eifer in deren Schule gehen zu sehen.

In *Österreich* brachten die Ereignisse von 1870 und 1871 die umgekehrte Erscheinung hervor, weite und wichtige Kreise der Deutschen müder ihres eigenen nationalitätswidrigen Staatswesens zu machen, in welchem sie durch die Ereignisse von 1866 unbestreitbar an Überlegenheit und Maßgeblichkeit verloren hatten.

Bald während des Krieges mußte Beust bekennen: wir könnten schon aus Rücksicht auf die Stimmung unserer Deutschen Preußen nicht feindlich entgegentreten. Das Herz dieser Deutschen war da, wo Preußen an der Spitze des von ihm geführten Deutschland focht. Und diese Strömungen im Deutschösterreichischen haben sich seitdem so vertieft und befestigt, daß sie von einer vorsichtigen und verantwortlichen Verwaltung der Reichspolitik zuweilen sogar zurückgewiesen werden mußten. Bismarcks Vollbringung hätte es ihm persönlich nahelegen können, den Ausschluß Österreichs nicht bloß für eine zunächst notwendige, sondern für eine dauernde Erlösung auszugeben, und sein politischer Blick blieb überdies unwillkürlich und begreiflich immer in erster Linie auf die Stellungnahmen und Möglichkeiten in der Wiener Dynastie und Regierung gerichtet (noch in den „Gedanken und Erinnerungen"). Doch alles dies hat ihn nicht gehindert, sich mehr, als mancher beachtet, um die Deutschen in Österreich und um ihre politische Bedeutung für uns zu kümmern und ihnen — das sicherste Anzeichen eines aufrichtigen Interesses — gelegentlich auch ihre Fehler, ihr rechtes deutsches Micheltum nachzuweisen. Gerade aber die geringe, auf engere Gruppen beschränkte Ermutigung aus dem Reiche hat auf die Deutsch-Österreicher und auf die von ihnen seither eingeschlagenen Richtungen einen die selbständig eigene Ermannung nur fördernden Einfluß geübt, und so ist manches bei ihnen geschehen, was, wie z. B. die evangelische Bewegung, auch ein Bismarck nicht voraussehen konnte.

Gesetzgebung und Organisation.

Das Jahrzehnt 1867—1877 stellt sich, je abgerückter wir es allmählich schon schauen, nur desto mehr als eine der großartigsten Perioden der deutschen Geschichte dar.

In unvergleichlicher Ehrwürdigkeit vor aller Welt, die nicht erst unterstützt, aber die kundgetan und zum Verständnis Aller geführt wurde durch die meisterhafte Bismarcksche Einwirkung auf die öffentliche Meinung, stand der alte Kaiser, in unvergleichlichem Respekt der Völker und Regierungen stand sein treuer Diener und Führer, der „eiserne Kanzler". Er allein war für die Reichsregierung verantwortlich, alle Reichsämter waren und wurden dem Reichskanzler als Dienststellen untergeordnet. An Neidern fehlte es ihm nicht, nicht einmal an Besserwissern, aber sie waren zusammengeschrumpft auf einzelne Kräfte in den sog. höheren Regionen, die sich wiederum mit einigem subalternen und besoldeten Anhang ausstatteten. Und dazu gab es noch den mehr oder minder harmlosen Kreis von allerhand Staatsmännern a. D., die einst schon vor Bismarck ihren Namen unter amtliche Schriftstücke gesetzt hatten, die der alten Schule und der patriotischen Kleinmeisterei etlicher Einzelstaaten angehörten und denen der Gewaltige fortfuhr auf die Nerven zu fallen, nachdem durch ihn ihre niemals fertig gewesenen Gespinstlein spurlos davongeblasen waren; sie saßen nörgelig zusammen bei den guten Diners alter Herren oder gruppierten sich auch wohl um diesen und jenen fürstlichen Namen, den sie für verwendbar und hoffnungsvoll für ihre Kleinmeistereien hielten. In der wirklichen Nation der Deutschen war man im besten Zuge, sich an das Große, und daß man es bei sich sehe, zu gewöhnen. Bismarcks Autorität in der auswärtigen Politik fand überhaupt keinen Widerspruch mehr, in der inneren vorläufig nur den der auf kein halbes Hundert Abgeordnete verringerten Fortschrittspartei, sowie den des sich bildenden und zunehmend erstarkenden Zentrums, von dem zu reden sein wird.

Zu Bismarck und mit ihm standen im Reichstage der große Block der Nationalliberalen und, wenigstens im Ganzen genommen, in allen Fragen politisch-nationaler und staatlich-monarchischer Natur, auch die Konservativen. Es war die Zeit der deutschen Freude am Reichstage, welcher im Verein mit dem Kaiser- und Kanzlertitel das sichtbarste, verständlichste Symbol der „wiedererrungenen" Einheit war. Zugleich war es die klassische und schöpferische Zeit des neudeutschen Parlamentarismus.

Eines schöpferischen Erzeugens durch Wegräumen des Überlebten und der hemmenden Schranken. Die liberalen Kräfte waren die führenden geworden, im Sinne einer nationalen Modernität. Das patriotische Bürgertum mit seiner neuhergestellten und neuvertieften monarchischen Gesinnung wurde fast identisch mit dem jungen neuen Reiche, und nicht ohne eigene Gefühle sahen die alten konservativen Kreise diese Händevereinigung von Monarchie und Städtertum, von Staatzweck und Bürgerstand, von Ministerium und Parlament. — Das Sicheinrichten im neuen Bunde und Reiche, das 1867 begonnen hatte, fand nun schönste Fortsetzung und Erweiterung.

Elsaß-Lothringen wurde, nachdem die Idee einer Teilung aufgegeben war, durch Gesetz vom 9. Juni 1871 zum Reichsland gemacht, wo der Kaiser im Namen des Reiches die Staatsgewalt ausübt. Die ehemaligen Departements Ober-, Niederrhein und Mosel wurden in die Regierungsbezirke Kolmar, Straßburg und Metz umgewandelt. Die ersten dortigen Maßregeln galten der deutschen Schule und den Festungen; am 1. Mai 1872 wurde unter herzlicher Anteilnahme ganz Deutschlands die deutsche Hochschule zu Straßburg eröffnet. Der Vollzug der Option (s. S. 584) am 1. Oktober 1872 ließ 12000 echte Franzosen und 38000 Landeskinder auswandern. Am 1. Januar 1874 machte die bisherige Diktatur des Bundesrates der Reichsverfassung Platz, doch blieb noch der sog. Diktaturparagraph, welcher dem Kaiser oder seinem Vertreter ungesäumte Maßregeln „bei Gefahr für die öffentliche Sicherheit" freigab. Während die Reichstagswahlen im Reichslande, zum ersten Male 1874 abgehalten, vorläufig im Sinne des

Abb. 344. Nationaldenkmal auf dem Niederwald „zur Erinnerung an die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches", erbaut 1877—1883. Von Johs. Schilling. Die Aufnahme ist bei der Herrichtung für eine Festlichkeit gemacht.

Protestes ausfielen, gewann im Lande die Partei der Autonomie — welche nicht gegen 1871 protestierte und dem Lande möglichst viel Selbständigkeit schaffen wollte — früh und rasch an Boden, machte sich seit 1877 auch bei den Reichstagswahlen bemerkbar. Daher wurde schon 1874 der gutachtend beratende Landesausschuß eingeführt, der 1879 beschließende Landesvertretung wurde; 1879 auch erhielt das Reichsland Vertretung im Bundesrat, durch beratende Delegierte, und einen inländischen Statthalter des Kaisers. Erster Statthalter wurde Edwin v. Manteuffel, der durch große aber wenig fruchtbare Zärtlichkeit für Klerus, Notabeln und Französler die nationalen Erwartungen Deutschlands stark enttäuschte und, wie mit Überzeugung geurteilt wurde, die Eingewöhnung ins Reich mehr aufhielt als daß er nachhalf, sie für unvermeidlich zu halten.

Durch Gesetze von 1871 und 1873 ward das neue einheitliche Münzsystem des Reiches geschaffen, unter Zugrundelegung der Goldwährung, was die französischen Barmassen erlaubten. Die liberale Freizügigkeit und Gewerbefreiheit wurden vom Norddeutschen Bunde übernommen, jedoch durch das Patent- und Musterschutzwesen, das sich mit anderweitigen Gesetzen auch auf das Gebiet der geistigen und künstlerischen Hervorbringung ausdehnte, wurden gegen

die Gefahr, daß schrankenlose Gewerbefreiheit zum Diebstahl wird, gebührende Abdämmungen geschaffen (1876 und 1877). Da Bismarcks Gedanke einer Eisenbahneinheit des Reiches scheiterte, blieb dem Reichseisenbahnamt (1873) nur eine allgemeine beaufsichtigende Beschäftigung mit dem Bahnwesen im Reiche, während die Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen, die auch die luxemburgischen mit verwalteten, einem besonderen Reichsamt unterstanden. Als weitere Reichsbehörden standen unter dem Reichskanzler die Reichskanzlei, das Auswärtige Amt, das Reichsamt des Innern mit verschiedenen Unterbehörden, die kaiserliche Admiralität, das Reichsjustizamt, das Reichsschatzamt, das Reichspostamt, die Reichsbank (welche 1875 aus der früheren Preußischen Bank hervorging, mit privatrechtlichem Charakter als juristische Person, aber unter reichsstaatlichem Direktorium) und die Reichsschuldenkommission.

In die Zuständigkeit des Reiches wurde auch das gesamte Rechtswesen gezogen. Eine einheitliche Gerichtsverfassung, welche doch die Hoheit der einzelnen Bundesstaaten nicht antastete und im Reichsgericht einen gemeinsamen obersten Gerichtshof erhielt, ebenso Zivilprozeßordnung und Strafprozeßverfahren wurden durch Gesetze von 1877 geschaffen und 1879 in Kraft gesetzt. Hierdurch wurden die Schwurgerichte, das Lieblingskind von 1848, für die weniger das alte deutsche oder das geschichtlich erwachsene englische Verfahren als vielmehr das französische von 1791 Vorbild war und die in vielen deutschen Staaten schon bestanden, jetzt im ganzen Reiche als Gerichtshöfe für schwere Verbrechen eingeführt. Das Reichsgericht wurde durch Bundesratsbeschluß von 1877, worin Preußen überstimmt wurde, nicht in Berlin, sondern in Leipzig errichtet. Zu dem Strafrecht von 1870 hinzu, das auf das Reich ausgedehnt wurde, wurde auf Antrag des Rechtsanwalts und Mitgründers der nationalliberalen Partei Ed. Lasker (1829—1884) und des früheren Osnabrücker Bürgermeisters, jetzigen Beirats der Berliner Diskontogesellschaft Johs. Miquel (1829—1901) der große Plan zum Beschluß erhoben (endgültig 1873), ein Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich an die Stelle der Rechtsvielheit im Reiche — nämlich des im Wesentlichen auf den fremden Rechtsquellen beruhenden Gemeinen Rechts und der partikularstaatlichen Rechtsschöpfungen vergangener Zeiten, mit Einschluß des Code Napoleon — zu setzen. 1874 trat die vom Bundesrat eingesetzte Kommission zusammen und stellte bis 1888 ihren Entwurf fertig, dessen Veröffentlichung jedoch sehr viele Kritik entfesselte.

Für die Einzelstaaten bedeuteten die nationalliberalen Schöpfungen am Reiche, wie man sie cum grano salis bezeichnen kann, zum Teil nur eine Entsprechung zu ihren eigenen, schon vorhandenen Einrichtungen, zum Teil aber auch einen einschneidenden Eingriff in ihren bisherigen Zustand.

Namentlich in Mecklenburg, wo denn auch, im Schweriner Teil und unter Entgegenkommen des Großherzogs Friedrich Franz II., die auf konstitutionelle Verfassung gerichteten Wünsche neue Belebung erfuhren. Aber die Ritterschaft blieb unerschütterlich, und seit dem Tode des genannten Landesherrn ist von Bemühungen der Krone, das staatliche Verfassungsleben durchgreifend zu modernisieren, nicht mehr zu berichten. Aber auch die Verfassungsbewegung im Lande ist abgeflaut: eine Folge teils davon, daß durch die Reichsgesetzgebung eben doch sehr viele Dinge einbezogen und wohltätig neugeordnet worden sind, teils davon, daß der konstitutionelle Parlamentarismus nicht mehr das öffentliche Interesse in jenem hoffnungsvollen Maße an sich zieht, wie in den älteren Generationen, und daß überhaupt in den Vordergrund der öffentlichen Meinung, Erörterung, Bestrebung und Besorgnis andere Fragen, als die der partikularen Verfassungen, gerückt sind.

Dagegen erfuhr Preußen als Einzelstaat nach 1870 eine Anzahl Neuformungen, die mit dem Geiste, aus welchem der Ausbau des Reiches geschah, eng verwandt waren, und mit ihnen holte es also die Vorsprünge der Mittelstaaten nach.

Die Selbstverwaltung, zu der vor den Befreiungskriegen der Grund gelegt worden war, erhielt ihre Weiterbildung durch die gegen die Konservativen durchgesetzte Kreisordnung von 1872 und Provinzialordnung von 1875, mit entsprechenden Kreistagen, Provinziallandtagen und Ausschüssen, deren Mitglieder weniger als primär gewählte Abgeordnete, denn als durchgesiebte Vertrauenspersonen zu bezeichnen sind. — Die Provinz Preußen wurde 1877 in Ost- und Westpreußen geteilt. Eine spätere entsprechende Absicht mit der Provinz Schleswig-Holstein, zu der 1876 der „Kreis Herzogtum Lauenburg" und 1890 Helgoland (s. u.) geschlagen wurden, wurde wieder aufgegeben angesichts der schönen geschichtlichen Pietät, womit das Land sein „up ewig ungedeeld" auch gegenüber einer solchen Verwal-

tungstrennung geltend machte. Die Augustenburgischen Stimmungen in diesem Lande, soweit es solche gab, waren durch die Gemütererhebung von 1870 in den Hintergrund gedrängt worden — der ehemalige Erbprinz Friedrich machte selber den französischen Krieg im Hauptquartier des Kronprinzen und in bayrischer Uniform mit —, und durch die Verlobung und Vermählung (27. Februar 1881) seiner ältesten Tochter Auguste Viktoria (geboren 22. Oktober 1858) mit Kaiser Wilhelms Enkel und künftigem kaiserlichen Nachfolger wurde eine vollkommene Aussöhnung der Familien und der abweichenden Rechtsauffassungen herbeigeführt. Dazu kam obendrein die natürliche Gravitation des politischen und materiellen Lebens, die von selber jeden Teil immer fester an ein staatliches Ganze schließt, wenn solches gesund und lebensvoll, von schirmender Kraft ist. Auf diesem Gebiete wurde besonders wirksam, daß sich an erster Stelle in Schleswig-Holstein, zu Kiel, die deutsche Seemacht mit allem zugehörig umfassenden Wesen entfaltete und daß 1887 der Bau des Nordostseekanals, diese hochwichtige Freimachung von den ausländischen, dänischen Gewässern und von dem großen Umweg um das böse Kap Skagen, begonnen wurde.

Abb. 345. Edwin Freiherr v. Manteuffel, geb. 1809, Vorstand des Kgl. Militärkabinetts 1857, Befehlshaber in Schleswig-Holstein 1865, Oberbefehlshaber der Mainarmee 1866, Führer des I. Armeekorps und später der ersten Armee 1870, seit 1871 Befehlshaber der Okkupationsarmee, 1873 Generalfeldmarschall, 1879 kaiserlicher Statthalter im Reichslande, † 1885. Gemälde von H. v. Angeli. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Der Gedanke des Kanals war ein alter, weil so überaus naheliegender; bis ins Mittelalter gehen Versuche im kleinen Maßstab und Pläne zurück. Auch Wallenstein hat in Verbindung mit seinen maritimen Reichsprojekten an den Kanal gedacht, ebenso 1810 Napoleon. 1784 ließ Christian VII. von Dänemark den nur $3^1/_2$ Meter tiefen Eiderkanal erbauen. Daß Bismarck einen zulänglicheren Kanal 1864 sofort ausbedingen wollte, ist erwähnt worden. Als dann die größere politische Ruhe nach 1871 an die Verwirklichung zu denken erlaubte, leistete Moltke, das Haupt der Landesverteidigungskommission, erfolgreich beim Kaiser Widerstand, und Bismarck, von Geschäften und Kämpfen überlastet, ließ die Sache liegen. Für ihn war die gelegentlich hervortretende „militärische Eifersucht", wie er es nennt und womit er seit 1866 in solchen Fällen zu kämpfen gehabt, stets intimer peinlich, als jede andere, und er

hätte hier am schwersten einen vor dem Volke sichtbar werdenden, wirklichen Konflikt ertragen. Weiterhin, seit 1878, kam die Angelegenheit allmählich wieder in Fluß. Die Unmöglichkeit, den Eiderkanal nach Bedürfnis zu verbessern, wurde festgestellt, der Hamburger Reeder Dahlström trat mit dem Plan der (heutigen) Kanalführung Kiel-Rendsburg-Brunsbüttel, ohne Treppenschleusen, nur mit Eingangschleusen, hervor, die militärische Kommission ließ ihre Bedenken über geringen Nutzen und zu schwierige Verteidigung des Kanals fallen, und so wurde der Gedanke nunmehr tatkräftig aufgenommen. Der Reichstag genehmigte im März 1886 die Kosten des aufgestellten Bauplans, am 3. Juli 1887 legte Kaiser Wilhelm den Grundstein zu dem Werke, und im Juni 1895 hat Kaiser Wilhelm II. den Kanal unter Beteiligung der festlich geladenen übrigen Nationen eröffnen können.

Der Kanal ermöglicht, zumal seit 1890 auch Helgoland deutsch geworden ist und befestigt werden konnte, ein gesichertes Zusammenwirken der beiden deutschen Flotten, die in Kiel und Wilhelmshaven beheimatet sind; bei dem neuesten Anwachsen der Größenverhältnisse der Schlachtschiffe hat man freilich schon wieder an seine Erweiterung denken müssen. Er bildet zugleich eine von deutschen und fremden Schiffen viel befahrene friedliche Handelsstraße: zur Erinnerung an den alten Kaiser, in dessen letzte Jahre das Verdienst des Werkes fällt, führt er den Namen Kaiser-Wilhelm-Kanal.

Staat und Kirche. Der Kulturkampf.

Hier ist nun von einem weiteren Kampfe des modern-nationalen Deutschtums zu sprechen, den es schwerwölkig heraufziehen sah um dieselbe Zeit, als es in Frankreich siegte und glücklichen Frieden schloß. Das ist der „Kulturkampf", so genannt nach einem Worte Virchows, daß es der Kampf für die Kultur gegen ihre mittelalterlichen Verfolger sei, wobei von der Gegenseite das Wort hingenommen und in deren Sinne umgedeutet wurde.

Seine letzten Wurzeln hat der Kulturkampf in dem althistorischen Dualismus von weltlicher Gewalt und hierarchischem Anspruch; seinen näheren Ausgang hat er in der Umwälzung von 1866, welche Deutschland und damit dessen Katholizismus der Führung der apostolischen Krone Österreichs entriß und diese Führung an die evangelischen Hohenzollern brachte. „Die Welt stürzt in Trümmer!" rief auf die Nachricht von Königgrätz der Kardinal-Staatssekretär Pius' IX., Giac. Antonelli (1806—1876) aus, der um 1848 die liberale und italienisch-nationale Politik des genannten Papstes und mit diesem die baldige, scharf piemontesenfeindliche und kirchlich-reaktionäre Schwenkung mitgemacht hatte. Der Kluge, der bis auf seine letzten Jahre den Papst am erfolgreichsten bestimmte, sah mit Recht voraus, daß das Ereignis von 1866 nicht bloß innerhalb Deutschlands, sondern für die Weltstellung des Deutschtums und des Protestantismus von den bedeutendsten Folgen sein würde, und noch über seine Ahnungen hinaus haben ihm Vorgänge wie die Los-von-Rom-Bewegung unter den „völkisch" gesinnten Deutschen Österreichs Recht gegeben. Durch 1870 erfuhr 1866 insofern eine Wiederholung, als es recht eigentlich der Klerikalismus in Frankreich war, der den Racheruf für Sadowa auf seine Mühlen geleitet und den Krieg gegen den Norddeutschen Bund betrieben hatte. Die Kirche war seit 1866 gereizt und kampfbereit, aber auch auf der deutschen Seite klangen in die nationale Erhebung von 1870 und in die Kaiserfreude schon die Rufe der Genugtuung und Erwartung hinein, daß dieses neue Deutsche Reich als eines entstehe, von dessen Kaiserkrone die Papstabhängigkeit des alten in schneidender Schärfe gelöst und welches der gewaltige Hort der nationalen und geistigen Freiheit gegen hierarchische Machtansprüche sein werde. Längst waren ja die „Ultramontanen" in Bayern und Baden die heftigen Widersacher der nationalen Anlehnung an Preußen, umgekehrt die antiklerikalen Ministerien auch die Vertreter des Zusammengehens mit dem Norddeutschen Bunde gewesen. (In Bayern Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, geb. 1819, Ministerpräsident Dezember 1866 bis März 1870, in Baden Karl Mathy und Julius Jolly, ersterer Ministerpräsident Juli 1866 bis 1868, letzterer 1868—1876.) Hohenlohe im Namen Bayerns hatte schon im April 1869 vorbeugende Maßregeln gegen die hierarchischen Planungen Roms angeregt, aber bei den übrigen Staaten noch Sorglosigkeit und größeren Glauben an Antonellis zweideutige Versicherungen gefunden.

So steht für den Ausbruch dieses Kampfes, der an sich kommen mußte, das Vatikanische Konzil Pius' IX. nur in der Rolle des Entladers der Spannung, ganz ähnlich der schleswig-holsteinischen Frage für die Entscheidung des Kampfes um Deutschland oder der spanischen Kandidatur für den Ausbruch des Krieges mit Frankreich. Es wurde 1868 aus-

geschrieben, am 8. Dezember 1869 eröffnet und dauerte bis zum 20. Oktober 1870. Während seiner Tagung erfolgten der Abmarsch der im August 1870 heimberufenen französischen Schutztruppen, der Einzug der Italiener des Königreiches im Kirchenstaat und in der Stadt Rom (20. September) und, nach dem Ergebnis des Plebiszits (133681 Stimmen gegen 1507), die Einverleibung in das geeinigte Italien, am 9. Oktober. Die Sorge auch der widerstrebenden Prälaten vor einem Schisma und die Beschäftigung der Staatsmänner durch den ausbrechenden Krieg kamen dem taktischen Vorgehen der Kurie zur Hilfe: mit einer Schlußmehrheit von 547 gegen 2 Stimmen wurde die Unfehlbarkeit des Papstes auf dem Gebiete der Lehre am 18. Juli 1870 angenommen und damit der weitestgehende Satz Gregors VII. (vgl. Bd. I. S. 364) zur Wirklichkeit gemacht, der hierarchische Anspruch des Papstes über die Kirche und alle ihre Zugehörigen, somit auch den Staatsgewalten gegenüber, wieder ganz auf den Boden des Mittelalters gestellt. Daß beide Gewalten hierüber zusammenstoßen mußten, zeigte sich bereits, als die neue Lehre innerhalb der Kirche durchgesetzt werden sollte.

Abb. 346. Chlodwig, Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1819—1901), 1867—1870 bayrischer Ministerpräsident, 1874—1885 deutscher Botschafter in Paris, 1885—1894 Statthalter in den Reichslanden, Reichskanzler 1894—1900. Photographie von Jos. Albert in München.

Der deutsche Episkopat war unter den vielhundert Kleinbischöfen aus aller Welt nur eine winzige, aber geistig desto gewichtigere Gruppe auf dem Konzil gewesen. Er hatte sich anfänglich zur entschiedensten Opposition gehalten, dann sich desto gehorsamer unterworfen und forderte durch Hirtenbriefe die Katholiken zur Anerkennung der Konzilbeschlüsse auf. Preußen hielt sich noch zurück; Bayern und Sachsen verweigerten das ihnen zustehende Plazet, ohne das auch die Hirtenbriefe der bayrischen Bischöfe eine Unzulässigkeit waren; Württemberg, Baden und Hessen erklärten die Beschlüsse für ungiltig. Die katholischen Fakultäten von München, Bonn und Breslau erließen Proteste. Schon begannen Maßregelungen der sich Weigernden durch die Bischöfe; dazu war der Ultramontanismus eifrig am Werke, sich eine starke Vertretung in den verfassungsmäßigen weltlichen Körperschaften zu begründen; es konnte kein Zweifel sein, daß der bisherige Standpunkt der Berliner Regierung, die vatikanischen Beschlüsse als innere Angelegenheit der Kirche zu behandeln, kurzsichtig und unhaltbar sei.

Abgeordnete „katholischer Richtung" hatte es von Anfang an auch im preußischen Landtag gegeben, unter Führung von August und Peter Reichensperger aus Koblenz, die auch schon in der Paulskirche gesessen hatten; beide waren Richter ihrem Berufe nach und romantisch-nationale, konstitutionell gesinnte und künstlerisch feiner gebildete Männer. Schon seit 1861 hatte sich die katholische Fraktion im Landtage von ihren Sitzen vorübergehend das Zentrum genannt. Im norddeutschen Reichstag saßen die wenigen ausgesprochen katholischen Abgeordneten zuerst bei der freikonservativen und bei anderen Parteien. Die Vorbereitungen zur Bildung einer Partei erfolgten während des Jahres 1870. Die erwähnenswerteren Beteiligten sind v. Savigny, der Sohn des berühmten Juristen und einer Brentano, ehemals preußischer Bundesgesandter (der letzte, bis 1866), der Mainzer Bischof Ketteler, geb. 1811 zu Münster, erzogen von den Jesuiten zu Brieg in der Schweiz, dann forscher Heidelberger Korpsbursche, Westfale, den aber nachmals die Erregung des Kölner Bischofsstreites (S. 478) vom Referendar zum Geistlichen gemacht hatte; ferner der durch Sachbeherrschung und Redegabe hervorragende preußische Regierungsrat Herm. v. Mallinckrodt aus Minden, sowie die anfänglich zögernden Reichensperger; endlich Ludwig Windthorst (1812—1891) aus dem Osnabrückischen,

der (S. 551) schon als hannöverscher Justizminister genannt wurde und der sich bisher, obwohl katholisch, doch nicht als ultramontan gezeigt hatte, wohl aber von je heftig preußenfeindlich gewesen war. Er hatte 1869 als norddeutscher Reichstagsabgeordneter an einer Versammlung katholischer Laien in Berlin („Laienkonzil") teilgenommen, die bestimmt war, sich gegen die Unfehlbarkeit auszusprechen; jetzt, nach Bildung der katholischen Partei, wurde er der Vermittler zu den evangelischen, aber unzufriedenen „welfischen" Abgeordneten hinüber, wie er in seiner Eigenschaft als baldiger Führer des „Zentrums" im Reichstage und Landtage auch der Politiker war, um an dieses die polnischen Abgeordneten zu ketten. Die katholische „Kölnische Volkszeitung" hatte schon antreibend auf die Begründung des Zentrums von 1870 eingewirkt, neben sie trat die seit dem 1. Januar 1871 in Berlin erscheinende „Germania". In den ersten Reichstag des Deutschen Reichs 1871 zog die Partei mit 63 Mitgliedern ein, darunter auch dem bayrischen Ultramontanenführer Jörg, der den Minister Hohenlohe gestürzt, im Juli 1870 die Neutralität Bayerns, im Januar 1871 dessen Nichtanschluß an das Deutsche Reich beantragt hatte; er war nach Guido Görres' (des Sohnes von Josef) Tode, seit 1852, der Redakteur der „Historisch-politischen Blätter". Das Programm der Partei war farblos, gab sie allgemeinhin für eine politisch-konstitutionelle aus; daß die nichtgesagte Tendenz, auf die es ankam, die konfessionelle und die Vertretung der römischen Kirche in ihrer Machtentschlossenheit sei, konnte von Anfang nicht zweifelhaft sein. Um so weniger, als man sich baldigst auch mit der Angelegenheit des vom Königreich Italien einverleibten Kirchenstaates befaßte und den Versuch machte, Kaiser Wilhelm für die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes zu interessieren.

Als der gelehrte Professor und Stiftspropst Döllinger in München, der sich schon im August 1870 gegen die Unfehlbarkeit ausgesprochen hatte, inmitten dieser neuen Vorgänge am 28. März 1871 durch einen Brief an den Münchener Erzbischof von neuem begründete, weshalb er als Christ, Theologe, Geschichtskundiger und Bürger sich der Unfehlbarkeit nicht unterwerfen könne, und der Erzbischof ihn daraufhin exkommunizierte, entstand aus diesem Briefe und der Maßregelung die Bewegung der gleichgesinnten „Altkatholiken". Auf ihrem Kongreß zu München im September 1871 vollzogen sie das Schisma von der Papstkirche, die, durch den bei Pius IX. maßgebenden Jesuitismus verführt, den Glauben der alten Kirche verlassen habe. Ihre Führer waren außer dem mannhaften Münchener Theologieprofessor Johs. Friedrich, einem Schüler Döllingers, der Breslauer Theologe Jos. Reinkens aus Burtscheid bei Aachen, der 1873 zum Bischof der Altkatholiken erwählt wurde und als solcher seinen Wohnsitz in Bonn nahm, und der Prager Kirchenrechtslehrer Friedr. v. Schulte, ein geborener Westfale, wie der Name schon sagt, der nun 1872 an die Bonner Hochschule berufen wurde. Außer in Preußen, Baden, Bayern, Hessen (in Württemberg gering) verbreitete sich der Altkatholizismus sehr stattlich in der Schweiz, dazu in Österreich, wo er heute wieder durch die Los-von-Rom-Bewegung Zuwachs erfährt; im allgemeinen weist er seit 1878 Rückgang auf, der aber gutenteils durch evangelische Mischehen und Übergang zum Protestantismus verursacht wird. Von seinen Synodalbeschlüssen ist die Aufhebung des obligatorischen Zölibats der Geistlichen seit 1875 als augenfällig hervorzuheben, wie man denn auch in anderen Punkten auf die ältere römische Kirche zurückgehen, die aus ihr erst mittelalterlich und seither erwachsenen Lehren und Formen nachprüfen wollte. Man darf wohl urteilen, daß die Regierungen, die an sich den Altkatholizismus schützten und auf ihrer Seite wußten, nicht verstanden oder versucht haben, ihn durch ihre starke Kraft entwickeln zu helfen. Im Grunde blieb er ihnen wohl Fernes; sie sahen die festgefügte Einheit des römisch-katholischen Wesens politisch triumphieren, überschätzten sie sogar noch oder glaubten doch nicht mehr an die Möglichkeit, ihrerseits einen mit dem modernen Staatsleben in Einklang stehenden Katholizismus in Gegenorganisation zu bringen. Jedenfalls blieb in diesen Dingen eine geniale, kundige und tatmächtige, zusammenfassende Führerkraft, welche auf eine Bismarcksche Weise gleichzeitig die realen Mittel und die psychischen Bereitschaften beherrscht und entwickelt hätte, aus.

Schon bei der Durchberatung der Verfassung des Deutschen Reiches im April 1871 forderte das Zentrum kirchliche Grundrechte und wurde damit abgewiesen. Da Bismarck die römischen Interessen und die polnische Agitation durch die katholische Abteilung im Kultusministerium (S. 478) begünstigt sah, veranlaßte er 1871 deren Aufhebung. Da ferner der preußische Kultusminister (seit 1862) Heinrich v. Mühler, der in jungen Jahren das muntere Lied „Grad aus dem Wirtshaus komm ich heraus" verfaßt hatte, im Einklang mit seiner pietistischen, katholisierenden Gemahlin, geb. v. Goßler, die darin der Kaiserin Augusta nahe stand, möglichstes Entgegenkommen für den Ultramontanismus hatte und Schritte gegen die hierarchischen Bestrebungen nach Möglichkeit hintenan hielt oder sie nur in lahmer Weise vertrat, wurde er im Januar 1872 zum Rücktritt genötigt, zur großen Erleichterung der nationalen Kreise. Für ihn wurde der Geheimrat aus dem Justizministerium Adalbert Falk, ein schlesischer Pastorsohn (1827–1900), berufen.

Von Bayern aus hatte inzwischen der frühere Justiz-, jetzige Kultusminister Lutz (1826—1890), um der schrankenlosen Beeinflussung von den Kanzeln herab ein Ziel zu setzen, den Beschluß (Dezember 1871) eines „Kanzelparagraphen" durch den Bundesrat und Reichstag veranlaßt, der die geistliche „Erörterung von Staatsangelegenheiten in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise" mit Haft bestrafte. Zugleich erhob sich ein gemeinsamdeutscher Petitionssturm gegen die Jesuiten, der zu dem Gesetz vom 4. Juli 1872 führte, das die Gesellschaft Jesu und verwandte Orden im Deutschen Reiche aufhob, auswärtige Mitglieder auswies. Im Mai 1873 erklärte der Bundesrat als solche verwandte Orden die Redemptoristen, Lazaristen und die Priester vom hl. Geiste.

Von allen Seiten entbrannte der Kampf nun immer heftiger. Es waren auf der einen Seite Nationalität und Staatsgewalt, auf der anderen die internationale Hierarchie, die ihn führten; alle anderen Bezeichnungen konnten nur taktische sein. Das preußische Gesetz vom 11. März 1872, das die Schulaufsicht an den Staat zog und womit Falk sich einführte, hatte zugleich den Zweck, den polonisierenden und den welfischen Geistlichen ihre Schulmacht zu entziehen. Im Mai 1873 („Maigesetze") wurde für Preußen die Ausübung des geistlichen Amtes an Staatszugehörigkeit und regelrechtes Universitätstudium einschließlich eines staatlichen Kulturexamens (Philosophie, Geschichte, deutsche Literatur) geknüpft, das Konvikt- und Seminarwesen unter staatliche Aufsicht gestellt, die kirchliche Disziplinar- und Zuchtgewalt gesetzlich geregelt. Der Klerus fügte sich nicht, den Geldstrafen folgten bald Freiheitstrafen (Erzbischof Ledochowski von Posen-Gnesen, Melchers von Köln u. a.); andererseits wurde das katholische Volk durch Priester und Kapläne sowie durch eine überall aufschießende klerikale Kleinpresse von geschickt-niedrigem Bildungsniveau in Atem gehalten, unaufhörlich zu Adressen, Abordnungen, Bittgängen und Wallfahrten kommandiert. Der Aufregung entsprang auch ein Attentat gegen Bismarck, das ein fanatischer Böttchergeselle Kullmann am 13. Juli 1874 zu Kissingen verübte. Im nationalen und liberalen Bürgertum atmete man freudig und erhebungsvoll die klare, scharfe Luft dieser Kampfzeit, von der man die Erlösung von dem klerikalen Geistesdruck auf immer erhoffte. Namentlich auch Baden und Hessen hielten sich an der Seite der preußischen Kirchenpolitik; in Bayern suchte Lutz versöhnliche Männer in die oberen geistlichen Ämter zu fördern, schützte die Altkatholiken als Gemeinden der Kirche, nicht einer Religionsgesellschaft, und verbot den Theologiestudierenden den Besuch des jesuitischen Collegium germanicum zu Rom. Die preußischen Hochkonservativen, darunter mancher alte persönliche Freund Bismarcks, wie v. Kleist-Retzow und v. Blanckenburg, standen, wie die Welfen und andere orthodox-feudale Kreise auf evangelischer Seite, den kirchenpolitischen Gesetzen mit Kummer und Abwehr gegenüber, zumal damit auch die Herübernahme evangelisch-kirchlicher Gewalt an den Staat verbunden war. Die Einführung der obligatorischen Zivilehe und des Standesregisters 1873, im Reichstag gegen des Kaisers und Bismarcks persönliche Abneigung angeregt, hatte schließlich, nachdem Taufe und kirchliche Trauung als „kirchliche Verpflichtungen", die das Gesetz nicht berühre, in letzterem nach dem Willen des Kaisers miterwähnt worden waren, doch nur die Stimmen des Zentrums und der Polen bei der Annahme im Januar 1875 gegen sich und wurde am 6. Februar 1875 als Reichsgesetz verkündet. Aber antiliberale Broschüren und Zeitungsartikel, die nur zum Teil von untergeordneten Soldjournalisten herrührten, verleumdeten Bismarck in unerträglicher Weise, beschuldigten ihn und andere Minister u. a. der Börsenjobberei und Gründerspekulation, um ihr Entgegenkommen an den Liberalismus auf eine niedrige Weise zu erklären. Das führte im Februar 1876 eine scharfe Rede Bismarcks gegen die mitbeteiligte Kreuzzeitung und deren Freunde herbei, sowie einen Bruch mit den letzteren, als sie durch eine Erklärung („Deklaranten") sich auf die Seite ihrer Parteizeitung stellten.

Abb. 347. Dr. Adalb. Falk, 1872—1879 preußischer Kultusminister.

Inzwischen ließ es die römische Kurie wieder einmal an der Klugheit fehlen, die ihr gemeinhin sonst gewiß nicht mangelt und womit das Zentrum seinerseits die Machtansprüche der Hierarchie abzustreiten und wegzudisputieren wußte. In einem unmittelbaren Briefe des Papstes vom 7. August 1873 an Kaiser Wilhelm suchte die Kurie diesen zu schrecken, daß er mit der „Religion" auch den Thron untergrabe, und sie ließ Pius IX. seine Pflicht zu warnen damit begründen, daß „jeder, welcher die Taufe empfangen habe, in irgend einer Beziehung oder auf irgend eine Weise dem Papste angehöre". In der würdigen und klaren Antwort Kaiser Wilhelms hielt dieser die Religion Jesu Christi und die Friedensstörungen des Klerus sehr deutlich auseinander und fügte hinzu, daß er als evangelischer Christ keines anderen Vermittlers als Christi in seinem Verhältnis zu Gott bedürfe.

Die preußischen Wahlen für 1874 brachten neue Verstärkung des Zentrums. Man hatte doch kaum für möglich gehalten, daß dasselbe Volk, welches die Siege über Frankreich und das Reich bejubelt hatte, zu so großem Prozentsatz der Fahne dieser Partei folgen werde, welche freilich über Seelsorge und Beichtstuhl verfügte und überdies darin geschickt war, Unzufriedenheit aller Art auf ihre Mühlen zu leiten. Auf die andauernde Widerspenstigkeit des Klerus sowie auf die heftigen Kundgebungen und Enzykliken des Papstes antwortete die preußische Regierung durch staatliche Verwaltung derjenigen Bistümer, deren Inhaber gemaßregelt waren, durch gesetzliche Sperrung der materiellen Staatsleistungen an die widersetzlichen Bistümer und Pfarreien (April 1875), durch Aufhebung der geistlichen Orden und ordensähnlichen Kongregationen, im ganzen von 914 Niederlassungen (Mai 1875), und durch Übertragung der Verwaltung des katholischen Gemeindevermögens an die Gemeinden (Gesetz vom 20. Juli 1875). Den Widerstand brach sie nicht; Bischöfe haben geduldet, Priester und Kapläne gedarbt, aber vom Kampfe nicht gelassen, sie dachten an Märtyrer und Heilige und ihr Auge stand nach Rom. Und ihre Gemeinden wußten nicht viel anders, als daß sie zu ihnen gehörten, es war mehr selbstverständlich, als daß sie es erst erwogen. Gewaltig erwies sich in dieser Unerschütterlichkeit, welche zugleich als die des Zentrums sichtbar ward, die Wetterfestigkeit des kirchlichen Gefüges und der menschlichen Eigenschaften, worauf es sich gründet.

Der Kampfesmut des Staates flaute ab. Er hatte Mittel über Mittel angewandt und doch die aktive Wirkung nicht erzielt. Die Polen und Elsässer sandten klerikale Abgeordnete, zumeist Priester; die evangelische Orthodoxie und Feudalität hatte von Anfang die Partei der katholischen Kirche genommen, sie nahm die durch Falk geschaffene evangelische Gemeinde- und Synodalordnung von 1873/76 und die freiheitliche Ausgestaltung der Schule zum Anlaß der Agitation gegen den Minister; die Fortschrittspartei, aus der das Wort Kulturkampf auf den Schild erhoben war, schloß Wahlbündnisse mit dem Zentrum; die Sozialdemokraten, von denen noch weiterhin zu reden ist, traten aus prinzipiellen und taktischen Gründen für die Partei ein, deren geistigem Inhalte ihr eigener höhnender Atheismus am bittersten entgegengesetzt ist; der Kaiser war nie freudig bei dem Kampfe gewesen, die „Einflüsse aus seiner Umgebung" hatten diesem gutenteils entgegengewirkt. Bismarck hatte zwar den Kampf geführt, mit seiner ganzen Tatkraft und Wucht, aber, auch infolge von Krankheit und Abwesenheit, doch nicht so, daß alle Maßregeln und Mittel von ihm ausgegangen und durchgedacht waren; er konnte sich auf die Dauer nicht verhehlen, daß die „juristischen Einzelheiten psychologisch nicht richtig gegriffen waren". Dennoch suchte er Falk, den der gutkirchliche Kaiser nicht sonderlich gern sah und dem aus den Hofkreisen mit Absicht Verstimmungen und Familienkränkungen bereitet wurden, gegen den auch die „Hofpredigerpartei" intrigierte, möglichst lange zum Bleiben zu bewegen, um dessen Befähigung und tragende Verantwortlichkeit nicht neben sich zu verlieren. Nach Falks Ausscheiden 1879 ging Bismarck an die „Revision" der Maigesetzgebung, wozu auch Wendungen und Meinungswechsel außerhalb des Kulturkampfes längst den dringenden Anlaß gaben. Dem Kultusminister von 1872—79 aber bleibt das Denkmal, das er sich in den Herzen der preußischen Lehrerschaft gesetzt hat durch Mehrung der Lehrstellen und der Klassen, durch Seminargründungen und Verbesserung der materiellen Lage der Lehrer. Das Gesetz, das er 1876 ausgearbeitet hatte, um die Schule gegen die Verwaltung unabhängiger zu stellen, verurteilte der Finanzminister Camphausen zum Aufschub, und so blieb es liegen.

Die auswärtige Politik 1871—1879.

In der auswärtigen Politik hielt Frankreich noch auf zwanzig Jahre die Blicke Deutschlands fest, ohne dieses gerade zu schrecken. Ein „Überkochen des französischen Topfes", welcher unablässig die Blasen der Demonstrationen und der

Klagen emporsprudelte, fürchtete Bismarck am wenigsten, wenn die republikanische Form daselbst erhalten blieb; und in der Tat hat ihm durch manche Jahre seine betonte öffentliche Doktrin — von der er nach seiner ganzen Denkweise auch überzeugt war —: daß ein republikanisches Frankreich nicht bündnisfähig für die Monarchien sei, ihren internationalen Dienst, wie sie sollte, getan. Dazu war es seine Maxime, Frankreich sollte sich seine „Kompensation" über See suchen; er dachte weniger an Ostasien, als an das vor Frankreichs Türen liegende Afrika mit Ausschluß von Marokko; das lenkte die Kräfte ab und wenn es Frankreich Verstimmungen anderer Mächte eintrug, was in der Tat bald bei Italien wegen Tunis der Fall war, so konnte das Deutschland nicht schaden.

Abb. 348. A la France toujours. Gemälde von Jean Benner. Als Beispiel für die Pflege der französischen Zurückeroberungshoffnungen auf das Elsaß durch volkstümliche Kunst. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Zunächst war in Frankreich die endgültige Staatsform von der Nationalversammlung noch vorbehalten worden; als aber Thiers im Mai 1873 die endgültige formelle Verkündigung der Republik beantragte, brachte ihn die Mehrheit der monarchistischen und klerikalen Parteien zu Fall und Mac Mahon wurde Präsident, um die Überleitung in die Monarchie zu vollziehen. Der Thronbesteigung des Enkels Karls X., des bourbonischen Heinrich, Grafen von Chambord, stimmten auch die Orléans, gegen Zusicherung ihres Nachfolgerechtes, zu. Da warf die Weigerung Heinrichs V., anstatt der weißen Fahne mit der bourbonischen Lilie die Trikolore anzuerkennen und andere Zugeständnisse des altlegitimen Königtums zu machen, die Vereinigung der verschiedenen monarchistischen Richtungen wieder auseinander, worauf Anfang Februar 1875 die Verfassung der Republik zustande kam.

In dieser Angelegenheit hatte auch der deutsche Botschafter Graf Harry von Arnim († 1881) seine Hände gehabt. Seine Unterstützung der Legitimisten war Auflehnung gegen Bismarck, woran es der ehrgeizige, nach dem Kanzlerposten begehrende Mann schon anderweitig nicht hatte fehlen lassen; er war dafür der Sympathie der preußischen Hochkonser-

vativen und mancher wichtiger Hofkreise gewiß. Nach weiteren gefährlichen Unbotmäßigkeiten veranlaßte Bismarck 1874 die Versetzung des sich sicher fühlenden und fortwährend auf eigene Faust agierenden Diplomaten nach Konstantinopel, worauf dieser mit selbstbespiegelnden Preßenthüllungen antwortete, die nun seine Versetzung in den Ruhestand herbeiführten. Da der neue Pariser Botschafter, Fürst Chlodwig Hohenlohe, wichtige Papiere, etwa 60, vermißte, Arnim die Mitnahme zugeben mußte, aber die Auslieferung verweigerte, wurde ihm der Prozeß wegen Urkundenunterschlagung im Amte gemacht, der zur Verurteilung führte. Aus dem Auslande veröffentlichte der geflüchtete Botschafter 1875 eine von Unwahrheiten über Bismarck und von Verrat diplomatischer Geheimnisse strotzende Broschüre „Pro Nihilo", auf die er weiter in contumaciam verurteilt wurde. Bei der sich im neuen Deutschen Reiche schon recht widerwärtig breit machenden Skandalsucht, an der nicht so das Volk, wohl aber manche eigensüchtigen Kreise und sodann die ganze Subalternität und Ranküne innerhalb der Berliner Presse beteiligt waren, wurden die Zeitungsleser mit diesen Vorgängen maßlos beschäftigt. Der Absicht, Bismarck wegzuärgern, die die relativ aussichtsvollste war und für die eigene Zeitungen mit möglichst treuherzigen Namen gegründet wurden, waren die Arnimschen Prozesse trotz der klaren Rechtslage eine besonders willkommene Gelegenheit gewesen.

Im April 1875 entstand plötzlicher Lärm über Absichten Deutschlands, gegen Frankreich neuen Krieg zu führen. Er hatte seinen Ausgangspunkt in einem ganzen Wirrsal von Verkünstelungen fremder und auch deutscher Staatsmänner, die an intime Äußerungen Moltkes und anderer militärischer Kreise anknüpften, daß, wenn Frankreich fortfahre, so gewaltig unter öffentlichem Bekenntnis seiner Revancheabsichten zu rüsten, es besser sei, nicht zu lange abzuwarten. Kaiser Wilhelm und Bismarck wollten sicherlich keinen Krieg, ganz abgesehen davon, daß Bismarck für diesmal aus er internationalen Lage den europäischen Kongreß als unvermeidlich voraussagte. Er hatte gegenüber den französischen Behauptungen immer betont, was er Arnim einschärfte: „unser Bedürfnis ist, von Frankreich in Ruhe gelassen zu werden". Auch jetzt erging nur um dieser Absicht willen der berühmt gewordene „Krieg in Sicht?"-Artikel der freikonservativen Post, der tatsächlich als „kalter Wasserstrahl" nach Frankreich wirkte und genügend deutlich zeigte, daß Deutschland vorbereitet sei. Nicht wenig war Gortschakoffs Eitelkeit, vor Europa als maßgeblich mitsprechender Friedensanwalt zu erscheinen, an dieser Angelegenheit und den noch wochenlang nachwellenden diplomatischen und publizistischen Aufregungen beteiligt.

Dann wurde die Aufmerksamkeit hiervon rasch abgelenkt durch Unruhen und christliche Aufstände, die im Juli und August 1875 in Bosnien und der Herzegowina, im Wetterwinkel Europas am Balkan, ausbrachen.

Schon während des französischen Krieges war es Bismarcks Bemühen gewesen, den künftigen Frieden und die Erhaltung der neuen europäischen Lage auf nahes Einvernehmen mit den beiden östlichen Kaisermächten, also auf eine ausgesprochen monarchische, aber nicht mehr legitimistisch-reaktionäre Erneuerung der Gruppierung nach 1814 zu stellen. Die Form, in der er im Dezember 1870 die Neugestaltung der deutschen Dinge in Wien unter Erklärung des Wunsches freundschaftlicher Verhältnisse mitteilte, fand Entgegenkommen. Als ferner auch Beust (im Nov. 1871) fiel, obwohl er seine Haltung von 1870 mit möglichster Selbstüberwindung in Vergessenheit zu bringen suchte, und der ehrliche Andrassy Leiter der auswärtigen Politik der vereinigten Reichshälften wurde, konnte Deutschland in die Stelle als vermittelnder Freund zwischen den beiden alten und noch unberuhigten Gegnern im Orient, Rußland und Österreich-Ungarn, einrücken. Die Berliner Dreikaiserzusammenkunft vom Sept. 1872, nachmals mehrfach an anderen Orten wiederholt und durch solche der drei Kanzler begleitet, zeigte dieses programmmäßige Einvernehmen vor der Welt, die schlechtweg von einem Dreikaiserbündnis sprach. Diesem näherte sich auch Italien, beunruhigt durch die klerikale Mehrheit der französischen Nationalversammlung, durch Frankreichs Freundschaft mit dem Papst und seine Gutgesinnung für die Wiederherstellung des Kirchenstaats. Viktor Emanuel besuchte im September 1873 die Kaiser Franz Josef und Wilhelm und erhielt 1875 ihre Gegenbesuche in Venedig und Mailand, da man Rom, wo im exemten Umkreis des Vatikans der Papst residierte, vermeiden wollte. So hatte Europa seinen politischen Schwerpunkt in

Berlin, wo man nun bei Auftauchen der orientalischen Unruhen die Probe zu bestehen hatte, ob man die Bedingungen dieser Sachlage aufrecht erhalten werde.

An den genannten Aufständen, die sich weiter nach Bulgarien ausdehnten, waren panslawistische Schürungen beteiligt. Russische Stimmungen waren überhaupt bereit, das 1873 nach preußischem Muster umgeformte Wehrsystem und Heer auf den alten Kriegspfaden gegen die Türkei zu erproben. Dieser wurden von Wien und sekundierend von Berlin, minder aufrichtig von Rußland, energische, rasche, vorbeugende Unterdrückung der Aufstände, andererseits aber Reformen angeraten. Ein eigenes, aktiv politisches Interesse des Deutschen Reiches im Orient, damit also auch die altgewohnte Neigung Englands, Deutschland gegen Rußland in der orientalischen Frage ins Feld zu schicken, wies Bismarck zurück durch die drastische Reichstagsäußerung von den gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers, die er dafür nicht einsetzen werde. Das Berliner Memorandum vom Mai 1876 an die Türkei hielt geschickt die drei Kaisermächte in Einklang.

Abb. 349. Graf Gyula Andrassy (1823—1890), 1867—1871 ungar. Ministerpräsident, 1871—1879 gemeinsamer österr.-ungar. Minister des Auswärtigen und Minister des kaiserlichen Hauses.

Nachdem ein russischer Vertrag vom Januar 1877 Österreich als Preis der Neutralität Bosnien und die Herzegowina zugesichert hatte, begann am 24. April 1877 Rußland den Krieg gegen die Pforte, welche am 31. März die von den Mächten einstimmig geforderten Gewährschaften für ihre christlichen Untertanen abgelehnt hatte. Anfang Januar 1878 stand Rußland als der (keineswegs rasche) Sieger vom Schipkapaß und Plewna vor dem Marsche auf die Hauptstadt Konstantinopel, so daß es den Waffenstillstand von Adrianopel und Frieden von St. Stefano (3. März) erzwang. Dieser legte der Türkei große Abtretungen in Armenien an Rußland, südlich von der Donau an die dortigen Fürstentümer auf, ferner die Unabhängigkeit dieser, also Rumäniens, Serbiens, Montenegros und eines großen Bulgariens, das bis ans Ägäische Meer reichen sollte. Das bedeutete einen kleinen und zerstückelten Rest europäischer Türkei, bedeutete die Herrschaft Rußlands am Balkan durch von ihm abhängige christlich-slawische Staaten und rief ein lärmendes Kriegsgeschrei Englands mit, allem Anschein nach, ernsten Rüstungen, aber auch lebhafte Unzufriedenheit Österreich-Ungarns hervor.

Bismarck hatte schon zwischen dem Waffenstillstand und dem Frieden die Rolle nicht des Schiedsrichters, aber des „ehrlichen Maklers" in Aussicht genommen. Nach Anregungen Österreichs und Rußlands und nach Herbeiführung notdürftiger Verständigungen zwischen England und Rußland erließ er am 3. Juni die Einladung zum Berliner Kongreß der Großmächte und der Türkei, der vom 13. Juni bis 13. Juli währte. Gortschakoffs überwallende Eifersucht auf Bismarck trat auf dem Kongreß

wieder hervor, wo er zudem in der beengenden Lage war, daß er zwar russischer Reichskanzler, Träger der russischen Vollmacht aber der mit Bismarck auf bestem Fuße stehende Berliner Botschafter Graf Peter Schuwalow war, ohne Bismarcks Dafürkönnen und zu dessen eigener Verwunderung. Der Berliner Vertrag der Mächte brachte, obwohl Bismarcks Politik aufs vorsichtigste und bestwollende die Diagonale des Möglichen und Zulässigen für Rußland festzuhalten bestrebt war, diesem eine große Enttäuschung. Er beschränkte Bulgarien, zerlegte es in ein der Türkei suzeränes Fürstentum und eine sich selbst verwaltende türkische, christliche Provinz Ostrumelien, gab an Rußland Bessarabien von Rumänien zurück, diesem die wertlosere Dobrudscha und machte Rumänien, Serbien, Montenegro unabhängig; die armenischen Abtretungen am Schwarzen Meer wurden etwas eingeschränkt.

Seitdem hatten es Gortschakoff und die starke deutschfeindliche Strömung in der russischen Gesellschaft leichter, die amtliche russische Politik und den Kaiser gegen das undankbare Deutschland zu wenden und sie einer Handreichung nach Frankreich hinüber geneigter zu machen. Österreich besetzte und verwaltete Bosnien und Herzegowina, doch ohne sie einzuverleiben, und in diesem Beschluß des Kongresses, der von einer dem Kriege vorhergegangenen russisch-österreichischen Verständigung ausging, erkannte man in Rußland das deutlichste Anzeichen der absichtlichen Begünstigung Österreichs durch die Berliner Politik, die man doch mit Unrecht für eine absichtlich einseitige hielt. Was Bismarck schon 1876 geahnt hatte, daß er zwischen Rußland und Österreich werde „optieren" müssen, trat jetzt ein und so, daß nur an Österreich zu denken war. Für Kaiser Wilhelm waren dies sehr schwere Erlebnisse. Er begrüßte noch Anfang Sept. 1879 den Zaren in Alexandrowo und konnte die persönliche Beziehung einigermaßen erhalten, die politische aber nicht, da Alexander seinen Oheim für falsch beraten durch einen verstimmten Staatsmann hielt und der Überzeugung war, Bismarck zuerst habe von seiner Seite aus die Freundschaft mit Rußland zu Gunsten anderweitiger Pläne opfern wollen. In denselben Septembertagen sprach sich Gortschakoff in Baden-Baden gegenüber einem Ausfrager günstig über ein französisch-

Abb. 350. Der Reichskanzlerpalast in der Wilhelmstraße, bezogen 1878.

russisches Bündnis aus. Bei dieser Sachlage kam am 7. Oktober 1879 durch eine Wiener Reise Bismarcks das formulierte deutsch-österreichische Verteidigungsbündnis erstlich gegen Rußland, zweitens gegen ein Zusammenwirken von Rußland und Frankreich zustande.

Abb. 351. Eugen Richter (1838—1906). Seit 1867 Mitglied des Reichstags, seit 1869 des preußischen Abgeordnetenhauses, Führer der Fortschrittspartei, weiterhin der Deutschen freisinnigen Partei und der Freisinnigen Volkspartei.

Kaiser Wilhelm, der das Bündnis erst annahm, nachdem sämtliche Minister mit Bismarck die Kabinettsfrage gestellt hatten, teilte dasselbe vertraulich unter ausführlichen Darlegungen dem Zaren mit, so, daß dieser antworten konnte, er schließe sich (gedanklich) dem Bündnisse an und erkenne darin die Rückkehr zu dem vollkommenen Einverständnis der Kaisermächte. Dennoch dauerten verstimmende und besorgniserregende Schritte Rußlands an. Am 13. März 1881 geschah die nihilistische Ermordung des Zaren Alexanders II., und damit die Thronbesteigung Alexanders III. Seitdem trat ein eigentümliches Verhältnis zu Rußland ein. Gortschakoff weilte zumeist leidend in Baden-Baden, bot aber bis zu seiner Zurruhesetzung alles auf, um sein Bündnis mit Frankreich zu verwirklichen; Bismarcks Überlegenheit durchkreuzte und beschwichtigte immer wieder die russischen Maßnahmen gegen Deutschland; der Zar war wohl deutschfeindlich, aber wiederum ein Monarch und ein Großneffe Kaiser Wilhelms, mit dem er im Sept. 1881 in Danzig zusammenkam. Dazwischen hetzten die Panslawisten (der Minister des Innern Ignatiew, der Herausgeber der Moskauer Zeitung Katkow u. a. waren die Führer) und mit dem Trinkglas redende Generale (Skobelew). Schließlich gaben 1882 der Tod Gambettas und Skobelews, die Entlassung Ignatiews und der Ersatz von Gortschakoff durch v. Giers, der Besuche in Wien und Varzin machte, der politischen Lage ein klareres Friedensgesicht, ohne daß drum die militärische Aufmerksamkeit von beiden Seiten abgetan wurde.

Soziales und Wirtschaftsleben.

Auf verschiedenen Lebensgebieten brachten die Jahre nach dem Kriege Enttäuschungen und Rückschläge gegenüber der Begeisterung der großen Zeit. Und nicht minder gegenüber den Hoffnungen auf die innere Erhebung unseres Volkstums, welche kommen, auf die geistige Entfaltung, das perikleische oder augusteische Zeitalter, welche folgen würden.

Zwar auf den Gebieten des umgebenden Geschmacks und der Kunst wurde die Trostlosigkeit dieser Zeit um und nach 1870, die grell gefirnißte Rudität des neuesten Preußen- und Berlinertums an Ort und Stelle erst von wenigen empfunden. Von auswärts mußte sie freilich heftige Anklagen finden, umsomehr als durch die Verlegung des politischen deutschen Lebens an die Spree das dortige Kulturleben nun nicht mehr eine Sonderheit neben anderen war, sondern sich über das Ganze hinwegzustrecken oder doch bemerklicher zu machen begann Aber dieser ganze Übergangzustand, worin das gröbere wie das anspruchsvolle Böotiertum sich so gedeihlich über die Fläche ausbreiten konnte, war doch nicht allein eine Folge der Reichsgründung und der mit ihr zusammenhängenden Verschiebung. Es war viel mehr die Folge der neuen Maßgeblichkeit eines demokratischen Prinzips in der lebendigen Kultur, des Emporkommens des Bourgeois- und Kapitalistenstandes, des belebten Geldverdienens und Geldgenießens und des Hineintragens materieller Gesichtspunkte, Strebungen und Notwendigkeiten

in das geistige Leben, welches früher über Äußerlichkeiten und Geldmacherei gelassener hinweg gesehen und sich stillere schönere Güter gewußt hatte. Viele, namentlich in Süddeutschland lebende Gebildete suchten die Schuld dieser Enttäuschungen in den Personen der führenden Männer. Sie dachten dabei nicht gänzlich falsch über Kaiser Wilhelm I., dessen Arbeitzimmer im Palais unter den Linden von seiner persönlichsten kulturellen Bildungstufe ja manche kleine bezeichnende und an dem alten ehrwürdigen Herrn schließlich nur rührende Züge verrät; sie irrten auch nur teilweise hinsichtlich Bismarcks, nämlich nach der geistig-literarischen, nicht nach der ästhetischen Seite hin. Aber sie begingen doch alle den Hauptirrtum, zu meinen, daß sich durch Hof- und Staatsgunst Kultur entfalten lasse, sie bedachten nicht, daß auch diese zuvor aus des Lebens und der Seelen Mühen erwachsen sein, daß auch sie aus dunklem Grunde sich herausringen müsse, um nur dann von der Sonne der Gunst nicht zum raschen Welken, sondern zum starken Erwachsen und zur höchsten Blüte gebracht zu werden. Viel logischer verfuhr, allerdings nur tatsächlich und ohne das Verdienst einer feineren bewußten Überzeugung, der Staat, der damals nicht versuchte, das Höchste und Beste in seinen Treibhäusern künstlich zu züchten. Dafür aber ging er ehrlich daran, was seines Amtes war, das Niveau der großen Allgemeinheit wirksam zu heben, durch Schulen aller Art, durch die Lebenswerte der militärischen Ausbildung, sowie durch viele Anschauungs- und Vorbildersammlungen, die er nach bestem Willen und Wissen einrichten ließ.

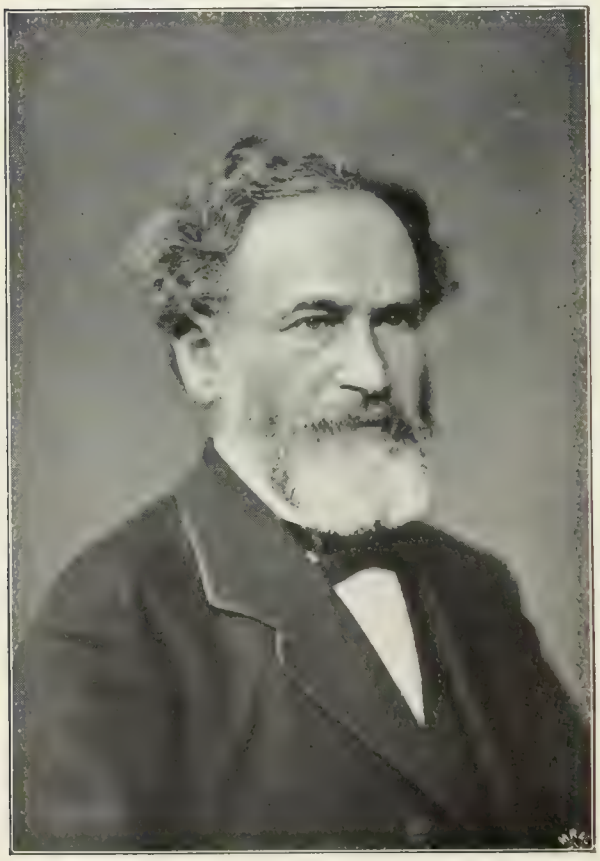


Abb. 352. Eduard Lasker (1829–1884). Fortschrittlicher Abgeordneter 1865, 1866 Mitbegründer der nationalliberalen Partei.

Die fünf Milliarden erwiesen neben dem Segen auch den Unsegen des Geldes in einem leidig unvergeßlichen Maße. Es wurde ein ungeahntes Verhängnis, daß Frankreich, um der Okkupation ledig zu werden, die Zahlungen so beschleunigte, wobei die Bereitwilligkeit der deutschen Regierung aus sonstigen Gründen nicht gut zu verweigern gewesen wäre. Geholfen hat die Riesensumme bei der Neueinrichtung des Reiches, wovon wir schon sprachen, sehr. Aber im wirtschaftlichen und ethischen Leben wirkten die Bargeldmengen, die über das mehr oder minder dürftig gewohnte Deutschland hinfluteten, gleich einer ungesund heftigen Düngung. Das massenhaft vorhandene Geld sank im Wert, Preise und Löhne stiegen, die Kaufkraft und Anlagekraft war lebhaft und groß, alles wetteiferte, sie auszunutzen, auf allen Gebieten der Kapitalarbeit entwickelte sich eine Überbereitschaft, namentlich in der Form der Aktienbeteiligung seitens der durch amortisierte Staatspapiere flüssig gewordenen Privatvermögen. Sie drängte die rücksichtslosesten und skrupelfreiesten Kräfte in den Vordergrund, verschob alle Personalien im Wirtschaftsleben, da den besser Geborenen und Erzogenen zahlreiche Fäden hemmten, während der sittlich Einsatzarme kolossal vorankam und dem Durchschnitt dann doch mächtig in die Augen stach. So gipfelte die Bewegung rasch in einem für Deutschland beispiellosen Gründungschwindel, einer weitgehenden Durchtränkung aller wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und zum Teil selbst der öffentlichen Verhältnisse mit kahler, kalter Parvenu- und Protzengesinnung, ja mit wagehalsiger Unehrlichkeit. Das Beamtentum, bisher von der Anschauung getragen, der erste bürgerliche Stand zu sein, sah ringsumher eine gesellschaftumbildende Plutokratie über sich hinwegwachsen. Es suchte Schritt zu halten, verlor vielfach den Maßstab für echt und unecht, für gesund und unsittlich, beteiligte sich in reichlichen Fällen, mit und ohne Verwertung der ihm zugänglichen Kenntnisse und Einflüsse, an der Spekulation; ähnlich erfaßte das allgemeine Wettjagen ums Nichtzurückbleiben einen Teil der alten Aristokratie. Die Presse wurde mehr oder minder sichtlich zur Magd der Finanzkreise und ihrer Unternehmungen. Die Industrie sog einen großen Teil der ländlichen Bevölkerung an sich, warf ihn hin und her, die Städte wuchsen rapide, was wieder die städtische Grundstückspekulation überhitzte. Die lockend gesteigerten Löhne nützten den Arbeitenden doch nichts, da Wohnung und Leben entsprechend teurer

geworden waren; das „eherne Lohngesetz," wie Lassalle (s. u.) den Ricardoschen Satz genannt hatte, schien auf eine dem letzten Arbeiter grell verständliche Weise seinen Beweis zu finden; das Geld floß doch wieder in eine beschränkte Menge mehr oder minder reinlicher Taschen. Namentlich die alten soliden kleinbürgerlichen Tätigkeiten begannen erdrückt zu werden und, wenn auch nur zu kleinen Teilen, ebenfalls den inneren Halt zu verlieren.

Dann war es das internationale Manometer der Börse, das die nicht mehr erträgliche Überhitzung anzeigte; die Bestwitternden begannen mit einem Sauve qui peut. Es war während der Wiener Ausstellung von 1873, und die kaum nur bemerkte Flucht der Ratten vom allzuschwer beladenen Schiff entfesselte nach dem kopflosen Haussetaumel eine ebenso kopflose Panik. Der Wiener Börsenkrach vom 5. Mai 1873 riß das Gründerwesen in ganz Deutschland mit in den Sturz und, wie es dann geht, auch sehr viele hineinverkettete, an sich solidere Unternehmungen. Die Gründer und Aufsichtsräte kamen persönlich überwiegend mit glimpflichen Einbußen davon, der eigentliche, letzte Leidtragende der Zusammenbrüche allerorten war das Publikum, das sich der Spekulation und dem Aktiengewinn in die Arme geworfen hatte.

Der bereits erwähnte Abgeordnete Ed. Lasker hatte sich inzwischen das Verdienst erworben, schon vor dem Krach, im Januar 1873, auf die Beteiligung hochgeborener und höher beamteter Kreise an der Geldjägerei hinzuweisen, aus Anlaß der schwindelhaften Strousbergschen Eisenbahnunternehmungen und der in den Konzessionshandel durch Kurzsichtigkeit oder Profitsucht verwickelten Beamten. Eine parlamentarische Untersuchungskommission, die bis zum November 1873 tagte, bestätigte Laskers Enthüllungen und führte zu den notwendigen Beamtenwechseln.

Die Sozialdemokratie.

Schon durch die Erfahrungen und Empfindungen der Gründerzeit waren dem liberalen Prinzip des freien Spiels der Kräfte, dem nach dem örtlichen Wirken des Freihandelspropheten Cobden so genannten „Manchestertum" schwere Wunden geschlagen worden. Aber auch die erhebliche innere und äußere Stärkung, die die Sozialdemokratie durch die Gründerzeit und den Zusammenbruch erfuhr, mußte mahnen, dem laissez faire auf wirtschaftlichem Gebiete ein Ziel zu setzen und auf eine Geltendmachung der Verantwortlichkeit des Staates, seiner Pflichten gegen sich selber wie gegen die Allgemeinheit, zu denken.

Würde man einen unverkümmerten schönen Menschen, einen neuen Buddha, in der Weise umhegen können, daß er genug von allen Mühen und Sorgen der Menschheit erführe, aber nichts von dem geistigen Bestehen des Sozialismus, er würde diesen ersinnen, und zwar bis in die intimsten Winkel seiner Forderungen hinein. Die Weltphilosophien, die Religionen, sie alle sind voll erdachter Schöpfungen, voll von Experimenten und Ideen jener Art, die man heute kommunistische und sozialistische nennt, was erstere indessen nicht gehindert hat, das Problem des Besten denn doch noch wiederum tiefer zu suchen. Mit Platos Staat pflegt alle Geschichtschreibung der Sozialdemokratie die Schilderung ihres Vorläufertums zu beginnen. Man muß Vorläufertum sagen, noch nicht beginnende Entwicklung.

Diese trat ein, seit die Postulationen und Utopien ersetzt wurden durch Versuche, die Theorien mit den Möglichkeiten des Wirklichen in Einklang zu bringen. Und als gleichzeitig für ernsthafte Pläne einer Umformung des menschlichen Zustandes Bresche gebrochen war durch die „Menschenrechte" der großen Revolution, andererseits durch neue Gattungen wissenschaftlicher Forschung, die sich aller hergebrachten staatlichen und kirchlichen Dogmatik frei entzogen. Diese Wege ging der Graf Claude Henri von St. Simon (1760—1825) in seinen seit 1802 veröffentlichten zahlreichen sozial-kritischen und -reformatorischen Schriften, die zwar bei den geistig maßgebenden Kreisen unbeachtet blieben, ihm aber schließlich eine Gemeinde hingebungsvoller und begeisterter Schüler zuführten. Durch sie wurde der Saintsimonismus zum System durchgebildet, während Auguste Comte, andererseits an Condorcet anknüpfend, in die Geschichtsauffassung als Begründer der „positivistischen" Richtung (S. 471) die Betrachtung der Menschheit als einer durch Naturgesetze unfrei regierten Masse trug.

Die um sich greifende Entfaltung der Industrie durch die Dampfkraft war es, die die saintsimonistischen Ideen vollends aus dem engeren Zirkel einer Anzahl ethisch und sozial wohlmeinender Geister löste und das Hoffnungsbedürfnis für die Massen, auch schon die Massen selber ihnen zuführte. Indem die Arbeit zum Quell der Werte erklärt worden war, ergab sich

von selber, die Ausnutzung des Hungers zur Arbeit für das Eigentum als eine Ausbeutung zu betrachten, deren Abstellung als Inhalt der Reform. Diese wollte die Arbeit zur freiesten und zur bestmöglichen Kräfteentwicklung erheben, ihr den Boden und die Kapitalien unterordnen und weitgehend den Staat in eine brüderliche Genossenschaft umformen. Danach bildete Charles Fourier (1772—1837) den genossenschaftlich-kommunistischen Gedanken weiter, unter Zumengung verzweigter Spekulationen über die künftige Umgestaltung der physikalischen Kräfte und der kosmischen Erde zum Teil recht krause Utopien, die schonungslos verspottet wurden und noch werden, aber an sich aufs natürlichste in einem weitgesichtigen, nicht beengten Menschen sich verbinden mit einer für die Menschheit erträumten und von ihrer künftigen befreiten Herrlichkeit neufolgernden Reform. Ähnliches gilt von den Konsequenzen, die ihm über die Ehe und andere tiefwurzelnde Herkömmlichkeiten erwuchsen, er führte keck über das Bestehende hinaus, ohne sich doch draußen im freien Raum mit sicherer und guter Psychologie zurechtzufinden.

Der Sozialismus, der Gedanke der Menschenbefreiung und Menschenhebung durch Genossenschaftlichkeit, wußte es kaum, wie sehr er sich auf die überhaupt kultur- und geschichtsbildende Kraft des genossenschaftlichen Zusammenschlusses berufen kann. Den Glaubenssatz von der notwendig vorhergehenden Vernichtung des monarchischen Staates zu Gunsten des sozialrepublikanischen oder sozialdemokratischen trug Louis Blanc (1811—1882) in die wachsende Bewegung hinein, der Mann, der nach der Februarrevolution von 1848 für etliche Monate die Lage in Frankreich geistig beherrschte und ihr die Wendung zur sozialistischen Reform bringen zu wollen schien. Schon begann P. J. Proudhon (1809—1865) sich gegen die Schablonen-Radikalismen des Sozialismus kritisch aufzulehnen; er wollte Eigentum und Wettbewerb erhalten wissen, aber die Schäden des kapitalistischen Systems durch eine Rückkehr zum systematisch geordneten Naturaltausch beseitigen.

Französische Ideen pflegten bis an die Schwelle der Gegenwart ihre größte Schule in Deutschland zu sammeln. Hier hatten in den westlichen Industriegegenden die Unzufriedenheiten der Jahrzehnte nach dem Wiener Kongreß sich schon mit der Lage der Arbeiter beschäftigt; dem politischen Radikalismus mischte sich dort, wo man von einem der Industrie verknechteten Proletariat wußte, nahe und leicht die Idee, ihm das Glück zu bringen, bei. Durch die jungdeutsche Emigration nach Paris kam es zu engerer Fühlung mit den französischen Sozialisten, wobei die Deutschen in dieser überhaupt franzosenschwärmenden Zeit nun lebhafter als alle Anderen den Gedanken der internationalen Organisation in die Theorie und Agitation hineinbrachten. Als erster Wortführer und Publizist des französischen Kommunismus mit Zugabe eigener Phantasie trat in Deutschland und der Schweiz der 1808 zu Magdeburg geborene Schneidergeselle Wilhelm Weitling ausgangs der dreißiger Jahre auf; 1849 nach Amerika ausgewandert, ist er dort 1871 gestorben. Durch den Juristen und Gutsbesitzer Karl Rodbertus (1805—1875) dagegen wurde die soziale Frage, unbeschwert von Agitation und von politischem Radikalismus, in die deutsche nationalökonomische Wissenschaft eingeführt, in der Richtung einer redlichen, ruhigen, gesetzlichen, durch Generationen sich vollziehenden Behandlung im Rahmen der Nation. Rodbertus' praktischere, ergebnisbedachte Erörterung wandte die Frage vom vorwiegend industriellen auch auf das agrarische Gebiet, und so wurde er der Vertreter des Gedankens der kleinen Rentengüter, des Heimstättenwesens; der sogen. Kathedersozialismus der Professoren nennt ihn seinen geistigen Begründer.

Der erste bedeutsame Agitator der Parteibildung in Deutschland wurde Ferdinand Lassal oder, wie er sich nannte, Lassalle (geboren 1825 zu Breslau aus reicher Kaufmannsfamilie, gestorben 1864). Der glänzendste und in begehrender Kühnheit hochfliegendste Jude im deutschen geschichtlichen Kulturleben, der sich selber vorausnehmende Napoleon der demokratischen oder sozialen Revolution. Das war es auch mit, was ihn von der Internationalität fern hielt; man wird einen solchen Mann nie aus einzelnen intimen Wendungen porträtieren wollen, wird aber doch beachten, daß es genau Berlin ist, wo er sich im Geiste seinen Einzug als Diktator halten sieht. Zeitlebens hat ferner, von der Pension des tagebuchführenden Schulknaben an, bis zu der Kugel eines Ehemanns, die ihn im August 1864 hinstreckte, das Weibliche seine spezifische Wirkung auf ihn geübt und er auf dieses, auch das wieder mit der Tendenz nach dem Aristokratischen hin; auf diesem Felde ist Lassalle gefallen, ehe er die ausgestreute Saat recht um sich aufwachsen sah. Aber er hinterließ die Popularisierung des von Ricardo in England formulierten „ehernen Lohngesetzes", wonach der Arbeitslohn dauernd weder über die Kosten der Lebenshaltung steigen noch unter diese sinken könne, weil das Arbeitsangebot entsprechend regulierend wirke; er forderte deshalb Beseitigung der Lohnarbeit durch staatlich ins Werk gesetzte Genossenschaften zur Güter-Erzeugung. Und er hob den Gedanken in den Sattel, daß die Arbeiter als politische Partei auftreten, sich die liberal-radikalen Verfassungsgedanken, wie z. B. das allgemeine, direkte und gleiche Wahlrecht, als Handhabe nutzbar machen und auf solchen Wegen ihre Massenherrschaft über die Köpfe der Bourgeoisie hinweg begründen müßten.

Heftiger, einleuchtender, weil radikaler, schlugen in die Arbeiterunzufriedenheit, die schon vor 1848 stürmisch aufgegärt war, dann mit der bankerotten Revolution selber zur vorübergehenden Resignation und Stumpfheit gekommen war, die Lehren von Karl Marx (eigentlich hebr. Mordechai, geboren 1818 zu Trier, gestorben 1883) ein. Er ist mit Fr. Engels (geboren 1820 als Barmer Fabrikantensohn) zusammen der eigentliche Prophet des internationalen Kommunismus und der sozialen Revolution. Marx' Hauptwerk „Das Kapital" (zuerst 1867 veröffentlicht) führte die Lehre durch, daß das Kapital durch die aufgesogenen Überschüsse vom Arbeitswert entstehe und wachse, die dem Arbeiter entzogen würden; es sieht die praktische Lösung darin, daß das Kapital immer mächtiger und monopolistischer in immer weniger Hände kommt, daß also die Verknechtung unter das Kapital fortschreitend um sich greift und endlich die letzten Enteigner gewaltsam enteignet werden, worauf dann der Kommunismus diese Monopole übernimmt. Mit solcher hoffnungslos verzichtenden Absage an Reformen und Gesundungsmittel unter staatlich-nationaler, auf Verfassungswegen herbeigeführter Mitwirkung verband Marx das zugkräftige Feldgeschrei: Proletarier aller Länder, vereinigt euch! Er prägte den deutschen Sozialdemokraten nicht nur das Dogma von der Notwendigkeit der Internationalität der Umformung, entsprechend der Internationalität des Kapitals, sondern auch den guten Glauben an die praktische Mitbereitschaft der Arbeiterschaften des Auslandes ein. Seine Lehren haben, wesentlich durch die Parteiarbeit W. Liebknechts und des jüngeren Aug. Bebel, die Lassalleschen bei den deutschen Sozialdemokraten ausgedrängt und sind die seit Mitte der siebziger Jahre und vorderhand herrschenden, wenn auch nicht ohne eine jüngere, beständig an geistiger Kraft zunehmende „revisionistische" Opposition.

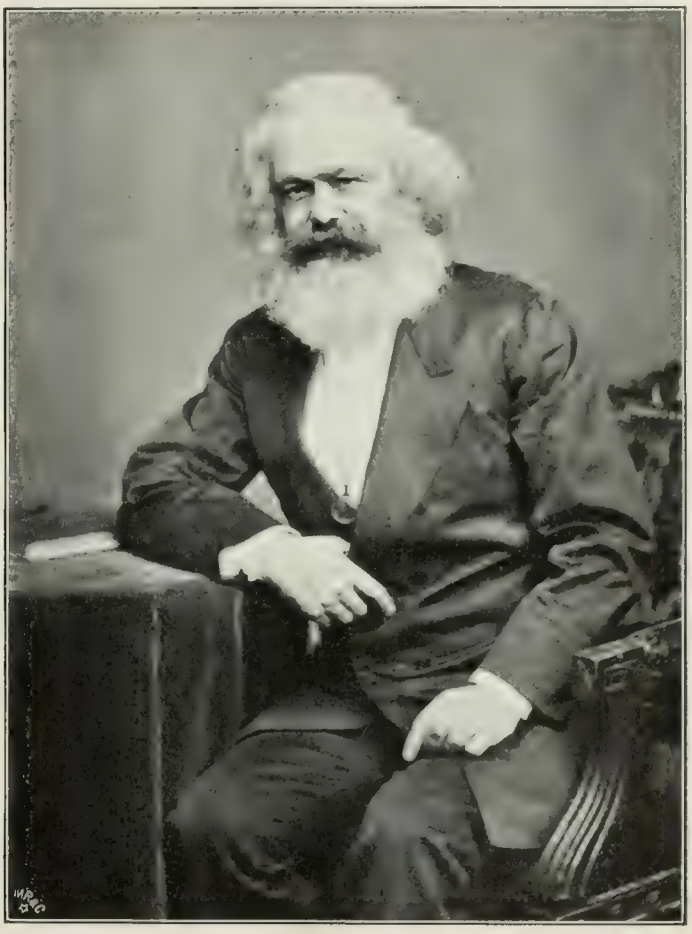


Abb. 353. Karl Marx.

Im konstituierenden Reichstag von 1867 saß ein einzelner Sozialdemokrat, Bebel, gewählt in dem sächsischen Wahlkreis Glauchau-Meerane. In den ersten ordentlichen Reichstag vom Herbst 1867 zogen schon sieben Abgeordnete ein, seitdem ist die Zahl der Abgeordneten und der abgegebenen Wahlstimmen so gut wie stetig gewachsen. Um die Zeit des erlangten Übergewichts der Marxischen Anschauungen mit ihrer puren Negation gegenüber dem monarchischen Staate spitzte sich das gegenseitige Verhältnis schärfer denn jemals zu und rückte in der Sozialdemokratie Verbissenheit und Blindwütigkeit nach vorne. 1874 geschah ein Attentat auf Bismarck, und nachdem inzwischen die Regierung im vorhandenen Gesetzesbestande nach Mitteln umgeschaut hatte, die Agitation zu lähmen, brachten die beiden Attentate, die im Frühjahr 1878 gegen das ehrwürdige Haupt Kaiser Wilhelms erfolgten — das eine von einem akademisch gebildeten jungen Manne —, eine so ehrlich tiefgehende Entrüstung hervor, daß die Regierung sich in der Lage sah, auf dem ihr vorderhand ersprießlich scheinenden Wege der Unterdrückung ganze Arbeit zu machen.

Der Umschwung zur Schutzfürsorge des nationalen Staates.

Wirtschaftlicher Schutzzoll, deutsche Kolonien, Abkehr vom Kulturkampf, staatliche Arbeiterfürsorge und polizeigesetzliche Abwehrmaßregeln des Staates, die das zweite Jahrzehnt des Deutschen Reiches kennzeichnen, stellen sich in ihrer engen gegenseitigen Verkettung als verschiedene Ausdrucksgebungen einer und derselben wichtigen gedanklichen Wendung dar, deren erster und alleiniger Urheber nicht, wohl aber deren persönlich erkennender Verarbeiter und Vollzieher der Reichskanzler war.

Alle Geschehnisse in und durch Bismarck um 1878 lassen sich zusammenfassen in der inneren Abkehr von dem liberalen Prinzip des freien Spiels der Kräfte, mit dessen wegräumender und erneuernder Hilfe er das Reich durchgebaut hatte. Wie früher die schwarzrotgoldene Doktrin, sanken jetzt andere idealistische Evangelien des mittleren 19. Jahrhunderts vor der Wucht der Tatsachen und den Bedürfnissen der Realpolitik dahin. Man erkannte deutlicher denn je, wie undefiniert das Wort „Freiheit" ist, sobald es aus der ethischen Sphäre der individuell männlichen Unabhängigkeit in die öffentliche hinaustritt; daß es alsbald nur Schlagwort für jeweils wechselnde Postulationen und Wünsche ist, die sich überleben. Das Reich war an sich nichts weniger als gewillt, sich internationalen Schöpfungen und Ausgleichungen entgegenzustemmen; es selber durch den Generalpostmeister Stephan brachte 1874 den Weltpostverein mit seinen einschneidenden Vereinfachungen des Weltverkehrs zustande. Aber indem die Erde infolge von Weltverkehr und Welthandel sowie durch die Weltpolitik älterer Mächte beständig kleiner und enger wurde, konnte Deutschland unmöglich noch länger sich ins Magere ziehen und die Arme an sich pressen, damit die Anderen mehr Platz für ihre Ellbogen und Leiber gewännen, konnte nicht länger der wirtschaftlichen Expansion Fremder auf dem eigensten deutschen Boden eine sich nicht lohnende, für den nationalen Wohlstand kostspielige Freiheit gewähren. Die Eisen- und Stahlindustrie bat 1875 beim Reichstage um Zollschutz, wurde aber noch in Einklang mit der Regierung (Delbrück) zurückgewiesen, was nicht hinderte, daß die großerzeugenden Kreise fortfuhren, ihre für notwendig erachteten Ziele zu betreiben. Ihnen gesellten sich seit 1876 mit formulierten Wünschen gegen das Hereinfluten des fremden Getreides die Landwirte hinzu und fanden leichter bei Bismarck ein unmittelbares und persönlich geteiltes Verständnis. Er wurde nun erst richtig vom diplomatischen und verwaltenden Politiker zum wirtschaftlich bekümmerten, suchte eine eigene, objektiv umfassende und überschauende Urteilsfähigkeit, vertiefte sich in die Materien und bildete so seine vom Freihandelsprinzip der obersten zuständigen Beamten überzeugt sich abwendende Meinung. Das Ausscheiden Delbrücks, des Präsidenten des Reichskanzleramtes, 1876, war schon ein Anzeichen dieses Umschwungs, der in verschiedenen Punkten die Abwendung vom Liberalismus (von der „reinen Laskerei") in sich schloß. Dazu gesellten sich andere Beweggründe. Erstlich die Notwendigkeit und Möglichkeit, selbständige Reichseinnahmen zu schaffen, aus Zöllen, während man bisher die Matrikularbeiträge der Bundesstaaten hatte anspannen und steigern müssen. Ferner der seit dem Krach und der Radikalisierung der wachsenden Sozialdemokratie gehegte Wunsch, das innere Leben im Reiche wieder mehr auf konservative Basis zu setzen, es zu stützen zunächst auf die erklärten Konservativen und dann doch auch auf das Zentrum, dessen Mitwirkung, namentlich nach der wirtschaftlichen Seite hin und gegenüber der Weltanschauung der Börse, vorauszusetzen und verlangend vorhanden war. Damit hing dann aber notwendig das Einlenken aus dem Kulturkampf zusammen (S. 596), den man als Enttäuschung zu empfinden nicht erst damals begann. Die aus Reichstagsmitgliedern gebildete „freie volkswirtschaftliche Vereinigung" führte i. J. 1878 Konservative, Zentrumsvertreter und einen Teil der Nationalliberalen ins Bündnis.

Schon sprach Bismarck aus, daß Zollfragen nicht nach Theorien, sondern nach Tatsächlichkeiten und Bedürfnissen zu behandeln seien. Im Dezember 1878 schrieb er dem Bundesrat den berühmt gebliebenen Brief, der das Bekenntnis zum Schutzzoll formulierte; die schon angebahnte Umwandlung des ganzen Ministeriums vollzog sich bis 1879; 1880 übernahm Bismarck selber das Handelsministerium. Im April 1879 ward das neue Zolltarifgesetz im Reichstag eingebracht, unter Darlegung, wie die 1865 vom Zollverein eingeleitete Freihandelspolitik nicht vermocht habe zu ändern, daß die deutsche Ausfuhr Sperrzölle finde, während die deutsche Erzeugung durch die leichte Einfuhr herabgedrückt werde. Die Unlust des Zentrums gegenüber Fortschritten der Reichsvereinheitlichung brachte in das Gesetz noch die „Frankensteinsche Klausel" hinein, wonach das Reich den 130 Millionen über-

steigenden Zollüberschuß an die Einzelstaaten zu überweisen habe. Innerlich konnte die Maßregel nur beitragen, die Einzelstaaten desto lebhafter am Wohle des Reiches mitzuinteressieren. Mit dieser Klausel wurde der neue Schutzzolltarif im Juli 1879 angenommen. Für die Parteiverhältnisse hatte der ganze Umschwung die mittelbare Folge, daß ein Teil der Nationalliberalen sich als „Liberale Vereinigung" („Sezession") nach links ablöste, um nachmals (1884) mit dem Fortschritt zur deutschen freisinnigen Partei zu verschmelzen. Eine andere Folgeerscheinung der begonnenen Schutzzollära war der von Bismarck seit 1879 betriebene, Hamburg gegenüber durch Maßregeln mit Altona wirksam erzwungene Zollanschluß von Hamburg und Bremen, unter Aussonderung von Freihäfen und Unterstützung des Reiches für die örtlichen Umformungen; 1888 wurden die Zollanschlüsse vollzogen. Das von der Reichsregierung geplante Tabakmonopol erfreute sich dagegen einer tiefgehenden Abneigung der Bevölkerung, die gutenteils die staatlich hergestellten Rauchsorten Österreichs, Italiens und Frankreichs schreckensvoll kannte und auch durch die Regiezigarren der reichsländischen Straßburger Manufaktur nicht genügend gegenteilig überzeugt war, umsoweniger, als die den Stoff totheßenden Witzblätter alle denkbaren Schauder ausmalten. Es wurde 1882 trotz alles Sicheinsetzens Bismarcks mit großer Mehrheit abgelehnt.

Abb. 354. Generalpostmeister Heinrich Stephan.

Gedanken sozialer Fürsorge waren alt in Bismarck, sie hatten ihn 1863 vorübergehend beschäftigt und kehrten nun bei der konservativen Wendungnahme wieder, auch insoweit naturgemäß, als ein Auftraffen der über Alle gestellten Autorität des Staates und seines erzieherischen Zwecks auch die ausgleichende Hilfe durch den Staat zum schönen Korrelat haben muß. Der Autorität des monarchisch-bürgerlichen Staates entsprach ein besonderes Gewaltgesetz gegen die Agitation der Sozialdemokratie, das sogen. „Sozialistengesetz", das nach den Attentaten auf den Kaiser eingebracht, vom Reichstag in seiner ersten Form abgelehnt, aber durch einen neugewählten Reichstag im Oktober 1878 angenommen wurde.

Man darf sagen, daß dieses mehrmals erneuerte, 1890 aufgegebene Sozialistengesetz das Wachsen der sozialdemokratischen Partei nicht gehemmt, ihre Agitation nur mehr ins Dunkle und Nichtzufassende verlegt, sie innerlich in Einheit und Martyrium gefestigt hat. Umgekehrt wurde die bürgerliche öffentliche Meinung verhindert, auf dem linken Flügel des Parteienspektrums, dort wo die Sozialdemokratie beginnt, noch Farbenschattierungen zu unterscheiden. So wurde auch der anarchistische Versuch vom September 1883, die zur Enthüllung des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde um den Kaiser versammelten Fürsten und großen Herren in die Luft zu sprengen — er wurde nur durch Naßwerden der Zündschnur vereitelt —, trotz aller Abwehr der Sozialdemokratie auf deren Konto geschrieben.

Hinter dem Palisadenzaun des Ausnahmegesetzes, das die Störungen durch die Agitation fern halten sollte, begann die Friedensarbeit der sozialen Fürsorge nach dem Gedanken der Versicherung, also nach einem genossenschaftlichen Grundsatz, bei Ausführung durch den Staat. Der Ankündigung in der Thronrede vom 15. Februar 1881 und der Vorlage eines Unfallversicherungsgesetzes im März folgte am 17. November 1881 die berühmte „kaiserliche Botschaft".

Die schon im Frühjahr ausgesprochene Aufgabe des Staates, zugleich mit dem Schutz bestehender Rechte „das Wohlergehen aller seiner Mitglieder, und namentlich der schwachen und hilfsbedürftigen, positiv zu fördern", wurde hier dem Reichstage ans Herz gelegt und näher bezeichnet. „Wir würden," so ließ sich der greise Monarch vernehmen, „mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen." Das Scheitern des Tabakmonopols, das die Mittel schaffen sollte, machte anderweitige finanzielle Auskünfte notwendig; so kamen nun zunächst im Juni 1883 die Krankenversicherung, im Juni 1884 die Unfallversicherung zustande, und im Mai 1889, wie hier sogleich angeschlossen sei, die Invaliditäts- und Altersversicherung.

Mit allen diesen Bestrebungen hing, wie gesagt, das Einlenken gegen die römische Kirche zusammen, deren Vertretung durch das Zentrum numerisch nicht verloren, nur noch zugenommen hatte. Es hing aber auch tiefgründiger zusammen damit, daß die Weltanschauung des nationalen Liberalismus ihren Glanz nicht gleich funkelnd wie um 1870 aufrecht zu erhalten vermochte, daß dem Wellenberge der Modernität ein Tal der Nachdenklichkeit und Kritik folgte, daß die Kirchlichkeit in beiden Konfessionen wieder zunahm, daß insbesondere auch und gerade die innerlich unabhängigen Seelen sich bewußter vom platten Materialismus wegwandten und, wenn sie auch nicht kirchenfromm wurden, doch sittliches oder mindestens politisches Verständnis für die Erhaltung der Religion bekannten.

Auch das öffentliche Auftreten des Antisemitismus im Jahre 1881 hängt mit diesen Vorgängen zusammen. Es liegt tiefer, als bloß in Personalien und Taktik, begründet, wenn diese Bewegung von Anfang an der geschärften Klugheit des Judentums mit seinen großen Machtmitteln, seiner unsichtbaren Geschlossenheit und Verfolgungzähigkeit und seiner raschen Gewandtheit im Überreden und Gedankenlenken der Mindermündigen nicht gewachsen war, wenn sie insbesondere nicht zu parieren vermochte, daß die Fragestellung sofort und anscheinend unverwüstlich auf Punkte, die gar nicht gemeint waren, wie Religion und Toleranz, abgelenkt wurde. Dasselbe kritische, ungehemmte und individuell empfindliche Temperament, das zu erklärten Antisemiten macht, mußte naturgemäß bald die Gruppen und verschiedene Führer der Antisemiten zu den am wenigsten staatsmännischen und am meisten brudermörderischen machen, die es irgend in der Parteiung und Schattierung der öffentlichen Meinung in Deutschland gibt, wo man ja ohnedies gerade über den herfällt, der dieselbe Straße zieht, und am leidenschaftlichsten den bekämpft, der beinahe, aber nicht ganz derselben Meinung ist. Die moralische Benachteiligung vor der öffentlichen Wohlanständigkeit, in die sich der Antisemitismus einigermaßen hilflos hineindrängen ließ, ist erst dadurch zum Teil aufgehoben worden, daß er sich weiterhin über seinen Ursprung hinweg zu einer Partei oder vielmehr zu Parteigruppen mit positiven wirtschaftlichen und sozialen Forderungen und Bestrebungen zurechtgewachsen hat, bald enger in Fühlung und Gesinnungseinheit mit dem nationalen Prinzip und dem Deutschtum, bald mit dem Christentum, bald endlich mit der radikalen Kritik und der Überzeugung von der Unerläßlichkeit tiefgehender sozialer Umformungen. —

Falk war entlassen, in Graf Pecci, Papst Leo XIII., am 20. Februar 1878 der Kirche ein neues Oberhaupt gegeben worden, das zwar aufs engste mit den Jesuiten liiert, aber doch nicht mehr persönlich mit den Schlägen und Flüchen des Kulturkampfes belastet war. Bismarck ließ merkbar werden, daß, wenn der Staat nur dem vom Klerus geleiteten Polonismus gegenüber die nötigen Handhaben behielt, es ihm auf die Maigesetze nicht mehr so ankam, seitdem sie nicht alles Erwartete gehalten, nachdem sich ferner so manche ihrer eifrigsten liberalen Vorkämpfer zur taktischen Bundesgenossenschaft mit dem Zentrum in Wahlen und Opposition zusammengefunden hatten. Nachdem direkte Verständigungen mit der Kurie gesucht, aber mißlungen waren, ließ sich die preußische Regierung 1880 zur Ordnung der kirchlichen Verwaltung „diskretionäre Vollmachten" geben, worauf sie unter Aufgabe früherer Forderungen die Wiederbesetzung der Bistümer einleitete und allmählich den Bau der Maigesetze abbrach. In Preußen blieb als wesentlichstes Stück die staatliche Schulaufsicht bestehen, im Reiche der Kanzelparagraph und die Fernhaltung der Jesuiten, soviel an deren Rückkehr dem Zentrum gelegen war und so sehr es hierfür die Bevölkerung mobil machte, wie andererseits auch Reichstagsmehrheiten fand. Seit 1882 hielt Preußen wieder einen Gesandten beim Vatikan; 1886 tat Bismarck den Schachzug, den Karolinenstreit (vgl. unten) dem Papste als Schiedsrichter zu unterbreiten, was nicht nur geschmeichelt angenommen wurde, sondern auch die eigenartige Nebenbedeutung hatte, den „Gefangenen des Vatikan", der um das Patrimonium Petri klagte, öffentlich in die Stelle eines in unterritorialen Hoheiten waltenden Friedenssouveräns hinüberzuschieben.

Abb. 355. Der Kölner Dom, vollendet 1880.

Erwerbung deutscher Kolonien.

Der Karolinenstreit führt uns in die Kolonialpolitik, der sich das neue Deutsche Reich nach einigem Zaudern nicht mehr versagen wollte. Und nicht versagen durfte, wenn es sich nicht als Ende aller deutschen Dinge betrachten und aus dem Stillstand in die Gefahr des Erdrücktwerdens kommen wollte. Dieselbe Wendung, die vom Freihandel zum Schutzzoll führte, führte folgerichtig zu Weltpolitik anstatt ungeschützten Weltfreihandels, zu ansehnlicherer Flotte und zu Kolonien.

Abb. 356. Kaiser Wilhelm I. in den achtziger Jahren.

Die Realitäten mußten hier selbst ein Widerstreben durch ihr Schwergewicht überwinden. Man konnte nicht einen großen, stets wachsenden Handel über See haben, Kriegschiffe in die Ferne senden und dabei alle politischen Festsetzungen über See zimpferlich ablehnen. Man hatte wohl seit Jahrzehnten deutsche Forschungsreisende die Ergebnisse ihres Mutes und ihrer Aufwendungen entgeltlos an die Wissenschaft, d. h. an den Nutzen praktischerer Völker hingeben sehen: die Heinrich Barth, Gerh. Rohlfs, Karl Mauch (der das Gold Südafrikas entdeckte, aber nicht für sich), Schweinfurth, Nachtigal, Pogge, Schnitzer (Emin Pascha), Lenz. Das waren gewohnte Dinge; aber man mußte mit seiner Flotte zu Hause bleiben, wenn man nicht auch an Flottenstationen und Kohlenstationen dachte. So sind zuvörderst Rechte zu Marinestationen, 1876 auf den Tonga-, 1878 auf den Samoainseln erworben worden. Auf letzteren hatte das Hamburger Haus Godeffroy große Besitzungen; um bei dessen Zusammenbruch 1879 die englische Hand abzuwehren, wurde im April 1880 vom Reichstage eine Zinsgarantie für die deutsche Seehandelsgesellschaft erbeten, die die Godeffroyschen Besitzungen kaufte. Ihre Ablehnung durch den Reichstag wirkte höchst verstimmend auf Bismarck, vielleicht gerade, weil er kein Kolonialbegeisterter von Hause aus war, sich erst hatte drängen und überzeugen lassen. Er sprach später von Bankerott-

Abb. 357. Vier Kaiser. Aufnahme von 1882.

erklärung der deutschen Nation hinsichtlich überseeischer Unternehmungen, und wie nun die Ablehnung der Samoavorlage stimulierender auf den Patriotismus wirkte, als vielleicht die Annahme getan hätte, erklärte er sich dahin, keine kräftige Initiative mehr ergreifen zu können ohne starken Rückhalt in der Nation; das Vorgehen müsse Privatunternehmern überlassen bleiben, aber die Regierung werde für maritimen und konsularischen Schutz sorgen.

1882 bildete sich der Deutsche Kolonialverein. 1883 scholl zum erstenmal der fremde Klang eines überseeischen Namens durch Deutschland als eines gewonnenen Stützpunktes der wachsenden Kolonialbegeisterung. Der Bremer Kaufmann Lüderitz erwarb in Südwestafrika, wo England 1880 ausdrücklich nur die Walfischbai als englisch bezeichnet hatte, Gelände um Angra Pequena und erbat von Bismarck den Schutz des Reiches. England antwortete auf eine Anfrage: dortige Souveränitätsansprüche einer fremden Macht griffen trotz nicht erklärter Hoheit Englands in dessen legitime Rechte. Auf eine zweite Anfrage um Begründung dieses Rechtsanspruches antwortete es nicht mehr, worauf Bismarck in London und Kapstadt mitteilen ließ, über Lüderitz und seine Besitzungen übernehme das Reich den Schutz, und den englisch-kapstädtischen Gegenbeeiferungen so kalt entschlossen entgegentrat, daß England am 8. August 1884

die deutsche Schutzherrschaft über Angra Pequena anerkannte. Sie wurde alsbald über Namaqua- und Damaraland ausgedehnt. Ebenfalls 1884, im Frühjahr, wurden unmittelbare Hoheitsrechte über Togoland und Kamerun verkündet, wo sich der Hamburger Handel festgesetzt hatte. Die englischen Hetzereien, der durch den englischen Vizekonsul herbeigeführte Aufstand der Duallaneger hatten nur die gute Folge, die deutsche Nation zu erregen und sogar den Reichstag etwas wärmer zu machen.

In der Südsee wurden die von einer privaten Gesellschaft erworbenen Rechte auf einen Teil von Neuguinea und die vorgelagerten Inseln („Kaiser-Wilhelms-Land" und „Bismarckarchipel") 1884 1885 unter deutschen Schutz gestellt, gegen Australien und England gesichert und abgegrenzt, im Oktober 1885 auch die Marschallinseln hinzugefügt. Die Besitzergreifung der Palau- und Karolineninseln im August 1885 führte zu heftigen Aufwallungen der Spanier; obwohl ihre Hoheit fraglich und 1874 von England und Deutschland abgewiesen war, brachte Bismarck die Frage vor den Schiedsspruch des Papstes, der die Inseln Spanien zuwies, aber ihm auferlegte, sie auch zu verwalten. Für die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" erwarb Karl Peters (geb. 1856) durch Vertrag mit zwölf Häuptlingen 1884 die ersten Stützpunkte in Ostafrika. Nach Verbriefung des deutschen Schutzes 1885 fehlte es hier gleichfalls nicht an Weiterungen mit England und dem von letzterem gehandhabten Sultan von Sansibar, auch nicht an schweren Kämpfen mit den von Buschiri geführten Sklavenhändlern (1888/89) und dem weiterdauernden Widerstande des Banaheri. Alle die politischen und kolonialen Ereignisse, die sich an die erteilten Schutzbriefe knüpften, führten, hier früher, dort später, entgegen den ersten Absichten Bismarcks, nun doch zu direkter Verwaltung durch das Reich, mit allen Vorteilen, aber auch mit den im Wesen der kolonialen Bureaukratie hervortretenden Nachteilen und Verstimmungen. Das Reich übernahm ferner, nach Bewilligung von 1885, die Unterstützung einer dem Norddeutschen Lloyd übertragenen Postdampferlinie, zunächst nach Ostasien, und half auch damit eine Umformung im Weltverkehr einleiten.

Abb. 358. Bismarck im Jahre 1885.

Auf Samoa, wo die realen deutschen Interessen alle anderen weit überwogen, kämpfte man mit englischen Ränken, die möglichst auch die derben Hände der Amerikaner ins Gefecht zu schicken suchten; eine Berliner Samoakonferenz von 1889 neutralisierte die Inseln.

Die letzten Jahre Kaiser Wilhelms I.

Die europäische Politik erhielt ihr Gesicht dadurch, daß die russische Freundschaft zerflattert und durch das Bündnis mit Österreich ersetzt war, dem Italien

unter dem neuen König Humbert (1878—1900) nicht aus Liebe, aber aus seiner mißlichen politischen Lage heraus sich 1883 in bestimmter Form näherte und 1887 formell beitrat. Andererseits brachte trotz der gegen Deutschland wenig freundschaftlichen Gesinnung Alexanders III. Bismarck es fertig, den nie ganz abgerissenen

Abb. 359. Kaiser Wilhelm I. in späten Lebensjahren. Gemälde von Franz Lenbach.

„Draht nach Rußland" zu pflegen und 1884 die berühmte „Rückversicherung" abzuschließen, welche insofern nach keiner Seite als unloyal bezeichnet werden konnte, als alle seine Verträge nur den Schutz in der Defensive festsetzten.

Gefahren für den Frieden Deutschlands konnten, abgesehen von den mehr bellenden als beißenden Drohungen Englands, eigentlich nur von Frankreich erwachsen, und eben

dieses wurde durch die Bismarcksche Politik mit dem doppelten Boden zur Ruhe verurteilt; die Verständigung mit Petersburg sicherte Deutschland im Falle eines Angriffs durch Frankreich wohlwollende Neutralität Rußlands, und ebenso sicherte sie diesem, im Falle, daß es angegriffen würde, eine solche seitens Deutschland. So konnte man die Hoffnungen Frankreichs gelassen ansehen, daß ihm ein cäsaristischer Held geschenkt sei, in der recht mittelmäßigen Person des Generals Boulanger, obwohl damit, 1886/87, die Revanche heftig aufwallte und kleine Grenzzwischenfälle zur nahen Kriegsgefahr machte. Aus demselben Grunde beunruhigte auch weniger die in Rußland fortdauernde panslawistische Hetze gegen Deutschland. Eine nicht schlecht gesponnene Intrige, die den Zaren im Zusammenhang mit bulgarischen Vorgängen gegen Bismarck aufbringen mußte, konnte dieser im November 1887 in Berlin dem hohen Gaste Kaiser Wilhelms als solche nachweisen. Bismarck führte nun aber doch Anfang 1888 die gleichzeitige Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnistextes in beiden Ländern herbei und hielt am 6. Februar im Reichstag die große, das Verhältnis zu Rußland und Frankreich darlegende Rede, mit dem stolzen, scharfen Bekenntnis des Starken zum Frieden und dem geflügelt gewordenen: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt".

Eine der hauptsächlichsten Sorgen Bismarcks in seinen letzten Kanzlerjahren war der deutsche Zustand in Posen und Westpreußen, für dessen Sicherung er noch nach seiner Amtszeit schöpferisch gewirkt hat.

Während der siebzig Jahre Versöhnungspolitik seit 1815 hatte sich das Bevölkerungsverhältnis infolge von Zuzug aus Rußland und Galizien und infolge von Auffaugung Deutscher, namentlich älterer katholischer Einwanderer, fortgesetzt zu Gunsten der Polen verschoben. Eine systematische deutsche Besiedelung, wie nach den ersten Erwerbungen des Landes, wurde nicht mehr betrieben. Auch Flottwell (S. 483) hatte, indem er den Übergang der Rittergüter in deutsche Hände zu fördern suchte, damit doch vielfach nur Herren herbeigezogen, die am liebsten mit polnischen Arbeitern wirtschafteten und die mit den Polen, Adel und Klerus, gut Freund waren; seine rastlose Bemühung um Zivilisierung der Provinz war in erster Linie dem Entstehen eines tüchtigen polnischen Mittelstandes aus deutschem Vorbild und gutenteils aus deutschem Blut förderlich gewesen. Preußen schuf diesen Mittelstand, der 1841 gegründete, nach dem feurigen Regimentsarzte im Aufstande gegen Rußland, Dr. Marcinkowski, benannte Verein organisierte und förderte ihn. Er wurde zum rastlosen Vorkämpfer gegen das deutsche Element, als bürgerlicher, eher liberaler denn kirchlicher Sekundant des herrenmäßigen Klerus, der weiterhin aber ebenfalls Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften zu begründen und zu leiten begann. So wurden die kundigeren Deutschen des Ostens von der langjährigen Polenschwärmerei des westlichen und südlichen Deutschlands nicht mitergriffen, und der Ostpreuße Wilh. Jordan machte 1848 im Frankfurter Parlament denen, die auf das „polnische" Land schlankweg verzichten wollten, zornig klar (wovon sie natürlich nichts geahnt hatten), das bedeute eine halbe Million Deutscher an den Feind verraten. Aber diese Deutschen blieben sich im Grunde selber überlassen und hatten obendrein die modische Geringschätzung gegen Land und Aufgabe, ja den gefliffenen und anpaßlichen Polenverkehr einzustecken, worin sich die „hoffentlich vorübergehend" ins Land versetzten preußischen Beamten gefielen. — Da die polnischen Agitationen für polnischen Unterricht und entsprechende in Berlin erhobene Forderungen immer zuversichtlicher wurden, schritt Bismarck 1885 zu Maßregeln. Die eine war, 1885, die Schließung der Ostgrenze gegen dauernde Zuwanderung, die zwar nicht als unumgehbare Barre wirkte, aber das ungehemmte Zuströmen abstellte. Die zweite war das in dem Ansiedelungsgesetz von 1886 ergriffene Mittel der bäuerlichen Kolonisation mit Deutschen. Der Landtag bewilligte hierfür zunächst 100 Millionen, aus denen die Ansiedelungskommission Herrengüter ankaufte, parzellierte und unter günstigen Bedingungen an deutsche Landleute vergab, in verschieden großen, aber nicht größeren Heimstätten, als daß der Bauer und seine Familie sie ohne Hilfe eigentlicher Landarbeiter bewirtschaften konnten. Der polnische Sprachunterricht in den Volksschulen wurde 1887 bis auf den Religionsunterricht in den unteren Klassen der höheren Schulen aufgehoben, nach Vereinbarung mit dem Erzbischof Dinder von Gnesen-Posen.

Ein wunderbares Gedenken umgibt die letzten Jahre des in die neunziger Lebensjahre hinüberschreitenden Kaisers Wilhelm.

Bis ins höchste Alter vermochte er umzudenken, wenn er überzeugende Gründe sah, und seinen Gesichtskreis zu erweitern; auf die ungeheuren Erfolge seines monarchischen Lebens sah er zurück mit dem Dank des Christen gegen Gott und dem Dank des Königs gegen den Mann neben ihm, den „Herbeiführer der mächtigen Ereignisse", die er selber vollzogen.

Abb. 360. Kronprinz Friedrich Wilhelm, Kaiser Friedrich III.
Aufnahme der Hofphotographen Reichard & Lindner, Berlin.

Was Bismarck, obwohl die „Gedanken und Erinnerungen" wesentlich dazu bestimmt sind, seinen Anteil, seine Meinungskämpfe und Erfahrungen klarzustellen, sowohl dort wie in dem als Anhang erschienenen Briefwechsel hinterlassen hat von Mitteilungen und Aktenstücken über die Entschließungen Wilhelms I., enthüllt den vielfach selbständigen Wert der sorgfältig durchdachten entscheidenden Stellungnahmen des Kaisers. So bleibt dieser in seiner und wirksamer Vornehmheit bis ans Ende der die Führung, welcher er vertrauen will, prüfende, das Ganze in gelassener Selbstverständlichkeit überragende Herr. Der Eindruck aber von allem bleibt immer der einer wunderbaren geschichtlichen Fügung, die diese beiden Männer wie Feder und Anker in der Uhr zusammen-

geführt und gerade in ihrer amtlichen und menschlichen Vereinigung ihr Wirken fruchtbar und groß gemacht hat. Die seit 1878 wiederbegonnene konservative Politik tat dem Kaiser innerlich wohl, verband ihn noch viel tiefer mit Bismarck, obwohl er schon vor dieser Wendung das berühmte „Niemals!" auf eines der Abschiedsgesuche des bis zum Überdruß gepeinigten Kanzlers geantwortet hatte und obwohl die konservative Wendung nebst ihrem Zubehör wiederum nahen Familienangehörigen des Kaisers im Herzen widerstrebte.

Erschütterndes Gedenken verbindet sich mit den Abschiednahmen des kaiserlichen Herrn von seinen sterbenden alten Dienern und Mitarbeitern, u. a. von Roon (gest. 23. Februar 1879). Dann aber traten der Tod und dessen bange Ahnung auch in seinen engsten Kreis hinein.

Im Sommer 1886 beim 500jährigen Jubelfest der Heidelberger Hochschule sah man noch in seiner männlichen Schönheit den Kronprinzen handeln und stehen; gütig und mit seinen geliebten Scherzen sprach er mit uns Jüngeren, die die Heidelberger Burschenmütze wieder aufgesetzt hatten, so behaglich lange, daß ihn die Großherzogin, seine Schwester, schließlich am Ärmel zupfte; an ihrer Seite ging der liebenswürdige und helle, frische Sohn, der zweite badische Prinz Ludwig Wilhelm. Bald genug erfuhr man die dumpfe Sorge, die diesen festlichen Tagen nachfolgen sollte, das Anfang 1887 sich bemerkbar machende Kehlkopfleiden des Kaisersohnes, an dessen schlimmer, krebsartiger Natur die Berliner Sachverständigen früh nicht mehr zweifeln konnten, so daß sie zur Operation rieten. Man hat, ohne faßbare Sicherheit, in der Öffentlichkeit andeuten können, daß Einflüsse vorhanden waren, welche die Operation — und damit den wahrscheinlichen Thronverzicht eines stummen Thronfolgers — auch aus weiterdenkenden Beweggründen, als aus den begreiflichsten menschlichen Anklammerungen an die günstigere Hoffnung vermeiden wollten. Jedenfalls wurde die Behandlung einem englischen Arzte überlassen, der die Diagnose der Berliner Autoritäten in Frage stellte, bis dies, noch im Laufe des Jahres 1887, nicht mehr möglich war.

Im Februar 1888 starb zu Freiburg an einer Erkältungskrankheit der dort studierende Prinz Ludwig Wilhelm von Baden, zum herbsten neuen Schmerze der edlen Eltern und des mit ihnen von der Krankheit des Kronprinzen tief gebeugten kaiserlichen Großvaters. Es waren furchtbar bange Tage; bei der Beisetzung des Prinzen zu Karlsruhe stand mit ernsten blassen Zügen sein Vetter Wilhelm von Preußen, der von San Remo zurückgejagt war, wo am 9. Februar an seinem Vater der Luftröhrenschnitt hatte gemacht werden müssen.

Bald danach erkrankte auch der Kaiser, Anfang März, und am 9. März schlossen sich die gütigen blauen Augen in dem altersgefurchten Antlitz für immer, ging dieses unendlich gesegnete, für unsere Nation fast ohnegleichen köstliche Herrscher-
1888. leben hoheitsvoll zu Ende. Es war der Tag, der einmal kommen mußte und den man sich doch fast gewöhnt hatte, wie einen kaum denkbaren, wie einen von Ausnahmen des Schicksals hinweggerückten zu betrachten; wie plötzliche persönlichste Verwaisung empfand ihn jedes ohne Eigensucht und Parteiwünsche deutsche Herz. Und Bismarck, der in tiefster Erschütterung dem Reichstag die amtliche Mitteilung machte, konnte in der Wahrheit all seiner Worte hinzufügen, daß noch niemals ein Monarch unter so redlicher und verehrender Trauer und Teilnahme aller Völker des Erdballs dahingegangen sei.

Kaiser Friedrich III.

Nun war der Todkranke, der pflichtgetreu von der Riviera herbeieilte, Kaiser. Bismarck hat später geäußert, die Tage unter dem Kaiser Friedrich seien doch die schwersten gewesen; andererseits lag ihm daran, die öffentliche Meinung zu überzeugen, daß er bei dem neuen Kaiserpaar Verständnis und Vertrauen gefunden habe.

Die Erlasse des Kaisers „Friedrich" — so wurde der Name Friedrich Wilhelm gewissermaßen aus der preußischen in die alte deutsche Herrscherreihe versetzt — an Volk und Kanzler hatte der neue Monarch wahrscheinlich i. J. 1885 aufgesetzt, solche jedenfalls damals mit seiner politischen „Umgebung", unbeschäftigten und wohlmeinenden Staatsmännern a. D. von links und rechts, durchberaten. Die Erlasse, sowie eine Anzahl Auszeichnungen von Personen waren symptomatisch für die altbekannte liberale Gesinnung des neuen Monarchen und für die von ihm seit Jahren bereitgehaltenen Entschlüsse. Auch in der Umgebung des Kaiserpaares, im

Hofwesen überhaupt, trat ein gewisses Abweichen von der preußischen Tradition und mancherlei Zulassen geräuschvoller, namentlich weiblich-bürgerlicher Anfreundungen hervor. Im großen und ganzen erfüllten sich die Erwartungen bisher mißvergnügter Schichten doch nicht; man mußte sich vielmehr zu der Ahnung bekennen, daß auch bei einem völlig gesunden Kaiser Friedrich, seinem in Wirklichkeit sehr lebhaften Herrschersinn nach, die vorhin erwähnten ersten Taten höchst wahrscheinlich einen herzlichen Abschied an die Kronprinzenstimmungen anstatt eine neue Parole bedeutet haben würden.

Bismarck hatte eine scharfe Kraftprobe zu bestehen, aus der er mit Gewinn hervorging. Schon 1884 war die von England ausgegangene Idee zur Sprache gekommen, den seither mit Rußland zerfallenen und von diesem 1886 in schnödester Weise in Bulgarien entthronten Prinzen Alexander von Battenberg zum Gemahl eine Tochter des Kronprinzenpaares und damit Deutschland zum Kostenträger der englischen Orientpolitik gegenüber einem unversöhnlich gereizten Rußland zu machen. Solange Kaiser Wilhelm lebte, hatte der Plan ungeduldig zurückgestellt werden müssen; jetzt sprang er ans Licht, und großenteils begeisterte sich die öffentliche Meinung für den Schimmer von Romantik und Ritterlichkeit, der die Neigung des populären battenbergischen Serbenbesiegers zu umgeben schien. In schweren Kämpfen und anscheinend nicht ohne weise Hilfe des für Bismarck durchaus nicht eingenommenen Großherzogs von Baden siegte der Kanzler, und zwar so überzeugend, daß von da ab seine Stellung zu dem Kaiserpaare innerlich gefestigter war. Auch die öffentliche Meinung sagte nichts mehr, als sie inne ward, wie rasch der Battenberger seine „Herzenswunde" durch eine Künstlerinnenehe kurierte. — Leicht war die Stellung des verantwortlichen Reichsleiters auch jetzt nicht, Intrigen aus London und der englischen Botschaft zu Petersburg dauerten fort, sanguinische Hoffnungen der Franzosen und Welfen auf Preisgaben aus dem Errungenen von 1866 und 1870 gingen in hohen Wellen, und jene geschäftige männliche Demimonde, welche von den Hintertreppen her Politik mit zu machen sucht, hatte gute Tage.

Am 15. Juni 1888 verschied der edle Kaiser, der ein unvergängliches Beispiel, in Hoheit und Heldensinn zu leiden, hinterließ. Auch an diesem Tode nahm die ganze Welt in aufrichtiger menschlicher Sympathie und Trauer Teil.

Abb. 361. Das Brandenburger Tor im neuen Berlin.

Die Regierung Kaiser Wilhelms II.

Die Entlassung Bismarcks.

Ein und dreiviertel Jahre hat sich die deutsche vaterländische Gesinnung der Zusammenwirkung des Kaisers mit dem großen nationalen Heros erfreuen können und sie durch die neue Thronfolge vom Juni 1888 als dauernder gesichert, denn zuletzt vorher, und tiefer gegründet wähnen dürfen.

Verdächtigt vom Auslande als eitler kriegslustiger Jüngling bestieg Wilhelm II. den Thron, und nicht viel weniger in Deutschland diskreditiert und geschmäht, hier im Grunde immer wieder deswegen, weil er 1887 mit seiner Gemahlin eine der inneren Mission geltende aber nach ihrer Zusammensetzung hochkirchlich-antisemitisch erscheinende Versammlung bei dem Generalquartiermeister Grafen Waldersee besucht hatte. Um so wirksamer war die schöne Tat der Bundesfürsten, die bei der Eröffnung des Reichstags am 25. Juni 1888 sich persönlich um den neuen Kaiser scharten und einen Teil der Ausstreuungen und Besorgnisse dadurch vernichteten. Und was Kaiser Wilhelm II. selber sprach, verbürgte in klaren, nicht deutelbaren Worten den inneren wie äußeren Frieden durch starke Kaiserhand. Schon jener 25. Juni war wie ein Merkmal dafür, daß am sichtbarsten unter dieser Regierung sich erfüllen sollte, was an der Wende von 1870/71 der vorschauende Großherzog von Baden gesprochen: die Inhaltsteigerung des Kaisertums weit über die Paragraphierung der Reichsverfassung hinaus.

Das Temperament und die Vielseitigkeit des Kaisers, die Loyalität und hier und da doch auch beanspruchte menschliche Weisheit der Bundesfürsten, als drittes und wesentliches eine mehr und mehr sich vom Buchstaben befreiende Auffassung und Unwillkürlichkeit der öffentlichen Meinung in ganz Deutschland, und als wiederum Weiteres und Wichtiges die wachsende Fülle der inneren Beziehungen, ponderabler und imponderabler, im Rahmen des Reiches: alles das hat zusammengewirkt, schon bis ans Ende des 19. Jahrhunderts den dritten der Hohenzollernkaiser zum tatsächlichen Kaiser von Deutschland zu machen. Als solcher steht er vor dem Auslande da, wie vor den Deutschen, in Liebe oder doch Respekt, in Zustimmung oder in unaufhörlich von ihm ohne Scheu herausgeforderter Kritik; bei allem bleibt ein jedermann bezwingendes Gefühl der engsten Verknüpfung des Reiches und des Volkes mit seiner lebhaft individuellen, allseitig interessierten und betätigungseifrigen, ganz für seine Aufgabe

Abb. 362. Prinz Wilhelm und sein ältester Sohn Wilhelm (geb. 1882). Aufnahme von 1887.

lebenden, wenn auch nicht in jeder Hinsicht reifen und klargeprägten und keineswegs immer bedächtigen Person. Gehäufte internationale Reisen und Monarchenzusammenkünfte des Kaisers trugen mindestens die Frucht, ihn der Beachtung und Meinungsbildung der ganzen Welt in den vordersten Grund zu rücken und die allseitige Freundschaftsgesinnung des Deutschen Reiches bis zum reichlichsten Genügen zu verkünden.

Der Zusammenstoß und Bruch mit Bismarck konnte nur eine Frage der Zeit sein.

Weil der eine jung, der andere alt sei, wie hundertmal weise gesagt wurde, das bleibt ein Geschwätz; wären Spuren von Senilität, von Müdigkeit in Bismarck gewesen, so wäre eher vermeidlich gewesen, was 1890 eintrat. Hier standen zwei Naturen auf dem Plane, die beide in sich die persönliche Überzeugung bildeten, was dem Reiche am meisten fromme und was im Moment das am besten zu tuende oder zu unterlassende sei. Beide standen sie zu innerlich und menschlich hoch für geschmeidige Einfügung in ein nicht anerkanntes Überragen des Anderen und mußten absehbar in nicht mehr zu vertuschender und zu überbrückender Weise zusammenprallen, wobei dann der auf bewährtes Ergebnis und Amt gestellte bisherige Leiter der Dinge zum Diener zurücksank, der dem Willen des zur Krone geborenen Herrn loyal zu weichen hatte. Je redlicher der Kanzler den Ertrag einer kaum vergleichbar großartigen Lebensarbeit auf die Monarchie als solche gehäuft hatte, desto unbedingter mußte er fallen, wenn der Inhaber dieser Machtfülle deren Schöpfer als Teilhaber empfand; es liegt in Bismarcks schönstem Wirken, wenn der Konflikt und der welthistorische Tragödienstoff, die hier entstanden, hoch hinweggehen über etwaige Vergleiche seiner Person mit Wallenstein oder andererseits Danckelmann. Er war der Hersteller und Steigerer von noch viel mehr als nur der Monarchie gewesen und geworden, nämlich der große Neubegründer eines die ganze vaterlandsbereite Öffentlichkeit umfassenden und durchdringenden unverbrüchlichen Monarchismus. Er konnte das Opfer seines Werkes werden, sobald die Bedingungen wegfielen, durch die — aber nicht etwa bloß für die! — er es geschaffen: die ganz besondere, zueinander und für dieses Werk unvergleichlich abgestimmte Verteilung von Energie und Weisheit, wie sie in seinem Verhältnis zu Kaiser Wilhelm I. vorgelegen hatte. Es gibt alte Sagen von Vollbringungen, die so groß und kühn waren, daß sie ihren eigenen Urheber verzehrten und dieser zuletzt auch noch sein Leben auslöschen mußte für sie. Diese fast nur vom Mythos der Völker restlos nachzuverstehende Tragik gilt auch hier, und sie, in den letzten Abstraktionen des Geschehnisses von 1890, ist dann vielleicht von Bismarck selber nicht in ihrer versöhnenden Tiefe erschaut, jedenfalls noch nicht ertragen worden. Neben dem Allen ist es unwichtig, daß Geschäftige und Treulose am Werk waren, dem Kanzler ein Bein zu stellen, dessen Größe längst auf aller seelischen Subalternität um ihn her lastete, dessen strenge Amtsenergie keine Sinekuren- und Paschagefühle in den guten Staatsstellen behaglich werden ließ. Sie konnten sich bei guter Aussicht rechtzeitig und wohlgefällig auf die siegende Seite stellen, sie konnten mitflüstern, konnten einwirken auf die szenischen Einzelheiten des fünften Akts, aber dessen Verschürzung lag doch jenseits ihrer kleinen Intrigantenrollen.

In das Bewußtwerden dieser Sachlage mußten sich Kaiser und Kanzler selber erst hineinleben. Die superlativische Art des Monarchen begann damit, dankbare Treuerklärungen und Huldbeweise auf den fast ständig in der Stille von Friedrichsruh lebenden Kanzler zu häufen. Er hielt auch zu Bismarck bei der durch Indiskretion erregenden Veröffentlichung von Tagebuchaufzeichnungen des Kaisers Friedrich, die aus dessen ehemaligem „Kreise" geschah. Bismarcks Widerraten der drängend gesuchten Zusammenkünfte mit Zar Alexander III. kränkte zwar den in dieser Richtung lebhaften, einseitigen Wunsch, führte aber noch nicht zur Entscheidung; noch zu Neujahr 1890 schrieb der Kaiser an Bismarck, er bitte Gott, daß er ihm in seinem schweren und verantwortungsvollen Herrscherberuf dessen treuen und erprobten Rat viele Jahre erhalte. Bismarck selbst hatte sich noch bei einer neuen, politisch wertvollen Berliner Unterredung mit Alexander III. im Oktober 1889 als nicht wohl entlaßbar bezeichnet, wegen seiner zu schwer löslichen und ersetzbaren persönlichen Verkettung in die deutschen und auswärtigen Beziehungen Preußens. Bei alledem ist noch zu sagen, daß die Sicherheit, womit der Kanzler zwar die ihm entgegenstehenden psychologischen Momente, aber auch seine wohlerworbene Autorität fühlte und auf sie hin seine Überzeugungen geltend machte, schon Anfang 1890 in Kreisen des Berliner Hofes und seiner Verwandten als eine Art Tyrannei bezeichnet wurde. Sogar so, daß nun auch das längst nicht neue kleinliche Wort vom Hausmeiertum und von der Dynastie Bismarck nicht ganz ungehört an der höchsten Stelle vorüberwehte.

Abb. 363. Die feierliche Eröffnung des deutschen Reichstages durch Kaiser Wilhelm II. am 25. Juni 1888. Gemälde von Anton v. Werner.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Die danach schnell hereinbrechende Krisis ward zu Teilen herbeigeführt durch die Frage der Behandlung der Sozialdemokratie. Bismarck wollte die Knebelung aufrechterhalten, wollte den Erfolg der bisherigen Sozialpolitik prüfend abwarten. Der Kaiser stellte auch nach dieser Richtung hin hohe Hoffnungen auf seine vielseitig befolgte Politik des lebhaften Entgegenkommens; er folgte der freien persönlichen Empfindung, etwas „leisten" zu müssen für die gerechtfertigten Beschwerden des Arbeiterstandes, ehe er seinerseits an Zwangsmaßregeln denken dürfe.

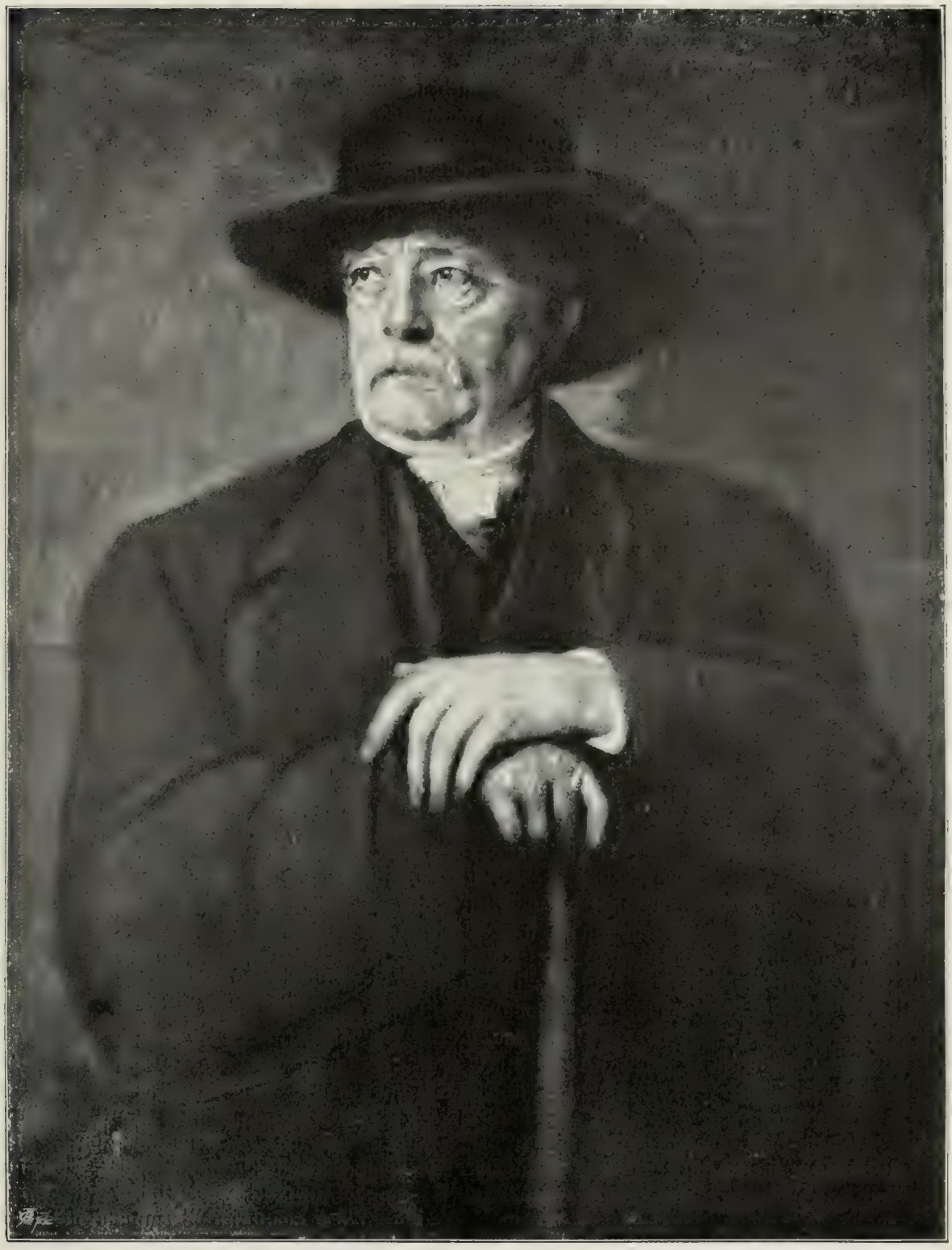
In der zweiten Hälfte des Januar 1890 eilte Bismarck früher, als angenommen wurde, nach Berlin und empfand die unsicher gewordene Lage sowohl an den Personen, wie auch an der Behandlung, die man dem Sozialistengesetz beim Reichstag geben wollte (wodurch es dort verworfen wurde). Ferner wurde er Anfang Februar durch die beiden Arbeitererlasse des Kaisers überrascht, von denen der eine eine internationale Konferenz zur Arbeiterfrage, der zweite weitere sozialpolitische Fürsorge ankündigte. Bismarck konnte nur das Temperament der Erlasse noch redigierend abschwächen — der letzte Kompromiß seines amtlichen Lebens —, er sah sie ohne seine Gegenzeichnung veröffentlicht und führte auch nicht den Vorsitz bei der Konferenz, die Mitte März 1890 in Berlin zusammentrat. Sie behielt übrigens im Vergleich mit den auf sie gesetzten Erwartungen einer neuen Ära recht akademischen Charakter. Während Bismarck nun seinerseits, um das Intrigengespinst und den Abfall hoher Beamter von ihm zu durchkreuzen, auf Innehaltung der Kabinettsordre von 1852 drang, die für den Verkehr des Königs mit den Verwaltungsvorständen die Vermittlung des Ministerpräsidenten festsetzte, erregte sich der Kaiser oder ließ sich erregen über eine Unterredung Bismarcks mit Windthorst, was aber nur im Rahmen der Annahme Bedeutung haben konnte, daß Bismarck eine Art Diktatur seiner Handlungen ausüben wolle, eine Annahme, für die sein Beharren auf jener Kabinettsordre einen bezeichnenden Beweis zu enthalten schien. Nahestehende fürstliche Personen haben in vertraulichen Gesprächen jener Tage den ganzen Vorgang schlechthin als den bewußten Kampf um die maßgebliche Autorität bezeichnet. Zu diesen Differenzen kamen solche über die auswärtige Politik, über die Stellungnahme gegenüber Rußland hinzu. — Kaiser Wilhelm stellte Bismarck über den Empfang eines parlamentarischen Parteiführers ohne sein, des Kaisers, Vorwissen zur Rede, Bismarck betonte nicht minder erregt sein Recht hierauf. Das schien im Verein mit der von Bismarck betonten Kabinettsordre von 1852 des Kanzlers Absicht zu beweisen, die politischen Vorgänge bei sich zu konzentrieren. Der Kaiser befahl ihm, die Aufhebung der Kabinettsordre zu entwerfen und vorzulegen. Dem folgten zweimalige direkte Aufforderungen am 17. März nach, überbracht durch die Vorstände des Militär- und des Zivilkabinetts, die Aufhebung der Kabinettsordre oder ein Abschiedsgesuch einzureichen. Den angebotenen Herzogstitel von Lauenburg nebst einer Dotation wies Bismarck zurück. Am 18. März und in der Nacht zum 19. schrieb Bismarck seine sorgfältige Begründung, weshalb er außerstande sei, die Aufhebung der Kabinettsordre herbeizuführen und verantwortlich gegenzuzeichnen; ebenso sorgfältig und ehrerbietig legte er dar, daß er dem kaiserlichen Wunsche entspreche, wenn er um seine Entlassung bitte, und vor der öffentlichen Meinung nicht die Verantwortung trage. Das am 19. abgesandte Schriftstück fand schon am 20. März seine Erwiderung durch die vollkommen ausgefertigten Dokumente der Entlassung und der Ehrung mit dem erwähnten Herzogstitel. So hatte selbst die Sterbestunde des alten Kaisers die Herzen nicht durchbebt, wie diese in Extrablättern die ganze Welt durchjagende Kunde. Am 28. März nahm Bismarck von seinem alten Herrn, der im Charlottenburger Mausoleum ruhte, stillen Abschied, am 29. verließ er den Reichskanzlerpalast, wo sich die neue Zeit schon eilfertig einrichtete, und fuhr unter ungeheurer Aufregung der Stadt Berlin ab nach Friedrichsruh. Sein Sohn Herbert, dem viel der Gegnerschaften gegolten, legte sein Amt als Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten nieder und ging mit ihm.

Die Zeit des Reichskanzlers v. Caprivi.

Zum Reichskanzler war der General v. Caprivi (geb. 1831) berufen worden.

Er sei, so hieß es oder wurde ausgesprengt, der von Bismarck selber einmal bezeichnete Nachfolger; es lag so, daß Bismarck gelegentlich von der vorteilhaften Verwendung eines Generals für den preußischen Ministerposten gesprochen und dabei, ohne Wert auf den Namen zu legen, Caprivi genannt hatte, welcher 1883—1888 Chef der Admiralität gewesen

Copyright 1895 by G. Heuer & Kirmse



v. Bismarck

Abb. 364. Fürst Bismarck im Jahre 1894. Gemälde von Franz v. Lenbach.
Nach einer Photogravure aus dem Kunstverlag von G. Heuer & Kirmse in Berlin-Halensee.

war. Somit beginnt nun die Zeit, da Wilhelm II. sein „eigener Kanzler" mit souveräner Exekutive war, während das verfassungsmäßige Kanzleramt von seinen Inhabern zuerst im Sinne des gehorsamenden Ausführens und Dazutuns, später in dem des redlichen Diplomatisierens und gelegentlichen „Bremsens" aufgefaßt wurde. Dem Worte vom März, daß der Kurs „der alte" bleiben solle, entsprach das tatsächliche Vorgehen in dem Maße, daß rasch die Wendung vom „neuen Kurs" geprägt wurde und sich mit geschichtlichem Inhalt hat erhalten können. Die Absicht, den Fähigkeiten der Einzelminister größeren Spielraum zu geben, wurde von Anfang betont; überhaupt sprach sich das Gefühl einer Befreiung in manchen amtlichen Kreisen doch nicht allein nur im Sinne einer behaglichen Entlastung, sondern bei wertvolleren Persönlichkeiten hoffnungsvoll in der Richtung aus, als habe man bisher allzu fruchtlos im Schatten des Übergewaltigen, Breiten, Großen geblüht und wolle nun in Wind und Sonne zu tüchtigerer Entfaltung gelangen. Über alle diese Hoffnungen des neuen Kurses historisch abgerundete Meinungen zu sagen, würde noch verfrüht sein; immerhin darf gesagt werden, daß die jungen Triebe gar mancher Anläufe und Entschlüsse längst nicht alle so sorglich und dauernd gehegt worden sind, wie man wohl am Anfang erwarten ließ, daß ihnen das gefährliche Hinterherbedenken oder auch nur ganz einfach das Zuvielaufeinmal feindlich geworden sind.

Beständig das Vorbild seines Großvaters vor Augen haltend, folgte diesem der Kaiser namentlich in der Fürsorge für das Heer und die Schlagfertigkeit des Reiches. 1890 wurde eine Heeresverstärkung um 18000 Mann durchgesetzt, 1892 durch abermalige Erhöhung um nahezu 100000 Mann die Aushebung innerhalb der angewachsenen Bevölkerung wieder ins vollkommenere Verhältnis zu der allgemeinen Wehrpflicht gerückt. Dafür wurde bei den Fußtruppen die nur zweijährige Dienstzeit durchgeführt.

Moltke hatte die Vorlage von 1890 noch mitvertreten; am 24. April 1891 starb der große Stratege. An die Spitze des Generalstabes war schon 1888 die gerne sichtbare Persönlichkeit des Grafen Waldersee getreten, um indessen im Februar 1891 wieder in die Front gestellt und durch Graf Schlieffen (bis 1905) ersetzt zu werden.

Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik blieb der Draht nach Rußland (S. 613) seit der Entlassung Bismarcks spürbar zerschnitten, während ein Abkommen mit England vom 1. Juli 1890 letzterem große Vorteile in den Schoß warf.

Dieser sogenannte Sansibarvertrag trat England die von Deutschland bisher geltend gemachten Schutzhoheiten über Witu in Ostafrika und die weiteren, etwas unbestimmten über die riesigen Somaligebiete ab, überließ ihm die Schutzherrschaft über die Deutschostafrika vorgelagerte, dessen Verkehr und Handel beherrschende Insel Sansibar, grenzte die deutsche Interessensphäre in Togo und Südwestafrika ab, auch hier im Sinne der deutschen Beschränkung, so, daß die territoriale Fühlung mit den für die politisch-nationale Zukunft Südafrikas hochwichtigen Burenrepubliken Transvaal und Oranjefreistaat aufgegeben wurde. Dafür trat England an das Reich Helgoland ab und unterstützte den Erwerb des bisher noch dem Sultan von Sansibar gehörigen Küstenstriches von Deutschostafrika oder durchkreuzte ihn doch nicht. Trotz der Freude, womit Deutschland „sein kleinstes Kind" vor der Elbmündung in die Mutterarme empfing — die friesenbewohnte Insel wurde Preußen und speziell der Provinz Schleswig-Holstein zugeteilt — und trotz der maritim-militärischen Wichtigkeit dieses Besitzes vermochten viele redliche Patrioten sich über die vielfachen Zukunftverzichte dieses Abkommens nur durch die Annahme großer russischer Gefahren und heimlicher politischer Zusagen Englands zu trösten, so sehr letzteres nach der Natur der englischen Verfassung und Politik eigentlich ausgeschlossen war.

Im großen und ganzen lag die europäische Politik still in den von Bismarck geschaffenen oder bisher beeinflußten Gruppierungen, in der Sicherung und Scheu vor der wagehalsigen Entzündung des Weltkrieges, so daß sie die umhertastende Politik des Berliner Kabinetts ohne erhebliche Spuren vertrug.

Am deutlichsten ist der Caprivische Name verknüpft geblieben mit den Handelsverträgen von 1892—1894, welche auf Kosten der deutschen Landwirtschaft und der damit zusammenhängenden Erwerbzweige, wie z. B. des Weinbaues, im allgemeinen die Zollsituation des Auslandes verbesserten. Dem Parlament und der öffentlichen Meinung gegenüber rechtfertigten diese Verträge sich mit der Wendung, daß es gelte, die verbündeten

und befreundeten Staaten warm zu halten, dann aber wiederum damit, daß Rußland günstig zu stimmen sei. Hiermit wurde der Bismarcksche Standpunkt aufgegeben, der erfolgreich das politische und das wirtschaftliche internationale Gebiet streng voneinander gesondert und unabhängig erhalten hatte. Der heftig erregte Unwille der ländlichen Kreise führte zu der Neuerscheinung einer Verbündung von Groß- und Kleinlandwirten und von ost- und westdeutschen ländlichen Interessenten im Bunde der Landwirte, der im Februar 1893 gegründet wurde und rasch eine wirksame Macht entfaltete.

Abb. 365. Moltke 1889.
Photographische Aufnahme im Reichstage.

Überaus peinlich war das Verhältnis des neuen Kurses zu dem Fürsten Bismarck.

Der entlassene Kanzler nahm es als sein Recht, sich durch die angesehenen Journalisten, die ihn aus aller Welt aufsuchten, und durch die „Hamburger Nachrichten" seiner Meinungen und seiner Verdienste zu wehren. Er verfolgte mit höchster Sorge den nach fast allen Seiten wegschenkenden und zum Zwecke der Versöhnung, des Liebegewinnens lebhaft entgegenkommenden Gang der äußeren und inneren Politik und er konnte durch die Art, wie man von Berlin den höchst unbequemen Kritiker abzufertigen suchte, bei den unabhängigen und patriotischen deutschen Schichten lediglich an Liebe und an Zuneigung, die sich zu betätigen wünschten, gewinnen. Seit 1892 begannen die jahrelangen demonstrativen Huldigungen, die Zeiten des lauten oppositionellen Bismarckbekenntnisses, die Massenfahrten nach Friedrichsruh und Varzin, welche das ganze vaterländische Deutschtum in landsmannschaftlichen oder körperschaftlichen Gruppen zu ihm führten. Bei solcher Gelegenheit war es, daß Bismarck gegenüber der höchst sichtbar gemachten Polenfreundschaft des neuen Kurses und gewissen, noch nicht klar aussprechbaren östlichen Umformungsutopien am 16. September 1894 zu Varzin eine tiefgründige Rede über die Polengefahr hielt, die ein wesentlicher Anlaß zu der kurz darauf erfolgenden Gründung des „Deutschen Ostmarkenvereins" wurde.

1893 erkrankte Bismarck gefährlich in Kissingen, und diese Nachricht löste mit einem Schlage alles weg, was sich und was man um das Herz Wilhelms II. gegen Bismarck

gekrustet haben mochte. Der Kaiser suchte Versöhnung. Sie ward mit loyaler Reserve angenommen und aufrechterhalten, obwohl es auch später nicht ganz an empfindlichen Berührungen des Stachels fehlte.

Die Reichskanzlerschaft Hohenlohes.

Mit dieser das deutsche Volk geradezu erlösenden persönlichen Wendung verband sich deutlich ein gewisses Zurücklenkenwollen in die Bahnen der Bismarckschen Politik. Ein Anlaß reichte, nicht ohne persönliche Treibereien, hin, die Entlassung Caprivis herbeizuführen, im Oktober 1894, worauf Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, seit Manteuffels Tode Statthalter im Reichslande, auf sein 75jähriges Haupt das Reichskanzleramt nahm.

Seine Amtzeit wird bezeichnet durch Eintreten des lange gesuchten leidlichen Verhältnisses zu Frankreich und durch eine bessere Beziehung zu dem neuen russischen Zaren Nikolaus II. (seit 1894). Diese vertrug es auch, daß sich gleichzeitig die offizielle politische Freundschaft von Frankreich und Rußland, aber stets mit Betonung ihres nicht-herausfordernden Wesens, als Gegengewicht gegen den Dreibund öffentlich kund tat. Englands gute Gesinnung wurde nach wie vor möglichst gesucht, was nicht verdecken konnte, daß in England einerseits der gewerbliche und weltpolitische Wettbewerb von seiten Deutschlands immer fühlbarer geworden war und sich in Hetzereien geltend machte, während andererseits in Deutschland eine nicht gerade verfrühte Erkenntnis der politischen Moral der Engländer und ihres spezifischen Nichtgeltenlassens nichtenglischer Rechte ins Bewußtsein beträchtlich vergrößerter Mehrheiten drang. — Die 1895 mit Jamesons bewaffnetem Einfallversuch in Transvaal (30. Dezbr.) beginnende Vergewaltigung der Burenstaaten durch England riß auch Kaiser Wilhelm zu einem Telegramm an den Transvaalpräsidenten Krüger hin, welches nachmals vergessen zu machen die ganze deutsche Politik im Burenkriege (1899 bis 1902) beflissen war. Die deutsche öffentliche Meinung dagegen stand so einhellig und laut, wie seit lange in nichts mehr, auf seiten der tapfer bis zur Erschöpfung kämpfenden Buren. Sie betonte unablässig, von allem menschlichen und Rechtsgefühl abgesehen, daß auf diesen Schlachtfeldern entschieden werde, ob Südafrika überhaupt englisch oder niederdeutsch werden solle. Sie erkannte vielfach auch schon, daß hier eine in der Weltgestaltung unabsehbar wichtige moralische Verbindung des reichsdeutschen mit dem niederdeutsch-holländischen Element durch die Haltung Deutschlands je nachdem eingeleitet oder vernichtet, im letzteren Falle zum mindesten auf lange zurückgeschoben werde.

Abb. 366. Vorderansicht des Fürstenhauses in Friedrichsruh, vor dem Umbau.

Während Deutschlands weltwirtschaftliche Bedeutung in ruhiger oder auch zum Teil sehr sichtbarer Tatsächlichkeit beständig wuchs, wurde in politischer Hinsicht der Anspruch Deutschlands auf Weltgeltung häufig und lebhaft genug hervorgehoben und in Einzelheiten doch auch durch Maßregeln gefördert.

Bei freundschaftlichen Beziehungen des Reiches zu der Türkei setzte sich deutsches Kapital in Kleinasien fest, während die Reise des Kaisers zur Weihe der in Jerusalem erbauten

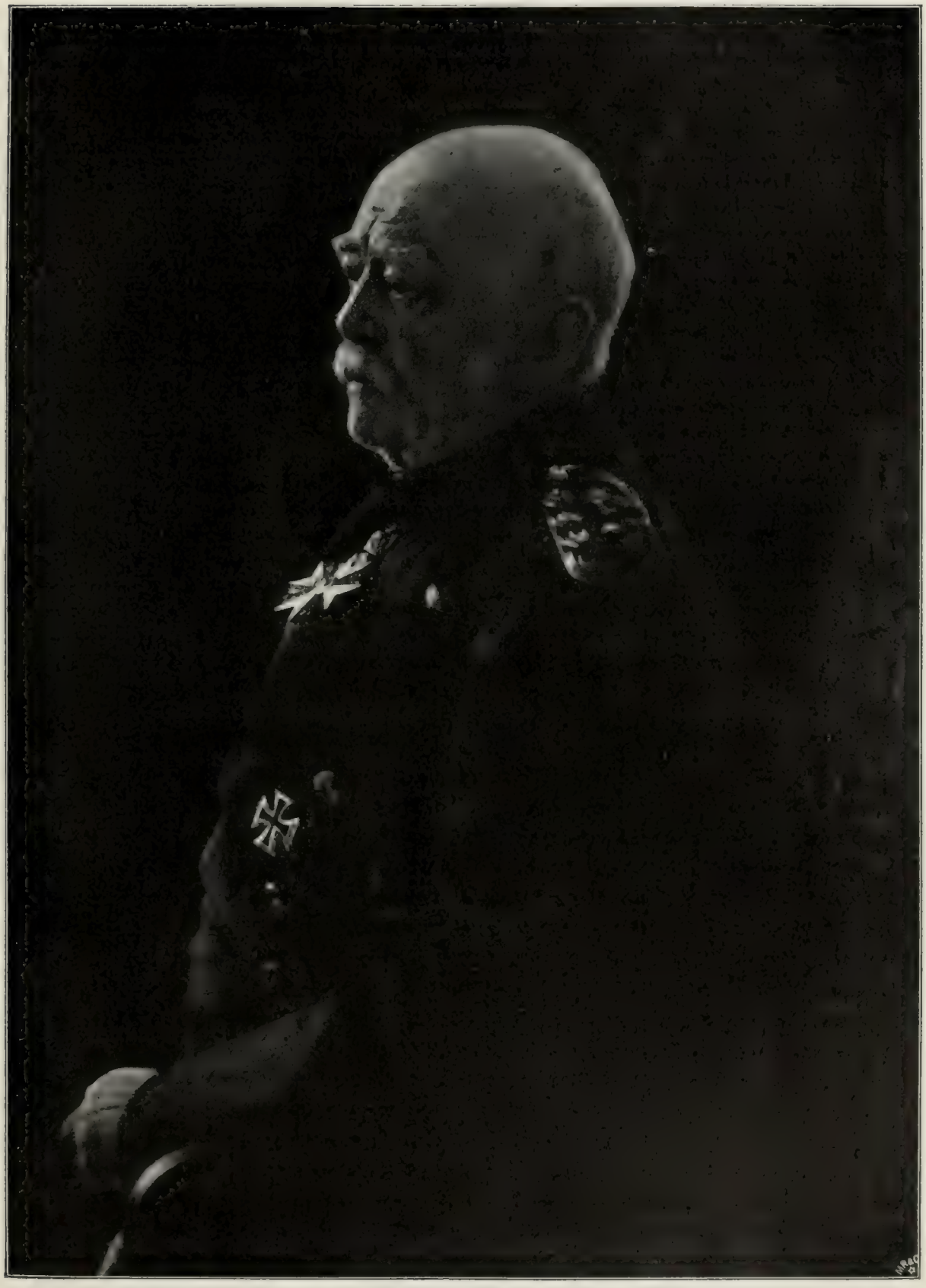


Abb. 367. Fürst Bismarck im Jahre 1898. Aufnahme von Photograph Karl Hahn in München.

deutsch-evangelischen Kirche im Herbst 1898 einen großartigen Eindruck im Orient hervorbrachte; er schien damals noch faßbarere Ergebnisse zu versprechen, als seitdem festgehalten oder verfolgt worden sind. Immerhin ist wahrzunehmen, daß verschiedene Mächte heute Deutschland als das Hemmnis ihrer Gelüste in Vorderasien und als den im Vorteil stehenden Wettbewerber betrachten.

Im November 1897 wurde, anknüpfend an die Ermordung deutscher Missionare, vom Deutschen Reiche die chinesische Stadt Kiautschau in der Provinz Schantung besetzt und 1898 die maritim höchst wertvolle davorliegende Bucht von Tsingtau von China für das Reich auf 99 Jahre mit dem Hoheitsrecht gepachtet. Ohne Zusammenhang hiermit entstanden chinesische Unruhen gegen die Europäer überhaupt, führten zur Niedermetzelung fremder und einheimischer Christen, zur Ermordung des deutschen Gesandten v. Ketteler und zur Belagerung der fremden Gesandtschaften in Peking im Jahre 1900. Bei dem hierauf-hin geschehenden Einschreiten der Mächte einschließlich der Vereinigten Staaten und Japans erreichte Deutschland, daß man ihm die militärische Leitung, durch die Person des Grafen Waldersee, zugestand, und kam aus der ganzen Angelegenheit wenigstens mit neubewährtem Ruhm der militärischen Tapferkeit und Disziplin seiner Truppen und mit der formellen Durchführung seines Sühneverlangens heraus.

Der spanisch-nordamerikanische Krieg wegen Kuba im Jahre 1898 und der sich dabei erweisende vollkommene Machtbankerott Spaniens, das auch die Philippinen an den Gegner verlor, ermöglichte dem Deutschen Reiche, nunmehr am 6. Juni 1899 die Karolinen nebst den Palau- und Marianeninseln um ungefähr 20 Millionen Mark von Spanien zu erwerben. — Über Samoa kam es 1899 zu gefährlichen Verwickelungen durch das einseitig-verständigte Vorgehen von Nordamerika und England, bis die südafrikanische Beschäftigung der letzteren Macht den Vertrag vom 2. Dezember 1899 ermöglichte, der Deutschland die Hauptinseln Upolu und Sawai, Amerika Tutuila überließ und England durch das Zugeständnis der Tongainseln und recht erhebliche deutsche Abtretungen im Bismarckarchipel entschädigte. In Südwestafrika brach 1904 ein um sich greifender Aufstand der waffentüchtigen eingeborenen Bevölkerung aus, der jede für die Freiheitserhebung auch von Naturvölkern mögliche allgemein menschliche Sympathie durch scheußliche Greuel und Taten tückischen Verrats vernichtete. Seine Niederwerfung bringen die deutschen Truppen soeben (1906) nach überaus wackeren und ehrenvollen, schmerzlich verlustreichen Kämpfen zum Abschluß.

Das Reich seit der Reichskanzlerschaft Bülows.

Am deutlichsten in der späteren Geschichtschreibung der ersten Jahrzehnte Kaiser Wilhelms II. werden sich die Entfaltung der deutschen Flottenmacht und die Ostmarkenfürsorge als positive persönliche Leistungen abheben. Das feste Merkmal in der beständigen, immerhin durchaus nicht großplanenden und „uferlosen" Arbeit für die Marine bildet vorläufig das Flottengesetz vom Juni 1900, welches einen vorschauenden Bau- und Erweiterungsplan enthält. — Das jahrelang zur Richtschnur gemachte Vertrauen auf politische Loyalität der preußischen Polen begann 1894 zu weichen, unter Miteinwirkung festlicher großpolnischer Offenherzigkeiten und ihres ablehnenden Verhaltens gegen die nationalen Jubiläen, welche in der Reihe der allgemein sehr gesteigerten Festlichkeiten in Deutschland gefeiert wurden. Der Kaiser selber sprach mehr denn einmal den festen Entschluß aus, Posen und Westpreußen gegen die polnische Ausbreitung zu schirmen. Ebenso machte der Reichskanzler Bernhard v. Bülow, der 1900 den greisen Fürsten Hohenlohe ersetzte und unter diesem in den letzten Jahren vorher die auswärtige Politik des Reiches geleitet hatte, die Ostmarkenfrage zu einem Gegenstand seiner wichtigsten Sorgfalt und eines wiederholten deutschen Gelöbnisses.

Mit der Abwehr der polnischen Ansprüche Hand in Hand gingen die Erneuerung und Ausdehnung des deutschen Ansiedlungsfonds, die bessere Aufsicht über geeignetes nationales Verhalten der Behörden und Beamten, die — allerdings von den Kundigen nicht einheitlich beurteilte — Schaffung von staatlichen Bildungs- und Kulturanstalten in Posen, in der Absicht, die landläufige Redewendung von der geistigen Leere der östlichen Lebensführung zum Verstummen zu bringen, endlich die 1902 durchgeführte Aussetzung einer besonderen materiellen Zulage für die preußischen Beamten (im weitesten Sinne) im gefährdeten Osten.

Abb. 368. Bismarcks Grabstätte zu Friedrichsruh. Photographie von Knackstedt & Näther in Hamburg.

Fürst Bismarck erlebte noch die Anfänge dieser vielversprechenden Wendung. Am 30. Juli 1898 kam dann dieses Leben, eines der größten der Weltgeschichte, zu seinem Schluß.

Nicht in Dom oder Fürstengruft,
Er ruh' in Gottes freier Luft
Draußen auf Berg und Halde,
Noch besser tief, tief im Walde:
Widukind lädt ihn zu sich ein:
„Ein Sachse war er, drum ist er mein,
Im Sachsenwald soll er begraben sein.

Der Leib zerfällt, der Stein zerfällt,
Aber der Sachsenwald — der hält —,
Und kommen nach dreitausend Jahren
Fremde hier des Weges gefahren
Und sehen, geborgen vorm Licht der Sonnen,
Den Waldgrund in Efeu tief eingesponnen
Und staunen der Schönheit und jauchzen froh,
So gebietet einer: „Lärmt nicht so; —
Hier unten liegt Bismarck irgendwo!" (Theodor Fontane.)

Allen fremden Plänen hatte Bismarcks bestimmt hinterlassener Wille vorgebeugt, auf seinem Eigengut, zu Friedrichsruh, begraben zu liegen. Dem deutschen vaterländischen Sinne bleibt er auch im Tode ein allgegenwärtiges Besitztum, im unauslöschlichen Gedenken seines Vollbringens und durch die sichtbar aufgerichteten Weihestätten dieser Erinnerung: die Denkmäler und die in herber Kraft stilisierten Bismarcksäulen, die nach einem schönen und mit bemerkenswertem Nachdruck sich verwirklichenden Gedanken über das ganze Reich hin aufgerichtet sind und noch immer werden, als die Wahrzeichen des germanischen Heroentums, wozu einer eigenartigen, aber unmittelbaren und echten Empfindung seine geschichtliche Erscheinung sich längst erhoben hat. — Schon 1904 folgte dem großen Kanzler sein Sohn Herbert im Tode nach, ein Mann, der immerhin anders und wertvoller war, als bei einem bestimmten Teil der öffentlichen Meinung kolportiert wurde.

Die Einzelstaaten.

Von den Vorgängen in den außerpreußischen Bundesstaaten bewegten Deutschland naturgemäß am meisten die, welche entweder die vaterländischen Saiten berührten oder ganz einfach menschliche Anteilnahme erweckten.

König Ludwigs II. von Bayern hingebende und zugestehende Haltung in den großen Jahren 1866 und 1870 hielt begreiflicherweise nicht immer diese Höhe, nachdem die hellen Impulse von damals dem Kleingetriebe der Tagespolitik mit all ihren verschlungenen und leicht verwirrbaren Fäden und Einflüssen wieder Platz gemacht hatten. Ludwig griff nicht sichtbarer in das Staatsleben ein, aber er hielt den von den ultramontanen Partikularisten heftig befehdeten Minister Joh. Lutz (1826—1890, Justiz- und Kultusminister 1867, Ministerpräsident 1880—1890) aufrecht; Äußerungen, wie die seines Unmuts über in Bayern auftauchende schwarzweißrote Fahnen entsprangen doch noch mehr dem hochdynastisch-unmodernen Zuge in ihm als einem undeutschen. Mehr und mehr zog er sich ins Gebirge und auf die stille Herreninsel im Chiemsee zurück, vergrub sich in historische Romantik und Phantastik und ordnete eine Reihe von mittelalterlich stilisierten oder dem König Ludwig XIV. nachgeahmten **Schloßbauten** an von einer Kostspieligkeit, daß endlich Zweifel an dem gesunden Verantwortungsgefühl des Königs auftreten mußten, dessen jüngerer Bruder Otto längst als Geisteskranker gehalten wurde. Sie führten im Juni 1886 zu dem Entschluß seiner Entmündigung durch eine **Regentschaft** seines Oheims Luitpold. Die bei dieser Gelegenheit sich aller verständigen Welt enthüllende völlige Geistesumnachtung des unglücklichen Herrschers und sein rasch darauf folgender Selbstmord im Starnberger See erschütterten ganz Deutschland aufs tiefste, während in Oberbayern und München freilich eine naive und gutgläubige Legendenbildung noch geraume Zeit nicht zur Ruhe kommen wollte. — Unter **Prinzregent Luitpold** suchte man die Finanzen der Krone der Gesundung entgegenzuführen, die alten Kulturbestrebungen der Landesherren wieder aufzunehmen und den anschwellenden klerikal-partikularistischen Kräften im Parlament und öffentlichen Leben nicht allzu nachgiebig zu sein.

Abb. 369. König Ludwig II. von Bayern in jüngeren Jahren.

Innerhalb der Sozialdemokratie erhielt die bayrische Gruppe durch ihren Führer v. Vollmar eine mehr akademische, versöhnliche und taktische Richtung, während sie den eigentümlichen bayrischen Landsmannsinn auch gegenüber dem kosmopolitischen Prinzipieneifer der norddeutschen Genossen nicht verleugnet.

In Württemberg folgte dem König Karl 1891 sein gut deutsch gesonnener Neffe König Wilhelm II.; in Sachsen dem König Albert 1902 sein Bruder Georg und diesem 1904 sein Sohn Friedrich August; in Hessen dem Großherzog Ludwig 1892 sein Sohn Ernst Ludwig. Er unternahm, Darmstadt zur erblühenden Stätte moderner Kunst zu machen, deren örtliches Merkmal eine vielfach harte Ungewöhnlichkeit für den in die feinen und harmonischen ästhetischen Gesetze der älteren Kunstperioden eingelebten Geschmack geworden ist. In

Abb. 370. König Albert von Sachsen. Aufnahme von Otto Mayer in Dresden.

Braunschweig starb 1884 der kinderlose Herzog Wilhelm, so daß der Sohn des entthronten und verstorbenen Königs Georg von Hannover, der Herzog Ernst August von Cumberland, ins Erbe berufen gewesen wäre. Da jedoch dessen Ansprüche auf Hannover in ihrer Unversöhnlichkeit mit der gesetzlichen Verfassung Preußens und des Reiches fortdauerten, war schon 1879 ein Regentschaftsgesetz erlassen worden, auf Grund dessen, da auch 1884 Verhandlungen mit dem Herzog von Cumberland erfolglos blieben, im Oktober 1885 der Prinz Albrecht von Preußen, ein Enkel Friedrich Wilhelms III., zum Regenten des Landes erwählt wurde. Zuvor hatte der Bundesrat die Nachfolge des Herzogs unter den erwähnten Umständen für unvereinbar mit dem inneren Frieden und der Sicherheit des Deutschen Reiches erklärt. Am 13. September 1906 starb der Regent, der sich wirkliche Liebe nicht erworben hatte, weil man ihn sehr viel eher in hochkirchlicher Richtung als für die materiellen Interessen des Landes beeifert empfand. Der Herzog von Cumberland machte, in wenig zuversichtlicher Weise, die Thronfolge seines jüngeren Sohnes geltend, zu dessen Gunsten er verzichten wollte. Dabei unterließ er aber auch jetzt den Verzicht auf Hannover und auf die Begünstigung der welfischen Agitation, so daß Kaiser und Reichskanzler es bei dem Bundesratsbeschluß von 1885 bewenden ließen. In Mecklenburg-Schwerin folgte auf den redlichen und patriotischen Großherzog Friedrich Franz II. 1883 sein gleichnamiger kränkelnder Sohn, und nach dessen Tode 1897 sein Sohn Friedrich Franz IV., geb. 1882, für den bis zu seiner Großjährigkeit der hochherzige, auch um die deutsche Kolonialpolitik sehr verdiente Herzog Johann Albrecht, sein Oheim, die Regentschaft führte. Die Verschwägerungen

des Schweriner Hauses mit Rußland und neuerdings mit Dänemark, den Welfen und den Hohenzollern schienen und waren dazu angetan, eine andere Wendung in die bisherige Konstellation und familienpolitische Gesinnung an den europäischen Höfen, deutlicher gesagt in den dänisch-welfischen Familienring gegen die preußisch-deutsche Machtstellung und Politik, zu bringen. Welchen Rückstoß in dieser Beziehung die braunschweigischen Vorgänge vom Herbst 1906 etwa noch wieder üben mögen, wird abzuwarten sein.

Auch in anderen Bundesstaaten vollzogen sich die Regierungswechsel nicht, ohne mehr denn einmal die nationale öffentliche Meinung in ausgesprochenen Widerstreit mit dem rein dynastisch-genealogischen Erbrecht zu bringen. Dieser Erscheinung trug Oldenburg durch eine die geburtsdeutsche Thronfolge sichernde Vereinbarung und Landesgesetzgebung (abgeschlossen 1905) Rechnung. Der Thronstreit der Lippe-Biesterfelder Linie und der entfernteren Schaumburg-Lippischen Agnaten um Lippe-Detmold, der mit der Behauptung der ersteren 1905 zur Ruhe kam, aber durch die offene gegenteilige Parteinahme Kaiser Wilhelms II. zu lebhaftesten Erörterungen und Kritiken durch öffentliche Meinung und Presse Anlaß gegeben hatte, führte, mit wichtigem Vorgang für künftige entsprechende Fälle, dazu, die für solche dynastischen Streitfragen der Reichsverfassung entnehmbaren Handhaben zu präzisieren. Die, solange sie ihre Maßregeln und Kundgebungen ins Werk setzte, im übrigen Deutschland wesentlich das Witzblatt Kladderadatsch interessierende Tendenz des Hofes im Fürstentum Reuß ä. L., dahin gerichtet, die Ereignisse von 1866 und 1870 zu verleugnen, kam 1902 mit dem Tode des Landesherrn und mit der Regentschaft der gut national gesinnten, erbberechtigten Linie Reuß j. L. für den kranken Nachfolger Heinrich XXIV. zum Ende.

Abb. 371. Prinzregent Luitpold von Bayern.

Verfassungsreformen oder Anläufe dazu, mit der Richtung auf erweiternde Annäherung an das geheime, gleiche und unmittelbare Wahlrecht im Reiche beschäftigten die Südstaaten und kamen in Baden 1904 zum einschneidend umformenden Ergebnis. Das Reichsland Elsaß-Lotringen erhielt, wie schon kürzer erwähnt, 1879 auf parlamentarische Anregung eine Verfassung, die das Land einem die Souveränität widerruflich ausübenden kaiserlichen Statthalter mit Ministerium und Staatsrat unterstellte, dem 1874 geschaffenen Landesausschuß das Recht zur Einbringung von Gesetzentwürfen zuteilte und dem Statthalter das Recht gab, beratende Gesandte in den Bundesrat zu schicken. Das Ableben des ersten Statthalters Erwin v. Manteuffel i. J. 1885, der, bei manchem ersprießlichen Wirken für das Land, mit seinem andauernden und weitgehenden Liebeswerben bei Klerus und Notabeln durchaus enttäuschende Ergebnisse geerntet hatte, führte den oft erwähnten Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe 1885—1894 als Statthalter ins Reichsland, der die Regierung im Sinne einer gelassenen und deutlichen Abwehr der französischen und französelnden Umtriebe und einer hastlosen Ausdehnung der deutschen Sprache führte. Ihm folgte 1894 der Fürst zu Hohenlohe-Langenburg als kaiserlicher Statthalter nach, unter dem die innere Überleitung und Einfügung des Landes in das deutsche Wesen sichtliche weitere Fortschritte machte. Nicht ohne Mitwirkung hierauf waren sehr ernüchternde oder beklagte Vorgänge in Frankreich: die zuverlässig unbegründete — erst 1906 gänzlich aufgehobene — Verurteilung des aus elsässisch-jüdischer Familie stammenden Hauptmanns Dreyfus wegen angeblicher verräterischer Beziehungen zu Deutschland und ferner die heftige Entzweiung der französischen Republik mit der katholischen Hierarchie. Andererseits halfen die Bevölkerung für Deutschland gewinnen ohne Frage auch die persönlichen Beziehungen, welche Kaiser Wilhelm II. nach dem Reichslande hin durch öftere Anwesenheit, durch dortigen Ankauf eines Schloßgutes, Ausbau der ihm geschenkten Hohkönigsburg, und durch bereite Erfüllung einzelner Wünsche unterhielt. —

Gesetzgebung und Vollendung der deutschen Rechtseinheit.

Das Tempo der sozial-politischen Maßnahmen des Reiches, welches 1890 einen so lebhaft entschlossenen Anstoß erhalten zu sollen schien, verlangsamte sich bald sehr ersichtlich.

Doch kamen einzelne Gesetze zustande, sowie Reformen der bisherigen Versicherungsgesetzgebung. Eine neue deutliche Abkehr vom Manchestertum war das von den soliden kaufmännischen Kreisen und der undoktrinären Bevölkerung lebhaft begrüßte Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb, 1896. Mehrere Anläufe und Versuche, im bunten Wechsel auch wieder zu dem Bismarckschen Standpunkt der polizeilichen Niederhaltung der sozialdemokratischen Agitation zurückzukehren, mußten aufgegeben werden. Gesetzgeberische, an sich von der Sachlage gewißlich herausgeforderte Pläne, die Druckerzeugnisse und die Lektüre schärfer zu beaufsichtigen und gewissen widerlichen großstädtischen Erscheinungen einen Damm entgegenzusetzen, litten an heterogenem Inhalt, an ungenügender Abgrenzung. Damit scheiterten sie von vornherein an ihrer Unpopularität, nämlich an den weitverbreiteten, nicht ungerechtfertigten Besorgnissen vor der geistigen Subalternität der ausführenden Bureaukratie, der Staatsanwälte und der Polizei, vor mangelndem Unterscheidungsvermögen zwischen wertvoller freierer Kunst und der bloßen Spekulation auf die unreife Lüsternheit, sowie vor der Anwendung vermehrter derartiger Gesetzesparagraphen in muckerischer und knebelnder Richtung.

Abb. 372. Großherzog Friedrich von Baden. 1896.

Der Reichstag bezog Ende 1894 das für ihn errichtete Gebäude, das, prunkvoll genug, einen reineren Geschmack doch nicht in allem befriedigen konnte, namentlich nicht in der Art seiner nicht so ästhetischen, als gedanklich-staatsrechtlichen Dekoration. Dort war es eine der ersten Taten dieses Parlamentes, dem Urheber von Reich und Reichstag in Friedrichsruh die von dem verehrungswürdigen Präsidenten v. Levetzow angeregte Beglückwünschung zum 80. Geburtstage zu verweigern, zum stürmisch sich äußernden Unwillen der Nation und auch des Kaisers.

1888 wurde das seit 1874 (vgl. S. 590) vorbereitete Bürgerliche Gesetzbuch des Reiches in der ersten dafür eingesetzten Juristenkommission, 1895 in einer neuen revidierenden juristisch-parlamentarischen Kommission, welche ebenfalls der Bundesrat berief, 1896 in den Verfassungskörpern des Reiches fertig gestellt und gelangte mit dem 1. Januar 1900 zur Einführung. — Damit vollzog sich eines der wichtigsten Ereignisse im inneren Werden unserer Nation. Dieses Buch deutscher Geschichte hat den Satz aufzustellen gehabt und oftmals beleuchtet: in den großen Zügen unseres geschichtlichen Werdens sind es nicht a priori vorhandene deutsche Gesichtspunkte, nicht eine im Bewußtsein lebende Nation, die das Geschehen leiten. Sondern den unberechenbaren und nicht zu weissagenden Gängen des Geschehens folgen Dauer und Bewußtwerden seiner Wirkung. Gestaltung eines öffentlichen Denkens, sowie von Sprache, Recht und allen anderen Kulturerscheinungen schließen sich den entstandenen äußerlichen Formungen an, und nach der politischen Sachlage erhalten sie selber ihre Richtung und Form. Nachdem aus den Vielheiten der nur unbewußt ethnographisch verwandten Völkerschaften der Germanenwelt sich bestimmtere Gruppen von Nachbaren näher zusammengeschlossen hatten und hierbei auf dem Festlande die nachmals von der Philologie so zugeteilten „westgermanischen" Bünde oder Großvölker entstanden waren, weiterhin aus diesen durch die Hegemonie der erobernden und zusammenzwingenden Franken ein Reich geworden war, ergaben es Umstände, daß trotz aller divergierenden Richtungen dieses Reich in seinem noch so viel in Frage gestellten und zerbrechlichen Rahmen beieinander blieb, unter Wechsel der Hegemonien und im ganzen unter hilfreicher innerer Logik dieses vielgestaltigen Wechsels. Inzwischen aber erwuchs ein nationales Denken der in diese äußerliche Form Zusammengedrängten, unter Wechselwirkung mit der sich gleichzeitig weiterbildenden und innerhalb des politischen Rahmens sich einigermaßen ausgleichenden verwandten Sprache und Kultur. Bis schließlich dieses nationale Denken so mächtig und so tief in das Ganze hineingewachsen war, daß es sich hinwegreckte über die politisch führende partikulare Hegemonie und sich deren Kraft zum Werkzeug einzuordnen vermochte. Auch das bürgerliche Recht der Deutschen folgt diesem äußeren und inneren Werden aus der Vielheit des Kleinen in ein Großes und Gemeinsames nach. Im Anschluß an die politisch maßgebliche oder kraftbeständigste Form dehnt sich das Recht von partikular-völkerschaftlicher Geltung zunächst auf den größeren Einheitsbereich der Großvölker („Stämme") aus. Von diesen aus sucht es wieder größere Ausgleichungen, findet sie unter dem hochmittelalterlichen Reiche und geht dann, unter Abfindung mit dem hinzu eindringenden römischen Recht und unter Anerkennung von dessen Bündnis mit den partikularstaatlichen Tendenzen in Deutschland, spätmittelalterlich und neuzeitlich über in die territorial-staatliche Ausprägung, die das gesamte neuere bürgerliche Formenleben der Nation beherrscht. Endlich wiederum folgt es dem inneren Siege des nationalen Prinzips über das Territorialwesen, um, unter Abräumung der alten landschaftlichen Binnengrenzen im Zivilrecht, sich einheitlich ausgeglichen auf die Form der Nation, wie sie 1871 auf absehbare Zeit umrissen wurde, als nur noch ein gemeinsames Recht auszudehnen.

Eine Betrachtung, welche durch zwei Jahrtausende eines allmählich zur Nation erwachsenden Volkstums die leitenden und zusammenschließenden Entwicklungsmerkmale zu zeigen sich bemüht hat, wird mit einem erregungslosen Blick auf die Gegenwart abschließen dürfen.

Sie mag für diejenigen, von deren Seite sie sonst der rosigen Naivität geziehen werden könnte, kurz aussprechen, daß sie die mancherlei Erscheinungen auch sieht, welche heute kaum noch können nicht gesehen werden: den Machtdruck des Geldes auf die öffentlichen und

Abb. 373. Kaiser Wilhelm II.
Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Hamburg.

privaten Verhältnisse oder Gesinnungen, die Abdrängung und das Unansehnlichwerden derjenigen Bildungskreise und Persönlichkeiten, welche andere Lebensgüter als die alleräußerlichsten kannten und kennen, die viele seelische und geistige Verödung, Schablonisierung und den teilweisen Bankerott auf den Staffeln der zu Führung und Verwaltung bestellten Berufe, viel offen zutage liegende Vorteilsjägerei, Begünstigung und eine Kameraderie, die zum Teil schon gesucht und begründet wird in jenen Semestern des jungen Studenten, die man von alters als die frischesten, poetischsten und hochherzigsten des Lebens zu betrachten gewohnt war. Viel innere Roheit tritt hervor in denjenigen Schichten, die in der materiellen Gunst der neudeutschen Verhältnisse „zu etwas kommen" wollen oder schon gekommen sind, ohne daß ihre Lebensbildung schon hätte Schritt halten können mit dem, was sie sich mit ihren Meinungen und ihrem Gebaren zu bedeuten scheinen. Dieser Demokratisierung der in allgemeinen Kulturangelegenheiten sich mit betätigenden und mitredenden Kräfte entspricht notwendig eine vermehrte Zugänglichkeit der Mode und aller ihrer Einzelgebiete für das Banausische, ihr entspricht ferner viel geschäftliche Bereitschaft, der breiten Auchbildung und deren platten Instinkten in Geschmack, Lektüre, Presse usw. nur gerade Genüge zu tun. Am schädlichsten wirkt das letztere dadurch, daß man auf diese Weise dem großen Durchschnitt die heimlichen Erkenntnisgefühle seiner Unzulänglichkeit beschwichtigt und daß man redlicheren Erziehungsbestrebungen das Dasein und die Aufgabe schwer macht. Bei alledem, es wird schon hiermit angedeutet, daß wir in der Hauptsache doch nur leiden an zur Zeit besonders auffälligen Erscheinungen des Übergangs, der weitgehenden Umbildung: an den unvermeidlichen Folgeerscheinungen der liberalen Mündigerklärung Aller, die durchgemacht und zum allgemeinen Fortschritt, zur Hebung Aller hin überwunden werden müssen. Die Aufgabe ist riesengroß, ihre Leidigkeiten dürfen uns nicht verwundern. So finden wir auch in nationaler Hinsicht nur erst begonnene allgemeine Erziehung und Selbsterziehung, wenn wir bald auf das würdelose Verhalten — selbst von „bestellten Vertretern" des Deutschtums — und auf die sich bedientenhaft verratende Besorgnis so vieler Einzelner stoßen, einen Vorteil bei dem Ausländer (vermeintlich) zu versäumen, bald dagegen wieder Anlaß haben, eines bei sehr unreifer persönlicher Kultur gar zu deutlich ausgeprägten Landsmannes uns vor dem Ausländer zu schämen. — Wir müssen, auch sonst, in der Tat Empfindungen und Erfahrungen genug hinnehmen, sowohl von den amtlichen und den oberen gesellschaftlichen Schichten her wie aus der ganzen öffentlich-materiellen Lage heraus, welche geeignet sind, gerade die selbständigeren, selbstloseren und schöneren Naturen, sobald sie die Stimmung des Augenblicks vor das überlegende Ausharren setzen, zur gänzlichen Absage an die Deutschen von jetzt hinüberzutreiben, zum Aufgeben des Glaubens an eine fruchtbare und erfreuliche Entwicklung und an den Zweck, sich dafür einzusetzen und mitzuarbeiten. Also zum Gedankenspiel mit einer völligen Abräumung und einem völligen gesellschaftlichen Neuanfang. Deshalb verstärkt sich aus solchen gebildeten Zuzüglern wieder die Sozialdemokratie, nicht so aus ihrer wirklichen Anziehungskraft auf Jene, sondern weil sich diese keine rechte sonstige Zugehörigkeit mehr wissen, bei der inhaltlichen Abwirtschaftung von konservativ und liberal, und weil die vor allen Dingen negierende Sozialdemokratie alle Phantasiemöglichkeiten des schöneren, gerechteren, sachlicheren Zustandes übrig zu lassen scheint.

Sie, die soziale Bewegung und Agitation, die neuerdings nun auch das Hauptland des starren Absolutismus und der selbstherrlichen Beamtenwirtschaft, Rußland, und gerade dieses so verderbendrohend erschüttert, sie ist es in der Tat, auf die jeder Gedanke an die Zukunft immer wieder trifft. Um so mehr, da in vielen Hinsichten, auch bei uns, das „Bestehende" ihr gegenüber doch nur die Miene des mit allem heftigen Gebaren ungeschickt verhehlten unsicheren Gewissens trägt. Und andererseits will die Monarchie, obwohl sie das vom sozialistischen Denken erst in sekundärer Hinsicht Angefeindete ist oder es wenigstens zu sein brauchte, anscheinend keinen überhaupt recht durchgedachten Standpunkt und keinen großzügigen Gedanken finden gegenüber dem Sozialismus, der doch nicht bloß eine leichtfertig revolutionäre, sondern aus innersten Gründen eine, bei liberal-demokratischer Prinzipienbasis geradezu logische, jedenfalls nachweisbar wachsende und Macht gewinnende Entwicklungserscheinung ist. Höchstens, daß die Monarchie sich schirmend vor die absterbende ältere Gesellschaftsordnung oder vielmehr vor den über letztere bereits triumphierenden blanken Kapitalismus stellt, mit dem sie gesellschaftlich viel umgangsvertrauter geworden ist, als früher. So läßt sie selber sich von den eigentlich gegen die kapitalistische Gesellschaft gerichteten Streichen und Pfriemenstichen, trotz ihrer immer noch starken und festen Rüstung, schon recht sichtbar zersetzen, büßt ein an den geschichtlichen und psychischen Herzenswerten, die sie für ehrliche Gebildete und Ungebildete hat, und zeigt Möglichkeiten an, daß sie sich in einem St. Georgskampfe für die Bourgeoisie dereinst noch bis ans Erliegen aufreiben könne.

Aber solche Wahrnehmungen oder Erwägungen dürfen nicht die letzten sein, bei denen der Historiker stehen zu bleiben hat. Wenn heute die Einen meinen, daß es in Deutschland für sie und ihre — zumeist doch wackeren und hingebungsvollen — Auffassungen herrlich geworden sei und alles nur noch immer besser und schöner werde, und wenn wiederum die anderen zornig oder resigniert nur innere Verbrauchtheit, Verhäßlichung, Vergiftung, Niedergang, kommendes Ende erblicken, so wird man sich erinnern, daß das auch früher so gewesen ist. Zeugnisse beider Temperamente und persönlicher Auffassungsgewöhnungen tun sich zu allen Zeiten ausgiebig kund, je nach deren Weise und im Rahmen ihrer weltlichen oder geistlichen Lebensformen. Zu allen Zeiten bewunderten die einen alles, was in Geltung stand, und dienten ihm mit Herz und Hand, und glaubten die anderen, es müsse Schwefel regnen und alles in seinen Krankheiten und Sünden vernichten. Und immer ist aus der Diagonale dieser beiden Richtungsgruppen von Empfindung, Affekt und Entschluß, aus dem Zusammenwirken von aktivem gutem Willen und von Kritik, noch wieder das erlösend Hilfreiche und Weiterführende, wenn auch nach schwierigen Umwegen, Kämpfen und Krisen, hervorgegangen. Mit anderen Worten: es wird schon auch ferner so bleiben, daß es in der deutschen Geschichte, wenn es erst einmal ganz schlimm ist, eben drum dann wieder besser wird. Denn die innere Kraft und der Lebenswille unseres Volkstums sind, noch heute und gerade heute wieder, gesund und derbe, vielvertragend, vielfähig, stark und frisch und jung. Alle unsere heftigen Bewegungen, Reibungen, Sehnsüchte und Weiterstrebungen sind nur Zeichen hiervon.

Auf das aber, auf Bestand und Zukunft unseres Volkstums als solchen kommt es an. Denn, wenn sicherlich die höchste und freieste Idee die des Menschheitsganzen ist, so verträgt und verbindet doch gerade sie sich mit der Ahnung und Erkenntnis, wie viel das Germanentum als solches, allen anderen vorweg, und das Deutschtum durch seine Selbstachtung als solches der Welt noch erst zu geben haben und wie hier noch alles hoffnungsvolle Zukunft ist. Die Form aber, durch die dem Menschheitsganzen gegeben wird, kann absehbar ganz allein nur die der Arbeit und Wechselwirkung der Nationen sein. Denn nicht überflüssig überlebt und innerlich schon überwunden sind sie, sondern überall sind sie, heute oder vor kurzem, erst zum ganzen Bewußtsein ihrer selbst und ihrer Fähigkeiten, ihrer Aufgaben gelangt, sind sie aus zufälligen Volkskonglomeraten zu organischen Lebensträgern geworden. Vom Standpunkt geschichtlicher Erkenntnis und Empirie gibt es keine Auffassung über die Nationalität, als daß ihre weltgeschichtliche Periode in unseren Tagen erst richtig anbricht, daß die Stufe der Menschheitsgliederung in vollbewußte, voll sich einsetzende Nationen soeben erst von unten her erreicht worden ist. Deshalb kommt es allerdings auf die Behauptung unseres Volkstums mit allen seinen sittlichen Kräften an, alles andere sind nur zeitliche Gebilde und Figuren an ihm, und wenn jenes in lebendigem, tüchtigem Wert steht, werden auch sie ihm entsprechen und seiner würdig sein. — Das deutsche Volkstum hat sich allerdings zu allen Zeiten selbstverschwenderisch an andere bestimmte Nationen verschenkt, sowohl mit seinem Menschenmaterial, wie mit seinen Begeisterungen und Inhalten. Hier ist der Punkt, der die Betrachtungen und Ahnungen wegen seiner Zukunft am meisten festhält. Zugleich mit der Frage, ob aus der konkreten Weltbedeutung des Deutschtums von heute und aus seiner heutigen Selbsteinschätzung die Anzeichen zu entnehmen sind, daß es sich darin noch ändern wird. Ob es, kurz gesagt, jemals den Standpunkt der Engländer, der älter in der Welt erfolgreichen germanischen Nation, erreichen wird: daß der englisch Geborene unter allen Umständen und absolut selbstverständlich eben Engländer bleibt, sich als solchen geltend macht und anderen nur allenfalls gestattet, Engländer zu werden.

Niemand aber hätte das Recht, vorweg zu sagen: die Welt ist vergeben. Sie schien auch, soweit man damals irgend von ihr wußte, vergeben zu sein und den Griechen oder den Puniern zu gehören, als die Römer schüchterne und tüchtige Anfänger waren und ihre „besseren Kreise" sich in der beflissenen Bewunderung und Nachahmung des kulturälteren, weltsprachigen Griechentums befriedigten. Wiederum, wenn es fast utopisch ist, aus unserer gesunden und verjüngten Kraft von heute, mit welcher wetteifernd so viel andere Volkskräfte vom europäischen Osten her ihre neuen Ansprüche auf selbständige Geschichte und Zukunft beweisen wollen, auf solche Parallele mit dem frühen Römertum hinzudeuten, so tritt auch noch die Frage hinzu, ob Weltgeltung und materielle Weltbeherrschung, wie sie Rom, später nacheinander Holland und England erlebt haben, das absolut höchste Ziel für jegliches Volkstum sei. Denn freilich gibt es andere, nicht minder rühmliche Wege zur Entfaltung und überhaupt zur würdigen Erhaltung der wertvollsten Fähigkeiten, die einer Volksindividualität von früh her — längst vor ihrer politischen Zurechtformung zur Nation — gegeben waren und die von ihr im Laufe ihrer Erlebnisse und ihrer Weiterentwicklung behauptet, ausgebildet und allmählich mit Bewußtsein vertieft wurden. Dieser Erwägung und Frage gegenüber lautet nun aber die einfache Antwort: daß in der Enge und Verflechtung der geschichtlichen Strebungen und Daseinskämpfe immer das einzelne Volkstum schließlich nur Hammer oder Amboß sein kann.

Wer sich heute in anderen Ländern bis zur objektiven Urteilsfähigkeit umtut, der wird — wenn England, Dänemark und die Schweiz mindestens für eine Reihe von Kulturerreichungen außer Vergleich gelassen werden — von draußen heimkehren mit der nachdrücklich vertretbaren Überzeugung, daß es bei uns, nicht nur nach Einrichtungen und ruhig sich vollziehendem Fortschritt, sondern doch auch nach den wichtigeren Eigenschaften des Menschentums, im Ganzen, immer noch am besten sei. Und ebenso lehrt der sich vertiefende Rückblick in unsere Geschichte — namentlich wenn er sich vergönnen kann, intimer einzudringen in das quellenmäßige zuständliche und menschliche Einzelmaterial —: daß es nie so gut und aussichtsreich gestanden hat um das stets mit gar viel Hemmnissen und Durchkreuzungen ringende und am meisten durch sich selber gehemmte Volk der Deutschen, als heute. Das darf ausgesprochen werden, auch wenn man damit durchaus nicht gutheißen will, in der üblichen Zwiewahl der Zufriedenheit oder des Tadels, in der Gewohnheit des Zensierens haften zu bleiben. Das geliebte Ausgehen von dogmatizistischen Maßstäben und Vorurteilen, das Hindurchschauen durch die stets vorher fertigen, also eigentlich stets auch schon veralteten Begriffsschablonen ist es eben, woran wir kranken und wovon wir uns noch weit mehr befreien müssen. Wer auf Seite 471 und 523 die Ausführungen über die grundwichtigsten Wendungen des geschichtlichen Lebens im 19. Jahrhundert beachtet oder in solchen Erkenntnissen schon gestanden hat, wird daraus auch verstehen, daß, wenn wir in unseren eigensten großen oder kleinen Angelegenheiten nicht hilflos rückständig bleiben wollen, wir uns entschlossener und mutiger an reale Wahrnehmungen, Anschauungen, Selbstbesinnungen, Schlußfindungen, Selbsterziehungen gewöhnen und in solchen festigen müssen. Daß wir demnach noch viel mehr lernen und entschieden sein müssen, unverzagt und ungetäuscht im Zeichen Goethes und Bismarcks das wirklich Seiende und Gewordene zu erkennen und aus ihm frei und kühn weiter zu denken: aus ihm dann mit Schillerscher ethischer Kraft, die auch in Jenen war, zu unseren menschlichen, sozialen, nationalen und kulturellen Folgerungen, Bestrebungen, Hoffnungen, Ideen und Idealen zu gelangen. Das sind die größten Wegedeutungen, die uns von unseren neueren Wendezeiten gegeben worden sind. Es sind zugleich (wie durch Bd. II. S. 402 begründet wird) die späten und endlichen Befreiungen

der eigensten germanischen Veranlagung überhaupt und ihrer noch heute jugendhaften Artung. Hier rühren wir an unser künftiges Volksdasein, das seine rechte Eigengeltung, Entfaltung und Darbringungsmacht überall noch vor sich hat. Hier ahnen wir die Aufgaben, Möglichkeiten und Neugewinnungen für unser endlich im 19. Jahrhundert zur geschlossenen Nation (oder vielmehr zum erweiterungsfähigen Rahmen einer solchen) zurechtgewachsenes Volkstum. Zukunftsweisungen, die weit, weit hinwegtragen über die Fragen der nächstkünftigen Tage, welche reichlich genug bestehen, weil wir voll Leben und nicht matt sind, die aber darum auch nicht Sorgen sind, sondern lediglich nächste Beschäftigung, Prüfung unserer Entschlußfähigkeit und unserer Kraft. Getrost und freudig dürfen wir sein, denn alle unsere Aufgaben und Probleme sind nichts als Merkmale lebhaft pulsierenden Entwicklungswillens. Aber so wenig bei uns, wie irgendwo anders, mag er auf denkbar absehbare Zeit die Form, die vereinigte Kraft und die Gemeinbürgschaft der Nation entbehren, noch wäre er auf sie zu verzichten überhaupt imstande: weil, um dieses Wichtigste zum Schluß noch einmal zu wiederholen, im Spiegel einer redlichen weltgeschichtlichen Erkenntnis die Nationalität nichts weniger als das Zurückblickende, das Überlebte, sondern weil sie allgemeinhin das neuerdings erst aus den Entwicklungen fertig Gewordene, das gestern und heute erst zu richtiger Bewußtheit und Mündigkeit Gelangte ist.

„Lassen Sie uns mal erst alle sterben, dann sollen Sie sehen, wie Deutschland in Flor kommen wird!"

Alphabetisches Register des dritten Bandes.

Aachen, Friede von 1668 142, Friede von 1748 278.
Aachener Kongreß von 1818 439.
Abdul Hamid, Sultan 302.
Abeken, preuß. Geheimrat 557. 581.
Abel, Karl von, bayr. Minister 490.
Abensberg 390.
Abukir 355.
Accada, Kolonie 178.
Adalbert, Prinz von Preußen 525.
Adelheid (Adelaide), Gemahlin Ferdinands Maria von Bayern 136.
Adler, Joh. Chr. H., Schulrektor 369.
Adolf, Graf von Kleve und Mark 121.
Adolf I., Herzog von Kleve und Mark 121.
Adolf Friedrich I., Herzog von Mecklenburg 76 77.
Adolf Friedrich, Herzog von Mecklenburg-Strelitz 77. 78.
Adolf Friedrich IV., Herzog von Mecklenburg-Strelitz 80.
Adolf, Herzog von Nassau, Großherzog von Luxemburg 546. 552.
Adolf VIII., Herzog von Schleswig-Holstein 69.
Adolf, Herzog von Schleswig-Holstein (1544—1586) 69. 70.
Adolf Johann, Pfalzgraf 126.
Adrianopel, Friede von 1829 458, Waffenstillstand von 1878 599.
Adriatische Provinz 394.
Ahlden, Schloß 193.
Aibling 44.
Akademie der Künste in Berlin 208. 326.
Alamodezeit 19.
Albert, König von Sachsen 543. 564. 569. 631.
Albert, Gemahl der Königin Viktoria 212. 530.
Albertiner in Sachsen 54. 55. 57.
Albrecht I., deutscher König 38. 86
Albrecht II., deutscher Kaiser (Albrecht V. von Österreich) 46.
Albrecht III., Herzog von Bayern 43. 44.
Albrecht V., Herzog von Bayern 44. 48.
Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg 50. 82. 84.
Albrecht II., Markgraf von Brandenburg 83.
Albrecht I. von Brandenburg-Ansbach, Hochmeister, Herzog von Preußen 106. 107.
Albrecht, Herzog von Braunschweig 65.
Albrecht II., Herzog von Mecklenburg 72.
Albrecht III. von Mecklenburg, König von Schweden 72.
Albrecht IV., Herzog von Mecklenburg 72.
Albrecht V., Herzog von Mecklenburg 73.
Albrecht VII. d. Schöne, Herzog von Mecklenburg (Güstrow) 75.
Albrecht, Herzog von Sachsen 50.
Albrecht, Herzog von Sachsen-Meißen 52. 54.
Albrecht, Herzog von Sachsen-Eisenach 55.
Albrecht II., Herzog von Österreich 46.
Albrecht III., Herzog von Österreich 46. 102.
Albrecht, Erzherzog von Österreich 555.
Albrecht, Ed., Professor 476.
Albrecht Achilles, Kurfürst von Brandenburg 92. 94. 97. 109.
Albrecht Friedrich, Herzog von Preußen 107.
Albrecht, Prinz von Preußen, Regent von Braunschweig 631.
Albrechtsburg in Meißen 54.
Aldenburg in Wagrien 68.
Alders, Thomas, Kapitän 164.
Alençon, Herzogin von 538.
Alexander I., Kaiser von Rußland 361 bis 363. 365. 366. 375. 376. 389. 397. 401. 402. 412. 416. 430. 431. 438. 440. 472.
Alexander II., Kaiser von Rußland 526. 552. 562. 575. 600. 601.
Alexander III., Kaiser von Rußland 575. 601. 613. 620.
Alexander, Prinz von Battenberg 617.
Alexandrowo 600.
Ali Pascha, Großwesir 242.
Alliance, Waldecksche von 1682 172.
Alpirsbach, Kloster 91.
Alsen 129. 538.
Altbreisach 215.
Altdorf, Landvogtei 367.
Alten, von, General 419.
Altenburg, (Stadt und Schloß) 52. 53. 54. 55. 56.
Altenfähre auf Rügen 159.
Altenheim a. Rhein 156.
Altenstein, Freiherr von, preußischer Minister 397.
Altheim 39.
Altkatholiken 594.
Altmark 82. 94.
Altona 222.
Altranstadt, Friede von 1706 223, Konvention von 1707 224.
Alvensleben, Konstantin von, preuß. General 568.
Amalie, Tochter Georgs II. von England 260.
Amalie Elisabeth, Gemahlin Wilhelms V. von Hessen-Kassel 62.
Amanweiler 568.
Amiens 578, Friede von 1802 362.
Anastasia von Pommern 72.
Ancillon, preuß. Minister 474.
Ancona 350.
Andrassy, Graf Julius, österreich-ungarischer Minister 546. 555. 562. 598.
Angermünde 93.
Angra Pequena, Kolonie 611.
Anhalt 50. 58 ff. 307. 369. 523. 542.
Anhalt Bernburg 463.
Anhalt Köthen 463.
Anhalt-Zerbst 306.
Anna, Gemahlin Albrechts V., Herzogin von Bayern 49.
Anna, Gemahlin Johann Sigismunds von Brandenburg 108.
Anna, Königin von England 211. 212. 215. 229.
Anna, Tochter Peter des Großen (Gemahlin Karl Friedrichs von Holstein) 230.
Anna, Kaiserin von Rußland 254.
Anna, Großfürstin von Rußland 395.
Ansbach 92. 95. 99. 366.
Ansbach Bayreuth, Markgrafschaft 304. 306. 307. 343. 366. 386. 423.
Ansiedelungsgesetz von 1886 614.
Antisemitismus 608.
Anton II. von Lothringen 25.
Anton I., Graf von Oldenburg 68.
Anton, König von Sachsen 457.
Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel 193. 211.
Antonelli, Giac., Kardinal 592.
Antwerpen 460.
Apafi Michael, siehe unter Michael.
Arago, franz. Gesandter 508.
Arbeiterschutzgesetzgebung 622.
Arcis an der Aube 415.

Arcole 350.
Arenberg, Fürsten von 368.
Arenburg, Herrschaft 396.
Arentschild, von, hannov. General 543.
Argens, Marquis d' 284. 285.
Arguin, Kastell 179. 232.
Arndt, Ernst Moritz 231. 371. 372. 380. 386. 401. 404. 406. 426. 446. 480. 488. 500.
Arnim, Achim von 379.
Arnim, Graf Harry, deutscher Botschafter 597.
Arnim-Boytzenburg, Graf Adolf Heinrich, preuß. Minister 485. 498. 506.
Arnold, Müller, Prozeß 281.
Arnstadt 60.
Artenay 577.
Artlenburg 362.
Artois, Graf von (Bruder Ludwigs XVI.) 342.
Artois, Graf (Karl X. von Frankreich) 458.
Aschaffenburg, Fürstentum 358. 423.
Aschersleben 59.
Askanier 50. 58. 82. 87. 88. 94.
Askanierburg am Werbellinsee 82.
Asperg, der hohe 190.
Aspern 390.
Auersperg, Fürst, österr. Minister 142.
Auerstedt 370.
Auerswald, Hans von, preuß. General 507. 521.
Auerswald, Alfred, von, preußischer Minister 521.
Aufseß, Freiherr Hans von 489.
Augsburg (Stadt) 359. 367. 545.
Augsburg, Bistum 360.
Augsburger Bündnis von 1686 183.
August, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel 66.
August, Kurfürst von Sachsen 54 57.
August II. der Starke und August III. von Polen siehe unter Friedrich August von Sachsen.
August, Herzog von Sachsen, Erzbischof von Magdeburg 57. 58.
August, Prinz von Württemberg, Kommandeur des preuß. Gardekorps 568.
August Ferdinand, Prinz von Preußen 259. 262.
August Georg, Markgraf von Baden-Baden 218.
August Wilhelm, Prinz von Preußen 259. 262. 290. 291. 329.
August von Droste-Vischering, Erzbischof von Köln 477. 478.
Augusta, Gemahlin Kaiser Wilhelms I. 526 594.
Augusta Amalia, Tochter Max Josefs von Bayern 367.
Augusta Sibylla, Gemahlin Ludwig Wilhelms von Baden 218.
Auguste Viktoria, Gemahlin Kaiser Wilhelms II. 71. 591.
Augustenburger 71.
Aurelle, franz. General 578.
Aurich 276.
Austerlitz, Schlacht 366.
Avignon 350. 416.
Axim, Fort 178.

Baar, Landschaft 367.
Babelsberg, Schloß 533.
Backsteinbau 85.
Baden (Land) 30. 32 ff. 307. 342. 360. 366. 367. 368. 414. 428. 432. 464. 492. 512. 542. 543. 546. 550. 592. 593. 595. 632.
Baden im Aargau 221.
Baden-Baden 32. 34. 36. 37. 218. 534. 600.
Baden Baden, Markgrafschaft 35.
Baden-Durlach 218.
Badenweiler 32.
Bakunin, russ. Agitator 512.
Balan, Vorstadt von Sedan 570.
Baldung, Hans 35.
Ballenstedt, Schloß 59.
Baloschina, Schlacht 196.
Bamberg 95. 360.
Banat 198. 242. 255.
Bapaume 578.
Bar, Herzogtum 25. 254.
Bar, Konföderation von 300.
Bar-le-Duc 25.
Barbara, Gemahlin Heinrichs von Glogau 96.
Barbaresken in Afrika 432.
Barby 57.
Barcelona 218.
Barfus, brandenburg. Feldmarschall 196. 202.
Barisow a. d. Beresina 402.
Barna, Michael, Zigeuner 214.
Barnim I., Herzog von Pommern 108. 109.
Barnim, Landschaft 83.
Barock 18. 322.
Barrikadenkämpfe in Berlin 1848 496.
Bartenstein, Vertrag 375.
Barth, Heinrich, Forschungsreisender 610.
Barth, Herrschaft 109.
Basel, Bistum 360.
Baseler Friede von 1795 346.
Bassano 350.
Bassermann, Abgeordneter 489. 490. 492. 493. 500.
Batawische Republik 348. 367.
Bathori, Elisabeth 174.
Bathori, Gabriel, Fürst von Siebenbürgen 173.
Bathori, siebenb. Geschlecht 173.
Bau in Schleswig-Holstein 506.
Bauern 21.
Bautzen 408.
Bayern 26. 43 ff. 136. 172. 183. 216. 221. 267. 302. 360. 366. 367. 368. 411. 423. 428. 440. 441. 453. 463. 502. 514. 519. 520. 542. 546. 550. 579. 582. 592. 593. 595. 630.
Bayreuth 92.
Bayrischer Erbfolgekrieg 302 ff.
Bazaine, franz. Marschall 567. 568. 576.
Bazeilles 570. 571. 572.
Beatrix von Brandenburg, Gemahlin Heinrichs des Löwen von Mecklenburg 72.
Beaugency 578.
Beauharnais, Eugen 367.
Beauharnais, Josefine 350. 395.
Beauharnais, Stefanie 367.
Beaumont 569.
Beaune la Rolande 578.
Bebel, August 605.
Becher, Johann Joachim 136.
Beck, Karl 468.
Beck-Glücksburg 70.
Becker, Nikolaus 480.
Beckerath, F. von 485. 500. 502.
Beeskow 99.
Beilstein, Herrschaft 393.
Beinheimer Entscheid von 1425 28.
Belfort 578. 584.
Belgien 334. 350. 357. 459.
Belgrad 174. 196. 214. 242, Friede von 1739 255.
Belle-Alliance 419. 420.
Belle-Isle, Graf von, franz. Marschall 268.
Bellevue, Schloß 570. 573.
Bellisthein (Bilstein), Herrschaft 25.
Benda, Franz und Georg 265.
Benedek, österr. Feldzeugmeister 544.
Benedetti, franz. Gesandter 545. 552. 554. 555. 556. 557.
Benevent 367.
Bennigsen, russ. General 374. 375.
Bennigsen, Rudolf von 531. 548. 552.
Berchtesgaden 366. 394.
Beresina 402.
Berg, Großherzogtum 52. 100. 120. 140. 249. 367. 368. 396. 414. 423.
Bergbau 21.
Bergzabern 26.
Berlin 83. 85. 94. 98. 116. 150. 185. 200. 208—211. 280. 291. 294. 310. 311. 324. 372. 378. 405. 493. 494. 496. 508. 541. 584, Friede von 1742 273, Vertrag von 1728 248, Fürstenkongreß von 1850 519.
Berliner Kongreß 1878 599, Vertrag 1875 600.
Bern 354.
Bernadotte, Jean Baptiste, franz. Marschall (Karl XIV. Johann, König von Schweden) 365. 400. 410.
Bernau 120.
Bernauer, Agnes 43. 44.
Bernburg 59.
Bernhard I. der Große, Markgraf von Baden 32.
Bernhard II. der Heilige, Markgraf von Baden 33.
Bernhard III., Markgraf von Baden 34. 35.
Bernhard, Herzog von Sachsen 50.
Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar 55.
Bernhard, Herzog von Meiningen 546.
Bernhard von Galen, Bischof von Münster 306.
Berthelsdorf, Gut 325.
Berthier, franz. General 367.
Bertold I., Herzog von Zähringen 32.
Bertold, Kurfürst von Mainz 54.
Besançon 162. 166.
Beseler, Wilhelm Hartwig, Jurist 488. 506. 508.
Bessarabien 600.
Bestuschew, russ. Großkanzler 275. 286.
Bethlen, Gabor oder Gabriel 174.
Bettelorden 75.
Beulen (Bouillon), Herzog von 148.
Beust, von, sächs. und österr. Minister 519. 546. 552. 553. 555. 562. 575. 577. 588. 598.
Beutelsbach, Konrad von 38.
Bevern 66.
Beyer, von, preuß. General 543. 564.
Beyme, preuß. Justizminister 446.
Bialystock 376.
Biarritz 540.
Biesterfeld, Grafen 63.
Bilstein, siehe Bellisthein.
Bingen 423.
Binzer, von, Burschenschafter 439.
Birkenfeld, Fürstentum 423.

Bismofswerder, Hans Rudolf von, preuß. Offizier 331. 334 342
Bismarck, Graf Herbert 622. 629.
Bismarck, Otto von, Reichskanzler 477. 485—487. 509. 519. 521. 522. 525 bis 527. 529. 530. 532 ff. 544 bis 552. 554. 557. 558. 562. 564. 572 bis 575. 577. 579. 581—584. 586 ff. 595. 596. 598—601. 606. 608. 610 bis 614. 616—619. 622. 623. 625. 627. 629.
Bismarck-Archipel 612.
Bismarck-Bohlen, Graf 581.
Bitsch 25. 170.
Blamont, siehe Blankenberg 25.
Blanc, Louis 604.
Blanckenburg, von 595.
Blanckenburg, preuß. Adel 486.
Blankenberg, Grafschaft 25.
Blanquart (im Reichskanzleramt 581.
Blekinge 130.
Blexen, Schanze 404.
Blindheim 215.
Blücher, Gebhard Lebrecht von, Feldmarschall 371. 372. 391. 401. 406. 407. 408. 410 411. 414. 415. 419. 429. 432.
Blum, Robert 482. 501. 509.
Blumenorden, Gekrönter 19.
Blumenthal, Graf von, preuß. General 562. 564.
Bobersberg 96.
Boeckh, Aug., Philolog 400.
Böcklin, Maler 587.
Bodelschwingh, Ernst von, preußischer Minister 495.
Bogislaw I., Herzog von Pommern 108.
Bogislaw IV., Herzog von Pommern 109.
Bogislaw XIV., Herzog von Pommern 110. 113.
Böhme, Jakob 323.
Böhmen 47. 509.
Boitzenburg 77.
Bolchen, Herrschaft 33.
Bologna 350.
Bondorf, Grafschaft 367.
Bonin, von, schleswig holst. General, preuß. Kriegsminister 516. 532.
Bonn 147. 194. 430. 477. 594.
Bonnier, Mitglied des Rastatter Kongresses 355. 356.
Bordeaux 584.
Börne, Ludwig 469.
Bornholm 128. 130. 158.
Borodino 402.
Bose, von, preuß. General 565. 566.
Bosnien 242. 255. 598. 599.
Botenlaube, Otto von 54.
Bottger, Joh. Gottfr. 250.
Bötzow, Gut 134.
Bouillon, Herzogtum 569.
Boulanger, franz. General 614.
Bourbaki, franz. General 578. 579.
Bournonville, Herzog von 146. 148. 150.
Boyen, von, preuß. Kriegsminister 382. 401. 446
Boyneburg, Freiherr von, kurmainz. Minister 145.
Boynefluß, Schlacht am 190.
Boysen, Probst 518.
Brabant 141.
Brake in Lippe 63.
Brandenburg a. H. (Stadt) 85. 509.
Brandenburg (siehe auch Preußen) 81 ff. 109. 110 ff. 133. 141. 178 ff.
Brandenburg, Bistum 98.
Brandenburg, Grafen 330.
Brandenburg, Friedrich Wilhelm, Graf von, preuß. Minister 330. 509. 520. 521.
Brandenburgische Flotte 165.
Brandt, Eusebius von, Gesandter des Großen Kurfürsten 132.
Braun-Wiesbaden, Karl 548.
Braunau 369.
Braunsberg 104
Braunschweig (Stadt) 65. 66. 391. 393.
Braunschweig (Land) 139. 306. 307. 373. 414. 428. 457. 460. 464. 523. 631.
Braunschweig-Lüneburg 63 ff. 66.
Braunschweig-Wolfenbüttel 66.
Bray, Graf, bayr. Ministerpräsident 580.
Breda 114, Friede von (1667) 141.
Bredow, Brigade von 568.
Bregenz 520
Breisach 166. 170. 194. 221.
Breisgau 32. 359. 367.
Bremen 68. 138. 139 224. 229. 230 359. 396. 523. 542. 550. 607.
Bremen, Erzstift und Herzogtum 122.
Bremer Krieg 1652 122.
Brentano, Lorenz, Advokat 513. 514.
Breslau 268. 292. 374. 400. 404. 493. 509, Praliminarfriede von 1742 273.
Brie vor Paris 578.
Brieg 182. 267. 268.
Brieg, Herzog von 98.
Brienne 415.
Briesmann, Johannes 106.
Brigittenau 509.
Brixen, Bistum 359. 366. 423.
Bromberg 128. 302.
Bromme (Brommy), Admiral 503. 516.
Broniart, von, preuß. Kriegsminister 572.
Bronzell 521.
Brotterode 55.
Browne, österr. Feldmarschall 298. 290.
Bruchsal 322.
Brügge 103. 460.
Brühl, Graf Heinrich, sächs. Minister 252. 253. 276.
Brune, franz. General 354.
Brüssel 459. 460.
Buch, Johann von 86.
Bucher, Lothar 522. 548. 581.
Buchhandel 21.
Bückeburg 63.
Buckle, Thomas 471.
Bückler, Hans 358.
Büderich 144.
Bukarest, Friede von 1812 460.
Bulgarien 301. 599. 600.
Bülow, Graf Bernhard von, Reichskanzler 628.
Bülow, Graf von (von Dennewitz), preuß. General 409. 410. 414. 415.
Bülow Kummerow, preuß. Adliger 509.
Bund der Landwirte 625.
Bund der Neutralen von 1800 361.
Bundesrat, norddeutscher 548, deutscher 580.
Bundestag in Frankfurt 422. 431. 448. 492. 502. 506. 519. 545.
Bunsen, Christian Karl Josias 477.
Buol-Schauenstein, Graf, österr. Bundestagsgesandter 432.
Burckhardt, Jakob 587.
Burenstaaten 626.
Burg bei Magdeburg 57. 135.
Burg im Spreewald 309.
Burgau, Markgrafschaft 367.
Burgsdorf, Konrad von 120.
Burgund, Freigrafschaft 162.
Burkersdorf, Gefecht 297.
Burschenschaft 425. 426. 436. 445. 472. 475. 480. 524.
Busch, M. (Reichskanzleramt) 581.
Buschiri, Kämpfe mit 612.
Bute, Lord, engl. Minister 296.
Bütow in Pommern 109. 128.

Cäcilie, Tochter Erichs XIV. von Schweden, Gemahlin Christofs von Baden 35.
Cambridge, Herzog von 476.
Cambrai 578.
Campbell, engl. Kommissär 418.
Camphausen, Otto, preuß. Finanzminister 596.
Camphausen, Ludolf 521.
Campo Formio, Friede von (1797) 350.
Cannes 418.
Capraja, Insel 423.
Caprivi, von, Reichskanzler 622. 624. 626.
Caraffa, österr. General 195.
Carey, H., Nationalökonom 329.
Carlos, Don, Infant von Spanien 242. 254.
Carpi in Oberitalien 213.
Casale 171.
Castiglione 350.
Castlereagh, Lord, engl. Minister 416. 417.
Caulaincourt, Sekretär Napoleons I. 403.
Cavaignac, franz. General 508.
Cavour, Graf, ital. Minister 530.
Celle 65. 66. 67.
Ceylon 354.
Chalil Pascha 214.
Chalons 567.
Champigny 578.
Chanzy, franz. General 578.
Charleroi 146.
Charlotte, Königin von Neapel 367.
Charlotte Auguste, Gem. Leopolds von Belgien 459.
Charlotte Auguste, Herzogin in Bayern 538.
Charlotte Elisabeth von Hessen-Kassel, Gem. Karl Ludwigs v. d. Pfalz 30.
Charlottenburg 210. 225. 284. 322.
Chasot, Graf 265.
Chassepot, Erfinder des Gewehrs 541.
Chateauneuf 578.
Chatham, Graf, siehe William Pitt.
Châtillon, Kongreß von 1814 415.
Chaumont, Vertrag 415.
Chemnitz (Stadt) 53.
Chemnitz, Advokat 488.
Chénebier 579.
Chiari in Italien 213.
Chodowiecki, Maler 311.
Chorin, Kloster 85. 87. 89.
Chotusitz, Schlacht 273.
Christian, Herzog von Augustenburg 506.
Christian, Markgraf von Bayreuth 99.
Christian, Administrator in Halberstadt 66.
Christian, Herzog von Mecklenburg 77.
Christian I., Kurfürst von Sachsen 57.
Christian II., Kurfürst von Sachsen 57.
Christian, Graf von Oldenburg, König von Dänemark 68. 69.

Christian III. von Schleswig Holstein, König von Dänemark 69.
Christian IV., König von Dänemark 76.
Christian V, König von Dänemark 156. 160.
Christian VII., König von Dänemark 388. 591.
Christian VIII, König von Dänemark 486. 499. 505.
Christian IX., König von Dänemark 70. 518. 534.
Christian August von Anhalt-Zerbst 296.
Christian August von Holstein-Augustenburg 400.
Christian Ludwig II., Herzog von Mecklenburg 79.
Christine, Königin von Schweden 116. 117. 123.
Christine Charlotte, Regentin von Ostfriesland 180.
Christine Eberhardine von Brandenburg-Kulmbach, Gem. Augusts II. von Sachsen 198.
Christof I. Markgraf von Baden 33. 35.
Christof, Markgraf von Baden (1557) 35.
Christof, Herzog von Württemberg 41.
Christof, König von Dänemark 69.
Christof Bernhard von Galen, Bischof von Münster 140. 147.
Cirksena, ostfries. Häuptlingshaus 274.
Cisalpinische Republik 350.
Cispadanische Republik 350.
Cisterzienser 75. 85.
Claudius, Matthias 336. 426.
Clausewitz, Karl von, preuß. General 382. 401 402. 403.
Cobenzl, Graf, österr. Minister 357.
Cocceji, Samuel von, preuß. Justizminister 235. 281.
Coligny, franz. General 174.
Colins, Alexander 28.
Colombey 568.
Comte, Geschichtsphilosoph 471. 603.
Condorcet, Geschichtsphilosoph 471. 603.
Conscience, Hendrik 460.
Constitutio Joachimica 98.
Constitutio Waldemariana 69.
Conti, franz. Herzog 200.
Cornelius, Maler 455.
Cosel, Gräfin 250.
Cotta, Joh. Friedrich 339. 463.
Coulmiers 577.
Craven, Lady 343.
Créqui, franz. Marschall 157. 163. 177.
Cseje, Schloß 174.
Cumberland, Herzog von 291. 292. 631.
Custine, franz. General 345.
Custozza 509. 544.
Czartoryski, Fürst Adam 365.
Czerski, Kaplan 482.

Dachtow 154.
Dagmar, Gem. Kaiser Alexanders III. von Rußland 562.
Dagöe, Insel 230.
Dahlmann, Friedrich Christof 231. 427. 445. 471. 475—477. 481. 486. 488. 500.
Dahlström, Reeder 592.
Daigny 570.
Dalberg, Johann von 27.
Dalberg, Karl, Freiherr von, Kurfürst von Mainz 307. 330. 358. 367. 368. 369.
Dalmatien 350. 394. 423. 547.
Damaraland 612.
Damm in Pommern 119.
Damm in Sachsen 57.
Danckelmann, Eberhard, preuß. Minister 187. 192. 201—204. 231.
Dänemark 68. 69. 73. 83. 88. 103. 118. 128. 138. 156. 158. 159. 193. 222 224. 228. 229. 230. 232. 388. 422. 423. 504.
Danewerk 506. 536.
Dänische Krieg 1864 534.
Dannenberg in Hannover 66. 67.
Danzig 87. 103. 104. 105—107. 109. 126. 200. 302. 345. 376. 539. 576. 601.
Darmstadt 62. 353. 631.
Daun, Leopold Josef von, österr. Feldmarschall 291. 292. 294. 296.
Davoust, franz. General 370. 402. 410.
Deák, Franz, ung. Staatsmann 547.
Debry, Jean, Mitglied des Rastatter Kongresses 355. 356.
Degenfeld, Luise von 30.
Deklaranten 595.
De la Haye de Launay 310.
de la Motte Fouque 265.
Delbrück, Rudolf 548. 579. 580. 581. 606.
Delitzsch 53.
Delmenhorst 68.
Denis, Erbauer der Nürnberg Fürther Bahn 468.
Dennewitz 410.
Derfflinger, Georg von, preuß. Feldmarschall 126. 148. 153. 154. 159. 172. 178.
Dermbach 544.
Descartes, René (Cartesius) 327.
Dessau 59.
Detmold 62. 63.
Dettin, siehe Tott, Klara 26.
Dettingen 274.
Deutsche Kompanie 138.
Deutsche Krieg 1866 542.
Deutsche Legion 362.
Deutsche Orden 87. 88. 94. 100 ff. 105. 106. 244. 359. 368.
Deutsches Reich nach 1870 586 ff.
Deutsch-französische Krieg 1870/71 553 ff.
Deutschkatholiken 482.
Devolutionskriege 140.
Diebitsch, russ. General 403.
Diedenhofen 584.
Dieppe 578.
Diessen am Ammersee 320.
Dijon 578.
Dilsberg bei Heidelberg 191.
Dinder, Erzbischof von Posen 614.
Dispositio Achillea 96.
Dissidenten in Polen 300.
Ditmarsen 69. 70.
Dobbertin 75.
Doberan 71. 73. 77. 160.
Döberitz 330.
Döffingen 39.
Döllinger, Theologe 501. 594.
Donaufürstentümer 527.
Donauwörth 45. 215.
Donchery 570. 571. 572. 573.
Dönhoff, Gräfin Sofie 330.
Dörnberg, Wilhelm von 389. 390.
Dorothea, Gem. des Großen Kurfürsten 171. 172. 184. 187.
Dortmund 360.
Douay, Abel, franz. General 565.
Dreikaiserbündnis 1872 598.
Dreikönigsbündnis von 1849 518.
Dresden 87. 247. 248. 249. 250. 251. 277. 390. 401. 403. 408. 409. 493. 512. 543.
Dresdener Frieden von 1745 277.
Dresdener Konferenzen 1850 522.
Dreux, Gefecht 578.
Dreyse, Joh. Nik. 530. 540.
Droste Vischering, siehe unter August.
Drouyn de l'Huys, franz. Minister 540. 544. 545. 551.
Droysen, Historiker 488.
Duckwitz, Bremer 503.
Ducrot, franz. General 572. 578.
Duhan de Jandun, Erzieher Friedrichs d. Gr. 260.
Duisburg 398. 430.
Dumouriez, franz. General 345. 346.
Duncker, Franz, Nationalökonom 531.
Duncker, Max, Historiker 500.
Dunin, Erzbischof von Posen 478. 483.
Dünkirchen 348.
Düppel, Düppler Schanzen 516, 537. 538.
Dürer, Albrecht 55.
Durlach 32. 34. 36.
Düsseldorf 249. 480.

Eberhard I., Graf von Württemberg 38.
Eberhard II. der Greiner, Graf von Württemberg 39.
Eberhard IV., Graf von Württemberg 39.
Eberhard V. im Bart, Graf von Württemberg 39.
Eberhard VI., Graf von Württemberg-Stuttgart 39.
Eberhard III., Herzog von Württemberg 41.
Eberhard, kurhess. Minister 492.
Eberle, Gräfin 250.
Ebersdorf 61.
Eberstein, Schloß und Grafschaft 32.
Ebersteinische Fehde 39.
Echtermeyer, Herausgeber der Halleschen Jahrbücher 470.
Eckernförde 514.
Eckmühl 390.
Eduard Fortunatus, Markgraf von Baden 36.
Eduard, Pfalzgraf 188.
Ehrenthal bei Saarbrücken 566.
Eichhorn, K. Fr, Professor, Rechtshistoriker 400.
Eichhorn, Joh. Albr. Fr., preuß. Minister 462. 463.
Eichsfeld 360.
Eichstädt 367.
Eicken, Maria von 36.
Eidechsenbund 104.
Eiderdänen 487. 505.
Eiderkanal 591.
Eidgenossenschaft (siehe auch Schweiz) 354. 486.
Eisenach 55. 56.
Eisenbahnen 468. 469.
Elba, Insel 416.
Elbing 104. 105. 128. 131.
Elchingen 365.
Eldena, Kloster 109.
Eleonore, Gemahlin Herzog Georg Wilhelms von Lüneburg Celle 193.
Eleonore Erdmuthe von Sachsen-Eisenach 172.
Elisabeth von Brandenburg Ansbach, Gem. Ernsts von Baden 34.

Elisabeth von Brandenburg, Gemahlin Hermanns VIII. von Henneberg 55.
Elisabeth, Gem. Kurfürst Friedrichs V. von der Pfalz 114.
Elisabeth von Dänemark, Gemahlin Joachims I. von Brandenburg 98.
Elisabeth, Kaiserin von Rußland 275. 277. 286. 287. 294. 296.
Elisabeth Charlotte, Gem Georg Wilhelms von Brandenburg 110. 113.
Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans 171. 188. 189.
Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, Gem. Friedrichs d. Gr. 263. 283.
Elsaß 17. 148. 166. 177. 194. 584.
Elsaßhausen 565. 566.
Elsaß-Lotringen 589. 632.
Emden 179. 180. 183. 231.
Emigranten, französische 342.
Emin Pascha (Schnitzer) 610.
Emmerich 144.
Ems 555. 556.
Engels, Fr. 605.
Enghien, Heinrich Herzog von 362.
England 141. 142. 144. 145. 147. 190. 211. 219. 230. 253. 286. 346. 354. 356. 361. 362. 388. 396. 416. 459. 479. 526. 559. 575. 624.
Enke, Wilhelmine 329.
Ensisheim 148.
Eperies, Blutgericht 195.
Ephraim, Münzunternehmer 296.
Epinal 25.
Erbach, Grafen 81.
Erfurt 140. 360. 372. 376. 389. 398. 519.
Erich II., Herzog von Braunschweig 65.
Erich, Herzog von Pommern (König von Schweden) 109.
Erich, Herzog von Sachsen-Lauenburg 50.
Erlangen 386. 398.
Ermland, Bistum 105. 124. 127.
Ernestiner in Sachsen 54.
Ernst, Markgraf von Baden 34.
Ernst, Herzog von Bayern 43.
Ernst der Bekenner, Herzog von Braunschweig Lüneburg 66.
Ernst der Fromme, Herzog von Sachsen-Gotha 55. 56. 136.
Ernst II., Herzog von Koburg-Gotha 514. 519. 524. 530. 543.
Ernst, Kurfürst von Sachsen 52. 54.
Ernst August, Herzog von Cumberland 631.
Ernst August, Kurfürst von Hannover 67. 191. 193. 195.
Ernst August, König von Hannover 476.
Ernst August, Bischof von Osnabrück, Herzog von Kalenberg 157.
Ernst Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach 36. 37.
Ernst Günter, Herzog von Sonderburg-Augustenburg 70.
Ernst Ludwig I., Landgraf von Hessen-Darmstadt 62.
Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen 631.
Erthal, Friedrich von, Kurfürst von Mainz 345. 346.
Eschwege 62.
Eßlingen bei Wien 390.
Esthland 103. 230.
Ettenheim 362.
Eufemia, Gem. Albrechts II. von Mecklenburg 72.
Eugen, Prinz von Savoyen 197. 213. 214. 215. 217. 219. 220. 224. 241. 253. 255.
Eugen, Vizekönig von Italien 406.
Eugenie, Gem. Napoleons III. 544. 555. 573.
Eutin 68.
Ewald, Heinr., Orientalist und Theologe 476.

Faidherbe, franz. General 578.
Falk, Adalbert, preuß. Kultusminister 594. 595. 596. 608.
Farnese, Prinzessin 254.
Fauthe, Vögte 26.
Favre, Jules 573. 575. 582. 583. 584.
Fehrbellin 154.
Feldkirch 46.
Ferdinand I., deutscher Kaiser 47. 182.
Ferdinand II., deutscher Kaiser 46. 76.
Ferdinand III., deutscher Kaiser 119. 126.
Ferdinand IV., römischer König 120. 122.
Ferdinand, Herzog von Anhalt Köthen 463.
Ferdinand, Prinz von Braunschweig-Öls 292. 293. 294. 297.
Ferdinand, König von Neapel 448.
Ferdinand, Herzog von Modena 360.
Ferdinand, Kaiser von Österreich 475. 510.
Ferdinand, Erzherzog (Sohn Kaiser Franz' II.) 423.
Ferdinand, Erzherzog (Sohn Kaiser Leopolds II.) 423.
Ferdinand Maria, Kurfürst von Bayern 45. 128. 172.
Ferrières 575.
Fesch, Josef 367.
Fichte, Joh. Gottlieb 338. 385. 400. 426. 470.
Ficquelmont, österr. Minister 492.
Filder 38.
Finckenstein, Graf, preuß. Minister 288.
Finkenstein, von, Gouverneur Friedrichs des Gr. 260.
Finowkanal 283.
Fischer, Lorenz Hannibal 525.
Fiume 394.
Flatow 154.
Fleckenstein, Grafschaft 25.
Flemming, Graf, Minister Augusts II. von Polen 222.
Flemming, Paul 136.
Fleigneux 570. 571.
Flettner, Peter 28.
Fleurus 194. 348.
Fleury, Kardinal 249. 252. 267.
Floing 570.
Florida 298.
Flötner, siehe Flettner.
Flotte, deutsche 504. 525.
Flottwell, Ed. Heinr. von, Oberpräsident 483. 484. 614.
Flugblatt a. d. J. 1675 13.
Follen, August Adolf Ludwig 442.
Follen, Karl 442.
Fontainebleau, Schloß 416, Präliminarfriede von 1763 298.
Forckenbeck, von, Abgeordneter 548.
Forster, Georg 339. 346.
Forster, Therese 346.
Forstwirtschaft 21.
Fortlouis 170.
Fortschrittspartei 532.
Fourier, Charles 604.
Francke, dänischer Etatsrat 505.
Francke, August Hermann 325.
Franckesche Stiftungen 325.
Frangipani, ung. Magnat 175.
Frankensteinische Klausel 606.
Frankenthal 190.
Frankfurt a. M. 21. 128. 195. 273. 324. 359. 368. 413. 423. 464. 474. 475. 488. 492. 499. 519. 523. 534. 542. 546, Friede vom 10. Mai 1871 584.
Frankfurt, Großherzogtum 414.
Frankfurt a. d. O. 84. 85. 98. 113. 400.
Fränkischer Krieg 1519 106.
Frankreich 145. 162. 194. 268. 332. 334. 341. 458. 479. 491. 526. 596. 597. 613. 614.
Franz I., deutscher Kaiser (Franz Stefan von Lotringen) 252. 254. 277. 279. 301.
Franz II., deutscher Kaiser (Franz I. von Österreich) 343. 362. 366. 369. 392. 394. 401. 412. 431. 433—435. 440. 475.
Franz I., Großherzog von Toskana 333.
Franz II., Josef, Kaiser von Österreich 510 ff. 520. 534. 536. 544. 547. 553. 555. 562. 575.
Franz Karl, Erzherzog (Bruder Kaiser Ferdinands) 475.
Franz von Assisi von Bourbon 554.
Franz Egon von Fürstenberg, Bischof von Straßburg 147. 166. 169.
Franz Rakoczy II., Fürst, siehe unter Rakoczy.
Franzensfeste 392.
Frauenbreitungen 55. 56.
Frauenburg, Stift 125.
Fraustadt 223.
Fredrikshald, Festung 229.
Freiberg in Sachsen 297.
Freiburg im Breisgau 46. 157. 162. 194. 221. 359. 367.
Freiburg, Grafen von 32.
Freienwalde 523.
Freikonservative Partei 548.
Freischärler in Schleswig-Holstein 507.
Freising, Bistum 360.
Freisinnige Partei im Reichstag 607.
Freistadt in Schlesien 224.
Fresnois, Dorf 570.
Freyburg i. d. Schweiz 486.
Freycinet, de, franz. Minister 583.
Freytag, Gustav 524.
Friaul 423.
Friccius, preuß. Major 412.
Fridag, österr. Gesandter 182.
Fridericia 516.
Friederike, Prinzessin von Mecklenburg 353.
Friederike Luise, Gemahlin Friedrich Wilhelms II. von Preußen 353.
Friederike Wilhelmine, Markgräfin von Brandenburg-Bayreuth 259. 260. 263.
Friedrich I. Barbarossa, deutscher Kaiser 83. 108.
Friedrich II., deutscher Kaiser 53. 68.
Friedrich III., deutscher Kaiser 46. 69. 107.
Friedrich der Schöne, römischer König 88.
Friedrich III., Deutscher Kaiser (Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Pr.) 529. 544. 564. 565. 569. 579. 580. 615—617.
Friedrich, Erbprinz von Augustenburg 534. 538. 539. 591.

Friedrich V., Markgraf von Baden 37.
Friedrich VI., Markgraf von Baden 37.
Friedrich, Großherzog von Baden 524. 530. 534. 543. 580. 582. 585. 617. 618. 633.
Friedrich, Erbprinz von Bayreuth 263.
Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg (Friedrich VI., Burggraf von Nürnberg) 74. 90. 92.
Friedrich II. Eisenzahn, Kurfürst von Brandenburg 92. 93. 94.
Friedrich, Kurprinz von Brandenburg (Sohn des Großen Kurfürsten) 182.
Friedrich II., Landgraf von Hessen-Kassel 457.
Friedrich, Landgraf von Hessen-Homburg 62.
Friedrich, Prinz von Hessen-Homburg 154.
Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorp 136. 232.
Friedrich, Herzog von Mecklenburg 80.
Friedrich der Freidige von Meißen 87. 88.
Friedrich I. der Siegreiche, Kurfürst von der Pfalz 26.
Friedrich II., Kurfürst von der Pfalz 28.
Friedrich III., Kurfürst von der Pfalz 28.
Friedrich IV., Kurfürst von der Pfalz 29.
Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz (Winterkönig) 29. 120.
Friedrich I., König von Preußen (Kurfürst Friedrich III.) 187. 201. 211. 217. 225—227.
Friedrich II., der Große, König von Preußen 256. 258 ff. 308—314. 328. 329. 344. 351.
Friedrich der Sanftmütige, Kurfürst von Sachsen 51.
Friedrich der Streitbare, Kurfürst von Sachsen 51.
Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen 53.
Friedrich, Herzog von Sachsen-Altenburg 211.
Friedrich, Prinz von Sachsen-Hildburghausen 291.
Friedrich, Herzog von Sachsen-Hildburghausen, später Altenburg 57.
Friedrich III., Herzog von Schleswig-Holstein 70.
Friedrich I., Herzog von Württemberg 41.
Friedrich I., König von Württemberg 360. 428.
Friedrich, Herzog von Österreich (Sohn Leopolds V.) 46.
Friedrich der Streitbare, Herzog von Österreich 46.
Friedrich, Herzog von Österreich (Friedel mit der leeren Tasche) 46.
Friedrich, Herzog von Sachsen, Hochmeister des Deutschordens 105.
Friedrich I., König von Dänemark (Herzog von Schleswig-Holstein) 69.
Friedrich II., König von Dänemark 70.
Friedrich III., König von Dänemark 126. 128.
Friedrich IV., König von Dänemark 70. 222.
Friedrich VI., König von Dänemark 388. 487.
Friedrich VII., König von Dänemark 505. 534.
Friedrich VIII., König von Dänemark (seit 1906) 70.
Friedrich, Landgraf von Hessen, König von Schweden 230.
Friedrich, Johs., Theologe 594.
Friedrich Adolf, König von Schweden 71.
Friedrich August, Fürst von Anhalt 59.
Friedrich August, Bischof von Lübeck 68.
Friedrich August II. der Starke, Kurfürst von Sachsen (König August I. von Polen) 58. 198. 199. 200. 222. 224. 227. 237. 240. 246. 250. 251.
Friedrich August III., Kurfürst von Sachsen (August II., König von Polen) 299. 373.
Friedrich August der Gerechte, König von Sachsen 406. 408. 412. 413. 457.
Friedrich August II., König von Sachsen 512.
Friedrich August III., König von Sachsen 631.
Friedrich Franz I., Herzog und Großherzog von Mecklenburg-Schwerin 80. 406.
Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin 575. 577. 578. 590. 631.
Friedrich Franz III., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin 631.
Friedrich Franz IV., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin 631.
Friedrich Heinrich von Oranien, Statthalter der Niederlande 114. 118. 119.
Friedrich Karl, Prinz von Preußen 536. 537. 538. 544. 564. 569. 576. 577. 578.
Friedrich Kasimir, Graf von Hanau-Lichtenberg 129.
Friedrich Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel 66.
Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig 373. 390. 393. 420. 457.
Friedrich Wilhelm I., Kurfürst von Hessen 461. 534.
Friedrich Wilhelm, Herzog von Mecklenburg-Schwerin 77. 78. 225.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg 113 ff.
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 204. 217. 225 ff. 231 ff. 246. 252. 255 ff. 328.
Friedrich Wilhelm III. von Preußen 330. 351 ff. 361. 363. 372. 373. 391. 400. 401. 404. 412. 429. 440. 441. 458. 478.
Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 448. 468. 478 ff. 481. 482. 484 ff. 486 ff. 491. 493. 499. 506. 509 ff. 513. 519. 521. 527. 529. 532.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, siehe unter Friedrich III., Deutscher Kaiser.
Friedrich-Wilhelms-Kanal 134.
Friedrichsruh 622. 625. 626.
Friedrichstadt, Festung 517.
Friesack 93.
Friesland 52. 53.
Frische Haff 160.
Froben, Stallmeister 155.
Fröschweiler 565. 566.
Frose, Gefecht bei 86.
Frossard, franz. General 567.
Fruchtbringende Gesellschaft 19.
Fuchs, Paul von, brandenb. Rat 172. 201. 206.
Fulda 62. 360. 461, Vertrag von 1813 414.
Funcke, Joh., Hofprediger 107.
Fürstenau bei Michelstadt 81.
Fürstenberg, Grafen und Fürsten 368.
Fürstenberg, Wilhelm Egon von, kurköln. Minister 142. 147. 190.
Fürstenbund von 1785 307.
Fürstentag zu Frankfurt 1863 534.
Fürth 468.
Füssen, Frieden von 1745 276.

Gablenz, österr. General 536. 542.
Gadebusch 156. 224.
Gagern, Friedrich von, General 499.
Gagern, Hans von 360. 373.
Gagern, Heinrich von 492. 501. 510. 512.
Galizien 302. 486. 547.
Gambetta, Léon 573. 576. 578. 579. 583. 601.
Gänse von Putlitz, brandenburg. Adelsgeschlecht 88.
Garibaldi, Giuseppe 553. 576. 578.
Garibaldi, Menotti und Riciotti 576.
Garmisch in Bayern 322.
Gassendi, Gelehrter 327.
Gastein, Konvention von 1865 539.
Gehren i. d. Mark 84.
Geibel, Emanuel 480. 488. 523.
Geissel, Bischof 478.
Geißberg bei Weißenburg 565.
Geldern, Herzogtum 145. 220. 424.
Gemeinden, freie 482.
Genappe 420.
Generalstaaten der Niederlande 142. 146. 180. 220. 332. 348.
Genf 14. 415. 461.
Gent 460.
Gentz, Friedrich 362. 364. 389. 408. 434. 436. 442. 444. 475.
Genua 350. 423.
Georg I. von Hessen-Darmstadt 62.
Georg II., Landgraf von Hessen-Darmstadt 62.
Georg, Herzog von Meiningen 546.
Georg der Bärtige, Herzog von Sachsen 53.
Georg, Herzog von Württemberg (Bruder Herzog Ulrichs) 41.
Georg I., Kurfürst von Hannover, König von England 67. 229.
Georg II. Kurfürst von Hannover, König von England 193. 253. 268. 276. 296.
Georg III., König von England und Hannover 296. 416.
Georg IV., König von England und Hannover 416. 458.
Georg V., König von Hannover 523. 541. 543 546. 551. 631.
Georg, König von Sachsen 631.
Georg Ernst, Graf von Henneberg 55.
Georg Friedrich, Markgraf von Ansbach 107.
Georg Friedrich, Markgraf von Baden 36. 37.
Georg Friedrich, Graf von Waldeck 81. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 128. 171. 175.
Georg Ludwig, Kurfürst von Hannover 192.
Georg Ludwig, Erbprinz von Hannover 193.
Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 100. 108. 110. 111. 116.

Georg Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Celle 138. 157. 192. 193.
Georg Wilhelm, Herzog von Liegnitz 182.
Georg Wilhelm, Kurfürst von Hannover, siehe Georg I. von England.
Georg von Polenz, Bischof von Samland 106.
Gera 53. 61.
Gerhard III. von Holstein 69.
Gerhard VI., Herzog von Holstein 69.
Gerhard, Graf von Oldenburg 68.
Gerhardt, Paul 134.
Gerichtsverfassung, deutsche, nach 1870 590.
Gericke, Otto von, Bürgermeister von Magdeburg 135.
Gerlach, Leopold von, preuß. General 486. 508. 521.
Gerlach, Ludwig von, Oberlandesgerichtspräsident 486. 519. 521.
Germanisches Museum 489.
Germersheim 514.
Gero, Markgraf 58. 84.
Geroldseck, Grafen von 33.
Gerstungen 54.
Gervinus, G. G. 476. 488. 492. 500.
Gesellschaft für deutsche Kolonisation 612.
Gesetzbuch, bürgerliches, für das Deutsche Reich 634.
Gesinde 22.
Gettorf in Schleswig-Holstein 515.
Geyer von Geyersberg, Reichsfreiin 440.
Gibraltar 219.
Giers, von, russ. Minister 601.
Gießen 61. 62.
Gisborn 66.
Gijsels van Lier 118. 129. 137 f.
Giovanni Medici 254.
Gisi, W. 24.
Gitschin 544.
Givonne 570.
Gladstone, engl. Minister 559.
Glatz, Festung 268. 374.
Glatz, Grafschaft 274. 298.
Gleichen, Grafen von 63.
Gleim, Liederdichter 298.
Gleißberg, Herren von 60.
Glogau 268. 330.
Glücksburg 70.
Glümer, von, preuß. General 579.
Gneisenau, August Neithardt von 374. 382. 384. 400. 401. 410. 415. 419. 420. 429. 430. 446.
Gnesen 345.
Gneist, Rudolf, Abgeordneter 548.
Godefroy, Handelshaus 610.
Goeben, von, preuß. General 578. 579.
Goldberg 72.
Gollnow 119.
Goltz, von der, Graf (1866 Gesandter in Paris) 544.
Gonzaga-Nevers, Haus 188.
Görlitz 57.
Görres, Guido 594.
Görres, Josef 434. 475. 478.
Görresgesellschaft 478.
Gortschakoff, Fürst, russ. Minister 562. 575. 598. 599. 600. 601.
Görtz, Freiherr Georg Heinrich 229.
Görtzke, von, preuß. General 160. 162.
Görz, Grafen, Grafschaft 46. 47. 394.
Gorze 568.
Goslar 360. 423.
Gotha, Herzogtum, s. a. Sachsen Gotha 57. 463.
Goethe, Eosander von 210.
Goethe, Johann Wolfgang 298. 307. 330. 459. 471.
Gotland 103.
Gotskowski, Berliner Kaufmann 310.
Gotthelf, Jeremias 587.
Göttingen 65. 320. 475.
Göttinger Verein 476.
Gottorp, Holsteinische Dynastie 70. 71. 230. 362.
Götzen, Graf, preuß. Offizier 374.
Graben in Baden 32.
Grabfeldgau 54.
Graimberg, Baron von 244.
Gramont, Herzog von, franz. Minister 555. 556. 559.
Gran, Schlacht bei 195.
Gransee 88.
Granville, engl. Minister 559.
Graudenz 374.
Graun, Komponist 265.
Gravelotte 568.
Gregor XVI., Papst 478.
Greifenhagen 119.
Greifswald 109. 158. 159. 371.
Greiz (Stadt) 53.
Greiz, Grafen von 61.
Grémonville, franz. Gesandter 142.
Griechenland 450. 458.
Grimm, Jakob und Wilhelm 472. 476. 481. 488. 500.
Grimma 386.
Grimnitz i. d. Mark 85, Vertrag von 1529 98.
Gröben, von, brandenb. General 178. 181.
Gröben, von der, preuß. General 514.
Grodno 346.
Grolman, von, preuß. General 382. 476. 483.
Großbeeren 409.
Große Allianz von 1701 211.
Großfriedrichsburg 178. 232.
Großgörschen 407.
Großheppach 215.
Groß-Jägersdorf in Ostpreußen 291.
Großwardein 173. 174. 175. 197.
Grubenhagen 65. 66. 67.
Grumbachsche Händel 54.
Grumbkow, Joachim Ernst von 172.
Grumbkow, Friedrich Wilhelm von 256. 260
Grün, Anastasius 468.
Grundbesitz 22.
Guastalla 278. 423.
Guinea Kompanie, Kurbrandenburg 178.
Guizot, Fr. P., franz. Minister 480. 491.
Gundling, Jakob Paul 256.
Günter von Schwarzburg, deutscher Gegenkönig 60.
Günter XL, Graf von Schwarzburg Sondershausen 60.
Günter, Grafen von Schwarzburg 60.
Gurske 100.
Gustav IV., König von Schweden 362. 371. 400.
Gustav Adolf, Herzog von Mecklenburg Güstrow 77.
Gustav Adolf, König von Schweden 62. 76. 108. 113.
Gustav-Adolf-Verein 482.
Güstrow 72. 79.
Gutenfels, Burg 24.
Gutzkow, Karl 469.
Guyana 137.

Haag 14. 114. 118. 152.
Haag, Friedenskongreß 219.
Haager Konzert 129.
Habenhausen, Friede von 1660 139.
Habsburger 46
Hachberg, Schloß 31. 32. 36.
Hachberg-Hachberg 36.
Haddik, österr. Feldmarschall 291.
Hadersleben 69.
Hagenau 170.
Hainbund, Göttinger 378. 426. 452.
Hainburg in Ungarn 175.
Hakenberg 154.
Häkon, König von Norwegen 73.
Halberstadt, Bistum 59. 66. 98. 118.
Halberstadt (Stadt) 324. 393.
Halland 130.
Halle a. d. S. 19. 268. 324. 325. 328. 398.
Hallesche Jahrbücher 470.
Hallue, Gefecht an der 578.
Hambacher Fest 473.
Hamburg 19. 359. 361. 396. 410. 482. 523. 542. 550. 607.
Hamburger Vergleich von 1701 77.
Hameln 372.
Hamilton, Lord 366.
Hamilton, Lady 367.
Hammacher, Abgeordneter 548.
Hanau 306. 413. 460. 461.
Hanau, Fürstin von, Gemahlin Friedrich Wilhelms von Hessen 461.
Hanau-Lichtenberg, Fürsten 62.
Hanau-Münzenberg 62.
Handels-Gewerbeverein, Deutscher 461.
Handelsverträge 1892/94 624.
Hannover (Stadt) 64. 65. 67. 543, Konvention von 1745 276.
Hannover, Kurfürstentum, Königtum 192. 193. 212. 307. 360. 361. 362. 414. 423 424. 428. 464. 475. 502. 519. 523. 542. 543. 546.
Hannover, Könighaus von 65.
Hanse, Hansestädte 104. 432. 464.
Hansemann, D., Mitglied des preuß. Landtages 485. 492.
Harburg 66.
Hardenberg, Karl August, preuß. Staatskanzler 343. 366. 369. 374. 375. 389. 398. 400. 403. 404. 417. 430. 446 447. 448.
Harries, Heinrich 329.
Hartmann, von, bayr. General 566.
Harzburg 65.
Hassenpflug, hess. Minister 461. 520. 533.
Hastenbeck 291.
Hatzfeld, Graf (Reichskanzleramt) 581.
Haugwitz, Graf, österr. Minister 314.
Haugwitz, Graf, preuß. Minister 365. 366. 374.
Hauser, Kaspar 441.
Häusser, Ludwig 488. 492.
Havelberg, Bistum 98.
Havelland 82.
Haynau 408.
Haynau, österr. General 510
Hecker, Friedrich 490. 492. 499.
Hedersdorf, Freiherr von 194.
Hedwig, Gemahlin Markgraf Ottos mit dem Pfeil 86
Hedwig, Gemahlin Wladislaws von Polen 104.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 470.
Heide in Holstein 70.

Heidelberg 25. 26. 27. 28. 31. 149. 190. 191. 194. 241. 360. 488. 492.
Heidelberger Hausvertrag von 1380 32.
Heidelberger Katechismus 28. 243.
Heideloff, Architekt 455.
Heilbronner Bündnis 41.
Heilige Allianz 430 ff.
Heiligenberg, Grafen von 147.
Heine, H. 469. 480.
Heinrich VI., deutscher Kaiser 92.
Heinrich VII., deutscher Kaiser 38.
Heinrich Raspe, deutscher Gegenkönig 92.
Heinrich I., Fürst von Anhalt 50. 58.
Heinrich, Herzog von Niederbayern 43.
Heinrich „ohne Land", Markgraf von Brandenburg 87. 88.
Heinrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel 65.
Heinrich, Graf von Chambord 597.
Heinrich, Piastenherzog von Glogau 96.
Heinrich Burwy I., Fürst von Mecklenburg 72.
Heinrich der Pilger, Fürst von Mecklenburg 72.
Heinrich der Löwe, Fürst von Mecklenburg 72.
Heinrich III., Herzog von Mecklenburg 72.
Heinrich IV. der Dicke, Herzog von Mecklenburg 73. 74.
Heinrich V., Herzog von Mecklenburg-Schwerin 76.
Heinrich, Prinz von Preußen (Bruder Friedrichs d. Gr.) 262. 294. 297. 301.
Heinrich, Graf von Reuß († 1572) 61.
Heinrich, Graf von Reuß († 1670) 61.
Heinrich XXIV., Fürst von Reuß 632.
Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen 72.
Heinrich, Herzog von Sachsen († 1541) 54.
Heinrich, Graf von Württemberg 39.
Heinrich, Herzog von Kärnten u. Krain 46.
Heinrich IV., König von England 102.
Heinrich von Babenberg 45.
Heinrich, Herzog von Enghien 362.
Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel 66.
Heister, Graf Siegbert, österr. General 214.
Heldburg 54.
Helgoland 388. 396. 590. 592. 624.
Helmstedt 65. 66.
Helvetische Republik (siehe auch Schweiz) 354. 415.
Hemmingstedt 69.
Henneberg, Burg 55.
Henneberg, Grafschaft 54.
Hennings von Treffenfeld, preußischer General 154. 155. 160.
Hepp, Unterpräfekt 565.
Heppenheim 490.
Heraldik 324.
Herder, Johann Gottfried 330.
Hergenhahn, nassauischer Minister 492.
Herkules III., Reynald von Este 423.
Hermann, Markgraf von Baden 32.
Hermann, Markgraf von Baden-Baden 137. 138.
Hermann VIII., Graf von Henneberg 55.
Hermes, Georg, Professor 470.
Hermesianer 478.
Herrenhaus in Preußen 522.
Herrenhausen 322, Bündnis von 1725 260.
Herrnhuter 325.
Hersfeld, Kloster 62.
Herspringen, Herrschaft 33.
Hertzberg, Ewald, Friedrich, Graf von, preuß. Minister 331. 333. 334.
Herwarth von Bittenfeld, preuß. General 543. 544.
Herwegh, Georg 480. 481. 499.
Herzog, schweiz. General 579.
Herzegowina 598. 599.
Hessen, Landgrafschaft, Großherzogtum 55. 61 ff. 139. 360. 368. 414. 423. 428. 463. 520. 523. 542. 546. 550. 579. 593. 595.
Hessen-Homburg 423. 464. 519. 546.
Hessen-Kassel, Kurfürstentum 61. 62. 139. 306. 307. 360. 368. 376. 414. 428. 457. 463. 520. 533. 542. 543. 546.
Hettgen, Unteroffizier 495.
Heyne, klass. Philologe 346.
Hidda, Stammutter der Askanier 58.
Hieronymus Bonaparte, siehe Jérome.
Hietzing 551.
Hildburghausen (Land) 54. 56. 57. 427.
Hildesheim, Bistum, Fürstentum 45. 360. 423.
Hippel, von, Theod. Gottl. 405.
Hirsau, Kloster 38.
Hirschberg in Schlesien 224.
Hirschfeld, von, preuß. General 514.
Hitzacker 66.
Hochberg, Reichsgräfin von 440.
Hochberg, Graf Leopold 440.
Hochburg, Schloß, siehe unter Hachberg.
Hoche, französ. General 348.
Hochkirch 294.
Hochkonservative in Preußen 595.
Höchstädt, Schlacht 215.
Hof in Bayern 53.
Hofer, Andreas 392. 394.
Hoffmann von Fallersleben 425. 426. 463. 480.
Hohenbaden 30.
Hohenberg, Grafschaft, Grafen von 91. 367.
Hohenfriedberg, Schlacht 276.
Hohenlinden, Schlacht 357.
Hohenlohe, Graf (1663) 174.
Hohenlohe, preuß. General 348.
Hohenlohe, Fürsten von 368.
Hohenlohe-Ingelfingen 370. 372.
Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst Chlodwig, Reichskanzler 592. 593. 598. 626. 628. 632.
Hohenlohe-Langenburg, Fürst, Statthalter in Elsaß-Lothringen 632.
Hohenzieritz 398.
Hohenzollern (siehe auch Zollern) 201 ff.
Hohenzollern Burg 97.
Hohenzollern, Fürstentümer 368. 523.
Hohenzollern-Hechingen 97. 368. 523.
Hohenzollern-Sigmaringen 97. 368.
Hohenzollernsche Thronkandidatur in Spanien 554.
Hohkönigsburg 632.
Holland (siehe auch unter Niederlande) 332. 346. 354. 367. 587.
Holland, Provinz 145. 146.
Holländisch-westindische Kompanie 232.
Holnstein, Graf 582.
Holstein 68. 136. 464. 519. 540.
Holstein, von (im ausw. Amt) 581.
Holstein Gottorp, oldenburg. Fürstenhaus 68. 183. 228.
Holstein Sonderburg-Augustenburg, Dynastie 486.
Homburg v. d. H. 61.
Hondschooten 348.
Honthorst Gerrit u. Willem, van 114.
Horn, Graf, schwed. Feldmarschall 160.
Hotham, engl. Gesandter 256. 260. 261.
Huber, L. F. 346.
Hubertusburg, Schloß 298.
Hufeland, Mediziner 400.
Hugo, Gustav, Professor 449.
Hühnerwasser 544.
Humbert, König von Italien 613.
Humboldt, Wilhelm von 417. 429. 446. 462.
Hüningen a. Rhein 162. 170.
Hussiten 94.

Idstedter Heide 517.
Ignatiew, russ. Minister 601.
Ilgen, Rüdiger von, brandenburg. Rat 206. 229.
Illuminaten-Orden 330.
Illy 570. 571.
Illyrische Provinzen 394.
Ilmenau 55. 56.
Ingeborg, Gem. Albrechts IV. von Mecklenburg 72.
Ingenheim, Grafen von 330.
Ingermanland 224. 230.
Ingolstadt 36. 43. 44. 215. 330.
Innocenz XI., Papst 175.
Innocenz XII., Papst 204.
Innsbruck 392.
Inowrazlaw (= Hohensalza) 302.
Interim vom 30. September 1849 519.
Isabella, Gem. König Renés 25.
Isabella, Königin von Spanien 554.
Isel, Berg 392.
Isenburg, Fürstentum, Fürsten von 368. 414. 423.
Istrien 46. 350. 394. 423.
Italien 486. 509. 510. 540. 541. 546. 553. 562. 593. 598. 613.
Itzehoe 542.
Itzig, Münzunternehmer 296.
Itzstein, von, Abgeordneter 492.

Jacoby, Joh., Arzt 508
Jäde, Journalist 499.
Jagello, siehe Wladislaw von Polen 104.
Jägerndorf, Fürstentum 99. 120. 164. 182. 267.
Jahn, Friedrich Ludwig, Turnvater 19. 426. 438. 441. 445. 446. 480.
Jahrmärkte 21.
Jakob I., Markgraf von Baden 33.
Jakob III., Markgraf von Baden 36.
Jakob II., König von England 44. 157. 180. 190.
Jakob, Erzbischof von Trier 34.
Jakobäa, Gem. Wilhelms IV. von Bayern 34. 36.
Jameson, Einfall in Transvaal 626.
Jan Conny, Negerhäuptling 232.
Jarcke, österr. Publizist 475.
Jaromar, Fürst von Pommern 108. 109.
Jassy, Friede von 1792 334.
Jellachich, Ban von Kroatien 509.
Jemappes 345.
Jena 56. 338. 370. 387. 424. 425.
Jérome, König von Westfalen 367. 376. 413.
Jesuitenorden 44. 315. 330. 475. 595.
Jesuitenstil (Barock) 322.
Joachim I., Kurfürst von Brandenburg 95. 98.

Joachim II., Kurfürst von Brandenburg 98. 107.
Joachim Ernst, Fürst von Anhalt 59.
Joachim Ernst, Markgraf von Ansbach 99.
Joachim Friedrich, Kurfürst von Brandenburg 99. 108.
Jobst von Mähren 88.
Johann I., Markgraf von Brandenburg 83. 86.
Johann II., Markgraf von Brandenburg 86.
Johann IV., Markgraf von Brandenburg 87.
Johann, Markgraf von Brandenburg (Neumark) 88.
Johann, Markgraf von Brandenburg († 1464) 94.
Johann von Küstrin (Bruder Joachims II. von Brandenburg) 98. 99. 120.
Johann, Herzog von Braunschweig und Lüneburg 65.
Johann, Herzog von Lotringen und Bar 25.
Johann I., Fürst von Mecklenburg 72.
Johann, Herzog von Mecklenburg-Stargard († 1392) 72. 73.
Johann III., Herzog von Mecklenburg-Stargard 74.
Johann VII., Herzog von Mecklenburg-Schwerin 75. 66.
Johann, Herzog von Sachsen-Lauenburg 50.
Johann der Beständige, Kurfürst von Sachsen 53.
Johann, Herzog von Sachsen Weimar 55.
Johann, König von Sachsen 534. 543.
Johann, Herzog von Holstein, König von Dänemark 69.
Johann, Erzherzog, Reichsverweser 392. 501. 502. 519.
Johann, König von Böhmen 102.
Johann Albrecht, Herzog von Mecklenburg (1547—1576) 75. 76. 107.
Johann Albrecht, Herzog von Mecklenburg (1592—1636) 76.
Johann Albrecht, Herzog von Mecklenburg 631.
Johann Cicero, Kurfürst von Brandenburg 94. 95. 96. 97.
Johann Ernst, Kurfürst (Sohn Ernsts von Sachsen) 54.
Johann Friedrich, Kurfürst von Hannover 152. 192.
Johann Friedrich, Kurfürst von Hannover 152. 192.
Johann Friedrich der Großmütige von Sachsen 53. 55.
Johann Friedrich der Mittlere, Herzog von Sachsen-Weimar 54. 55.
Johann Friedrich, Herzog von Württemberg 41.
Johann Georg II., Fürst von Anhalt 59. 152. 172. 178.
Johann Georg I., Kurfürst von Brandenburg 99.
Johann Georg, Markgraf von Brandenburg, Fürst von Jägerndorf 99. 120.
Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen 57.
Johann Georg II., Kurfürst von Sachsen 54. 58.
Johann Georg III., Kurfürst von Sachsen 172. 175. 176. 198. 306.
Johann Georg IV., Kurfürst von Sachsen 198.
Johann Kasimir, Administrator von der Pfalz 29.
Johann Kasimir, König von Polen 123. 126. 128.
Johann Philipp von Schönborn, Erzbischof von Mainz 139. 140.
Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg 99. 108.
Johann Sobieski, König von Polen 159. 175. 177. 198.
Johann Wilhelm Friso von Nassau-Dietz 211.
Johann Wilhelm, Kurfürst von der Pfalz 195. 243.
Johann Wilhelm, Herzog von Sachsen-Koburg 55.
Johanniterorden 355. 359. 368.
Jolly, Julius, badischer Minister 579. 592.
Jordan, Wilhelm 614.
Jörg, bayr. Ultramontaner 594.
Josef I., deutscher Kaiser 191. 210. 216 ff. 219. 223.
Josef II., deutscher Kaiser 300. 301. 304. 314. 332.
Josef Bonaparte, König von Neapel-Sizilien, König von Spanien 357. 367.
Josef Klemens, Erzbischof von Köln 190.
Josefa, Gemahlin Friedrich Augusts von Sachsen 240.
Joseph Ferdinand, Sohn Max Emanuels von Bayern 210.
Jourdan, franz. General 348. 349.
Jouy bei Versailles 287.
Jülich 52. 100. 140. 249. 423.
Jülichscher Krieg 1651 119.
Julirevolution von 1830 458.
Julius, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel 65.
Juliusturm in Spandau 586.
Jumne-Vineta 108.
Junges Deutschland 469.
Junghegelianer 470.
Jungingen, Konrad von, Hochmeister 103.
Jungingen, Ulrich von, Hochmeister 104.
Jungmann, Hauptmann 514.
Jüterbog 57.
Jütland 128. 129.

Käferthal 514.
Kahlenberg bei Wien 176.
Kaiserslautern 348.
Kaiserproklamation zu Versailles 582. 583.
Kaiser-Wilhelms-Land 612.
Kalckstein, preußische Adelsfamilie 132.
Kalckstein, von, Gouverneur Friedrichs d. Gr. 260.
Kalenberg 65.
Kalenberg-Göttingen 65. 66. 67.
Kalisch, Vertrag von 404.
Kalmarische Union 73.
Kaltennordheim 55. 56.
Kamburg 53.
Kameke, von, preuß. General 567.
Kamenz, Vertrag von 1482 96.
Kamerun 612.
Kammin, Bistum 108. 110. 118. 119.
Kanada 286. 298.
Kandern 499.
Kant, Immanuel 338. 340. 341. 470.
Kapkolonie 354.
Kara Mustafa 177.
Karelien 230.
Karl IV., deutscher Kaiser 24. 26. 49. 72. 88. 92. 102.
Karl V., deutscher Kaiser 53. 70. 97. 107.
Karl VI., deutscher Kaiser 79. 210. 220. 239. 247. 254. 255. 266.
Karl VII., deutscher Kaiser 272. 276 (s. auch Karl Albert von Bayern).
Karl I., Markgraf von Baden 33.
Karl II., Markgraf von Baden 36.
Karl, Großherzog von Baden 367. 422. 440.
Karl, Herzog von Braunschweig 457. 460.
Karl I., Herzog von Mecklenburg-Güstrow 76.
Karl, Herzog von Mecklenburg-Strelitz 80.
Karl, Herzog von Mecklenburg 353.
Karl, Kurfürst von der Pfalz 188.
Karl, Herzog von Pfalz-Zweibrücken 304. 307.
Karl, König von Württemberg 631.
Karl der Kühne von Burgund 25.
Karl II., König von England 144. 157. 180.
Karl I., Herzog von Lotringen 25.
Karl II., Herzog von Lotringen 25.
Karl III., Herzog von Lotringen 26. 144. 156.
Karl IV., Herzog von Lotringen 122. 157. 175. 176. 195.
Karl, Prinz von Lotringen, österr. Feldmarschall 254. 273. 275. 276. 277. 290. 292.
Karl, Erzherzog, Feldmarschall 349. 350. 356. 357. 362. 389. 390. 392.
Karl, König von Rumänien 554.
Karl XI., König von Schweden 166. 171. 221.
Karl XII., König von Schweden 79. 219. 221 ff. 229.
Karl XIII., König von Schweden 400.
Karl XIV., König von Schweden (Bernadotte) 400.
Karl II., König von Spanien 142. 146. 206. 210.
Karl III., König von Spanien 215. 218.
Karl Albert, Kurfürst von Bayern (siehe auch Kaiser Karl VII.) 267. 269. 270. 272.
Karl Alexander von Ansbach-Bayreuth 304. 343.
Karl Alexander, Großherzog von Weimar 439. 575.
Karl Aemil, Kurprinz von Brandenburg 140. 150.
Karl Anton, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, preußischer Ministerpräsident 527. 530. 554.
Karl August von Sachsen-Weimar 307. 330. 332. 369. 436. 439. 444. 465.
Karl Edzard von Ostfriesland 276.
Karl Friedrich, Markgraf und Großherzog von Baden 302. 307. 355. 359. 360. 368. 440.
Karl Friedrich, Herzog von Holstein 71. 230.
Karl X. Gustav, König von Schweden (Pfalzgraf von Zweibrücken) 70. 123. 124. 125. 126. 128. 129 174.

Karl Leopold, Herzog von Mecklenburg 79. 230.
Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz 29. 30. 147. 188.
Karl Peter Ulrich, Herzog von Holstein (Zar Peter III.) 71.
Karl Philipp, Kurfürst von der Pfalz 243.
Karl Theodor, Kurfürst von Pfalz und Bayern 302. 306. 330. 343.
Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig 332. 344. 370.
Karl von Dalberg, Kurfürst von Mainz siehe unter Dalberg.
Karlowitz, Friede von 198.
Karlsbader Beschlüsse 444.
Karlskrona 229.
Karlsruhe 322. 513.
Kärnten 46. 394.
Karoline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt 352.
Karoline, Fürstin von Reuß ä. L. 546.
Karoline, Schwester Napoleon Bonapartes 367.
Karolinen-Inseln 608. 612. 628.
Kaschau 175.
Kaschuben 87.
Kasimir, Herzog von Pommern 108.
Kasimir, Fürst von Pommern-Stettin 93.
Kasimir II., König von Polen 105.
Kassel 61. 298. 376. 390. 461. 543.
Katharina von Brandenburg, Gemahlin Bethlen Gabors 174.
Katharina II., Kaiserin von Rußland 59. 68. 296. 297. 300. 303. 304. 306. 332. 344. 345.
Katharina, Prinzessin von Württemberg 367.
Katharina, Großfürstin, später Königin von Württemberg 395.
Katharina Iwanowna, Gemahlin Karl Leopolds von Mecklenburg 79. 230.
Kathedersozialismus 604.
Katholisch-Hennersdorf 277.
Katkow, russ. Journalist 601.
Katlenburg, Grafen 65.
Katte, Friedrich Karl von, preußischer Offizier 390.
Katte, Hans Heinrich von, preuß. Feldmarschall 260.
Katte, Hans Hermann von, preußischer Offizier 261.
Katz, Burg 61.
Katzbach, Schlacht 410.
Katzenelnbogen 61.
Kaub 24. 414.
Kauffungen, Kunz von 52. 95.
Kaunitz, Fürst Wenzeslaus Anton, österr. Minister 278. 287. 299. 301. 333. 346.
Kehl 170. 194. 195. 214. 221. 350.
Keistut (Kystudt), Litauer 103.
Keith, Georg 294.
Keith, James, preuß. Feldmarschall 294.
Keith, Peter von 261.
Kelheim 453.
Keller, Graf, Burschenschafter 439.
Keller, Gottfried 442. 587.
Kellermann, franz. General 345.
Kent, Herzog von 476.
Kenzingen 32.
Kesselsdorf 277.
Ketteler, Bischof 593.
Ketteler, von, Gesandter 628.
Keudell, von, Diplomat 581.
Keyserlingk, von, Freund Friedrich des Großen 265.
Khevenhüller, Graf, österr. Feldmarschall 273.
Kiautschau 628.
Kiel 506. 517. 539. 540. 591.
Kirchbach, von, preuß. General 565. 566.
Kirchberg, Grafschaft 26.
Kirchenstaat 218. 350. 553. 593.
Kissingen 544. 595.
Kitzbühel 47.
Kitzen 418.
Klausenburg 174.
Klein, Fröschweiler Chronik 565.
Kleinschnellendorf, Vertrag von 1741 272.
Kleist von Nollendorf, Graf, preuß. General 409.
Kleist-Retzow, von, Abgeordneter 509. 519. 521. 595.
Klemens XI., Papst 217. 218.
Klemens XIV., Papst 315.
Klenze, Architekt 456.
Kleve, Herzogtum 100. 130. 140. 146. 149. 360. 367. 423.
Kleve (Stadt), 113. 119. 158, Friede von 1651 120.
Klissow 223.
Klopstock, Friedrich Gottlieb 336. 378.
Klubbisten in Mainz 345.
Knesebeck, von der, preuß. General 408.
Knigge, Adolf Freiherr von 330.
Kniprode, Winrich, Hochmeister 103.
Knobelsdorff, Georg W. von 265.
Knorr, Kapitänleutnant 576.
Koalitionskrieg: Erster 341 ff. 349. Zweiter 356. Dritter 362.
Koblenz 191. 342. 430. 529.
Koblenzer Manifest von 1792 344.
Koburg (Land) 54. 55. 56. 57. 424. 428.
Koburg-Saalfeld 57.
Koburger Pflege 54. 55.
Kolb von Wartenberg, siehe unter Wartenberg.
Kolberg 158. 374.
Kolding 516. 537.
Kolin, Schlacht 291.
Kölln i. d. Mark 83. 85. 94. 113. 114. 200. 210.
Kolmar, Regierungsbezirk 589.
Köln, Erzbistum 45. 139. 141. 145. 147. 190. 191. 211. 221. 307. 358. 423.
Köln (Stadt) 218. 468. 482. 609.
Kolonialverein, deutscher 611.
Kolonialwesen 21. 136. 178. 609.
Kolonien, brandenburgische 231.
Kolonisation, preußische 302. 309.
Kolowrat, Graf Franz Anton, österr. Minister 475. 492.
Kommune von Paris 583. 584.
Kongreßpolen 424.
Königgrätz 544.
Königsberg i. d. Neumark 86.
Königsberg in Preußen 102—106. 108. 111. 116. 127. 131. 132. 133. 160. 206. 207. 385. 532, Vertrag von 1656 124.
Königsmark, Gräfin Aurora 193. 250.
Königsmark, Graf Philipp Christof von 193.
Königsmark, Graf Otto Wilhelm 159.
Königsmark, Graf, schwed. Statthalter 122.
Königstein in Sachsen 512.
Königswusterhausen 254.
Konkordat in Österreich von 1855 522.
Konrad II, deutscher Kaiser 68.
Konrad, Sohn Markgraf Johanns von Brandenburg 83.
Konservative Partei 588.
Konstanz (Stadt) 90. 367. 499.
Konstanz, Bistum 360.
Kontinentalsperre 1806 373.
Konz a. d. Mosel 157.
Kopenhagen 128. 361. 388. 505, Friede von 1660 129.
Köpenick 83. 262.
Kopernikus (Kopperniak) 244.
Köprülü, Achmed, Großwesir 174. 175.
Korfu, Insel 241.
Körner, Theodor 380. 406. 408. 410.
Korvey, Abtei 62. 360. 480.
Kosciusko, Thaddäus 345. 348.
Kosel in Schlesien 374.
Kossuth, Ludwig 486.
Köstritz 61.
Köthen 19.
Köthen-Dessau 59.
Kottbus (Kreis) 94. 376.
Kottbus (Stadt) 204.
Kotzebue, August von 442.
Kowno 402.
Krain 46. 394. 423.
Krakau 104. 107. 200. 348. 349, Friede von 1525 108.
Krakau, Freistaat 424. 486.
Krausnik, Oberbürgermeister von Berlin 495.
Kray, österr. General 357.
Krefeld 310.
Kremmen 93. 154.
Kremsier 510.
Kreta 174. 242.
Kreuznach 26. 514.
Kreuzzeitung (Neue preußische) 509
Kreuzzüge gegen die Preußen 102.
Kriegsflotte, preußische (siehe auch unter Flotte) 525.
Krim 301.
Krimkrieg 1854—56 526.
Krimmitschau 53.
Kroatien 394. 423. 547.
Kronstadt in Rußland 224.
Krossen 96.
Krossener Erbfolgekrieg 96.
Krozka, Schlacht 255.
Krüdener, Frau von 431.
Krüger, Präsident von Transvaal 626.
Krümpersystem 398.
Kufstein 47. 467.
Kühn, Grenadier 495.
Kullmann, Attentäter 595.
Kulm (Stadt) 100. 104. 409.
Kulm, Bistum 105.
Kulmbach 92. 95.
Kulmerland 418.
Kulmische Handveste von 1223 100.
Kulturkampf 592
Kunersdorf, Schlacht 294.
Kurhessen siehe unter Hessen, Kurfürstentum.
Kurische Haff 160.
Kurpfalz 26 ff.
Küstrin 113. 262. 264. 372.
Kütschük Kainardschi, Friede von 1774 302.
Kutusow, russ. General 402.
Kystudt, Litauer 103.

Labiau, Vertrag von 1656 126.
Ladenburg 514.
Ladislaus Posthumus 46.
Laharpe, Waadtländer 354.

La Hogue, Seeschlacht 190.
Lahr, Herrschaft 33.
Laibach 142, Kongreß von 1821 418.
Lamettrie, J. O. de 285.
La Moncelle 570.
Landau 170. 213. 215. 216. 221. 416. 421. 423. 564.
Landeshut in Schlesien 224.
Landsberg i. d. Mark 53. 86.
Landsberg, Gräfin (Lola Montez) 490.
Landshut in Bayern 13. 390. 456.
Landshuter Krieg 27. 43.
Landtag in Preußen 484. 508.
Lang, Karl Heinrich 343. 356.
Langensalza 543.
Lanza, ital. Minister 553.
Laon 415.
Lappenberg, Historiker 488.
La Rothière 415.
Lasker, Abgeordneter 548. 590. 602. 603.
Lassalle, Ferdinand 604.
Laube, Heinrich 469.
Laudon, Ernst Gideon, Freiherr von, österr. General 294. 295. 296.
Lauenburg, Herrschaft in Pommern 109. 128.
Lauenburg, Herzogtum 50, 193. 423. 539. 540. 590.
Lausitz 57. 86. 88.
Laxenburger Alliance von 1682 172.
Laxenburger Bündnis 176.
Lazaristen 595.
Leboeuf, franz. Kriegsminister 560. 562.
Le Bourget 578.
Lebrun, franz. General 555.
Lebus, Bistum 83. 98.
Ledochowski, Erzbischof von Posen-Gnesen 595.
Lefèbvre, franz. General 392.
Lehmann, Orla 505.
Lehnin, Kloster 204.
Lehninische Weissagung 204.
Lehwald, preuß. Feldmarschall 291. 293.
Leibniz, Gottfried Wilhelm 145. 192. 208. 326.
Leiningen, Fürsten von, Fürstentum 368. 502.
Leinenweberei 21.
Leipzig 21. 52. 53. 318. 328. 390. 411. 457.
Leipziger Bündnis von 1745 276.
Le Mans 578.
Lemberg 103. 125.
Lemgo 63.
Lenz, Forschungsreisender 610.
Lenzen a. d. Elbe 88. 138.
Leo XIII., Papst 608.
Leoben, Präliminarfrieden von 1797 350.
Leopold I., deutscher Kaiser 126. 128. 142. 147. 162. 164 172. 174. 176. 182. 191. 192. 195. 210. 213. 216. 247. 276.
Leopold II. (Großherzog von Toskana), deutscher Kaiser 333. 342.
Leopold, Großherzog von Baden 513.
Leopold I., Fürst von Dessau (der alte Dessauer) 59. 215. 216. 220. 238. 277.
Leopold II., Fürst von Dessau 59.
Leopold, Fürst von Hohenzollern 554.
Leopold, Prinz von Sachsen-Koburg, König von Belgien 458.
Leopold V., Herzog von Österreich (1177—94) 45.
Leopold VI., Herzog von Österreich (1198—1230) 46.
Leopold, Herzog von Österreich († 1386) 46. 102.
Leopold, Sohn Kaiser Karls VI. 247.
Leopold von Firmian, Erzbischof von Salzburg 246.
Leopold Wilhelm, Markgraf von Baden-Baden 174.
Lessing, Gotthold Ephraim 298. 312.
Lestocq, preuß. General 374.
Leuthen, Schlacht 292.
Leuthold 587.
Levetzow, Präsident des Reichstags 633.
Lewenz a. d. Gran 175.
Leyden 114.
Leyen, Fürsten von der 368. 414.
L'Homme de Courbière, preuß. General 373. 374.
Liberale Vereinigung, Reichstagspartei 607.
Lichnowsky, Fürst, Mitglied des Frankfurter Parlaments 501. 507.
Lichtenau, Gräfin, siehe Wilhelmine Enke 330.
Lichtenberg, Fürstentum 424.
Lichtfreunde 482.
Liebenberg, Bürgermeister von Wien 176.
Liebknecht, W. 605.
Liechtenstein, Fürsten von, Fürstentum 120. 368. 428. 464. 519. 580.
Liegnitz 182. 267. 294.
Liegnitz, Herzöge von 98.
Lier, Gijsels van, holl. Admiral 118. 129. 137. 138.
Lietzen 225.
Lietzenburg, Schloß 208.
Ligny 419.
Ligurische Republik 350.
Lille 219.
Limburg 424. 519.
Lindenau 411.
Lindner, Fr. L. 449.
Lingen 211. 220. 423.
Linum 154. 155.
Lippe, Fürstentum 62 ff. 369. 523.
Lippe-Biesterfeld 632.
Lippe Bückeburg 63.
Lippe-Detmold 428. 463. 632.
Lippe-Schaumburg 373. 427. 464. 520.
Lippold, Wucherer 99.
Lisaine, Kampf an der 579.
Lilelotte, siehe Elisabeth Charlotte.
Lisola, Franz von, österr. Staatsmann 126. 141. 146.
Lissa, Seeschlacht 546
Lissabon 215.
List, Friedrich, Nationalökonom 461. 466. 467.
Litauen, Litauer 100. 102. 104. 349.
Literarisch politischer Verein 524.
Liutizen 108.
Livland 130. 230.
Lobau, Insel 390.
Lobenstein 53. 61.
Lobkowitz, Fürst, österr. Feldherr 142. 146.
Lobositz, Schlacht bei 288. 290.
Lochstädt, Burg 105.
Lodi 350.
Loftus, Lord, engl. Gesandter 557. 559.
Loigny 578.
Lola Montez 490.
Lombard, Kabinettsrat 365.
Lombardei 492.
Lombardisch-venezianisches Königreich 423.
Londoner Bündnis von 1758 294.
London, Konferenz von 1830 459, Vertrag von 1840 479, Protokoll von 1852 518, Konferenz von 1867 552.
Longueville, Herzöge von 33. 220.
Longwood auf St. Helena 421.
Longwy 344.
Lorge, Marschall de 194.
Lornsen, Uwe Jens 442. 486. 487.
Lothringen, Herzogtum 24. 144. 194. 253. 254. 584.
Loucadou, von, Kommandant von Kolberg 374.
Loudon, siehe Laudon.
Louis Ferdinand, Prinz von Preußen 370.
Louis Napoleon s. u. Napoleon III.
Louis Napoleon (Sohn Napoleons III.) 563.
Louisiana 298.
Louvois, franz. Marschall 170. 191.
Löwen 460.
Löwenhjelm, dänischer General 159.
Löwenstein, Fürsten 26.
Löwenstein-Wertheim, Fürstentum 368.
Lübben im Spreewald 134.
Lübeck 68. 103. 359. 361. 372. 396. 523. 542.
Lublin 349.
Lubomirsky, Fürstin 250.
Lucca 423.
Luch, havelländisches 154.
Lüchow 66.
Lüderitz, Bremer Kaufmann 611.
Lüdinghausen, Freiherr v., Jesuit 204.
Ludovika Hollandina, Pfalzgräfin 30. 114.
Ludwig der Bayer, deutscher Kaiser 26. 42 43. 46. 53. 88.
Ludwig, Großherzog von Baden 440.
Ludwig der Strenge, Herzog von Bayern 26. 42. 43.
Ludwig der Gebartete, Herzog von Bayern-Ingolstadt 43.
Ludwig I., König von Bayern 450. 451. 452. 454. 463. 490.
Ludwig II., König von Bayern 538. 560. 582. 630.
Ludwig der Ältere, Markgraf von Brandenburg 88.
Ludwig der Römer, Markgraf von Brandenburg 88.
Ludwig, Kurprinz von Brandenburg (Sohn des Großen Kurfürsten) 184.
Ludwig V., Landgraf von Hessen Darmstadt 62.
Ludwig III., Landgraf von Hessen-Marburg 62.
Ludwig VI., Landgraf von Hessen Darmstadt 62.
Ludwig VII., Landgraf von Hessen-Darmstadt 62.
Ludwig VIII., Landgraf von Hessen-Darmstadt 62.
Ludwig, Großherzog von Hessen 631.
Ludwig III., Kurfürst von der Pfalz 26.
Ludwig IV., Kurfürst von der Pfalz 26.
Ludwig V., der Friedfertige, Kurfürst von der Pfalz 27.
Ludwig VI., Kurfürst von der Pfalz 29.
Ludwig, Graf von Württemberg 39.
Ludwig, Herzog von Württemberg (1568—93) 41.
Ludwig, König von Böhmen und Ungarn 47.

Ludwig XIV., König von Frankreich 139. 140 ff. 168 ff. 188. 189. 206. 219. 223. 242.
Ludwig XV., König von Frankreich 242.
Ludwig XVI., König von Frankreich 304. 332. 345.
Ludwig XVIII., König von Frankreich 416. 421. 438. 458.
Ludwig, Erzherzog von Österreich (Oheim Kaiser Ferdinands) 475.
Ludwig, König von Holland 396.
Ludwig, König von Ungarn und Polen 104.
Ludwig, Kanzler der Hochschule zu Halle 267.
Ludwig Bonaparte, König von Holland 367.
Ludwig Georg, Markgraf von Baden 218.
Ludwig Philipp von Orleans, König von Frankreich 458. 480. 491.
Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden 193. 194. 196. 198. 213. 214. 215. 216. 218.
Ludwig Wilhelm, Prinz von Baden 616.
Ludwigsburg 322.
Ludwigslust 80. 322.
Luise, Königin von Preußen 80. 353. 363 376. 381. 398. 399.
Luise, Gemahlin Großherzog Friedrichs von Baden 525 530.
Luise, Raugräfin, Gem. Karl Ludwigs von der Pfalz 31.
Luise Elisabeth von Kurland 154.
Luisette Henriette, Gem. des Großen Kurfürsten 117. 118. 172. 211.
Luise Ulrike, Schwester Friedrichs des Großen 259.
Luitpold, Prinzregent von Bayern 582. 630. 632.
Lüneburg 66. 67.
Lüneburger Erbfolgekrieg 65.
Luneville, Friede von 1801 357.
Lutter am Barenberge 76.
Lüttich 45. 122. 145. 213.
Lutz, Joh., bayr. Minister 580. 595. 630.
Lützelburg 170.
Lützelburger 88.
Lützelstein 166.
Lützen, Lützow, Dorf 208.
Lützow, von, preuß. Major 408.
Luxemburg, Großherzogtum 33. 171. 194. 424. 464. 519. 523. 542. 550. 551. 552. 580.
Luxemburg (Stadt) 171. 177. 552.
Luxemburg, Marschall von, siehe unter Montmorency.
Luzern 486.
Lynar, Graf 300.

Maaßen, Paul Georg, Steuerdirektor 462.
Macdonald, franz. General 403. 410.
Mack, österr. Feldmarschall 365.
Mac Mahon, franz. Marschall, Präsident 565. 566. 567. 569. 571. 572. 577. 597.
Madjaren 509. 547.
Magdeburg (Stadt) 85. 88. 134. 152. 376. 390.
Magdeburg, Erzstift 57. 83. 86. 94. 98. 110. 118.
Magdeburger Konzert von 1688 191.
Magenta 531.
Magnus II., Herzog von Mecklenburg 74.
Magnus, Herzog von Sachsen-Lauenburg 50.
Magnus, König von Schweden 72.
Mahlberg, Herrschaft 33.
Mahon, Hafen 219.
Mährisch-Neustadt 301.
Maigesetze von 1872 595. 796.
Mailand 171. 350. 423.
Maintenon, Frau von 170.
Mainz, Kurfürstentum 141. 147. 307. 358.
Mainz (Stadt) 190. 345. 346. 355. 423. 444. 564.
Malakka 354.
Malchin 76.
Malchow 75.
Mallinckrodt, Hermann von 593.
Malmö, Waffenstillstand von 1848 507.
Malo-Jaroslawez 402.
Malplaquet, Schlacht 219.
Malta, Insel 355 387. 416.
Mancini, Maria 197.
Mancini, Olympia 197.
Manessesche Handschrift 86.
Mannheim 31. 190. 191. 244. 302. 360.
Mansfeld, Grafen, Grafschaft 54. 376. 423.
Manteuffel, Edwin von, preuß. Feldmarschall, Statthalter von Elsaß Lothringen 538. 540. 541. 578. 579. 584. 586. 589. 591. 626. 632.
Manteuffel, Freiherr Otto von, preuß. Minister 485. 521. 530.
Mantua 350. 394. 423.
Mantua, Herzog von 171.
Marburg in Hessen 60. 61. 62. 328.
Marcinkowski, Arzt 614.
Marengo, Schlacht 357.
Margarete, Königin von Schweden und Dänemark 69. 73. 109.
Margarete Maultasch 46.
Margarete Theresia, Gem. Kaiser Leopolds I. 142. 172. 210.
Maria, Gem. Ludwigs XV. von Frankreich 252.
Maria Amalia, Gem. Karl Alberts von Bayern 248.
Maria Anna von Österreich 254.
Maria Antonia, Gem. Max Emanuels von Bayern 172. 210.
Maria Beatrice, Gem. Erzherzog Ferdinands 423.
Maria Josefa, Gem. Friedrich Augusts von Sachsen 248.
Maria Theresia, Gem. Ludwigs XIV. 141.
Maria Theresia von Österreich, Kaiserin 247. 252. 254. 270 ff. 301. 304. 314.
Marianneninseln 628.
Marie, Gem. Adolf Friedrichs von Mecklenburg 77.
Marie Antoinette, Gem. Ludwigs XVI. 304.
Marie Eleonore von Jülich-Kleve 107.
Marie Luise, Gem. Napoleons I. 395. 416. 419. 423.
Marie Luise, Königin von Polen 128.
Maria Stuart, Gem. Wilhelms III. von Oranien 157.
Marienburg in Preußen 101. 102—105. 302, Vertrag von 1656 125.
Marienwerder 100. 105. 160. 181.
Mark, Grafschaft, Grafen von der Mark 163. 329. 569.
Markgräflerland 32. 34. 36.
Markgröningen in Württemberg 40.
Marksuhl 56.
Marlborough, Herzog von 213. 215. 216. 217. 218. 219. 221.
Marmont, franz. Marschall 411. 415.
Marschall-Inseln 612.
Mars-la-Tour 568.
Martin von Dunin, Erzbischof von Posen siehe unter Dunin.
Marx, Karl 605.
Masovien 349.
Massena, Herzog von Eßlingen, franz. General 356. 392.
Maßmann, Germanist 438. 456.
Mathy, Karl, badischer Minister 473. 488. 492. 592.
Matthias, deutscher Kaiser 15. 173.
Matthias, Michael 135.
Mauch, Karl 610.
Maupertuis, de, Präsident der Akademie der Wissenschaften 285.
Max Emanuel, Kurfürst von Bayern 172. 175. 195. 196. 198. 211. 212. 213. 214. 215.
Maxau 564.
Maximilian I., deutscher Kaiser 21. 47.
Maximilian I., Herzog von Bayern 44. 45. 50.
Maximilian II., König von Bayern 538. 490.
Maximilian, Kaiser von Mexiko 553.
Maximilian, Kurfürst von Köln 308.
Maximilian Heinrich, Erzbischof von Köln 190.
Maximilian III. Josef, Kurfürst von Bayern 276. 302.
Max Josef I., König von Bayern (Kurfürst Max Josef IV.) 360. 452.
Mazarin, Kardinal 122. 128. 139.
Mechthild, Gem. Philiberts von Baden 35.
Mechthild, Gem. Heinrich Burwy I. von Mecklenburg 72.
Mecklenburg, Herzogtümer 71 ff. 80. 88. 307. 369. 406. 424. 523. 542. 550. 590.
Mecklenburg-Schwerin 78. 428. 463.
Mecklenburg-Strelitz 78. 80. 423. 428. 464. 520.
Meding, Oberpräsident 477. 485.
Meding, Oskar 551.
Mehemed Ali, Vize-König von Ägypten 479.
Meinders, Franz von, brandenb. Rat 144. 146. 163. 164. 172. 201.
Meiningen 55. 56. 57. 428. 463. 542.
Meißen, Mark 51—54. 87.
Meißen (Stadt) 250. 386.
Mélac, franz. General 191. 194. 213.
Melas, österr. General 357.
Melchers, Erzbischof von Köln 595.
Memel 132. 363. 376.
Mensdorff, Graf, österr. Minister 539.
Menzel, sächs. Kanzleibeamter 288.
Menzel, Wolfgang 469.
Mergentheim a. d. Tauber 106.
Merseburg 423.
Mestwin II., Herzog von Pomerellen 109.
Methuen, Lord 215.
Metternich, Klemens Lothar Wenzel von, österr. Minister 365. 393. 403. 408. 415. 416. 417. 422. 433—437. 449. 450. 462. 463. 464. 465. 474. 475. 491. 492.

Metternich, Pauline, geb. Sandor 555.
Metternich, Richard, österr. Gesandter 555.
Metz, Bistum 25. 166.
Metz (Stadt) 24. 567. 568. 574. 575. 576. 584. 589.
Meyendorf, von, russ. Gesandter 521.
Meyer, C. F. 587.
Michael Apafi, Fürst von Siebenbürgen 195.
Michael Wisniowiecki, poln. Wahlkönig 132.
Middelburg 158.
Mieroslawski, Pole 486. 508. 514.
Militärkonventionen 550.
Militsch in Schlesien 224.
Minckwitz, Johs. 503.
Mindelheim, Fürstentum 216. 221.
Minden, Bistum 118.
Minden i. Westf. (Stadt) 163. 478.
Minutoli, von, Polizeipräsident 495.
Miquel, Finanzminister 531. 548. 590.
Mirabeau, Graf von 352.
Mirow 77.
Missunde 517. 537.
Mitterburg, Grafschaft 46.
Mittermaier, Jurist 500.
Mittersendling in Bayern 216.
Möckern (Prov. Sachsen) 4[illegible]6.
Möckern bei Leipzig 411.
Modena, Herzogtum 350. 359. 423. 553.
Mohacz 47. 195.
Mohammed IV., Sultan 174.
Mohl, Rob. 500.
Moldau, Fürstentum 301. 526.
Möllendorf, von, preuß. Feldmarschall 348.
Mollwitz, Schlacht 268.
Moltke, Helmut von 516. 537. 539. 543. 544. 545. 554. 557. 558. 559. 560. 561. 564. 569. 572. 574. 591. 624. 625.
Moltke-Nütschau, Graf 5[illegible]6.
Mömpelgard, Grafschaft 39. 166. 360. 416. 579.
Monte, Heinrich 102.
Montecuccoli, General 146. 147. 156. 174. 175.
Montenegro 599.
Montfaucon 39.
Montgelas, Graf, bayr. Minister 392. 452.
Montmartre 415.
Montmorency, Herzog, Marschall von Luxemburg 194.
Monzambano, Severin von, siehe Pufendorf.
Moreau, franz. General 348. 349. 357.
Moritz, Landgraf von Hessen-Kassel 62.
Moritz, Kurfürst von Sachsen 54. 58. 385.
Moritz, Graf von Sachsen, franz. Marschall 250. 252.
Moritzburg, Schloß 58.
Mörner, Oberst von 155.
Mörs 211. 220.
Mörs, Grafen von 33.
Mortier, franz. General 362. 415.
Mosbach 26.
Möser, Justus 379.
Moskau 402.
Motz, Fr. Chr. Ad. von, preußischer Minister 462. 463.
Moys bei Görlitz 291
Mühlburg 32.
Mühler, Heinrich von, preuß. Kultusminister 594.
Mühlhausen in Thüringen 360.
Mülhausen im Elsaß 150.
Müller, Adam 434.
Müller, Johannes 376.
Müller, Wilhelm, Dichter 450.
Müllrose-Kanal 134.
München 42. 43. 44. 47. 50. 216. 273. 321. 453. 455. 456. 457. 490. 594.
Münchengrätz 474. 544.
Mundt, Theodor 469.
Munsingen, Vertrag von 39.
Münster, Erzbistum 45. 139. 141. 147. 211. 360. 423. 477.
Münster in Westf. (Stadt) 398. 482.
Münster, Graf, hannov. Minister 421.
Münzwesen 21.
Murat, Joachim, König von Neapel 367. 402.
Mustafa, Kara, Großwesir 175.
Mustafa II., Sultan 197.

Nachod 544.
Nachtigal, Forschungsreisender 610.
Nadasdy, Grafen 174.
Nadasdy, ung. Magnat 175.
Nadasdy, österr. General 291.
Nagler, preuß. Minister 467.
Nakel, Schlacht 108.
Namaqua-Land 612.
Namur 141.
Nantes, Edikt von 180.
Nanzig, Nancy 25.
Napoleon I. Bonaparte, Kaiser der Franzosen 350. 354. 357. 362 365. 366. 373. 389. 390 ff. 392. 401. 407. 415. 416. 418.
Napoleon III., Kaiser der Franzosen 513. 526. 527. 530. 540. 542. 544. 545. 551. 553. 554. 555. 568. 571. 572. 573.
Narwa 223.
Nassau 342. 360. 368. 414. 464. 523. 542. 546.
Nassau-Usingen 368. 427.
Nassau-Weilburg 368. 427.
Nationaldenkmal a. d. Niederwald 529. 589. 607.
Nationalliberale Partei 548. 588.
Nationalverein, deutscher 531.
Nationalversammlung in Frankfurt 499 ff. 510.
Nationalversammlung, preußische 508.
Nauen 154.
Naumburg 423.
Naumburger Vertrag 54.
Navarin, Schlacht 458.
Neander, Joachim 325.
Neapel 243. 254. 346. 362. 366. 540.
Nebenius, K. Fr., badischer Minister 440. 462. 464. 468.
Neerwinden 194. 346.
Neipperg, österr. Feldmarschall 268. 272.
Neipperg, Graf, Gemahl der Maria Luise 396.
Neiße 201. 268.
Nellenburg, Grafschaft 367.
Nelson, engl. Admiral 355. 357. 366. 367.
Nemours, Maria von 220.
Nering, Baumeister 208.
Nesselrode, Graf 417.
Nettelbeck, Joachim 374. 375.
Netzebruch, Urbarmachung 302.
Neubrandenburg 72. 75.
Neubreisach 170.
Neuburg, Fürstentum 27.
Neuburg-Jülich-Berg 141.
Neuenburg, Grafschaft, Fürstentum 33. 211. 220. 366. 367. 415. 423. 527.
Neuhäusel, Festung 175. 195.
Neuhausen, Schloß 111.
Neukatzenelnbogen, Burg 61.
Neumann, preuß. Oberst 374.
Neumark 83. 94. 99. 103. 105.
Neuostpreußen 349. 418.
Neuschlesien 349. 376.
Ney, franz. General 365. 402. 407. 410. 411. 419.
Newton, Isaak 327.
Nidda 61.
Niebuhr, Barthold Georg 429. 438. 477.
Niederbayern 43.
Niederbronn 566.
Niederhessen 61. 62.
Niederkatzenelnbogen-Rheinfels 62.
Niederlande 17. 119. 129. 138. 141. 145. 162. 171. 178. 190. 211. 315. 348. 396. 422. 424. 459.
Niederländisch-engl. Krieg von 1665 140.
Niederlausitz 86. 87. 423.
Nieuwburg, Schloß 194.
Nikolaus das Kind, Fürst von Mecklenburg 72.
Nikolaus I., Kaiser von Rußland 458. 474. 510. 516. 519 520. 526.
Nikolaus II., Kaiser von Rußland 626.
Nikolsburg 544. 545.
Nimwegen 157. 162.
Nisch, Schlacht 196.
Nitzsch, Karl Wilhelm 471.
Nizza 350.
Nöer, Prinz Friedrich von (von Schleswig-Holstein) 506.
Nollendorf 469.
Nomeny, Markgrafschaft 25.
Nordamerika 305.
Norddeutscher Bund 544 ff. 546 ff. 549.
Nordischer Krieg 221 ff. 228 ff.
Nordhausen 227. 360.
Normann-Ehrenfels, General 450.
Nortorf in Holstein 488.
Nordostseekanal 591.
Norwegen 423.
Nouilly 568.
Novara 254. 510.
Nowodvor 125.
Nuits, Gefecht 578.
Nürnberg 19. 91. 94. 95. 106. 359. 368. 468. 489.
Nürnberger Vertrag 1542 25.
Nyborg 129.
Nyköping 123.
Nymphenburg, Schloß 269. 270. 302. 322. 343.
Nystadt, Friede von 1721 230.

Oberbayern 43.
Oberhessen 62.
Oberlausitz 83. 423.
Oberpfalz 26. 45.
Ober-Wittelsbach 41.
Oberyssel 145.
Ochs, Peter, Baseler Oberzunftmeister 354.
Ochsenhausen, Abtei 393.
Oechsle, kurbayr. Rat 30.
Oderbruch, Entwässerung 283.
Ofen in Ungarn 173. 177. 195.
Offenburg in Baden 490. 492. 513.
Oken, Professor 438.
Olaf, Sohn der Margarete von Schweden 73.

Olbreuse, Eleonore d', siehe unter Eleonore, Herzogin von Celle.
Oldenburg, Grafschaft, Großherzogtum 67 ff. 122. 369. 396. 414. 423. 424. 428. 464. 523. 542. 632.
Oldenburg, Bistum 68.
Oldenburg (Stadt) 68.
Oldenburg in Holstein 68.
Olearius, Adam 136.
Olgerd, Litauer 103.
Oliva, Kloster 109. 131, Friede von 1660 129.
Olmütz 294, Vertrag von 1850 518. 521.
Ols, Herrschaft 373, s. a. Ferdinand.
Olsnitz 53.
Onolzbach (Ansbach) 92.
Oos bei Baden-Baden 553.
Orange, Fürstentum 211. 220.
Oranienburg 134. 210. 291.
Oranier 114. 360.
Orden, geistliche, Aufhebung 596.
Orleans 577. 578.
Orlowund, Graf Gregor 297.
Ortenau 32. 367.
Ortlöpp, Emilie 457.
Orsoy 144.
Oesel, Insel 230.
Osiander, Andreas, Prediger 106. 107.
Osnabrück, Bistum 67. 192. 360. 379.
Ostafrika 612.
Ostende 253.
Osterland 53.
Osterode am Harz 65.
Osterode in Ostpreußen 373.
Österreich 23. 45 ff. 126. 146. 173 ff. 211. 366. 389. 400. 423. 479. 502. 509 ff. 518. 519. 520. 522. 526. 546. 587. 612.
Österreichischer Erbfolgekrieg 270 ff. 278
Österreich-Este, Haus 423.
Ostfriesland 276. 423.
Ostmarkenverein, deutscher 625.
Ostpreußen 105. 124. 493. 590.
Ostrumelien 600.
Otker, Friedrich, Abgeordneter 531. 533. 548.
Ottensen 373.
Öttingen, Grafen und Fürsten von 92. 368.
Otto, König von Bayern 630.
Otto I., Markgraf von Brandenburg 83.
Otto II., Markgraf von Brandenburg 83.
Otto III., Markgraf von Brandenburg 83. 86.
Otto IV. mit dem Pfeil, Markgraf von Brandenburg 86. 94.
Otto der Faule, Markgraf von Brandenburg 88.
Otto I., Herzog von Pommern 109.
Otto II., Herzog von Pommern-Stettin 93.
Otto, Herzog von Sachsen 50.
Otto Heinrich (Ottheinrich), Kurfürst von der Pfalz 28.
Otto, König von Griechenland 458.
Otto, Bischof von Bamberg 108.
Ottokar II., König von Böhmen 83. 102.
Oxenstjerna, schwed. Kanzler 126.
Översee 537.
Oudinot, franz. Marschall 409.
Oudenarde, Schlacht 219.

Paderborn 45. 62. 360.
Palau-Inseln 612. 628.
Palm, Joh. Philipp 369.
Palmenorden 19.
Palmerston, Lord 507. 508.
Paludan, dänischer Kapitän 515.
Parchim 72. 537.
Paris 415. 574. 578. 583. 584, Friede von 1763 298, Konvention von 1808 384, Friede von 1814 416, zweiter Friede von 1815, 421, Kongreß u. Friede von 1856 527.
Parkany, Schlacht 177.
Parma 254. 278. 423. 553.
Parthenopäische Republik 366.
Pasewalk 93.
Passaro, Kap 243.
Passarowitz, siehe Poscharewatz.
Passau 176. 215. 367.
Passau, Bistum 392.
Patkul, Reinhold von 222. 223.
Patrioten, Partei in Holland 332.
Paul, Großfürst von Rußland 68.
Paul I., Kaiser von Rußland 356. 357. 361.
Pavia, Hausvertrag von 1329 26. 43.
Pecci, Graf (Leo XIII.) 608.
Pedro II., König von Portugal 215.
Pegnitz-Schäfer 19.
Peitz 94. 132. 204.
Peking 628.
Peloponnes 242.
Perkeo, Klemens, Hofnarr 243.
Perleberg 85. 93.
Pertz, Georg Heinrich, Historiker 488.
Pesne, Anton, Maler 210. 233.
Pestel, von, preuß. Oberstleutnant 563.
Peter, Großherzog von Oldenburg 428.
Peter I., der Große, Zar von Rußland 71. 222. 224. 246.
Peter III., Zar von Rußland (Karl Peter Ulrich von Holstein) 71. 296.
Peters, Karl 612.
Petersberg, Amt 227.
Peterwardein 242.
Peucker, von, Reichsminister 502. 514.
Pfalz (siehe auch Kurpfalz) 20. 24. 43. 147. 183. 190. 243. 360. 514.
Pfalz, bayrische 423.
Pfalz, die junge 27.
Pfalz-Veldenz 25. 28.
Pfalz-Zweibrücken 342.
Pfalzburg 25. 170.
Pfalz-Neuburg 27. 141. 183.
Pfälzer Rezeß von 1536 34.
Pfister, von, württemb. General 544. 566.
Pfizer, Paul 466. 478. 492.
Pfordten, von der, bayr. Minister. 539.
Pforzheim 32. 34. 36. 37.
Pfuel, von, preuß. General 494.
Philhellenen 450.
Philibert, Markgraf von Baden 35.
Philipp II., Markgraf von Baden 35. 36.
Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen 61. 62.
Philipp, Kurfürst von der Pfalz 26.
Philipp, Herzog von Orleans 242.
Philipp IV., König von Spanien 141.
Philipp V., König von Spanien 215. 220. 242.
Philipp Wilhelm, Pfalzgraf von Neuburg 119. 120. 122. 139. 141. 188.
Philipp Wilhelm, Markgraf von Schwedt 187.
Philippsburg 157. 190. 194. 195. 253. 514.
Phillips 475.
Piacenza 254. 278. 423.
Pichegru, franz. General 348.
Pietismus 323.
Pilat, österr. Publizist 475.
Pillau 164. 179.
Pillenreut 96.
Pillnitz, Schloß 342.
Pirmasenz 348.
Pirna 288.
Pisino 46.
Pistorius, Rat Jakobs von Baden 36.
Pitt, William, engl. Minister 292. 296.
Pitt, William, der Jüngere, engl. Minister 362.
Pius VI., Papst 330. 350.
Pius VIII., Papst 478.
Pius IX., Papst 592. 594. 596.
Plassenburg 95.
Platen-Hallermund, Graf, hannöv. Minister 551.
Plaue i. d. Mark 93.
Plauen 53.
Pleißnerland 53.
Plewna 599.
Plochl, Anna 501.
Plötzkau 59.
Podewils, Heinrich von, preuß. Minister 267. 269.
Podlachien 349.
Podol 544.
Poel, Insel 78.
Pogge, Forschungsreisender 610.
Poischwitz, Waffenstillstand. 408.
Pol de Mont 460.
Polen 87. 88. 98. 104. 108. 109. 111. 115. 122. 123. 159. 198. 250. 343. 345. 348. 374. 472. 486. 534. 628, 1. Teilung 299, 2. Teilung 345, 3 Teilung 346.
Polnischer Erbfolgekrieg 1733—38 253.
Poltawa, Schlacht 224.
Pomerellen 87. 103. 108. 109.
Pomesanien 105.
Pommern 82. 83. 87. 95. 96. 98. 108 ff. 118. 158. 229. 230. 423.
Pompadour, Marquise von 287. 292.
Poniatowski, Jos. Anton 402.
Pont-à-Mousson, Markgrafschaft 25.
Pont-à-Mousson, Schlacht 568.
Pöppelmann, Matthias Daniel 250.
Portugal 356.
Porzellanmanufaktur in Berlin 310.
Poscharewatz, Friede von 1718 214. 242.
Posen 345. 347. 373. 376. 418. 423. 483. 493. 508. 614.
Potsdam 88. 281. 284. 308. 309. 353.
Potsdamer Edikt von 1685 182.
Prag 272. 276. 290. 509, Friede von 1635. 42. 110, Kongreß von 1813 408, Friede von 1866 546.
Pragmatische Sanktion 248.
Prämonstratenser 75. 85.
Prenzlau 85. 94. 372, Vertrag von 1472 96. 109.
Preßburg 195. 270, Friede von 1805 366.
Pretzsch bei Wittenberg 250.
Preußen (siehe auch unter Brandenburg) 220. 221. 225 ff. 227. 230. 249. 360. 369 ff. 376. 381. 397. 423. 429. 448 ff. 462. 472. 477. 479. 493. 502. 508. 516. 517. 519. 522. 590. 593.
Preußen, Herzogtum 98. 100. 130. 160. 246.

Preußer, Theodor von, Unteroffizier 514. 515.
Preußisch-Eylau 374.
Preußisch-Friedland 375.
Preußisch-Polen 483.
Preußischer Bund von 1440 105. 107.
Pribislaw, Fürst von Mecklenburg 72.
Priester vom Heiligen Geiste 595.
Prignitz 82.
Prim, ivan, Ministerpräsident 554.
Prittwitz, von, preuß. General 495. 498. 516.
Prokop, Bruder Jobsts von Mähren 88.
Propstheida 412.
Proudhon, P. J. 604.
Provence, Graf von (Ludwig XVIII. 342. 416.
Pufendorf, Samuel 13. 14. 23. 31. 208.
Pultusk 223.
Putlitz, brandenb. Adel 93.
Puttkamer, Johanna von, Gemahlin Otto von Bismarcks 485.
Puttkamer Reinfeld 5 9.
Pyrenäenfriede von 1659 141.
Pyritz, Vertrag von 1493 96. 109.
Pyrmont, Grafschaft 63.

Quadrupelallianz von 1666 138.
Quadrupelallianz von 1718 242.
Quanz, Musiklehrer Friedrichs d. Gr. 260 265.
Quatrebras 419.
Quedlinburg 225. 227. 250.
Queretaro 553
Querfurt 57. 423.
Quinet, Edgar 466. 478.
Quitzow, Dietrich von 93.
Quitzow, Hans von 93.
Quitzow, brandenb. Adel 88. 93.
Quitzowburg 93.

Raabs, Grafen von 92.
Raabs, Graf Konrad 92.
Radetzky, österr. General 509. 510.
Radom, Konföderation von 300
Radowitz, Josef von 486. 491. 501. 518. 520.
Radziwill, Fürst, Statthalter von Preußen 132.
Radziwill, Fürst Anton Heinrich 483.
Rakoczy, Georg, Fürst von Siebenbürgen 174.
Rakoczy, Georg, der Jüngere, Fürst von Siebenbürgen 174.
Rakoczy, Franz II., Fürst von Siebenbürgen 203. 214.
Ranen, Rujanen 108.
Ramillies 218.
Ranke, Leopold 471. 488. 574.
Rappoltsweiler 323.
Rastatt 218. 221. 480. 513. 514, Kongreß von 1797 355.
Rastatter Gesandtenmord 356.
Rathenow 87. 88. 154.
Ratibor, Herzog von 480.
Ratte berg 47
Ratzeburg i. Lauenburg 193.
Ratzeburg, Bistum 75. 77.
Raubkriege Ludwigs XIV. 140 ff. 144. 188.
Rauen i. d. Mark 83.
Raugrafen 28. 30.
Raute, Benjamin 158. 178. 231.
Raumer, Friedrich von 456. 500.
Ravenstein, Herrschaft 219.
Rébenac, franz. Gesandter 172.
Rechberg, Graf, österr. Minister 539.
Rees 144.
Redemptoristen 595.
Reformbanketts in Frankreich 491.
Réfugiés 182.
Regensburg 15. 390. 456, Reichstage 121. 148. 166. 174. 288.
Regensburg, Bistum, Fürstentum 358.
Regensburger Reichsdeputation 358.
Reichenau, Bertold 91.
Reichenbach in Schlesien 297, Kongreß von 1790 334, Vertrag von 1813 408.
Reichenbach, Gräfin Emilie Ortlopp 457. 461.
Reichenberg, Burg und Herrschaft 33.
Reichensperger, August 593.
Reichensperger, Peter 593.
Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803 358.
Reichsgericht, deutsches 590.
Reichshofrat 15.
Reichskammergericht 15. 25. 191.
Reichsmatrikel 24.
Reichspartei, deutsche 548.
Reichsrat in Österreich 522.
Reichsschatz im Juliusturm 586.
Reichsstädte 359, Säkularisation derselben 358.
Reichstage 15.
Reichstag, deutscher 580. 588 ff. 621. 633.
Reichsverfassung, deutsche, von 1848 510, von 1871 586. 587.
Reille, franz. General 572.
Reims 548.
Reinkens, Jos., altkathol. Bischof 594.
Reitzenstein, Freiherr von 360.
Remstal 38.
Renatus I. (René) von Anjou und Bar 25.
Renatus II. von Lotringen 25.
Rendsburg 506.
Reptilienfonds 531.
Reservatrechte der süddeutschen Staaten 580.
Restitutionsedikt von 1629 42.
Reunionen 166.
Reuß 369.
Reuß ä. L. 542. 632.
Reuß, Fürstentum 60.
Reuß, Hermann 53
Reuß von Plauen, Heinrich, Hochmeister 104. 105.
Reuter, Chr. 18.
Reuter, Fritz 475.
Reutlingen 39. 467.
Reventlow-Preetz, Graf, Statthalter von Schleswig-Holstein 506. 508. 518.
Reventlow-Jersbeck, Graf 508.
Rheinbund 1658—1667 123. 139. 144. 367 ff.
Rheinfels 62.
Rheinsberg, Schloß 264.
Rhenen a. Rhein 114.
Rhode, Ditmarse 70.
Ribnitz 75.
Ricardo, ehernes Lohngesetz 604.
Richelieu, Kardinal 318.
Richter, Eugen 601.
Rickers, Katharina 204.
Ried, Vertrag von 1813 411.
Riemann, Heinrich Arminius 437.
Rietz, Kammerdiener 329.
Riga 223.
Rijswick, Friede von 194.
Rijswicker Klausel 195.
Rivoli 350.
Roberjot, Mitglied des Rastatter Kongresses 355. 356.
Rochow, brandenb. Adel 88.
Rochow, Gust. Ad. Rochus von, preuß. Minister 477.
Rodbertus, Karl 604.
Rodemachern, Herrschaft 33. 34. 35.
Roggenbach, Freiherr von, badischer Minister 534.
Rohde, Hieronymus, Schöppenmeister 132.
Rohlfs, Gerhard 610.
Rokoko 323.
Rom 593.
Romagna 350.
Römer, württemb. Minister 492. 512.
Römhild 54. 55. 56.
Ronge, Johannes 482.
Ronneburg 53.
Roon, Albrecht von, preuß. Kriegsminister 532. 544. 557. 559. 574. 579. 580. 616.
Rose, hannöv. Kabinettsrat 475.
Rosenberg in Mecklenburg 410.
Rosenheim 44.
Rosenkreuzerei, Geheimorden 330.
Roeskilde, Friede von 1658 70. 128. 222.
Rösner, Gottfried, Bürgermeister 245.
Roßbach, Schlacht 292.
Rostock in Mecklenburg 72. 75. 76. 78. 79. 426.
Rostopschin, Graf 402.
Rotenburg 62.
Rotteck, R. von 464.
Rötteln, Herrschaft 32. 33.
Rottenberg, Dorf 38.
Rouen 578.
Roxas-Spinola, Bischof von Wiener-Neustadt 138.
Rüchel, E., Th. von, preuß. General 382.
Rückert, Friedrich 386. 406. 418. 421.
Rudau, Schlacht 103.
Rudolf I., deutscher König 32. 38. 53. 108.
Rudolf II., deutscher Kaiser 41. 135. 173.
Rudolf I., Markgraf von Baden 32.
Rudolf VI., Markgraf von Baden 32.
Rudolf VII., Markgraf von Baden 32.
Rudolf, Kurfürst von der Pfalz 26.
Rudolf, Herzog von Sachsen-Wittenberg 50.
Rudolf IV., Herzog von Tirol 46.
Ruge, Arnold 470.
Rügen, Fürstentum 108. 109. 158. 159. 423.
Rügenwalde 109.
Rujanen, Ranen 108.
Ruiter, de, holländ. Admiral 129. 147.
Rumänien 599. 600
Rumpfparlament in Stuttgart 512.
Ruppin, Grafen von 98.
Ruprecht von der Pfalz, „der Kavalier" 30.
Ruprecht I., Kurfürst von der Pfalz 26. 32.
Ruprecht II., Kurfürst von der Pfalz 26.
Ruprecht III., Kurfürst von der Pfalz, deutscher König 26. 102.
Ruprecht, Sohn Philipps von der Pfalz 27.

Rußland 224. 230. 254. 356. 361. 389. 400. 424. 479. 526. 599. 612.
Rutowski, sächsischer General 277.
Rye, dänischer General 516.

Saalburg 61.
Saalfeld 56. 57. 370.
Saarbrücken 166. 416. 421. 563. 567.
Saarburg 25.
Saarlouis 170.
Sachsen, Herzogtum, Kurfürstentum, Königreich 50 ff 222. 250. 270. 275. 304. 368. 418. 423. 456. 463. 493. 512. 519. 523. 542. 543. 546.
Sachsenklemme von Oberau 392.
Sachsen-Altenburg 57.
Sachsen-Koburg Gotha 57. 307.
Sachsen Lauenburg, Herzogtum 67. 139.
Sachsen-Meiningen 55—57. 428. 463. 542.
Sachsen Merseburg 58.
Sachsen-Weimar 307.
Sachsen-Weißenfels 57. 58.
Sachsen-Zeitz 58.
Sächsischer Prinzenraub 52.
Sadowa 544.
Sagan 224.
Säkularisationen von 1801 356. 358.
Salankemen, siehe unter Szlankamen.
Salm, Grafen und Fürsten von 166. 368.
Salm-Kyrburg, Herrschaft 368. 396.
Salm-Salm, Herrschaft 396.
Salzbund 246.
Salzburg, Erzstift 246. 302. 360. 394. 423.
Salzburger Kaiserzusammenkunft 553.
Salzderhelden 65.
Salzthal 264.
Salzwedel 82. 86.
Samland 105.
Samoa-Inseln 610. 628.
Samoa-Konferenz 1889 612.
Sand, Karl Ludwig 442. 443.
Sanden, von, Hofprediger 206.
Sandhof in Passeier 395.
St. Afra, Fürstenschule 386.
St. Blasien, Stift 367.
St. Bernhard 357.
St. Dié 25.
St. Germain en Laye, Friede von 1679 163.
St. Goarshausen 61.
St. Gotthard a. Raab 175.
St. Gotthard (Paß) 356.
St. Helena 420.
St. Menges 570.
St. Paulskirche in Frankfurt 499.
St. Petersburg 224. 230.
St. Privat-la Montagne 568.
St. Quentin 578.
St. Simon, Graf 603.
St. Stefano, Friede von 1878 599.
St. Thomas, Insel 180. 232.
St. Vincent, Kap 164.
Sansibarvertrag 624.
Sanssouci, Schloß 259. 265. 282. 284.
Sardinien 212. 242. 254. 274. 278. 346. 350. 423. 509. 510. 526. 530. 553.
Sasbach 156.
Sausenberg in Baden 32.
Sausenburgisch Röttelnsche Lande 33.
Savigny, Rechtslehrer 400. 449.
Savigny, Mitgründer der Zentrumspartei 593.
Savoyen 24. 194. 220. 350.
Savoyen, Prinz Eugen Carignan, siehe unter Eugen.
Sawai, Insel 628.
Sayn-Wittgenstein, Fürst, russischer General 406.
Scharbeck 66.
Scharnhorst, Gerhard David von, preuß. General 371. 372. 382. 385. 398. 400. 401. 402. 407. 429.
Scharrer, Johannes 468.
Schaumburg, Grafschaft 62. 63. 68.
Schaumburg-Lippe, Fürstentum 373. 464. 520.
Scheele, hannöv. Minister 476.
Schellenberg bei Donauwörth 215.
Schenkendorf, Max von 387. 406.
Schenkenschanze 144.
Schilda, Schildau 374.
Schill, Ferdinand von, preuß. Offizier 374. 390. 391.
Schiller, Friedrich 339.
Schindekopf, Henning 103.
Schinderhannes 358.
Schipka-Paß 599.
Schivelbein 109.
Schlawe 87. 109.
Schlegel, Friedrich 389. 434.
Schleiden, Rudolf 499.
Schleiermacher, Fr. D. E., Theologe 438 400. 446.
Schleinitz, von, preuß. Minister 530.
Schleißheim 322.
Schleiz 61.
Schlesien 96. 223. 274. 280.
Schlesische Kriege. Erster 266 ff., zweiter 276 ff.
Schleswig, Herzogtum 68. 222. 230. 540.
Schleswig (Stadt) 506. 517.
Schleswig-Holstein 68 ff. 128. 139. 486 ff. 504 ff. 514 ff. 534 ff. 545. 546. 550. 590.
Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg 70.
Schlettstadt 170.
Schleusingen 55.
Schlieffen, Graf, Chef des preuß. Generalstabes 624.
Schlippenbach, Christoph Karl, Graf von 124.
Schlüter, Andreas 187. 208. 211.
Schmalkalden 55.
Schmalz, preuß. Geheimrat 438.
Schmeller, Germanist 489.
Schmerling, Anton von, österr. Minister 502. 510.
Schmettau, Grafen von 282.
Schmidt, Julian 524
Schmiedbalthes von Kochel 216.
Schneckenburger, Max 480. 560. 561.
Schneidemühl 482.
Schnitzer (Emin Pascha) 610.
Schön, Heinrich Th. von, Oberpräsident 381. 429. 484.
Schönbrunn, Schloß 319. 322, Vertrag von 1805 366, Friede von 1809 394.
Schönebeck, Schloß 234.
Schonen 130.
Schönhausen, Schloß 284. 485.
Schöning, von, brandenb. General 160. 195.
Schorich, Peter 35
Schorndorf 190.
Schroeder, Hans, siehe Löwenhjelm.
Schrötter, Fr. L. von 381.
Schubart, Daniel 335.
Schuhmacher, Dr. B. G. 329.
Schulenburg, Achaz von, Landeshauptmann der Altmark 152.
Schulenburg, Johann Matthias von der 241.
Schulenburg, Graf, Gouverneur von Berlin 372.
Schulmethodus Ernsts von Gotha 56.
Schulpforta 385.
Schulte, Friedr. von 594.
Schulze-Delitzsch, Abgeordneter 531.
Schulzendorf 88.
Schümann, Johann Joachim, Lübecker 432.
Schuwalow, Graf Peter, russ. Botschafter 600.
Schwaben, schwäbische Landvogtei 38.
Schwalenberg, Grafen 63.
Schwanenburg bei Kleve 119.
Schwanthaler, Ludwig 456.
Schwarzburg, Fürstentum 59. 60. 369. 542.
Schwarzburg-Arnstadt 60.
Schwarzburg-Rudolstadt 60. 427. 463.
Schwarzburg-Sondershausen 463.
Schwarzenberg, Graf Otto Heinrich 35.
Schwarzenberg, Graf Adam von, brandenburg Rat 110. 115. 133.
Schwarzenberg, Fürst Karl Philipp, österr. Feldmarschall 400. 404. 409. 412. 414. 415.
Schwarzenberg, Fürst Felix, österr. Ministerpräsident 518. 520. 521.
Schweden 88. 110. 111. 116. 122. 138. 139. 142. 144. 150. 158. 162. 182. 183 193. 230. 293 400. 423.
Schwedt 187, Vertrag von 1713 229.
Schweidnitz 296. 297. 374.
Schweinfurth, Forschungsreisender 610.
Schweinsädel 544.
Schweiz 17. 358. 486. 587.
Schwerin, Grafschaft 72.
Schwerin, Bistum 75. 77.
Schwerin, Otto von, brandenb. Rat 132. 144.
Schwerin, Graf Kurt Christof, preuß. Feldmarschall 268. 269. 290.
Schwerin, Graf, Mitglied des Landtags 485. 501.
Schwetzingen 191. 302. 322.
Schwiebus 182, Revers von 1686 183. 187.
Schwyz 486.
Seckendorf, Ludwig von 56.
Seckenheim 26.
Sedan 569.
Seehandlung, preußische 312.
Seeland 128.
Sella, ital. Minister 553.
Sempach 46.
Sendlinger Mordweihnacht 216.
Serbien 242. 255. 599. 600.
Seume, Dichter 386.
Sevilla, Vertrag von 1729 260.
Sewastopol 526.
Seydlitz, Friedrich Wilhelm von, preuß. General 291. 292. 294.
Seydlitz von, preuß. Major 403.
Sidonie, Gem. Herzog Albrechts von Sachsen 52.
Siebenbürgen 88. 173. 175. 195. 198. 213. 547.
Siebenjähriger Krieg 286 ff.
Siegmund, deutscher Kaiser 50.
Siegmund, Herzog von Österreich 46.
Siegmund, Markgraf von Brandenburg 88. 90.
Siegmund I., König von Polen 106.
Siegmund III., König von Polen 108. 123.
Sieverssen, Burschenschafter 439.
Sigmaringen 97.
Simmern 26. 28.
Simon, Graf von Lippe 63.

Simrock, Karl 480.
Simson, Eduard 510. 521. 582.
Sinsheim 148.
Sistowa, Friede von 1791 334.
Sizilien 220. 242. 243. 254. 540.
Skalich, Paul 107.
Skalitz 544.
Skobelew, russ. General 601.
Skokloster, Schloß Wrangels 151.
Slawonien 198.
Slüter, Joachim 75.
Smidt, Joh., Bürgermeister von Bremen 432. 499.
Smolensk 402.
Societät der Wissenschaften in Berlin 208.
Sofie, Gem. Erzherzog Franz Karls 475.
Sofie, Gem. Herzog Ernst Augusts von Kalenberg 157.
Sofie, Gem. Ernst Augusts von Hannover 67. 192. 212.
Sofie, Gem. Wilhelms III. der Niederlande 552.
Sofie, Gem Ernst Augusts von Braunschweig-Osnabrück 166.
Sofie Bathori, Gem. Georg Rakoczys 174.
Sofie Charlotte, Gem. König Friedrich I. von Preußen 192. 202 ff. 205. 210. 225.
Sofie Dorothea, Gem. Friedrich Wilhelms I. 193. 217. 259 ff. 291.
Sofie Dorothea, Gem. Georg Ludwigs von Hannover 193.
Sofie Luise, Gem. Friedrichs I. von Preußen 225.
Solferino 531.
Soliman der Große 47.
Solms-Braunsfeld, Gräfin 227.
Soltikow, russ. General 294.
Somali 624.
Sommerfeld 96.
Sonderbundskrieg, eidgenössischer 1847 486.
Sonderburg 70. 538.
Sonderburg-Augustenburg 70.
Sonderburg-Glücksburg 70.
Sondershausen 60.
Sonneberg 54.
Soor 276.
Soubise, Prinz, franz. Marschall 291.
Sozialdemokratie 603 ff.
Sozialistengesetz 607. 622.
Spandau 99. 232. 372.
Spanien 162. 183. 254. 269. 346. 554.
Spanischer Erbfolgekrieg 210.
Sparr, Otto Christof von 120. 134.
Spener, Phil. Jakob 323.
Speyer 15. 190. 191.
Speyer, Bistum 195. 360.
Spichern 567.
Spiegel, Graf, Erzbischof von Köln 478.
Spinoza 31.
Sponheim, Grafschaft 26. 32. 33. 34. 35. 37.
Sponheim, Graf Johann 28.
Sporck, von, kaiserlicher General 129.
Sfuworoff, russ. General 356.
Stade 192.
Stadion, Graf 389.
Städtebund, märkischer 94.
Städteordnung, preußische von 1808 382.
Staffarda, Schloß 194.
Staffort, Schloß 37.
Stahl, Friedr. Jul. 519. 521. 522.
Stanislaus Leszczynsky, König von Polen 223. 224. 252. 254.
Stanislaus Poniatowski, König von Polen 300. 345.
Stargard (Land) 72. 74. 77. 87.
Stargard, mecklenb. Linie 74.
Starhemberg, Graf Rüdiger von 176. 177.
Starhemberg, Guido von, kaiserl. Feldherr 219.
Stedingerland 67.
Steenbock, schwed. General 225.
Steenkerken, Schlacht bei 194.
Steffani, Agostino 225.
Steiermark 45. 46.
Stein a. Rhein 338.
Stein, Freiherr Heinrich Friedrich Karl von 371. 374. 377. 381—383. 385. 386. 401. 403. 404. 413. 418. 419. 421. 422. 429. 445.
Steinmetz, von, preuß. General 543. 564. 567. 568.
Stendal 85. 86. 90.
Stenzel, Gust. Ad. 500.
Stephan, Generalpostmeister 606. 607.
Sternberg 72. 75. 76.
Sterzinger, Martin 215.
Stettin 87. 109. 110. 113. 158. 159. 229. 230. 231. 543.
Steuben, Friedrich Wilhelm von 305. 306.
Steuerverein von Hannover 526.
Steyer 53.
Stöber, August und Adolf 480.
Stockhausen, von, preuß. Kriegsminister 520.
Stockholm 73, Waffenstillstand von 1641 116, Friede von 1719 230.
Stoffel, Freiherr von, franz. Militärbevollmächtigter 555.
Stolberg, Dichter 336.
Stollhofen, Linien von 214.
Stolp 87, Friede von 1309 109.
Stolpe 109.
Stolpmünde 576.
Storkow 99.
Stourdza, russ. Staatsrat 441.
Strachwitz, Graf Moritz 499.
Stralsund 88. 109. 158. 161. 229. 391. 392.
Straß, Dichter des Liedes Schleswig-Holstein 488.
Straßburg im Elsaß 150. 164. 166. 169. 194. 252. 324. 575. 589.
Straßburg, Bistum 360.
Straubing 43. 44.
Strauß, David Friedrich 470.
Struve, Georg von 490. 492. 499. 512. 514.
Stuart, Dynastie in England 212.
Stumsdorfer Friede von 1635 111.
Stuttgart 4. 36. 37. 38. 39. 190. 512.
Stüve, Bürgermeister von Osnabrück 477.
Styrum, Graf, österr. General 215.
Subitsch, kroatisches Geschlecht 173.
Suchenwirt, Peter 102.
Südpreußen 346. 418.
Südwestafrika 611. 628.
Suezkanal 527.
Suhl 55.
Sulingen, Konvention von 1803 362.
Swantibor III., Herzog von Pommern-Stettin 88. 109.
Swieten, Gerhard van 314.
Swinemünde 109.
Sydow, Anna 99.
Szatmar, Friede von 214.
Szczekocin 348.
Szlankamen, Schlacht 196.

Taccarary 178.
Taglioni (Bundeskanzleramt) 581.
Tallard, franz. General 215.
Talleyrand, Bischof von Autun 358. 367. 416. 417. 418. 419. 440.
Tangermünde 49. 82. 84. 85. 87. 91. 94. 95.
Tann, von der, bayr. General 506. 566. 571. 577. 578.
Tannenberg, Schlacht 104.
Tauentzien, preuß. General 409. 410.
Tauroggen, Konvention von 403. 404.
Taxis, Familie 135.
Teck, Herzöge von 38.
Tecklenburg, Grafschaft 227.
Tegethoff, österr. Admiral 546.
Teilungsverträge, spanische 142.
Teltow 82.
Temesvar 198. 242.
Templin, Friede von 1317 88.
Teplitz 410. 474.
Teschen, Fürstentum 224. 274. Friede von 1779 304.
Teterow 77.
Tettenborn, russ. General 410.
Teutleben, Kaspar von 19.
Teutschgesinnte Genossenschaft 19.
Thaden-Triglaff, adl. Familie 486.
Thaer, Albrecht 400.
Themar 55. 56. 57.
Thibaut, Jurist 449.
Thiers, Adolf 458. 479. 553. 556. 574. 575. 577. 584. 586. 597.
Thierfch, Professor 456.
Thomasius, Christian 327. 328.
Thon-Dittmar, bayr. Minister 492.
Thorn 99. 100. 104. 105. 244. 302. 345. 376. 418, Friede von 1466 105, Friede von 1411 104, Waffenstillstand von 1521 106.
Thorner Blutbad 244.
Thorwaldsen, Bildhauer 454.
Thugut, Freiherr von, österr. Minister 346.
Thun, Graf Friedrich von, Vorsitzender des Bundestag 520.
Thüringen 51. 52.
Thüringische Erbfolgestreit 51.
Tieck, Ludwig, 456.
Tietzow 154.
Tilsit, Friede von 1807 376.
Tirol 23. 46 215. 366. 390. 394. 423.
Tirol, Schloß 51.
Togoland 612.
Tököly, Graf Emerich 175.
Tolentino, Friede von 1797 350.
Tölz 44.
Tonga-Inseln 610.
Tönningen 225.
Torbay in England 190.
Torgau, Schlacht 295.
Tortona 254.
Toskana 254. 423. 553.
Totleben, von, russ. General 294.
Tott, Klara 26.
Toul 25. 575.
Toulon 219.
Tourcoing 348.
Tours 574.
Tourp 577.
Trachenberg, Schloß 408.
Trafalgar, Kap 366.
Transvaal 626.

Trarbach 216.
Trautenau 544.
Travendal, Friede von 1700 222.
Treilhard, Mitglied des Rastatter Kongresses 355.
Treitschke, Heinrich von 524. 541. 547.
Trentschin in Ungarn 214.
Treptow 110.
Trianon, Tarif von 396.
Trient, Bistum 359. 366. 423.
Trier (Stadt) 157. 216. 482.
Trier, Kurfürstentum 307. 358. 423.
Triest 46. 314. 394.
Trinidad 354.
Triplealliance von 1668 142.
Trochu, franz. General 573.
Tromp, van, holländ. Admiral 147.
Troppau, Fürstentum 274.
Troppau, Kongreß von 1820 448.
Tschechen 475.
Tschernitschew, russ. General 296. 297.
Tsingtau, Bucht von 628.
Tübinger Vertrag von 1514 39. 428.
Tuchweberei 21.
Tugendbund von 1808 385. 426.
Tuln a. d. Donau 176.
Turenne, franz. Marschall 141. 146. 147. 148. 150. 151. 156. 157. 569.
Turin 219.
Türkei 173. 300. 301. 302. 332. 356. 400. 479. 526. 599.
Türkenkriege 174. 195. 241. 254. 374.
Türkheim im Elsaß 150.
Turn und Taxissches Postwesen 135.
Turnau 544.
Twesten, Abgeordneter 548.

Udenheim (Philippsburg) 195.
Uhland, Ludwig 425. 428. 488. 500. 510.
Uhrich, franz. General 573. 575.
Ukermark 83.
Ulm 365. 480.
Ulrich, Herzog von Mecklenburg-Schwerin 75.
Ulrich, Graf von Württemberg 39.
Ulrich, Herzog von Württemberg 39.
Ulrich, Sohn Eberhard des Greiners 39.
Ulrike Eleonore von Schweden 227. 230.
Ulrike Leonore von Dänemark, Gem. Karls XI. von Schweden 221.
Ultramontanen 592.
Umbrien 553.
Unabhängigkeitskämpfe, Nordamerikan. 305.
Ungarn 47. 173. 195. 198. 213. 270. 486. 509. 510. 547.
Union, kirchliche von 1817 436.
Unseldingen, Herrschaft 33.
Unterwalden 486.
Upolu, Insel 628.
Urach 39.
Urach, Grafen von 38.
Uri 486.
Ursinus, Hofprediger 206.
Usedom 230.
Üsenberg, Herr von 32.
Usingen 360.
Utrecht 114. 145.
Utrecht, Friedenskongreß von 1712 220.

Valmy 345.
Varnhagen von Ense 440.
Varzin 554. 625.
Vasvar, Friede von 175.
Vatikanisches Konzil 392.
Vauban, franz. Marschall 162. 170. 177. 215.
Veldenz, Grafschaft 28. 166.
Vendome, Herzog von 213.
Venedig 174. 241. 242. 350. 366. 423.
Venezien 492. 540. 546.
Venloo 424.
Verden 68. 224. 229. 230.
Verdun 344.
Verfassung, preußische von 1848 509.
Veringen 97.
Veringen, Grafen 38.
Verona, Kongreß von 1822 448.
Versailles 574. 582, Friedenspräliminarien 1871 584, Vertrag von 1756 287, Friede von 1783 306.
Vierraden in der Mark 85. 187.
Viktor Amadeus, Herzog von Savoyen 197. 242.
Viktor Emanuel, König von Italien 553. 575. 598.
Viktoria, Königin von England 212. 476.
Viktoria, Gemahlin Kaiser Friedrichs III. 529.
Viktoria siehe auch Auguste Viktoria.
Villafranca, Friede von 1859 531.
Villars, Marschall von 213. 214. 215. 218. 221. 253.
Villersexel 578.
Villiers vor Paris 578.
Villingen 367.
Vincennes 362.
Vincke, Ludwig Freiherr, Oberpräsident 429. 477.
Vincke, Georg Freiherr 485. 501. 521. 533.
Vionville 568.
Virchow, Rudolf 548. 551. 592.
Vischer, Peter 55. 98.
Vitalienbrüder 73. 103.
Vlaemen 459.
Vogel von Falkenstein, preuß. General 538. 543. 562. 564.
Vogelsang, Feste 100.
Vögte 26.
Vogtland 53.
Voigts-Rhetz, von, preuß. General 568.
Völk, Josef 551.
Vollmar, von 631.
Voltaire, Friedr. M. A. 265. 285.
Voralberg 46. 366. 392. 423.
Vorparlament in Frankfurt 492. 499.
Voß, Julie von 330.
Vossem 146.
Vota, Jesuitenpater 204.

Wachau 411.
Wachtmeister, schwed. Oberst 155.
Wagener (Reichskanzleramt) 581.
Waghäusel 514.
Wagram 393.
Waitz, Georg, Historiker 488. 500.
Walachei 242. 255. 301. 526.
Walbeck, Haus 24.
Waldbestand 21.
Waldeck, Fürstentum 63. 306. 427. 464. 509. 523.
Waldeck, Grafen 172. 176. 180.
Waldeck, Stadt in Hessen 63.
Waldeck, Obertribunalsrat, Abgeordnete 508. 522. 548.
Waldemar I., Markgraf von Brandenburg 87. 88. 109.
Waldemar, der falsche 88.
Waldemar, Herzog von Schleswig 69.
Waldersee, Graf, preuß. Generalquartiermeister 618. 624. 628.
Walhalla bei Regensburg 456.
Walkenried, Kloster 66.
Wallis, Kanton 415.
Wallis, Graf, österr. General 255.
Wallenstein, Albrecht von, Herzog von Friedland 76.
Wallonen 459.
Walpole, Robert 253.
Wanderversammlungen 488.
Wangenheim, Freiherr von 450.
Wappen 23.
Waren in Mecklenburg 72.
Warnitza bei Bender 229.
Warnemünde 78.
Warschau 115. 125. 349. 520.
Warschau, Herzogtum 376. 424.
Warschauer Aufstand 472.
Warschauer Quadrupelallianz von 1745 276.
Wartburgfest 1817 436.
Wartenberg, Kolb von 204. 225.
Wartenburg 411.
Wartensleben, Graf (Bundeskanzleramt) 581.
Wartensleben, preuß. Minister 225.
Wasa, schwedische Dynastie 123.
Wasserburg, Wenzelin von 173.
Wasungen 55. 56.
Waterloo 420.
Wavre 419. 420.
Weber, Wilhelm, Physiker 476.
Wegeli, W. K. 310.
Wehlau, Vertrag von 1657 127.
Weida 53. 54.
Weikhmann, Kapitän 576.
Weilburg 360.
Weimar 19. 56. 424. 427. 463.
Weimar-Gotha 35.
Weishaupt, Professor Adam 330.
Weißenburg (Belgrad) 174.
Weißenburg im Elsaß 565.
Weißenfeld, Grafen (Lippe) 63.
Weißenfels 53.
Weitling, Wilhelm 604.
Welcker, Ernst 436.
Welcker, Friedrich Gottlieb, Philologe, 436.
Welcker, Karl Theodor, Jurist, Politiker 436. 464. 492. 500. 510.
Welfen 65. 86. 88.
Welfenlegion 551.
Wellington, Arthur, Herzog von 390. 417. 419. 420.
Weltausstellung in Paris 1867 552.
Weltpostverein 606.
Wenden (Land) 74.
Wenzel, deutscher König 26.
Werbesystem 238.
Werdau 53.
Werder, von, preuß. General 563. 575. 578. 579.
Werle 72.
Werle, mecklenb. Linie 74.
Wernigerode 94.
Werther, Freiherr von, preuß. Gesandter 556.
Wesel 144. 391. 393.
Wessenberg, Freiherr von 482.
Westfalen 360. 376. 423.
Westfälische Friede 42.
Westindien 180.
Westminster, Vertrag von 1716 242, Vertrag von 1756 285.
Westpreußen 105. 302. 590. 614.
Wette, de, Professor 443.
Wettin, Wettiner 24. 51. 54. 86. 87. 183.

Wetzlar 191. 358. 423.
Widden 196.
Wiehr (Bundeskanzeramt) 581.
Wien 46. 172. 175. 176. 240. 245. 254. 366. 390. 447. 492, Friede von 1809 394, Friede von 1864 539, Friede von 1866 546.
Wiener Aufstand 1848 509.
Wiener Bundesakte von 1815 422.
Wiener Kongreß von 1814 417. 421.
Wiener Ministerkonferenzen 1834 474.
Wienbarg 469.
Wiggers, Julius 548.
Wiggers, Moritz 548.
Wildgrafen 28.
Wildungen 63.
Wilhelm I., König von Preußen, Deutscher Kaiser 480. 481. 484. 494. 497. 498. 508. 514. 515. 520. 522. 526. 529 ff. 532. 541. 542. 544. 545. 552. 553. 554. 556. 563. 564. 580. 582. 586 ff. 596. 598. 600. 601. 602. 605. 610. 613. 616.
Wilhelm II., König von Preußen, Deutscher Kaiser 592. 616. 618 ff. 625. 626. 628. 632. 635
Wilhelm, Markgraf von Baden 37.
Wilhelm, Markgraf von Baden-Baden 138.
Wilhelm IV., Herzog von Bayern 35. 44.
Wilhelm V., Herzog von Bayern 44.
Wilhelm, Herzog von Braunschweig 460. 631.
Wilhelm IV., Landgraf von Hessen Kassel 62.
Wilhelm V., Landgraf von Hessen-Kassel 62.
Wilhelm VI., Landgraf von Hessen-Kassel 62.
Wilhelm I., Kurfürst von Hessen 457 (Wilhelm IX., Landgraf von Hessen-Kassel) 432.
Wilhelm II., Kurfürst von Hessen 457. 461.
Wilhelm, Markgraf von Meißen 88.
Wilhelm, Herzog von Sachsen 52.
Wilhelm, Herzog von Sachsen-Weimar 55.
Wilhelm I., König von Württemberg 428. 447. 449. 450. 463.
Wilhelm II., König von Württemberg 631.
Wilhelm II. von Oranien, Statthalter der Niederlande 119.
Wilhelm III. von Oranien, König von England 128. 144. 146. 152. 157. 171. 183. 190. 191. 194. 206. 211.
Wilhelm IV., König von England und Hannover 476.
Wilhelm III., König der Niederlande 552.
Wilhelm V. von Oranien, Statthalter der Niederlande 332. 416.
Wilhelm Friedrich, Fürst von Oranien 360.
Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth 294.
Wilhelmine, Königin der Niederlande 552.
Wilhelmshaven 524.
Wilhelmshöhe bei Kassel 573.
Willems, Jan Frans 460.
Willisch (Bundeskanzleramt) 581.
Willisen, von, preuß. General 517. 534.
Wilna 402.
Wimpffen, franz. General 572.
Windischgrätz, Fürst, österr. General 509.
Windhorst, L. 551. 593. 622.
Winneburg, Herrschaft 393.
Winsen, Schlacht 65.
Winterfeldt, Hans Karl von, preuß. General 290. 291.
Wippermann, hessischer Minister 492.
Wirtemberg, Burg 38.
Wirth, Schriftsteller 473.
Wisby 103.
Wismar 72. 74. 76. 78. 229. 230. 391.
Witt, Cornelius de 146.
Witt, Jan de, Ratspensionarius 142. 146.
Wittelsbacher 43. 45. 302.
Wittenberg 50. 53. 325. 423.
Wittgenstein, preuß Minister 204. 225.
Wittgenstein, russ. General 405.
Wittow, Halbinsel 159.
Wittstock, Vertrag von 1442 74. 84.
Witu in Ostafrika 624.
Wladislaw, König von Polen 104.
Wladislaw II. Jagello, König von Polen 104.
Wladislaw III., König von Polen 93.
Wladislaw IV., König von Polen 115. 123.
Wladislaw VII., König von Böhmen 182.
Wöbbelin 411.
Wohlau 182. 267.
Wöhrde 69.
Wola bei Krakau 199. 252.
Wolf Isebrand, Ditmarse 69.
Wolfenbüttel 65. 66.
Wolff, Christian 327.
Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf 119.
Wolgast 109.
Wollin 108. 230.
Wollmann (Bundeskanzleramt) 581.
Wöllner, Joh. Chr., preuß. Minister 330.
Wöllnersches Religionsedikt von 1788 330.
Worms 139. 190. 191. 274. 423.
Wörth 563.
Wrangel, Karl Gustav, Reichsfeldherr 139. 150. 151.
Wrangel, Waldemar, schwed. General 152. 154.
Wrangel, von, preuß. Feldmarschall 505. 506. 507. 509. 521. 536. 537. 538.
Wratislaw, Fürst von Pommern 108.
Wrede, bayr. General 392. 402. 411. 413.
Wulffen, schwed. General 159.
Württemberg 20. 37 ff. 139. 190. 195. 306. 342. 360. 366. 367. 368. 414. 427. 428. 432. 463. 492. 512. 519. 520. 523. 542. 546. 550. 593. 579.
Würzburg 92. 139. 360.
Würzburg, Burggrafen von 54.
Würzburg, Großherzogtum 414. 423.
Wusterhausen, Vertrag von 1726 248.
Wustrau 277.

Yelin, von, Kammerassessor 369.
York von Wartenburg, Hans David Ludwig von 403. 405. 406. 410.

Zachariä, Jurist 500.
Zähringer 32. 440.
Zaluski, Bischof von Ermland 204.
Zapolya, Johann 173.
Zauche 82.
Zeeland 146.
Zeesen, Philipp von 19.
Zeitz 423.
Zensur 465.
Zenta, Schlacht 197.
Zentraluntersuchungskommission in Mainz 444. 445. 475.
Zentrumspartei 593. 596.
Zeppelin, Graf, württemb. Offizier 564.
Zerbst 59.
Zeven, Kloster, Konvention von 1757 291.
Zezulka (Bundeskanzleramt) 581.
Ziegenhain 61.
Ziegler, Verfasser des „Pegu" 18.
Zieten, Hans Joachim von, preuß. General 277. 292. 295. 296.
Zieten, von, preuß. General 420.
Zinzendorf, Nikolaus Ludwig von 324. 325.
Zips 300.
Zivilehe 595.
Znaim 393.
Zollern 90 ff. 96.
Zollern, Albrecht von 92.
Zollern, Burchard von 91.
Zollern, Eitelfriedrich I. 97.
Zollern, Eitelfriedrich II. von 97.
Zollern, Graf Friedrich von († 1201) 92.
Zollern, Friedrich III. von 92.
Zollern, Friedrich IV. von 92.
Zollern, Friedrich V. von 92.
Zollern, Friedrich VI. von (Markgraf von Brandenburg) 92.
Zollern, Friedrich der Öttinger von 97.
Zollern, Johann II. von 92.
Zollern, Johann III. von 92.
Zollern, Jost Nikolaus, Graf von 97.
Zollern, Konrad von 92.
Zollern, Wezel von 91.
Zollparlament 550.
Zollverein, preußischer 550.
Zollverein, süddeutscher, mitteldeutscher 463.
Zollverein, deutscher 461.
Zorndorf, Schlacht 294.
Zossen 97.
Zrin (Serin) Burg 173.
Zrinyi, Graf Nikolaus 173. 175.
Zug 486.
Züllichau 96.
Zünfte, Zunftwesen 21. 235.
Zürich, Schlacht 356.
Zusmarshausen 151.
Zutphen, Heinrich von 70.
Zweibrücken 26. 28. 166.
Zwickau 53.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

DD 89 .H4 1905 v.3 IMS
Heyck, Eduard,
Deutsche Geschichte
47087958

PONTIFICAL INSTITUTE
OF MEDIAEVAL STUDIES
59 QUEEN'S PARK
TORONTO 5 CANADA